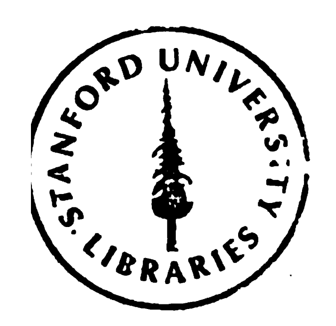
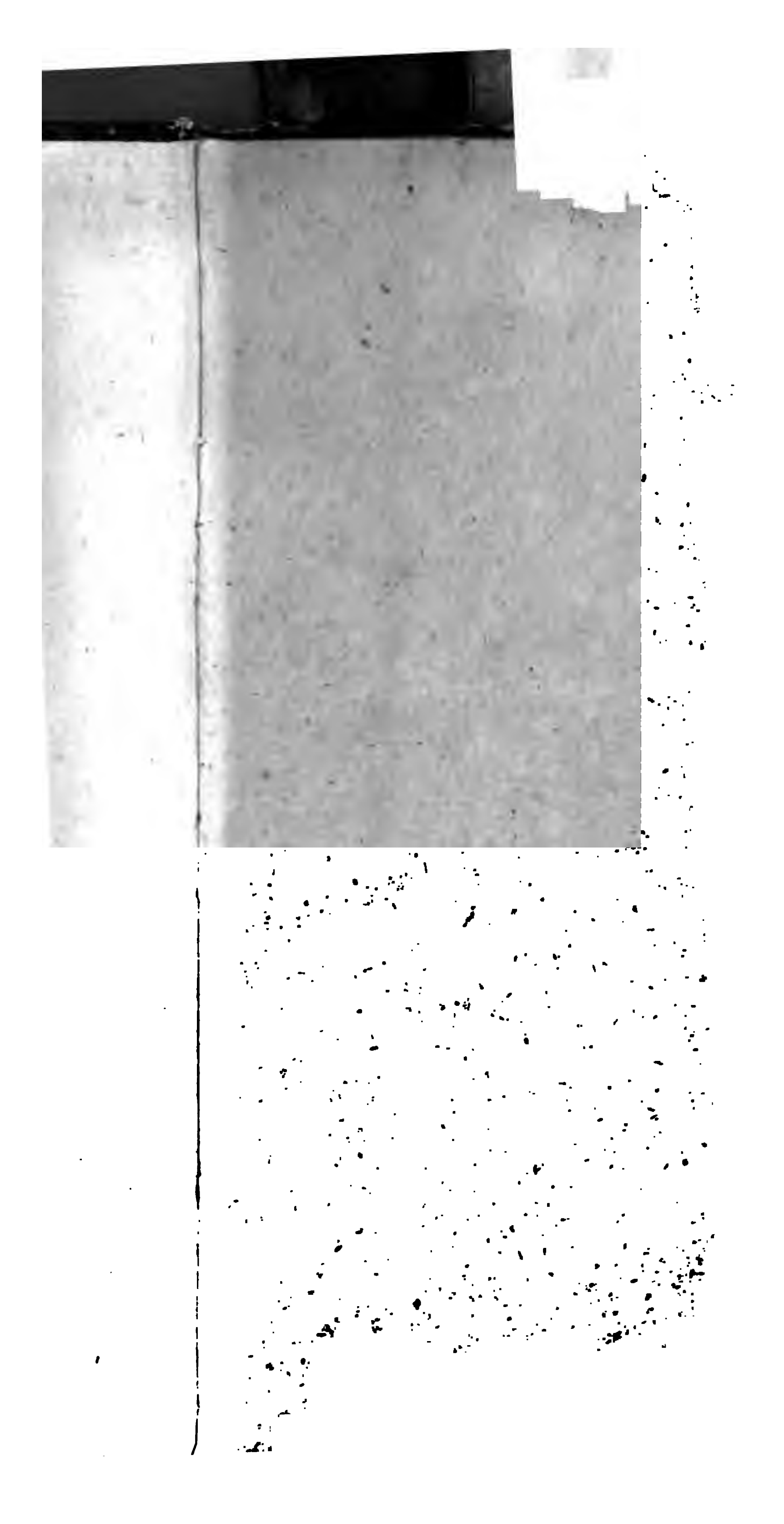

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES





G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

redigirt

von

Jos. Edmund Jörg.

Achtunddreißigster Band.



München, 1856.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

er Christum mit den Titeln der nordischen Mythologie und in den Sangesweisen, die einst zu Ehren Thors, Odins und Frigga's erklangen, sagt er unumwunden, daß Skandinavien und namentlich Dänenland allein der rechte Boden sei zur schönsten Blüthe des Christenthums. Durch bekannte politischen Umstände gewann aber die nationale Marotte in neuester Zeit auch noch eine specifische und äußerst feindselige Richtung nach Außen. Deutschland, sonst angesehen wie die Säugamme und der Mentor Dänemark's, unterliegt jetzt dort dem unbeschreiblichsten Volkshasse*). Grundtvig machte die Schwenkung mit und zwar namentlich in der — Theologie. Sein früherer Freund, der bekannte Theologe Dr. Rudelbach in Kopenhagen, sonst gut dänisch gesinnt und namentlich bewährt als Gegner jener Schleswig-Holsteiner, welche „den Amtseid selbst mit in die Sphäre der Insurrektion hinübergezogen", wie er ihnen vorwarf: er heißt jetzt, bloß um seines deutschen Namens und seines deutschen Lutherthums willen, bei der Partei Grundtvig's nicht anders als der „deutsche Hund"**). Derselbe Dr. Rudelbach kam vorigen Jahres auf die Leipziger

*) „Nach langer, fast sclavischer Abhängigkeit von Deutschland in Beziehung auf alle innern und äußern Lebensentfaltungen noch im vorigen Jahrhundert, hat die spät erwachte nationale Eitelkeit den feindseligsten Gegensatz gegen jedes deutsche Element in das Volk geworfen. In meiner strenglutherischen Heimath heißt das Wort: du bist katholisch, soviel als: du bist verrückt; in Dänemark ist das Wort Tydsker, Deutscher fast gleichbedeutend mit Windbeutel. In der That ist jetzt ein blinder Haß gegen alles Deutsche der bewußteste Besitzstand der dänischen Nation, und dieser wird den Kindern mit der Muttermilch eingetrichtert. Wie es jetzt um die nationale Stimmung steht, wird das dänische Volk sich eher dem sonst gehaßten Schweden in die Arme werfen, zu dem es durch Jahrhunderte in den blutigsten Fehden gestanden hat, als Deutschland." Petersen S. 107 ff.

**) Zu Recompens erfreut sich Hr. Grundtvig des Cognomens „national Tyren", d. i. „der nationale Stier".

kirchliche oder episcopale Partei in Dänemark zu gründen, ist schon vorher vollständig gescheitert. Ganz anders als in Schweden gesteht man hier offen die Wahrheit ein: „die dänischen Bischöfe hätten nicht die successio apostolica, indem dieselbe in der Reformationszeit abgebrochen worden, weil Bugenhagen, nicht selbst als Bischof ordinirt, die neuen Superintendenten einweihte" *). Wäre es aber auch anders, so käme doch die Succession gleichfalls aus Deutschland, wäre also zur Zeit wieder nicht zu gebrauchen. So ist also die Grundtvig'sche Richtung die einzige, von welcher ein Neubau der dänischen Kirche, nicht eine bloß subjektivistische Demokratisirung zu erwarten wäre. Und die Folgen? Der scharfsinnige aber ätzende Theologe Dr. Kierkegaard stellt ihr das Horoskop wie folgt:

„Der Grundtvig zankt sich und schlägt sich, als ob Gottes Haus daran hinge, daß er mit seinen treuen Nachbetern eine freie Kirche für sich machen könne; kaum hat er es erreicht, so ist sein Christenthum zu Ende, und er fängt wieder an, sich zu balgen, um ein großer Mann in allen den Richtungen zu werden, die die Welt ihm offen stellt; mit der officiellen Kirche, wie mit der Welt würde er sich leicht zurecht finden, wenn man ihm nur seinen Willen läßt" **).

Indeß darf man doch gespannt seyn auf die nächsten Maßnahmen der Grundtvigianer. Und zwar in zwei Richtungen. Sowohl Grundtvig als Lindberg sind Mitglieder des Reichstags. Als solche gedachten sie, nach Rudelbachs Aussage, schon im vorigen Jahre die Abschaffung der symbolischen Bücher der Lutheraner beim Volksthing zu beantragen. Ihre Kritik dieser Glaubensnormen würde kurz und bündig lauten: sie sind deutsches Fabrikat! Andererseits war Dr. Kierkegaard's grauenhafte und vernichtende Polemik gegen die Staats- und Volkskirche zwar von ganz anderm Ge-

*) Darmst. K.-Z. vom 17. Nov. 1855.

*) Quehl a. a. O. S. 295.

von christlicher Kirche und Glaubensnorm. So ist er auch zugleich die natürlichste Rache an jener banalen Phrase, welche dem reinen Evangelium vor Allem nachzurühmen pflegt, daß es die ächteste Frucht des germanischen Geistes, national-deutschen Ursprungs sei.

Indeß ist diese Richtung selber im Kampfe auf Tod und Leben gegen den flachen Rationalismus erwachsen, wie er vor ein paar Decennien noch in Dänemark nicht weniger als in Deutschland alle Kanzeln und Katheder überfluthet hatte. An seiner Spitze stand der renommirte Professor Clausen, „Exminister, Protodemokrat und Hegelianer“, wie ihn Hr. Petersen jetzt betitelt, und heute noch zählen fast alle älteren Prediger des Landes zu seiner Partei. Gegen ihn hatte viele Jahre lang der Prediger Grundtvig zu Kopenhagen mit seinem Schildknappen, dem Orientalisten Lindberg, auf's heftigste gestritten. Grundtvig selbst ist zwar schon ein alter Mann, auch steht er nicht minder als Clausen stets auf Seite der äußersten politischen Opposition; doch ist eine große Zahl namentlich unter den jüngeren Predigern ihm bis auf seinen jetzigen Parteistandpunkt gefolgt. So zerfällt fast die gesammte dänische Predigerschaft in die Richtungen Clausen's und Grundtvig's.

Die Entwicklung des Letztern bis zu seiner heutigen Anschauung ist nicht ohne Interesse. Im Anfang bewies er nur immer, daß Clausen's Lehren den in der dänischen Kirche als einzige Norm geltenden Glauben, d. i. die symbolischen Bücher der Lutheraner untergrüben, Clausen also von der Staats-Kirche abgesetzt werden müsse. Vergebens. Da wendete sich endlich Grundtvig's Mißtrauen gegen die Staatskirche selbst; er fing an, die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche vom Staat zu verfechten. Auch Clausen's Losung war: „Erlösung der Kirche vom staatskirchlichen Joche.“ Aber Clausen meinte eine selbstständige Kirchenverfassung zu Gunsten des Unglaubens oder des Subjektivismus, Grundtvig eine selbstständige Kir-

bolischen Bücher, welche die lutherischen Deutschen vor dreihundert Jahren als den Lehrinhalt der Bibel aufgestellt. Augenscheinlich mußte eine solche Anschauung fast nothwendig zur Verwerfung des Bibelprincips selber führen, aus dem ja eben die dreihundertjährige Verirrung geflossen. Wirklich sagt Grundtvig ganz unumwunden von sich aus: er sei weder ein „evangelischer“ noch ein protestantisch-kirchlicher Christ, denn er erkenne die heilige Schrift nicht als regula fidei et vitae an; diese stehe ihm nur im zweiten Gliede; im ersten steht das apostolische Glaubensbekenntniß als eigentlich historisches Bindeglied für die Christenheit aller Jahrhunderte. Also nicht auszulegende Schrift, sondern ausgelegte Schrift! Und zwar ausgelegt nicht durch irgendwelche hergelaufenen Theologen, sondern durch den Herrn selbst und seine Apostel, und durch die Tradition auf uns vererbt.

Wie man sieht ist die Grundtvig'sche Bewegung im Punkte der Glaubensnorm gleichfalls von besonderm Interesse. Die deutschen Beobachter sehen in ihr auch selber nicht ohne Entsetzen den Protestantismus völlig aus seinen Grundvesten geworfen; denn „indem sie im Bekenntniß des Taufbundes eine ursprüngliche, über die Bibel selbst hinausreichende Tradition habe, mittelst derer sie ihre Angehörigkeit an die „„heilige allgemeine Kirche““ postulire, habe sie einen katholisirenden Halt.“ Ebenso ein Anderer: „durch diese Feststellung der Unwandelbarkeit der Tradition nähert sich Grundtvig dem Katholicismus.“ Nur daß nichtprotestantisch eben nicht auch schon katholisch ist. Betrachten wir nur die Hauptsätze der Grundtvigianer genauer! Nicht die Bibel, sondern das apostolische Symbolum ist als Grundlage des christlichen Glaubens anzusehen; das apostolische Glaubensbekenntniß ist vom Herrn selbst den Aposteln mitgetheilt und enthält so als ein göttlich-bewährtes Symbol den ächten Kern der christlichen Lehre; also nicht ein Produkt des kirchlichen Bewußtseyns, sondern ein vom Herrn selbst angeordnetes Bekenntniß, das früher

er Christum mit den Titeln der nordischen Mythologie und in den Sangesweisen, die einst zu Ehren Thors, Odins und Frigga's erklangen, sagt er unumwunden, daß Skandinavien und namentlich Dänenland allein der rechte Boden sei zur schönsten Blüthe des Christenthums. Durch bekannte politischen Umstände gewann aber die nationale Marotte in neuester Zeit auch noch eine specifische und äußerst feindselige Richtung nach Außen. Deutschland, sonst angesehen wie die Säugamme und der Mentor Dänemark's, unterliegt jetzt dort dem unbeschreiblichsten Volkshasse*). Grundtvig machte die Schwenkung mit und zwar namentlich in der — Theologie. Sein früherer Freund, der bekannte Theologe Dr. Rudelbach in Kopenhagen, sonst gut dänisch gesinnt und namentlich bewährt als Gegner jener Schleswig-Holsteiner, welche „den Amtseid selbst mit in die Sphäre der Insurrektion hinübergezogen", wie er ihnen vorwarf: er heißt jetzt, bloß um seines deutschen Namens und seines deutschen Lutherthums willen, bei der Partei Grundtvig's nicht anders als der „deutsche Hund"**). Derselbe Dr. Rudelbach kam vorigen Jahres auf die Leipziger

---

*) „Nach langer, fast sclavischer Abhängigkeit von Deutschland in Beziehung auf alle innern und äußern Lebensentfaltungen noch im vorigen Jahrhundert, hat die spät erwachte nationale Eitelkeit den feindseligsten Gegensatz gegen jedes deutsche Element in das Volk geworfen. In meiner strenglutherischen Heimath heißt das Wort: du bist katholisch, soviel als: du bist verrückt; in Dänemark ist das Wort Tydsker, Deutscher fast gleichbedeutend mit Windbeutel. In der That ist jetzt ein blinder Haß gegen alles Deutsche der bewußteste Besitzstand der dänischen Nation, und dieser wird den Kindern mit der Muttermilch eingetrichtert. Wie es jetzt um die nationale Stimmung steht, wird das dänische Volk sich eher dem sonst gehaßten Schweden in die Arme werfen, zu dem es durch Jahrhunderte in den blutigsten Fehden gestanden hat, als Deutschland." Petersen S. 107 ff.

**) Zu Recompens erfreut sich Hr. Grundtvig des Cognomens „national Tyren", d. i. „der nationale Stier".

Indeß hatte Ein Mann, Däne und Protestant, das kirchliche Produkt aus jener Umwälzung erst noch im vorigen Jahre einer Kritik unterzogen, wie sie nach der Tiefe und Eigenthümlichkeit der Anschauung in ihrer Art selbst bei den Sektirern und Separatisten der praktischen Gottseligkeit im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht erhört war. Ein wildgewachsener Ascet war in ihm auferstanden, der nicht bloß den Einzelnen, auch nicht bloß der dänischen Kirche, und nicht bloß der protestantischen Theologie, sondern dem ganzen protestantischen Christenthum, nicht so fast mit Mark und Bein durchschneidender Stimme Buß-Predigt hielt, als vielmehr die gewisse Verdammniß verkündete in Worten, die in der That dem rollenden Donner gleichen. Er war weit entfernt von irgendwelchem Kryptokatholicismus; ja er scheint das specifische Wesen der alten Kirche wenig und aus praktischer Anschauung gar nicht gekannt zu haben. Aber wir erinnern uns nicht, jemals irgendwo die Principien protestantischen Lebens und Kirchenwesens in einem markirtern Gegenbilde hingestellt gesehen zu haben. Und zwar vom praktisch-religiösen Gesichtspunkte aus; denn um „Lehrsätze" war es ihm so wenig zu thun, als Hrn. Hoffmann in Würtemberg; Handeln, That, Leben war ihm Alles; christliche Realität statt christlicher Phrase! Der Tod rief den merkwürdigen Mann ab, ehe er über den negativen Theil seines Systems völlig hinaus zum positiven gelangte. Aber es ist ein beachtenswerthes Zeichen am nordischen Kirchen-Himmel, daß ein solcher Mann unter ihm noch erscheinen, allgemeine Spannung erregen, sehr viel Beifall finden, und ohne einen einzigen ernstlichen Versuch der Widerlegung zu erfahren — das Feld behaupten konnte.

Dr. Sören Aaby Kierkegaard*) zu Kopenhagen ward von den Dänen bereits der „Luther unserer Zeit" genannt, als er vor sieben Monaten starb. Noch ein Jahr

*) „Kierkegaard", zu deutsch: „Kirchhof".

nur die der Katholiken ausgenommen, schwärmende Bischof Mynster von Seeland provocirt, mit dem Kierkegaard übrigens in persönlich freundlichen Verhältnissen stand. Sie drehte sich bereits ganz um den Fundamentalsatz der nachfolgenden Polemik Kierkegaard's: „daß die officielle Kirche nicht nur hinter dem christlichen Ideal weit zurückbleibe, sondern dasselbe auch nicht einmal praktisch aufzustellen prätendiren könne." Wie man sieht, ist dieß ein Satz, der nur vom protestantischen Kirchenbegriff aus denkbar ist, von ihm aus vielleicht auch einfach zugestanden werden kann. Es fehlt jetzt wirklich nicht an Stimmen, die da meinen: das hätte Bischof Mynster ganz ruhig zugeben können*). Statt dessen entspann sich ein heftiger Streit gegen Kierkegaard, und als Mynster inzwischen starb, stieg die gegenseitige Erbitterung erst auf's höchste. Der neue Bischof von Seeland nämlich, Dr. Martensen, gebrauchte in der Leichenrede unter den üblichen hochtrabenden Phrasen von seinem Vorgänger auch den Titel „Wahrheitszeuge", er reihte ihn ein „in die heilige Kette der Wahrheitszeugen." Das war zu arg für Hrn. Kierkegaard. Den 24. Mai 1855 sprach er im „Faedrelandet" dem Verstorbenen feierlich den Charakter eines „Wahrheitszeugen" ab; was er ihm dagegen zusprach, deuten die Worte an, die er dem neuen Bischof in's Gesicht warf: „Es war sehr unvorsichtig von dem Bischof, daß er von Wahrheitszeugen redete; er riskirt ja, daß man ihn und seine Geistlichen als Wahrheitszeugen ohne Pension entläßt und den ganzen Finanzstaat der Kirche, als nicht für Wahrheitszeugen sich gehörend, streicht" **).

Kierkegaard war hiermit in das zweite Stadium des Processes eingetreten; er warf alle Rücksichten ab. Dem „officiellen Christenthum" gilt es! — donnerte er den für das beliebte Andenken Mynsters gegen ihn aufgestandenen Pre-

*) F. Beck in der Darmst. K.-Z. vom 31. Jan. 1856.
**) Bei Quehl S. 286.

ein neues Gesangbuch, der Andere eine veränderte Liturgie, einen mehr poetischen Cultus, Extrapredigten in illuminirten Kirchen, gute Musik oder kleine Betconventikel u. dgl. m. vor. Was kann dieß Alles helfen? Der Fehler liegt im ganzen Staatskirchenbau. Jagt die königlich autorisirten Quacksalber weg, macht die betrügerischen Seligkeitsboutiquen, die einzigen, die der Staat am Sabath offenstellt, zu! Laßt uns Gott wieder in Einfalt und Einfachheit anbeten. Die gagirten Apostel können doch nicht helfen. Errettet das Christenthum von dem selbstklugen, salbadernden Staatseinfluß. Wir bedürfen der frischen Luft und der unmittelbaren Leitung Gottes. . . Diese geistlichen Comedonen und Parasiten, die die geistige Verdauung hemmen, müssen fort. Da sie offenbar von dem Christenthum des Evangeliums nichts wissen, so ist ihre Bestallung geradezu ein Patent für Wölfe, um Schäfer zu werden. Mögen sie ihr Christenthum immerhin wie ein Trinklied ableiern. In den Eß- und Trinkstuben gehören sie am füglichsten zu Hause, im Tempel Gottes nicht" *).

Und in der ganzen Volkskirche öffnete sich kein Mund, rührte sich kein Blatt gegen solche Invektiven; es war, als müsse sie alles Das als unwiderlegliche Wahrheit hinnehmen! Dr. Martensen und seine Freunde, die sich für die Person Mynsters so schnell und heftig erhoben hatten, wußten jetzt, wo es ihrer Kirche selber galt, sie nur durch Schweigen und Ignoriren zu vertheidigen. Indeß schüttete Kierkegaard mit steigender Hast sich aus; er fühlte das Ende seiner Tage herannahen, und der Glaube an die heilige Mission, die Gemüther abwendig zu machen von dieser Volkskirche, spornte seine Eile. Selbst manche von denen, die sein „apostolischer Muth für Christus gegen die Welt" hingerissen hatte, schauderten, als er endlich alle Gnadenmittel und Sakramente der Kirche für wirkungslos, null und nichtig erklärte, und seinen Lesern jede Betheiligung an dem öffentlichen Gottesdienst, der ja nur eine Fälschung des Christenthums sei, als Läste-

*) Bei Quehl S. 286 ff. 290.

rung vorwarf. Aber bei der Masse wuchs der Beifall; Kierkegaard's Name war in Aller Mund, bald war der menschenscheue Sonderling der populärste Mann in Dänemark; seine Schriftchen fanden reißenden Absatz in mehreren Auflagen, sie sind auch schon übersetzt, namentlich in's Schwedische, und man fürchtet mit Grund, daß sie jetzt nach dem Tode des Verfassers erst recht Verbreitung gewinnen, und der Kirche Dänemark's ein unvergeßliches Andenken bereiten dürften. Insbesondere will man bemerken, daß der Schullehrerstand sie im eigenen Interesse gegen die Pastoren ausbeute, und durch die Zuthat seiner „geistigen Rohheit" die Propaganda ihrer idealistischen Polemik noch verschlimmere. Sie erschienen zuerst als Artikel im „Faedrelandet", dann aber als eigene periodischen Pamphlete unter dem Titel: „Augenblicke".

Neun Nummern hatte Kierkegaard seit dem 24. Mai 1855 in die Welt geschleudert, als er plötzlich von einer Lähmung der untern Extremitäten befallen ward. Einsam und freundlos wie er war, ließ er sich zur Pflege in's Hospital bringen. „Ich werde sterben und bin dazu bereit, ich habe gesagt, was ich zu sagen gehabt, meine Mission ist vollendet" — mit diesen Worten legte sich Kierkegaard auf's Todbette, und wenige Tage darauf (am 11. Nov. 1855) starb der „neue Luther" Dänemarks wirklich, „bei vollem Bewußtseyn, ohne Widerruf, ohne Reue, ohne Geistlichen und ohne Abendmahl." Die officielle Kirche aber? „Auf den Wunsch der Anverwandten" begrub sie den Todten, der ihr so energisch seinen „Haß und Abscheu" zugeschleudert, als doch formell nicht ausgeschieden, mit aller Feierlichkeit, wie jedes andere „ihrer lieben Mitglieder"! Eine unzählige Volksmenge stand am Grabe. Kierkegaard's eigener Bruder, Landpastor und Grundtvigianer, polemisirte in der Leichenrede gegen die Lehre des nun für immer geschlossenen beredten Mundes. Aber als er fertig war, erhob sich der Neffe des Begrabenen,

Cand. medic. Lund, ein feuriger Anhänger des todten Oheims, und legte „feierlichen Protest“ ein, „daß die officielle Staats-Kirche, welche der Heimgegangene bis zu seinem Tode unermüdlich bekämpft, ihn durch ihre unerwünschten Segnungen bis zu seiner letzten Ruhestätte verfolgt habe“ *).

So hat Dr. Kierkegaard noch als Leiche eine eigenthümliche Charakteristik der dänischen Kirche geliefert. Uebrigens ist es etwas viel Größeres, als das speciell dänische Moment, was an dem merkwürdigen Manne uns interessirt. Seine Stellung nämlich zu den protestantischen Principien überhaupt. Wie gesagt, war die religiöse Richtung Kierkegaard's vorerst fast nur kritischer Natur. Er beschränkte seine Mission darauf, die Leute der officiellen Kirche zu entfremden, und diese selbst dadurch zu stürzen; was dann werden solle, darüber äußerte er sich nicht. Es müßte denn sein Angstruf nach Anbetung „in Einfalt und Einfachheit“, nach „frischer Luft“ und „unmittelbarer Leitung Gottes“ dahin verstanden werden. Dieß sind aber immer nur Ausgangspunkte; wohin hätten sie den geistreichen Mann geführt? Ueber die endlichen objektiven Resultate seiner literarischen Thätigkeit ist man in Dänemark selbst sehr in Zweifel. „Der Unglaube an die Staats-Kirche kann irgendwelchem Sektenglauben die Bahn brechen, auch kann die leergewordene Stelle vom Katholicismus eingenommen werden“ — so äußert ein protestantischer Beobachter aus Kopenhagen **). Nach welcher der beiden Seiten hin wäre wohl Kierkegaard selber verschlagen worden? Die nachfolgende Analyse soll wenigstens seine höchst seltenen, und unter obwaltenden Umständen fast wunderbaren Standpunkte genauer angeben. Denn über das Weitere liegt von ihm keine nähere Auslassung vor, als das freilich viel-

*) Quehl S. 279 ff. 298 ff. Vgl. Darmst. K.-Z. vom 22. Sept. 1855 und 31. Jan. 1856.

**) Darmst. K.-Z. vom 22. Sept. 1855.

sagende Wort zum Schlusse seiner Kritik der officiellen Kirche: darum zur katholischen Kirche übertreten, „das wäre Uebereilung"!

Aus unserer Prüfung der Kierkegaard'schen Kritik stellt sich vor Allem der Befund heraus: Alles in seinen Aufstellungen, was mit Recht als ausschweifend und schwärmerisch bezeichnet werden kann, rührt daher, weil er festhielt am protestantischen Kirchenbegriff. „Nicht die Kirche macht zum Christen, sondern die Christen machen die Kirche"; was ist natürlicher, als daß Kierkegaard einen sehr strengen Maßstab wählte für den Begriff „Christ", daß er nicht so leicht Einen als „Christen" gelten lassen konnte, d. i. als einen derjenigen, welche durch ihre Verbindung die Kirche erst machen? Er legte sofort diesen seinen Maßstab an, um die Volkskirche Dänemarks oder ihre Glieder, das ganze protestantische Volk daran zu messen, und er fand sie Alle — viel kurz! Er fand, daß alles Das eigentlich nur „Welt" sei, was man von officieller Kirche wegen als „Christenthum" und „Christenheit" betitelt. „Es gibt keine Christenheit, keine christliche Welt, kein christliches Volk, sondern höchstens einzelne Christen!" — so lautete sofort sein Grundsatz. Also ist es Unsinn oder Betrug, von „Kirche", „Volkskirche" zu reden! — so lautete die nächste Folgerung. „Wenn der Einzelne damit Christ zu seyn meint, daß er der Kirche, dem christlichen Volke ꝛc. angehört, so betrügt er sich nur, und die Geistlichkeit, die diese Vorstellung fördert, ist die Urheberin des Betrugs" — so lautete das endliche Resultat. Denn eine solche Kirche setzt immer eine große Zahl sogenannter Christen voraus; nun aber hat sein Maßstab Hrn. Kierkegaard unfehlbar überzeugt, daß „dem Wesen des Christenthums nichts so sehr widerstreite als die massenhafte Ausbreitung." „Die Welt steht an sich im schreienden Gegensatz zum Christenthum; mache dieses weltlich oder bilde der Welt ein, daß sie christlich sei, so hört das wahre Christenthum

mit dem Widerspruch auf; eine Menge Christen ist schon ein Widerspruch; die Zahlen, die Namen, die Massen sollen es gerade verbergen, daß es keine Christen gibt, daß man kein Christenthum will" *). Jene drei Sätze nun verfocht er gegen die Prediger. Mit einem Worte, er lehrte: es gibt keine Stellung des Christenthums zur Welt, als absolute Feindschaft!

Dennoch aber reden die Prediger von Christenheit, Kirche, Volkskirche, christlicher Welt. Wie können sie das? Hr. Kierkegaard fand den einfachen Kunstgriff bald heraus: sie hatten den evangelischen Maßstab verkürzt, unglaublich unverschämt verkürzt, hatten „ein für die Massen bequemes Christenthum hergerichtet." So brachten sie freilich leicht eine große Zahl von „Christen" in ihre „Kirche", sagt Hr. Kierkegaard, so können sie nun reden von ihrer Christenheit oder christlichen Welt, nur daß eben dieses Christenthum und das neutestamentliche Christenthum himmelweit verschiedene Dinge sind. „Dieß ist's, was man erzweckt, und besonders ganz vollkommen im Protestantismus erreicht hat, namentlich in Dänemark" — so hatte sich Kierkegaard schon in seiner Schrift: „Das Salz", geäußert. Auch in den „Augenblicken" beschuldigt er ganz specifisch eben den Protestantismus, den evangelischen Maßstab des Christseyns elendiglich verfälscht zu haben:

„Wenn man sieht, was es eigentlich heißt, Christ zu seyn, wer wird hier zu Lande wohl auch nur einen Augenblick auf die Idee kommen, daß Christus dieses meint, wenn er von Kreuz- und Qualleiden redet, wenn er fordert, daß man sein Fleisch kreuzigen, sich selbst hassen, für die Lehre leiden, Salz seyn und geopfert werden solle. Nein, im Protestantismus, und besonders bei uns geht das Christenthum nach einer andern Melodie, wie Jeppe singt: so lustig, so lustig, rund, rund, rund."

„Der Spruch: zeige mir deinen Glauben durch deine Werke, ist glücklicherweise abgeschafft. Was gehen dich meine Werke an,

*) Bei Quehl S. 280; vgl. Darmst. K.-Z. vom 22. Sept. 1855.

wenn du nur siehst, daß mein Glaube der officiell patentirte ist. Dieß ist die geistliche Ansicht, die darauf ausgeht, die Menschen sicher zu machen und zu garantiren, daß sie die lieben Gemeindeglieder gar nicht incommodiren und molestiren, sondern daß Alles ein Spaß seyn solle, der Niemanden Verdruß macht. . . Mit der Welt muß der Streit geführt werden auf Leben und Tod, heißt es im Evangelium. Mit der Welt müssen wir Friede halten und uns vertragen, sagt die Kirche" *).

Offenbar hat hier Kierkegaard das Sola-fide und seine Consequenzen im Auge, durch welche die strenge Disciplin der fides formata verdrängt, und der Rechtfertigungsgrund subjektiv in das momentane Sündergefühl, und respective in die Phrase verlegt ward. Nothwendig mußten dadurch die Bedingungen des Christseyns und der Angehörigkeit zur Kirche auf ein Minimum herabgesetzt werden. Wer immer dieses Minimum, noch dazu eine bloße Phrase, sich gefallen ließ, dem konnte nicht bestritten werden, nicht nur daß er Christ sei, sondern auch daß er die symbolmäßige oder Bekenntniß-Kirche mit bilden helfe. Den ungeheuern Schaden, welchen dadurch die christliche Idee und das kirchliche Leben erlitt, meint Kierkegaard, wenn er z. B. herausfährt, wie folgt: „Also wisse man, daß wir übler daran sind, als die Heiden. Diese können doch Christen werden. Bei uns ist es aber so eingerichtet, daß der Weg zur Wahrheit durch einen großartigen Sinnenbetrug, durch die Selbsteinbildung des bereits errichteten vollkommenen Christenthums ganz unzugänglich gemacht ist. Die große Illusion darf man nicht hinwegnehmen, anathema esto." Man muß sich den ganzen Zerfall alles wahrhaft christlichen Lebens bei dem keckften Ruhme unbestrittener Christlichkeit und Rechtfertigkeit vorstellen, welcher unserm redlichen Eiferer in Folge der frechen Verkürzung des evangelischen Maßstabes vor Augen lag: wenn man die zornige Energie recht begreifen will, mit der er dem Prote-

*) Bei Quehl S. 294; vgl. Darmst. K.-Z. vom 22. Sept. 1855.

stantismus vorwarf, das Wesen des Christenthums gerade umgekehrt und auf den Kopf gestellt zu haben, ein Vorwurf übrigens, den, wie wir sahen, auch z. B. die Irvingianer erheben:

„Das officielle Christenthum ist eine dem menschlichen Eigenwillen also angepaßte Lehre, daß sie die Menschen direkt anspricht. Das evangelische Christenthum spricht nicht an. Es sagt geradezu, daß es dem Menschen ein Aergerniß seyn müsse. Er muß wollen, was er nicht will, und dem Eigenwillen entsagen. Indem die Geistlichkeit, die Welt sich bewogen zu machen, die Sache umkehrt, schafft sie Millionen contribuirende Seelen in ihre Kirche, die aber erst jenseits erfahren, daß die weltliche Kirche sie um den Himmel betrogen und der Hölle verkauft hat."

„Der Genius ist ein Wunder durch die Gabe der Natur. Der Christ ist dagegen das Außerordentliche, die seltene Ausnahme, das Wunder auf dem Gebiete der Freiheit. Allen steht es frei, zu solchen außerordentlichen Ausnahmen sich heranzubilden. Deßhalb wird das Evangelium Allen verkündet. Aber wenige führen es aus. Die officielle Kirche hat das Außerordentliche, dieß was seltener ist als das Genie, gänzlich trivialisirt. Kaum gehört mehr dazu, die höchste Bestimmung zu erreichen, als geboren zu werden. Eine kleine bezahlte Ueberschüttung mit Wasser reicht hin. Kann das Kind soweit gebracht werden, daß es die Polizei und das Zuchthaus nur soeben links liegen läßt, so ist der Himmel sicher, von Priesters Gnaden" *).

Was wollten die Prediger darauf erwidern? Wie gesagt, erwiderten sie nichts. Natürlich! sie hätten läugnen müssen, daß der evangelische Maßstab des Christenthums von Kierkegaard richtig gegriffen sei, und das konnten sie nicht. Sie konnten aber auch nicht den unrichtigen Gebrauch dieses Maßstabes nachweisen, und sich auf ihren richtigen Gebrauch berufen. Nicht an die Einzelnen, hätten sie sagen müssen,

*) Bei Quehl S. 291 ff.

ist der Maßstab anzulegen, sondern an die Kirche; nicht am Einzelnen ist das Ideal des Christenthums zu suchen, sondern an der Kirche, die dann erst den Einzelnen ihm mehr oder weniger sich annähern hilft. So könnte wohl der Katholik dem Rigorismus Kierkegaards entgegnen, denn seine Kirche ist eine objektiv gegebene Anstalt, eine Realität für sich; so konnten aber nicht diejenigen erwidern, deren Kirche eben nur aus der Ansammlung der einzelnen Glaubenden, d. i. Christseienden besteht, in der also allerdings an die Einzelnen der Maßstab angelegt werden muß. Die Prediger mußten daher ohne Widerspruch zulassen, daß Dr. Kierkegaard den unläugbar aus den Worten der Bibel abgezählten Maßstab, zu ihrem eigenen unübertrefflichen Spott und Hohn, in ganz falscher Weise gebrauchte. Sie konnten das nicht rügen, denn er verfuhr hierin nur nach ihrem eigenen, dem allgemein protestantischen Kirchenbegriff. Wir kommen hier auf das Obengesagte zurück: Hrn. Kierkegaard's Verirrungen haben einzig und allein darin ihren Grund, daß auch er eine Kirche als objektiv gegebene Anstalt weder kannte noch suchte, eine Kirche, welche er an dem Maßstab der evangelischen Forderungen hätte prüfen können, ob sie dieselben ihren Angehörigen auch wirklich vorstelle, und an ihnen je nach Stellung und Anlage zu verwirklichen suche.

Aus diesem Grunde verirrte sich Hr. Kierkegaard so weit, daß das ganze Werk Christi auf Erden sich ihm auf ein jeweiliges Häuflein griesgrämiger und weltscheuer Sonderlinge reducirte, wie er endlich selber einer geworden war. Daß das Christenthum die Bestimmung habe, in stetem Ringen mit der Welt die Welt zu überwinden, und nicht vor der Welt davonzulaufen, das faßte er gar nicht mehr. Wir wiederholen das früher Gesagte. Die Kirche als Anstalt zur Christianisirung der Menschheit setzt ebendeßhalb schon als Erziehungsobjekt stets eine Welt voraus, die an sich noch nicht christlich ist, es auch nach der Freiheit menschlicher Na-

tur nie vollständig werden wird, ohne daß die Kirche deßhalb ihr Ziel verfehlte, die eben nur immer und überall zu arbeiten hat an der Erhebung der Welt; die protestantisch begriffene Kirche dagegen ist einer solchen Stellung zur Welt nicht fähig; nicht objektiv gegebene Realität, sondern bloße Gemeinde der jeweilig Glaubenden oder Bekennenden muß sie allerdings der Welt gegenüber die vollendete Hereinziehung dieser Welt zu Ziel und Aufgabe haben. Wo dann ernstere Gemüther diese Aufgabe so gänzlich mißlingen sehen, wie Kierkegaard in Dänemark, da ergreift sie die specifisch protestantische Herzkrankheit der falschen Weltflucht. Sie finden keine reciproke Stellung mehr zwischen ihrer Kirche und der Welt. Kierkegaard schloß daraus nicht nur: es gibt kein Ding wie „Kirche“ und kann keines geben, sondern er verzweifelte nahezu an der Materie für das Christenthum selber:

„Vielleicht gibt es gar keine Menschen mehr unter uns, die Christen werden können. Die Raçe ist wohl ausgegangen. Wenn ich nur Dich habe, sagt der Geistmensch; der Weltmensch aber: wenn du mich nur ungeschoren läßest! Menschen von dem Kaliber, der Bonität jener Geisteskinder, die sich in Gott versenken, werden wohl nicht mehr geboren. Das Christenthum macht Alles neu, verändert Alles. Der Weltchrist sagt: bei leibe nicht, man bleibe hübsch beim Alten. So bleibt das Heidenthum, aber man nennt es christlich“ *).

Der Widerspruch, in den dort Kierkegaard mit sich selbst gerieth, ist übrigens leicht erklärlich und fließt wieder aus der nämlichen Quelle. In Ermanglung einer objektiv gegebenen Kirche als Anstalt mußte er seinen evangelischen Maßstab an die Einzelnen anlegen. Nun aber war dieser Maßstab sehr strenge, ja für gewöhnliche Naturen unmöglich. Denn Kierkegaard hatte das ganze Ideal des Christen im Evangelium als strikte Forderung verstanden und für jeden

*) Bei Quehl S. 293.

zur Pflicht gemacht. Daher floß seine Lehre: der Mensch erreiche seine Bestimmung nur durch Verläugnung seines Naturgrundes und Erfassung des überweltlichen Princips der Entsagung, durch Qual und Elend gehe der Weg zur Erlösung: „es gibt nur Eine Weise, Gott zu verehren, nämlich daß man seinen Willen thut; dieß führt zur Entsagung, zur unbedingten Entsagung; wer aber einmal erfaßt hat, daß Gott die Liebe ist, unendliche Liebe, der will gern für diese Liebe leiden"*). Man begreift diesen Rigorismus gegenüber der Unendlichkeit des protestantischen Laxismus; man begreift aber auch, daß Kierkegaard, „unbedingte Entsagung" zur Christenpflicht sine qua non gemacht, selber zweifeln konnte, ob sich noch Material zu solchen Christen finde. Und doch meinte er, an der strikten Forderung festhalten zu müssen; denn „man glaube nicht, daß ich zweierlei Christenthum statuire, das wahre des Evangeliums ist nur Eines." Man fühlt und sieht: ihm fehlte eben die reale Kirche als Anstalt, welche das Ideal auf sich genommen, und dann unter ihren jeweiligen Zöglingen resortirt, dispensirt, supplirt hätte. Nur in einer Kirche als Anstalt ist die Lehre von den evangelischen Räthen möglich; sie ist hier sogar selbstverständlich; denn nicht alle Zöglinge einer Anstalt haben gleiche Anlagen, noch studiren alle in dem großen überirdisch-irdischen Hause zu denselben Zwecken; nicht Alle sind die Ersten, nicht Alle sind die Letzten. In einer Kirche als Gemeinde dagegen müssen dieselben Anforderungen für Alle gleich seyn; sie sind daher im Protestantismus alle vollständig uniform und gleich lax für Alle, wie bei Kierkegaard gleich rigoros. In Summa: die katholische Abstufung von den evangelischen Räthen ist so nothwendig für die anstaltliche Kirche und umgekehrt, wie das monotone und uniforme Moralgesetz für die protestantisch begriffene Kirche und umgekehrt.

*) Bei Quehl S. 297.

Daß aber hinwiederum ein bloßes monotones und uniformes Moralgesetz mit Idee und Ideal des Christenthums, das immer die höchste Freiheit ist, sich nicht vertrage: dieß drängte sich an einem besondern Punkte auch Hrn. Kierkegaard selber noch auf. Getreu seinen Sätzen, einerseits daß der Mensch nur durch Verläugnung seines Naturgrundes zu seiner Bestimmung gelange, andererseits daß die Erbsünde schon im Zusammenhang des Individuums mit der Gattung liege, erklärte nämlich Kierkegaard: der Wiedergeborne habe also der Gattung, folglich der Familie, d. i. der Ehe zu entsagen. Ebenso hatte die Kirche von der vollkommenen Bestimmung des Menschen stets gelehrt; aber wie man denn die Vollkommenheit Niemanden zur Pflicht machen kann, so war ihr auch die Virginität immer nur ein evangelischer Rath. Kierkegaard dagegen besaß nur einerlei Maßstab, den der strikten evangelischen Forderung. Hatten die Reformatoren der Kirche wissentlich nachgelogen, sie verbiete die Ehe und werde es, wenn ungestört, noch dahin bringen, daß die Welt aussterbe: so äußerte sich Kierkegaard nun wirklich in einer Weise, die leicht als absolute Mißbilligung der Ehe mißverstanden werden konnte. Nach Hrn. Quehl lehrte er: daß die Ehe vom Christenthum nur geduldet sei, aber immer sündhaft bleibe; wer ein wahrer Christ seyn wolle, müsse auf sie verzichten. Dieser Satz habe dem gelehrten Manne viele Anhänger gekostet, die bisher mit allem Eifer und großer Sympathie seinen Kreuzzügen gegen das officielle Christenthum gefolgt. Auch die Kopenhagener „Deutsche Zeitung" betrachtet den „Augenblick" Num. 7 mit stummem Grausen.

„Da", sagt sie, „die extravagante Auffassung des Verfassers über Ehe und Trauung sich gar zu sehr im todten Buchstaben verliert, nach dem er auf Paulus' Autorität das Cölibat zu christlicher Pflicht macht, so dürfen wir ihm in diese grenzenlose Verwechslung des Buchstabens mit dem Geiste nicht folgen. Für ihn ist der große Zweck der Vorsehung, für die Fortdauer des

Menschengeschlechtes zu sorgen, dermaßen in Dunkel eingehüllt, daß er es für Zweck des Christenthums ansieht, den heidnischen Zweck der Fortpflanzung aufzuheben" *).

Wer übrigens recht in den Sinn des „Augenblicks" Num. 7 eindringen wollte, der nahm wahr, daß Hr. Kierkegaard eben an diesem Punkte sich untreu wurde, und durch die Natur der Sache untreu werden mußte. Das heißt: an dem Einen Punkte vom Cölibat gab er nach, daß der ideale evangelische Maßstab auch Stücke enthalte, die nicht strikte Forderung oder conditio sine qua non des Christseyns seien. Kurz: er bekannte sich hier zu der so ungemein inhaltschweren katholischen Lehre von den evangelischen Räthen. Ein deutsch-protestantischer Kenner der Kierkegaard'schen Moral spricht sich über ihre Theorie von der Virginität aus wie folgt:

„Diese Doktrin so ohne Weiteres in die alltägliche Moral einzuführen, war nun allerdings nicht seine Absicht, er wußte sehr gut, daß die Menschheit immer weit hinter dem Ideale zurückbleiben müsse, und deßhalb einer die weltlichen Beziehungen gehörig anerkennenden Moral bedürfe; dieß aber konnte ihn nicht verhindern, das, was er als christliches Ideal ansah, nicht nur positiv hinzustellen, sondern auch kritisch gegen die hergebrachte Moral zu kehren. Denn selbst diese könne sich nicht den Gelüsten der Menschen gegenüber behaupten, wenn nicht dann und wann die höchste absolute Forderung der Welt-Entsagung zum Bewußtseyn gebracht werde. Dieß Bewußtseyn zu erwecken, hielt er für seine Mission" **).

So gelangte demnach Kierkegaard zu dem großen Satz: ohne die evangelischen Räthe keine christliche Moral. Hätte er, etwa als Reformator der dänischen Kirche, diesen Satz praktisch durchzuführen gehabt, so müßte er nothwendig Orden und Klöster gestiftet haben, wenn nicht lieber Einsiedler

*) Bei Quehl S. 43. 296.

**) F. Beck in der Darmst. K.-Z. vom 31. Jan. 1856.

und Reclusen. Bei der bloßen und leeren Aufstellung des Beispiels hätte er aber auch noch nicht beruhen können. Die weitere Idee wäre unabweisbar gewesen, daß das über den Naturgrund und die Gattung hinausgehobene Individuum in der vollkommenen Nachfolge Christi auch ein reales Sühn-Opfer sei für diesen Naturgrund und für diese Gattung; die mystischen Schauer von der thätigen Gemeinschaft aller Heiligen und aller Gläubigen, und von dem Schatz ihrer Verdienste hätten somit nothwendig Hrn. Kierkegaard berühren müssen. Und da er den genannten Thesaurus meritorum doch unmöglich müssig hätte liegen lassen können, so hätte er schließlich unzweifelhaft den Dänen wieder den Ablaß gepredigt. So drängen die katholischen Consequenzen!

Wenn es aber ohne evangelische Räthe keine christliche Moral gibt: so gibt es auch, wie gesagt, schon im Princip keine evangelischen Räthe ohne anstaltliche Kirche, welche eben in Erziehung der Welt zu resortiren, zu dispensiren, zu suppliren hat. Eine solche Kirche fordert hinwiederum einen göttlich gestifteten und ausgeschiedenen Stand der Amtsträger. Aber auch schon unmittelbar von der logischen Entwicklung seiner Grundanschauung aus wäre ein solcher Stand, und folglich der katholische Kirchenbegriff auf Hrn. Kierkegaard's Weg gelegen. Man kann sagen: sein christliches Ideal hätte ihn unmittelbar postulirt. Jedenfalls aber mußte sein Stand der geistlichen Amtsträger nothwendig ganz katholische Färbung tragen; denn nichts lag näher, als doch wenigstens an ihn den strengsten evangelischen Maßstab anzulegen, und ihm den Rath zur Forderung zu machen. Der geistliche Stand wenigstens mußte über den Naturgrund und über die Gattung hinausgehoben seyn. Darin, daß der Prediger durch seine Ehe auf's tiefste mit beiden verwickelt bleibt, sah Kierkegaard auch wirklich den Grund, daß man überhaupt „mit dem Fortpflanzungstrieb so säuberlich umzugehen wisse“, wie bekanntlich am oberstbischöflichen Hofe von Dänemark

selber auf's scandalöseste dargethan ist. „Der Geistliche segnet Alles ein, Huren wie alte Schachteln &c.; kann er einen Orden dabei wegkriegen, um so besser; was hat der „„Wahrheitszeuge““ in dieser Richtung nicht Alles geleistet!“

So kam also Kierkegaard auf doppeltem Wege, auf dem praktischen wie dem theoretischen dahin, daß er deutlich genug den Cölibat der Geistlichkeit postulirte, für den Fall, daß er sein System überhaupt bis zur Statuirung eines solchen Standes ausgebildet hätte:

„Die Verkehrtheit der Staatstheologie wird evident, wenn man sieht, wie die jungen Menschen verlockt werden, die Güter der Welt hauptsächlich zu erstreben, indem sie sich zu Geistlichen heranbilden.“ „Und obendrein die Aussicht, seine Line oder Jette als Frau Pfarrerin heimführen zu können. Es ist unwiderstehlich, selbst bei dem größten Triebe, Christ zu werden. Denn die Jule läßt dir keine Ruhe. Mach' es wie Andern, sagt sie, und laß' die Skrupel fahren!“ *)

Aber nicht nur die Geistlichkeit für sich fand Hr. Kierkegaard unendlich zu kurz für seinen evangelischen Maßstab, sondern er hatte, wie gesagt, auch herausgefunden, daß dieselbe Predigerschaft zu Gunsten des eigenen Fiscus den Maß-Stab selbst unverschämt gekürzt und gefälscht habe, und noch fortwährend kürze und fälsche. Daher sein zorniger Ingrimm wider sie. Man hat sich gewundert, wie doch ein so eminent religiöser Schriftsteller an der ganz verweltlichten, materialistischen Gesinnung des großen Haufens vorbeigehen, und eben die Prediger und Bischöfe zur Zielscheibe der furchtbarsten Invektiven machen konnte. Aber aus dem eben Gesagten ist vollkommen klar: das Gegentheil hätte Hrn. Kierkegaard wirklich als Hysteronproteron vorkommen müssen. „Dieß hatte“, bemerkt der mehrgenannte Beobachter ganz richtig, „darin seinen Grund, daß nach seiner Ansicht die Lehre

---

*) Bei Quehl S. 291. 293.

sowohl als die Lebensweise der Geistlichen nur dazu diene, den großen Haufen in der Meinung zu bestärken, daß sein ganz in die Endlichkeit versenktes Leben und Treiben ein wahrhaft christliches sei" *).

Wenn Kierkegaard innerhalb der letzten fünf Monate seines Lebens der populärste Mann in Dänemark wurde, so trug dazu unzweifelhaft die boshafte Lust der unchristlichen Masse an seiner unerhörten Behandlung der Prediger überwiegend viel bei; aber ebenso unzweifelhaft ist doch auch, daß Kierkegaard's ernste und streng christliche Grundanschauung diesem Beifall nicht Eintrag zu thun vermochte, vielmehr bei Einzelnen ihn gerade verursachte. Darum schauen wir über des einsamen Mannes Grab hinüber in eine frohe Zeit, wo aus der erschütternden religiösen Bewegung jenes so reich begabten Nordlandsvolkes wieder großartige und heiligmäßige Kräfte für die alte Kirche hervorgehen werden, wie England sie heute schon zeugt. Unsere Arbeit über Kierkegaard insbesondere hätte aber dann ihren Zweck vollständig erreicht, wenn sie einen des Dänischen kundigen katholischen Gelehrten Deutschlands veranlaßte, diesem Phänomen, das wie ein leuchtendes Meteor durch den nordischen Kirchenhimmel fuhr, eine eigene Monographie mit Uebersetzung der bemerkenswerthesten Schriftchen des Mannes zu widmen.

---

*) F. Beck in der Darmst. K.-Z. vom 31. Jan. 1856.

II.

Philosophie in Frankreich.

Logique par A. Gratry prêtre de l'Oratoire de l'immaculée Conception. Paris Douniol rue de Tournon 29. 1855.

Dringen wir gleich in das Werk ein und ohne viele Umstände: es ist die beste Art, den Verfasser zu würdigen und sein Werk kennen zu lernen.

Zuerst ein Wort über seinen Gegner Saisset, das Organ des Herrn Cousin, einen Mann, der sich im September-Hefte der *Revue des deux mondes* hat vernehmen lassen. Einem Theile nach fällt seine Kritik auf das persönliche Verfahren des Verfassers im Kampfe gegen die Wissenschaft Hegels; einem andern Theile nach greift sie die Weise seiner Logik an, die Herr Saisset als eine neue bezeichnet, erfunden zum Behufe einer besondern Genossenschaft, deren ausgezeichnetes Mitglied der Pater Gratry ist. Es sei dessen Zweck, die Logik über die Logik hinauszuführen, sie vom menschlichen Denken in das Gebiet des göttlichen Anschauens zu verrücken, und das mit Hülfe der mathematischen Wissenschaften, durch eine kühne Anwendung des Infinitesimal-Berechnungs-Verfahrens. Es solle aber das rein menschliche Wissen sich niemals über die Schwelle der Theologie hineinwagen, beim

Theismus stille halten, wäre es auch nur, damit die Theologie selber nicht Gefahr laufe in die Fallstricke pantheistischer Ansichten zu gerathen.

Herr Saisset ist ein Mann von Verstand, welcher vortrefflich geeignet ist eine geebnete Bahn zu verfolgen. In die Schuhe seiner Lehrer weiß er bequem hineinzuschlüpfen, und sie für seinen Bedarf als Pantoffeln auszutreten, damit ihn kein Stein des Anstoßes an dem ruhigen Fortgang seiner Demonstration verhindere. Im Grunde aber hält er sich nur an den puren Aeußerlichkeiten seines Gegners auf, und dringt nicht in das Innere seiner Beweise ein. Pater Gratry, welcher der gewaltigen Denkkraft Hegels Gerechtigkeit widerfahren läßt, sieht in ihm den verwegenen Sophisten, dessen Hauptzweck ist, alle Sophisten des Alterthums wieder zu Ehren zu bringen, jene Männer gegen welche Plato und Aristoteles zu Felde gezogen sind. Aus Nichts will er Etwas machen; das Nichts ist ihm der tiefe göttliche, obwöhl unwissende Ur- und Abgrund aller Dinge; aus ihm steigen, in lauter antithetischen Gegensätzen des Verneinens und Bejahens aller weltlichen und geistigen Existenzen, die Weltkörper und Menschengeister sich wechselsweise bedingend empor. Im Concreten ist dann das Unidentische identisch als wie in einem Dritten und höchstem Wesen aller Dinge; endlich vereinen sich diese insgesammt, als Ideen und Realitäten, in dem philosophisch ausgebildeten Menschengeiste, kommen in ihm zum Bewußtseyn ihrer Ursprünge, Entwickelungen und eigensten Wesens, sich also in ihm als Gottheit, Weltall, Menschheit auffassend, das ist einend und unterscheidend. Diese Wurzel alles Absurden gräbt dann Pater Gratry im Hegel auf, weist in ihr den Urkeim alles Bösen nach, das ist des höchsten Nichtigen im trunknen Menschen, der seiner selbst im Rausch des Hochmuths sich überhebet. Wenn aber auch der Verfasser in der Weisheit dieses Sophisten die Offenbarung des Uebels enthüllet, so schätzt er in ihm die vollendete Logik aller Illogik,

den ausgebildetsten Verstand alles Unverstandes, und trennt den Menschen ganz und gar vom Philosophen. Herr Saisset mißversteht dieses aber, als ob Pater Gratry die hegel'sche Philosophie vor ein geistliches Tribunal zu ziehen gedenke, damit sie einer Inquisition anheimfalle, welche sie dem weltlichen Arme zu überliefern habe. Eine solche Denkweise wird jedoch vom Verfasser als in sich schlecht, als außer sich nicht zum Ziele führend ausdrücklich bekämpfet; sie aber aus dessen Polemik herauszulesen, dazu gehört eine von den selbstgeschliffenen Brillen, welche gewisse Geister sich gerne auf die Nase ihrer Weisheit setzen, um überall ihre vorgefaßte Meinung wieder zu finden. Die Worte des Schriftstellers mögen, hie und da, einen rauhen Anklang nehmen: das geistige Recht ist dazu da; es ist dieses aber kein geistliches Inquisitionsrecht, noch weniger eine Justiz von Staatswegen.

Was die andere Hälfte der Polemik des Herrn Saisset betrifft, seine Behauptung es gehe die Logik des Verfassers über alle Logik hinaus, sie führe die Philosophie in die Theologie hinüber, und die Theologie als Wissenschaft in das Gebiet der Ekstase, sich auf die Astronomie Keplers und die Mathematik Leibnitzens stützend, um das menschliche Denken in eine Bildungsanstalt der Heiligung und Heiligkeit zu verwandeln, tauglich für die Priester des Oratoriums, aber nicht für die denkende Laienwelt, so kann darüber nur die Analyse des Werkes selber Rechenschaft geben. Da wird sich denn ausweisen, ob der Herr Saisset sich Mühe gegeben hat seinen Verfasser zu verstehen; ob er die von dem Verfasser empfohlene Analogie der Infinitesimalmethode Leibnitzens im dialektischen oder transcendenten Theile der Logik seines Autors begreifet; ob er ein philosophisches Recht habe, das Unendliche mit dem nicht Definirten zu verwechseln, es aus dem Calcul Leibnitzens und der Logik des Paters herauszu-

stoßen; überhaupt in dem Unbegrenzten nur ein schlecht Begrenztes zu gewahren.

Auch andere Gegner sind, von andern Seiten, dem Verfasser geworden; diese haben aber wenig auf sich. Es sind die Schüler des Abbé Lamennais, welche zur Fahne Bonald's schwören, und Alles Pantheismus schelten, welches nicht aus dem Menschen eine ursprünglich leere Tafel macht. Adam wäre inhaltsleer und geistlos geschaffen worden; er wäre im Grunde also kein Ebenbild Gottes, was sie doch nicht zu behaupten wagen. Jehovah habe ihm vorbuchstabirt und er hätte ihm nachgestammelt, seine Lection aber als blinder Heide vergessen, bis er durch den Catechismus wieder sei in die Kinderlehre aufgenommen worden; aus den Klein-Kinder-Schuhen dürfe kein Fuß heraustreten, wenn nicht alsobald ein Abgrund sich vor ihm aufthun solle. Diesen Herrn zufolge sind Plato und Aristoteles wirre Faseler, trotz der Kirchenväter und der Scholastiker, die, in dieser Hinsicht, unsern sogenannten Traditionalisten nicht zur Genüge handeln. So gerne auch diese Herren alle Menschen zu Kindern machen möchten, so fehlt ihnen eben das Göttliche im Kindlichen: die Einfachheit oder die Naivetät.

Lassen wir also diese Polemik und diese Polemiker; nun zur Sache.

Die Logik, wie sie ist, wie sie gelehrt und aufgefaßt wird, ist dem Verfasser ein nützliches und achtbares Werk, aber kaum nur ein Schatten dessen, was sie seyn sollte. In der Syllogistik ist sie zurückgewichen, hat sie aufgehört scharf aufzupassen und scharf zu denken; sie ist rückwärts des Aristoteles geschritten, und kann sich mit dessen größtem Schüler, dem heiligen Thomas von Aquin, nicht messen. Damit will aber der Verfasser den Kunststücken, Denktabellen und Schematen des Mittelalters keineswegs das Wort geredet haben, sondern von einer Einsicht in dem Verfahren der Syllogistik geht er aus, nicht von dem Hocus-Pocus, den die Schule

damit getrieben hat. Was die Dialektik betrifft, so weiß die heutige Logik nicht mehr in ihr zu transcendiren; sie steht tief unter der Kunst des Plato und könnte von dem heiligen Augustinus Vieles lernen. Einerseits ist Descartes daran Schuld, den der Pater jedoch ehrfürchtig behandelt, und nach de Maistre's Vorgang äußerst verehrt; andererseits Baco, welchen er keineswegs mit der rauhen Hand des Grafen anschüttelt, dem er aber nur eine laue Huldigung angedeihen läßt. Wie Baco so verkannte Descartes systematisch alle Vergangenheit; wie Baco ging Descartes vom Neuzudenkenden, vom Neuzuerfindenden aus; wie Baco merkte er nicht, daß die Sprache schon, an und für sich, ein vollkommen traditionelles System des Denkens wie des Empfindens sei, daß man in einer gegebenen Sprache mehr fortdenkt und fortempfindet, als man gestehen will; daß Descartes also vollkommen im Irrthum ist, indem er wähnt eine neue Methode des Denkens in der Syllogistik ausgemittelt zu haben; daß Baco sich ebenso sehr grob täuscht, wenn er glaubt, etwas ganz Neues in der Dialektik des Geistes und der Erfahrung, in Einsicht der Analogien als Contrast der Schlußfolgen hervorgebracht zu haben. Das ist also das Uebel, seit Descartes und Baco, nicht sowohl die Kinderschuhe vertreten zu haben, nicht sowohl fortgeschritten zu seyn, als in dem Wahne zu stecken, es lasse sich etwas a priori rein im Geiste, sowie in der Anwendung des Denkens auf die Erfahrung erfinden, welches nicht schon, seinem innersten Grunde nach, seit sehr alten Zeiten eines regsamen Denkens und einer strebsamen Erfahrung erdacht und erfunden worden sei. Das ist der rein revolutionäre Schwindel und Hochmuth der Geister seit Descartes und Baco, bis auf einmal Geschichte und Sprache, das ist die lebende und denkende Menschheit, wieder durch historische und philologische Forschungen der Neuzeit in ihre Würde eingesetzt worden sind.

Von Kant nimmt der Verfasser wenig oder fast gar keine

Rücksicht; vielleicht hat er ihn wenig studirt, hat er sich nicht durch die eiserne Scholastik seiner Terminologien hindurchwinden können. Die schottischen Philosophen lächeln ihn mehr an, schon deßhalb weil sie durch Royer Collard in das französische Publikum besser eingedrungen sind. Die ehrenhaften Bestrebungen dieser Denker erkennt er an, besonders steht Royer Collard bei ihm hoch angeschrieben, als ein Mann, dem das Bewußtseyn der eigentlichen Transcendenz nicht vollkommen abgegangen sei, nur sei ihm die von Leibnitz aufgefundene Dialektik dieser Weise in der Mathematik vollkommen unbekannt geblieben; er hätte die Sache empfunden, ihr aber nicht den Namen gegeben und sie daher nicht wahrhaft in die Logik einzuführen gewußt.

Pater Gratry ist ein Mathematiker und ausgezeichneter Schüler des polytechnischen Instituts, das sieht man seiner ganzen Denkweise alsobald an. Die Art, wie er die Parallele zwischen der Logik und der Mathematik durchführt, der reinen sowohl als der angewandten, die Vergleichung eines syllogistischen und dialektischen Verfahrens in der Logik und Mathematik, sind der eklektischen Schule des Herrn Cousin eben so viele Blasphememe gegen die Vernunft, den Schülern der Herrn von Bonald und Lamennais etwas Grundgefährliches für alles übermachte Denken und Empfinden. Freilich ist der Graf de Maistre, ein Kopf voll Ehrfurcht vor Kepler und Leibnitz, und den mathematischen Studien französischer Heroen der Neuzeit nicht ganz entfremdet, in dieser Hinsicht als eine Art Vorgänger des Verfassers zu betrachten. Dem Pater Gratry sind Welt und Geist wie zwei gegen den Himmel angesetzte parallele Leitern, die eine der mathematischen Wissenschaften, die andere logischen Denkens und psychologischer Erfahrung, welche von unten nach oben durch das Begrenzte in das Unbegrenzte unendlich hinausreichen. Er strebt zu einer großartigen Verknüpfung, zu einer Harmonie des Gesammten. Nicht die menschliche Seele allein in ihren Le-

bensverhältnissen religiöser, ethischer, socialer, politischer, ja poetischer und kunstvoller Natur; nicht der menschliche Geist allein in seinen Energien des Denkens und in seinen Thaten des Verstehens, in allen Grundformen seiner innerlichen und äußerlichen Constitution; sondern auch das astronomische Welt-Gebäude in seiner höheren Architectur und Concordanz, sondern auch die physische Natur in ihren Gesetzen und chemischen Prozessen, der Mechanismus und das organische Leben — sind ihm Zeugen einer liebenden und denkenden, einer schaffenden und erhaltenden Gottheit, in der Alles webet, durch die Alles lebet, ohne daß man sie sich als eine instinktartige, pur pantheistische Weltseele zu denken habe. Dieses, in seiner Einzelheit wie in seiner Gesammtheit, ist das wahre Thema aller Logik. Syllogistisch durch Schlußfolgen in der puren Natur und Menschenwelt, dialektisch durch Analogien, sowie durch die Transcendenz darüber hinaus, hat sie in die hinter, über und außer Natur und Menschenwelt in sich daseiende Gottheit zu bringen, um ihr Werk zu vollenden, sich vollkommen in sich abzurunden und durchzuführen.

Es solle, heißt es dann weiter, die reine Denkkraft sich nicht, auf pur abstrakte Weise, eines göttlichen Instinktes in der Seele oder im Bewußtseyn, eines göttlichen Ebenbildes im Geiste oder in der Vernunft des Menschen berauben wollen, sich arm machen mit der Prätension sich aus sich selbst allein zu bereichern. Also solle die strenge Denkkraft nirgends vom Angebornen abstrahiren, sich nicht egoistisch isoliren und dadurch alle ächte Natur in dem menschlichen Geiste, sowie in der menschlichen Seele gründlich ausmerzen und verkennen; eine wahre Onanie und Castration der Geister, deren sich so viele speculativen Köpfe der Neuzeit schuldig gemacht haben. Hegel, der dieses Instinktes wohl ansichtig wird, betrachtet ihn nur, trotz des Bewußtseyns, als das rein Unbewußte, das Trübe und Dunkle, als einen finsteren Urgrund in der Seele sowie im Geiste, ohne auf

den Gottesblitz zu merken, der dieses Dunkel erhellt, das Gottgefühl und die Gottähnlichkeit wunderbar erleuchtet. Er mißversteht den Weg der Reinigung durch das ächte Licht, indem er dieses Licht mit dem Dunkel selber identificirt. Es handelt sich hier ganz und gar nicht von einem thierartigen Gottestriebe, sondern von einem sowohl kindlichen Gefühle der Annäherung an eine väterliche Gottheit, als von einem jungfräulichen Gefühle der Entschleierung vor einem reinen Geiste, von dem Gewissesten in dem Gewissen der Menschheit selber. Dieses Gesetz ächt menschlicher Ethik wird nun von Hegel auf das Schnödeste mißkannt, mit wahrhaft plumper Faust angegriffen, weil diese zarte Demuth, die sich ihrer selbst einem Höchsten gegenüber entäußert, nicht in den Kram seines Hochmuths paßt, welcher da bestrebt ist, das Höchste aus sich selber zu schaffen, sein Gott-Ich aus diesem Dunkel wie eine sophistische Blume hervorschießen und die Räume seiner Eitelkeit erhellend um sich strahlen zu lassen.

Dieses ist also die aller Denkkraft vorangehende Forderung unseres Verfassers. Ehe der Mensch sich in seinen Geist zurückzieht, um in demselben den Formen seines Denkens und der Constitution seiner Vernunft nachzuforschen, wozu er das vollkommen begründete Recht hat, soll er sich erst sittlich ausbilden, gereinigt alsdann in die Gebiete des Geistes versteigen, sich aber nicht dem leeren Dunstkreis seines Hochmuths, eitler Selbsttäuschung hingeben, als könne er aus sich heraus Gott, sich selbst und die Welt zugleich schaffend begreifen, begreifend schaffen. Pater Gratry dringt auf das, was das höchste Alterthum wohl gewußt hat, auf eine Erziehung zur Logik, auf ächte Schuljahre praktischer und dann erst spekulativer Philosophie, wie das in China und in Indien, beim Pythagoras, bei den Eleaten, bei den Cynikern, bei den Stoikern, bei andern alten Schulen der Philosophie im grauen Alterthum schon angestrebt worden war, bis die

Sophisten aus der ächten Schule herausschlüpfend alle Philosophie a priori in ein eitles Selbstgespräch des Geistes mit sich selber verwandelten, und aus der Weisheit den puren Dünkel machten. Es ist eine solche Ausbildung zur Ascese des Geistes aber dem Hrn. Saisset eine pure Anmaßung des Pater Gratry, als wolle er den Weg alles wissenschaftlichen Denkens mit Dornen und Disteln besäen. Diese Art der Geister macht es sich eigentlich recht bequem; sie schwätzen viel aus der gewöhnlichen Schule, eine ächte Schulfuchserei; was aber die wahrhafte Schule sei, von dem haben sie keinen Begriff.

Von diesem Standpunkte einer ächten Sittlichkeit ausgehend, geräth dann der Verfasser in die Gebiete des Willens und der Freiheit, Grundtriebfedern des göttlichen Bewußtseyns in der Seele nach psychologischer Erfahrung, weil sie sie allein den dunkeln Instincten einer puren Sinnlichkeit zu entreißen fähig sind. Der Egoismus einer isolirten und isolirenden Denkkraft verkennet Willen und Freiheit auf allen Wegen, sieht in ihnen nur ein rein Persönliches, das ist ein Unphilosophisches, ein Unlogisches, ein Unmethodisches, das Zeichen höchster Willkühr, den absoluten Gegensatz der reinen Vernunft. Diese aber will das einzig Wahre erreichen durch vollkommene Wegschaffung alles störend Subjectiven; sie will es solle sich das Subject selber als ein Object fassen und erkennen, die Person als ein Unpersönliches; oder wie Hegel heischt, es solle sich dann nur das Subject als identisch dem Object setzen, wenn es ihm vollkommen gelungen sei, sich als den zum Bewußtseyn seiner selbst gelangten Gott zu erkennen, der in der Weltseele die Form seiner Bewegung, in der Menschenseele die Form seiner Erkenntniß betrachtet, dem die Form ein Grund, dem der Grund eine Form wird, dem das Aeußere ein Inneres, dem das Innere ein Aeußeres ist. Diese Unterdrückung des Willens und der Freiheit, des Selbstbewußtseyns als Gewissens, ver-

kündet als ein Anfang aller Weisheit, ist das große philosophische Verbrechen Hegels, wodurch er den von Sokrates bei Plato anempfohlenen philosophischen Tod des sinnlichen zur philosophischen Wiedergeburt des göttlichen Menschen radikal verkennet. Hegel sieht in dem reinen Willen eben nichts als den üppigen Willen, in der reinen Freiheit nichts als die Freigeisterei, weil er das Geheimniß der Wiedergeburt im Opfer des Menschen nicht ahnet.

Solches sind die Vorläufer der Logik des Verfassers; dann geht er zu den Folgerungen.

Alle Gewißheit ist eine in sich selbst gegebene, die keiner Beweise bedarf. Innerlich beruht sie auf das bewußt Empfundene, äußerlich auf das bestimmt Erfahrene; wer aber dieses durch den Zweifel aus Laune des Zweifels selber angreift, den Zweifel nur des Zweifels halber zum Princip erhebt, ist ein Sophist. Bezweifelt kann nur, auf richtige Weise, das Unbewußte, das Unerfahrene werden, eine mögliche innere oder äußere Täuschung, das Resultat des Abganges eines Theils der Denkkraft, der Schwächung des inneren und äußeren Sinnes. Der Zweifel an sich ist nur ein Kriterium der Lüge. Zweifeln soll man, wo der Zweifel lediglich hingehört, da wo es sich um die Kritik der Wahrheit handelt, da wo ein Probstein derselben aufgestellt, das Messer der Zergliederungskunst an demselben geschliffen werden muß. Das Bewußtseyn von Gott, der Welt und der Menschheit, sowie das der Persönlichkeit ist ein unmittelbares, welches keines Beweises bedarf; es anders beweisen wollen als durch sein Daseyn, heißt aller Wahrheit in's Gesicht schlagen, ihr den absoluten philosophischen Schimpf anthun.

Eigentlich ist der radikale Scepticismus nicht sowohl der Unglaube als der Hochmuth. Der Sceptiker will nichts Gegebenes, nichts Bewußtes annehmen; ihm ist das nur gewiß, das nur bewußt, was er aus sich selber schafft, aus einem puren Nichts der Einbildung sich herausdemonstrirt,

es von Außen nicht annehmen wollend, sich selber damit ein Geschenk macht. Gott und Natur haben für ihn kein Daseyn an sich, sondern existiren nur für ihn, in sofern er sie in die Formen seiner Denkkraft verwandelt, als Formen seiner Denkkraft auffaßt, oder sie in sich subjectivisch objectivirt. Er glaubt nur an das Vermögen der Abstraction, an die Macht der Schöpfung aus dieser Abstraction; Rationalist, wenn es ihm mit dem Denken Ernst ist, vulgärer Sceptiker, wenn er sich aus seiner Denkkraft gar nichts macht, Pantheist, wenn er sie zur Gottheit erhebet.

Ihm eigen ist weiter, daß er die Vernunft mit den Kräften der Vernunft gleichsetzt und verwechselt, daß er glaubt zur Vernunft zu gelangen, indem er räsonnirend demonstriret. Die Vernunft ist aber noch etwas ganz Anderes als ihr Vermögen; sie liegt über den Verstand hinaus und findet ihren Typus im göttlichen Verstande, oder im platonischen Logos, in dem das Christenthum den eingebornen Sohn Gottes erkannt hat. Die Natur des Geistes aber mit der Kunst des Syllogismus zu identificiren, ist ein arger Mißgriff mittlerer Geister, welche wähnen vernünftig zu denken, indem sie vernünfteln, in's Blaue hinein forträsonniren und argumentiren. Freilich muß die Vernunft entwickelt werden, um sich als Vernunft zu erkennen, freilich beruht ihr Beweis auf Schlüssen; aber ein Spinnengewebe des Denkens ist deßhalb noch keine Argumentation des Gedankens. Die Kunst der Argumentation kann sogar auf's Aeußerste gemißbraucht werden, um das rein Absurde zu demonstriren. Es ist die wahrhafte Kunst einer ächten Vernunft, wie sie sich in Schlußfolgen syllogistisch, in Analogien dialektisch ausspricht, ganz und durchaus von allen Künsten der Sophistik, sowie von den Ueberbeweisen und der geistigen Langeweile einer schalen Rationalistik scharf zu trennen. Hier handelt es sich im ersten Fall vom Unterschiede zwischen einem wahrhaften Künstler und einem großen Taschenspieler, im andern

vom Unterschiede eines gediegenen Denkens und eines gewöhnlichen Räsonneurs.

Hieraus ergibt sich, daß es ein Höchstes der Vernunft gibt, welches sich nicht durch die pure Denkform erreichen läßt, ein Höchstes, welches dem gemeinen Verstande, oder vielmehr dem Verstande der Gemeinheit, als ein Illogisches, als ein nicht Erschlossenes, als ein nicht Beweisbares erscheint. Es ist der platonische Logos im Menschen, der eingeborne Sohn Gottes in der Gottheit, ein Wesen, welches über alle sogenannte Verständigkeit hinausreicht. Der Syllogismus hat hiemit ein Ende, denn er kann nicht mit seiner Kraft allein dieses Höchste erschwingen; dazu gehört ein dialektisches Verfahren der Vernunft, oder die sogenannte Transcendenz. Die untere Vernunft regt sich nur in den Schranken der Menschheit und des Weltalls; die höhere Vernunft durchbricht diese Schranken, und gelangt zum Begriffe einer höchsten Persönlichkeit Gottes als Weltschöpfers und als Menschenvaters. Sie sieht in der Menschheit ein Ebenbild Gottes, in dem Weltall den Abglanz einer göttlichen Gedankenwelt: in der Menschheit den lebendigen Hauch des Vaters, in dem Weltall die Wunder der Kunst des Schöpfers. Es ist dieses Beide aber, an und für sich, für den gemeinen Empirismus des Denkens und Erfahrens etwas Unlogisches, Irrationelles, das ist ein wahrhaft Wesenhaftes und Wurzelhaftes, welches unmittelbar im Bewußtseyn der Menschheit sowie in den Gesetzen des Weltalls gegeben ist.

Hinter aller Gewißheit, und das ergibt sich aus dem Vorigen, steckt nicht die philosophische Demonstration, sondern der philosophische Glaube, was Kant schon vortrefflich aufgefaßt hat. In dieser Weise sprechen Welt und Mensch zweifach die Gottheit aus; die Welt im Symbol oder der Figur, der Mensch im Bewußtseyn oder dem Gewissen. Wie Gottes Zungen deuten sie auf etwas Höheres hin, was über

sie hinaus liegt. Ohne diese Gewißheit in unserm Denken und Fühlen, die da auf ein Höchstes hinaufweist, besäßen wir nichts Anderes, als was wir mit Händen greifen können, eine pure Oberfläche des Denkens und des Empfindens, ohne ächte Substanz und inneren Gehalt, das geistige Commisbrod, mit dem uns die Schüler Condillac's haben abfüttern wollen. Wir sind also Zeugen Gottes, wenn wir wahrhaft sind, und dann auch sogar noch Zeugen Gottes, wenn wir lügen, indem wir alsdann noch immer für Gott, aber gegen uns selbst, das ist gegen unser Gewissen zeugen.

Weil wir aber Gott in den Dingen und in uns zu schauen vermögend sind, als Schöpfer an sich, und als Ideal der Schöpfung im lebendigen Worte seiner Gedankenwelt, ist damit gesagt, daß wir in diesem Spiegel der Vernunft, sowie in diesem Bilde des Weltalls, pantheistisch Gott selber schauend, ihn damit in seinem Innern und eigensten Wesen erfassen? Mit nichten; denn Alles wird nur von uns hinter dem Schleier erblickt, hinter welchem für uns die göttlichen Lichtstrahlen durchbrechen. Es gibt zwei Lichter, durch welche wir in und außer uns die Brechung dieser Strahlen erkennen können; ein göttliches in der Vernunft, ein sinnliches im Weltall. Im ersten erfassen wir unsere Vernunft als ein Ebenbild der höchsten Vernunft, unsere Seele als durchhaucht von der göttlichen Liebe; im andern gewahren wir das Weltall als von einer höheren Sonne beschienen, um welche die Evolution unsers Sonnensystems, wie aller möglichen Sonnen-Systeme erst statt hat. Aber denkend und betrachtend dringen wir weder in die Gottheit hinein, noch eignen wir sie uns an.

Eine solche Anerkennung Gottes in und außer uns, in und außer der Natur verschafft uns den tiefen Frieden unserer Seele, die höchste Beruhigung, das ist die größte, die durchsichtigste Klarheit unsers ganzen Bewußtseyns, mit welchem wir durch den Schleier blicken, ohne uns anmaßen zu wollen am Saum desselben zu zupfen, um ihn aufzuheben.

Dadurch, daß unsere Vernunft losgefegt wird von aller Selbstsucht, gelangen wir zu dieser Ruhe der Anerkennung einer höheren Gewißheit in uns, außer uns und über uns. Ein sophistischer Geist, sowie eine trübe oder ungereinigte, durch keine Schule der Disciplin gegangene Seele, dringen niemals hindurch zum freien Horizonte der Betrachtung irgend eines Wesens an sich oder über sich, in sich oder außer sich; ja sie gelangen nicht einmal zur wahren Anschauung der sinnlichen Welt um sich herum.

Es ist dieser Friede aber ein Werk der Ehrfurcht, das ist der Huldigung eines Heiligen und Heiligsten, ohne welches wir in Gemeinheit versinken, wir mögen uns nun selber schätzen und überschätzen, wie wir wollen; denn keine Hoffart ist eine sichere Burg vor den unteren Trieben unserer Natur. Ein Geist ohne Ehrfurcht ist wie eine Seele ohne Liebe, sophistisch und dürr. Was Ehrfurcht sei, hat uns aber schon Royer Collard gelehrt, welcher in ihr die Schule des Wissens eben sowohl als die des Glaubens erkannte. Die Ehrfurcht allein erhebt uns über die Beschränktheit des philosophischen Ich's, ein ebenso selbstsüchtiges Wesen, wie Vater Gratry richtig bemerkt, als alle starre Eigenheit, deren Egoismus uns in den Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft so bitter trifft und verletzt.

Darauf bringt dann der Verfasser in den Gang ein und in das Wesen der sich isolirenden, in ihrem philosophischen Egoismus sich verknöchernden Vernunft. Es erscheint ihm, an und für sich, die Menschheit als ein Garten von den schönsten Parkanlagen, aber mit loser Pflege, geistig und moralisch mit Unkraut überwuchert, nicht so als ob das Unkraut in ihm gesäet worden, sondern nur das Kraut. Von Leidenschaft und Hochmuth getrieben, sind die wilden Pflanzen dazwischen aufgeschossen, aber so, daß das Gute in der Anlage nirgends zu verkennen ist, so, daß schon in den heidnischen Zeiten große Geister in diesem Acker haben jäten können.

Seitdem aber, in der Person Christi, der wahrhafte Gärtner erschienen ist, den alten Adam selber umpflanzend, soll man sich seiner Zucht ergeben, um Früchte eines reifen Geistes vom Baume der Erfahrung herabpflücken zu dürfen.

Das Christenthum ist das absolute Kriterium reinen Empfindens, das ist reinen Bewußtseyns, und durch das reine Bewußtseyn eines reinen, d. i. scharfen und strengen Denkens. Was das Christenthum für den sittlichen und vernünftigen Menschen ist, das sind die mathematischen Wissenschaften für das Studium des Universums, für die in demselben waltenden Grundgesetze, Zahlen und Proportionen, wobei die Erfahrung chemisch in der Natur, physiologisch im Menschen hinzukommen muß, um die Gesetze der Mischung und Verknüpfung, alle mechanischen Elementartheile, sowie alle organischen Lebensäußerungen zu begreifen. Mathematik ist überall in der organischen sowohl, als in der mechanischen Natur, deßhalb soll sie aber nicht die Tyrannin spielen, und die Erfahrung a priori schulmeistern wollen, eine Linie der Beobachtung, deren Grenzen der Pater Gratry vielleicht nicht scharf genug gezogen hat. Christenthum und Natur sind es aber gerade, welche von einer sich abstrahirenden, radikal isolirenden Vernunft ganz und gar verkannt werden.

Dann mißkennt sie auch in gleicher Weise die Kunst, indem die ächte Kunst zum Christenthume in Beziehung steht durch das Ideal der Menschheit, den Gottmenschen, die heilige Mutterschaft einer Jungfrau zu geschweigen, das ist mit dem neuen Adam und der neuen Eva. Dann steht sie auch in Beziehung zur Natur, durch deren Klarheit, Sinnlichkeit und Transparenz sie das Symbol einer göttlichen Schöne, inniger Gedanken und tiefer Wahrheiten verkündet, ohne in das Gebiet einer falschen Mystik und einer kahlen Allegorie sich zu verlieren. Sie ist ein Zeichen und soll ein Zeichen bleiben; aber eben durch dieses Figürliche dringt eine höhere Bedeutung, wie aus einem schönen Auge die Seele sprüht.

Das eben versteht die isolirende Vernunft ganz und gar nicht, indem sie nichts Anderes gewahrt hinter der Schönheit, als ein gefälliges Selbstbelächeln, und nichts Tieferes hinter ihr erblickt, als ein grinsendes Todtengesicht.

Die Architektur hat im Mittelalter, Skulptur und Malerei haben im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht; seit Kepler und Galilei, seit Leibnitz und Newton sind die Naturwissenschaften unaufhaltsam fortgeschritten; weßwegen seit Baco und Descartes die Philosophie eigentlich stille gestanden ist, haben wir schon, nach Vorgang des Verfassers, darin gefunden, daß beiden großen Geistern doch eine gewaltige Schwäche anklebte: die Prätension, Alles aus sich und von vorn schaffen zu wollen und nichts Vorhandenes anzunehmen. Der Pantheismus freilich durchbrach die Grenzen dieses einseitigen Rationalismus, strebte, nach Spinoza's Vorgang, aus einem Ganzen hinaus in ein Ganzes hinein, das Besondere stets im Ganzen, das ist in seinem inneren und äußeren Zusammenhange erblickend. Dadurch glaubten Schelling und Hegel der Halbheit des Rationalismus ein Ende gemacht zu haben; aber dieser Garaus geschah auf Unkosten des Christenthums, dem Hegel einen Wechselbalg, seine Art pantheistischen Katholicismus, unterschob, bis Schelling die Schuppen von den Augen fielen, welche Fichte schon halb und halb früher abgestreift hatte.

Freilich gibt es auch eine ehrenwerthere Seite der isolirenden Vernunft, welche nicht von Baco ausgeht, oder sich in Locke verläuft, um mit Condillac zu enden, die da aber, in der kantischen Philosophie, wie in der Moralphilosophie der Schotten, einen Nebenzweig des Cartesianismus geschossen hat, ohne sich aus dem Cartesianismus selber heraus zu entwickeln. Kant und Fichte sind zu einer Art von Stoicismus durchgedrungen, Kant die Mystik der christlichen Liebe verkennend, welche sich Fichte später anzueignen versucht hat; beiden Männern fehlt nicht die Redlichkeit und Würde, aber

wohl der beseeligende Hauch, das Wesen der im heiligen Geist weilenden christlichen Caritas. Die Schotten haben in Ethik und Psychologie Achtbares geliefert, sind jedoch nicht recht aus den Grenzen der von der lockischen Philosophie ausgegangenen Theorie eines socinianistischen Christenthums gewichen. Es ist dieß die pure Honettetät, die nirgends über die Gebiete rein bürgerlicher Verhältnisse hinausstrebt, kaum eine Ahnung hat von den Motiven einer höheren und tieferen Menschheit, vom wahren und großen Patriotismus, von der tiefen und zarten Frömmigkeit, geschweige von Aufopferung, von Heroismus, Heiligkeit und Marterthum. Auf alle Weise ist diese ehrenhafte Weise des Rationalismus ungenügend für den tiefer forschenden und höher hinaus strebenden Geist.

Eines ist gewiß; die pure Rechtlichkeit dringt nicht in das Innere des Menschen, in das Geheimniß und in die Tiefe seiner Sünde, ebenso wenig wie sie die Wurzel der Heiligkeit erfaßt. Es ist diese Wissenschaft einer rationalistischen Psychologie im Grunde doch einer ziemlich dürftigen Natur, und für den puren Hausbedarf eingerichtet. Der moralische Mensch wird ihr zu einem Produkte reiner Verständigkeit, zur Frucht eines freien Willens, der seine Sinnlichkeit in Schranken zu halten versteht, aber nicht weiß, diese selber ästhetisch künstlerisch zu bilden, und ihr einen höhern Geist einzuimpfen. Sie faßt das Vergnügen selber als ein rein Verständiges, und nach diesem Maßstabe modelt sie Alles. So ist denn die schottische Philosophie ein ehrenhaftes Alphabet praktischer Erfahrung des gemeinen Lebens; Pater Gratry schätzt sie mit Recht ziemlich hoch, besonders weil sie, wie gesagt, in Frankreich zu einer gewissen Popularität gekommen ist, und das Ihrige wacker beigetragen hat, die Schule des Condillac zu vernichten.

Die abstracte oder isolirende Vernunft, wie sie aus allen diesen ganzen oder halben Schulen moderner Verständigkeit

herausgedrungen ist, höher strebend mit Kant, sich breiter niederlassend mit den Schotten, ganz frivol nur bei den Schülern des Locke und Condillac, steift sich auf ein continuirliches, d. i. raisonnirendes Denken, von Schluß-Folgerungen zu Schlußfolgerungen forteilend, und keine Masche an ihrem philosophischen Strumpfe fallen lassend. Alles wäre ihr zufolge verloren, oder von vorne zu beginnen, wenn es sich um den geringsten Sprung in dem eingläubigen Pedantismus dieser Folgerungen handelte. Dieses Continuirliche genügt aber determinirten Geistern keineswegs; deßhalb wollte Kant sich seiner entledigen, in der Seele ein von vorn an Freies setzend, welches nicht im Verstande gegeben ist, welches sich nur durch sich selber demonstriret, und an sich selber indemonstrirbar ist. An dieser Leiter hinauf wollte Fichte zum Absoluten klimmen, welches wieder seinen Nachfolgern nicht genügte, die das Absolute schaffen wollten. So haben sie das Absolute der Vernunft, das aber nicht aus den Folgerungen der Vernunft hat erschlossen werden können, zu ihrem Götzen gemacht. Der transcendentale Idealismus Fichte's ist in Pantheismus umgeschlagen, den Hegel sich vergebens bestrebt hat, seiner Starrheit zu entreißen, durch einen sich in der Menschheit umwälzenden und entwickelnden Gott, dessen Figur das Weltall ist. Von diesem Momente aus kann man sagen, habe sich, wie Pater Gratry richtig bemerkt, die isolirende Vernunft, nach Art des Empedokles, in einen Feuerschlund gestürzt, aus dem nichts sie theoretisch wiederzugebähren im Stande ist.

Im Grunde genommen sind alle Denkweisen alt und ist keine neu, der Rationalismus so gut, wie die andern, denn sie sind im menschlichen Geiste von Haus aus gegeben, erwachen unter gewissen Verhältnissen, und bilden sich aus unter gewissen Umständen, die nie ermangeln, sich mannigfach gestaltet auf die verschiedensten Weisen zu produziren. Ich kann deren nicht nur in des Ausdrucks der Philosophie fähi-

gen Sprachen, wie die der Indier und der Griechen im Alterthum, der Germanen und Romanen im Mittelalter und der Neuzeit aufzeigen; sondern sie erscheinen auch, obwohl höchst mangelhaft, in hieroglyphischer Schrift bei den Chinesen, und gewiß auch bei den Aegyptern. Das chamitische Alterthum Babylons und Phöniziens, das semitische Alterthum der Juden in ihrer Zerstreuung, der Araber seit dem Chalifat, ist daran ebenfalls reich, obwohl diese chamitischen und semitischen Sprachen nur sehr unvollkommene Instrumente einer metaphysischen Denkart abgeben. Es braucht sich also der Rationalismus seit Baco und Descartes nicht so äußerst in die Brust zu werfen, als habe er bisher in der Weltgeschichte Unerhörtes geleistet. Methoden hat er ausgebildet und theilweise vereinfacht; das ist höchst dankenswerth, das ist aber auch Alles. Freilich behaupten die französischen Rationalisten der heutigen eklektischen Schule, die Methode sei die ganze Philosophie!

Das Erbübel aller pur rationalistischen Philosophie, die Einseitigkeit der Schlußfolgerungen, führt den Pater Gratry zum ersten oder eigentlichen Theile seiner Logik, zum Examen der Theorie des Syllogismus. Er adoptirt dessen Schema, wie es durch Aristoteles dem Grunde nach für alle Zeiten gegeben, durch den heiligen Thomas von Aquino im Geiste des Christenthums ausgebildet worden ist. Es solle nämlich der Syllogismus auf seine Weise, aber nur relativ und ohne, wie es ihm angeboren ist, durch Schlußfolgerungen gleich zu machen oder zu identificiren, im Schema seiner Ausbildung der göttlichen Wahrheit sich nähern, sie ahnen lassen, als könne er sie zwar nicht erschließen, müsse aber doch auf sie hinweisen. Es ist im Grunde genommen der Gedanke Kant's, daß Verstand oder Vernunft, sowie das Sinnliche nicht eigentlich Gott beweisen, sondern auf Gott hinweisen, also ihn ahnen lassen, so aber, daß diese Ahnung eine moralische Gewißheit ist, ein tiefer, ein in-

nerer Glaube. Dieses sieht jedoch der moderne Rationalismus mit scheelen Augen an; da es ihm nicht um ein positives Christenthum, sondern um seinen socinianistischen Deismus zu thun ist, verfiele dieser alsobald in Staub, weil sein ganzes Daseyn auf einen Causalnexus, auf eine pure Demonstration, nicht aber auf ein inneres und zugleich freies Bewußtseyn, auf das Unmittelbare, auf das Gewisse im Gewissen beruht. Anders der moderne Pantheismus, welcher den Rationalismus unserer Deisten tüchtig auspfeift. Ihm, wie gesagt, ist alle Tiefe in dem Unbewußten, welches dann, zur Figur im Weltall, zur göttlichen Person in der Menschheit gestaltet, so nur zur Einsicht gelangt aller seiner Wandlungen und Schöpfungsacte, bis zum Momente, wo es sich selber setzt, oder sich selber denkt.

Auf zwei verschiedene, ganz entgegengesetzte Weisen also will der Deismus der Einen, der Pantheismus der Andern nicht annehmen, was man in der Mathematik gezwungen ist anzunehmen, ein positiv Vorausgesetztes, ein an sich Bekanntes, was nicht auf die Schlußfolgerungen der Einen, oder auf das nachgeborene Bewußtseyn der Andern beruht, sondern im Voraus schon ein Bewußtes, das ist ein Gewisses ist; dadurch kommt freilich aller einseitige Rationalismus, wie aller überschwängliche Pantheismus auf gleiche Weise zu Schanden.

Hegel hat den ihm eigenen Gedanken gefaßt, alle Philosophie zu vermitteln, weder eklektisch, wie die ersten, noch synkretistisch, wie die spätern Neu-Platoniker, weder durch Auswahl, noch durch Mischung, aber durch das Aufheben aller Widersprüche in seinem Dritten, welches nichts anders ist als der Urgrund, aus dem die Widersprüche heraustreten, und der, nach entfalteten Widersprüchen, diese wieder in sich aufnimmt, das ist nicht in sich, wie in einen Vulkan, sondern außer sich, wie die chemischen Produkte eines Feuerausbruches sie gestaltend. So sind sie ihm

der Urgrund selber, aber dießmal ausgesprochen und in höherer Potenz. Dadurch maßt er sich an, das Christenthum saturnisch in sich zu verschlingen, und wieder, aber auf hegel'sche Art, aus sich heraus zu gebähren, und geräth an einen Katholicismus der Philosophie, welcher der Unkatholicismus selber ist. Dieses hat der Pater Gratry trefflich anerkannt, und deßhalb ist er eben bemüht, ihm diese Maske des Christenthums vom Gesicht zu reißen, seine Vermittlung radikaler Widersprüche des Guten und Bösen in der ethischen Natur als eine Gräuelthat der Vernunft aufzupflanzen, ihm nachzuweisen, daß er sich keineswegs, wie er behauptet, über das Formelwesen einer isolirenden Vernunft hinausgeschwungen hat, und daß er nichts Anderes ist, als ein großartiger Taschenspieler mit abstrakten Formen.

Folgen wir nun mit dem Verfasser der Hauptbewegung dieses Sophisten, wodurch er sich hat als den Mann beurkunden wollen, in welchem die Philosophie zu ihrem Abschluß gekommen, gewissermaßen Eins und Alles, universell oder katholisch geworden ist.

Hegeln zufolge hat sich der frühere Pantheismus verrannt, mit den Eleaten zu beginnen und mit Spinoza zu enden. Er schaute in allen Dingen die Fülle des Wesens, und weil er Alles voll sah von dem Einen und Allen, kam er zu keiner Schöpfung, ruhte er starr in sich, und gerieth in keine Erregung oder Bewegung. Was nicht aus der Fülle war, war ihm das Nichts, und dieses Nichts faßte er nicht als ein Anderes auf, sondern als das absolute Nichtseyn. Es ist dieß ungefähr der Streit, welcher unter den Brahmanen als Anhängern einer Vedantaphilosophie der Fülle oder des unendlichen, absoluten Seyns, und den Anhängern einer buddhistischen Philosophie der Leere oder des täuschenden, fractionirten Seyns, welches eben ein positiv gegebenes Nichtseyn ist, existirt; ein Streit den, auf ihre Weise, die alten Eleaten schon die Gelegenheit hatten aus-

zukämpfen. Hegeln zufolge ist diese Weisheit der Eleaten, sowie brahmanischer Vedantisten das Stammeln der Philosophie auf ihren ersten Kinderlippen, der erste Aufschluß des Auges der Vernunft im Menschengeiste; da ihm Alles voll ist, so schließt es alsobald seine Wimpern, um träumend in seinem Innern sich in die eigene Fülle der Seele zu versenken.

Die Gegner dieser Ansicht sind eben jene Buddhisten unter den Indern, die Anhänger des Demokritos und des Leukippos unter den Griechen, welche, vom Leeren ausgehend, in das Bröckelhafte oder Atomistische gerathen, wobei eben zwei Arten von Geistern zum Vorschein kommen: ascetische Gemüther, wie die alten Bauddhas und zum Theil Demokritos, der bei den Physikern und Quietisten des Orients in die Schule gegangen war; und Menschen mit Privatgesinnungen, die ruhig und bequem leben wollen, verständige Lebemenschen, wie Epicuros, welche das Seelchen zu verletzen fürchten, wenn es sich in Sorgen, sowie in Gedanken zu sehr abmüht. In allen diesen Geschlechtern erkennt Hegel, historisch richtig, den Gegensatz der früheren Art und Weise; das Alter, nicht mehr die Kindheit der Philosophie; ein zahnloses Lächeln, den Greis oder sogar den Affen, nicht mehr den gemüthvollen Knaben. Zwischen diesen beiden Extremen sucht er dann eine erste Vermittlung; dieses Mittlere ist ihm das Ureinsseyn des Alls oder der Fülle des Einen, des Nichts oder der Leere des Andern; eine leere Fülle und eine volle Leere, aus welcher dann stufenweise das Weltall, die Ichheit und das Selbstbewußtseyn der Gottheit in der Menschheit sich fortbilden. Der dieses zuerst erkannt hat, ist dann, für Hegel, der Gottmensch, er ist der Mittler in der Gestaltung der Trinität des Urgrunds alles Seyns, insofern das Seyn eine stete Entwicklung ist, eine erhöht potenzirte Darstellung seiner selber, den Geist ausströmend, welcher aus dem Einsseyn des Logos und des Urgrunds gemeinschaftlich hervorgeht.

Aus dem höchsten philosophischen Alterthum greift nun Hegel hier den Herakleitos hervor, als den Denker einer vollen Mannskraft, welcher das Werk der Vermittlung in seinem steten Werden, oder im ewigen Fluß der Dinge erkannt habe, ein Werden, das weder ein Seyn sei, noch ein Nichtseyn, sondern ein Mittleres, Verknüpfendes, Höheres zwischen dem Seyn und Nichtseyn. Heraklit war ein großartiger Physiker und zugleich ein religiöser Geist auf seine Weise, der einen Feuergeist in allen Dingen und Wesen auffaßte, die im steten Werden oder in der steten Entwicklung begriffene Welt und Menschheit von den Schlacken ihrer physischen und ethischen Sünde losbrennend; wie die alten Parsen erkannte er in allen Dingen ein Princip der Reinigung an. Er hat auch ganz und gar nichts von einem Identitätsphilosophen an sich, und Hegel nimmt ihn falsch, nur deßhalb, weil sich die Sophisten, in ihrer Bekämpfung der Eleaten, an seine Idee des steten Werdens geknüpft haben. Diese Sophisten will er aber von dem Brandmal retten, welches ihnen Plato und Aristoteles aufgedrückt haben; das zwar so, als handle es sich bloß um einen Mißverstand. Denn auch den Plato möchte er auf die eine, den Aristoteles auf die andere Weise mit den Sophisten vermitteln. So schreitet er denn durch Kirchenväter, Scholastik und Mystik bis auf die Neuzeit getrost fort; Alles bestreitend und Alles adoptirend, Alles in den Abgrund seines Systems zugleich vernichtend und einsetzend; Monstruosität origineller Art, welche der Pater Gratry mit Stichen der Kritik und der Entrüstung durch Philosophie, Aesthetik, Kunst, Mathesis und Naturwissenschaft hindurch zugleich verfolgt.

(Schluß folgt.)

III.

Hagiologie.

I.

Salzbacher: das heilige Haus von Loretto.

Dem wunderbaren Ereigniß, welches Gegenstand der weltberühmten Wallfahrt von Loretto ist, ward vor mehreren Jahren eine sehr gelehrte kritische Untersuchung durch den Herrn Dr. P. R. Kenrick*) zu Theil, welche Herr Salzbacher (Domcustos zu St. Stephan in Wien) vor Kurzem aus dem Englischen in's Deutsche übertragen hat (Wien 1854. 151 S. 8.). Der Verfasser, Irländer von Geburt, hatte während seiner Studien an der Propaganda zu Rom alle Dokumente und Urkunden der reichen vaticanischen Bibliothek benützt, die ihm zur Erforschung und Aufhellung dieses Gegenstandes dienlich schienen. Der Erfolg seiner mit umsichtiger Prüfung geführten Nachforschungen war die tiefste Ueberzeugung von der historischen Wahrheit des außerordentlichen Ereignisses,

*) Ehemaliger Generalvicar der Diöcese von Philadelphia in den vereinigten Staaten von Nordamerika, gegenwärtig Erzbischof von St. Louis.

welchem die Wallfahrt von Loretto ihr Daseyn verdankt. Bekanntlich wird zu Loretto das Haus der heiligen Familie verehrt, welches durch ein Mirakel von Nazareth an seinen gegenwärtigen Standort übertragen worden sei. Nun ist diese wunderbare Uebertragung nach Dalmatien und sodann nach Italien zwar kein Glaubensartikel oder irgend eine mit dem Dogma unmittelbar verbundene Frage, sondern einzig und allein nur eine geschichtliche Thatsache, welche gleich anderen derlei Erzählungen nach Maßgabe des Erweises beurtheilt werden muß. Ist aber dieser Beweis als genügend erachtet, so ist es dann nicht mehr Leichtgläubigkeit sondern gesunder Menschenverstand, das außerordentliche Ereigniß im Glauben anzunehmen. Der Verfasser, in streng logischer Ordnung zu Werke gehend, gibt erst eine Erzählung der Thatsache selbst, nimmt dann eine Prüfung der Zeugnisse vor, welche den Vorfall bestätigen, führt ferner die betreffenden Beweisgründe für die verschiedenen Theile der Erzählung an und antwortet zuletzt auf die Einwendungen, welche im Allgemeinen dagegen gemacht werden.

Vor Allem war es nöthig, die Thatsache festzustellen, daß das Haus zu Nazareth, wo das ewige Wort war Fleisch geworden, und wo der Herr durch beinahe 30 Jahre leibhaftig wohnte, bereits ein Gegenstand der Verehrung der ersten Christen gewesen sei. Einer alten Ueberlieferung gemäß, haben die Apostel nach der Auffahrt des Herrn das Haus Mariens in eine Kirche umgestaltet, welche von gottesfürchtigen Wallfahrern lange vor der heiligen Helena besucht worden war; die fromme Kaiserin errichtete sodann einen prachtvollen Tempel darüber. Von nun an häufen sich auch die Nachrichten über den heiligen Ort; der heil. Hieronymus und der heil. Paula, Bischof Arnulph, der heil. Willibald (755), Wilhelm von Tyrus, der heil. Franz von Assisi, der heil. Ludwig und viele Andere bilden eine ganze Kette von Zeugen,

daß „das heil. Haus" eine von allen Pilgern besuchte Stätte der Andacht war, bis endlich, nach dem Verluste von Ptolemais (1291), Palästina gänzlich unter die Herrschaft der Ungläubigen kam.

Den 10. Mai 1291 erschien auf einer kleinen Anhöhe zwischen den Städten Tersato und Fiume, von den Einwohnern Raunizza genannt, an der Küste von Dalmatien ein Haus, ungefähr 32 Fuß lang, 13 breit und 18 hoch, mit einem Schornstein und einem kleinen Glockenthurm versehen, welches von keinem der Einwohner je zuvor gesehen worden war. Erstaunt über den ungewöhnlichen Anblick, lief das Volk haufenweise hinaus, um die kleine Kapelle, wie es zuerst zu seyn schien, zu sehen. Offenbar war die Erscheinung ungewöhnlicher Gestalt und ihrem alterthümlichen Aussehen nach nicht von neuerer Bauart. Beim Eintritte untersuchte die Volksmenge sorgfältig und nicht ohne tiefes Gefühl religiöser Ehrfurcht das geheimnißvolle Gebäude. Die Mauern, wie man bemerkte, waren von Stein und mit Mörtel bedeckt, von welchem noch an dem oberen Theile etwas übrig ist, mit deutlichen Spuren von Malerei, welche sie einmal geziert hatte. Nahe an der Mauer, gegenüber der Thüre, war ein kleiner Altar, und auf diesem in etwas erhabener Stellung ein altes hölzernes Kreuz. Zur Rechten des Altars stand an einem erhöhten Orte eine Statue der gebenedeiten Jungfrau mit dem Kinde Jesu auf ihrem Arme. Das Haar beider war nach Art der Einwohner Nazareths getheilt, sowie auch ihr Anzug mit jener Landsart übereinkam; zur Linken des Einganges stand ein kleiner Schrank, augenscheinlich zur Aufnahme von Geräthschaften des täglichen Gebrauches bestimmt; daneben die Stelle eines Feuerherdes.

Das außerordentliche Aussehen des Baues überzeugte die Dalmatier bald, daß es ein geweihter, dem Gottesdienst zu Ehren der heil. Jungfrau geheiligter Ort sei. Der Ruf brei-

tete sich augenblicklich in der ganzen Gegend aus, die Gläubigen drängten sich massenweise hinzu, sie glaubten, daß Gott hier mit besonderer Gunst ihre Bitten erhören wolle, und Viele, welche unter der Last mannigfaltiger Leiden seufzten, erhielten durch einen Besuch in dem geheimnißvollen Tempel ihre Gesundheit wieder, so daß ringsumher sich ein Heilsgeruch für Linderung sowohl geistiger als körperlicher Gebrechen zu verbreiten schien.

Nun lag Alexander, der Pfarrer der St. Georgskirche zu Tersato, ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit und geliebt von dem ganzen Volke, an einem heftigen Fieber darnieder. Er sehnte sich mächtig die neue Gnadenstätte zu besuchen; da erschien dem Kranken die heil. Jungfrau, ihm offenbarend, daß die geheimnißvolle Kapelle, von welcher man noch bis jetzt nichts Gewisses wußte, ihr einstmaliges Haus auf Erden gewesen sei, in welchem sie geboren wurde und aufwuchs, in welchem sie die Botschaft des Engels und den Sohn Gottes empfing, in welchem ihr göttlicher Sohn bis zur Zeit seines Auftretens unter den Menschen gelebt hat. Sie erklärte auch, daß nach ihrem Hintritte die Apostel das Häuschen in eine Kirche umgestaltet, und der Altar, der jetzt in ihr zu sehen sei, von dem heil. Petrus geweiht worden. Uebrigens theilte sie dem Priester mit, daß Der, bei Dem kein Ding unmöglich sei, nun diesen Tempel mit Hülfe der Engel von Nazareth, wo er so vielen Unbilden von Seite der Ungläubigen ausgesetzt, und selbst von den wenigen dort wohnenden Christen vernachlässigt war — nach Dalmatien übertragen habe. Zum Beweise der Wirklichkeit ihrer Erscheinung kündigte sie dem Kranken augenblickliche Genesung an und befahl ihm, die wunderbaren Wahrheiten, welche er aus ihrem Munde vernommen, auch seinen Mitbürgern zu verkündigen.

Seinem Zeugnisse glaubte das Volk. Damals war Nicolaus Frangipani, gleich berühmt wegen Frömmigkeit und Großmuth,

Statthalter von Dalmatien und Herr von Tersato und Fiume. In der nicht bloß durch die Erzählung des Volkes, sondern vornehmlich durch das Zeugniß Alexanders gewonnenen Ueberzeugung von der übernatürlichen Eigenschaft des Hauses, das urplötzlich in seinem Lande erschienen war, theilte er die fromme Andacht seiner Unterthanen, und bereicherte die geheiligte Behausung mit kostbaren Geschenken. Um jedoch nichts zu unterlassen, was zu einer vollkommenen Untersuchung und Aufklärung einer so außerordentlichen Thatsache nothwendig wäre, und um sein eigenes Verhalten in dieser Angelegenheit bei der Nachwelt zu rechtfertigen, entschloß er sich, Commissäre nach Nazareth zu senden, welche zu prüfen und nachzusehen hätten, ob das Haus der heil. Jungfrau wirklich nicht mehr dort sei, und wenn dieß der Fall wäre, zu erfahren trachten sollten, wann und unter welchen Umständen es verschwunden und abhanden gekommen sei; ebenso waren sie angewiesen, die zurückgelassenen Spuren des Bauwerkes zu verfolgen und sich seines Ausmaßes zu versichern. Dazu wählte er vier einsichtsvolle und vertrauenswerthe Männer. Bei ihrer Ankunft an Ort und Stelle fanden sie die wenigen dort wohnenden Christen untröstlich über den Verlust des heil. Hauses, und erfuhren aus ihren Aussagen, daß die Zeit seines Verschwindens von Nazareth genau mit der Zeit seines Erscheinens in Dalmatien übereinstimme. Die Abgesandten sahen die noch gebliebenen Grundfesten des Gebäudes, und es hatte den Anschein, als ob die Mauerwände erst kürzlich davon abgetrennt worden wären. Als sie dieselben maßen, fanden sie die Fundamente vollkommen den Dimensionen des Gebäudes entsprechend, welches in Dalmatien erschienen war, so daß kein gegründeter Zweifel über die Identität des letztern mit dem, was vorhin auf diesen Grundfesten zu Nazareth gelastet, obwalten konnte.

Erfreut über den glücklichen Erfolg ihres Auftrages,

kehrten die Abgeordneten eiligst nach Hause zurück und hinterbrachten Frangipani und dem Volke die Antworten und Aufschlüsse, welche sie hinsichtlich ihrer Untersuchung erhalten hatten. Ein feierlicher Gottesdienst ward zur Danksagung in dem heil. Hause angeordnet, bei welcher Gelegenheit Pfarrer Alexander auf eine sehr eindringliche Weise erzählte, was er gesehen und gehört hatte, und feierlich Gott zum Zeugen seiner Aussagen anrief. Die Andacht der Gläubigen nahm zu; der Ruf des Wunders verbreitete sich weit und breit, eine Menge von Wallfahrern aus Istrien, Croatien, Bosnien, Serbien und anderen Nationen kam daher.

Die Freude der Dalmatier war jedoch nicht von langer Dauer. Es gefiel Gott, der ihnen dieses Merkmal seiner Gnade auf so außerordentliche Art verliehen hatte, auf eine nicht minder wundervolle Weise dasselbe wieder hinwegzunehmen. In der Nacht des 10. December 1294, gerade drei Jahre und sieben Monate nach der Erscheinung des Hauses in Dalmatien, sahen einige Hirten auf der Nachtwache bei ihren Heerden, nicht weit von Recanati an jener Seite der italienischen Küste des adriatischen Meeres, welche gegenüber von Fiume liegt, ein Haus, das quer über die See getragen, und endlich in einem Walde niedergelassen wurde, in der Entfernung von ungefähr einer Meile von der Meeresküste und vier Meilen von Recanati. Der Glanz, mit welchem es umgeben war, erregte die Aufmerksamkeit derer, welche die Wache hielten; sie weckten auch ihre Gefährten und verfolgten mit erstaunten Augen die übernatürliche Erscheinung. Sobald als der Tag anbrach, näherten sie sich dem geheimnißvollen Gegenstande, und nachdem sie denselben vollends untersucht hatten, beeilten sie sich, nicht ohne Ehrfurcht und voll unaussprechlicher Freude, das Ereigniß der Bevölkerung von Recanati mitzutheilen. Dieser ersten Nachricht ward jedoch wenig Glauben geschenkt; als aber die Hirten auf ihrer Erzählung

beharrten, so begaben sich viele von den Einwohnern zu dem Orte, wo sie ein Haus von alter ungewöhnlicher Form und Bauart fanden, auf einem Platze, wo nie ein Haus gestanden hatte. Der Wald, in welchem sich das heil. Haus niederließ, lag in einem Bezirke, der „Lauretum" genannt wurde, entweder von den Lorbeern, die dort im Ueberfluß wachsen, oder weil er einer reichen Frau von Recanati gehörte, die Laureta hieß, so daß daher die Benennung „Lauretanisches Haus" oder das „Haus von Loretto" stammt, welcher Name demselben seitdem geblieben ist.

Obgleich nun von diesem Hause nicht bekannt war, woher es kam und was es denn eigentlich sei, so schien es doch offenbar, daß es zu einer Kirche gedient und der gebenedeiten Jungfrau geweiht war, deren Statue einen so hervorragenden Platz in ihm einnahm. Die Art seiner Erscheinung und das unbegreifliche Gefühl von Ehrfurcht und Freude, welches diejenigen, die es besuchten, ergriff, sowie auch die zahlreichen Wunder, welche die Gläubigen durch die Fürbitte Mariens erlangten, verschafften demselben eine Berühmtheit, welche zur Folge hatte, daß es von Tausenden aus der umliegenden Gegend besucht wurde. Die andächtige Wallfahrt des Volkes ward jedoch nach einiger Zeit gestört. Straßenräuber benützten die abgeschiedene Lage im Walde, ferne von der Landstraße, besetzten die Wege, welche zum Heiligthume führten, und beraubten und mißhandelten auf mannigfache Weise die arglosen Wallfahrer. Dieß war die Ursache, daß die Kapelle eine Zeitlang verödet blieb, indem auch die bürgerlichen Kriege, welche Italien damals verwüsteten, nur zu sehr beitrugen, den Freibeutern strafloses Spiel zu gewähren. Um diesem Uebel zu begegnen, durch welches das Haus mehr als einmal der Gefahr ganz verlassen zu werden preisgegeben war, gefiel es Gott abermals, dasselbe zu versetzen und auf einen kleinen Hügel zu übertragen, der nicht weit

von der Straße entfernt lag, und dem die Gläubigen ohne Furcht vor Belästigung und Angriffen sich nähern konnten. Dieser Hügel war das gemeinschaftliche Eigenthum zweier Brüder (aus der adeligen Familie der Antici), welche Anfangs herzlich vereint waren, dieses Geschenk in Ehren zu halten. Das neue Wunder vermehrte die Andacht des Volkes auf eine erstaunenswürdige Weise. Doch Uneinigkeit, die im Geize ihren Ursprung hatte, entstand zwischen den beiden Brüdern, denen der neue Sitz des heil. Hauses gehörte, und die Sache drohte bis zum Blutvergießen zu kommen, als das wunderbare Haus noch einmal weiter getragen, und an seinem gegenwärtigen Ort in kleiner Entfernung von dem Eigenthume der unwürdigen Brüder niedergelassen ward, deren Zwist auch sogleich aufhörte, nachdem ihnen so das göttliche Mißfallen zu erkennen gegeben war.

Das ist ein kurzer Abriß der Geschichte der Uebertragung des heil. Hauses von Loretto. Herr Kenrick hat mit sorgfältigem Prüfen und Abwägen der Quellen einen historischen Thatbestand darzulegen versucht. Wer ihn läugnen oder belächeln will, hat es mit den Zeugnissen der Geschichte zu thun. Bisher hat aber von dieser urchristlichen Reliquie auch die Kunsthistorie immer beharrlich Umgang genommen.

IV.

Das protestantische Missionswesen der jüngsten Jahre.

IV.

Neuseeland.

Allerdings nahm die anglikanische und methodistische Mission auf Neuseeland eine andere Wendung, als auf den Sandwich-Inseln. Von einer Völker bildenden oder nur erhaltenden Wirksamkeit aber, mit der Hr. Bunsen zu prahlen beliebt, ist hier ebenso wenig zu bemerken. Eher auch hier das Gegentheil.

Die genannte Mission datirt aus dem Jahre 1814. Es fehlte nicht an einem ernstlichen Versuch, das Bekehrungs-Geschäft auch auf Neuseeland gleich im Großen durch Kabinetsbefehle eines Wilden-Königs abzumachen. Einen solchen König hatten zwar die unter unabhängigen Häuptlingen lebenden Neuseeländer nicht. Sehr gelegen für die neuen Apostel setzte aber der Häuptling Schongi von Kerikeri eben den Plan in's Werk, die übrigen Stämme seinem eigenen botmäßig zu machen, und sich über alle zum Könige aufzuwerfen. Die Missionäre traten in ein Gegenseitigkeits-Verhältniß zu Schongi: er nahm sie in sein Gebiet auf, sie verschafften ihm Waffen, Kriegsmunition und andere Geräthe, wodurch er den übrigen Stämmen im blutigen Kampfe überlegen ward. Missionär Kendall nahm ihn zu diesem Zwecke sogar mit sich nach England. Die verheerendsten Kriege unter den Wilden waren die Folge. Die

Allianz der Prediger von Kerikeri mit Schongi zog allen Missionären auf der Insel den rachsüchtigen Haß der andern Wilden zu, und als der Usurpator im J. 1828 fiel, hatte die Station von Wangaroa nichts Eiligeres zu thun als zu flüchten, die von Kidi-Kidi und Pahia wenigstens einzupacken. Indeß machte auch Schongi's Tod dem eifrigsten Gebrauch der europäischen Waffen, mit welchen die Insel nun einmal beglückt war, kein Ende. Unter den unaufhörlichen Kriegstroublen ging die Mission selbst fast ganz zu Grunde *). Ihren Schulen hatte es zwar nicht an Kindern gefehlt, weil die Prediger ihnen Nahrung und Kleidung lieferten; als sie aber im J. 1839, also nach einem Vierteljahrhundert, die Erndte abschätzten, fanden sich „kaum 300 Bekehrte".

Indeß machte die Mission auf Neuseeland schon im Sommer 1837 sogar im englischen Oberhause viel von sich reden. Ihre Mitglieder hatten nämlich die Einfalt der Wilden in der scandalösesten Weise benutzt, um „sich und ihren Kindern ausgedehnten Landbesitz zu sichern", indem sie in diesen Manövern auch noch einen andern Weg sahen, ihrem Christenthume, ebenso wie auf den Sandwich-Inseln, eine materielle Unterlage zu verschaffen. Jedenfalls schienen sie im besten Zuge, den Eingebornen um Spottpreise ihr ganzes Heimathland abzuhandeln; die Anglikaner nämlich, denn die Methodisten sind schon durch die strenge Disciplin **) und die Praxis ihrer Synoden, die Prediger nur immer ein paar Jahre auf demselben Posten zu belassen, an solchen Spekulationen behindert. Die

*) „Von einem Wirken der Missionäre konnte für jetzt dort nicht die Rede seyn, und sie sahen sich genöthigt, nach der Bai der Eilande zurückzugehen. Vor Ende Februar 1837 wurden alle Stationen aufgehoben, mit Ausnahme von Mangapouri, der westlichen, dem Kriegsschauplatze am fernsten gelegenen." — Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur von Dr. Bran, Jahrgang 1851, S. 465 bis 466. Vgl. Meinecke S. 226.

**) Das „Ausland" sagt indeß: „Zwei Wesleyaner Missionäre wurden wegen üblen Betragens nach Hause geschickt, der eine sogar unter einer Anklage von griechischer Liebe, doch wurde die Sache vertuscht." 1849, Num. 174, S. 694.

anglikanischen Missionäre dagegen wetteiferten mit den Laien-Ansiedlern in der Ausplünderung der Insulaner; bald geriethen die beiden Concurrenten, indem sie sich durcheinander behindert sahen, in heftigen Hader, und hielten sich solange ihre Sündenregister vor, auch im englischen Parlament, bis endlich nach langwierigem öffentlichen Scandal England von der Insel Besitz ergriff. Das Missions-Comité in London, das in dem einzigen Jahre 1838 nicht weniger als 16,447 Pf. St. für Neuseeland ausgab, hatte Anfangs die Sache zu vertuschen gesucht. Die nachfolgende officielle Untersuchung aber bestätigte vollkommen die von der Colonie her erhobenen Klagen. „Durch diese Landankäufe, von denen einer sich auf mehrere (englische) Meilen ausdehnt, sowie durch die der andern Ansiedler, welche dem Beispiele der Missionäre folgten, wurden viele Stämme in demjenigen Theile des Landes, wo die Missionäre sich niederließen, ihres ganzen Landes beraubt, und dadurch genöthigt, andere Stämme zu bekriegen und ein neues Gebiet zu erwerben. Alle Berichte aus Neuseeland, auch die von der Kirchenmissions-Gesellschaft selbst, stimmen überein, daß die eingeborne Bevölkerung in der Nähe der Missionsniederlassungen rasch abnimmt, was als eine geheimnißvolle Heimsuchung Gottes geschildert wird *). Es zeigt sich, daß weder Missionäre, noch andere Landmäckler jemals daran dachten, für die einheimischen Ansiedler hinreichendes Land für ihren Lebensunterhalt vorzubehalten, und somit sind die Fonds der Gesellschaft nicht bloß den rein religiösen Zwecken derselben entfremdet worden, sondern haben auch mit zu der allmähligen Ausrottung der Eingebornen beigetragen" **).

„Der Missionär handelte nicht, er bot keinen Branntwein, die Menschlichkeit der Annäherung wurde gefühlt, er forderte nichts als Gehör, und gab lieber, als er nahm" — so schilderte Hr. Ober-Kirchenrath Nitzsch noch vor Kurzem die völkerbildende Wirksamkeit der protestantischen Mission ***). Zur Erläuterung einige Ein-

*) Röhr: kritische Prediger-Bibliothek. Jahrgang 1840. Bd. 21. S. 185 bestätigt diese Thatsachen.

**) S. Ausland 1840. Num. 27.

***) Die Wirkung des evangelischen Christenthums auf kulturlose Völker. Berlin 1852. S. 6.

zelnheiten aus Neuseeland! Nach dem eigenen Geständniß der Missionäre betrugen ihre Landankäufe Tausende von Acres, ja in einzelnen Fällen auch viele (englischen) Quadratmeilen. Das Land um die Inselbai gehörte ihnen fast ganz; der Missionär William Williams nahm nur 670 Acres für sich, Heinrich Williams aber 11,245 Juchart; der Missionär Oakes sammelte sich durch seine „honette Industrie" ein Vermögen von 100,000 Louisdor. Unter diesen Umständen ist die Klage begreiflich: „unter den Missionären hätten sich nicht nur solche gefunden, welche, nachdem sie die Hand an den Pflug gelegt, hinter sich sahen und vom Werke zurücktraten, sondern auch solche, welche die Welt wieder liebgewannen, und ihren Brüdern schweres Herzeleid verursachten" *). Der protestantische Reisende Dieffenbach erzählt in seinen Travels in New-Zealand (1843): viele der älteren Missionäre seien Gutsbesitzer, Viehzüchter, Getreidehändler, und überhaupt reiche Leute geworden; bei der brittischen Besitznahme der Insel meldeten sich eilf Missionäre mit Ansprüchen auf 96,219 Acres Land. 106,000 Acres wurden bei einer Unterhaus-Debatte von 1845 angegeben; dreiundzwanzig Missionäre waren solcher Geschäfte überwiesen; Hr. Kendall hatte sich um 36 Beile einen Landstrich von 40 englischen Quadratmeilen erworben, Hr. Forebrother besaß 40,000, Hr. Taylor 50,000 Acres. Katechist Flatt aus Neuseeland erklärte, vor einem Oberhaus-Comité vernommen: die Missionäre hätten dort Ländereien von solcher Ausdehnung angekauft, daß ein Strich derselben fünfzehn Meilen lang sei, andere Tausende von Morgen enthielten **). Mehrere Broschüren sorgten in England dafür, daß die Sache „mit sehr häßlichen Details" bekannt wurde. Die Missions-Direktion mußte jetzt selbst eine Untersuchungs-Commission ernennen; die öffentliche Meinung hoffte von der Regierung sogar den Befehl an den bevollmächtigten Kapitain, die gesammten Landankäufe der Missionen für illegal zu erklären, und die Ländereien den ursprünglichen Besitzern zurückzugeben, „aus dem Grunde, weil die

*) Nürnberger Missionsblatt. 1844. Num. 5. S. 19.

**) Wilkes: die Entdeckungs-Expedition. Stuttgart 1848. I, 304; Annales de philosophie chrétienne. Tom. 26. p. 392. Ausland 1840. Num. 59. S. 233.

Käufer ganze Distrikte angekauft haben, ohne den ursprünglichen Besitzern einen Theil derselben vorzubehalten, wodurch diese genöthigt worden sind, sich auf die umliegenden Stämme zu werfen; daraus sind Kriege entstanden, so daß nach einer allgemeinen Bemerkung die Bevölkerung in der Nähe der Missionen immer mehr abnimmt" *).

Eine interessantes Résumé über die Geschichte der neuseeländischen Mission bis zum Jahre 1839 bieten vier Briefe, welche Hr. Lang, Dechant der schottischen Kirche in Neu-Süd-Gallien, damals an den Gouverneur der Colonisations-Gesellschaft von Neuseeland geschrieben hat. „In der That", sagt Hr. Lang, „die göttliche Vorsehung scheint die Mission in Neuseeland mit dem Fluch belegt zu haben, und der Fluch des Himmels scheint bis auf diesen Tag auf ihr zu lasten. Der erste Vorstand der Mission wurde verjagt wegen Ehebruch, der zweite wegen Trunkenheit und der dritte, im Jahre 1836, wegen noch schwererer Verbrechen, und obwohl ich Grund habe, zu glauben, daß sie heute von solchen Ungeheuerlichkeiten gereinigt ist, und ich so glücklich bin, beizufügen, daß mehrere Mitglieder ausgezeichnete Christen und sehr eifrige Missionäre sind, so wird doch noch ein flagranter Mißbrauch geduldet und geübt von der großen Majorität der Missionsglieder, der schwer genug ist, um selbst die Wirkungen des Collegs der Apostel zu nichte zu machen." Der Laienmissionär Shepherd hatte sich nach Hrn. Lang nicht weniger als 4 bis 5000 Juchart gekauft; der Missionär Fairbairn, der durchaus keine apostolischen Eigenschaften hatte, als er von Marsden zum Missionär aufgenommen wurde, hatte von den Ein-

*) Ausland 1840. Num. 59. S. 233. Dieser Aufsatz hat zwar in der A. Allg. Ztg. unterm 10. und 11. Mai und in Num. 173 des Auslandes Reclamationen hervorgerufen, allein die Thatsachen konnten nicht abgeläugnet werden: „Ein gewisser White hatte die Sache dermaßen in's Unverschämte getrieben, daß man ihn aus der Zahl der Missionäre ausstoßen mußte, wenigstens dem Namen nach, denn er blieb noch immer mit den übrigen Missionären, namentlich den wesleyanischen, in Verkehr." Ausland 1840. Num. 243. S. 969.

gebornen 35 bis 40,000 Juchart gekauft; ebenso hat der ehrenwerthe Williams, der ehemals königlicher Schiffslieutenant war, nun aber Vorstand der Mission, ein unermeßliches Eigenthum erworben. „Einer der größten Landankäufer in Neuseeland", fährt er fort, „war zur Zeit meines Besuches im letzten Januar ein gewisser White, der Anfangs auf dem Westen der Insel zu Hogianga wesleyanischer Wortsdiener war, und wegen Unmoralität aus der Gesellschaft verjagt wurde. Mit einem Wort, die schönsten und ausgedehntesten Besitzungen in Neuseeland sind jene der Missionäre und ihrer Kinder, und die armen Eingebornen sind betrogen und beraubt von Menschen, welche ihre natürlichen Beschützer hätten seyn sollen." In seinem Eifer erklärt der protestantische Dechant endlich, „das Betragen der Missionäre in dieser Beziehung sei das infamste, und in der ganzen Geschichte der Missionen, seit der Reformation, für den christlichen Protestantismus das entwürdigendste" *).

Trotz Alldem hat Hr. Nitzsch noch im J. 1852 von den neuseeländischen Missionären erzählt, die „lieber gaben, als daß sie nahmen"; hat Hr. Meinicke jene Landerwerbungen „nur mäßig" genannt; hat der Geograph Ritter bloß die Laien „der Ländergier" beschuldigt, den Missionären dagegen allgemeinen Erfolg durch ihren „musterhaften Lebenswandel" nachgerühmt. Ihr wahrer Erfolg war allerdings so glänzend, daß die englische Regierung im Jahre 1840 die Steigerung desselben unter Controle stellen mußte; die 1830 ihnen ertheilte Erlaubniß, „für ihre Familien Land anzukaufen", ward aufgehoben und solcher Erwerb nur mehr gestattet, wenn er durch den Gouverneur oder dessen Beauftragte gehe. Uebrigens zeigte sich auch bald, daß es sich nicht bloß „um die Familien", um die ohnehin reich dotirten Wittwen und Kinder der Missionäre gehandelt hatte. Als die Königin von England ihre Souverainetätsrechte über Neuseeland proklamirte, da protestirte Hr. Coates, der Secretär der betreffenden Missionsgesellschaft, zu Gunsten der Selbstständigkeit der Eingebornen. „Er verschwieg aber weislich", sagt ein protestantischer Bericht, „die Absichten, welche bei

*) Bei Petit-Thouars: voyage autour du monde. IV. 62. 74 ff. 78.

der Aufrechthaltung der Souverainetätsrechte der Eingebornen im Hintergrunde lagen, und nichts Geringeres waren, als daß die Missionäre nach und nach mit dem steigenden Werthe ihres Landbesitzes und der Macht ihres Unterrichtes über die unwissenden Eingebornen eine Rolle spielen wollten, wie die Jesuiten in Paraguay und die amerikanischen Missionäre auf Hawaii" *). Es wurde ihnen der bestimmteste Vorwurf gemacht, sie hätten in Neuseeland einen „theokratischen Staat" bilden wollen. Hr. Wakefield erklärte vor dem parlamentarischen Comité: „die (Colonisten)-Association fand sich behindert durch den ihrer Ansicht nach sehr deutlich hervortretenden Wunsch der Missionäre, die politische Gewalt ausschließlich zu behalten" **). Daß gerade die protestantischen Stämme, d. h. jene Orte, wo die protestantischen Missionäre am meisten Fortschritte gemacht, sich gegen den brittischen Einfluß aufgelehnt, und im Einverständnisse mit den Heiden gehandelt haben, ist eine nicht abzuläugnende Thatsache. Die englischen Offiziere behaupten mit aller Bestimmtheit, daß die protestantischen Missionäre im Einverständnisse mit den Insurgenten standen. Dem Missionär Williams, von dessen Gütern wir schon gesprochen, wurde von dem englischen Oberst Despard aller Verkehr mit den Insulanern verboten. Sein Sohn war Fleischlieferant für die englischen Truppen. Derselbe Oberst Despard behauptet aber nicht nur, daß Williams dabei betheiligt war, sondern auch andere Missionäre absichtlich darauf hingearbeitet hätten, „den Krieg in die Länge zu ziehen und den Aufenthalt der Truppen zu verlängern, damit sie durch den Absatz ihrer Produkte desto mehr Geld verdienen möchten" ***).

Jedenfalls waren also die Missionszustände, wenn nicht auch die Missionstendenzen von Neuseeland das gerade Widerspiel von der weiland so rührend herrlichen Schöpfung der „Jesuiten in Paraguay." Schon das trat auch in Neuseeland als ein schlimmer Umstand hervor, daß die bischöflichen und die methodistischen Prediger, obgleich räumlich ziemlich getrennt, unter sich selber Krieg

*) Ausland 1841 vom 29. Aug. S. 961.

**) Ausland 1841. Num. 242. S. 966.

***) Ausland 1846. Num. 303. S. 1210.

führten und einander auf die scandalöseste Weise anschwärzten, so daß die zu bekehrenden Wilden selbst sich nicht auskannten, ob dieses oder jenes Christenthum das ächte sei, oder überhaupt eines von beiden. Namentlich entbrannte der Kampf sehr heftig, seitdem Bischof Selwyn seinen Amtsantritt damit gefeiert hatte, daß er die Wesleyaner vom Abendmahl ausschloß, öffentlich vor ihrer verderblichen Lehre warnte und die von ihnen Getauften noch einmal taufen ließ. Der Streit der Prediger verpflanzte sich auch unter die Eingebornen, und wie sie früher in unaufhörlichen Stammeskriegen miteinander gelegen waren, so war jetzt die Gefahr nahe, daß ein förmlicher Sektenkrieg unter ihnen ausbrechen würde. Noch in neuester Zeit kommt Klage: „die endlosen Erörterungen über die Unterscheidungslehren der verschiedenen Kirchen hätten dem religiösen Fortschritt ein großes Hinderniß in den Weg gelegt und schon mehr als einmal zu Schlägereien geführt" *).

Insofern war die Ankunft katholischer Missionäre auf der Insel noch ein Glück für die protestantische Mission, als sie nun ihre gesammte Wuth vereinigte gegen den eindringenden „Götzendienst." Einen König, der die gelandeten Priester wieder hätte austreiben können wie bei den Sandwichiern, gab es hier nicht; so mußte man die bekannten andern Mittel gebrauchen. Bald waren die Wilden durch tausend Flugblätter unterrichtet, die Priester seien nur gekommen, um unter Schändung, Mord und Brand Neuseeland an die Franzosen zu verrathen. Der katholische Bischof Pompallier erzählt selbst: die Methodisten hätten ihn so oft den „Antichrist" genannt, daß die Insulaner ihn bei seiner Ankunft mit diesem Worte als einem Ehrentitel begrüßten; und da es in Neuseeland Brauch ist, den Schweinen Namen zu geben, so wußten die Prädikanten es so einzurichten, daß unter den protestantischen Schweinen bald kein Name gewöhnlicher war als „Pompallier." Dagegen wurden die Priester, wie auf den Sandwichsinseln so auch hier, von den protestantischen Colonisten freundlich aufgenommen, und bald hatten sie auch das Zutrauen der Eingebornen in solchem Grade gewonnen, daß die letzteren sie als die „ächten" Lehrer des Christenthums von

*) Berliner protest. K.=Z. vom 8. Sept. 1855.

den andern Missionären unterschieden. Ganze Stämme ließen die protestantischen Prediger im Stiche und traten zu den katholischen über. Ihr Segen war so groß, daß nach vier Jahren die Zahl der Katholiken jene der Protestanten bereits übertraf. Sogar Hr. Ungewitter muß zugestehen, daß „die Neuseeländer bereitwillig den katholischen Glauben annähmen", nur meint er zum Troste: es würden ihnen dafür auch „manche alten bösen Gewohnheiten" nachgesehen *).

Der auffallende Unterschied in den Sympathien solcher Natur-Völker für die fremden Religionslehrer hat überall schon darin seinen äußerlichen Grund, daß das Leben des katholischen Missionärs das Gepräge der Entsagung auch in den Augen heidnischer Wilden an sich trägt, während das der protestantischen nur zu oft gerade das Gegentheil aufweist. Von jenem kann man nicht sagen, was die eigenen Glaubensgenossen von diesen aussagen: seitdem das erste Feuer des dissenterischen Missionseifers verraucht sei, „widme sich der Missionär nur einer regelmäßigen Carrière, wo ihm Beförderung und Wohlstand gewiß sei" **), wo die Missionäre „als Lords, als Herren des Landes, nicht als Apostel und die Missionsfrauen als vornehme Ladies reisen" ***). Wohl wissen die Missionsberichte viel zu erzählen von ihrem Leben voll Entbehrungen und Mühseligkeiten; allein schon der bekannte Röhr mußte erfahren, daß unbefangene Beobachter vielfach die Lage ganz anders vorfänden. Daß dieß auch in Neuseeland in hohem Grade der Fall seyn mußte, bezeugen schon die grandiosen Land-Spekulationen der anglikanischen Prediger. Als der englische Maler A. Earle 1827 nach Neuseeland kam und durch seine Empfehlungsbriefe häufig zu Theepartien der Missionäre geladen ward, fand er bei allen ohne Ausnahme denselben behaglichen Comfort. „Alles, was ein reiches

---

*) S. Ausland 1849, Num. 173, 1845, Num. 282, 1840. Num. 59; vgl. Petit-Thouars IV, 234; III, 43; Annales de la propagation 1841. Nro. 74. — Ungewitter: der Welttheil Australien S. 185.

**) Ausland 1849. Num. 175.

***) Menzel: Literaturblatt. 1855. Num. 95.

Pachtgehöft (mit Hornvieh wohl versehen) und ein gut bestellter englischer Spezereiladen bieten können, stand in kurzer Zeit vor uns. Jedes Mitglied der Mission, das, während wir Tafel hielten, herbeikam, wurde bei Seite gerufen und mein Brief von Neuem gelesen und besprochen, wie ich ganz deutlich vernehmen konnte. Die rothbackigen Kinder, die uns aus allen Winkeln entgegenpipten, und die Wohlbeleibtheit ihrer Eltern verriethen handgreiflich, daß das Missionsgeschäft nicht mit so gar schweren Entbehrungen verbunden seyn mußte, als man sich vielleicht vorstellen möchte" *). Erst wann „der Missionär sich selbst möglichst behaglich behauset und eingerichtet sieht, seine Wohnung fertig, der Garten eingezäunt und sein ganzes Gehöfte mit einem starken Pfahlwerke eingeschlossen ist, um „„die heidnischen Wilden"" davon abzuhalten, fängt er das bei Weitem leichtere Werk des Predigens an" **). Hr. Earle liefert aber auch gleich das katholische Gegenbild zu dieser Skizze: „Ich besuchte (anderwärts) mehrere Missionen der römisch-katholischen Kirche und muß ihnen das Zeugniß geben, daß sie ein ganz anderes Verfahren beobachten, als die englischen. Jene sind freundlich und liebreich gegen die Wilden, und höflich und theilnehmend gegen ihre europäischen Brüder. Sie wußten sich die Zuneigung derer zu erwerben, die sie zu bekehren abgesandt wurden, und haben unter ihnen ihre eigene Sprache eingeführt, wodurch die Neubekehrten mit Fremden zu verkehren in Stand gesetzt sind. Wenn gleich in religiösen Ansichten mit ihnen verschiedener Meinung, muß ich doch ihren glücklichen Erfolgen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie brachten fast die ganze indianische Bevölkerung von Südamerika in den Schooß ihrer Kirche und ihre Bekehrten bilden den größten Theil des Volkes. Aber, ungeachtet der vielen Missionäre, die von der englischen Kirche und den dortigen Secten ausgehen, traf ich doch nie einen Indianer, der von ihnen bekehrt worden wäre" ***).

---

*) Röhr: kritische Prediger-Bibliothek. Jahrgang 1834. Bd. 15. S. 356 ff.

**) Hr. Röhr (S. 362) bemerkt dazu: „So viel wir wissen, hat noch kein englisches Missionsblatt dem Maler Earle über den Zustand der Dinge auf Neu-Seeland zu widersprechen gewagt."

***) L. c. S. 354.

Was nun die Früchte der protestantischen Missionen auf Neu-Seeland betrifft, so ist so viel sicher, daß diese selbst auf's stattlichste bestellt sind, mit einer großen Zahl von Missionären und eingebornen Predigern, alle gut bezahlt, mit vielen Schulen und einer bedeutenden Anzahl von Schülern*). Wie wenig aber Letzteres als richtiger Maßstab dienen kann, zeigt auch hier der Umstand, daß vielfach heidnische Lehrer von den Missionären verwendet werden. Ebenso auffallend ist die schwindende Zahl der ohnehin verhältnißmäßig wenigen Communikanten: 10,541 jetzt, während Gouverneur Grey noch 10,889 auf 90,000 Christen angab. Hr. Nitzsch hatte geäußert: wenn auch die Bekehrungen nicht mehr so massenhaft seien, wie weiland unter Franz Xaver, so leiste die protestantische Mission doch Gewähr „für nachhaltigere Christianisirung"**). Aber wenn nicht auch für andere Orte, so scheint doch jedenfalls für Neuseeland der amerikanische Schiffslieutenant Wilkes, der den Missionen sonst sehr günstig ist, mehr Recht zu haben, wenn er sagt***): „die Eingebornen haben gar keine Religion, einige nehmen die Form des Christenthums an und nennen sich Christen, die Mehrzahl aber sind weder Christen noch Heiden." Auch Hr. Steger gibt von Neuseeland zu: „aufrichtige Religiosität sei etwas sehr Seltenes" †); und doch steht der Bibel-Handel in bestem Flor und verlangte Missionär Williams erst noch im J. 1851 eine neue Sendung von 10,000 N. Testamenten, „welche die Neuseeländer gerne bezahlen würden" ††). Die neueste Angabe, von Missionär Chapman auf Maketu, getraut sich gleichfalls nicht mehr zu sagen als: „vielleicht drei Fünftel stehen bereits unter dem Einfluß we-

---

*) Nach den neuesten statistischen Angaben sind in Neu-Seeland 39 Missionäre und 489 Assistenten beschäftigt, sie haben 183 Schulen mit 8795 Schülern, nebst 10,541 Communikanten, die Missionäre und Gehilfen mitgerechnet. The Christian retrospect and register by Robert Baird. New-York 1855. S. 431—432.

**) A. a. O. S. 3.

***) Entdeckungsexpedition S. 304.

†) Die protestantischen Missionen. 1851. II, 143.

††) Basler Magazin. 1851. Num. III. S. 56.

nigstens des Bekenntnisses zum Christenthum" *). Und mitteninne bricht noch die volle Wahrheit, nämlich die helle Verzweiflung hervor. „Ja Neuseeland zu retten", fährt der genannte Missionär fort, „ein Geschlecht zu retten, dessen Geschichte sich nur aus unvollkommen verstandenen Sagen zusammenlesen läßt, aber das man hochsinnig, in mancherlei Weise auch scharfsinnig und mit einem unabhängigen Charakter begabt fand — wohlan, Andere mögen uns sagen, wie es zu retten ist. Aber wahrlich die Gestalt der gegenwärtigen Umstände rechtfertiget unsere Furcht, die Zeit nach zwanzig bis dreißig Jahren möchte das heranwachsende Geschlecht sagen hören: die Erndte ist vergangen, der Sommer ist dahin und uns ist keine Hülfe gekommen. Jerem. 8, 20." Selbst die Berichte der Wesleyaner, die „nicht gerade zu den nüchternsten Missions-Berichten gehören", schildern die Zustände in Neuseeland als trübe und — das jetzige Geschlecht aufgebend setzen sie ihre Hoffnung „auf das heranwachsende Geschlecht." „In Neuseeland", heißt es, „ist der Reiz der Neuheit, der einst mit den christlichen Wahrheiten und Gnadenmitteln verbunden war, vergangen und damit all das Interesse, das nicht aus religiösen Gefühlen und Grundsätzen entspringt" **).

Aber die katholischen Missionen? — Hr. Graul wundert sich, daß in den Annalen der Verbreitung des Glaubens so tiefes Stillschweigen über Neuseeland herrsche; er erzählt jedoch selbst nach anglikanischen Berichten, daß „mehrere Abtheilungen der Eingebornen" die römischen Missionäre zu sich geladen und an dem protestantischen Evangelium vorbeigegangen seien. Es dürfte daher nicht ohne Veranlassung seyn, wenn ein katholischer Missionär in einem der neuesten Berichte auch in Bezug auf Neuseeland äußert: der Protestantismus in der Südsee sei im Erbleichen ***)!

In anderer Beziehung dagegen hat die Civilisations-Weise der englisch-amerikanischen Cultur-Propaganda ihr Werk in unaufhaltsamen Gang gebracht: auch auf Neuseeland ist die eingeborne Bevölkerung in raschem Aussterben begriffen. Es sind noch nicht

---

*) Graul's Halle'sche Missionsnachrichten. 1856. Heft 1, 16. **) A. a. O. S. 17. A. a. O. S. 23. ***) Annales 1855. Num. 162.

zwanzig Jahre her, daß der Missionär Klumpp auf jene „Völker-Stämme“ in der Südsee triumphirend hinwies, „welche zum Theil bereits ganz für christliche Gesittung gewonnen worden und damit in die Reihe christlicher Staaten eingetreten sind“ *). Vielleicht hat Hr. Bunsen Hrn. Klumpp nachgesprochen. Jedenfalls haben sie beide auch in Bezug auf Neuseeland geirrt: durch den Protestantismus sind die Neuseeländer weder Christen geworden, noch haben sie durch ihn eine andere Entwicklung vor sich, als — das Völkergrab!

V.

Zur Geschichte der Dekatholisirung der katholischen Schweiz.

(Historische Fragmente.)

Nachdem die alte Diplomatie im verhängnißvollen Jahre 1847 die schwere Sünde an der conservativen Schweiz begangen, welche die Fürsten und Völker später so hart zu büßen hatten, bedurfte es keiner besonders scharfen Augen, um vorauszusehen, daß der siegreiche und entfesselte Radikalismus in der Schweiz sich mit seinem ganzen Ingrimm in erster Linie auf die katholische Kirche werfen werde, die seinen Umwälzungsbestrebungen bisanhin den zähsten und entschiedensten Widerstand entgegengesetzt. Zu diesem politisch-radikalen Feuereifer gesellte sich auch ein bedeutendes Quantum protestantischer Antipathie, die schon früher unter Rohmer und Bluntschli die Zwittergestalt einer sogenannten liberal-conser-

*) Das evangelische Missionswesen. Stuttgart 1841. S. 34.

vativen Partei unter den Protestanten in's Leben rief, einer Partei, von der man nur sagen kann: sie habe die conservative Sache an den Radikalismus verrathen, und verdientermaßen in kürzester Frist sich selbst den Untergang bereitet. Der Krieg gegen den Sonderbund war durch den confessionellen Haß angefacht, unternommen und zu Ende geführt. Hatte doch selbst der Held der unblutigen Schlachten — General Dufour — in einem unbewachten Augenblicke an der Bundesversammlung in Bern die Aeußerung fallen lassen: der Krieg gegen den Sonderbund der katholischen Kantone sei im Interesse des Protestantismus unternommen worden, und müsse im Sinne des Fortschrittes zunächst für diesen benützt werden! Jedenfalls bildete sich unter der herrschenden Partei und deren verfügbaren Massen immer entschiedener die Meinung aus: durch den kurzen Sonderbundskrieg sei der Katholicismus in der Schweiz auf's Haupt geschlagen worden, und man sei ihm weder Recht noch Rücksicht mehr schuldig. Früher galt „der Jesuitismus" als das Schlagwort, mit dem die radikale Partei die protestantische Bevölkerung gegen den Katholicismus aufzustacheln wußte; als aber die Jesuiten aus Freiburg, Wallis, Schwyz und Luzern vertrieben waren, wurde „der Ultramontanismus" als aufregender Popanz den Massen vorgehalten, um sich ihrer bei Wahlen und Agitationen für radikale Zwecke zu vergewissern. Unter solchen Einflüssen kam die neue Bundesverfassung für die Schweiz zu Stande, wurden die Verfassungen der einzelnen Kantone revidirt, Gesetze und Beschlüsse in denselben, insbesondere gegenüber den confessionellen Rechten und Stiftungen der Katholiken, erlassen. Als ich zur Zeit der Aufhebung der Klöster im Thurgau sorgenvoll die Ebene beim Kloster Dänikon durchschritt, stieß ich auf eine Gruppe katholischer Feldarbeiter, denen eben die Trauerbotschaft von der zu Frauenfeld beschlossenen Aufhebung der thurgauischen Klöster (nur ein Frauen-Kloster entging der Spoliation) zugekommen war; sie fragten

mich, ob die Nachricht wirklich wahr und zuverlässig sei? und auf meine Bejahung richtete ein hochbejahrter braver Bauer an mich die Frage: aber was wird der römische Kaiser dazu sagen, wird er denn uns nicht helfen? Im ersten Augenblicke war ich von dieser seltsamen Frage wirklich überrascht; aber welche tiefe Wahrheit und Rechts-Anschauung liegt in dem Gefühle, das der arme schlichte Bauer in jener Frage ausgesprochen hat! Denn seit die Kirche ihres Schutzherrn beraubt ist, und der Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ihr nicht mehr schirmend zur Seite steht, ist sie mit allen ihren Rechten, Stiftungen und Gütern den feindseligen Gewalten preisgegeben und eine zusammengewürfelte Mehrheit, sogenannte Volksrepräsentanten, zerreißt unter Hohn und Spott ihre geheiligten Rechts-Bücher, vernichtet ihre ehrwürdigen und segenvollen Stiftungen, ohne daß eine Berufung gegen solche Willkür und Gewaltthat an die Instanz einer höheren Justiz und Macht für die Unterdrückten in Aussicht stünde.

Die alte Bundesakte von 1815 ist indessen zu Grabe getragen worden, und Niemand wünscht sie mehr zurück; man hat sich allmählig in die neue Bundesverfassung hineingelebt, die dem Volke in materieller Beziehung vielfache Vortheile bietet; denn die Abschaffung des Weg- und Brückenzolles, die Einführung eines einheitlichen Münzfußes und Anderes beschwichtigen die Klagen über unverhältnißmäßige Militär-Lasten, die Grenzmauthen und die immer größere Einschränkung der Kantonal-Souverainetät durch die Centralbehörde in Bern. Der wahre Krebsschaden der neuen Schweiz liegt nicht auf politischem, sondern auf confessionellem Gebiete, und besteht darin, daß die Katholiken, gegenüber der Bundesgewalt und den radikalen und protestantischen Mehrheiten in den gemischten Kantonen, mit ihren confessionellen Rechten und Anstalten schutz- und rechtlos dastehen. Ob die Erscheinung aus einer inneren Wahlverwandtschaft der

beiden Principien, oder aus äußeren Verumständungen zu erklären sei, genug, sie stellt sich als ein charakteristisches Merkmal der neuesten Geschichte der Schweiz heraus — wir meinen die Allianz, in welcher der extreme Radikalismus und der Protestantismus sich auf dem politischen Gebiete die Hände reichen, um unter dem Feldgeschrei des Freisinnes und Fortschrittes den Ultramontanismus zu bekämpfen„ d. i. in verständiges Deutsch übersetzt, um die Katholiken zu dekatholisiren und deren Kirche, confessionellen Rechte und Stiftungen zu unterdrücken. Die Träger jenes Radikalismus sind größtentheils glaubenslose Katholiken und Protestanten aus dem Advokatenstande. Was die verkommenen Katholiken insbesondere betrifft, so haben sie in den gemischten Kantonen die besten Aussichten auf Aemter und Anstellungen. Denn ihr katholischer Taufschein macht sie wahlfähig, und ihre kirchenfeindliche Gesinnung populär, um in gemischten Wahlbezirken durch protestantische Mehrheiten als Repräsentanten der Katholiken gewählt zu werden, und so treten sie in die Behörden über, nicht um die Interessen und Rechte ihrer Confessionsgenossen zu schützen und zu schirmen, sondern um sie zu bekämpfen und zu zertreten. Im Aargau und in St. Gallen sind alle Motionen zur Verletzung kirchlicher Rechtsame, zur Aufhebung der Klöster, zur Zertrümmerung katholischer Anstalten von Katholiken dieser Qualität ausgegangen, und es legte die protestantische Mehrzahl im Rathe immerdar großen Werth darauf, daß derlei feindselige Anträge von einem sogenannten Katholiken gestellt würden, um wenigstens den Schein der berühmten „Toleranz" für sich zu retten. Es ist eine bedauerliche aber dennoch wahre Thatsache, daß in manchen paritätischen Kantonen nur der eklatanteste Verrath an der Kirche und den eigenen Confessionsgenossen dem Katholiken die Thüre zu Aemtern und Ehren öffnet, gewissenhafte Treue aber und unbestechlicher Charakter sie ihm verschließt. Die wahre Repräsentation des Volkes ist längst zur

Lüge geworden, und überdieß hat man die katholischen Minderheiten, um sie zu erdrücken, mit protestantischen Wahlkreisen so verbunden, daß immer, namentlich bei vorangegangenen Wahlagitationen, ein falsches, den Katholiken durchaus feindseliges Resultat aus den Wahlverhandlungen hervorgehen muß. Nach den früheren Verträgen der verschiedenen Landfrieden, seit der Reformation zwischen den Protestanten und Katholiken abgeschlossen, wurden in der Schweiz wie im übrigen deutschen Reiche Angelegenheiten der Kirche, des Gottesdienstes und der Schule, und Alles was diesen anhing, oder wovon die eine Religionspartei glaubte, die in Frage liegende Sache gehöre zu den religiösen und confessionellen Dingen — nicht durch Mehrheiten nach dem Kopfzahlsystem, sondern „zu gleichen Sätzen" schiedsrichterlich, oder durch obersten Ausspruch der Tagsatzung entschieden, und dadurch Gerechtigkeit gegen beide Confessionen geübt, jegliche Willkür des confessionellen Fanatismus und verletzender Intoleranz ferne gehalten. Der durch und durch subversive Vernunftstaat der Neuzeit hat insbesondere auf der demokratischen Unterlage des Kopfzahlregimentes mit seinem lügenhaften Repräsentativsystem diesen Grundsatz der Gerechtigkeit gestürzt; die katholischen Minderheiten wie im Aargau und bei uns im Thurgau müssen demnach zusehen, wie eine protestantische Mehrzahl über die Rechte, das Eigenthum, die Klöster und die Schulen der Katholiken taget, lästert, entscheidet, und im Sinne der Zerstörung verfügt. Um die Schweiz gründlich zu beruhigen, dürfte nur jener Grundsatz der Parität in voller Wahrheit zwischen den beiden Confessionen wieder zur Geltung kommen, allein daran ist vor der Hand gar nicht zu denken. Die mehrberührte Allianz hat dem berüchtigten Schallerregimente zu Freiburg seine Existenz gegeben und garantirt, steht schützend jeder Gewaltthat zur Seite, die gegen die Katholiken ausgeübt wird, und mag vielleicht mit ihren Zweigfäden bis in die Werkstätte „der innern Mission" hinüber-

reichen. Man hat schon viel in diesen Blättern von der Protestantisirung Italiens gesprochen; wir sprechen nicht von einer Protestantisirung der katholischen Schweiz, wohl aber von einer Dekatholisirung derselben, die keineswegs mit ihrem Facit dem Protestantismus zu gute kommen wird. Auf dem eingeschlagenen Wege kann man vielleicht die Katholiken der größeren Kantone ihrer Kirche entführen, aber man führt sie dadurch noch nicht der protestantischen Kirche zu, man kann sie allmählig dem katholischen Glauben und Gottes-Dienste entziehen — aber dann fallen sie nur dem gemeinsten Unglauben in die Arme, und gehen in dem Insekten-Heere der Nihilisten und Rationalisten unserer Tage spurlos unter. Einen reellen Gewinn kann daher der Protestantismus aus seiner bisherigen „entente cordiale“ mit dem extremen Radikalismus nicht erwarten, wohl aber den negativen: daß die katholische Schweiz allmählig aller ihrer Institutionen verlustig werde, mit ihr aber zugleich auch die letzten Reste conservativer Elemente in den Bevölkerungen beider Confessionen ganz verschwinden, und in dem Unisono des Bundesstaates der „permanenten Revolution“ im Sinne Druey's aufgehen werden, was bei der schreckenerregenden Ueberhandnahme der Armuth in den reformirten, wie in den katholischen Kantonen gerade für die Besitzenden und Fabrikherren sicher gefahrvolle Eventualitäten in sich schließt, da nunmehr keine reichen Klöster mehr der Plünderung zur Verfügung stehen. Wenn ich aber von der fortgesetzten Dekatholisirung und Befehdung der katholischen Schweiz rede, wird man sich mit allgemeinen Redensarten kaum begnügen wollen, sondern thatsächliche Beweise für eine so ernste Behauptung fordern, und mit Recht; ich stehe aber auch nicht an, sie zu geben, und weil ich kein Buch der neuesten Schweizergeschichte (wir haben deren schon jetzt im Ueberflusse) schreiben will, fasse ich meine Beweise in engere Kreise und Umrisse zusammen, und zeige, wie die erwähnte Allianz ihr Ziel

durch die gemischten Schulen, durch die Mischehen, durch die Gesetzgebung, durch die Staatsanstellungen, durch Verwendung katholischer Stiftungsfonde für fremde Zwecke u. s. f. unausgesetzt zu verfolgen strebt.

I.

Die gemischten Schulen.

Daß gemischte Schulen jeder Confession und Kirche feindlich sind, geht schon aus der naturwidrigen Verbindung zweier unvereinbaren Gegensätze hervor, und wird von der Erfahrung durch zahllose Beispiele sattsam nachgewiesen. Sie sind aber auch nur die Ausgeburt jenes erbärmlichen Zeitalters, das namentlich in den höchsten und höheren Regionen am positiven Glauben und an christlicher Sitte einen so jammervollen Schiffbruch litt; denn das ganze Alterthum und die Zeit, die nach der Reformation bis zum französischen Illuminatismus verfloß, kennt keine Mischschulen für die christlichen Confessionen. Schon dieser Umstand mag zur Genüge beleuchten, was man in jener Periode der religionsfeindlichen Aufklärerei mit derlei Schulen zu erzielen suchte, und man hat nur auf die Wortführer, die für sie eingestanden sind und annoch einstehen, hinzusehen, um darüber vollständig in's Reine zu kommen. Genug, das Verderbliche dieser Mischschulen ist für den gläubigen Christen so unzweifelhaft, daß Katholiken wie Protestanten die gleiche Ansicht darüber theilen. Es wird kaum überflüssig seyn, die Worte einer protestantischen Autorität, des bekannten Pädagogen Schwarz (Lehrbuch der Erziehung I. S. 455) hier anzuhören: „Kirche und Schule sind die sittlichen Gewalten, welche auf den Menschen in seinen verschiedenen Altersstufen wirken, sich

nicht von einander isoliren, noch viel weniger mit einander bei der Erziehung der Jugend in Widerspruch treten dürfen. Man hat zwar gesagt, für das jugendliche Alter bedürfe es noch keiner so positiven kirchlichen Lehren, daß dadurch die Confessionsunterschiede schon berührt würden. Allein so wohlgemeint diese Ansicht auch seyn mag, so ist sie doch nichts anderes, als eine ideale Fiktion. Wo noch wirkliche Confession, d. h. gemeinschaftliches Festhalten an einem Glaubensbekenntnisse und an bestimmt ausgeprägter kirchlicher Organisation besteht, da kann es den Eltern nicht gleichgültig seyn, ob die Schule ihres Kindes die Confession bloß schont, oder aber mit Vorliebe pflegt. Es gibt zwar in allen christlichen Bekenntnissen einen gemeinsamen Faden, aber einen noch viel sichtbarern und empfindlichern, der die christlichen Confessionen als solche charakterisirt; und dieser läßt sich nicht vom ganzen Gewebe gesondert verfolgen. Kein Katholik, wenigstens kein aufrichtiger, wird es gerne sehen, wenn seine Kinder eine Schule besuchen, worin das Kreuz beim Gebete auffallend gefunden, ja vielleicht gar belächelt wird, und ein ächter Protestant wird es sich eben so wenig gefallen lassen, wenn in den Schulgebeten die Mutter Gottes angerufen werden sollte. Es liegt eine Art rationalistischer Freigeisterei darin, wenn man behauptet, dergleichen sei gleichgültig und brauche vor der Confirmation gar nicht berührt zu werden. Eben das ist es, worüber die Eltern mit Recht sich beschweren, daß in der gemischten Schule ihre Kinder von der kirchlichen Erziehung ferne gehalten werden. Ohne Noth gemischte Schulen zu errichten, ist ein gewagtes, ja geradezu unpädagogisches Unternehmen, und es spricht nicht für die Weisheit der neueren Zeit, daß man oft um Nebenzwecken oder Ersparungen willen positiv ausgeprägte Lehranstalten mit confessionell abweichenden Schülern und Lehrern zu einem zwar größeren Ganzen, aber zu einem weit lockerern, unnatürlichen Gefüge vereinigt hat. Die extensive Vervollkommnung wurde fast

immer zu einer intensiven Verschlechterung." — Treten wir nun von der Theorie auf das Feld der Thatsachen über, um unseren Gegenstand gehörig zu beleuchten. Der **Thurgau** ist ein paritätischer Kanton, neben 60,000 Reformirten wohnen 20,000 Katholiken, diese theils zu eigenen politischen und kirchlichen Gemeinden abgegrenzt, größtentheils jedoch in kleinen Parzellen unter den Protestanten zerstreut, und nur durch ihre katholische Pfarrei und Pfarrschule von den letztern ausgeschieden. Bekanntlich wurde bis zum Jahre 1798 der Thurgau von einem Landvogte verwaltet, den die sieben alten Orte per turnum dem Lande gaben; abgesehen von den vielen Mißgriffen und Uebelständen im Gebiete der Verwaltung und Gerichtsordnung, welche die landvögtische Regierung bis herab auf unsere Tage verhaßt machten, wurde im confessionellen Gebiete gegen beide Religionsparteien ein System der Gerechtigkeit und Duldung eingehalten, das die verbrieften Rechte beider forderten, die Regierungen der alten Orte (Kantone) beider Confessionen eifersüchtig überwachten, und der Wechsel der Landvögte jeder Confession schon als Regel der Vorsicht und Klugheit vorschrieb. Dieses System gegenseitiger Rücksicht und Duldung haben die Genossen beider Confessionen im Thurgau auch in der neueren Zeit unter einer wohlwollenden Landesregierung bis zum Jahre 1830 gegen einander beobachtet. Die Katholiken hatten bis dahin keinen Grund, sich über die reformirte Mehrheit irgendwie zu beschweren; wenn auch ihre Vermögensverhältnisse minder glänzend waren, als jene der anderen Confession, so fanden sie an den katholischen Stiften, Klöstern und Statthaltereien einen soliden Stützpunkt, der sie vor der Ueberfluthung der Anderen bewahrte, und die Fortexistenz der kleineren katholischen Pfarr-Gemeinden sicher stellte. Bis zu jenem Zeitpunkte lebten beide Confessionen friedlich und freundlich neben einander, jede besorgte selbst im Geiste der alten Friedensstatute ihren eigenen confessionellen Haushalt. Obwohl die Katholiken nur den

vierten Theil der Gesammtbevölkerung bilden, waren sie geachtet. Dieses ihr Ansehen verdankten sie vorzüglich ihren Schulen, Klöstern und tüchtigen Staatsmännern, welche großentheils in letztern ihre Vorbildung erlangt hatten. Der Juli-Sturm des Jahres 1830 brach ein; schon im Verfassungs-Rathe von 1831 hatte es die damalige Bewegungspartei auf die Katholiken abgesehen, brachte es aber nur zur Aufstellung eines paritätischen Erziehungsrathes von fünf reformirten Mitgliedern mit dem Präsidenten, und vier katholischen mit dem Vicepräsidenten; den katholischen Schulen wurden katholische Schulinspektoren vorgesetzt. Was aber die Einsichtigern unter den Katholiken schon damals befürchteten, trat nur zu bald ein. Dem Plane einer allmähligen Auflösung und Zerstörung der katholischen Gemeinden zum Zwecke reformirter Uniformirung des Thurgau's stunden die katholischen Stifte, Klöster und Schulen am meisten im Wege. Der erste Angriff mußte gegen diese gerichtet werden. Wohl wurde der Antrag zur Aufhebung der Klöster, den der reformirte Pfarrer Bornhauser schon im Jahre 1835 im großen Rathe stellte, damals noch von den Reformirten selber eine Thorheit genannt, nichtsdestoweniger eröffneten sie die Laufgräben zum Sturze derselben dadurch, daß sie den Klöstern Verwalter dekretirten, und ihnen die Novizenaufnahme „für einstweilen", wie es damals hieß, untersagten. Diese Verwalter wurden mit solcher Vorsicht und Rücksicht für die Klöster von der Thurgauer Regentschaft auserkoren, daß von acht Verwaltern für die drei Männerklöster, und für die fünf Frauenklöster sechs, sage sechs, aufzuzählen sind, die in Folge ihrer Betrügereien und gemeinen Diebstähle theils in's Zuchthaus nach Tobel wandern mußten, theils durch geheime Machenschaften ihrer Protektoren vom Zuchthaus gerettet wurden *). Als nach dem un-

*) Das Land ist jetzt noch voll von den unerbaulichen Geschichten und den Beispielen totaler Unfähigkeit dieser Vögte. Als z. B. der

glücklichen Sonderbundskriege im Jahre 1847 die alte Bundesakte aufgehoben worden, warf man die Maske alsbald weg. Ungeachtet alle katholischen Geistlichen des Kantons ohne Ausnahme, und 4000 katholische Bürger mit einer an Einmuth grenzenden Einstimmigkeit für die Erhaltung der Klöster beim großen Rathe einkamen, wurde das Todesurtheil nichtsdestoweniger herzlos über sie ausgesprochen, und ebenso ungetreu ausgeführt, als das Urtheil ein rechtswidriges war. Dem katholischen Theile dekretirte man zwar zum Scheine den vierten Theil des Klostergutes für seine Schul- und Armenzwecke, allein, wie wir bald sehen werden, eben nur zum Scheine; ein großer Theil desselben verschwand bei der Liquidation durch Auslösung von Servituten, durch Veruntreuungen und Unkosten jeder Art, und was die Klöster früher besteuert hatten, mußte nun vom Volke entrichtet werden. Dagegen wurden die katholischen Pächter von den Klostergütern vertrieben, die Güter und Besitzungen der Klöster an Protestanten verkauft, das schöne Kloster Fischingen in eine Baumwollenspinnerei umgewandelt, andere hinwiederum zu anderen Industriehäusern, und mit Maßnahmen dieser Art die allmählige Auflösung der katholischen Gemeinden eingeleitet. Nach dieser flagranten Klosterplünderung wurde wieder 1849 eine neue Verfassung für den Thurgau fabrizirt, in welcher dem bisherigen katholischen Großrathscollegium jegliche Competenz entrissen, und ihm nur jene gelassen wurde, den katholischen Kirchenrath — eine Scheinbehörde ohne alle

---

Verwalter des Frauenklosters Münsterlingen sich von dem dortigen Meisterknechte das Stallvieh vorzeigen ließ, bemerkte ihm dieser bei den verschiedenen Kühen auch die Zeit, wann es bei jeder derselben zum „Kälbern" kommen werde, worauf der Verwalter gebieterisch ihm erwiderte: dieß wolle er fürder nicht mehr so haben, um Mühe und Zeit zu ersparen, solle man die Sache so einrichten, daß alle Kühe am gleichen Tage „kälbern" können.

Macht — zu wählen; alle andern confessionellen Befugnisse der Katholiken gingen an den großen Rath über, worin 77 reformirte Mitglieder gegen 23 katholische auch über die Angelegenheiten der katholischen Confession zu rathen und zu entscheiden haben. Der Staatsbehörde war somit Gelegenheit gegeben, den Deckel von der Kassa zu heben, welcher jener vierte Theil des Klostervermögens für die Katholiken scheinbar zuerkannt wurde. Die Katholiken verwendeten wirklich jenen vierten Theil vom Gute der aufgehobenen Klöster zu besserer Dotirung ihrer Schulen und Armenhäuser; allein man folgte ihnen auf der Spur. In der neuen Verfassung wurde auch der paritätische Erziehungsrath abgeschafft, die Mitglieder der neuen Schulbehörde auf fünf herabgesetzt, von denen nur ein einziges — Katholik zu seyn braucht, alle übrigen werden aus der reformirten Confession genommen, und diese Behörde übt bereits unumschränkte Gewalt über die katholischen Schulen und deren Fonde aus. Zur Ergänzung dieses öffentlichen, an den Katholiken verübten Frevels wurde sodann zum Präsidenten des neuen Erziehungsrathes der berüchtigte Demagoge und Antichristianer Dr. Scherr — ein abgefallener katholischer Geistlicher — gewählt, der ehemalige Seminardirektor des Kantons Zürich, welchen seiner antichristlichen Lehren wegen die Regierung von Zürich im Jahre 1841 außer die Grenzen des Kantons befördern mußte, um dem allgemeinen Rufe des erbitterten Volkes ein Genüge zu leisten. Der bemakelte Mann konnte sich aber auch im Thurgau nicht lange auf dem Stuhle halten, und ihm folgte in der Präsidentschaft ein Herr Häberlin reformirter Confession.

Auf die Aufhebung der Klöster und die besprochene Vernichtung aller Autonomie der katholischen Confession in ihren eigenen Kirchen- und Schulangelegenheiten folgte nun nach Beseitigung ihrer Repräsentation im Erziehungsrathe der Plan zur Einführung gemischter Schulen. Aus dem katholischen Klostergut wurde eine Kantonsschule gegrün-

det und reich dotirt, die zwar den Aushängeschild der „Parität" an sich trägt, in Wahrheit aber eine protestantische Schul- und Lehranstalt ist, die bisher kaum von einem halben Dutzend katholischer Schüler besucht wurde. Das schöne Klostergebäude von Kreuzlingen wurde für ein sogenanntes paritätisches Lehrerseminarium hergegeben, welches in Wahrheit nur der protestantischen Lehrerbildung dient, nichts destoweniger aber aus dem katholischen Klostergute dotirt wurde. Was wagt der Uebermuth des gierigen Wolfes weiter gegen die schutzlose kleine Heerde? Der neue Erziehungsrath strebte mit aller Gewalt darnach, die katholischen Schulen mit reformirten zu verschmelzen, d. h. die ersteren aufzuheben und deren gestiftete Fonde wider Recht und Gesetz den reformirten Schulen zuzuwenden. Der den Katholiken früher zugesprochene vierte Theil des Klostergutes wird sonach wieder aus der Kassa herausgehoben, und sammt dem ursprünglichen Fonde der katholischen Schulen den Reformirten zugetheilt. Man wolle keine Zwergschulen mehr, schützt man vor, um diesen Barbarismus zu verkleistern; der Vorwand lautet aber im ehrlichen Deutsch also: die Katholiken des Thurgau's, die durch die Klöster und deren Statthaltereien und Besitzungen sich überall im Kanton herum nur in kleinen Zahlen und Gruppen erhalten haben, besitzen demgemäß nur kleinere Schulen, also vermischt und verwischt man sie mit größeren reformirten Schulen, und schüttet ihre katholischen Fonde in reformirte Kassen! Dieses rechtswidrige Projekt des Thurgauer Erziehungsrathes stieß bei den Katholiken überall auf einen erbitterten Widerstand; sie beriefen sich gegen derlei Verschmelzungsbeschlüsse und Spoliationen auf ihr verbrieftes Recht, auf Verfassung und Gesetz. Was war zu thun? Die Schweiz ist das Land der Gesetzesfabrikation; stoßen die Machthaber bei der Ausführung ihrer Plane auf Hindernisse, so sind sie nicht verlegen, sie bringen einen Gesetzvorschlag an den servilen großen Rath, der ihnen die erforderliche Ge-

walt überträgt, ihre Projekte auszuführen. Das Gleiche geschah bei uns. Am 10. März l. Js. wurde dem großen Rathe ein Gesetzesvorschlag vorgelegt, demzufolge dem (reformirten) Erziehungsrath die unbedingteste Vollmacht ertheilt wird, „katholische und reformirte Schulen zu vereinigen", d. h. mit andern Worten: die katholischen Schulen aufzuheben, die katholischen Kinder und die katholischen Schulfonde den reformirten Schulen zuzutheilen. Vergebens drangen die katholischen Mitglieder des Rathes darauf, diesen wichtigen Gesetzesvorschlag bis zur Sommersitzung zu verschieben, um wenigstens ohne Uebereilung und mit mehr Umsicht die Frage behandeln zu können; es half nichts. Vergebens verlangte Herr Regierungsrath v. Streng, daß wenigstens derlei Beschlüsse des Erziehungsrathes der Sanktion der Staatsbehörde unterstellt werden sollten; vergebens verwendeten sich die achtbarsten Katholiken — wie die Hrn. v. Streng, Stähelin, Ramsperger u. A. — Männer, die um ihrer Bildung und Rechtlichkeit willen auch bei den Reformirten in hoher Achtung stehen, für eine mildere und gerechtere Fassung des Artikels. Die reformirten Mitglieder waren unbedingt und alle bis auf den letzten Mann für dieses Parteigesetz. Wer in derlei Vorgängen nicht ein systematisches Vorschreiten gegen die Katholiken erblickt, der muß allerdings trübe Augen haben. Würden einzelne Reformirte der Stimme ihres Rechtssinnes und Gewissens Gehör geben und gegen derlei Rechtsverletzungen sich aussprechen, so laufen sie Gefahr bei ihren Confessions-Genossen die Popularität einzubüßen und Amt und Anstellung in Kurzem zu verlieren. Auf dieses Parteigesetz gestützt, hat nun der reformirte Erziehungsrath seine Operationen gegen die katholischen Schulen bereits begonnen; die katholischen Pfarreien Sirnach, Werthbühl, Sulgen u. A. besitzen kleine Pfarrschulen; die unglücklichen Kinder z. B. von Werthbühl sollen nun nächstens in vier verschiedene reformirte Schulen

der Umgebung eingepfercht, die katholische Pfarrschule aufgehoben und der katholische Fond unter jene vier reformirten Schulen vertheilt werden. Gegen derlei an der unschuldigen Jugend und am Volke begangene himmelschreienden Ungerechtigkeiten findet die radikale reformirte Schweizerpresse keinen Laut der Mißbilligung, die Bundesbehörde keine Mittel zur Abhilfe; hoffentlich wird der Herr Bischof in Solothurn sich den Schlaf aus den Augen reiben und für seine verlassene Heerde im Thurgau einzustehen wissen. Alle katholischen Geistlichen, alle katholischen Schulbehörden und Lehrer, alle stimmfähigen katholischen Bürger des Thurgau's haben sich gegen diese Gewaltthat klageführend zum Schutze der katholischen Schulen an den großen Rath gewendet. Allein was wird die Einsprache des Herrn Bischofs, der Geistlichkeit und des Volkes bei einer rohen Masse frommen, die vom confessionellen Hasse getrieben auf ihre „Mehrheit" und auf das Recht des Stärkeren pocht? Wie diese „Mehrheit" das katholische Ehewesen mißhandelte, werden wir unten sehen. — Wer will also nach dieser kurzen, sachgetreuen Schilderung uns der Verdächtigung zeihen, wenn wir aus der Geschichte der Aufhebung der Klöster, der Verwendung ihrer Güter zu reformirten Zwecken, der Zerstörung der katholischen Pfarrschulen — den Schluß ziehen, daß im Thurgau ein bestimmter Plan verfolgt werde, die katholischen Pfarreien und Genossenschaften zu beseitigen, die Katholiken zu verdrängen und ihre Fonde den reformirten Pfarreien und Schulen zuzuwenden, und dieß in einem Grade, daß, wenn der gerechte Gott nicht dazwischentritt, nach 20 bis 30 Jahren der Katholicismus im Thurgau wird aufgehört haben zu existiren?

Richten wir nun unsere Blicke dem Kanton St. Gallen zu, dessen Beispiel in confessionellen Dingen sonst für den Thurgau maßgebend ist. Die Verhältnisse in beiden sind jedoch mehrfach verschieden. Im Kanton St. Gallen stehen über 100,000 Katholiken neben 56,000 Reformirten, aber

durch künstliche Eintheilung und Aufstellung gemischter Wahl-Bezirke vermag die katholische Mehrheit niemals zu einer natürlichen, ihrer Zahl entsprechenden Repräsentation im großen Rathe zu gelangen, indem wie überall die reformirten Mehrheiten radikale Katholiken wählen, die ihre Stellung zur Unterdrückung ihrer eigenen Confession mißbrauchen. Stehen im Thurgau die katholischen Amtsmänner einig mit ihren Glaubensgenossen zur Wahrung der confessionellen Rechte ein, so bilden im Kanton St. Gallen die von den reformirten Mehrheiten in den gemischten Wahlbezirken gewählten Katholiken eine ihrer eigenen Confession bitter feindliche Cohorte, die unter dem Commandostab einiger Advokaten steht und deren Befehlen unbedingt ergeben ist. Diese radikale Camarilla wußte letztes Jahr sich sogar im katholischen Großrathscollegium für ihre Plane eine Mehrheit zu verschaffen und schreitet nun rücksichtslos durch die eröffnete Bresche weiter vor. Zur Besorgung der katholischen Angelegenheiten (Kirchen-, Kloster- und Schulwesen) wurde eine katholische Centralbehörde geschaffen, an ihre Spitze das Haupt der Ultra-Radikalen, Advokat Dr. Weber, gestellt. Dieser Präsident der katholischen Centralbehörde hat über 30 Jahre weder einen Gottesdienst besucht, noch die Sakramente der Kirche empfangen; und wie eidgetreu und gewissenhaft er für die ihm anvertraute katholische Corporation zu sorgen weiß, beweist seine Devise, die auf Zerstörung derselben lautet und der Ausspruch, den er zu thun sich vermaß und den er auf sich sitzen lassen mußte: „wenn nur einmal der katholische Fond (das gemeinsame Eigenthum der Katholiken St. Gallens aus dem Stiftsvermögen des Klosters St. Gallen) zum Teufel wäre, es wäre ein Glück, wenn man ihn in's Meer würfe. Die Wälder (der katholischen Corporation) müssen fort um jeden Preis und wenn man sie in den See hinauswerfen müßte.“ Aus solchem Verrath macht der Mann kein Hehl; er hob durch einen Willküract die schöne philosophische Schule zu St. Gallen

auf, die Herr Domdekan Greith für die katholischen Jünglinge unter allgemeiner Anerkennung durch eine Reihe von Jahren leitete, erließ ein sogenanntes confessionelles Gesetz, welches ebensosehr der Verfassung des Kantons, als den einfachsten Bestimmungen des Civilrechtes Hohn spricht, und überdieß die Rechte des Bischofes mit Füßen tritt. Um seinen Terrorismus auf längere Zeit zu befestigen, wußte er erst neulich ein Gesetz durchzudrücken, welches dem großen Rathe, d. h. diesem Manne und seiner Klientschaft die Vollgewalt eingeräumt hätte, nach Belieben die Kantonsverfassung abzuändern. Doch war das dortige Volk für diese Tyrannei noch nicht reif genug, es verwarf mit 23,000 Stimmen gegen 5000 das heuchlerische Machwerk, und mit einemmale sah der Gebieter seinen Thron wanken. Allgemein hoffte man, dieser Schlag werde ihn und seine Sippschaft zur Besinnung bringen, doch vergebens. Kaum hatte die Aufregung des Volkes sich gelegt, so rückte der Störefried mit einem neuen Projekt hervor, das nichts mehr und nichts minder bezweckt, als die bisherige katholische Kantonsschule St. Gallens aufzuheben, und sie in eine gemischte Lehranstalt für beide Confessionen umzugestalten. Ueber dieses Unterfangen herrscht gegenwärtig unter den Katholiken des Kantons St. Gallen die größte Erbitterung, und massenhaft, wie man vernimmt, unterzeichnen sie eine Petition an das Rathscollegium gegen das Mischprojekt einer paritätischen Kantonsschule. Die gesammte Geistlichkeit, und der ehrwürdige Bischof Mirer an der Spitze, erhebt sich dagegen; die bischöfliche Vorstellungs-Schrift an das katholische Großrathscollegium „zur Erhaltung der bisherigen katholischen Kantonsschule und gegen die Gründung einer paritätischen Lehranstalt" sollte jedenfalls die katholischen Rathsmitglieder, die noch ihr Gewissen und ihre unabhängige Stellung zu bewahren wußten, zu ernstem Nachdenken über den Verrath an ihrer eigenen Kirche veranlassen, den die radikalen Parteihäupter ihnen zumuthen. Aber

was geschah? Das Dokument wurde dem Herrn Bischofe einfach zurückgeschickt.

Was gegenwärtig in St. Gallen in Frage liegt, wurde vor wenigen Jahren in dem paritätischen Kanton Graubündten ausgeführt; gegen die feierliche Einsprache des dortigen Herrn Bischofes, und ungeachtet des Widerstrebens der Katholiken wurde in Chur eine gemischte Kantonsschule in's Leben gerufen, die durch jährliche Zuschüsse theils vom Staate, theils von dem sogenannten corpus catholicum, oder der katholischen Rathsabtheilung alimentirt wurde. Die radikalen Urheber dieser Schöpfung erwarteten von ihr eine ganz goldene Zukunft für den Kanton, und spotteten der Warnungen des Herrn Bischofs, aber sie sahen sich in Bälde in ihren Erwartungen bitter getäuscht; noch größer war die Täuschung für die radikalen Katholiken, die das Projekt mit besonderem Eifer durchgefochten hatten. Die gemischte Kantonsschule war nie im Stande, bei der katholischen Bevölkerung das erforderliche Vertrauen zu gewinnen; unter circa 230 Schülern, die sie durchschnittlich zählt, befanden sich im ersten Jahre ihres Bestandes nur 50 Katholiken, im zweiten nur 42, und so fiel die Zahl derselben bis auf 27 herab, von denen kaum zehen dem Kanton Graubündten angehören, die Uebrigen sind Angehörige anderer Kantone und Ausländer. Schon jetzt ist man dort der Zwitterbildung müde, und erwartet noch im Laufe dieses Jahres die Auflösung derselben. — In dem unglücklichen Aargau hat seit mehr als vierzig Jahren eine gemischte Kantonsschule bestanden, die jedoch größtentheils nur von reformirten Zöglingen besucht wird; unter den katholischen, die an der Anstalt sich befinden, herrscht die flagranteste religiös-sittliche Verwilderung, wozu der unerhörte Leichtsinn des katholischen Religionslehrers alldort nicht wenig beitragen soll, der natürlich aus der Elite der neuerungssüchtigen Geistlichen eigens erkoren wurde, um den katholischen Zöglingen den Katholicismus Zschokke's allmählig einzuimpfen.

Was man in Aarau an der Kantonsschule nicht erreicht, hofft man in dem gemischten Schullehrer-Seminarium in Wettingen durch den Seminardirektor Keller — einen radikalen Katholiken — zu erzielen. Dieser wüthende Feind der katholischen Kirche hat seiner Zeit unter dem Jubelgeschrei der Reformirten im aargauischen großen Rathe den Antrag zur Aufhebung aller Klöster gestellt und durchgefochten, und wurde zum Lohne für solchen Verrath mit dem Paschalik von Wettingen belohnt, d. h. er wurde zum Seminardirektor mit fetter Besoldung erwählt, und thront nun im Kloster Wettingen, woraus er die rechtmäßigen Besitzer vertrieb. In welchem Geiste und zu welchen Zwecken dieser Mann die angehenden Schullehrer, insbesondere die katholischen, abrichtet, bedarf wohl keiner näheren Darstellung; er sendet sie von seiner Seite weg in die Landgemeinden, damit sie gegen den katholischen Seelsorger permanenten Widerspruch erheben, der unschuldigen Jugend die Früchte aargauischer Aufklärung darbieten, und in den Pfarreien den alten Glauben und die alte Sitte unausgesetzt bekämpfen. Er lebt der Hoffnung, die Zeit noch zu erleben, wo man „die Pfaffen" fortschicke, und in die Pfarrhäuser die Schulmeister mit ihren Frauen einführe, die, wie er meint, mit ihrem Schul-Dienst auch noch das Amt eines Vorbeters oder Predigers gar leicht versehen könnten.

Um den Sturmlauf gegen den Katholicismus vollständig zu organisiren, wurde der Entwurf zu einer schweizerischen Universität oder Hochschule ausgeheckt, welche nach Zürich verlegt werden sollte, wo der Reformator Zwingli lebte und noch fortlebt. Mehr als alle anderen Rücksichten wirkte hiezu bei der Partei die Tendenz, an der neuen Hochschule eine katholisch-theologische Fakultät zu errichten. Irgend ein theologisches Collegium radikalisirter Geistlichen hätte für die neue Fakultät etwa verschrieben werden können, ein Gesetzlein

wäre gleichfalls schnell improvisirt gewesen, um die katholischen Schweizertheologen zu zwingen, sich ihre Weisheit bei der approbirten Fakultät in Zürich zu holen und in der socialen Atmosphäre dasiger Stadt sich gegen „den Ultramontanismus“ vorzusehen und zu stählen. Bei den Bischöfen erwartete man zwar einigen Widerstand, immerhin jedoch einen solchen, der mit keinen Martyrien sondern blutlos für sie enden werde. Doch der Herr im Himmel, der die Pläne der Listigen durchschauet und zerreißt, machte den ganzen Entwurf dadurch zu Nichten, daß er die Eifersucht der Deputirten der (französischen) Westschweiz gegen dieses Projekt auflodern ließ, das nach ihrer Meinung die Schulen in Lausanne und Genf vernichtet und nur den Interessen der deutschen Schweiz gedient hätte. Um die Zürcher und insbesondere die aufgebrachte eigene Partei einigermaßen zu befriedigen, wurde sodann das „schweizerische Polytechnicum“ in Zürich gegründet, das gegenwärtig von Professoren „ohne Schüler“ wimmelt, eine Art Versorgungsanstalt für verdienstlose Zürcher-Privat-Docenten und Günstlinge der Machthaber, mit einer starken Beilage von Pantheisten und Materialisten, die wie Dr. Fischer von Tübingen und Moleschott von Brüssel, vom Auslande her verschrieben wurden.

VI.

Zeitläufe.

Rußland und Alexander II. für sich und im Rapport mit dem Pariser-Frieden.

„Das hätte Nikolaus I. nie und nimmer gethan"! — äußerten die überraschten Freunde Rußlands, als Alexander II. am 16. Januar unter die österreichischen Forderungen sich beugte. „Ausharren, ausharren"! so hat namentlich die Allgemeine Zeitung den Gebieter in St. Petersburg immer wieder haranguirt, und sie sprach von persönlicher Schwäche, als der neue Czar das Gegentheil vorzog. Dennoch hätte ohne Zweifel der starke Czar Nikolaus selber auch nicht anders zu thun vermocht. Trotz aller geflissenen Prahlerei von den „unerschöpflichen Mitteln", mit denen das „heilige Rußland auf Gottes Befehl kämpfe", kämpfe bis auf den „letzten Kosack und den letzten Rubel", war Rußland mit seinen Kräften bereits auf der Neige, schon für einen dritten Feldzug überhaupt, geschweige denn für die gewaltigen Dimensionen, welche der Angriff sofort zu nehmen drohte. Wir hatten niemals an ein wahres Verhältniß der wirklichen Kräfte des russischen Reiches zu seinen Ansprüchen geglaubt; aber daß schon mit dem zweiten Kriegsjahre eine Menschenerschöpfung eintreten würde wie in Frankreich einst nach achtzehn Jahren nicht,

daß jene stolzen Armeen so schnell zu Schatten herabschwinden konnten, auf deren Schöpfung als auf eine Lebensaufgabe Czar Nikolaus alle die unbeschränkte Kraft seiner dreißigjährigen Regierung verwendet hatte: das dachte Niemand. Nach acht Aushebungen vom 10. Febr. 1854 bis zum Okt. 1855, die durchschnittlich 60 Mann von 80 Dienstfähigen wegnahmen und endlich bis auf die Altersklasse von 36 Jahren zurückgingen, hörte man doch von keiner Reserve mehr und war die bei Nikolajeff gesammelte meist Milizen; so ungeheuer war der Verlust an Menschen, nicht weniger an Train und Vieh; die Erschöpfung und Verheerung, in Folge dessen Desertion und Demoralisation, Unzufriedenheit und Verzweiflung im Volke auf's Höchste gestiegen — und doch war dem Riesenleib nur die Eine Ader geöffnet, dort in dem südlichen Winkel der Krim! Man hatte allenthalben gemeint, es werde dem Czar bei der kriegerischen Aufregung des fanatisirten Volkes ein Friede unter zweideutigen Bedingungen unmöglich seyn. Unter solchen Umständen ist aber wohl erklärlich, daß das gerade Gegentheil statt hatte. Es mag seyn, daß man den Schlußeffekt der Capitulation von Kars benützt, um sich vor dem Volke den Anschein des stolzen Siegers zu geben, der großmüthig die Hand zum Frieden geboten; ob aber dieser Schein das Volk zu täuschen vermag, ist eine andere Frage. Die wahren Ursachen der Demüthigung liegen ihm doch zu offen vor Augen.

Dem heroischen alten Czaren hat Gott die Wohlthat erwiesen, daß er ihn noch mitten in seinen Illusionen hinsterben ließ. Zwar konnte Mentschikoff sein drei Tage vor der Schlacht von Inkerman vom 5. Nov. ihm feierlich verpfändetes Wort nicht lösen: die Feinde der Orthodoxie in den Wellen des schwarzen Meeres so zu begraben, daß nicht Einer von ihnen Frankreich und England wiedersehe. Auch konnte nichts das bittere Gefühl des alten Czaren lindern, daß er in allen auswärtigen Machtstellungen, in Frankreich nicht

weniger als in England, am allermeisten in Oesterreich und sogar auch in Preußen auf's unglaublichste sich verrechnet hatte. Aber er zählte doch unerschütterlich auf den Sieg seiner Waffen in der Krim; ebenso zählten auf's Wort des rundreisenden jungen Nesselrode die bekannten deutschen Höfe darauf; auch die bösen Seuchen sollten dazu helfen, die jedes Frühjahr die taurische Halbinsel schüttelten, nur in dem Frühjahr nicht, wo der Czar starb. Nur durch den Tod konnte ihm erspart seyn, die Festung und die Flotte des Südens vernichtet, die des Ostens mit Schande bedeckt und, was für Rußland mehr als Alles ist, den Glauben an seine Macht und den Schein der Unüberwindlichkeit mit Einem Schlage zerstört zu sehen. Flotten und Vesten kann man wieder machen, prächtiger und mächtiger als zuvor, aber ein zertrümmerter Nimbus ist irreparabel. Das hat sich an den deutschen Höflein bewiesen und an ihrer flinken Wendung nach dem 8. Sept. Der Repräsentant des alten Europa jedoch, der sich längst fühlte als die Vorsehung des Welttheils, sollte des tödtlichen Schmerzes überhoben seyn, in dieser Rolle von einem Napoleon abgelöst, über die Schwelle des neuen Europa vom 8. Sept. 1855 zu treten.

Des neuen Europa — in dem ohne Ausnahme alle Aufstellungen des alten Czaren umgekehrt und verrückt sind. Frankreich, das gemäß seiner „Enthüllungen" an Lord Seymour nicht hätte mucksen dürfen gegen den russischen Triumphzug nach Constantinopel, wieder tonangebend mehr als je; England, mit dem er den Orient und die Welt zu theilen gedachte, von diesem Napoleon verführt und selbst tief gedemüthigt, in Schatten gestellt; Oesterreich definitiv dem russischen Gängelband entwachsen; die Ergebenheit Preußens und der kleinen Deutschen als absolut unnütz erwiesen, außer etwa dazu, den Alliirten zur Selbstüberschätzung aufzustacheln und in's Verderben zu stürzen. Es ist kein Zweifel: der selbstgenährte Fanatismus des eigenen Schisma hat den sonst

so klugen Herrscher auf die gefährliche Bahn getrieben, daß er durch Montenegro und Mentschikoff den Conflikt mit der Pforte vom Zaune brach. Denn auf den 29. Mai 1853 waren die vierhundert Jahre um, daß Byzanz erobert und Constantin sein letzter Kaiser auf den Mauern der Stadt erschlagen ward; die vierhundert Jahre, welche uns nicht mehr nach einer alten Prophezeiung dem Halbmond in Europa gegönnt seyn sollten, und nach deren Umfluß, laut des russischen Zusatzes, wieder ein Constantin den christlichen Thron am Bosporus aufrichten werde. Wollte der Czar nicht den sorglich gehegten Glauben des Volkes an ihn und Rußlands Mission selber in bedenklichsten Abfall bringen, so mußte er das Schicksal versuchen. Und als alle Umstände sich gegen ihn verschworen, wich er doch nicht zurück, denn der schismatische Fanatismus des eigenen Volkes und die servile Acclamation der protegirten Deutschen trieben ihn vorwärts. Zum eigenen Verderben hatte er das Eine wie das Andere erstrebt. Das ist die Geschichte von seinem und Rußlands Unglück: die Geschichte, wie der alte Czar am 2. März 1855 von der Weltbühne abtrat, und schon am 8. Sept. 1855 unter unerhörten Donnern des Kriegsgezeugs das neue Europa eintrat. Der religiöse Glaube der Moskowiter an sich selbst und die allseitige Verzweiflung der Deutschen an sich haben gleichmäßig dazu beigetragen. Was uns betrifft, so haben wir jene deutsche Selbstverlorenheit erst über Jahr und Tag bekämpft, aber vergeblich; seit der Bamberger Conferenz sahen auch wir keine Rettung mehr außer im neuen Europa.

Es fragt sich nun, wie Rußland zum neuen Europa Stellung nehmen wird? Zunächst hängt dieß nicht von ihm selber ab. Was aber vor Allem seine Aufgabe seyn muß, ist sich von Innen heraus zu kuriren. Der Krieg hat ihm schlimme Schäden aufgedeckt, so daß Rußlands reelle Kraft seit 1812 nicht Fortschritte, sondern mit zunehmender Civilisation Rückschritte gemacht zu haben scheint. Die zwei Klip-

pen, an denen auch Czar Nikolaus als Kriegsherr gescheitert seyn müßte, sind die unermeßlichen Entfernungen des Länder-Kolosses und der spottschlechte Zustand der Administration. Erstere sind nach den Erfindungen der Neuzeit zu überwinden durch Eisen und durch Dampf. Ob auch in letzterer Beziehung die russische Natur zu überwinden seyn wird, ist eine andere Frage. Schon Iwan der Schreckliche hat zum englischen Goldschmid gesagt: „meine Russen sind alle Spitzbuben"; und von allen folgenden Czaren hat keiner, auch Nikolaus nicht, ihm widersprochen, nur daß sie alle als nicht moskowitischen sondern deutschen Blutes sich selber ausnahmen. Großfürst Constantin hat erst jüngst noch dem Marineministerium geradezu erklärt: „die Vielseitigkeit des Formenwesens deckt die allgemein bei uns verbreitete officielle Lüge; auf der Oberfläche Schimmer, im Grunde Fäulniß." Der neue Czar selbst ist der herrschenden Corruption der Beamten bereits scharf und mit zornigem Ernst zu Leibe gegangen, Generäle und höchste Militär-Beamten hat das Geschick ereilt. Aber auch Czar Nikolaus kannte das Uebel recht wohl, nur daß er es endlich, an jeder Möglichkeit der Heilung verzweifelnd, lieber in aller Stille gewähren ließ. Nichtsdestoweniger ist kein Zweifel, daß die jüngsten drei Jahre lehrhaft genug für Rußland waren, als daß nicht in Kurzem seine Armee furchtbarer dastehen sollte als vor dem Kriege.

So ist es zunächst gemeint, wenn der Metropolit von Moskau predigte: „bemühen wir uns, von dem Frieden Nutzen zu ziehen"; wenn selbst die Kreuzzeitung Rußland auf innere Verbesserungen verwies. Als der Czar während der Pariser Conferenz an Orloff schrieb: „unter den Auspicien des nun hergestellten Friedens werde seine Sorgfalt vor Allem der Entwicklung und Befestigung des Wohlstandes in dem ihm von Gott anvertrauten Reiche gewidmet seyn" — da glaubte man, mehr in diese Worte hineinlegen zu dürfen. Verzicht auf die traditionelle russische Politik, weil auch Rußland nun anfangen wolle,

in volkswirthschaftlichem Eudämonismus dem ewigen Frieden nachzuleben! Aber mit Nichten. Für die platte Gemeinheit des herrschenden Eudämonismus ist Rußland immer noch nicht genug trivialisirt, resp. civilisirt. Und was die traditionelle Politik betrifft, so existirt nur Eine Möglichkeit ihres Endes, und dieses Ende wäre identisch mit dem Ende des Schisma. So lange der Kaiser-Papst-Staat besteht, muß er, wie sein Name besagt, in Zwiespalt verharren nicht etwa nur mit Rom, sondern ebendeßwegen mit der ganzen übrigen christlichen Welt, sofern diese sich ihm nicht unterwirft, wie gewisse Fraktionen des Protestantismus bereits gethan. Unmittelbar könnte auch Alexander II. an dieser Nothwendigkeit nichts ändern, wenn er selbst wollte. Sein Thronbesteigungs-Manifest hat aber deutlich gesagt, daß er das nicht will. Bezüglich der Türkei insbesondere hat das Friedensmanifest bloß geäußert: „das große Werk (der Sicherung des Schicksals der Christen) sei vollendet, wenn auch auf andern nicht vorhergesehenen Wegen." Das heißt: die Prophezie wegen des Jubeljahrs von 1453 ist richtig und die Aussicht des jedesmaligen russischen Constantin deßgleichen, nur ist beides von der vorigen Regierung nicht zutreffend ausgelegt worden und daraus schädliche Uebereilung entsprungen. Das neue Europa ist ja wirklich vom Orient her aufgegangen; der Koran hat durch den Hat-Humayun in der Constantins-Stadt seine berechtigte Stätte verloren; der „kranke Mann" ist ganz in der rechten Lage; also nur Abwarten, Abwarten!

Das neue Europa besteht aber vorderhand nur in den äußern Umrissen, die inneren Lineamenta sind noch gar nicht gezogen; dazu gehören vor Allem entscheidende Schritte Napoleon's III. Auch Rußland kann demnach eine definitive äußere Stellung zu den Mächten noch nicht eingenommen haben. Ein Anderes ist es um die Frage, ob der neue Czar nicht bereits eine definitive Richtung seiner innern Politik zu erkennen gegeben hat? Allerdings wird diese Richtung nie-

mals an sich die traditionelle äußere Politik alteriren. Katharina II. schwärmte für das byzantinische Ziel der russisch-schismatischen Mission, während sie mit Voltaire und Diderot die intimsten Briefe wechselte. Rußland, liberal oder reactionär regiert, wird revolutionären oder absolutistischen Mächten die Hand reichen, abgesehen von allem Princip und nur angesehen die Aussichten, welche diese oder jene Allianz auf Constantinopel bietet. Man irrt, wenn man von irgendwelchen liberalen Velleitäten eines neuen russischen Herrschers auf eine Alterirung der zweihundertjährigen Politik nach Außen schließt. Wohl kann eine solche System-Aenderung innere Erschütterungen, innere Stärkung oder Schwächung, sogar einen völligen Umsturz herbeiführen, und so mittelbar die Beziehungen Rußlands zu seiner Umgebung verändern. Wer aber eine unmittelbare Wirkung der Art erwartet, der hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Das hat z. B. die „Oesterreichische Zeitung" seit dem 16. Jan. schon recht empfindlich an ihr selbst erfahren. Anfänglich voll Entzücken über den Liberalismus Alexander's II., der nun seine freisinnigen Ideen unfehlbar in den eigenen Gränzen, wo es so ungeheuer viel Freisinniges zu thun gebe, bethätigen und die gleichfalls freisinnigen Leute außerhalb ungeschoren lassen werde: dann noch mehr voll Entzücken über die czarische Erneuerung des Ministeriums und der Diplomatie zu Ungunsten der Deutsch-Russen und zu Gunsten der National-Russen, als den sichersten Beweis, daß Rußland sich endlich mit Rußland begnügen wolle: lautet ihre Sprache doch jetzt bereits ganz anders. Am 24. April schrieb die „Oesterreichische Zeitung", bekanntlich das Organ des k. k. Finanzministers Frhn. von Bruck:

„Man sollte es in Deutschland als einen Vortheil betrachten, daß Fürst Gortschakoff an die Stelle des altbekannten Nesselrode herangezogen ist; denn dieses deutsche Element in der russischen Diplomatie, welches vom verstorbenen Kaiser getragen wurde, besaß

die zweischneidige Eigenschaft: Mißtrauen nach Innen, Täuschung nach Außen. Dieses Element ist unter den jetzigen Verhältnissen unbrauchbar; die wohlwollenden Absichten Kaiser Alexanders lassen sich nur realisiren, wenn sie nationalen Kräften anvertraut werden."

Am 7. Juni jüngstverflossen schrieb dieselbe „Oesterreichische Zeitung":

„Seit der Niederlage des alten russischen Systems ist eine Zersetzung in der einst wohlorganisirten Politik Rußlands eingetreten, und man weiß kaum mehr, was man sich unter dem Collektiv-Namen russisches Kabinett denken soll. Die fast servile Beflissenheit hochgestellter und hochmüthiger Russen am französischen Hofe, die Veränderungen in der Besetzung der höchsten Verwaltungsstellen, die Reise des Kaisers Alexander nach Berlin, und verschiedene andere Erscheinungen des staatlichen Lebens sind Anzeichen, daß man in Petersburg nach Verschiebung der alten Ziele in Unsicherheit über Intentionen und Allianzen gerathen ist. Wir selbst können darum kaum bestimmen, ob man dem neuen Rußland die Hand reichen oder die Zähne zeigen soll, eben weil es noch nicht recht verbürgt ist, ob man in Wahrheit ein neues Rußland neben sich hat."

Unsererseits stimmen wir ohne Besinnen für's „Zähne zeigen." Wir sehen auch durchaus nichts von einer Zersetzung der russischen Politik; ihre „Intentionen" waren so sicher wie je, und was die Allianzen betrifft, so ist es nicht des Czaren Schuld, daß Napoleon III. nicht auf das erste Wort eingeschlagen hat. Das Wiener Blatt hat sich bloß selber verwirren lassen, indem es ohne zu unterscheiden, vom „neuen Rußland" denkt und spricht. Wir glauben selbst, daß ein „neues Rußland" bevorsteht innerhalb seiner Gränzen; würde aber hier auch Alles vom Untersten zum Obersten gekehrt, so wäre es doch immer noch ganz das „alte Rußland" für seine Nachbarn. Wenn man sich jetzt aus Wien bitter beschwert, daß der russische „Nord" als tonangebender Leiter aller russisch-grünen Radikalen den piemontesischen

Meistern vom Stuhl bereits offen den Bruderkuß gebe, daß er in den rumenischen Landen selbst mit jenen unsaubern Elementen fraternisire, welche schon zehnmal mit dem gröbsten russischen Besen zum Lande hinausgejagt worden, daß er die Würdigkeit jenes moldauischen Parlaments zum Himmel erhebe, welches in St. Petersburg sonst nicht viel besser als für einen Rudel Gassenjungen gelte: so ist das nicht ein „neues", sondern ganz das „alte Rußland," dem immer jedes Mittel zum Zweck gerecht war. Früher rechnete man auf Oesterreichs gutwillige Nachsicht zu den russischen Plänen, wie Czar Nikolaus dem Lord Seymour unumwunden bemerklich gemacht, darum unterließ man solche Dinge. Jetzt sieht man sich in Oesterreich getäuscht, darum ist jeder Feind des Kaisers des Czaren Freund, heiße er Mazzini oder Cavour, Gerlach oder Nathusius. Ganz das alte Rußland! Das neue Rußland dagegen fürchtet man in Berlin und Halle. Es ist allerdings auffallend, daß selbst die Kreuzzeitung schon unruhig wird über die Novitäten von der Newa; in sauersüßer Mischung zwischen Indignation und Beifall erläßt sie verständliche Winke von wegen der russisch-sardinischen Freundschaft, sie verordnet dem Czarthum bereits das in Paris anempfohlene „europäische Schiedsgericht" und Vergessenheit der „bisherigen Stimmungen"; denn, sagt sie, „wir kennen nur Einen gefährlichen Feind: die Revolution nämlich und die civilisirenden Ideen von 1789". Mit andern Worten: man sähe dort Oesterreich lieber heute als morgen zerschlagen von Rußland, aber nur um Gottes Willen nicht von einem liberalen, vom alten und nicht von einem neuen Rußland!

Wenn also ein neues Rußland existirt oder existiren wird, so ist es im Innern, die traditionelle Politik nach Außen wird dadurch nicht besser und nicht schlechter, wohl aber kann eine principielle Aenderung der innern Politik unermeßliche mittelbare Wirkung auch in letzterer Richtung üben. Hat nun Alexander II. wirklich neue Bahnen dem

eigenen Volke gegenüber eingeschlagen? Europa befindet sich vor der russischen Grenze bekanntlich noch immer in der Lage desjenigen, der lauschend durch's Schlüsselloch guckt. Indeß wollen wir sagen, was wir zu jener Frage wissen.

Es ist richtig, daß Alexander II. seine Regierung bereits mit auffallender Bevorzugung des National-Russenthums bezeichnet hat. Seit der Abdankung Kleinmichel's bald nach dem 8. Sept. bis auf Nesselrode's Quiescirung ist das Ministerium fast ganz aus Vollblut-Russen zusammengesetzt. Auch in den Anzügen und Uniformen des Hofes und Staats bis in die Schulen hinab ist die deutsch genannte Tracht der nationalrussischen des Halbkaftans von dunkelgrünem Tuch gewichen, die Civilisten schwärmen gleichfalls dafür und die Frauen für die nationalen Sarafan's. Gewiß ist alles das von Bedeutung, aber von welcher? Auch Czar Nikolaus' Losung war „Nationalität", gerade er zuerst hatte Rußland fast hermetisch abgesperrt gegen das Ausländerthum, und zu jener nationalen Kleider-Marotte hat eben er durch Costumirung der neuen Reichswehr mit dem Kaftan den Anstoß gegeben. Dennoch hätte Nikolaus ohne Zweifel nach wie vor mit den „Deutschen" fortregiert. Worin liegt also der Unterschied zwischen dem Nationalismus des alten und dem des neuen Czaren? Kurz gesagt: jener stand mit seiner Regierung über den Parteien, dieser ist im Begriff in die national-russischen Parteien einzugehen. Es war eine banale Phrase: Nikolaus regiere mit einer „deutschen Partei". Nichts weniger als das. Was wir stets gesagt, das gesteht jetzt endlich die Allgemeine Zeitung selber ein: es gibt in Rußland gar keine deutsche Partei mit eigenen Principien. Jene „einflußreichen Deutschen" waren absolut nichts anderes als die unterthänigsten Knechte und Willensvollzieher des Czaren. Eben weil diesen Söldlingen, die ihre eigene Nationalität verkauft und verrathen hatten, kein eigener oder Partei-Wille beiwohnte, deshalb waren sie die erwünschten Werkzeuge des nikolaischen

Systems. Nicht ihr Werk war das, was die Oesterreichische Zeitung oben von ihnen aussagt, sondern es war das Werk des alten Rußlands, welches nach Außen auch jetzt im neuen Rußland ungeschwächt fortdauert. Der alte Czar wollte nicht nach National-Russen greifen, weil er sich damit nothwendig in die russischen Parteien verwickelt hätte. Der neue Czar hat jetzt wirklich das Erstere und also auch das Letztere gewagt, das ist der ganze Unterschied, das ist das neue Rußland.

Schon die erste Folge dieser Annäherung an die russischen Parteien ist allerdings von großer Bedeutung: mehr freie Bewegung im Gebiete geistiger Thätigkeit. Dieselbe liegt im Interesse jeder russischen Partei ohne Unterschied. Sie lag nur nicht im Interesse des revolutionsängstigen alten Czaren mit seinen verhaßten deutschen Handlangern, dessen Mißtrauen keine Grenzen mehr kannte, seitdem er am 14. December 1825 durch den Straßenkampf gegen die mörderische nationalrussisch-republikanische Verschwörung zum Throne geschritten war. Die Kamaschen-Knöpfe, mit denen er jede geistige Regung aufs engherzigste geknebelt, hat der Sohn nun schon ziemlich gelockert und entfernt. Alexander nahm vor Allem die Schulen unter seine unmittelbare Respicienz; besetzt den Erziehungsrath in liberalem Sinne; hob die Gesetze zur Beschränkung der Studirenden an den Universitäten auf eine bestimmte Zahl auf, erlaubt den adeligen Söhnen sogar den Besuch auswärtiger Hochschulen; rehabilitirt in verschiedenen Provinzen, namentlich in Finnland, wo das skandinavische Unionsgespenst in den Studentenköpfen zu spuken anfing, abgesetzte Männer, die vor des alten Czaren Augen der ärgste revolutionäre Gräuel waren; er wagt endlich die Krone der väterlichen Vorsicht abzuwerfen und die Schule von der Armee zu emancipiren, indem er verordnet: daß künftig nicht mehr Officiere vom Militär-Ressort zu Aemtern in Civilanstalten zu verwenden seien, das

ist vor Allem in den Schulen, welche Czar Nikolaus durch die Bank unter die spirituelle Leitung abgedankter Generale und invalider Obersten gestellt hielt. Nothwendig muß hiebei auch die Presse etwas mehr Spielraum gewinnen, und wirklich rühmt man bereits, daß sogar die russische Publicistik sich jetzt freier bewege nach Innen und Außen. Somit wäre ja der „Läuterungsprozeß gegen die faule Treibhaus-Cultur", um dessenwillen die Allgemeine Zeitung Fortsetzung des Kriegs begehrt hatte, bereits geschehen. Wenn man nur die Gesinnungen der Generationen so leicht umwechseln könnte wie Frack und Kaftan! Den Vortheil aber haben die Vergünstigungen Alexander's jedenfalls, daß sie diese Gesinnungen, vorerst wenigstens in gelehrter Verkleidung, offen hervortreten lassen. So ist es zu verstehen, was die Allgemeine Zeitung vom 12. Juni aus Petersburg berichtet:

„Seit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers sind die philosophischen Literatoren, die sich großentheils auf deutschen Schulen und an deutschen Museen gebildet haben, offener hervorgetreten, und bekennen sich zur sogenannten naturalistischen Schule. Ihr wichtigstes Organ sind die „vaterländischen Notizen", eine monatliche Revue, ihre Begünstigerin die russische Akademie-Zeitung, ihre erbittertsten Gegner die Redakteure der „Nordischen Biene". Der Brüßler „Nord" neigt sich ihnen zu, wie er denn überhaupt für hiesige Verhältnisse den fast extremen Liberalismus vertritt."

Es ist dieß der Kampf zwischen dem national-russischen Europäismus und dem national-russischen Byzantinismus, wie wir ihn früher bereits beschrieben haben*). Die religiös- oder irreligiös-philosophischen Principien der beiden Parteien auf die politische Richtung angewendet, gibt Altrußland und Jungrußland. Dieses Schisma des russischen Nationalismus existirte unbestritten bereits unter Czar Nikolaus; es datirt schon aus den Zeiten Alexanders I. und die gräu-

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 34. S. 22 ff.

liche Verschwörung vom 14. Dec. war Jungrußlands erstes Probestück. Der alte Czar hielt beide Parteien mit eiserner Faust nieder, doch nicht ohne eine bedeutende Hinneigung zur altrussischen Partei. Um so verbissener grassirte Jung-Rußland im Geheimen fort; von Zeit zu Zeit entdeckte der Czar seine Nester, und verpflanzte die Brut nach Sibirien und in die Schluchten des Kaukasus. Dennoch versicherte ein Petersburger Bericht in der Kreuzzeitung selber noch am 26. Nov. v. Js.: mit den geheimen Wühlereien des Radikalismus unter den Gebildeten Rußlands sei es schon wieder ebenso weit gewesen als 1824. Zwar erzählt derselbe Bericht: seit dem letzten Kriege höre man nun selbst da, wo sonst die liberale Phrasenmacherei an der Tagesordnung gewesen, keinen Laut mehr, der auch nur entfernt an das erinnere, was man sonst ganz gewohnt war zu hören. In demselben Moment aber zeigte man in Brüssel aus Moskau, dessen Universität stets der Brennpunkt der jungrussischen Bestrebungen war, hergekommene Schriftstücke im ächtesten 1848ger Tone. Die Verschwörung vom 14. Dec. hatte ferner einen Hauptherd in Kleinrußland, wo die freien Gemeinwesen von Kiew, Nowgorod, Pskow und ihre Unterdrückung durch den byzantinischen Despotismus Moskau's so wenig vergessen sind, als die Beraubung der Rechte und Privilegien des Volkes durch die encyclopädistische Tyrannei Katharina's II. Eben in jenen südlichen Provinzen Kleinrußlands nun wollte man im letzten Kriege auffallende Sympathien für die Alliirten bemerken, ebendort fanden die blutig gerächten Aufstände der ukrainischen Bauern statt, und von ebendaher munkelte man jüngst noch über eine insgeheim unterdrückte Verschwörung, mit Verzweigungen bis in die höchsten Klassen, vier Generale und den Sohn eines Ministers mit inbegriffen. Das wäre also vollständig eine zweite Auflage des Attentats Pestel-Murawieff von 1825 gewesen. Die Wahrheit dieser widersprechenden Berichte wird indeß wohl in der Mitte liegen:

Jungrußland lebt, weiß was es will, aber es accomodirt sich vorderhand dem neuen Rußland des Czaren selber. Jung-Rußland und die Freimaurerei hatten unter Alexander I. geradeso gethan, als sie in dessen Ministerium saßen, bis endlich am 14. Dec. das Facit zu Tage kam, welches durch die Blutlachen des ermordeten Czarengeschlechtes zur aristokratischen Republik des Panslavismus führen sollte.

Unsere Ansicht über die gouvernementale Stellung Alexander's II. läßt sich demnach kurz fassen, wie folgt. Der Vater stand über den Parteien, der Sohn steht nicht mehr über den Parteien; der Vater neigte zum national-russischen Byzantinismus hin, oder zu Altrußland, der Sohn hat dem national-russischen Europäismus die Hand geboten oder Jung-Rußland. Man behauptet glaubhaft, der jüngere Bruder des Czaren, Großfürst Constantin, sei der völlige Antipode Alexander's, und hätte als Czar in Allem das väterliche System verfolgt, nur mit noch verstärkter Hinneigung zu Alt-Rußland. Was haben wir für Beweise, daß der neue Czar die entgegengesetzte Bahn eingeschlagen? Es ist eine alte Sage von der gutmüthigen Schwachheit Alexander's, die ihn mit wohlwollendem Liberalismus gegen die eiserne Despotie des Vaters erfüllt, und Thatsache ist, daß der russische Flüchtling Golowin, als Alexander den Thron bestieg, das Beste von dem milden Glanz seiner Augen prophezeite. Schon auf seiner Reise durch England und Italien soll er auffallendes Mitleid mit den Carbonari's verrathen und Aeußerungen gethan haben, gemäß welcher seine Regierung schwerlich gegen die Februar-Revolution und die mazzinische Erhebung sich aufgestellt hätte. Alles dieses erzählte man von ihm schon, ehe der Vater starb. Seitdem aber liegen viel bestimmtere Beweise vor, daß die Richtung, welche Alexander II. einhält, wirklich nicht die altrussische ist.

„Nationalität" nicht allein, sondern Nationalität und

Kirche! war Nikolaus' Wahlspruch. Damit entfernte er sich von dem national-russischen Europäismus, und näherte sich dem national-russischen Byzantinismus. Alexander hat es gerade umgekehrt gemacht. Beweis sein Gebahren eben in Sachen der orthodoxen Kirche. Die breiteste Basis der altrussischen Partei ist eine specifisch kirchliche: nämlich die Millionen der Altgläubigen oder Starowerzen, d. i. derjenigen, welche die Restitution des von Peter I. abgeschafften selbstständigen Patriarchats der russischen Kirche begehren, also die Opposition gegen das Czarenpatriarchat selber. Nikolaus war nie gesonnen, seine orthodoxe Papst-Würde aufzugeben; aber er erkannte das Gewicht des Starowerzenthums, und behandelte es mit größter Delikatesse. Nicht nur daß die alten Straf-Gesetze gegen den Separatismus und die Sektirerei meist der Vergessenheit überlassen blieben, es war auch um den Einfluß der Altgläubigen bei Hof eine bekannte Sache, und nicht leicht that der Czar einen wichtigen Schritt, ohne insgeheim zu fragen, was das Starowerzenthum dazu sagen werde. Ueberhaupt that er sich ohne Zweifel selber manchen Zwang an, um die intolerante Eifersucht der schismatischen Kirche zu begütigen: so die listige und gewaltsame Propaganda gegen den Protestantismus, die ungerechte und vertragbrüchige, unerhört tyrannische Unterdrückung der katholischen Kirche. Damit schmeichelte er zugleich dem altgläubigen Byzantinismus, entwaffnete er die ganze altrussische Opposition in allen drei Beziehungen: das Bojarenthum gegen den modern-bureaukratischen Czaren-Absolutismus, das Starowerzenthum gegen das usurpirte Czaren-Patriarchat, die Bauerschaft gegen die von Peter I. vollendete Einführung der Leibeigenschaft *). Alexander II. dagegen hat seit der kurzen Zeit seiner Regierung schon genugsam zu erkennen gegeben, daß er nicht ge-

*) Das Nähere Histor.-polit. Blätter Bd. 33. S. 607 ff.

neigt ist, in der orthodoxen Kirche eine reale Macht sich gegenüber zu erkennen, sondern daß sie ihm wirklich nur kaiserliche Domäne zur beliebigen bureaukratisch-absolutistischen Maßregelung ist. So will es Jung-, aber nicht Altrußland!

Man sagt, der neue Czar gehe mit einer großen Reform der grauenhaft versunkenen Popenschaft um, zunächst durch Verbesserung ihrer öconomischen Lebensstellung. Dieses und manches Andere mag er als oberster Gebieter in seiner Kirche unbedenklich verfügen. Aber er hat auch schon gefährlichere Stellen empfindlich berührt. Schon bald nach seiner Thronbesteigung ging das Gerücht, daß er die halbvergessenen Strafgesetze gegen die Starowerzen erneuere und in strengsten Vollzug setze. Es war keine leere Sage gewesen; denn bald folgten weitere Maßregeln in diesem Sinne. Vielleicht waren sie auch provocirt. Wenigstens kamen schon mehrere Monate vor Beendigung des Kriegs dunkle Berichte über die Grenze von einer geheimen Verbindung unter dem Namen Perst Boschi, d. i. „Finger Gottes", welche sich unter alle altgläubigen Sekten verzweige, und in allen Ereignissen, seit Anbeginn des Krieges, besondere göttliche Fügungen sehe, zu dem Einen Zweck, die Usurpation des Czarenpatriarchats zu brechen, und die Wiederherstellung des selbstständigen Patriarchats der orthodoxen Kirche herbeizuführen; selbst unter den Popen von St. Petersburg gebe es Begünstiger dieser geheimen Lehre. Jedenfalls führte der Czar bald darauf einen vernichtenden Schlag gegen die schismatische Opposition. Er errichtete im Ministerium des Innern eine eigene neue Sektion von drei Unterabtheilungen, mit einem Vicedirektor an der Spitze, speciell zur Abwicklung der Fragen über Vergehen gegen die rechtgläubige Staatskirche. Damit ist die ganze Gesetzgebung gegen die Sekten zum bureaukratischen Vollzug übertragen. Ein Vorläufer der kommenden Dinge war schon der Ukas, welcher den eigentlichen Sekten, den Malakanen,

Ikonoborzen, Skopzi, Judeistwujuschte, Duchaborzen, für's Künftige strengstens verbot, Ersatzleute im Heeresdienste zu kaufen, sei es unter den Orthodoxen oder andern christlichen und nichtchristlichen Bekenntnissen. Dieses Gesetz kommt einem Todesurtheil gegen die genannten Sekten gleich, wie jene neue Ministerial-Sektion einer Kriegs-Erklärung an die fünf Millionen russischer Starowerzen.

So hat Alexander II. bereits gewagt, was Nikolaus I. auf dem Höhepunkt seiner Macht und seines Glückes nicht gewagt hätte. Aber der geschlagene Czar that sich noch muthiger vor dem weiland stets sieghaften Czar hervor. Die Kreuz-Zeitung vom 8. Mai brachte aus Kurland die seitdem vollkommen bestätigte Nachricht: der Czar habe durch eigenen Ukas einem lutherischen Prediger in Kurland, der eine orthodoxe Russin zur Frau genommen, gestattet, seine Kinder aus dieser Ehe lutherisch zu erziehen. Damit ist die bisher mit größter Strenge aufrechterhaltene gesetzliche Norm, nach welcher alle Kinder aus einer orthodox-gemischten Ehe der Staatskirche gehören, aufgehoben. Wenn man bedenkt, daß nach den officiellen Begriffen dieser Kirche alle außer ihrem Verbande stehenden Christen bloß Ungetaufte und „Heiden“ sind: so mag man den Umfang des Indifferentismus ermessen, den der Czar durch jenen Ukas an den Tag gelegt hat. Wirklich liegt auch ein bemerkenswerther protestantischer Bericht aus Rußland vor, welcher, unter besonderer Belobung des neuen Ministers des Innern Lanskoi, der an Bibikow's Stelle getreten, eindringlich erklärt: alle, die mit den „höhern geistigen Interessen“, und insbesondere mit dem Protestantismus in diesem Lande es gut meinten, hätten volle Ursache, Gott um langes Leben für Alexander II. zu bitten:

„Ueberhaupt ist es merkwürdig, welch' ein gewaltiger Umschwung, und zwar gerade in den höhern Kreisen, hinsichtlich der Ansichten über das System des verewigten Kaisers auch in religiö-

ser Beziehung theils schon eingetreten ist, theils sich noch mehr vorbereitet; diejenigen, welche bei Lebzeiten desselben dieses System nicht laut und unbedingt genug bewundern konnten, tadeln es jetzt ebenso offen und unbedingt, und dabei bleibt selbst hin und wieder sein Name nicht verschont" *).

Man hat dem zweiten Alexander auch schon katholische Sympathien — wie einst dem ersten Alexander, und wie sie unter den Vornehmen und Feingebildeten Rußlands wirklich nicht selten sind,**) — und zudem besonderes Mitleid wie mit allen Unterdrückten, so auch mit den Polen zugeschrieben. Vor Kurzem noch ward mit größter Bestimmtheit correspondirt und telegraphirt, es handle sich sogar um selbstständige Reconstituirung Polens unter einem der Großfürsten, wie allerdings das Recht und feierliche Traktate es verlangten. Wir

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 22. Dec. 1855.

**) Ein guter Pietist, der soeben seine russischen Reiseberichte herausgegeben hat, erzählt von derselben Erfahrung, wie man sie sonst aus dem Munde russischer Convertiten vernimmt. Er lernte in Moskau einen reichen Privatmann kennen, der als Dilettant ein sehr respektables Maß von Gelehrsamkeit besaß, und durch seinen trefflichen Charakter die ganze Achtung und Liebe des Reisenden gewann. Der protestantische Eiferer berichtet aber selbst über ein vertrauliches Gespräch, worin Iwan Iwanowitsch ihm geradezu gestand, daß er der römisch-katholischen Kirche weit mehr zugethan sei, als der russischen. „Es geht mir nicht allein so", sagte Iwan, „denn Sie finden viele Leute dieser meiner Gesinnungen und Ueberzeugungen unter unserm vornehmsten Adel, besonders unter denen, die einmal im Auslande waren; es ist ein trauriges Zeichen unserer Verfassung, daß man das nicht laut äußern darf." (J. Ph. Simon: Russisches Leben. Frankfurt 1855. S. 203.). — Nach der Versicherung des russischen Flüchtlings Herzen in seiner neuesten Schrift war auch der berühmte Kapitän Tschadaajeff, weiland der Abgott der ganzen liberalern Richtung in Rußland, in demselben Falle. Der stille melancholische Denker, Salonmann von vollendeter Feinheit, war auf seinen

haben während des ganzen orientalischen Handels das unglückliche Polenvolk nicht einmal genannt, denn zu klar liegt vor Augen, daß es von Gott, von der Welt und von sich selbst verlassen ist. Wirklich versprach Alexander II. bei seiner jüngsten Anwesenheit in Warschau den Polen alles mögliche Liebe und Gute, gewährte auch eine halbe Amnestie, aber dreimal in einer Rede wiederholte er: „nur keine Träumereien"! — „er werde die von seinem Vater eingeführte Ordnung der Dinge aufrecht erhalten." Also vollständige Einverleibung und Centralisirung, wenn auch in „liberalem Sinne"! Das liberal-bureaukratische System, selbst das wohlwollendste, gestattete ja auch schon an sich eine andere Organisation Polens nicht. Wenn aber der Czar wiederholte: „er werde die Absichten seines Vaters in Betreff Polens erfüllen" — so scheint dieß doch in anderer Beziehung nicht buchstäblich richtig zu seyn. Denn schwerlich gedachte Nikolaus je noch der katholischen Kirche in Polen gerecht zu werden. Daß er einen polnischen Bischofsstuhl nach dem andern verwaisen ließ, geschah nicht zufällig; zweifelsohne war er in seinem tyrannischen Fanatismus gewillt, consequent und durchgehend „das russische Volk und seine Kirche an Stelle der Polen und der katholischen Kirche zu setzen", wie Graf Ficquelmont sich ausdrückt. Also Polen nicht nur zu russificiren, sondern auch zu schismatisiren. Wenn jetzt Alexander II. dem von Nikolaus tückisch gebrochenen Wort des

---

Reisen heimlich katholisch geworden. Rußland kennt von ihm nur einen Brief, den das Journal „Teleskop" abgedruckt hatte, aber heute noch spricht Rußland von diesem Briefe. Es war eine entsetzliche Kritik des russischen Daseyns. Nikolaus unterdrückte das Journal, exilirte den Redakteur — Tschadaajeff aber ward von seiner raffinirten Rachsucht für wahnsinnig erklärt, und bei voller Vernunft als Irre ärztlich behandelt, bis er starb. Histor.-polit. Blätter Bd. 34. S. 33.

Concordats nur soweit nachkommt, daß er dem heiligen Stuhl wenigstens die Besetzung der verwaisten Stühle ermöglicht, so ist dieß ein neuer Bruch mit dem System des Vaters. Der Czar thäte zwar damit nicht mehr, als was Recht und Gerechtigkeit fordern, vielleicht auch eine gesunde Politik; denn Rußland mag in den letzten Jahren das Urtheil der katholischen Welt zu achten, zu wägen und zu fürchten gelernt haben. Aber in den Augen der Hüter des Schisma und vor dem Richterstuhle des altrussischen Byzantinismus möchte die Sache doch wesentlich anders angesehen seyn.

Kurz, die Stellung, welche Czar Alexander im Unterschiede von Czar Nikolaus zu seiner Kirche eingenommen hat, verkündet wirklich ein „neues Rußland" und zwar nicht ein altrussisches, sondern ein jungrussisches. Wer wird dabei auf seiner Seite seyn? Bekanntlich besteht das russische Volk aus zwei innerlich auf's schroffste getrennten und sich entgegengesetzten Völkern, dem Adel oder den Gebildeten und dem gemeinen Mann oder den Bauern, denn einen bürgerlichen Mittelstand gibt es in Rußland eigentlich nicht. Nun aber ist dieses Volk im Punkte der orthodoxen Kirche ungemein empfindlich; das Aergste wäre zu besorgen, wenn die Popen und die Starowerzen den Massen einzubilden vermöchten, jener Czar, der dem „heiligen Rußland" nicht zum Siege über die Frechheit der „Heiden" und zur Erfüllung des prophetischen Worts von 1453 zu verhelfen vermocht: er sei ein Mißgönner der Orthodoxie.

Ein Mittel hätte es für Alexander II. gegeben, die Bauerschaft definitiv hinter sich zu gewinnen: die Aufhebung der Leibeigenschaft. Wenigstens 24 Millionen Bauern in Rußland sind Hörige im strengsten Sinne des Worts, die noch dazu alle wissen, daß sie einst und von Rechtswegen frei gewesen. Mindestens seit 1812 geht die Weissagung unter dem Volke, daß nur durch einen großen Krieg die

Leibeigenschaft würde aufgehoben werden, zum Lohne für die Retter des Vaterlandes. Der große Krieg ist nun gekommen. Czar Nikolaus stellte die Hunderttausende der Reichswehr aus den Leibeigenen auf; dieselben glaubten sicher, daß wenigstens sie nicht mehr als Hörige aus dem heiligen Kriege heimkehren würden, wie denn der Militärdienst in Rußland überhaupt von der Leibeigenschaft befreit; in Kleinrußland kündigten die Bauerschaften den Grundherren an mehr als Einem Orte gleich ohne weiters den Gehorsam auf. Befreiung der Leiber als unvermeidliche Folge des Krieges ward auch überall so natürlich und, daß Alexander II. selber sich darüber keine Illusion mache, so selbstverständlich gefunden, daß man den wiederholten Berichten gerne glaubte: der neue Czar bereite die Bauern-Emancipation mit größtem Eifer vor. Wirklich erschien ein Ukas, welcher das Verfahren der Krone in Umwandlung ihrer hörigen Bauern zu Zinsleuten der „allgemeinen Nachahmung" anempfahl. Dabei hatte es aber sein Bewenden. Bald hieß es sogar, die weiter gehenden Gerüchte seien nur ausgesprengt, um Europa Sand in die Augen zu streuen; vielmehr seien, um den Adel zu verbinden, ihm nun sogar noch einige von Czar Nikolaus den Leibherren auferlegten Beschränkungen nachgesehen; und die Reichswehr sei nur aufgestellt worden, damit man sowohl die Bauern als die Grundherren auseinander und in der Hand halte. Jedenfalls ist der Ukas vom 22. April, welcher dem Adel die Obsorge für die aus der Reichswehr heimkehrenden Leibeigenen empfiehlt, sehr interessant: zweimal betont er, daß „das unermüdlichste Augenmerk der Regierung auf Erhaltung des Gehorsams der Leibeigenen gegen ihre Leibherren" gerichtet sei, und bedroht „die geringste Abweichung" der Erstern mit dem Zorn des Monarchen und mit der strengsten Strafe. Daraus erhellt zur Genüge, daß in den Augen der Regierung selbst die Aufrechthaltung der Leibeigenschaft nicht ohne Gefahr ist; die russischen Revolutionäre warteten nicht umsonst

immer auf eine zweite Erregung der Gemüther gleich der von 1812, und heute besteht sie.

Andererseits ist die Bauern-Emancipation keine so leichte Sache: entweder ruinirt sie das Vermögen des Adels und verwandelt ihn über Nacht in ein rettungslos hungerndes Proletariat; oder sie bedeckt Rußland mit vielen Millionen verzweifelter Menschen, die nichts besitzen als ihre nackten freien Leiber. Gewiß ist es nicht ohne tiefe Bedeutung, daß die beiden aufstrebenden Weltmächte, die außer dem völkererziehenden Schooße der alten Kirche herangewachsen sind, im neunzehnten Jahrhundert noch an der Sklavenfrage als an dem unheilbar um sich fressenden Uebel ihrer Riesenleiber gleichmäßig siechen: Rußland und Amerika. Nicht unwahrscheinlich wird die nordamerikanische Union gerade an der Sklavenfrage in Trümmer gehen. Ueber Rußland hängt dieselbe Sklavenfrage als die stets drohende Gefahr furchtbaren Unglücks. Heute ist die Mine mehr als je voll geladen. Die russischen Adelichen gestehen selbst: wenn ihre Leichen nicht eines Morgens zu Tausenden auf den rauchenden Trümmern ihrer verbrannten Edelhöfe lägen, so sei es nur der angebornen Ergebung des Russen vor dem unweigerlichen Willen des einzigen Mannes zu danken. Wenn es aber gelänge, diesen einzigen Mann als Feind der Orthodoxie zu verdächtigen wie dereinst den dritten Peter, was dann?

Wir deuten nur die Situation an, wir prophezeien nicht. Aber wer steht bei Alexander II. in dieser Situation? Ohne Zweifel hat der obige protestantische Bericht ganz Recht, daß in den höheren Ständen eine weitreichende Abkehr vom System des alten Czaren zum System des neuen Czaren stattgefunden. Man müßte die durch und durch voltairianische Verbildung dieser höhern Stände Rußlands nicht kennen! Aber doch hat auch der altrussische Byzantinismus seinen Fuß in denselben Ständen, und er wird niemals mit

einem starowerzen-feindlichen Czar einig gehen. So bleibt nur Jungrußland für Alexander II. übrig. Der national-russische Europäismus hat jedoch auch seine nothwendige Entwicklung; er ist sogar an sich selbst niemals stationär, wie der doktrinäre Liberalismus des Abendlandes; und wo er seinen Boden im Volke sucht, da verläuft er, gemäß der altslavischen Eigenthümlichkeit der russischen Agrar-Verfassung, unfehlbar in socialistischen Republikanismus. So ist er ein Element von gefährlichster Beweglichkeit, und doch scheint eben die Partei dieses national-russischen Europäismus die einzige Stütze der innern Politik des neuen Czaren zu seyn. Die Furcht vor den „civilisirenden Ideen von 1789", welche die Kreuzzeitung nun auch von Osten her gepackt hat, ist daher begreiflich.

Demnach stünde die orthodoxe Kirche und das Czarthum jetzt endlich an der Schwelle der ihnen lange vorbehaltenen Feuerprobe, welche die Kirche und der Staat des Abendlandes bereits seit Jahrhunderten ausgestanden. Die Rückwirkung jedes Ereignisses in dieser Richtung vom Innern Rußlands auf die europäischen Verhältnisse müßte unberechenbar seyn, keines aber wird unmittelbar die traditionelle Politik des Czarthums nach Außen alteriren. Während wir daher die Fortschritte jener innern Politik beobachtend abwarten, stehen wir zu der letzteren heute um kein Haar breit anders, als am 2. März 1855. Die weitere Verfolgung ihrer Evolutionen führt uns auf asiatischen Boden, das ist auf die heutige Lage Englands.

VII.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

Die religiöse Bewegung in den skandinavischen Ländern.

2. Schweden und Norwegen: Kirchenverfassungs- und religiöse Zustände in Schweden überhaupt; Läsare und ihre Behandlung; Ecclesiolae; Läsare'sche Entwicklungsstadien; Baptisten, Mormonen; Norwegen insbesondere; Mormonen-Statistik Skandinaviens.

Die religiöse Bewegung, welche aus der Staatskirche hinaustreibt, ist in Schweden intensiv und extensiv nicht weniger kräftig, als in Dänemark, aber sie ist im Allgemeinen verschwommener, und ohne die scharf ausgeprägten Gestalten der letztern. Der Grund liegt einfach in dem niedern Stadium, auf welchem der Kampf innerhalb der Staatskirche noch verweilt. Dänemark ist hierin in zwei Beziehungen voraus. In eigentlich confessioneller und in kirchenpolitischer. Während in der dänisch-lutherischen Kirche die Grundtvig'sche Opposition bereits mit einer ganz neuen Glaubensnorm aus der Apostelzeit aufgetreten ist, geht in Schweden erst noch eine pietistisch-orthodoxe Opposition, eine Art Pommer'schen Altlutherthums, dem modernisirten, bureaukratisirten und rationalisirten Staatslutherthum zu Leibe, um es auf die alten Grundlagen von Luther, Arndt und Spener zurückzuführen.

Dieß und nichts Anderes ist im Grunde die vielgenannte Opposition der Läsare. Nur daß dieselbe in Schweden der polizeilichen Verfolgung unterliegt, während in Deutschland das nämliche Phänomen unter dem Namen der Innern Mission bei Hof und Polizei in höchsten Ehren steht, weil man in ihm die „einzigmögliche Rettung" der deutsch-evangelischen Gesammtkirche erblicken zu müssen meint. Eben die polizeiliche Verfolgung aber befruchtet dieselbe Sache, welche bei uns ziemlich flau und steril bleibt, dort mit üppiger Kraft, manigfaltiges Sekten-Material aus sich zu erzeugen.

Auf dem nämlichen Punkte trifft dann die pietistisch-confessionelle Seite der Bewegung gegen das schwedische Staatslutherthum mit der zweiten oder kirchenpolitischen Seite zusammen. Während nämlich in Dänemark die Exclusivität der Staatskirche schon seit dem Jahre 1848 gefallen ist, besteht sie in Schweden mit der alten Gewaltthätigkeit bis zur Stunde fort. Gegen sie nun findet ein höchst lebhaftes Sturmlaufen statt, und zwar von verschiedenen Richtungen und Parteien. Man ist von einer Saison zur andern nicht sicher vor dem Fall der verrotteten und geistig ausgehungerten Festung, zunächst wenigstens ihrer Hauptforts, vor dem Andrang derer, welche unter dem Banner der „Religionsfreiheit" oder „Gewissensfreiheit" streiten. Es liegt in der natürlichen Ordnung der Dinge, daß wir von hier aus unsere Betrachtung anheben.

Die schwedische Kirchenverfassung ist eine eigenthümlich moderirte episcopale Cäsareopapie, von der anglikanischen dadurch unterschieden, daß eben die schwedische Staatsverfassung nicht eine repräsentative, sondern die einzige in Europa noch existirende rein ständische ist. Wird in England die Kirche regiert von der Königin mit dem Parlament, so in Schweden vom König mit den vier Curien des Reichstags. Die schwedische Kirche hat nämlich zwar ihre Bischöfe beibehalten, und behauptet mordaciter deren apostolische Succession;

aber diese Bischöfe haben als solche mit der Regierung der Kirche nichts zu thun; nur als geistliche Bank im Reichstag haben sie Theil an derselben, jedoch auch hier natürlich nicht mehr und nicht weniger als jeder der andern Stände: der Ritter, der Bürger, der Bauern. Sie sind aber auch nicht einmal die gebornen executirenden Mittelglieder zwischen dem ständischen Summepiscopat und der Gemeinde. Als solche amtiren vielmehr seit 1686 die k. Diöcesanconsistorien, so daß die schwedischen Bischöfe in der That nichts Anderes sind als ständige Reichstagsmitglieder und privilegirte Verrichter der Ordination. Das war das Ende ihres fast vierzigjährigen Kampfes gegen die von Gustav Adolf II. projektirte Centralisirung des Kirchenregiments in einem Consistorium generale, und ihres unter Karl XI. gewagten Versuches, sich selbst zu einer kirchlichen Centralbehörde zu erheben: es wurde zwar nicht centralisirt, weil dieß damals überhaupt noch weniger im Geist der Zeit lag, aber dafür das „Capitalverbrechen hierarchischer Tendenzen" durch völlige Entleerung der bischöflichen Gewalt zu Gunsten der königl. Partikular-Consistorien gerächt. So könnten wir die schwedische Kirche definiren als ständisch moderirte bureaukratische Cäsareopapie mit bischöflichen Figuranten.

Selbst die Vertheidiger einer solchen Verfassung müssen doch eingestehen: „die Idee einer Staatskirche oder der engen Verbindung der Kirche mit dem Staate sei hierin bis zum Extrem realisirt"; aber so sei eben „durch den Katholicismus der Begriff der Freiheit der Kirche heruntergebracht worden, daß sogar der ebenso gelehrt gebildete, als frommgesinnte Oxenstierna denselben nicht von dem der Hierarchie unterscheiden konnte" *). Ob nun heutzutage eine siegende demokratisch-

*) Vgl. A. E. Knös, Prof. Theol. zu Upsala: die vornehmsten Eigenthümlichkeiten der schwedischen Kirchenverfassung, mit einem Vorwort von Dr. Harleß. S. 46 ff. 70 ff.

constitutionelle Agitation dieses Unterscheidens fähiger seyn wird? Das ist jetzt eine der Lebensfragen der schwedischen Kirche. Die ständische Verfassung Schwedens hat nämlich eine mehr und mehr anschwellende Opposition gegen sich, welche die „veraltete" Ständerepräsentation durch die modern constitutionelle Kopfzahl-Vertretung ersetzt sehen will *), und die Gefahr eines plötzlichen Bruches wächst noch durch die steigende Abneigung der Regierung selber, welche durch die zähe Hartnäckigkeit der Stände sich ungemein incommodirt findet. Also durch die unverkennbaren absolutistischen Velleitäten. Im Falle eines solchen Umschwungs aber verlöre die Kirche vollends alle Vertretung und Sicherung ihrer Grund-Rechte und Privilegien, ihre Einkünfte würden dem Budget unterthan, und alle Einsichtigern sehen voraus, daß dann nur ein noch strengerer Cäsareopapismus zu erwarten stünde. Kurz, die dänische Kirchen-Anarchie bräche auch über Schweden herein, womit eben dem Unglauben und Kirchenhaß am besten gedient wäre. Eine gewisse Partei gedenkt daher, solchen Eventualitäten und einem gänzlichen Verschwinden der Kirche im Staate zuvorzukommen, und betreibt zu dem Ende die Einführung der Synodal- und Presbyterial-Verfassung, damit ihrer Kirche auf jeden Fall eine constitutionelle Garantie gesichert sei. Dieses Verhältniß nun steht unter den schwedischen Kirchenfragen als erste obenan.

Noch ungleich heftigere Angriffe hat aber die schwedische Cäsareopapie auszustehen, insoferne sie exclusiv-territorialistisch

*) In diesem Augenblicke steigt die Agitation höher als je, und man prophezeit eine nahe Katastrophe. Es handelt sich vor Allem um die Aufstachelung des Bauernstandes, da der Bauer in Schweden, besonders dem stolzen Adel gegenüber, ein wahrer Paria sei. „Neun Zehntel der Volkszahl Schwedens bestehen aus Bauern, und diesen ist nicht ein Viertel der gesetzgebenden Macht zugefallen!" Stockholmer Correspondenz in der Allg. Zeitung vom 20. Juni 1856. Dazu die Sturmfluth der „skandinavischen Union"!

ist. Alle die alten Landrechte und Religions-Zwangsgesetze stehen faktisch noch in voller Geltung. Nicht nur die geistlichen, auch die weltlichen Beamten beschwören die Confessio Aug. invariata, und implicite alle symbolischen Bücher des Lutherthums, selbst die Concordienformel nicht ausgenommen. Jeder Abfall vom Lutherthum wird mit Landesverweisung und Verlust des Erbrechts bestraft. Nun hat zwar die Charte von 1809 oder die sogenannte „Regierungsform" eine ganz entgegengesetzte Bestimmung im §. 16, welche lautet: „Der König soll Niemandes Gewissen zwingen oder zwingen lassen, sondern einen Jeden bei freier Ausübung seiner Religion schützen" ꝛc. Es ist dieß der berühmte Paragraph, auf welchen namentlich die wegen ihrer Rückkehr zur katholischen Kirche criminalisch processirten Schweden sich zu berufen pflegen gegen die alten Strafgesetze. Der Reichstag und die Prediger aber interpretiren den Paragraph dem Geiste nicht weniger, als dem Wortlaut entgegen: er sei nur zur Sicherung des Staatslutherthums nach Oben, d. i. dazu da, „um jedem despotischen Mißbrauch der Majestätsrechte des Königs vorzubeugen" *), damit nicht z. B. der König Calvinist werden, und dann die lutherischen Schweden zwingen könne, gleichfalls calvinisch zu werden. Auf Grund dieser interpretatorischen Perfidie nun werden die katholischen Proselyten bis zur Stunde criminalisch behandelt und aus dem Lande, wie aus dem Erbrecht gejagt. Auf Vorschlag des Königs billigte der Reichstag 1845 zwar, daß das Strafgesetz von 1686 in den künftigen Criminal-Codex nicht mehr aufgenommen werde; aber in demselben Jahre noch wurden die beiden zur alten Kirche zurückgetretenen Brüder Nilson nach demselben Strafgesetze processirt und des Landes verwiesen, worauf der Eine Bruder, ein Maler, schon im Frühjahr 1847 im Spital zu Kopenhagen als Bettler starb. Ebenso

---

*) Knös S. 58.

ward 1848 eine Familienmutter in Stockholm zur Verbannung verurtheilt; Fräulein de Bager wegen Proselytenmacherei processirt, der katholische Gesandtschafts-Pfarrer, Hr. Bernhard, unter demselben Vorwand 1852, 1855 und neuestens wieder gerichtlich belangt; 1854 einem zu Paris lebenden und katholisch gewordenen Schweden sein väterliches Erbe abgesprochen, weil, wie Dr. Reuterdahl, der gegenwärtige Erzbischof von Upsala, auseinandersetzte, „der schwedische Staat keine Pflicht hat gegen andere als evangelisch-lutherische Christen;“ endlich in demselben Jahre sieben Frauenzimmer zumal, darunter sechs Ehefrauen, zur Landesverweisung verdammt wegen des standhaften Bekenntnisses der erkannten katholischen Wahrheit. Merkwürdiger Weise hatte der Anwalt Billbergh im letztern Falle ebendenselben §. 16, den er ein Jahr zuvor in dem Proceß gegen Pfarrer Bernhard nach Geist und Wortlaut als die alten Strafgesetze abrogirend, und im Sinne der Gewissensfreiheit ausgelegt, jetzt gegen Geist und Wortlaut als die alten Religions-Zwangsgesetze nicht abrogirend interpretirt, und also hier als „Verbrechen“ erklärt, was er dort als Jedem freistehend hingestellt hatte.

Man darf indeß zweifeln, ob auch die härteste Anwendung der Strafgesetze bloß auf die Katholiken eine Agitation für „Religionsfreiheit“ zu Stande gebracht hätte. Vielmehr ist entschieden das Gegentheil angedeutet. Als der Reichstags-Anwalt Theorell im J. 1853 ein Gutachten über die Bewegung der Läsare erscheinen ließ, unter der Perspektive, daß bei der steigenden Zahl der Verbrechen des Abfalls von der Staatskirche die Strafe der Landesverweisung das Reich mit zu starker Auswanderung bedrohen, und auch die Substituirung von Gefängnißstrafen unthunlich werden, also die Erklärung der Religionsfreiheit als eine Nothwendigkeit sich aufzwingen könnte: da vergaß er doch nicht, ausdrücklich zu constatiren, daß, in dem „verzweifelten Falle“ einer solchen „Rettung des protestantischen Princips der freien Forschung“,

die Religionsfreiheit immerhin nur zulässig wäre „unter dem einzigen, ausdrücklichen und unabweislichen Vorbehalt, daß die wegen ihrer Popularität gefährliche, und mit unserer politischen Freiheit unvereinbare katholische Religion nach wie vor davon ausgeschlossen verbliebe." Um dieselbe Zeit rief der Erzbischof von Upsala seinen Klerus zusammen, und befragte ihn über die Thunlichkeit der „religiösen Freiheit" in Schweden. Der Beschluß lautete: „die religiöse Freiheit sei eines der Grundprincipien und Hauptzwecke der evangelisch-lutherischen Kirche, könne aber unter gegenwärtigen Umständen, und insbesondere mit Rücksicht auf den Proselytismus anderer Kirchen, vornemlich den von Rom ausgehenden, nicht unbedingt und ohne Beschränkung zugestanden werden" *). Man hätte also, zur Sicherung der „lutherischen Kirche", wenigstens den Katholiken auch dann noch die Toleranz verweigert, wenn man sie den — Mormonen hätte gewähren müssen! So dachten jedenfalls die Hochwächter des lutherischen Zions; unbefangenere Kirchenpolitiker mochten zweifeln an der Haltbarkeit eines solchen Ausnahms-Zustandes.

Indeß trat die von Theorell befürchtete Eventualität näher und näher. Baptisten und Mormonen wuchsen in Masse heran und schon wollen die für ihre Conventikel polizeilich gepeinigten Läsare bemerken, daß man hingegen erlahme, gegen jene abgefallenen Sektirer die Criminalstrafe der Verbannung anzuwenden, vielmehr mit Besorgniß auf ihre starke Auswanderung aus eigenem Antrieb hinblicke. Andererseits besteht dieselbe Verlegenheit bezüglich der offenen Bekenner des baaren Unglaubens; und ihre Zahl ist nicht klein. Zwar ward noch im J. 1852 der Maler Petterson wegen eines Artikels wider die Himmelfahrt Christi des Landes verwiesen.

---

*) Darmst. K.-Z. vom 8. Mai 1853. Vgl. Theorell: Rikets Standers Justitiae-Ombudsmans Embets-Berättelse. Stockholm 1853.

Im vorigen Herbst als vagirender Bettler aus Dänemark zurückgeschubt, setzte man ihn auf der Festung Malmö ein; mußte ihn jedoch endlich frei ausgehen lassen. Dem bequemen Auskunftsmittel der Verbannung trat zudem bei eben dieser Gelegenheit die dänische Regierung mit einem Protest entgegen, die Exilirten nicht mehr aufnehmen zu wollen. Aber gerade zur Zeit der Verurtheilung Petterson's hielten die schwedischen „Vereine für Religionsfreiheit" eine öffentliche Versammlung zur Empfehlung ihrer „der nunmehrigen Bildungsstufe Schwedens angemessenen" Principien. „Uebrigens", so bezeugt ein unparteiischer Bericht, „zeigte sich bei den meisten Rednern eine äußerst feindselige Stimmung gegen die Staats-Kirche und ihre Vertreter, der man nicht allein das Epitheton einer christlichen absprach, sondern eines der ärgsten beilegte"*). Hr. Knös selber klagt über den „politischen Radikalismus", der immer offener sein Wesen treibe und „auch im Gebiete der Kirche, anfänglich gegen mehrere ihrer Institutionen, dann aber gegen die Grundwahrheiten des Christenthums selbst, aufgetreten sei." „So sind z. B. auf dem Gebiete der Dogmatik Straußische Ansichten verbreitet, und auf dem der Ethik das Evangelium des Fleisches verkündigt worden." Die höheren Classen der Gesellschaft, sagt Hr. Knös, wendeten sich freilich von solchen Lehren ab, seitdem ihre Früchte im Volk offenbar würden; die gesetzliche Preßfreiheit gestatte nämlich einigen neuen, gerade auf die Menge berechneten Zeitungen, auch den untern Classen jene Lehren einzuimpfen. Man sollte nun gewiß meinen, die Staatskirche würde ihr Straf-Gesetz vor Allem hier applicirt haben; aber mit Nichten. Im Gegentheile; als die große Stockholmer Pastoren-Conferenz vom 14. Juni 1853 dieselbe Frage berieth, entschied sie einstimmig dahin: Regierungs- und Polizeimaßregeln hinderten nicht nur die Verbreitung der Sekten nicht, sondern gäben

*) Berliner Allg. K.-Z. vom 12. Jan. 1853.

nur noch mehr Anlaß zu störenden Excessen, wie man erst noch auf Gothland erfahren. So sprach sich die Conferenz aus, „obwohl sie außer dem Sektenwesen auch noch die antikirchlichen, ja zum Theil antichristlichen Anhänger der Vereine für Religionsfreiheit im Auge hatte“ *).

Gleich darauf gelangte noch ein anderer Sturmbock gegen die criminalistische Exclusivität des schwedischen Lutherthums in die Linie. Bereits hatte das reformirte Oberconsistorium zu Paris dem schwedischen Episcopat die Pflicht der Toleranz dringend an's Herz gelegt, der Erzbischof von Upsala jedoch das Aktenstück in aller Stille eingesteckt. Indeß brach der Madai-Lärm los; der wüthenden und tobenden Evangelical Alliance ward im englischen Parlament selber vorgehalten, ob es denn nicht billig wäre, daß dem Großherzog von Toskana das „evangelische“ Schweden mit dem Toleranz-Beispiel voranginge? Zugleich häuften sich in Schweden die Verfolgungen der Läsare und der Baptisten, welche die Gründer und die Seele der großen englischen Alliance sind. So kam es, daß dieselbe sich seit 1853 eifrig mit Schweden befaßt. Sie unterstützte die schwedischen Dissidenten mit Geldbeiträgen, hat im Lande selbst Zweigvereine gegründet, die ihre Synoden halten, und namentlich unter der niedern Geistlichkeit namhaften Anhang zählen. Es sind dieß ebensoviele Pioniere des Baptismus oder Independentismus. Nicht umsonst bezeichnete die hochkirchliche Partei in Schweden die jüngste Pariser Conferenz der Alliance als eine „unbedeutende Zusammenkunft von Baptisten, Sektirern“ ꝛc. Aber nichtsdestoweniger ließ sich die schwedische Regierung dabei durch einen Gesandten vertreten und erklären: „Verfolgungen hätten nicht stattgefunden, indem es sich eigentlich mehr um sicherheitspolizeiliche Zustände gehandelt.“ Er und das andere schwedische

*) Kreuzzeitung vom 10. Aug. 1853; Darmst. K.-Z. vom 19. Nov. 1853. — Knös S. 167.

Conferenz-Mitglied streiten sich seitdem in den Zeitungen und zeihen sich gegenseitig der Lüge. Die Alliance hat sich indeß 1853 durch die Ablehnung ihrer an den Berliner Kirchentag gerichteten Einladung zum Anschluß*) nicht abhalten lassen, eine Toleranz-Deputation nach Stockholm zu schicken; und ebenso ward jetzt von Paris aus Lord Shaftesbury selber gesendet. Die Einen sprechen von seiner ehrenvollen Aufnahme; die Andern behaupten, es wäre ihm nahezu ergangen, wie 1843 dem Methodisten-Prediger Scott, der mit Steinwürfen aus Stockholm verjagt ward und jetzt die Schweden brieflich vor Sektirerei und Freigemeindethum, überhaupt vor Zerreißung der religiösen Einheit warnt. Aber der Vetter der halben englischen Aristokratie scheint doch zu überwiegen; wenigstens ist das Criminal-Gesetz faktisch auffallend lässig geworden gegen Baptisten und Mormonen**).

In Norwegen sind seit 1845 die alten Strafgesetze aufgehoben, und der Abfall vom Lutherthum wird in diesem demokratisch constituirten Lande bloß mehr mit Verlust der bürgerlichen Rechte und mit Ausschluß von allen Staatsämtern be-

---

*) Der Kirchentag erwiderte durch sein Präsidium: „eine solche unbegrenzte Ausdehnung der Gewissensfreiheit entspreche seinen Grundsätzen nicht; was aber in der Bewegung von Gott sei, das möge im Feuer der Widerwärtigkeiten seine Kraft zeigen und durch den Sieg des geduldig leidenden Glaubens dazu dienen, der (vom Rationalismus durchsäuerten) Kirche Schwedens neues Leben einzugießen."

**) Darmst. K.-Z. vom 27. Nov. 1855; Berliner Protest. K.-Z. vom 9. Dec. 1854; Journal „Deutschland" vom 24. Oct. 1855, 15. Dec. 1855, 11. Mai 1856. — Diese katholische Zeitung zeichnet sich, wie früher die „Deutsche Volkshalle", durch regelmäßige Stockholmer Original-Correspondenzen, namentlich Berichterstattungen aus dem „Aftonblad" und den kleinen religiösen Journalen Schwedens aus.

strafe. Im Jahre 1854 stellte ein Mitglied des Ritterhauses vor dem Reichstag zu Stockholm den Antrag: es möge §. 16 der Regierungsform von 1809 wenigstens bis zu dem Grade wie in Norwegen zur Wahrheit gemacht werden. Allein nur der Bürgerstand stimmte bei; die Bauern und die Geistlichen schwiegen; der Adel aber erklärte jede Aenderung der alten Strafgesetze für — Landesverrath. Natürlich! nicht weniger als die Furcht vor den Katholiken kommt, insbesondere für den Adel, noch ein anderes Moment in Frage. Religions-Freiheit anstatt des lutherischen Territorialismus müßte nothwendig die geistliche Bank verschieben und damit Bresche reißen in das Fundament der ständischen Verfassung Schwedens selbst. Um so desperater muß jede Alterirung des bisherigen Zustandes erscheinen, dessen Unhaltbarkeit andererseits handgreiflich ist. Schon fragen die schwedischen Blätter: ob man denn zurückbleiben wolle hinter dem Hat-Humayun des Sultans? Es ist dieß, in innigster Verbindung mit der oben bezeichneten ersten, die zweite der schwedischen Kirchenfragen.

Nicht weniger enge hängt die dritte dieser Fragen mit den vorigen zusammen: sie ist zugleich der Ausgangspunkt und die breiteste Basis der ganzen Opposition. Ich meine den Andrang gegen die Sakraments- und Conventikel-Gesetze der lutherischen Staatskirche. Droht die Agitation für den §. 16 diese Kirche von Außen zu zerschmettern, so droht dagegen die letztere Agitation sie von Innen heraus zu sprengen, und ist, als Verrätherei in der Festung selber, eben der gefährlichste und am unmittelbarsten gegenwärtige Feind.

Die schwedische Kirche hat nämlich noch mehr als die dänische — weil die Schweden noch handgreiflicher um ihren katholischen Glauben von dem reformirenden Tyrannen listig betrogen und diebisch bestohlen wurden — den gespenstischen Schein realer Objektivität und von den Einzelnen unabhängiger Anstaltlichkeit, welche Christen macht, nicht von den Christen ge-

macht wird, beibehalten. Das allgemeine Priesterthum und die freie Forschung oder die sich selbst auslegende Schrift als Glaubensnorm existirte für die schwedische Kirche wohl in der Phrase, faktisch aber das Gegentheil. So wollte es schon die Ordnung der beibehaltenen Hierarchie. Da aber andererseits diese Kirche ganz in den Staat aufgegangen ist, so mußte Alles, was ihre Ordnung fordert oder gegen sie verstößt, vom weltlichen Arm vorgezeichnet oder verboten, gehandhabt oder gerächt werden. Daher ist z. B. die regelmäßige Theilnahme am Abendmahl unumgängliche Bedingung bürgerlicher und politischer Rechte, wie der Anstellung, der Verheirathung, der Fähigkeit das Bürgerrecht zu erlangen, oder den Zeugeneid abzulegen. So wurde vor einigen Jahren ein ganzer Haufe von Stockholmer Polizei-Dienern zumal schleunigst zum Abendmahl befohlen, weil sie die Communion vernachlässigt hatten und nun als Zeugen vernommen werden sollten. Daher eben auch die Pönalgesetze gegen jede Willkür des allgemeinen Priesterthums: das Conventikel-Gesetz und das Sakraments-Gesetz. Jenes, ein altes Statut von 1726, verbietet „alle Versammlungen gekannter oder nicht gekannter Personen zu Familien-Gottesdienst und privater Erbauung aus Gottes Wort" unter Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod bis zu 28 Tagen oder einer entsprechenden Geldsumme, und bei Strafe der Landesverweisung im zweiten Wiederholungsfalle. Dieses, früher betitelt „gegen Verspottung der Sakramente oder Gottes-Worts", und erst noch im J. 1855 vom Reichstag fast einstimmig als neues „Sakraments-Gesetz" renovirt, belegt die Austheilung des Abendmahls durch einen Laien mit einer Strafe von 250 Fr. für den Spender und 50 Fr. für den Empfänger oder von 28 Tagen Gefängniß bei Wasser und Brod für den insolvabeln Abendmahlsspender. Das letztere Gesetz entzündete einen heftigen Krieg zwischen den publicistischen Organen des schwedischen Lutherthums: die liberaleren bekämpften das „neue Dogma", welches die Sakramente zum

Monopol der ordinirten Priester mache, als „papistischen Aberglauben", die andern vertheidigten das Gesetz als „ächt lutherisch", da die Auflegung der Hände die alleinige Quelle geistlicher Amtsverrichtungen sei. Offenbar hatten die Erstern recht. Soviel ist aber auch richtig, daß die schwedische Kirche nur die Wahl hatte, entweder die kirchliche Ordnung und also sich selber aufzugeben, wie die Kirche in Dänemark gethan, oder aber gegen die praktischen Consequenzen des allgemeinen Priesterthums einzuschreiten und zwar in der Weise, die ihr einzig und allein möglich ist, nämlich durch Polizei und Criminaljustiz*).

Schweden wählte das Letztere, wie Dänemark das Erstere gewählt hatte. Alsbald berichtete die schwedische Allianz nach England: „die Bemühungen der lutherischen Kirche Schwedens zur Erdrückung der Regungen lebendigen Christenthums innerhalb derselben nähmen nunmehr einen sehr ernsten Charakter an." Zuerst ward in den Sprengeln von Dalekarlien die ganze Schärfe des Conventikelgesetzes applicirt, und zwar gleich auf ein paar hundert Personen, worunter auch der Redakteur des Stockholmer „Pietisten." Keiner aber, sagt die „Allianz", gab deßhalb die Conventikel auf, vielmehr rüsteten sich Alle, im Nothfalle nach Amerika auszuwandern, wohin Tausende von Schweden ihnen vorausgegangen sind. Gegen die vorgeschrittenern „Leser", welche Bauernknechte und sonst Laien auszuwählen pflegten, die ihnen predigten und das Abendmahl spendeten, kam auch noch das Sakramentsgesetz in Anwendung; Rückfälle brachten nicht Wenige an den Bettelstab. Noch im J. 1853 gelangten diese massenhaften Verhaftungen und Bestrafungen selbst im eng-

---

*) S. den Bericht des schwedischen Zweiges der Evangelical Alliance, Darmst. K.-Z. vom 19. Nov. 1853, cf. deutsche Volkshalle vom 23. Juli 1855.

lischen Parlament zur Sprache. Bald zählte man 261 Geld-Büßungen, „wegen unbefugter gottesdienstlicher Uebungen und Beschimpfung der Reichskirche“ seit drei Jahren verhängt. Doch scheint die Verfolgung erst mit dem J. 1855 recht in Gang gekommen zu seyn. Die dissidentischen Hausirer mit Bibeln und Traktätlein wurden arretirt und eingesperrt, die frommen Kaffeekränzchen, als Vorwand, etliche Capitel aus der Bibel oder Postille Luthers zu lesen, auseinandergetrieben und mit der schärfsten Ahndung bedroht. In Sundswall allein suplicirten 45 „Läsare“ zumal, die wegen ungesetzlicher Andachtsübungen durch alle Instanzen zu sechstägigem Kerker bei Wasser und Brod verurtheilt waren. Als in Dalekarlien eine Anzahl armer Nachbarn zusammenkamen und sich ein Stück aus Luthers Postille vorlesen ließen, wurden die Theilnehmer an dem Conventikel in eine Strafe von 133 fl. verfällt. Da das Conventikelgesetz jeden, der sein Haus zu solchem Zwecke hergibt, in eine Strafe von 50 Daler verurtheilt, so kamen die Bauern überein, ihre Vorlesungen aus Luthers Büchern unter freiem Himmel abzuhalten. Sofort aber hat man die Besitzer der angrenzenden Grundstücke dafür hergenommen. Darüber haben sich endlich die Bauern bis von Ober-Dalekarlien mit einer großen Deputation nach Stockholm gewendet. So erzählt das „Aftonblad.“ Unter diesen Umständen griff die Auswanderung immer stärker um sich; gingen aus Norwegen zahlreiche Mormonen über See, so aus Schweden nicht weniger zahlreich Baptisten und Läsare, und zwar größtentheils bemittelte Leute. Als z. B. von den Läsaren in dem einzigen Kirchspiel Hedesunde an Einem Tage 14 Männer sich nach Amerika einschifften, wohnten nicht weniger als acht von ihnen in erster Kajüte und speisten am Tische des Kapitains. Wenn die neuesten Andeutungen wahr sind, daß der höchste Gerichtshof und das Justiz-Kanzleramt zu Stockholm bereits anfingen, sogar der laiischen Abendmahls-Spendung durch die Finger zu sehen: so ist der Grund ohne

Zweifel in dem besorgnißerregenden Emigrations-Fieber zu suchen *).

Wie man schon aus der häufigen Nennung Luthers und seiner Schriften ersieht, handelt es sich bei diesen Gemaßregelten zunächst um durchaus orthodoxe, höchstens etwas pietistisch gefärbte Frommen, welche ursprünglich weit entfernt sind, vom reinen Lutherthum abfallen zu wollen. Vielmehr haben sie ebendeßhalb auf die oppositionellen Conventikel und die Ecclesiolae sich geworfen, weil sie deutlich vor Augen sehen, daß die Staatskirche selbst vom reinen Lutherthum abgewichen ist. Um so mehr muß es sie erbittern und reizen, sich auf gleichem Fuß behandelt zu sehen mit den von Luther und allen seinen Getreuen über und über verfluchten Wiedertäufern. Solche Gleichheit der Behandlung ist aber wirklich der Fall, und läßt einen erschreckenden Einblick thun in die nothwendig immer entsetzlicher einreißende Verwirrung der Gewissen. Anfangs zwar nahm man einen Anlauf, gegen die Baptisten ebenso wie gegen die Katholiken die Strenge des Criminal-Gesetzes von 1686 geltend zu machen; der Matrose Nilson ward (1851) als Baptist zur Landesverweisung verurtheilt. Als der Londoner Ausschuß der Alliance am 28. Okt. 1853 eine Danksagungs-Deputation an Lord Clarendon sendete, für seine kräftige Intercession in Toskana wegen des durch elende Religionswühlereien in Arrest gerathenen Blaustrumpfs Miß Cunningham: da stellte sie dem Minister zugleich die noch unleidlicheren Vorgänge in Schweden vor. Im Norden dieses Landes, sagte Sir Culling Eardley, sei erst kürzlich ein Katholik und ein Täufer zur Deportation verurtheilt worden; man entreiße den Baptisten

*) Vgl. Darmst. K.-Z. vom 19. Nov. 1853; Berliner Protest. K.-Z. vom 9. September 1854; Deutschland vom 12. October 1855, 19. April 1856.

ihre Kinder mit Gewalt, um sie zu taufen, lege den Eltern schwere Geldstrafen auf und zwinge sie überdieß die Tauf-Kosten zu bezahlen; in der Provinz Norrland seien diese Fälle schon lange nicht mehr vereinzelt und die Aufregung, Angst und Erbitterung der Gemeinden sehr groß*). Kurz, die schwedische Staatskirche war daran, die Baptisten nach dem richtigen Maßstabe als Apostaten zu behandeln. Aber bald wurde es anders. Der Taufzwang zwar dauerte fort wie in Dänemark; erst noch am 17. Sept. v. Js. erzählte „Aftonblad", wie die Kronbeamten im Bezirk Elfdal in Dalekarlien ihre Gebühren einhoben für ihre Bemühung, die Kinder der Baptisten den Geistlichen zur Zwangstaufe einzuliefern; es geschah nach einem Tarif von 6 bis 7 Gulden für die Viertelsmeile; dabei pfändeten die Beamten unter Anderm die einzige Kuh eines armen baptistischen Bauern. Allein das Criminalgesetz kam nicht mehr zur Anwendung gegen die Baptisten, selbst nicht gegen einen der frechsten wiedertäuferischen Proselytenmacher, welcher erst kürzlich vor Gericht stand.

Ja, auch überhaupt hat das Consistorium zu Stockholm zwar die alte Tapferkeit gegen die Katholiken gerettet, wagt sich aber täglich weniger an die von Tag zu Tag mehr anwachsenden Baptisten, ist sogar auch nicht minder flau gegen die Mormonen. Allerdings mag dazu mehr als Ein Grund vorhanden seyn. Die Scheu vor der mit englischer Intercession drohenden „Allianz"; die Besorgniß vor zunehmender Entvölkerung des ohnehin schwach besetzten Landes; die Furcht vor der mächtigen liberalen Opposition, welche auf's heftigste Partei nimmt für die Baptisten, wie denn „Aftonblad" eben

*) So sehr Lord Clarendon sich für genannte Miß einem katholischen Hofe gegenüber beeilt hatte, so wenig pressirte er jetzt bezüglich Schwedens. Erst müsse er sich, lautete sein Bescheid, erkundigen, ob es einer fremden Regierung überhaupt gestattet sei, sich an den schwedischen Reichstag zu wenden. Allg. Ztg. vom 1. Nov. 1853.

noch ihr neues Organ, den „Evangelisten", eigens empfohlen hat; vielleicht auch ein Druck des protestantisch-dogmatischen Gewissens, das mit seiner Bibel nichts vermag gegen die Läugner der Kindertaufe. Muß ja die lutherische Staats-Kirche sogar noch dankbar seyn für den Beistand, den der französisch-reformirte Prediger Trottet ihr leistet, indem er die Kindertaufe wenigstens „als Einweihungsakt zu dem wichtigen Erziehungsberufe der Kirche und der Eltern" vertheidigt. Hr. Trottet zieht auch gleich die ganz richtige Consequenz, die religiösen Zwistigkeiten und die Unbestimmtheit der Lehre seien schon bei den Aposteln arg gewesen, als allein richtige Confession erscheine daher die der reformirten Schweiz: „kein Dogma, sondern freier Glaube"! So predigt Hr. Trottet unter großem Beifall und ohne daß die Staatskirche dagegen einzuschreiten wüßte; die Baptisten aber, die noch um einen Hahnenschritt weitere oder eigentlich nur die praktischen Consequenzen ziehen, soll man mit Verbannung und Verlust des Erbrechts bestrafen?

In dieser Klemme gab es für die Staatskirche allerdings keinen bequemern Ausweg, als Baptisten und Mormonen, wenn je, nicht als Irrgläubige, sondern bloß wegen Ungehorsams gegen die Conventikel- und Sakraments-Gesetze zu belangen, also sie ebenso zu behandeln wie die orthodox-pietistische Partei ihrer eigenen Angehörigen. Demnach nicht als Sektirer, nicht einmal als Separatisten, sondern bloß als Oppositionelle innerhalb der Kirche — ein Stück staatskirchlicher Heuchelei, welches die orthodoxen „Leser" mit Recht höchst entrüstet zur Sprache bringen. Ob es denn nicht, sagen sie, eine ungemein bedeutsame Thatsache sei, daß Baptisten, wenn sie von der Staatskirche verurtheilt werden, nicht verurtheilt werden, weil sie ihre Irrthümer verbreitet, sondern nur wie die orthodoxen Leser, weil sie das Conventikelgesetz übertreten, d. i. gemeinsam die Schrift gelesen. Aus

der nämlichen Heuchelei aber ist es hinwiederum erklärlich, wenn die Staatskirche sich am liebsten gar nicht mit diesen Sektirern befaßt, wie denn wirklich der „Wäktare“ (Wächter), das Organ der orthodoxen „Leser“, am 18. Okt. v. Js. erklärte: „Das Widerlichste scheint uns zu seyn, daß diejenigen, die sich versammeln, um über das Wort Gottes Betrachtungen anzustellen, ohne irrthümliche Meinungen zu hegen, nicht unangefochten bleiben, während man so zu sagen nichts vorgenommen, um der Proselytenmacherei der Katholiken (?), der Baptisten und Mormonen entgegenzuwirken“*). Andererseits ist nichts klarer, als daß eben diese Umstände den Verdacht der orthodoxen Läsare, daß ihre eigene Kirche abgefallen sei, immer noch mehr bestärken müssen, und dadurch die Opposition weiter und weiter getrieben wird. Darum haben wir diesen wunden Fleck am schwedischen Kirchenleibe selbst für den gefährlichsten erklärt; will die Staatskirche sich nicht ergeben an die demokratische Opposition, mit andern Worten will sie nicht sich selbst aufgeben wie in Dänemark, so wird sie aufgegeben werden. Darum stehen alle Parteien der liberalen, rationalistischen, ungläubigen Richtungen auf Seite der streng-orthodoxen Läsare und des fanatischen Baptismus als ihre eifrigsten Förderer und Advokaten.

---

*) Journal „Deutschland“ vom 24. Oct. 1855; vgl. 1. Februar und 11. Mai 1856.

(Schluß folgt.)

VIII.

Philosophie in Frankreich.

Logique par A. Gratry prêtre de l'Oratoire de l'immaculée Conception. Paris. Douniol rue de Tournon 29. 1855.

(Schluß.)

Eines gesteht der Verfasser dem Hegel zu: die Einseitigkeit oder Ausschließlichkeit der Methoden sei Hauptursache aller Sektirerei, das ist aller Ketzerei in der Kirche des Denkens oder der Philosophie. Die Hauptketzerei aller Ketzereien in der Geschichte der Philosophie sei aber der von der Welt und dem im Bewußtseyn gegebenen Unmittelbaren rein abstrahirende und Alles in ein Gedankending verwandelnde Rationalismus einer Afterscholastik unter Heiden, Juden, Arabern und Christen, welche die seit Baco und Descartes herrschende Vernünftigkeit der Neuzeit freilich ihres syllogistischen Blendwerks entkleidet, aber um nichts weiter gebracht haben; todte Leiche der Vernunft, die dann Hegel in seiner Logik habe einsargen wollen, aber um ihre Mumie alsobald unter neuer Formel wieder zu erfrischen. Er hat den Thron eines substanzlosen Gedankens zu stürzen sich unternommen, aber nur um einen noch substanzloseren an seine Stelle zu setzen.

Nicht so der Pater Gratry. Als Hauptpfeiler einer Kirche

der Philosophie sieht er den Plato und Aristoteles an, welche sich freilich nicht identificiren lassen, aber sich im Grunde nicht widersprechen. Aristoteles hat die syllogistische, continuirliche oder natürliche und verständige Methode des Denkens auf ihre Höhe gebracht, Plato aber die darüber hinausgehende dialektische, analogisch verfahrende, transcendentale und wahrhaft erhabene Methode, welche Aristoteles weder verwirft, noch ausschließt, nur den Plato in dem einen Punkte bekämpfend, daß dieser das in der Idealwelt Geschaute, als in der Realwelt Daseiende idealistisch zu verwirklichen sucht. Was aber im Plato und Aristoteles unvollkommen sei, das haben der heilige Augustinus in Betreff des ersten, der heilige Thomas in Betreff des zweiten durch das Kriterium des Christenthums zu verbessern getrachtet; auf diese Weise seien beide die Hauptpfeiler einer Kirche der Philosophie für die Neuzeit. Nicht aber solle man bei ihnen stehen bleiben, nur bei ihnen nicht vergessen, in die Schule zu gehen. Die höhere Naturwissenschaft ebenso gut, wie die höhere Einsicht in das Gebiet einer historisch gegebenen Menschheit, gingen dem Alterthum so gut, wie dem Mittelalter ganz ab. Hier sei es eben der von Kepler und Leibnitz ausgehende Fortschritt, an den man anzuknüpfen habe, überall umsichtig in Welt- und Menschenkunde, um diese erweiterte Wissenschaft des Weltalls und der Menschheit für die Philosophie zu reklamiren. Dieß habe Hegel gräulich verpfuscht, Friedrich von Schlegel wohl verstanden, aber nicht ausgeführt; und eben diesen Kreis des gesammten Wissens für die Philosophie zu reklamiren, ist der Pater, seiner Aussage nach, in einer Reihe von Werken beflissen, zu denen er in seiner *Connaissance de Dieu*, welche im Jahre 1854 erschienen ist, sowie in seiner heutigen Logik die ersten Grundsteine gelegt. Man sieht, es ist ihm ein großer Ernst, zu einer Universalität im Gebiete der Philosophie durchzudringen.

Alles was vorhanden ist, ist dem Verfasser Eines von

Zweien; entweder ein Einfaches oder ein Zusammengesetztes, ein Göttliches oder ein Creatürliches; das Creatürliche an's Göttliche durch den Lebensfunken in der organischen Natur, durch des Menschen Geist und Seele in der Menschenwelt verschiedenartig geknüpft. Leben der Creaturen, sowie Bewegung der Weltkörper gehen in ihren Grenzen von der Gottheit als dem Unbegrenzten aus; Geist und Seele sind aber im Menschen Gott verwandt, in Gott webend, ohne sich der Gottheit gleichzumachen. Damit unser Wissen nicht an der puren Abstraktion wie an einer todten Form haften bleibe, muß es sich als Gott belebt ausweisen, und die Inspiration in der strengsten Abstraktion selber festzuhalten verstehen. Dazu gehört aber ein Leben in der Totalität, welches sich nicht aus dem Zusammenhange des Ganzen, sowie aus dem Gedanken des Ganzen willkürlich herausreißen läßt. In Allem, was isolirt oder falsch abstrahirt, ist eine große Unwissenheit vorhanden, eine Losreißung vom wahren Centrum des Wesens aller Dinge, die Anmaßung eines falschen Mittelpunkts im Ich, oder sonst einem Wahn der isolirenden Vernunft. Jedoch solle man, meint der Pater, vom katholischen Standpunkte Alles zu begreifen trachten, auch das Absurde verstehen lernen, und in dieser Hinsicht sei das Studium der Hegel'schen Philosophie vom größten Nutzen.

In der That stelle Hegel gewissermaßen alle Philosophie auf den Kopf, zerstöre das syllogistische Verfahren, indem er behaupte, daß alle Gegensätze identisch seien, kehre das dialektische Verfahren rein um, indem er die Grenzen aller Dinge als ein Mittleres betrachte, in welchem sich der Urgrund aller Dinge, wie die Blume in der Knospe, ein- und aufschließe, so daß nur das Unendliche im Endlichen, das Grenzenlose im Begrenzten erkennbar sei, Gott nicht im Bewußtseyn *a priori*, sondern in Welt und Menschheit *a posteriori* existire, sich in der Menschheit allein als Gott kennend und

einsetzend. Die Vernunft wird also von Hegel ihrer beiden Methoden zugleich beraubt; der Syllogismus ist nicht mehr ein Syllogismus, denn er besitzt keine wahren Schlußfolgen mehr, die Dialektik ist nicht mehr eine Dialektik, denn sie transcendirt nicht wahrhaft mehr. Was Hegel scheidet oder unterscheidet, ist ihm einseitig oder unwahr, dadurch wird die Kritik zerstört; was er eint oder verknüpft, wird ihm alsbald zur Wahrheit, dadurch werden die Widersprüche als identisch sanctionirt. Dieser philosophische Messias ist also die philosophische Schlange, welche sich stets in das ihr Entgegengesetzte verwandelt, den Schein zur Wahrheit, die Wahrheit zum Scheine macht. Im Grunde verhunzt oder nothzüchtigt hiebei Hegel eine dem Schelling entwandte wahre Idee, die des Keimes, welcher einem infinitesimalen Elemente vergleichbar ist, sowie die Idee der elektrischen Pole, ohne welche keine Weltbildung oder irgend eine Gestaltung denkbar ist; damit treibt er aber ein höchst willkürliches Spiel.

Ihm ist nämlich, wie er sagt, alles Dualistische von Haus aus verhaßt als ein philosophisches Unding. Darum tobt er auch so sehr gegen den außerweltlichen Gott des Gewissens an, den in sich webenden Schöpfer Himmels und der Erden, den Vater der Menschen. Es fehlt ihm die Kraft scharfgestellter Fragen und Antworten, durch welche Leibnitz eine höhere Annäherung zur Gewißheit zu erstreben suchte. Hegel will sich einem eigentlichen Richter-Spruche der Vernunft ganz und gar nicht unterwerfen; er diskutirt nicht, er construirt in's Blaue hinein, und so wird ihm sein Wissen der Totalität, sein Streben aus dem All in das All hinein zu einer Art von babylonischem Thurm, wo sich die Sprachen in der obern Luft verwirren.

Freilich handelt es sich nicht um ein ewiges Disputiren im Gebiete der Syllogistik. Die Scholastiker der Alt- und Neuzeit haben durch ihr Formelwesen und ihr fortwährendes

Schematisiren einer Mathematik des Geistes genug und übergenug gethan. Das Leben ist ein Kampf, aber kein Fechtboden; die Schule, indem sie den Geist fechten lehrt, bereitet ihn nur damit zum Kampfe vor; aber die wahre Strategie muß er aus sich selber und durch sich selber lernen; nur der Genius macht den gemeinen Soldaten zum commandirenden General. Ein ewiger Fechtmeister ist ein schlechter Held. Ehren wir also, mit dem Verfasser, die Syllogistik als eine Algebra des Geistes, aber schätzen wir sie nicht über die Algebra hinaus. Gar hübsch lautet der Versuch, das Geheimniß der Dreifaltigkeit vergleichungshalber durch das Theorem aller Syllogistik ausgesprochen zu sehen, durch den Verein zweier äußersten Begriffe in einem Dritten und Höchsten, welches sie vermittelt, wodurch es ihr gelingt, ihren Richterspruch von dem Tribunale der Vernunft herab erschallen zu lassen. Es ist dadurch freilich der Abglanz einer Art von Dreifaltigkeit gegeben; aber ich würde doch nicht rathen, auf solch ein Meisterstück, wodurch sich von jeher alle Scholastik hat zünftig erweisen wollen, ein großes Gewicht zu legen, wie der Verfasser es zu thun den Anschein hat. Diese Spielarten aller Dreifaltigkeit lassen sich zu Dutzenden in der Syllogistik des gesammten Heidenthums auffinden, sowie unter Juden und Arabern, denen es doch gewiß mit dem christlichen Dogma kein Ernst ist.

Was den heiligen Thomas in der Reihe der Denker so hoch stellt, ist durchaus nicht seine Kunst des Syllogismus; es ist die Fortbewegung seines großen Geistes, in der ihm eigenen Ruhe und dem erhabenen Frieden seiner Gedanken, die sich nirgends in eine müssige Beschaulichkeit verlieren, niemals in die Irrsale einer abstrusen Mystik gerathen, keine Spur des Quietismus an sich tragen, wie Pater Gratry richtig bemerkt, aber wie mit Flügeln sich fortheben, ohne Sturm mit ihren Fittigen zu schlagen. Sein Gedanke ist ein unendlicher, und sein Denken ein gemessenes, welches

stufenweise fortschreitet, ohne sich phaëtonisch zu überstürzen. Es ist nämlich sein Fortgang von dem Vielen zum Einen und nicht von einem Leeren, unter der Form des Absoluten, in das All. Alle kindliche Anschauung ist, in ihrer naiven Art, polytheistischer Natur, denn polytheistisch ist die Welt der Sinnlichkeit, sowie die ihr entgegenstehende Welt der Leidenschaft an und für sich. Dieser Vielheit übergibt sich die Syllogistik, aber um sie zu überwinden; über sie hinaus weilt die Einheit dieses Vielen, nicht in der pantheistischen Identifikation, aber in der göttlichen Harmonie. Gott steht also in sich frei, über Allem in sich selbst absolut vollkommen, denn in ihm allein, das ist in seiner Ideenwelt, ist das All erst Eins, indem er es überall mit dem Lichte seines Geistes auf gleiche Weise und in's Unendliche durchmißt. Ueberall blickt in dem Ganzen, nach Aufhebung aller Schranken, seine Unendlichkeit durch, im Atom wie im Weltall. Endlich geboren in der Zeit, wird Alles von dem Ewigen nach ewigen Gesetzen erhalten und bewegt. In Gottes Willen nur durchläuft die Welt ihre Perioden, in ihm nur findet sie ihren Rythmus und ihre Musik. Alle Geister schauen sich in ihm auf individuelle Weise, heben sich in ihm in ihren Widersprüchen auf, und begreifen sich in ihm in's Unendliche; nicht aber auf die zerrissene partikulare Weise der Welt; das hat der heilige Thomas gründlich aufgefaßt, deßhalb und nicht seiner Kunst wegen ist er erhaben und groß.

Es schwebt oft das Heidenthum, besonders bei den Indern und den Griechen, um die höhere Idee der Gottheit herum, kann sie aber nie auf reine Weise erfassen, obgleich es durch das Dunkel des Geistes gewissermaßen eine heilige Dreieinigkeit divinirt. Diese Figur der Dreieinigkeit in göttlichen, menschlichen und natürlichen Dingen, auf das Mannigfachste combinirt, spielend so wie ernst verschlungen, trifft man in einer Fülle von Theogonien, Cosmogonien, philosophischen Systemen der Altzeit; es ist aber alles dieses, mehr

und minder, eine Blendung, sowie man nicht, mit dem Christenthum, die Natur des Gottmenschen als ächten Mittlers, und die Ausströmung des heiligen Geistes in seiner Kirche unter tausend Zungen in der Constitution einer ächt christlichen Familie und Gesellschaft erkannt hat. Sehen wir also mehr von der Einführung dieses Mysteriums des Christenthums in der Syllogistik ab; denn darin besteht nicht der eigentliche Fortschritt des heiligen Thomas über den Aristoteles, sondern im Gesammtschwung seiner Lehre selber.

Es ist gewiß, daß ohne den Aufschluß, welchen uns das Christenthum über die Natur der Gottheit gewährt, man entweder in eine heidnische Pantheistik sich mannigfach verschlingt, oder mit der jüdischen und arabischen Spekulation des Mittelalters sich in die Mumie des starrsten, regungslosen Monotheismus verpuppt, und das zwar, um dem Christenthume einen Trumpf zu spielen, es als eine Form des Heidenthums zu verschreien, und die tiefen Elemente einer Anschauung Gottes im schaffenden Wort und dem heiligen Geist zu verkennen, von denen die Genesis und das Prophetenthum voll sind, was auch, durch das alte Testament überkommen, der Coran nicht ganz von sich weist. Man erkennt also nur in Gott den strengen König und den absoluten Herrn, von dem die Schöpfung ein Händewerk, der Mensch ein ausschließlicher Unterthan ist, und man sucht ihn, wie die abstrakten arabischen Denker, ganz und gar von aller Bewegung und allem Bewegenden fern zu halten, auf daß man, wie man falsch wähnt, nicht Gefahr laufe, eine Endlichkeit oder irgend eine Grenze in ihn zu setzen, durch Anschauung eines Logos und einer göttlichen Ideenwelt. Daher kömmt es, daß der Deismus unserer Rationalisten und Socinianer sich nur darin von dem Monotheismus der Araber und Juden des Mittelalters unterscheidet, daß dieser den Welt- und Menschenherrn nicht nur als einen König festhält, sondern seine Vorsehung mehr oder minder als reinen

Fatalismus auffaßt, was gegen die Freigeisterei und den Pelagianismus unserer Deisten allerdings ein arger Verstoß seyn würde.

Ohne die Einsicht der Dreieinigkeit begreift man, wie der Pater Gratry vortrefflich sagt, nirgends einen lebendigen Gott, in dessen Einheit man ewige Verhältnisse gewahr wird, die Unterschiede fassend, ohne die Einheit zu zerstören. Man kann vom Syllogismus sagen, daß er an das Thor des christlichen Mysteriums anklopfe, ohne Hoffnung in dasselbe eingelassen zu werden. Er streift an, indem er als etwas Nothwendiges die Einheit der entwickelten Vernunft, und drei verschiedene Momente ihrer Unterschiede und einheitlichen Verknüpfung anerkennt, dringt aber nicht vor, indem dieß noch kein Transcendentes, noch ein Freies an sich selber ist. Es ist, und diese Bemerkung gehört dem Pater Gratry, gerade wie in der Geometrie, welche in der Einheit des Raumes ebenfalls dreier unterschiedenen und einheitlichen Dimensionen gewahr wird. So gibt es denn in der Construktion des Weltalls, wie in dem Grundbau einer sich entwickelnden menschlichen Vernunft Apprehensionen einer göttlichen Geometrie, eines göttlichen Wesens, die in der Mathesis die Idee einer Hyper-Mathesis, in der Vernunft den Gedanken einer Uebervernunft begründen, aber ihren Aufschluß weder in der Algebra, noch im Syllogismus finden.

Ueber die Syllogistik hinaus dringt man in das Gebiet der Wahrheit nur durch das Gefühl derselben, oder den inneren Sinn, welcher allen verhärteten Rationalisten, was ihre Spekulation betrifft, fast ganz und gar abgeht. Wie schon gesagt worden, ist es erst dieser innere Sinn, welcher die Füße der Vernunft mit Schwingen besohlt, so daß sie aufhört, bloß schrittweise die ausgetretene Bahn vor sich herzugehen, und hermesartig beginnt zu transcendiren, oder in eine höhere Region der Spekulation sich zu bewegen, auf deren Theorie mit Recht der Pater Gratry das höchste Ge-

wicht legt. Wer aber nicht einmal die Ahnung besitzt dieses inneren Sinnes, verkennt den Menschen ganz und gar, indem der Mensch nichts anders ist als ein innerster Complex von Gedanken und Gefühlen.

. Nachdem man diese Welt des Vielen, oder die Sinnen-Welt, und diese Welt des Verständigen, oder die gewöhnliche Menschenwelt, momentan verlassen hat, um sich in Gedanken zu Gott zu erheben, entwickelt man nicht mehr das Gegebene oder das Bekannte, sondern den inneren Geist in seinen aufsteigenden Empfindungen, und den in ihnen enthaltenen Ideen, die man in sich selber zur Klarheit bringt, ohne ihre Wärme zu verlieren. Damit nimmt eine mehr und mehr gottähnliche, aber niemals gottgleiche Entwicklung der Vernunft ihren Anfang. Es thut sich, im Inneren des Geistes, ein reines Auge auf, welches je höher der Geist bringt, um so mehr seinen Horizont erweitert. Ein solcher Blick ist aber nie ohne die innere Anstrengung und den äußern Willen, obwohl er ganz und gar ohne selbstgeschliffene Brille ist, das ist ohne die Aengstlichkeiten einer puren Praxis, die des speculativen Talentes entbehren würde. Der höhere Sinn, in welchem genanntes Auge sich lichtet und erweitert, ist ein Organ vollkommener Geistesfreiheit und Herzensreinheit, das ist ein Akt der Moralität, eine höhere Geburt des gottbewußten Menschen in uns. Dieses Göttliche in uns frei zu machen, den Anker zu heben und die Segel zu lüften, das ist die erhabene That des Geistes, die nur in und an sich begriffen werden kann, denn sie ist weder ein Werk purer Verständigkeit oder reinen Räsonnements, noch ein Werk vergeistigter Sinnlichkeit, die es nur zum Ausdruck einer weltlichen Freude bringen kann. Hätten wir nicht diesen göttlichen Funken in uns selber, kein Prometheus würde ihn für uns aus der Sonnenscheibe herunterholen können. Aristoteles hat ihn nicht, wie man gewöhnlich meint, verkannt, aber sein Ausgangspunkt war und blieb diese Welt der Erfahrung und

der Verständigkeit, in welcher er ein so großer Meister ist, das Gedankending sowie das Gedankenbild, nicht aber an und für sich das rein Göttliche. Plato aber geht vom Besonderen aus und transcendirt zu einem Höchsten; er faßt das gottähnliche Leben selber im Menschengeiste und den gottähnlichen Gedanken selber in der Ideenwelt. Was das Universelle an und für sich betrifft, in dem Aristoteles den Schwerpunkt seiner Forschungen, trotz der Einzelnheit aller Erfahrungen, überall findet, so hat dieser scharfe Geist wohl gewußt, daß es nicht ohne die Transcendenz begriffen werden könne, so daß es außerhalb des Kreises der Erfahrung selber liege. Also muß ihm zu Folge auch die Dialektik den Urstoff für allen Ausgangspunkt eines syllogistischen Denkens selber hergeben, was Pater Gratry überall vortrefflich in ihm nachgewiesen hat.

Ohne dem Aristoteles gerade eine heilige, durch das Licht des Geistes erhellte Nacht zu seyn, wie dem Plato, wird doch diese dunkle Region des göttlichen Bewußtseyns im Menschen von Aristoteles als der ächte Instinkt anerkannt, ohne den es für den Menschen überhaupt nur ein Sinnliches oder Handgreifliches gäbe. Freilich weist er die Ideenwelt des Plato von sich, weil Plato in den Ideen allein ein Reales gewahrt, und alles Reale als ideal faßt, welches der Erfahrung zuwider ist, indem wir nur die Gedanken von den Erscheinungen abstrahiren, das ist sie im Menschengeiste auffassen, und sie dann erst aus dem Menschengeiste in eine göttliche Idealwelt, als in derselben real existirend, hinstellen können. Deßwegen aber läugnet der Stagirit keineswegs das Ideale an und für sich, obwohl er es nicht im höchsten weltbildenden Logos anzuschauen verstanden hat.

Es gibt also eine zweifache Betrachtungsweise der Dinge: die continuirliche äußerliche, welche auf Schlußfolgen beruht; und die innerliche, welche diese Verkettung durchbricht, und durch alle Gränzen zu dem Unbegränzten hindurch

bringt. Die erstere bedarf des Zusammenhanges mit einer Welt der äußeren Erfahrung oder der Sinnenwelt; die andere bedarf des Aufschwunges zu einer Welt göttlicher Offenbarung, oder der Geisterwelt; die erstere wird durch Reflexion vom sinnlich Empfundenen, durch Abstraktion aus der Erfahrung heraus, hervorgebracht; die andere durch den göttlichen Instinkt als Princip der Begeisterung oder des Enthusiasmus in uns selber. Wie es aber komme, daß das Aeußere in uns die Gabe der Reflexion erwecke, so daß die Reflexion alsobald zur That des Abstrahirens gelangt, daran haben Kant und Fichte sich verzweifelnd abgemüdet. Wie denn gehe ich aus mir heraus, sagen sie, wie entäußere ich mich meiner selbst, um zu einer reinen Vorstellung dessen, was nicht in mir selber ist, dessen, was ich nicht selber bin zu gelangen? Wie webe ich nicht mich selber in alle meine Vorstellungen hinein? Hierauf kann man antworten, daß alle Anschauung des Geistes durch die Sinne einerseits, daß andererseits jeder Eindruck der Sinne auf den Geist etwas Simultanes, und nicht zu Trennendes sind, indem sie zugleich vor sich gehen. Sie sind ebenso gut, obwohl mangelhaft im sinneverkürzten, ja sogar im sinneberaubten, deßhalb doch nicht sinnlosen Menschen, als im Menschen von den kräftigsten Sinnen und dem hellsten Geiste, nicht auf gleiche, aber auf durchaus ähnliche Weise. Derselbe Zunder einer Welt von Gedanken findet sich überall, aber ungleichartig vertheilt; und wer sogar ganz auf den inneren Sinn beschränkt wäre, empfände doch etwas außer sich, was ihm heller oder dunkler bewußt auf seinen inneren Sinn rückwirken würde. Freilich lassen sich alle unsere Anschauungen und alle unsere Erfahrungen von unserem eigenen Selbst nicht trennen, mit Ausnahme der Naturwissenschaft an und für sich, aber deßhalb sind sie doch keine Täuschungen, oder pure Modifikationen unsers Selbsts.

Die Abstraktionskraft des Geistes, wodurch er sich

reine Vorstellungen schafft, die Objekte ihrer Zufälligkeiten entkleidend, ist ein erster Nachtschritt zur Universalität, aber diese nicht selber. Das Abstrakte ist an sich unlebendig, es besteht schematisch im Gedanken, ohne wurzelhaft sich im Wesen selber zu begründen. Das Universale allein ist lebendig, weil es der beseelenden Einheit, oder der göttlichen Idee, sowie des göttlichen Funkens in allen Dingen gewahr wird.

Hier gerathen wir nun, mit dem Pater Gratry, auf den von vielen modernen Vernünftlern arg verschrieenen Punkt der Analogie, welcher ihnen als Täuschung erscheint, weil er nicht mit den identischen Schlußfolgen aller Syllogistik zusammenfällt. Von Verhältnissen zu Verhältnissen, aber nicht von Gleichheiten zu Gleichheiten steigt die Analogie aufwärts, sieht die Aehnlichkeiten auch dorten, wo die innere oder äußere Verwandtschaft der Dinge selber nicht immer statt findet. Sie durchschaut alle Proportionen, gewissermaßen alle Maße und Gewichte der Dinge außerhalb ihrer Verwandtschaft selber, und begreift das Aehnliche im Verschiedenartigsten, weil sie eben das Verschiedenartigste im Aehnlichen durchschaut. Sie rückt Alles schichtenweise oder stufenweise zusammen, ohne das Geringste verwirrend zu mischen und dadurch zu trüben. Sie ist eine höhere geistige Kunst, und hat sie nicht Jeder, welcher auf sie Ansprüche macht. Ihre Theorie ist aber an sich eine richtige und sie in's Licht zu setzen, hat sich der Verfasser gründlich bemüht.

Einer solchen Spur im Geiste folgend, weist der Pater Gratry in der gesammten Geometrie die Totalität des Ausdrucks einer Welt der Analogien nach, Mathematik und Logik sich wechselweise reflektiren lassend.

Auch auf den Ausdruck der Analogien in der Weltgeschichte deutet der Verfasser hin. Die Franzosen der Neuzeit, und zwar die aller Parteien, sowohl die Schüler Bonald's als die Schüler Condillac's, sind eben deßhalb, im Gebiete der Geschichte, so oft im Argen, weil sie überall den Syllogis-

mus in dieselbe hineinführen wollen, ihre beschränkte Art der Logik auf sie anwenden, und alle großen weltbewegenden Ideen und Begebenheiten behandeln, als handle es sich um den Beweis eines logischen oder mathematischen Axioms. Diesem syllogistischen Unfuge widersetzt sich die Dialektik des Paters mit vollem Recht.

Indem der Verfasser nun seinen Gang weiterhin verfolgt, deutet er an, wie man nach dialektischem Verfahren von den Erscheinungen der Welt und des Geistes zu ihren Gesetzen zu gelangen habe; von diesen ausgehend soll man wieder zu ihren Ursachen aufsteigen, um endlich zu der Wesenheit dieser Ursachen sich zu erheben. Dieses ist der Weg Keplers, der sein Weltgebäude der Astronomie hat anbahnen helfen; dieses ist auch der Weg des Leibnitz, wodurch er zur Geburt seines Infinitesimal-Systems gelangt sei. Denselben Gang solle nun auch der strebende Geist in dem Lehrgebäude aller Philosophie verfolgen.

Die höhere Erfahrung lehre, wie er sich weiterhin ausspricht, alsobald, wo es mit dem syllogistischen Verfahren ein Ende habe; denn es gebe, an und für sich, nichts absolut Contingentes in den Naturgesetzen selber. Sie fallen nicht einseitig zusammen wie die Molecülen in der einen Substanz; sie bewegen sich auf harmonische Weise in ihren verschiedenartigen Kreisen, nähern sich und entfernen sich, werden so nach dem Gesetz einer musikalischen Schönheit und Vollendung zusammengehalten ohne zusammenzustürzen. Deßhalb eben sind diese verschiedenen Kreise einem höchsten Gesetze unterthan, einer geistigen Sonne, welche ihnen diese musikalische Bewegung und Harmonie ertheilt. Alle Naturgesetze sind Formen der Erscheinungen in den ihnen zum Grunde liegenden Kreisen ihrer Bewegung, alle einer Zahlbestimmung wie einem Maßverhältnisse unterworfen. Das ganze Leben der Natur drückt ein mathematisches Gesetz aus, aus welchem das System aller Verhältnisse hervor-

blickt, welches sie im Gleichgewichte erhält. Das ist die Rythmik und Harmonie, der von alten Chinesen, Indiern und Griechen lang geahnte, von Kepler erst bewiesene Grund-Gedanke in der Construktion des Weltgebäudes. Es ist dieses eine Art Gegenbild des denkenden Menschengeistes in der Construktion seiner Vernunft, sowie in den ethischen Verhältnissen, den Stimmungen und Accorden seiner Seele, worüber ebenfalls große Ahnungen bei alten Chinesen, Indiern und Griechen obgewaltet haben; ein Einklang zwischen den Harmonien des Universums und der ethischen Ausbildung unserer Seele, wie der vernünftigen Ausbildung unseres Geistes, worauf wir eben hingewiesen sind; nur hatte das Alterthum nicht den Schlüssel dazu, aus unvollkommener Kunde der Gottheit.

So ist also Gott in der Natur ein höchster Architekt und Baumeister; der Mensch soll aber, nach Ausspruch des Apostels, sich in ihm erbauen oder sich in ihm aufbauen, nicht als ein Gerüst des Hochmuths, zur Sprachverwirrung, sondern als ein Tempel der Demuth, zur Spracherhellung, dann auch der That nach zur Ausbildung der Menschheit im Staate sowie in der Familie.

Auf gleiche Weise wie das berechnende Verfahren im Infinitesimalsystem, vom Atom zum Weltall emporsteigend, dialektisch das Universum über sich hinausführt, seinen Plan im göttlichen Baumeister erfahren lehrt, so soll auch, nach Anweisung des Paters, in der Lehre von der menschlichen Seele wie in der Lehre vom menschlichen Geiste verfahren werden. In der Kundschaft des Gewissens wie in der Kundschaft der Vernunft sollen die Urkeime göttlicher, das ist gränzenloser Verhältnisse nachweisbar seyn, die im überall bedingten oder relativen Menschen niemals den Aufschluß ihrer Ursprünge finden können.

Alles was im Endlichen zur Erscheinung kommt, hat nach beiden Seiten der Menschheit und der Natur hin seinen

Typus im Unendlichen, aber nirgends beschränkt, sondern nach allen Seiten hin allumfassend, das All nach allen Seiten hin und überall zugleich in sich denkend und außer sich erhaltend. Alle Idee ist nur rein in Gott, getrübt im Begriffe des Menschen, durch die äußere und innere Form bestimmt im Weltall. Die Unterschiede in der Idealwelt, oder in der Gedankenwelt des obersten Geometers lassen sich nicht, nach Zahlen und Maßen, durch die Verhältnisse der Zeit und der Räumlichkeit ausdrücken, so hat es Leibnitz in der Begriffssteigerung seiner Zahlmethode eingesehen, also sich zu einer Analyse untheilhafter und unendlicher, das ist ewiger Verhältnisse erhebend. Weil er eben im Endlichen überall das Unendliche durchschaut, so erkennt er in allen Schlußfolgerungen aller Endlichkeit nur die Zeichen und Symbole eines Unendlichen, welchem nachzuforschen er sich bestrebt. Denn das Unendliche gleicht dem Endlichen, weniger das Endliche, wie der schöpferische Gedanke dem Geschöpfe gleicht, weniger das Geschöpf in seiner creatürlichen Beschränkung. Durch das endlich Kleinste wie durch das endlich Größte gelangt man also zu einem Unendlichen, im Kleinsten wie im Größten.

So lange der Geist in Natur und Menschheit weilt, entwickelt er sich, und dringt, durch diese Entwicklungen, in die untere Verwandtschaft seiner selbst wie in die einer Sinnen-Welt hinein, regt sich im Verstande oder lebt in der Erfahrung. Wie er aber einer höchsten oder göttlichen Verwandtschaft nachspürt, gewinnt er geistige Schätze, die er in der gegebenen Menschen- und Sinnenwelt nie wird erreichen können. Durch das Opfer seiner geringeren Triebe wird er stets in einer höheren und immer höheren Sphäre gewissermaßen wiedergeboren. Er wird zum begeisterten Dichter, und hört doch nicht auf ein Geometer und ein Philosoph zu seyn; denn er dringt durch die Sphären der Ideenwelt zu der Anziehungskraft einer göttlichen Liebe und Sympathie hindurch, wie schon Plato auf diesen geistigen Eros, freilich nicht im

ächt christlichen Sinne hingewiesen hatte. So beflügelt sich sein Wort im Ausdruck seiner Gedanken, ohne jemals traumhaft oder romanhaft zu werden. Auch gelangt er zu einem Ideale edler und höchster Kunst des Lebens und des Geistes, im Gebiete einer sittlichen Denkkraft, sowie in dem des Staates und der Familie. Er erkennt Gott, sich selbst durch Gott, die Welt durch Gott; begeht aber nicht den Wahnsinn, Gott verstehen zu wollen; denn, wie der Pater richtig sagt, er kann nur erkannt, nicht aber begriffen werden.

Im Geiste findet sich also eine Bewegung um eine unendliche höchste Sonne aller Geister, wie im Weltall eine Bewegung um dieselbe unendliche höchste Sonne einer unendlichen Gedankenwelt; aber diese Bewegung im Geiste ist nicht eine nothwendige wie die im Weltall, sondern eine freie, bedingt durch die That eines gereinigten Gewissens und einer gereinigten Vernunft; also eine harmonisch ethische, nicht aber eine harmonisch physische. In dieser höchsten Sonne aller Geister, wie in dieser höchsten Gedankenwelt findet statt ein unendliches Leben, oder eine unendliche Bewegung im Schooß eines unendlichen Friedens, oder einer unendlichen Ruhe. Es ist dieß die Ewigkeit aller göttlichen Expansion in der Gedankenwelt, sowie die ewige Zeugung des Sohnes und der ewig vom Vater und Sohn ausströmende heilige Geist. Ebenso wie die stets sich fortentwickelnde überall begränzte Zeit ein Bild der Ewigkeit enthält, und des Lebens oder der Bewegung in der Ewigkeit, so der stets sich erdehnende aber überall begränzte Raum. In allen seinen Anschauungen ist er freilich sich selber stets eine Gränze; aber doch auf besagte Art ein Bild der Unendlichkeit, unendlicher Welten, wie sie in der Unendlichkeit göttlicher Gedanken sich durch den alldurchdringenden Geist unendlichen Lebens in's Unendliche fort und fort bewähren. Gegen diese Ansicht Leibnitzens hat der Mathematiker Lagrange vergebens angekämpft, um Gott aus dem Weltall herauszuschleudern. Trotz des Ankrampfs dieses Ge-

lehrten an ein hinfälliges Daseyn ist er unsterblich wie ein Anderer, obwohl seine Wissenschaft für alle Zeiten von Gott im Unendlichen abgewandt bleibt.

Von unten auf sind wir also mit dem Pater Gratry nach oben gestiegen, die syllogistische Bahn mit der dialektischen zuletzt austauschend. Alle seienden Dinge sind nothwendig, aber hätten anders seyn können als sie sind; das wahrhaft Göttliche ist allein wesenhaft und zugleich frei, ist aber in und an sich nicht anders denkbar als wie es ist. Nur die Gesetze aller Formen sind in den zeitlichen und räumlichen Dingen an sich wesentlich, das ist wurzelhaft in Gott. Man erkennt den Lebendigen als den Beweger durch die Kreise der stets wandelnden Welten, sowie durch die stete Erregung und Erhebung der Geister. Da ersteht der Geist in voller Rüstung seiner Denkkraft wie ein geharnischter Mann, aber mit zartem Gewissen, und erhöht durch die Betrachtung des Bewegers, sich an der Fülle göttlicher Liebe wie göttlichen Daseyns weidend.

Zwei Lichter gibt es im Geiste, das natürliche des menschlichen Verstandes und das Gnadenlicht einer erhellten Vernunft. Letzteres hat seine Knospe nicht in der Sinnenwelt wie das andere, aber in einem kindlich naiven, sowie in einem jungfräulich reinen Geiste; es ist diese Kindheit keine Kinderei, und diese Jungfräulichkeit keine Prüderie; ja die zarte Kindheit sowie die Blüthe einer edeln Jugend wissen an sich mehr von gewissen Dingen, als alle Gelehrsamkeit der Welt. Eine solche Unschuld und Anmuth der Seele und des Geistes ist die ächte Schönheit in ihrem Kelch, wie ihre Blätter diese Blume noch in sich schließen und verhüllen, und das innere Licht zart erröthet bis zum Aufschluß des Kelches in seiner einfachen Herrlichkeit. So ist es dann das Leben der Seele, wie die Blüthe des Geistes, welche sich in diesem inneren Lichte entfalten; eine eingeborne Wissenschaft,

die von der Vornehmthuerei starker Geister so viel ist belächelt worden. Freilich, wie Pater Gratry richtig bemerkt, ist es weder eine göttliche Infusion noch eine natürliche Angeborenheit irgend einer menschlichen Wissenschaft, wie sich einige beschränkte Köpfe eingebildet haben, die von einem gelehrten, aus sich und durch Gott gebildeten Adam viel zu reden wissen. Nein, sondern es handelt sich um den reinen Schatz ächter Frömmigkeit, als Wurzel einer höhern Gottes-Kunde, die zarten Gemüthern in ihrer Naivetät und Jungfräulichkeit eigen ist. Was ist alle Schönheit der Welt gegen diese innere Schönheit, sowie alle Weisheit der Welt gegen diesen Anflug einer göttlichen Weisheit, wie sie sich in patriarchalischen Gemüthern erhabener Greise und in idyllischen Gemüthern zarter Jünglinge und Jungfrauen zu entwickeln pflegt? Denn ihre Seele dürstet nach Licht, und es ist ihnen nicht bloß um das Licht der Welt, um die Kunde der Natur und des Menschen zu thun, so edler Art auch diese Kunde an und für sich ist. Einen solchen Durst versteht Pater Gratry, wo er von den Quellen redet, auf die „begeisterten intellektuellen Tugenden“ aufmerksam macht. In ihnen liegt eine „Philosophie der Offenbarung“ auf welche, wie unser Verfasser weiß, schon Friedrich von Schlegel hingezeigt hat.

Die höchste Weisheit ist im Gedanken sowie in der Person, in der That des Gedankens, sowie im Gedanken der That des Gott-Menschen verwirklicht, einen Inhalt, den die christliche Philosophie ewig in sich überlegen und gestalten muß, will sie zur ernsten Betrachtung des Heiligen und des Höchsten gelangen. Sie soll auf ein Priesterthum des Geistes zielen, auf die Einweihung in einer höchsten Schule praktischer und intellectueller Wahrheit. Es braucht deßhalb der Denker kein priesterliches Amt zu bekleiden, nur in einem priesterlichen Geiste soll er denkend handeln, handelnd denken, um seinem Ideale immer näher zu kommen, ohne es je-

mals zu erreichen. Also handelt es sich nicht mehr um ein pures Wissen, selbst in göttlichen Dingen, sondern um wahre Weisheit. Eine solche Weisheit ist aber dem Verfasser ein Werk der Liebe, wo die Selbstliebe geopfert seyn will in der Menschenliebe, die sich zugleich in Gottesliebe und in Gottesfurcht verwandelt, aller Menschenfurcht auf immer ledig. So geht denn zuletzt alle Philosophie in die höchste Ethik über, in die Ascese eines einfältigen und zugleich erhabenen Geisteslebens. Alle beschränkte oder starre Individualität des Charakters hört damit auf, und man gelangt zur wahren Universalität des Geistes, welche in das Leben der Schöpfung sowie in die Räthselfolge der Weltgeschichte zugleich einzudringen versteht.

Um bis an die Schwelle dieser zugleich contemplativen und handelnden Betrachtungsweise emporzusteigen, und von der Höhe eines solchen Gedankenhimmels herab den leidenschaftlichen Menschen und die zauberhafte Natur zugleich zu umfassen, nicht kalt oder theilnamslos sondern unerschüttert, dazu gehört, wie der Pater sagt, daß man aus der rein menschlichen Schule schon herausgetreten, und sich rein Gottes Leitung überlassen habe. Da hört der Mensch auf mit sich selber zu reden, endlos in sich hinein oder aus sich heraus zu schwätzen; zum inneren Ohr geworden, horchend und innerlich verstummend hört er auf Gottes Wort, eignet sich im Geiste sowie in der That das göttliche Evangelium an, dringt zu dessen innerstem Kern hinan. Auch indische Yogis verschlossen sich vor der Welt, wandten sich nach innen, um dem Symbol der Schildkröte zu gleichen, in sich hausend, wie die persischen Soufis, die ihre Art und Weise nachahmten. Auf ihre Weise thaten das auch manche Cyniker sowie mehrere Stoiker unter den Griechen; im reinen und höheren Sinne dachten so die alten Pythagoräer, welche innerlich verstummend die Harmonie der Sphären im Einklang mit der

Musik der Seele in ihrem Geiste zu erhorchen strebten. Aber weil sie den Gottmenschen nicht kannten, so hörten diese alle stets eigentlich doch nur sich selber, ohne daß wir die leisen Schwingungen höchster Accorde in einigen von ihnen durchaus läugnen oder verkennen wollten.

Das indische Denken sich vereinsamender Yogis wurde zum leeren Brüten, und wer den Geist brütet, ohne im Geiste selber ausgebrütet oder wiedergeboren zu werden, verdumpft. Der Logos schweigsamer Pythagoräer blieb, mehr oder minder, im Kosmos befangen, ihre Gottheit wurde nie recht zur freien That, und ihr höchstes sittliches Gesetz blieb, wie bei den Chinesen, eher ein kosmisches als ein göttliches. Nur Plato erhob sich höher, daher auch seine Idee vom Logos, durch die Kirchenväter ausgebildet, der Idee des Gottmenschen hat mehr angepaßt werden können.

Bei dieser Anstrengung des Sinnens und Betrachtens sucht Pater Gratry die Wege auf zur Bekämpfung der Leere im Geiste des Denkers und Betrachters; um einen stets thätigen Akt der Seele sowie des Geistes frisch zu erhalten, räth er über das Sinnen hinaus zum Schreiben. Wenn du also, nach überwundener Selbstsucht in dir selber horchest, so greife zum Griffel, nicht der Eitelkeit halber, nicht ohne Gewissensdrang, bloß um von dir reden und hören zu lassen, sondern gehorche dabei dem Geiste, der dir innerlich diktiret. Die Erfahrung lehrt, daß es im Geiste oft leere Stunden gibt, daß das heiligste Wort zur profanen Formel werden kann, daß man das Erhabene herplappern kann, als sei es das Gemeine. Freilich kann der seelenlebendigste, kann der thatenreichste Mensch dieses nie ganz verhindern, auch sollen der freie und der fromme Geist sich nicht darüber zu Tode quälen, aber doch soll man sich nicht mit dem guten Willen abfinden, und sich mit ihm beruhigen. Es handelt sich hier, das versteht sich von selbst, nur von den denkenden

Geistern und Gemüthern; für die Uebrigen sorgt Gottes Vorsehung, welche Jedem mißt nach seinem Maße. Durch Uebung gelingt es aber dem begabten Menschen, die Seele zu stimmen, wie man eine Laute stimmt, und auch den Körper mit ihr in Gleichklang zu bringen, damit er aus seinen Disteln und Dornen heraus sich von der Seele beherrschen lasse, wie ein im ersten Anlauf träges Roß, dem die Bahn den Schwung gibt.

Es fordert der Pater Gratry auf, daß man im philosophischen Leben höchsten Styles sogar den Schlummer zu benutzen verstehe; ein reiner Gedanke, am Abend des Leibes mit ihm eingesargt, taucht aus der Seele mit der Morgensonne lichtvollst empor, wie das die Erfahrung lehrt. Es arbeitet also die Seele diesen Gedanken während des körperlichen Schlummers unbewußt aus; wie sollte er sonst mit dieser Klarheit erwachen? Aber nur wenn die Seele in einem abendlichen Gebete sich sinnend einwiegen läßt, werden solche Gedanken des Lichtes und der Kraft recht ausgearbeitet.

Zu dem höchsten Punkte seiner Ruhe gelangt, nehmen wir hier Abschied von dem methodischen Gedankengange des Verfassers. Sein Werk ist keine Logik im gewöhnlichen Sinne, sondern ein Versuch zum Aufbau des Grundrisses der Gesammtheit aller Philosophie, durch die Vermittlung eines logischen Denkens. Der Ausgangspunkt ist ihm der Weg des Aristoteles, was weiter führt, verfolgt bei ihm die Bahn des Plato; von der französischen Philosophie seit Descartes nimmt er nur eine patriotische Notiz; von der deutschen Philosophie seit Kant nur eine kritische; die schottische läuft bei ihm neben her als ein höchst achtbarer Zwitter auf dem Gebiete der Weisheit. Ein leiser Tadel dürfte vielleicht erlaubt seyn auf eine Art Mißverhältniß zwischen Polemik und Systematik; ein anderer könnte ihm gemacht werden, daß die Linie zwischen Gemüthsäußerung und Gedankenkraft

hin und wieder durch oratorische Wendungen ausgefüllt wird; das sind aber kleine Flecken, die den Charakter des edeln Ganzen nicht aufheben, die der innern Harmonie nicht schaden, obwohl die Proportionen nach außen hie und da zu wellenhaft erscheinen. Die Sprache ist überall gediegen, das Wort tief durchdacht, die philosophischen Gleichnisse und Parallelen sind immer treffend. Man muß nicht aus den Augen verlieren, daß der Verfasser, als Patriot, auf den Zustand der Geister in Frankreich besondere Rücksicht nimmt; alle seine französischen Gegner behandelt er schonend, gewissermaßen mit zarter Hand; Deutschland liebt und versteht er in seinen religiösen und wissenschaftlichen Missionen; da aber der Wurm hegel'scher Sophistik hie und da nach Frankreich zurückbeißt, möchte er ihn gründlich zertreten. Seine Gegner werfen ihm ein mittelalterliches Bestreben in der Philosophie vor, das ist nicht wahr; nur dringt er auf die Kunst eines strengen Denkens, und fordert eine große Schulübung in derselben, worüber man in Deutschland nicht mit ihm rechten wird. Ein anderer Vorwurf besteht in seiner Anwendung der Mathematik auf die Philosophie, wie sie schon in dem Gange der griechischen Wissenschaft gegeben war; das beruht aber auf einem Mißverstande. In Allem, wie Leibnitz vortrefflich gesagt hat, ist Mathematik, nämlich Zahl und Maß und Gewicht, sowie Lehre von den Proportionen; in Allem ist ebenfalls Philosophie, das ist der theoretische Gedankengang einer Wissenschaft und Weisheit. Dieß Mathematische in der Philosophie, dieß Philosophische in der Mathematik herauszufinden, darauf kommt es beim Verfasser an, nirgends aber Philosophie und Mathematik in einander zu mischen, ihre Grenzen zu verwirren und zu mengen.

Was wir an dem Verfasser hoch zu loben haben, ist der freie Blick seines Geistes; von seinem katholischen Standpunkt aus ist er nirgends eng und befangen. Früherhin gab es Meister in der Kunst des Wissens und des Denkens, sollte

man sich in die Schule dieser Meister hineinbilden, wobei dann Viele lebenslang Schüler blieben? In unsern Tagen aber überschauen wir alle Zeiten; Schule drängt sich an Schule, Meister an Meister. Es handelt sich nicht mehr um Thomisten und Scotisten, um Cartesianer und Lockianer, um Kantianer und Hegelianer, um alle Isten und alle Aner der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit. Es handelt sich um den ewigen Meister, Jesum Christum, um das Studium der Vergangenheit, um die Kenntniß der Gegenwart, um die Voraussicht der Zukunft. Dazu gehört eine seltene Freiheit des Geistes, die durch die Schulen hindurch muß, ohne in den Schulen stecken zu bleiben. Also ist die Historie heute das nothwendigste Element in der Philosophie; nur soll man hiebei nicht auf die hegel'schen Abwege einer verfälschten Historie in der Identitäts-Philosophie, noch in den Gang des modernen französischen Eklekticismus gerathen, der nichts anderes seyn kann, als ein wohlgemeintes Flickwerk.

Also einen steten Fortschritt will der Verfasser in den Disciplinen aller Wissenschaften durch den Geist der Religion und der Philosophie, und keine engen Grenzen, durch welche stets der Geist am Ende durchbricht, leider aber dann auch auf Unkosten der Religion und der Philosophie, wo dann ihm seine Kunde zur Unkunde wird, und ihn in den Abgrund revolutionärer Schwindel hineinreißt.

Baron von Eckstein.

IX.

Hagiologie.

II.

Zingerle: Simeon Stylites.

In der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts zog in der Nähe von Antiochien in Syrien ein vorher nie gesehenes ganz außerordentliches Schauspiel die Augen aller Welt auf sich: ein Mann, viele Jahre hindurch auf einer hohen Säule stehend, und zu ihm drängten sich, wie in einer Art Völker-Wanderung, wogende Massen von allen Enden her. Der Mann betete, lehrte, wirkte Wunder ohne Zahl, die herbeigeströmten Schaaren aber zogen, nachdem sie ihn mit Staunen gesehen, bekehrt, wie umgewandelt, unter lautem Preise des Allmächtigen von dannen, andern in immer neuer Abwechslung Herbeigekommenen Raum gewährend.

Dieser Mann, das Wunder seiner Zeit, war Simeon. Er wurde um das Jahr 388 n. Chr. im Flecken Ziz oder Sis von christlichen Aeltern geboren. Ausgestattet mit geistiger und leiblicher Anmuth, reich an Güte und Mitgefühl für die Bedürfnisse und Leiden Anderer, öffnete sich dem aus dem lauten Treiben der Welt entrückten und in stillen Thälern und auf Bergeshöhen frommen Betrachtungen nachhängenden Hir-

tenknaben die sinnende Seele den ernsten Einflüssen der himmlischen Weisheit. Als er einst in der Kirche das Evangelium gehört, wie Jesus die Weinenden und Trauernden selig preist und die eines reinen Herzens sind, aber Wehe ruft über Jene, die da lachen, fragt er, mächtig ergriffen: was man thun müsse, um dieser verheißenen Glückseligkeit theilhaftig zu werden? und wie er die Antwort überkömmt, das einsame Leben eines Ordensmannes oder Einsiedlers sei der sicherste Weg dazu, und darin bestehe die höchste Weisheit: da entbrennt er vor Begierde immer mehr von diesen heiligen Worten, dieser Lehre des Himmels zu vernehmen. Von nun an sammelte er eifrig wohlriechende Harze, und legte sie mit feuriger Andacht auf die Gluth des Hirtenfeuers, den wunderherrlichen Herrn der Welt durch süßen Duft zu ehren. Wie aber an den weichen Thon der Kinderseele eine heilige Erscheinung erst formend die Hand angelegt, da beginnt er selbst zu modelliren; der Eifer im andauernden Gebet und selbstauferlegten Fasten wächst und der Jüngling tritt, nachdem noch wunderbare Fingerzeige dazwischen getreten, sich seines plötzlich gewonnenen Vermögens entschlagend, zur höheren Lernzeit in das Kloster von Teleda.

Nun, da er die Krone der Tonsur im Haare trägt, liegt ihm nichts mehr am Herzen, als durch Abtödtungen jeder Art unserm Herrn zu gefallen; hohe Muster und Vorbilder nimmt sich der junge Mönch, zu außerordentlichen Werken der Selbstverläugnung schwingt er sich auf. So gräbt er sich als Vorstudie seines späteren Lebens in einem Winkel des Gartens ein Loch so tief auf, daß er bis an die Brust hinabsteigen konnte; darin stand er den ganzen Sommer hindurch in der brennendsten Hitze; ein andermal verbirgt er sich in einer Grube, und wird erst nach dreißig Tagen, die er im strengsten Fasten verbracht, in seiner seltsamen Einsamkeit gefunden; er zähmt seinen Körper auf die schmerzlichste Weise, mit unbesiegbarer Geduld das selbstbe-

reitete Ungemach ertragend. Die Mönche, ungehalten und neidisch, daß er seine menschliche Natur so ganz überwunden, dringen auf die Ausstoßung des Heiligen aus ihrer Mitte; der Abt, nach langem versöhnenden Bemühen, entläßt ihn endlich (412) aus Teleda.

Von da in Telnesche aufgenommen, tritt er in ein weiteres Stadium; eingemauert in die Zelle, verbringt er die vierzigtägigen Fasten völlig ohne Speise und Trank, bloß dem Gebete hingegeben; nach deren Verlauf findet sich die mitgegebene Speise unberührt, er selbst erhebt sich nach Empfang der heiligen Communion neu gestärkt ohne alle Zeichen von Schwäche. Zu weiteren Uebungen sich rüstend, baut er sich an dem zunächst liegenden Berge eine Mandra *), in der eine anderthalbjährige Verschließung beginnt; schwere Versuchungen und tröstende Gesichte kommen in wechselnder Folge, nach deren Ende er als bewunderter Sieger aus der Einsamkeit hervortritt; es war die große Waffenwache der Ascese, in der er, auf seinen Beruf vorbereitet, deutliche Belehrungen erhielt, daß er dazu bestimmt sei, als ein anderer Moses und Elias dem Verderben seiner Zeit entgegen zu treten. Die auffallendste Wirkung dieser Gesichte aber war, daß er jetzt die zuvor nie gesehene, ihm zuerst eigene Uebung anfing, durch tag- und nachtlanges Stehen sich abzutödten. So hatte er die ersten zehn Jahre in Telnesche zugebracht. Seine Wirksamkeit war vorerst eine verborgene, in heiliger Stille durch Gebet und Buße thätige, durch wunderbare Hülfleistungen für Einzelne, durch das großartige Beispiel außerordentlicher Vollkommenheit für die Mehreren. Allmählig aber erweitert sich der Kreis, sein Name wird fernhin bekannt, und so beginnt

*) Mandra, d. h. Umzäunung, Gehege; es war ein Raum, von trockenem Gemäuer aus Steinen eingeschlossen, so daß der Heilige darin allen Unbilden der Witterung und den brennenden Sonnenstrahlen schutzlos ausgesetzt war.

schon gegen das Ende dieser Epoche seines Lebens das öffentliche Wirken des großen Mannes. Der Ruf von ihm flog über die Lande, Alles eilte den Segen suchend herbei: die Einen brachten Gichtbrüchige, Andere baten um die Heilung anderer Kranken, um Hülfe in Anliegen jeder Art. Er betete über sie, heilte wunderbar, bekehrte in Sünd und Laster Versunkene, regte zur Andacht und Liebe Gottes auf, erweckte durch die auf sein Gebet ertheilten Gnaden zur Lobpreisung und Verherrlichung Dessen, dem allein er diente.

Ein neuer Abschnitt im Leben des heiligen Simeon begann, als er, ermuthigt durch ein göttliches Gesicht, das ihm unzweideutige Befehle hierüber gab, vielleicht aber auch um dem Zudrang der Menge zu entkommen, die berühmte Säule von vierzig Ellen Höhe errichten ließ und sich, preisgegeben allen Unbilden der Elemente, als lebendige Bild-Säule darauf stellte *). Die Errichtung dieser Säule wird ausführlich erzählt. Zur Zeit der vierzigtägigen Fasten, die er völlig eingeschlossen verbrachte, rief der Heilige seinen geliebten Schüler, der beständig um ihn war und ihm viele Jahre diente, zu sich und befahl: „Wenn es dem Herrn gefällt, laß mir bis zur Wiedereröffnung der Mandra eine zweifach abgetheilte Säule von dreißig Ellen Hölle errichten!“ Sogleich wurden Arbeiter berufen, die auch mit Behauen von

*) Sieben Jahre stand Simeon auf kleineren Säulen, und zwar auf einer von 11, dann von 17, dann von 22 Ellen, und zwar auf dieser letztern fünf Jahre, folglich auf den niedrigsten nur beiläufig zwei Jahre; dreißig Jahre lang aber stand er auf der berühmten Säule von 40 Ellen. In Allem lebte er als Säulensteher siebenunddreißig Jahre. — Der Bau dieser letzteren Säule, ihre Einrichtung, die Art und Weise des persönlichen Verkehrs mit dem Heiligen durch Leitern u. s. w. ist nicht völlig klar; ein alter italienischer Maler, der davon vielleicht noch einige Tradition hatte, umgab in seinem Bilde den oberen Theil des Standplatzes mit einer korbartigen Balustrade.

Steinen ihr Werk begannen; es war jedoch, wie wenn eine geheime feindliche Gewalt sich widersetzte; hatten sie nämlich eine Abtheilung behauen und aufgestellt, so traf dieselbe ein unsichtbarer Schlag und sie ging in Trümmer; so ward gearbeitet und wieder zerstört, bis vier Wochen der Fastenzeit verflossen waren, und es standen erst zwei Gelenke fertig, als die Thüre der Mandra bald geöffnet werden sollte. Da schmerzte es den Schüler und die Arbeiter, daß die vierzigtägigen Fasten beinahe vergangen, ohne daß sie etwas zu Stande gebracht. Betrübt verfügte sich daher nächtlicher Weile der Schüler zum Heiligen, klagend und bittend, daß der Herr doch in diesem Anliegen einen Ausweg eröffnen möge; durch die Noth gedrängt, mit seinem Schüler zu reden, bestellte ihn Simeon auf die folgende Nacht; da erzählte Simeon, wie ein schöner und hehrer Mann ihm verkündet, nach des Herrn Willen eine Säule von vierzig Ellen zu errichten, und zwar aus drei Abtheilungen bestehend, zur Ehre der allerheiligsten Dreieinigkeit, und ihm dabei liebliche Geschenke gegeben. Nun war kein Hinderniß mehr, die Arbeiter fanden die nöthigen Steine, in einer Woche stand die Säule vollendet, der Heilige bestieg sie nach Eröffnung der Mandra, und verlebte die noch übrigen dreißig Jahre seines Lebens wie einen Tag. Der Säule Durchmesser betrug beiläufig drei Fuß, der Raum, worauf der Heilige stand, war eine Elle breit *), oben zog

---

*) Um die Säule herum entstanden, des großen beständigen Zusammenlaufens der Menschen wegen, mehrere Gebäude, theils zur Wohnung für seine Schüler, theils zur Aufnahme und Beherbergung der herbeiströmenden Fremden. Evagius redet in seiner Beschreibung dieses Ortes von Säulenhallen, womit der später zu des heil. Simeon Ehre erbaute Tempel auf allen vier Seiten umgeben war. Auch Antonius, der Schüler des Heiligen, berichtet schon von zwei Gebäuden, Basiliken, die in der Nähe der Säule aufgeführt worden seien, und womit doch wohl nur Klostergebäude gemeint seyn können.

sich ein Geländer herum, worauf er sich hie und da stützen oder anlehnen konnte. Um mit ihm reden zu können, mußte man eine Leiter anlegen; Dach war keines darüber, so daß der betende Büßer allem Ungemach der Witterung und Jahreszeiten ausgesetzt war, brennende Hitze ebenso zu ertragen gezwungen, wie kalte Regengüsse und Hagelschläge.

Stehend so zwischen Himmel und Erde, wie ein Wesen höherer Art, übte der Mann Gottes als sein Tagwerk vor Allem das unablässige Gebet, ein Opfer mit dem angestrengtesten Eifer dem Herrn dargebracht; bei dieser heiligen Arbeit war er gewohnt, sehr oft sich tief zu beugen, um die Gefühle seiner Huldigung der höchsten Majestät auch durch äußere Verdemüthigung zu bezeugen. Sein Biograph Theodoret berichtet, viele Besucher hätten diese Beugungen gezählt und einmal habe Einer, der zugleich mit ihm bei der Säule gewesen, 1244 gezählt, dann aber, mit der weiteren Berechnung sich verfehlend, aufgehört. Beugen konnte der Heilige seiner Magerkeit wegen sich so tief, daß er mit der Stirne fast die Zehen berührte. Sein Gebet währte die ganze Nacht hindurch und am Tage bis zur neunten Stunde, drei Uhr Nachmittags. Die syrischen Akten erzählen, geschlafen habe er sechs und fünfzig Jahre lang nicht. Nach dem Gebete war es sein tägliches Geschäft, an die herbeigeströmten Volksmassen belehrende Anreden zu halten, was täglich zweimal geschah. Er sprach in feurigen Ermahnungen, vom Irdischen sich loszureißen, zum Himmel sich zu erheben, nach dem Jenseits zu trachten, die drohenden Strafen der Hölle zu fürchten. Nach der Predigt an die ganze Versammlung beschäftigte sich sein liebevoller Eifer mit dem Wohle Einzelner. Er war allen zugänglich, ungemein freundlich und leutselig, hörte die Bitten eines Jeden mit der herablassendsten Geduld an, heilte die Kranken, schlichtete vorgebrachte Streitigkeiten und ertheilte überall Rath und Trost. Gegen Abend kehrte er zum Umgang mit dem



Vater des Lichtes zurück, um durch Fortsetzung des Gebetes neue Kraft zur Fortsetzung seines wunderbaren Lebens und seiner gottgeweihten Thätigkeit zu erlangen.

Seine Statur war zwar klein, aber doch großartig und furchterregend das Ansehen, welches der lange greise Bart, das manchmal strahlende Antlitz und seine hohe Heiligkeit ihm gaben. Er trug das gewöhnliche Mönchsgewand, eine lange Tunica mit einem Gürtel um den Leib, und einen kleinen Mantel um die Schultern aus Thierhaut, das Haupt bekleidete eine Art Mütze.

Seine Nahrung, die er anfänglich nur wöchentlich einmal, dann später noch mehr hinausschiebend, zu sich nahm, war ein sparsames Gericht in Wasser gesottener Linsen; in der Fasten entbehrte er alle Speise und Trank über dem Brod der Engel. Dazu stand er oft an hohen Festzeiten durch Nacht und Tag mit zum Himmel erhobenen Händen. Daß sein Leib dabei schreckliche Schmerzen empfand, trug er mit bewunderungswürdiger Geduld und schweigendem Starkmuth. Das Fleisch seiner Füße riß des beständigen Stehens wegen auf, der Rückgrat litt durch die unzähligen Beugungen, indem drei Gelenke auseinander gingen, die Weichen brachen auf, schmerzhafte Geschwüre setzten sich an, sogar das Augenlicht war ihm dreimal, und zwar immer vierzig Tage lang, erloschen. Alles dessen ungeachtet übte er den größten Einfluß auf alle öffentlichen und kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit.

Der Schauplatz seines Wirkens war Syrien, das reiche, schöne, voll großer blühenden Städte; in der Nähe Antiochiens, eines der ersten und glänzendsten Emporien des Landes, etwa eine und eine halbe Tagreise davon entfernt, stand seine Säule. Und hieher, als wäre ein Ruf vom Himmel über die halbe Welt ergangen, strömten Jahr auf Jahr zahllose Menschenmengen herbei, daß die Umgegend davon be-

deckt und alle Wege voll waren; Alle, die der Römerherrschaft gehorchten, kannten ihn als das große Wunder der Welt, es kannten ihn die Perser und Indier und Aethiopen; die Wüsten Arabiens wie die Länder des weitentlegenen Westens, Spanien, Britannien und Gallien, waren seines Preises voll, und in Rom war sein Name so gefeiert, daß Abbildungen von ihm in allen Werkstätten zum Schutz gegen jedes Unheil aufgestellt waren. In Syrien aber hatte die göttliche Vorsehung seinen Posten ihm angewiesen, weil die durch Reichthum üppig und weichlich gewordene Landschaft vorzüglich eines solchen Beispieles der strengsten Abtödtung bedurfte; weil rings herum die Länder lagen, deren Bewohner besonders durch ihn zum Christenthume bekehrt und gebessert werden sollten; weil in diesem Lande der Nestorianismus, dem er thätig entgegen wirkte, viele einflußreichen Gönner zählte. Nestorius und Eutyches waren die Häresiarchen, deren gefährlichen Irrlehren Gott unseren Heiligen nebst anderen großen Männern als leuchtende Säulen der katholischen Wahrheit entgegenstellte. Auch gegen die Juden und ihre drohenden Uebergriffe war, besonders unter dem nachgiebigen Theodosius II., eine feste Stütze nöthig. Ueberhaupt aber sollte durch ein so außerordentliches Beispiel der Buße die erschlaffte Zeit beschämt und ein Vorbild aufgestellt werden, was der menschliche Wille für und durch Gott vermöge. Nur die unerschrockene Macht eines solchen Bußpredigers und Heidenbekehrers konnte es wagen, an die Thore des Kaiserpalastes zu Constantinopel zu schlagen und die drohende Warnung erschallen zu lassen; der Inhalt seines Schreibens allein vermochte die Widerrufung des judenfreundlichen Ediktes von 429.

So lebte er, nach allen Richtungen des Lebens wirkend, heilend, rathend und helfend, bis er, durch göttliche Gesichte vorbereitet, am 2. September 459, das Haupt auf die Schulter

seines ersten Jüngers gelehnt, seinen Geist aufgab. Die theure Leiche ward unter ungeheurem Zulauf zu Antiochien bestattet. Ueber der Mandra erhob sich ein prächtiger Tempel in Kreuzform, mit Säulengängen umgeben, der aber bereits im zehnten Jahrhundert zerstört ward. Reisende des vorigen Jahrhunderts fanden noch die Ruinen und die Grund-Ueberreste des berühmten Pfeilers.

Bei der außerordentlichen und fast übermenschlichen Strenge der Lebensweise Simeon's waren Nachfolger hierin kaum zu erwarten. Es reizt aber bekanntlich das Ungewöhnliche zur Nacheiferung, dazu kommt die leicht erregbare, glühende, zur Beschaulichkeit so sehr geneigte Natur der Morgenländer, so daß viele begeisterte Nachahmer des Styliten aufstanden. Die drei berühmtesten waren noch zu Zeiten des Heiligen der Stylite Daniel, sodann ein weiterer Simeon, der ausgezeichnet durch Tugenden und Wunder im J. 596 starb, nachdem er 68 Jahre gestanden, der dritte, Alipius, gebürtig von Hadrianopel, starb unter Kaiser Heraclius, nachdem er 77 Jahre in strengster Bußübung verlebt. Uebrigens erhielten sich diese Styliten im Morgenlande sehr lange, in Syrien bis in das zwölfte, in Mesopotamien bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein; ungemein viele gab es im siebenten und achten Jahrhundert. Bei den Monophysiten oder Jacobiten in Syrien sollen sich noch jetzt Styliten finden.

Das rauhere Klima mit den strengen Wintern des Abendlandes paßte für diese Lebensweise nicht. Dessenungeachtet erzählt der heilige Gregor, Bischof von Tours, von einem Versuch. Im sechsten Jahrhundert fing ein gewisser Vulfilaicus im Gebiete von Trier an auf einer Säule zu leben. Die Winterkälte trieb ihm die Nägel aus den Zehen, und Eiszapfen hingen wie Kerzen an ihm herab; die Bischöfe riethen ihm ab und er gehorchte, obwohl unter Thränen; die Säule ward zerschlagen. Er war ein Mönch des Benediktiner Ordens,

hatte sich als Heidenbekehrer in der Gegend von Trier verdient gemacht und wurde bei Lebzeiten sowohl, als nach dem Tode von Gott durch Wunder verherrlicht. Er starb im Jahre 600.

Das außerordentliche Leben des heiligen Simeon hat an Professor P. Pius Zingerle in Meran, dem größten der heutigen Kenner des Syrischen, eine tüchtige Bearbeitung aus den besten Quellen erfahren (Innsbruck bei F. Rauch. 1855. XII. und 319 S. 8.), wobei namentlich der so oft übersehenen segensreichen Wirksamkeit des Heiligen eine lebhafte Schilderung zu Theil geworden ist. „Nicht zur Nachahmung — sagt der gelehrte Biograph am Schlusse des freundlichen Buches — ist das Außerordentliche und Wunderbare dargestellt, denn nicht Alles dient an den Heiligen zur Nachahmung, wenigstens nicht für alle Gläubigen: wohl aber dürften gläubige und unbefangene Seelen dadurch angeregt werden zur Bewunderung und zum Lobpreise Dessen, der durch Simeon und seine berühmten Nachfolger wie durch erwählte Wesen höherer Art unbestreitbar Gutes und Großes für die Menschheit, für's Reich der Wahrheit und Tugend, in weiten Kreisen wirkte.“

X.

Das Ende des Prozesses Degiorgi.

Aus der Schweiz, Juni 1856.

Wenn wir nicht zu hoffen gewagt, daß das Appellations-Gericht des Kantons Tessin der unterdrückten Wahrheit Zeugniß geben, und über die ausgesuchten unschuldigen Opfer des Degiorgi-Prozesses ein freisprechendes Urtheil erlassen werde, so geschah es, weil wir die sittliche Versunkenheit des tessinischen Regimentes kannten, und jene Menge von Frevelthaten, deren vermeintliche Deckung dem Verbrecher nur durch Begehung einer neuen Frevelthat als möglich erschien. Daß die Klubbisten, die den unglücklichen Kanton in Banden halten, die Sache in solchem Sinne aufgefaßt, beweist ihre Aufführung vor und nach dem letztinstanzlichen Richterspruche; sie haben das schwarze Buch ihrer Geschichte um neue Schand-Blätter vermehrt. Ja, gerade das freisprechende Urtheil des Appellationsgerichtes hat es noch mehr an den Tag gebracht, zu welchem Grade von Verruchtheit das tessinische Regiment sammt seinen Helfern und Helfershelfern gediehen sei.

Daß das Appellationsgericht den Verlockungen aller Art widerstanden, und lieber in's eigene Fleisch geschnitten, als Ehre und Gewissen verkauft hat, gereicht ihm zum unsterblichen Ruhme. Die Bestellung dieses Gerichtshofes war un-

mittelbar nach dem vorjährigen Pronunciamento vom Großen Rathe ausgegangen, sämmtliche Mitglieder gehören der Regierungspartei an. Daß der Gewaltstreich des Pronunciamento in einem den conservativen Verein „degli amici“ schuldig erklärenden Resultate seine Beschönigung fände, mußte auch im Wunsche, weil im Parteiinteresse, der Appellations-Richter liegen. Der Druck, den die radikalen Klubbisten und ihre Presse schon auf das Gericht erster Instanz geübt, war bekannt. Nicht schwächere Hebel wurden gegen die zweite Instanz in Bewegung gesetzt. Die Presse hetzte fortwährend gegen die „Mörder“ auf; die Regierung ließ den Freiheits-Baum in Locarno mit der zur Rache des Degiorgimordes auffordernden Inschrift auch während der ganzen Dauer der zweitinstanzlichen Verhandlungen fortbestehen. Nach jeder Sitzung wurden die Richter förmlich belagert von Regierungs-Beamten und Klubbisten, um die Rechtsüberzeugung einzuschüchtern, welche die Richter stets aus den Verhandlungen mit nach Hause brachten.

Allerdings darf nicht verkannt werden, daß es auch äußere Einflüsse gab, welche der Rechtlichkeit der Richter zur Stütze dienten. Dahin gehört vor Allem die öffentliche Meinung in der übrigen Schweiz, die sich mit wenigen Ausnahmen bestimmt, beharrlich und eindringlich gegen den Partei-Spruch der ersten Instanz aussprach. Es gehört dahin nicht weniger der Abscheu, mit welchem die ausländische Presse gegen den unerhörten Justizmord sich erhob. Ja, mit Rücksicht auf diesen letztern Umstand darf angenommen werden, daß selbst von Seite des Bundesrathes unter der Hand auf die Richter eingewirkt wurde, die Ehre des Bundes nicht durch einen so flagranten Justizgräuel vor aller Welt preiszugeben. So spricht man z. B. von einem Briefe, den Bundesrath Franscini, selbst ein Tessiner, von der Bundesstadt aus seinem Schwiegersohne, dem Richter Berla, in dem eben angedeuteten Sinne geschrieben habe. Es ist nämlich ein charak-

teristisches Merkmal des Geistes unserer Bundesregierung, daß, wie sehr sie auch überall die radikale Partei unterstützt, und zwar ohne sich dabei um Recht oder Unrecht viel zu bekümmern, sie doch allzu auffallende Skandale nicht gerne sieht, welche durch ihre Größe dem Auslande besonders bemerkbar werden könnten. Hat die herrschende Partei während des orientalischen Krieges in dieser Beziehung wenig zu befahren gehabt, so haben sich die Verhältnisse geändert, seitdem das öffentliche Interesse Europas wieder mit weniger universellen Ereignissen vorlieb nehmen muß, und von Neuem den Vorgängen in den einzelnen Ländern sich zuwendet. Da liebt es unser Bundesrath nicht, daß die radikale Partei durch allzukühne Streiche die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich ziehe, und sucht ihnen auf officiösem Wege zuvorzukommen. Diese Vorsorge gilt jedoch, da sie auf keinem ethischen Princip beruht, nur für ganz auffallende Kapitalverbrechen, und läßt jene Ungerechtigkeiten um so freier, welche dem Partei-Egoismus dienen, ohne auswärts ein besonderes Aufsehen zu erregen. Wo das nähere Parteiinteresse mit jenen ebenfalls egoistischen Rücksichten auf das Urtheil der öffentlichen Meinung in Widerspruch geräth, da muß die Lüge das Schiedsrichteramt übernehmen. Der radikalen Partei werden Rechts-Verletzungen und Excesse gegen die conservative und katholische Partei gestattet, aber nach der That in der eigenen Presse geläugnet, und in halbamtlichen Correspondenzen des französischen Moniteurs und der belgischen Independance als ganz unerhebliche, durch conservative Parteileidenschaft unwürdig vergrößerte Bagatelle dargestellt. So machten es unsere Regenten auch im Prozeß Degiorgi. Man ermunterte die Richter, sich nicht zur Bestätigung des von der ersten Instanz begangenen Justizmordes hinreißen zu lassen, um der Schweiz einen solchen Schandfleck zu ersparen. Aber darüber hinaus gab man die Pflichten der Ehre und die eigentliche Idee der Gerechtigkeit dem Gelüsten der Partei preis, indem

nichts vorgekehrt wurde, um die verfolgten Opfer und ihre gerechten Richter vor der Rache des tessinischen Mazzinismus zu schützen. Dafür befliß man sich, die empörenden Excesse officiell zu vertuschen. Wir werden weiter unten auf diesen Punkt zurückkommen.

Zur richtigen Würdigung der Haltung des Appellations-Gerichtes genügen diese Hindeutungen. Sie machen es anschaulich, daß, wenn die bessere Gesinnung der tessinischen Richter einen äußern Anhalt fand in den von dießseits des Gotthard gekommenen publicistischen und officiösen Aufmunterungen, der entgegengesetzte Druck sowie unmittelbarer und unablässiger, so auch durch seine Natur viel verlockender war. Zu der Parteisolidarität und den Parteivortheilen gesellte sich das individuelle Interesse. Indem die Mitglieder des Appellationsgerichtes den ungestümen Forderungen ihrer Parteigenossen entgegentraten, setzten sie ihre bisherige sociale und ökonomische Stellung auf's Spiel. Das wußten sie zum Voraus. Berühmt ist die Antwort geworden, welche der Richter Berla einem der radikalen Häuptlinge gab. Der Generalprokurator Romerio, vermuthend, Berla möchte Einer der gerechtern Richter seyn, stellte mit einer gewissen Miene von Absichtslosigkeit die Anfrage: „welche Mitglieder des Appellationsgerichtes kommen nächstens in Austritt"? Berla erkannte wohl, daß der Fragesteller über den Inhalt seiner Frage klaren Bescheid wußte und daß die Anfrage nichts als eine Drohung war. „Drei Mitglieder sind es, die demnächst in Austritt kommen", antwortete Berla, „und eines derselben bin ich. Der Große Rath wird mich nicht mehr wählen, das weiß ich zum Voraus, denn ich werde mich nicht entschließen können, im Degiorgiprozeß gegen Recht, Ehre und Gewissen zu stimmen." Auf diese Antwort entfernte sich der freche Verführer, ohne ein Wort zu erwidern.

Das Appellationsgericht nahm von Anfang der Verhandlungen eine würdige unparteiische Haltung an. Das Crimi-

nalgericht erster Instanz hatte den Vertheidigern den freien Verkehr mit den angeklagten Brüdern Franzoni untersagt. Das Obergericht bezeichnete den Anfang seiner Funktionen damit, daß es, nach Recht und Gesetz, jenen Verkehr wieder frei gab. Am 27. März begann die Aktenverlesung, welche zehn Tage dauerte. Dabei trat eine bis dahin noch unbekannt gebliebene Schlechtigkeit des erstinstanzlichen Gerichtes an das Tageslicht. Wir haben in unserer letzten Darstellung von dem berüchtigten Zeugen Filipelli gesprochen, auf dessen Angabe sich die gewichtigsten Anklagen des Staatsanwaltes stützten, obwohl Filipelli's schlechter Leumund notorisch und gegen ihn eben ein Diebstahlsprozeß anhängig war. Die Vertheidiger der Angeklagten im Degiorgiprozeß verlangten vor erster Instanz Beibringung und Verlesung der gegen Filipelli geführten Prozedur, weil daraus die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit dieses Zeugen sich in noch klareres Licht setzen werde. Das Begehren wurde abgewiesen. Anders entschied das Obergericht. Es ließ die Untersuchungs-Akten verlesen und nun ergab sich aus denselben: daß Filipelli laut eigenem Geständnisse zu der Zeit, da er einem Complotte gegen das Leben des Degiorgi in Locarno beigewohnt haben will, gar nicht im Kanton Tessin anwesend war. Schon zu Anfang des Jahres 1854 war Filipelli wegen eines Diebstahls verhaftet, aber wegen unzureichenden Beweises entlassen worden. Im Oktober des nämlichen Jahres wurde er abermals wegen Diebstahl eingeklagt. Filipelli scheint Gründe gehabt zu haben, anzunehmen, daß er dießmal nicht so leichter Dinge sich aus der Geschichte ziehen werde; er nahm den Finkenstrich. Am 20. und wiederholt am 27. Jänner 1855 erschien im Amtsblatte des Kantons Tessin die Ausschreibung des Diebes unter Androhung des Contumazialverfahrens. Aber er blieb außer Landes, im piemontesischen Thale Vegezza als Taglöhner, bis zum Sommer, wo ihm das Gericht von Locarno freies Geleit anerbot zum

Zweck der Zeugschaft. Der saubere Zeuge blieb auf tessinischem Boden vom 12. bis 17. Juli und gab an, daß ihm am 2. Februar auf öffentlichem Platze in Menusio (einem Dorfe unweit Locarno) die Mittheilung eines gegen das Leben des Degiorgi gerichteten Complottes gemacht und er eingeladen worden sei, sich der verbrecherischen Verbindung anzuschließen. Der Tag der Ausführung des Verbrechens sei damals schon besprochen und das Kaffé Agostinetti als Schauplatz bestimmt worden. Filipelli erzählte eine Menge Umständlichkeiten, gerade so, wie es die Ankläger haben wollten. Er will am 3. Februar das Complott dem Degiorgi verrathen und denselben dringend zur Vorsicht gemahnt haben. So deponirte der Schuft. Er hätte nun sofort den Sicherheitsbrief zur Rückkehr in seinen Schlupfwinkel benützen sollen. Doch eine längere Landesabwesenheit schien ihm nicht mehr zu behagen. Ohnehin hatte er jetzt Gründe genug für die Nachsicht des Richters in der Diebstahlsklage. Er stellte sich vor dem Verhöramt. Da gab er nun selbst an, daß er vom 20. Jänner (Tag der ersten Ausschreibung) bis zum 12. Juli 1855 nie auf tessinischem Boden gewesen, sondern stets im Thale Vegezza, mithin am 2. Februar nicht auf dem öffentlichen Platze von Menusio, noch am 3. Februar bei Degiorgi in Locarno hatte seyn können. Sein Zeugniß gegen die Franzonis war nichts als ein rein ersonnenes Lügengewebe. Den Beweis hiefür hatte das Criminalgericht, wie wir sehen, in Handen und gleichwohl stützte es nicht weniger als neun Erwägungsgründe auf die Aussagen jenes Schurken, und zwar die Haupterwägungsgründe, die einzigen, welche direkte Angaben auf ein gegen Degiorgi bestandenes Complott enthalten. Das erstinstanzliche Gericht mit seinen pflicht- und ehrvergessenen Tendenzen wußte daher wohl, warum es dem Begehren um Verlesung der Filipelli'schen Prozedur nicht entsprach. Um so stärker war der Eindruck, den dieser Vorgang auf das Appellationsgericht machte, als der

ganze Teufelsspuk aus den Akten an den Tag trat. Unverholen schleuderten die Vertheidiger die Anklage auf die Staats-Anwaltschaft, daß sie die meineidigen Aussagen des Filipelli mit Geld erkauft habe. Bertoni, der Expriester, der als Substitut des Staatsanwaltes die Replik führte, hatte den Muth nicht, jener furchtbaren Anschuldigung mit einem einzigen Worte entgegen zu treten. Welch ein Abgrund sittlicher Verworfenheit! Am Ende seines Vortrages richtete Bertoni folgende Ansprache an die Richter: „Meine Herren! die Angeklagten sind reich, sie haben zahlreiche Anhänger, sie besitzen außerordentliche Vertheidigungsmittel. Das ist ein Grund mehr, daß Eure Justiz strenge sei." Wir wüßten nicht, wie man es angehen könnte, um eine unverschämte Zumuthung unverblümter auszusprechen.

Die Vertheidiger, die ersten Rechtsanwälte Tessins und Piemonts, standen auf der Höhe ihrer verhängnißvollen Aufgabe. Ihre Vorträge, namentlich die meisterhaften Dupliken, haben, nach dem Ausdruck eines Augenzeugen, an die berühmten Gerichtsreden des alten Roms erinnert. Advokat Conforti, der Vertheidiger der Gebrüder Magoria (Inhaber des Hotels, in welchem die „Freunde" am 20. Februar das Abendessen bestellt hatten), wies nach, daß der Grund der gegen diese Beiden erhobenen Anklage lediglich in ihrem Vermögen bestehe. Da die Brüder Franzoni und Advokat Rusca, auf deren politische Vernichtung man es allerdings zumeist abgesehen hatte, noch kein beträchtliches Vermögen besitzen, weil ihre Eltern noch leben, dagegen die Gebrüder Magoria im Besitze eines bedeutenden Vermögens sind, so sollten an ihnen die Prozeßkosten und die Civilansprüche des Staates erhoben werden. Das war der Grund, daß man sie in den Prozeß hineinzog. „Dreiundzwanzig Jahre", fügte Conforti hinzu, „habe ich in der Gerichtspraxis, die größte Zahl davon in einem despotischen Lande (in Neapel), zugebracht, aber ich darf versichern, daß ein so entsetzlicher Prozeß mir

noch nie zu Gesichte gekommen ist." Dieses Zeugniß wäre der palmerstonischen Presse, welche in ihrem Halloh gegen die Tendenzprozesse der neapolitanischen Justiz nie müde wird, zur Beachtung zu empfehlen. Verwandt mit dem gewichtigen Worte Conforti's ist der Ausspruch des piemontesischen Rechtsanwaltes Brofferio: „Ich bin Republikaner von Herz und Ueberzeugung, aber ich würde diesen Namen nicht mehr tragen, ohne schamroth zu werden, von dem Augenblicke an, wo eine Republik zu solchen Justizgräueln sich hergeben könnte." Tecchio, der in der Criminalpraxis besonders bewanderte piemontesische Anwalt, schloß seinen Vortrag, der als der vorzüglichste geschildert wird, mit einem Satze, dessen Wahrheit der aufrichtige Schweizer, so bitter es ihn unter solchen Umständen ankommt, nicht bestreiten darf: „Man hat die Gerechtigkeit die Grundlage der Königreiche (fundamentum Regnorum) genannt. Das ist irrig. Sie ist die Grundlage der Republiken. Ein großes Reich mit seinen stehenden Heeren erhält sich selbst ohne Gerechtigkeit, aber eine Republik geht ohne sie zu Grunde."

Das Appellationsgericht hat der Gerechtigkeit den Dienst allerdings nicht versagt, aber damit ist es selbst das Opfer der Ungerechtigkeit geworden, welche in diesem unglücklichen Lande die Geisel schwingt. Das Gericht erließ am 30. April ein freisprechendes Urtheil gegenüber allen Angeklagten. Die Erwägungen lassen sich auf die drei Hauptsätze zurückführen: 1) daß eine Prämeditation sich aus den Umständen nicht ergebe; daß zur Begehung eines so großen Verbrechens kein hinlängliches Motiv nachweisbar sei, indem Degiorgi keine Persönlichkeit gewesen, deren Entfernung eine Veränderung in der Staatsregierung hätte zur Folge haben können; daß zur Ausführung einer prämeditirten That weder Zeit, noch Ort, noch Umstände günstig gewesen wären, indem die Angeklagten nicht einmal ihre Frauen und Kinder vom Schauplatze entfernt, überhaupt nichts vorgekehrt hatten, was zur

Vollführung eines solchen Verbrechens hätte dienen können; daß selbst die vom Amtskläger aufgerufenen Zeugen nicht eine Absicht auf Tödtung behaupteten, sondern nur die Absicht, im Falle des Angriffes das Wirthshaus Agostinetti zu vertheidigen, und daß andere, von der ersten Instanz aufgeführte, Beweisgründe der Beweiskraft entbehrten, weil sie entweder auf den Aussagen unwahrhaftiger und (als Kampfgenossen des Degiorgi) betheiligten Zeugen beruhten, oder auf den Aussagen eines Einzelnen, die unter sich oder mit mehreren andern Anzeigen im Widerspruche stünden; 2) daß die Urheber des Todes von Degiorgi nicht ermittelt seien; 3) daß, wenn auch die Angeklagten ihn getödtet haben sollten, sie sich im Zustande gerechter Nothwehr befunden, indem Degiorgi, begleitet von vier und gefolgt von vielen Andern (bis auf die Zahl von 16), von denen er einige expreß aus dem Theater holen ließ, ungeachtet der eindringlichsten Abmahnungen der Ortsvorsteher in das Kaffé drang und, als er kaum dort angekommen war und die Worte ausgesprochen hatte: „Wer hat meine Freunde beschimpft?“ mit seinem Knittelstocke mehrere Gäste und den Wirth selbst schlug; daß mehrere Begleiter des Degiorgi eingestandener Maßen an dem Kampfe Theil nahmen, von denen Einer sogar mit einem Säbel bewaffnet war und die Brüder Franzoni verwundete u. s. w.

Von neun Richtern hatten, wie man noch vor der letzten Gerichtssitzung vernahm, sieben so gestimmt. Die zwei übrigen wollten zwar auch kein „Schuldig“ aussprechen, sondern der Eine erklärte sich für das sogenannte non costare abbastanza (Entlassung von der Instanz), der Andere für Freisprechung aus dem Grunde mangelnden Schuldbeweises, während das Verdikt der Wahrheit, wie aus obigen Sätzen hervorgeht, auf gänzliche Freisprechung wegen gerechter Nothwehr (necessaria difesa) lautet.

Kaum war der Richterspruch vor den Gerichtsschranken verlesen, als die Klubbisten die unmenschliche Rachsucht, deren

Sättigung sie vom Gericht umsonst verlangt hatten, gegen dieses selber kehrten. Als die Richter das Gerichtshaus verließen, um den Präsidenten in corpore nach Hause zu begleiten, wurden sie trotz den Vorsichtsmaßregeln des Syndikus und des Obersten Rusca von einer Schaar verhetzter Jungen beschimpft und die ganze Strecke Weges mit dem Rufe verfolgt: sie seien Goldstückrichter. Dieser Vorwurf war keineswegs vereinzeltes Geschwätz dieser Gassenjungen, sondern förmliche Parteiparole. Schon am Tage der Urtheilsfällung zeigte sich die Rache verlangende Aufschrift des berüchtigten Freiheitsbaumes in Locarno durch folgenden Anschlag ersetzt: „30. April 1856. Verkaufte Justiz! Mord nicht gerächt! Volk auf der Hut!" Ein Maueranschlag bot „sieben Richter" zu öffentlicher Versteigerung aus. Das Haus des Gerichts-Präsidenten Mariotti wurde bedroht. Richter Lurati, ein Greis von 75 Jahren, sah sich genöthigt, am folgenden Morgen frühe auf den Lago maggiore zu entfliehen, wo er auf einem Schiffe hin und her fuhr, und weder rechts noch links zu landen wagte, aus Furcht, unversehens in einen Strudel wüthender Klubbisten zu gerathen. Der Richter Berla entfloh am gleichen Tage aus Locarno. Eine Rotte faßt ihn vor der Stadt auf, wirft Steine in seine Kutsche, reißt den Kutscher zu Boden und nun sollte Berla das gleiche Loos erleiden. Die Unthat würde gelungen seyn, wenn nicht ein eidgenössischer Grenzwächter bewaffnet den Banditen sich entgegengeworfen hätte, so daß der Kutscher sich frei zu machen und mit seinem Herrn auszureißen vermochte; Richter, Kutscher und Grenzwächter trugen blutige Spuren der erlittenen Mißhandlung davon. Nicht bloß wurden die pflichtgetreuen Richter auf öffentlichem Platze in Locarno in effigie verbrannt, die entmenschte Jakobinerrotte sann auf eine allgemeine Meuterei gegen sie. In Tausenden von gedruckten Exemplaren wurde folgende wahnwitzige Schandschrift durch's Land ausgetheilt:

„Die Richter des obersten Tribunals: 1) Mariotti von Locarno; 2) Lurati, Crispin; 3) Censi (notus in Judaea); 4) Soldini, Angelo; 5) Berla, Advokat; 6) Antogonini de Sara Gambarogno; 7) Battaglia, Advokat, haben ihr eigenes Gewissen verkauft, die Ehre des Landes verrathen, ihr eigenes Mandat vernichtet, ihren Schwur mit Füßen getreten für eine Handvoll Gold!!!

Tessiner! diese infamen Richter, die auf der Stirne die Merkmale des Verbrechens von Judas tragen — wir übergeben sie dem Unwillen, der Verachtung, dem Abscheu aller derjenigen, welche eine Ueberzeugung ihrer eigenen Würde und der Würde ihres Vaterlandes haben.

Tessiner! flieht, verabscheut, verflucht diese Ungeheuer, welche die Gesetze der Republik mit Füßen getreten haben, welche die heiligste der socialen Garantien, nämlich die Gerechtigkeit, verkauft, welche sich zu Mitschuldigen an dem entsetzlichen Meuchelmorde des unglücklichen Degiorgi gemacht haben! Meineidige! Meuchelmörder! auf euer verfluchtes Haupt falle die Infamie des Verraths, den ihr neue Judasse begangen habt, um Geld. Patrioten, Bürger, ihr Alle, die ihr auf die Ehre und das Glück des Landes haltet, werdet ihr theilnahmslose Zuschauer dieses infamen Schachers mit der Justiz bleiben? Was hat das Volk zu hoffen, wenn die Gesetze zweierlei Maß und Gewicht haben, wenn das Tribunal uns das Beispiel liefert, wie das Heiligste, was es in der Republik gibt, mit Füßen getreten wird?

Bürger, Magistraten, Schützen- und Arbeiter-Gesellschaften! vereinigen wir uns Alle, um gegen das unwürdige Verfahren des obersten Tribunals zu protestiren, um zu proklamiren, daß das Land sich nicht zu Mitschuldigen eines so ungeheuern Verbrechens macht, um ferner die Absetzung und Versetzung in Anklagezustand der sieben Richter zu proklamiren, welche sich für das Geld der Meuchelmörder prostituirt haben!

Liberale! die Mörder unserer Brüder sind freigesprochen! was wird aus uns noch werden?

Volk! wenn der, welcher Gold hat, die Richter erkauft, dann gibt es keine Gerechtigkeit mehr!"

Und was that die Regierungsgewalt gegen solches Van-

ditenwesen? Sie begünstigte es. In Bellenz wurde der schändliche Aufruf am Regierungsgebäude angeschlagen, ohne daß es der Regierung eingefallen wäre, es entfernen zu lassen. Wie hätte sich das auch gereimt mit dem Benehmen der Staatsweibel, die sich nicht scheuten, jene Brandschrift selbst herumzubieten! Nicht einmal die Neutralen fanden gesetzlichen Schutz. So wurde der Kaffeewirth Pustelli in Locarno halb todt geschlagen, weil er sich weigerte, das Pasquill in seiner Wirthsstube anzuheften. Daß gegen die Thäter nicht das mindeste polizeiliche Einschreiten, noch seither eine gerichtliche Untersuchung erfolgte, ist unnöthig beizufügen.

Am 4. Mai fand in Locarno eine Versammlung von 384 „Patrioten“ statt. Sie beschloß, das Begehren an den Großen Rath zu richten, daß die „meineidigen Richter“ in Anklagezustand versetzt und abgesetzt würden. An alle Schützengesellschaften und Arbeitervereine des Kantons erging der Aufruf beizutreten, und auf den 9. Mai zu einer General-Versammlung in Bellenz einzutreffen. Der Aufruf war unterzeichnet vom Generalprokurator Romerio und einem gewissen Marconi, der im Prozeß Degiorgi als Zeuge gegen die Brüder Franzoni aufgetreten war, und bei den Gerichts-Verhandlungen, als Advokat Tecchio die Lügenhaftigkeit seines Zeugnisses nach Verdienst enthüllte, sich herausnahm, den pflichtgetreuen Rechtsoffiziaten zum Duell herauszufodern. Also Staatsbeamte und gerichtliche Zeugen von solcher Unparteilichkeit, daß wenn ihre Bemühungen gegen unglückliche Staatsgefangene vor Gericht keinen Erfolg haben, sie zu förmlicher Revolte gegen das Gericht selbst aufhetzen! Die Carbonari von Bellenz und Onsernone schlossen sich den Rache-Tendenzen ihrer Gesellen von Locarno an. Dagegen fanden sie Widerspruch bei den Schützen von Lugano, welche den Gerichtsspruch als vollendete Thatsache der Geschichte anheim geben wollten, sei es, weil man in Lugano überhaupt ruhiger und verständiger dachte, oder daß der Bundesrath

seinen Einfluß hier geltend gemacht hatte. Gewiß ist, daß die Bundesgewalt der Regierung von Tessin zusprach, für Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit besorgt zu seyn und die rechtmäßigen Gewalten in Ausübung ihrer Amtshandlungen zu schützen.

Abermals ward der Waadtländer Oberst Bourgeois als eidgenössischer Commissär nach dem Tessin gesendet. Zu einem neuen Pronunciamento wollte man es in Bern allerdings nicht kommen lassen. Die Sache hatte ein zu schmutziges Aussehen, als daß die oberste eidgenössische Vollziehungsgewalt der öffentlichen Meinung gegenüber sich derselben hätte annehmen mögen. Der Bundesrath wollte keine neue Verlegenheit mehr wegen Tessin, weder auf seine eigene Rechnung, noch für die Schweiz. Dagegen that er nichts, was auf sittlichen Ernst, auf den Willen, Recht und Gerechtigkeit um ihrer selbst willen zu unterstützen, schließen ließ. Im Gegentheil, die Gerechtigkeit wurde völlig preisgegeben, indem man gemächlich zusah, wie das verworfenste Demagogenthum die Freunde und Diener der Gerechtigkeit der Reihe nach auffraß.

Am 6. Mai versammelte sich der Große Rath. Was that er gegen die niederträchtige Ehrabschneiderei und zum Schutze der Unabhängigkeit der Justiz? Er machte die von den Banditen verübten Bübereien zu den seinigen. Schon in der Eröffnungsrede durfte es der Präsident Baroffio wagen, die teuflische Anklage der Bestechung gegen die Richter, wenn auch unter gleisnerischen Floskeln versteckt, zu wiederholen. Die ganze Rede zeichnet besser als alle andern Thatsachen die unergründliche Schlechtigkeit der obersten Behörde, die den unglücklichen Kanton, Dank der Gewalt des Dolches, dermalen beherrscht. Sie lautet:

„Ein Ereigniß, eben so unerwartet, als folgenschwer, hat in den letzten Tagen stattgefunden. Der Mord, oder besser die Meuchelei des unglücklichen Degiorgi, die jammervolle Thatsache,

der ein allgemeiner Wehruf, ja, eine Erhebung des ganzen Kantons folgte, forderte Genugthuung für den Einbruch in die öffentliche Ordnung. Das Tessiner-Volk, welches zu den Waffen gegriffen, um das Opfer der Reaktion zu rächen und die öffentliche Sicherheit zu schützen, ließ sich auf den Zuspruch der rechtmäßigen Behörden entwaffnen, erwartete vertrauensvoll, daß die Gerichte, treu ihrem erhaltenen Mandat, die Verletzung des Rechtes gut machen, und die Gesellschaft gegen weitere ähnliche Missethaten schützen würden. Aber der oberste Gerichtshof entsprach der allgemeinen Ueberzeugung nicht, und statt die Urheber eines solchen Verbrechens zu bestrafen, wurde sein freisprechendes Urtheil gewissermaßen deren Apotheose. Ich kann mich noch nicht bewegen lassen, der Annahme von Bestechung Glauben zu schenken. Wehe uns, wehe Tessin, wenn Bestechung den Tempel der Gerechtigkeit, dieses Lebensprincips der civilisirten Nationen, beschleichen würde! Wahrscheinlich werden Sie, meine Herren, über die Angelegenheit zu sprechen haben. So gut als die Gerichtsbehörden in ihren Erkenntnissen unabhängig seyn sollen, so ist es auch in der Pflicht der obersten Räthe der Republik, zu wachen, daß in der Gerechtigkeitspflege nicht Bestechung und Pflichtvergessenheit überhand nehmen. Lassen Sie übrigens jede vorgefaßte Meinung bei Seite, erwägen Sie die Sache kalten Blutes, und wolle Gott ein die Ehre des Kantons antastendes Ergebniß verhüten. Dieses unglückliche Ereigniß soll uns lehren, bei künftigen Wahlen (!) die Gewalt nur Personen anzuvertrauen, welche mit der nöthigen Fach-Kenntniß eine unbefleckte Redlichkeit und Vaterlandsliebe verbinden."

Als der Bundesrath, conform dem Verdammungsurtheil, das die gesammte Schweizerpresse über die tessinische Präsidial-Rede aussprach, der Kantonsregierung Bemerkungen darüber zukommen ließ, erwiderte der Staatsrath mit der gewohnten italienischen Doppelzüngigkeit: „Er bedaure jene Rede, die man indeß nur als eine individuelle Aeußerung und nicht als officielle Demonstration anzusehen habe; gleichwohl könne er nicht verhehlen, daß die Rede das getreue Abbild der Stimmung, wie sie im Lande allgemein herrsche, gewesen sei." Die Regierung hätte richtiger gesagt, daß sie und der Große Rath

mit jener Rede vollständig einverstanden gewesen, was letzterer alsogleich thatsächlich bewies. Dem monstruosen Begehren der Carbonari von Locarno rc. um Absetzung und Inanklagestellung der Richter wurde die Ehre einer Commissionalprüfung erwiesen. Ein paar Tage darauf kam es zur periodischen Ersetzung eines Theils der Landesgerichte. Von den Criminal-Richtern, welche das schaudererregende Schuldig gegen die Brüder Franzoni und Genossen ausgesprochen, wurden alle Austretenden mit großer Mehrheit wieder gewählt, dagegen die drei Appellationsrichter, deren Amtsdauer abgelaufen (Berla, Soldini und Battaglia), mit derselben Mehrheit in der Neuwahl übergangen. Der Große Rath machte dadurch den von der ersten Instanz begangenen Justizmord mit allen seinen Scheußlichkeiten zu seinem eigenen Werke. Mariotti, der Präsident des Appellationsgerichtes, gab jedoch unter Berufung auf die Thatsache, daß die Unabhängigkeit der Justiz keinen Schutz mehr finde und folglich gegenüber brutaler Gewalt nicht mehr bestehen könne, seine Entlassung ein. Der Große Rath nahm sie mit Beflissenheit entgegen und hatte kein Wort der Anerkennung für die vieljährige Amtsthätigkeit des tüchtigen Gerichtsvorstandes, obwohl er als Bürger in allen politischen Fragen ein entschiedener Anhänger der radikalen Partei gewesen. Wie seine drei verabschiedeten Collegen wurde auch Mariotti durch einen wüthenden Pronunciamentisten ersetzt. Seither haben, durch die Haltung des Banditenklubbs genöthigt, noch zwei andere Mitglieder des obersten Gerichtshofes ihre Entlassung eingegeben, so daß von den sieben Richtern, welche dem zertretenen Rechte und der unterdrückten Unschuld die Ehre gegeben, nicht weniger als sechs das Opfer ihrer Pflichttreue geworden sind. Stelle und Einkommen zu verlieren, mochte ihnen schwer ankommen, doch unendlich schmerzlicher mußte es für sie seyn, das Brandmal der Bestechlichkeit sich aufgedrückt zu sehen durch die oberste Landesbehörde vor allem Volke. Und, man vergesse es nicht, die in solch him-

melschreiender Weise in Ehre und socialer Stellung Zertretenen sind nicht etwa Gegner und Feinde der herrschenden Faktion, sondern ihre bisherigen Freunde und Anhänger!

Während durch die von Oben herab geschleuderte Anschuldigung der Bestechung der Glaube an Pflicht und Gewissenstreue im Lande untergraben, durch Bedrohung und Beseitigung der rechtlichen Richter die Unabhängigkeit der Rechtspflege aufgehoben, durch faktiöse Parteinahme für einen flagranten Justizmord von Seite der obersten Landesbehörde, sowie durch Duldung und Hätschelung bubenhafter Angriffe auf die persönliche Sicherheit jede sittliche Ordnung im Staate von Grund aus zerstört wurde: berichtete der eidgenössische Commissär Bourgeois an den Bundesrath, es herrsche Ruhe und Ordnung im Kanton, und was die Zeitungen Gegentheiliges berichteten, beruhe auf Uebertreibung. Das war die Sprache dieses Commissärs schon voriges Jahr zur Zeit des Pronunciamento. Damals, wie jetzt, hat er allem Unfuge ruhig zugesehen, statt ihm zu steuern, hohe Diäten bezogen und an die Eidgenossenschaft Berichte abgeschickt, wie ein Träumender. Gleichwohl, oder wie es scheint gerade deßwegen, bleibt er der vorzügliche Vertrauensmann des Bundesraths, so daß man ihn in letzter Zeit spöttisch den „ewigen Bourgeois“ geheißen hat. Auf seine amtlichen Berichte gestützt, wandern aus der Bundeskanzlei officiöse Zeitungsartikel nach Brüssel und nach Paris, in denen man die Klagen der geknechteten Opposition als übertrieben darstellt. So begreift sich, daß der „ewige Bourgeois“ ein gar bequemer Commissär ist. Ob er persönlich gar nie am Hauptschauplatze der Gewaltthätigkeiten (Locarno) gewesen, sondern seine beschwichtigenden Berichte viele Meilen von da, aus Mendrisio geschrieben habe, wie Correspondenzen aus dem Tessin behaupten, ändert nichts an der Vortrefflichkeit seiner commissarischen Eigenschaften. Der Aufforderung des Obersten Kurz von Bern in der „Eidgenössischen Zeitung“, ihm doch gefälligst zu sagen, welche Be-

richte aus dem Tessin „übertrieben“ gewesen seien, ist der Herr Commissär die Antwort schuldig geblieben. Seine Sendung im Tessin endete im Auftrage des Bundesrathes mit Uebergabe eines Geldbeitrages an das tessinische Straßenwesen, wie denn seit vier Jahren schon mehrere Hunderttausende aus der Bundeskassa dem Kanton Tessin geschenkt wurden, um dem radikalen Regimente das Regieren möglich zu machen, sowohl gegenüber den (frühern) Anfechtungen des österreichischen Nachbars, als gegen den Widerwillen der eigenen Volksmehrheit. Dafür erhielt der Commissär ein köstliches officielles Festmahl zum Abschied, mit den üblichen Prunkreden, und seit dem 9. Juni steht der Kanton Tessin nicht mehr unter der eidgenössischen Aufsicht.

„En Tessin l'ordre continue à règner“, schrieb der eidgenössische Commissär dem Bundesrath, und die Regierung berichtete über ihre „unverweilt zum Schutze der Gesetzlichkeit und der persönlichen Sicherheit getroffenen Anordnungen.“ Unterdessen werden in Locarno die Fenster des Hauses Franzoni eingeworfen. Das geschah noch in der Nacht des 20. Mai. Ein Mann von Locarno, Namens Gambetti, dessen gutes Einvernehmen mit der Familie Franzoni bekannt seyn mochte, kommt nach Onsernone, wird von vier Pronunciamentisten überfallen, mit Stileten und Messern verfolgt. Albert und Jakob Franzoni wissen daher wohl, warum sie einstweilen in Turin bleiben. Der Große Rath aber erläßt ein Gesetz gegen Spionirerei mit sehr strengen Strafen. Wer über Vorgänge im Kanton in's Ausland Berichte schickt, welche dem Lande zum Schaden gereichen können, ist des Verbrechens des Spionirens schuldig und wird mit Geld- und Gefängnißstrafen strenge gebüßt. Ein Gesetz gegen Spionage in einer demokratischen Republik, wo unbedingte Oeffentlichkeit der Verwaltung einen Fundamentalsatz des Staatswesens bildet, ist das nicht eine treffliche Erfindung?! Im Tessin begeben sich eben Dinge, welche man außerhalb nicht zu wissen

braucht. Der ganze Degiorgiprozeß hätte ein tessinisches Geheimniß bleiben sollen, wäre den radikalen Landesvätern die glückliche Idee des Spionirgesetzes nur früher eingefallen! Das freisinnige Gesetz besteht erst seit dem Anfange dieses Monats, „die Ordnung“ herrscht aber schon lange im Kanton Tessin!

Wir können die Darstellung nicht schließen, ohne der wohlverdienten öffentlichen Theilnahme an dem Loose der schwer verfolgten Hauptpersonen des Schauderprozesses mit einigen wenigen persönlichen Notizen entgegen zu kommen. Unmittelbar nach Anhörung des Gerichtsurtheils wurden sämmtliche Angeklagte in Freiheit gesetzt. Um sich nicht der Rachewuth des zusammengelaufenen Gesindels und seiner Hetzer auszusetzen, wagten sie sich nicht gleich auf die öffentlichen Straßen und Plätze, sondern gingen miteinander, 17 an der Zahl, in Begleitung ihrer Vertheidiger und unter dem Schutze des Obersten Rusca und des Syndikus, in den kaum hundert Schritte vom Gerichtslokal (der Kapuzinerkirche) entfernten Garten des Hauses Franzoni, dessen hohe Mauern sie von ihren Feinden abschloßen. Dort fand das Wiedersehen statt mit den Familienangehörigen und Freunden, nach einer vierzehnmonatlichen Trennung voller Leiden und der grausamsten Ungewißheit! Noch bis tief in die Nacht kamen selbst von weit her Landleute, um ihrem geliebten Albert Franzoni die Freude des Wiedersehens auszudrücken. Doch war für die Freigelassenen kein Bleiben an dem Orte, wo selbst ihre gerechten Richter nicht sicher waren. Die Steine, welche in der Nacht in das Zimmer des freigesprochenen Advokaten Rusca flogen, waren eine Begrüßung, die eine noch verständlichere Fortsetzung befürchten ließ. So entschloßen sich die zwei Brüder Franzoni und Advokat Rusca zur sofortigen Abreise. Sie bestiegen am folgenden Morgen, von den Ihrigen begleitet, das Dampfschiff, um wenigstens eine Zeitlang, wo nicht für immer, die Heimath zu meiden, in der sie so entsetz-

lich mißhandelt worden. Ihre ganze Lebensstellung ist zerstört. Das mögen die Franzoni und Rusca, deren Eltern in glücklichen Vermögensverhältnissen leben, noch verschmerzen. Wer ersetzt aber dem schwächlichen Arzt Franzoni die frühere Kraft des Augenlichtes, welche in dem ungesunden Kerker mit den geölten Papierfenstern fast ganz zu Grunde gerichtet wurde? Wer ersetzt den andern Verfolgten all den Schaden, den sie an Leib und Gut, Ehre und Glück erlitten? Wer gibt dem Luigi Rossi, der an einer Krücke geht und bei der Verhaftung erst sechszehn Jahre alt war, die verlorene Zeit wieder, welche er für seine Ausbildung so nöthig gehabt hätte? Es war schon bei der Verhaftung klar, daß dieser kränkliche Knabe, dessen ganze linke Seite gelähmt ist, an dem Auftritte im Kaffe Agostinetti keinen Antheil genommen hatte; er wurde auch nur deßhalb in Anklagezustand versetzt, weil er als Zeuge nicht aussagte, wie man es wollte. Aber schon im September trug der Staatsanwalt auf Freisprechung an, das erstinstanzliche Urtheil sprach ihn frei, und dessenungeachtet mußte er bis zuletzt in der Gefangenschaft bleiben; man ließ ihn nicht einmal provisorisch frei! So entsetzlich theuer hat man die Angeklagten das Verbrechen zahlen lassen, in ihrem Gesellschaftslokal, mitten unter Freunden und Familienangehörigen, von einem übermüthigen Raufbold meuchlerisch überfallen und verwundet worden zu seyn, und seine und seiner Spießgesellen blutige Hiebe gutmöglichst parirt zu haben. Land der Freiheit, blutige Ironie! Wie glücklich müßte Italien werden, wenn es, wohin eine treulose Diplomatie treibt, die Milchbrüder der tessinischen Banditen zu Hütern für Recht und Gesetz, zu Vätern für Freiheit und Volksglück erhielte! Piemontesische Perspektive!

XI.

Das protestantische Missionswesen der jüngsten Jahre.

V.

Die Gesellschafts-Inseln.

In den paradiesischen Landen des Königs von Tahiti erschienen 1797 die ersten protestantischen Missionäre, bischöfliche aus England, die übrigens schon auf dem Schiffe in eine „unerwartete Meinungsverschiedenheit“ geriethen, indem von den vier Predigern zwei „arminianische Ansichten“ aussprachen *). Auch hier war das Heidenthum durch europäische Abenteurer schon nahezu gestürzt, ehe die Prediger ankamen, und ebenso wurden auch sie durch das selbstsüchtige Wohlwollen des Königs Pomare I., dem es sehr um Flinten und Pulver, aber gar nicht um Bibeln und Evangelium zu thun war, in die mißlichste Stellung zum Volke gebracht. Von Bekehrungen ist noch lange keine Rede, obwohl im J. 1801 acht neue Missionäre hinzukamen; im Gegentheile unterlagen sie als Freunde des blutigen Despoten, der übrigens selbst als Heide starb, dem

*) Solchen Differenzen ist durch die Finger zu sehen, wenn nicht „die Mission am Consistorialstyl sterben soll“, wie Hr. Hoffmann sagt (Die Sache der Heidenmission. Schaffhausen 1842. S. 17). Vgl. Wegener: Gesch. d. chr. Kirche auf dem Gesellschafts-Archipel. 1844. I, 244.

allgemeinen Haß und Spott; das Volk schrieb alle Uebel der Zeit ihnen zu, besonders die epidemischen Krankheiten, welche damals die Inseln verwüsteten *). Auch Pomare II., obwohl nicht minder von den Missionären umgeben, fuhr fort, Menschenopfer zu bringen und ein gräßliches Regiment zu üben. Dieß, und ursprünglich nicht etwa eine heidnische Reaction, brachte die Häuptlinge endlich zum Aufruhr, vor dem der König bald nach der Insel Eimeo flüchten mußte, was die Missionäre vor ihm und mit ihm gleichfalls thaten. Erst nachdem Pomare mit seiner Partei in der entscheidenden Schlacht bei Narii 1815 vollständig obsiegt, besiegelte er seinen Triumph durch „die Einführung des Christenthums", d. h. er verbrannte die Götzen, und seine Partei nannte sich christlich. Die Missionäre, welche auf Eimeo saßen, „wurden durch die neue Regung auf Tahiti überrascht" **). Ueber Pomare selbst ward schon seit dem Juli 1812 nach Europa berichtet: er habe sich „für die Wahrheit des Evangeliums" erklärt; 1814 zählten die Missionäre gegen „fünfzig Personen", welche „dem Götzendienst entsagt hätten, und als Verehrer Jehova's anerkannt seyn wollten"; aber noch 1817 war Niemand getauft; denn der König wollte dazu die Erlaubniß nicht ertheilen, angeblich weil er selbst der Erste seyn wollte, der die Taufe empfinge. Dieß geschah 1819; allein der neue königliche Christ konnte wegen seines lasterhaften Lebens niemals zum Abendmahle zugelassen werden. Schon im J. 1821 hat er sich, erst 39 Jahre alt, todt gezecht ***).

Also im J. 1814 „bereits" fünfzig christlich-gesinnte, aber nichtgetaufte Insulaner! Dagegen hatten die Missionäre, schon bald nachdem sie im J. 1798 ihren ersten Rückzug vor der gereizten Volksstimmung nach Sidney bewerkstelligt, andere Eroberungen unter den Heiden gemacht. Missionär Lewis wählte sich eine Lebensgefährtin unter den heidnischen Tahiterinen, obwohl er sich

*) Wegener a. a. O. S. 284. 298. — Meinicke: die Südsee-Völker S. 136.

**) Wegener S. 348.

***) Basler Magazin 1818. S. 260 ff. — Steger: die protestant. Missionen I, 137. — Wegener S. 329.

früher vertragsmäßig verpflichtet hatte, eine solche Verbindung nicht einzugehen; er ward später ermordet. Missionär Broomhall folgte ihm; die Liebe zu einem heidnischen Weibe und Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele hatten ihn zumal gefoltert; er lief später aus Desperation davon. Als Dritter im Bunde trat Missionär Nott selber noch ein; er vermählte sich gleichfalls mit einer Heidin *).

Rasch ging es nun freilich mit den „Bekehrungen", als König Pomare selbst das Missionsgeschäft in die Hand nahm. Die grausamste Vernichtung der Partei der ihm gegenüber stehenden Häuptlinge, die Christianisirung der ganzen Inselgruppe, der Bruch mit allen nationalen Erinnerungen aus „der incarnirten Satans-Periode", wie die Missionäre die Zeit vom Tage vorher bezeichneten — Alles das ging Hand in Hand. Hr. Kotzebue, der die Zustände bald darauf mit eigenen Augen sah, schildert die brutale Gewalt, mit der dieß Christenthum eingeführt wurde. „Wer nicht sogleich an die neue Lehre glauben konnte, ward ermordet. Mit dem Bekehrungseifer hatte sich Tigerwuth der ehemals so sanften Gemüther bemeistert. Ströme von Blut flossen. Ganze Stämme wurden ausgerottet. Viele gingen selbst dem Tode muthvoll entgegen, ihn dem Aufgeben des alten Glaubens vorziehend." „O ihr Missionäre", ruft er aus, „wie viel Blut hättet ihr ersparen können" **)! „Die Einführung des Puritanismus hat zwar die Menschenopfer verscheucht", sagt neuestens der bekannte Reisende Hr. Gerstäcker, „aber mehr Menschen wurden gerade durch die neue Lehre förmlich hingeschlachtet, als je den heidnischen Götzen zum Opfer fielen, und die blutige Verfolgung, die durch die Missionäre in's Leben gerufen wurde, wirkte mit demselben furchtbaren Erfolg, als eine Pest es gethan haben würde" ***).

Die Missionäre wollten freilich nie zugeben, daß sie selbst die intellektuellen Urheber des ganzen blutigen Umsturzes gewesen. Schon Kotzebue hatte nämlich behauptet: sie seien die „eigent-

*) Wiggers: Geschichte der evang. Mission II, 458 ff.; Wegener S. 276.

**) Neue Reise um die Welt I, 91. 113.

***) Gerstäcker's Reisen 1853 — 1854. III, 366.

lichen Regenten des Landes", und der Einfluß der Missionäre so groß, daß Alles, was sie wollten, geschehen müsse. Hr. Gerstäcker erklärt ihre Ausreden dahin: daß sie zwar die Gesetze nicht selbst gegeben, aber „eben dem Könige die Bibelstellen so auslegten, wie sie es für nöthig fanden, oder sie kündigten ihm in besondern Fällen nicht allein die Stimme, nein, den Willen Gottes an, und war es dann ihre Schuld, wenn die Häuptlinge darnach handelten" *)? So konnten sie sagen, daß sich die Regierung ganz nach den Grundsätzen des Evangeliums organisirt habe **). Uebrigens war das Gesetzbuch, mit dem König Pomare im Mai 1819 seine blutige Arbeit krönte, zum größten Theile eigenes Machwerk des Missionärs Nott, der vom Maurergesellen zum Prediger avancirt war. Neben vollständiger Unbrauchbarkeit zeichnete es sich dadurch aus, daß die unter den obwaltenden Umständen besonders wichtige Frage über den Betrag der „zu erlegenden Abgaben und Taxen unberührt blieb" ***).

Umsoweniger ließ, ebenso wie auf den Sandwichs-Inseln, in dem Codex specifisch methodistischer Volks-Verbildung eine Lücke sich verspüren. Die früheren Unterhaltungen, Nationalfeste und Tänze wurden unter strenger Strafe verboten, eine pedantische Sonntagsfeier eingeführt. „Durch das strenge Verbot der Missionäre ist die Flöte, die sonst zur Lust und Freude rief, längst verstummt" †). „Kein anderer Gesang darf erschallen, als der kirchliche. Kein Tanz, kein Fechterspiel, keine dramatische Vorstellung darf mehr stattfinden. Dem Volke, das die Natur zum frohesten

*) Gerstäcker Bd. III, S. 367.

**) Hesperus. Jahrg. 1823. S. 901.

***) Meinicke S. 147.

†) Der Kapitain Beechy, auf den sich die Freunde der Missionäre so gerne berufen, bemerkt über diese Entziehung der nationalen Freuden: „Der Tanz selbst war sittsam, und daher das Verbot desselben von Seiten der Missionäre ganz unbegreiflich, und wie er die Gesellschaft in seiner Art recht angenehm unterhielt, so war dieß auch der Fall mit den improvisirten Gesängen, welche die Damen der Königin daran knüpften." Röhr, kritische Prediger-Bibliothek. Jahrgang 1832. Bd. XIII. S. 932—933.

Lebensgenuß bestimmt zu haben schien, hat man jede Freude zur Sünde gemacht, die streng bestraft wird. Als einst einer von unsern Freunden ein Geschenk erhielt, und darüber so froh war, daß er zu singen anfing, machten seine erschrockenen Kameraden ihn schnell aufmerksam, wie es ihm ergehen werde, wenn der Missionär das erführe" *). Das „Basler Magazin" **) hatte schon vom J. 1818 einen Bericht aus Tahiti, wie tiefe Wurzeln die Kirche Christi im Volke geschlagen; Hr. Kotzebue aber sah zu seiner Zeit noch dieses Volk „zum Gebete prügeln". „Es ist nämlich ein besonderer Polizei-Offizier angestellt, der darauf zu sehen hat, daß die Leute vorgeschriebenermaßen in die Kirche und in's Bethaus gehen. Ich habe ihn in Funktion gesehen. Er ist mit einem dünnen Stock von Bambusrohr bewaffnet und treibt seine Heerde, wie der brutalste Hirt, auf die geistliche Seelenweide" ***). Freilich sind die Missionsfreunde auf diesen Reisenden nicht gut zu sprechen; aber Hr. Ungewitter hat neuestens so wenig Stichhaltiges gegen ihn vorzubringen gewußt, als im J. 1831 die Reclamationsschrift des Missionärs Ellis, die nicht ohne scharfe Abfertigung blieb. Auch ergibt die Autopsie anderer Reisenden heute noch dasselbe Resultat. „Der arge Mißgriff", sagt z. B. das Ausland, „von dem sie in keinem Fall freizusprechen sind, lag und liegt hauptsächlich darin, daß sie einen solchen, im kalten Norden ausgebornen Fanatismus in den sonnenhellen Süden verpflanzen wollten, und die unschuldigsten Vergnügungen als gräßliche Sünde verboten, woraus nur Heuchelei oder unnatürliche Kopfhängerei entspringen konnte" †).

Während die Missionäre selbst unübertrefflich erlogene Berichte voll Prunk und Ruhm ihrer unschätzbaren Verdienste und unglaub-

---

*) Kotzebue S. 98. Meinicke bestätigt dieses. S. 254. Man vergl. Laplace Tom. V, pag. 389.

**) 1821. IV, 115.

***) Kotzebue l. c. S. 115. Vergl. Röhr, Prediger-Bibliothek. 1829. Bd. X. S. 937.

†) Ausland 1854. Num. 33. S. 771. Die Eingebornen, sagt Laplace S. 390, müssen täglich mehrere Stunden außer der Schule die heiligen Ermahnungen der Missionäre anhören.

lich gesegneten Erfolge in die Welt hinein sendeten; konnte kein unbefangener Beobachter ohne Schmerz ihre Wirthschaft unter dem einst so harmlos glücklichen Völklein mit ansehen. Der Amerikaner Wilkes beschreibt die strengen Strafen des Frohn-Straßenbaues, womit die puritanische Sabbathfeier gehandhabt ward *). „Der erzwungene Besuch der Kirche und Schule gilt für Christenthum", bemerkt Chamisso **). In moralischer Beziehung wird der Zustand der neuen Christen als ein „äußerst beklagenswerther" geschildert. „Die Missionäre", sagt eine englische Zeitschrift, „haben Alles gethan, um sich eine überwiegende Gewalt über das Volk anzueignen, aber wir fürchten, daß ihre Bemühungen bis jetzt sich noch sehr wenig segensreich erwiesen. Die einzige Wirkung des eingetretenen Wechsels besteht darin, daß sie das Christenthum bis zur Gleichförmigkeit mit dem sinnlosesten Götzendienste herabwürdigten, ohne zur Erhebung dieser elenden Götzendiener zum Range von Christen den mindesten Schritt zu thun". Ja, dieselbe Zeitschrift gesteht geradezu, daß seit der Einführung dieses Christenthums „die Unsittlichkeit gräßlich und empörend" sei, und „Trunksucht unter dem Volke allgemein herrsche" ***). Seitdem König Pomare, nach Aussage der Missionäre, mit den Worten „Jesus allein" auf den Lippen, nach Angabe aller andern Zeugen im und am Rausche gestorben, nahm eine ganze Menge seiner entwürdigten und verwilderten Landsleute dasselbe Ende. Entsprechende Auftritte „kommen täglich, ja stündlich vor, wenn die Eingebornen so glücklich sind, sich hitzige Getränke zu verschaffen, und diese sind sie immer bereit, um jeden Preis und jedes Opfer an sich zu bringen. Ein anderer ihrer vorherrschenden Charakterzüge ist Trägheit. Sie haben eine unbesiegliche Abneigung gegen Arbeit irgend einer Art, und das einzige Vergnügen, nach dem sie zu streben scheinen, besteht im Faulseyn und möglichst häufiger Berauschung. Die unmittelbare Folge davon ist die verworfenste Lüderlichkeit, nebst allen den Lastern, welche dem niedrigsten Zustande des menschlichen

*) Entdeckungsexpedition I, 97.
**) Werke. Leipzig 1836. I, 352.
***) Bei Röhr: Prediger-Bibliothek. XII, 742.

Seyns eigenthümlich angehören" *). Wir verdanken diese Bemerkungen dem Kapitän Beechy, auf den sich die Vertheidiger der Missionäre sonst selbst gerne berufen; der illustre Erlanger Geograph dagegen, Hr. Ungewitter, hat befohlen: „unter den Eingebornen herrsche ganz der ursprüngliche Abscheu gegen den Branntwein" **).

Während der Minderjährigkeit des jungen Pomare und unter dem den Missionären gegenüber ziemlich selbstständigen Regenten fanden die Letztern für gut, sich für die Zukunft gegen solche königlichen Eigenwilligkeiten zu sichern. An der Spitze der opponirenden Häuptlinge schmiedeten sie daher eine Constitution, und ließen sie durch den noch nicht fünfjährigen Prinzen beschwören, worauf der Ex-Maurergeselle Nott das Knäblein mit Kokosöl zum König salbte und krönte. Indeß starb diese Puppe der Prediger schon im J. 1827, und seine Halbschwester, Aimata, gelangte unter dem Namen Pomare zur Regierung. Ihre notorische Lüderlichkeit bewirkte Anfangs eine kalte Spannung zu den Predigern. Unter diesen Verhältnissen erstarkte nicht nur die sogenannte nationale Partei, sondern an ihrer kräftigen Hand stieg auch wieder eine Macht empor, die man längst unter den Todten hätte wähnen sollen: das alte Heidenthum. Längst war alle Welt voll geschrieben von der radikalen christlichen Umkehr in den Gesinnungen, Sitten und Gewohnheiten der Insulaner; selbstgefällig hatten die Missionäre berichtet, wie sie bei ihren Besuchen jederzeit eine gute Aufnahme fänden, ihnen sogleich Erfrischungen vorgesetzt würden, der Tisch immer gehörig gedeckt und besetzt sei, und „sie auf Sopha's nach englischem Muster säßen" ***). Aber mitten unter diesen Herrlichkeiten tauchte nun das grinsende Gespenst der verbrannten Götzen wieder auf. Man mußte gestehen, daß das Christenthum nur äußerlich angeklebt gewesen, „ein großer Theil von diesen neuen Christen es nur dem Namen nach sei" †). An manchen Orten mußten die Missionsstationen sich

*) A. a. O. S. 743.

**) Der Welttheil Australien. S. 431.

***) Hesperus 1826. S. 195; vgl. Darmst. K.-Z. 1821. S. 374; Calwer Missionsblatt. 1832. S. 49.

†) Meinicke S. 150.

auflösen, weil das Volk wieder dem Heidenthume anhing, und es kam soweit, daß die deutschen Missionsgesellschaften beschlossen, „einen Gebetsverein für diese Inseln zu gründen, weil die dortigen evangelischen Gemeinden in Gefahr stünden, von ihrem Glauben abzufallen“ *). Es bedurfte blutiger Kämpfe, ehe die missionarischen Religionsgesetze wieder die Oberhand behielten.

So ist die Schwenkung der Prediger in's Lager der „lüderlichen“ Königin leicht erklärlich. Bald erschien aber auch der Missionär Pritchard, der zugleich das Amt eines englischen Consuls bekleidete, als der eigentliche Leiter der öffentlichen Angelegenheiten. Es ergingen strenge Polizei-Gesetze, z. B. „daß Jeder am Sonntag dem Gottesdienst beiwohnen müsse“ **). Besondere Bedeutung hatte aber das neue Verfassungs-Gesetz: daß ohne ausdrückliche Erlaubniß der Königin und der Häuptlinge kein Fremder das Land betreten dürfe. Die Missionäre hatten dazu die Abwesenheit des amerikanischen Consuls Mörenhut benützt, der auch wirklich bei seiner Rückkehr sogleich Protest einlegte gegen dieses rechtswidrige Ausnahme-Gesetz zum Nachtheil der fremden Nationen. Dasselbe hatte indeß seinen dringenden Zweck. Die katholischen Missionäre auf den Gambier-Inseln machten glänzende Fortschritte, und man fürchtete in den Missionshäusern von Tahiti die Ankunft eines viel fürchterlicheren Feindes, als der eben besiegte war, auch auf dem eigenen Gebiete. Als im Jahre 1836 wirklich zwei Priester, von Bischof Rouchouze gesendet, durch widrige Winde verschlagen, auf der Insel Taiarabu landeten, ließ Pritchard sofort an alle Küsten Wachen stellen und versuchte Alles, um sie zurückzuhalten. Nichtsdestoweniger drangen sie bis zum Consul Mörenhut vor, der sie freundlich aufnahm, wofür ihn Hr. Ungewitter „einen Branntwein- und Hurenteufel“ nennt ***). Auch das Volk begegnete ihnen freundlich, fragend: ob sie keinen Handel trieben, keine Frauen hätten? aber auch mit den ebenso bezeichnenden Fragen: ob es wahr sei, daß sie die Jungfrau Maria und den Papst anbeteten? Der

*) Die Schattenseiten der Mission 2c. S. 120.

**) Wiggers S. 468.

***) A. a. O. S. 338.

Grund jener erstern Fragen klärt sich sehr einfach auf. Als nachher der französische Commandant Dumont d'Urville nach Tahiti kam, ließ er sich auch zu Pritchard führen, dessen Pallast ihm sogleich anzeigte, daß er die Wohnung des wahren Souverains der Insel sei. Allein nicht bloß Pritchard, sondern auch die andern Missionäre hatten schöne Wohnungen, sind die Haupteigenthümer der Insel, und insbesondere fast die ausschließlichen Besitzer des Rindviehes und der Schweine. Pritchard trieb große Handelsgeschäfte *), und hatte einmal bei einem Damenhut-Handel zwei- bis dreitausend Dollars gewonnen **); auch der Bibel-Handel war nicht ohne Gewinn. Was die armen Wilden durch „harte Arbeiten sich erworben", mußten sie für Bibeln hingeben ***).

Um so unerträglicher mochte die drohende Concurrenz der Priester erscheinen. Sichtlich wurde der Zulauf zu ihnen immer stärker. Auch die Audienz bei der Königin, mit der Bitte um Gastfreundschaft, lief gnädig ab. Aber die Missionäre behielten doch die Oberhand. Trotz der Suppliken der Katholiken von Tahiti, trotz des guten Willens der Häuptlinge, trotz der energischen Protestationen Mörenhuts gegen das völkerrechtswidrige Verfahren, wurde endlich dessen Haus mit Gewalt erbrochen, die beiden Priester herausgerissen, und nach der Plünderung ihrer Effekten von den Schergen zum Schiff geschleppt. Hr. Ungewitter meint: das sei noch das Mildeste gewesen, was den frechen Eindringlingen habe geschehen können. Dagegen gesteht selbst Lutteroth: es sei dieß eine dem Völkerrecht widersprechende, gehässige und mit Gewaltthat befleckte Handlung gewesen †). Wie kein Unbefangener, so ist auch Hr. Gerstäcker über die Urheberschaft der Prediger nicht im mindesten zweifelhaft, insbesondere daß die Predigten der Missionäre das Volk so gereizt, bis es „die Wohnung der römisch-katholischen Priester

---

*) Voyage au Sud-Pôle. Tom. IV, p. 75.

**) Journal de Madame Giovanni, rédigé et publié par A. Dumas. Paris 1856. Tom. I, p. 51 ss.

***) Basler Magazin 1843. Monatl. Auszüge. Num. VIII. S. 60—61.

†) *Lutteroth*, O'Taiti, histoire et enquête. Paris 1843. p. 185.

erbrach, und sie an Bord eines erbärmlichen Fahrzeuges trieb, das sie Tausend von englischen Meilen gegen Westen schaffen mußte" *). In Folge derselben Aufreizungen mußten die Häuptlinge und die Katholiken von Tahiti auch nachher noch Hohn, Spott und tausend Vexationen erdulden; namentlich war Mörenhut seines Lebens nicht mehr sicher. Er wurde nächtlicher Weile von den Eingebornen überfallen und seine Frau tödtlich verwundet; noch als d'Urville im Sept. 1838 nach Tahiti kam, litt er an den empfangenen Wunden, und beschuldigte die englischen Missionäre laut der Theilnahme an dem Attentat durch ihre verhetzenden Reden **).

Es ist bekannt, wie wohlverdient das Sprüchwort: Unrecht schlägt den eigenen Herrn, hierauf an den Predigern wahr wurde. Die zwei grausam mißhandelten Priester Caret und Laval waren französische Unterthanen. Man konnte von Vorneherein gewiß seyn, daß Frankreich solchen flagranten Völkerrechts-Bruch um so weniger ungerächt hinnehmen werde, als es schon lange auf das ausschließliche Uebergewicht Englands in der Südsee eifersüchtig war. Es ist ganz überflüssig, daß man, wie Hr. Ungewitter thut, die eigenthümliche Lage Louis Philipps zur Erklärung beiziehe, der gerade „Theatercoups und Comödien" für seine Kammer nöthig gehabt. Auch war es der strenge Calvinist Guizot, der als Premierminister das Verfahren Frankreichs vertrat und billigte, wofür er freilich von unserm Erlanger Geographen als Mann mit einer „eisernen Stirne" gebrandmarkt wird. Und weßhalb? Im J. 1838 hatten die Schiffscommandanten Dupetit-Thouars und Dumont d'Urville nur einfach Genugthuung für die Beleidigung Frankreichs in Tahiti verlangt und erhalten, und zudem einen Handelsvertrag, der die Franzosen auf den Inseln den begünstigtsten Nationen gleichstellte. Von der Religion und ihrer Freiheit war damals noch gar nicht die Rede. Erst im nächsten Jahre wurde durch den Commandanten

*) In seinem Roman läßt er einen Tahitier sagen: „die Bibelstellen, die Vater Stowe gepredigt, riechen nach Blut." Gerstäcker: Tahiti III, 32; vergl. seine Uebersetzung von Melville's Omoo. S. 191.

**) *Laplace* V, 349; Voyage au Sud-Pôle IV, 65.

Laplace der Vertrag vom 20. Juni 1839 ausgewirkt, der den Katholiken auf den Inseln gleiche Rechte mit den Protestanten verlieh. Laplace hatte Anfangs nur die vertragsmäßigen Forderungen wegen Reparatur seines Schiffes gestellt, aber hiebei schon so viele gehässigen Intriguen von Seite der die Königin gängelnden Prediger erfahren, wie nachher wegen des Toleranzgesetzes. Damals schon wurde ganz Europa mit den Lügenberichten der letztern überschwemmt: daß die Papisten und Franzosen das Volk mit Unzucht und Brannt-Wein verdorben und Laplace seinen Matrosen beispiellose Zügellosigkeit erlaubt habe. Aber abgesehen davon, daß die katholischen Missionäre damit in gar keiner Verbindung standen, sagt nun Laplace in dem neuesten Bande seiner Berichte, daß die Franzosen durch ihr Benehmen täglich mehr Freunde gewannen, während sich die englischen und amerikanischen Matrosen oft Streitigkeiten und Unordnungen zu Schulden kommen ließen, wovon die Eingebornen die unglücklichen Opfer wurden, ohne daß ihre Pastoren das Uebel verhindern konnten*).

Kaum war aber Laplace abgesegelt, so unterlagen die Katholiken, obgleich sie erst im J. 1841 eine Mission auf Tahiti erhielten, wieder der alten Tyrannei und rechtswidrigen Mißhandlung. Dupetit-Thouars erschien daher 1842 zum zweitenmale, um Rechenschaft zu fordern für die frech gebrochenen Verträge. Was nun folgte, ist bekannt. Die Prediger hofften auf englisch-amerikanische Hülfe und dachten an Widerstand; sie zwangen so den Admiral zu strengen Maßregeln gegen Pritchard und seine königliche Puppe, während vier angesehene Häuptlinge an der Spitze der weniger fanatisirten Einwohner den französischen Schutz für Tahiti nachsuchten. England war damit zufrieden; die Prediger aber entzündeten einen Aufstand, besorgten Waffen für die Rebellen, an deren Spitze sie selbst im Felde gefangen wurden, und trieben die Sache zu einem förmlichen Kriege, der lange die schöne Insel verwüstete. Die Königin war in ihren Lagern und in ihren Händen. Eine protestantische Zeitschrift Englands bemerkte über diese Vorgänge: wenn „jene Insulaner (von Tahiti) ein kräftiger Stamm wie die Malayen und

*) *Laplace* V, 405.

Neuseeländer wären, würden sie die protestantischen Missionäre mit ihrem Afterchristenthum in's Meer werfen; aber sie sind ein kindisches, schwaches Geschlecht, das sich beugt und verkümmert" *). Sonst ist seit der Besitzergreifung der Franzosen in den protestantischen Organen Europa's ein allgemeines Zetergeschrei ergangen, welches im Organ der Innern Mission für die höhern Stände nur einen prägnanten Ausdruck gefunden, wenn es vor ein paar Jahren noch schrieb: „Jene mit dem Blut unserer Glaubensbrüder befleckte Hand (Rom) hat plötzlich für einen Augenblick die beschönigende Verhüllung abgeworfen, als sie mit fremden Bajonetten der evangelischen Mission auf Tahiti den Todesstoß zu geben versuchte" **). Hr. Gerstäcker dagegen ist auch kein „Römer", indem er aber die Sache thatsächlicher ansieht, erklärt er rund heraus: die „ganze französische Invasion der Inseln sei nur durch den starrköpfigen und blinden Eifer dieser Menschen, die sich Diener des Herrn nennen, veranlaßt worden", und „es sei sehr die Frage, ob dereinst in Mr. Pritchard's, Howe's und Anderer Schuldbuch soviel Seelen auf ihrem Haben, als Blutstropfen für den Fanatismus vergossen auf ihrem Soll glühen werden, das schwere Conto auszugleichen" ***).

Was zudem den beabsichtigten „Todesstoß" betrifft, so mußten die Missionsberichte selber noch im Oktober 1847 mittheilen, daß die Gefangenen von den Franzosen brüderlich milde behandelt, alle Theilnehmer an der missionarischen Rebellion ohne Ausnahme amnestirt und das Volk vollständig beruhigt sei; ja, daß die französische Regierung „den Protestantismus zur Staatsreligion dieser Inseln" gemacht, und ihm alle seine Rechte, Freiheiten und Besitzthümer feierlich garantirt seien †). Der Statthalter Lavaud findet selbst vor den fanatisch irrlichtelirenden Augen des Hrn. Ungewitter Gnade, da er alles Mögliche thue, um „den Protestantismus aufrechtzuerhalten und zu befördern", sein Kirchen- und Schulwesen zu

*) Quarterly Review. 1841. pag. 440.

**) Gelzer's protest. Monatsblätter. 1852. Dec. S. 11.

***) Gerstäcker, Reisen. Bd. III. S. 450.

†) Calwer Missionsblatt 1847. Num. 20. S. 101; Basler Magazin 1849. S. 156.

heben, den Lastern unter den Fremden entgegenzuarbeiten ꝛc. *). Nur die Missionäre sind mit Lavaud nicht zufrieden, da er sie verhindere, von dem armen Volke Geldbeiträge „zur Verbreitung des Evangeliums" zu erheben und ohne seine Erlaubniß von einer Station zur andern zu wandern. Was sie eigentlich wollen, haben sie laut genug erklärt: sie würden sich beruhigen, wenn die französische Regierung „die römisch-katholischen Missionäre ganz von Tahiti zurückziehen und an ihre Stelle Arbeiter von der evangelischen Gesellschaft in Paris treten lassen" würde. „Damit wäre für die Franzosen die Nationalehre gerettet und für Tahiti der Weg zum Frieden gebahnt" **).

Indeß war die Besitzergreifung der Franzosen so wenig ein Werk der katholischen Mission, daß diese nicht einmal vorbereitet war, von dem Toleranz-Vertrag des J. 1839 sofort Nutzen zu ziehen. Erst im J. 1841 kamen drei Priester und ein Katechist nach Tahiti. Die Zwischenzeit hatten die Missionäre in jeder Weise benützt, um die Franzosen und Katholiken lächerlich und tödtlich verhaßt zu machen. Unter Anderm ward eine Art von Zauberlaternen erfunden, in welchen man den Insulanern das Bild des Papstes und der katholischen Priester zeigte, wie sie in einem Kessel über loderndem Feuer die Protestanten zu Tode marterten. Man mag daraus ermessen, welchen Stimmungen die Priester auf der Insel begegnen mußten. Dennoch hatten sie bald eine ansehnliche Gemeinde gesammelt. Hatten die englischen Missionäre schon „von frühester Zeit an mit allen Kräften der Gleichberechtigung der andern Confession entgegengearbeitet" ***), so kannte jetzt ihre Wuth noch aus einem besondern Grunde kein Maß mehr. Hören wir Hrn. Gerstäcker darüber. Da der Heiland selbst die unschuldigen Freuden nicht verpönt, so ließen die Katholiken den „fröhlichen Kindern dieser glücklichen Zone mehr Freiheit, die nun einmal das unglückselige Vorurtheil hatten, daß Gott ihnen diese wunderschöne Welt auch zum Genuß geboten, die nicht begreifen konnten oder wollten,

*) Ungewitter a. a. O. S. 447.
**) Calwer Missionsblatt 1847. Num. 7. S. 33
***) Gerstäcker, Tahiti. Bd. III. S. 123.

daß der Palmenhain ihnen nicht zum Tanzen und Lachen, sondern zum Büßen und Beten so prachtvoll eingerichtet sei, und das Herz frevle, das auf andere Weise zu seinem Gott bete, als die Prediger es lehrten"*). Man mochte die Vergleichung zwischen natürlicher Vernunft in diesem und naturwidriger Unvernunft in jenem Missionswesen fürchten. Denn dicht daneben standen die Beispiele, wie die Tahitier es angehen mußten, um das Wohlwollen der methodistischen Missionäre, und damit allerlei zeitliche Vortheile, sich zu erringen. Ein unverdächtiger Zeuge**) beschreibt uns die Absicht und das Mittel. Sie stellten sich während des Gottesdienstes, „als ob sie durch die Predigt zu förmlicher Raserei getrieben worden wären; sprangen mit rollenden Augen und schäumenden Lippen empor und fielen zuletzt in Zuckungen nieder, in welchem Zustande sie denn auch endlich nach Hause geschleppt wurden. Dennoch wurde dieses sonderbarer Weise der Macht des Höchsten zugeschrieben und in die Welt hinausposaunt" ***). Solche Tollheiten und Täuschungen nennen sie „Erweckungen" und rühmen die Kraft ihrer Predigten, wenn derlei Rasereien zum Vorschein kommen †). Wahrscheinlich meint das Organ der Erlanger jenen Unterschied, wenn es sich über den großen Anklang, den die katholischen Missionäre auf Tahiti finden, damit tröstet: daß „die evangelische Kirche ihre Eroberungen wäge", nicht zähle ††).

Uebrigens ist es von Tahiti in neuester Zeit überhaupt sehr still geworden. Vor drei Jahren kam über Frankreich der Bericht: daß sogar Pritchard selbst sammt seinem Sohne katholisch geworden sei — eine Nachricht, die seitdem weder bestätigt noch widersprochen ist, soviel wir wenigstens wissen. Nur Eines hat sich klar heraus-

---

*) Ibidem. Es wurden den Eingebornen sogar die Blumen untersagt, und erst seit die Franzosen das Protektorat übernommen, dürfen sie sich derselben bedienen, wie Gerstäcker in seinen Reisen bemerkt. Bd. III. S. 396.

**) Melville a. a. O. II, 30 ff.

***) L. c S. 31.

†) Basler Magazin 1850. 3. Heft. S. 294.

††) Zeitschrift für Protestantismus und Kirche 1850. S. 93 ff.

gestellt: die evangelische Kirche hat ihre Eroberungen bisher nicht „gewogen“ oder sehr schlecht „gewogen“. Die Anklagen gegen die Priester hatten sich immer hauptsächlich darauf gestützt: diese wollten in ein Gebiet eindringen, wo bereits Jedermann zum Christenthum bekehrt sei. Und doch lesen wir noch fortwährend von Thatsachen, die den größten Maßstab des Gegentheils beweisen, selbst von Greisen und alten Leuten, die erst auf dem Todbette zur evangelischen Einsicht gekommen. Zum Beispiel! „Die Zahl der Missionäre der Londoner Missionsgesellschaft auf beiden Inseln Tahiti und Eimeo ist acht, die auf sechs Posten vertheilt sind. Wir arbeiten unter einer Bevölkerung von 9500 Eingebornen und etwa 400 Europäern, ohne die französischen Truppen und Civilbeamten. Von den Eingebornen gehören etwa 800 zur Kirche und 1000 Kinder empfangen Schulunterricht; aber von den Europäern halten sich nur fünf bis sechs zur Kirche“ *). Der Missionär Howe meldet weiter: „Im letzten halben Jahre sind der Gemeinde zu Papaoa nicht weniger als 109 Mitglieder beigetreten, meist junge Eheleute, und es freut mich sagen zu können, daß das Werk des Herrn zu Venus-Spitze mit erfreulichen Aussichten begonnen hat. Bei der letzten Gemeindeversammlung daselbst, am letzten Freitag, nahm ich dreißig Personen in die Kirche auf.“ Der Missionär Thompson berichtet: „Im letzten halben Jahr hat die Gemeinde zu Papiti um 134 Seelen zugenommen, meist junge Leute, deren viele sich durch Ausschweifungen hervorgethan hatten. Ihrer Mehrere waren aber schon alt und waren doch noch nicht getauft. Der Götzendienst hatte hier schon vor dreißig Jahren aufgehört, aber diese hatten, wie es scheint, dem Heidenthum nie ganz entsagt und waren wohl die letzten Tahitier, die sich in die Heerde Christi aufnehmen ließen.“ Allein auch diese waren noch nicht die letzten, denn der Missionär Howe berichtet später, daß „nicht weniger als 400 im letzten Jahre zu den Gemeinden hinzugethan wurden“ **). Wie erklärt sich der grandiose Widerspruch zwischen jener Anklage und diesen Thatsachen, zu Ehren der evangelischen Mission?

*) Basler Magazin 1849. 4. Heft. S. 156—157.
**) Basler Magazin 1850. 2. Heft. S. 294—295.

Ueber deren moralischen und culturhistorischen Bestand könnten wir hier wiederholen, was wir früher einmal nachgewiesen, z. B. über die H.... steuer, welche förmlich geregelt in dem Staatsbudget der von den „Gottesmännern" geleiteten Königin Pomare prangte, und laut genug Zeugniß gibt von jenen entsetzlichen Zuständen, die einen amerikanischen Freund der armen Polynesier vor ein paar Jahren noch zu dem dringenden Rathe bewogen: man möge doch sein Geld lieber in's Meer werfen, als es diesen Missionen zufließen lassen *). Aber uns graut selber vor diesen Belegen zu jener Christen-Völker und Staaten bildenden und erhaltenden Wirksamkeit, welche Hr. Bunsen seinen Missionen nachrühmt. Den Anfang der Mission hat seiner Zeit das „Ausland" beschrieben: „Die protestantischen Missionäre — haben damit angefangen, einige Häuptlinge für sich zu gewinnen, sie versprechen ihnen zum Dank für ihre Bekehrung die Obergewalt und helfen ihnen materiell und geistig ihre Nachbarn zu unterjochen. Auf allen diesen Archipeln haben sich in Folge dieser Intriguen zwei Parteien gebildet, die eine protestantisch, die andere götzendienerisch, und unaufhörlich gerathen sie sich in die Haare, das Blut fließt in Strömen, und die Zerstörungsmittel der Civilisation in den Händen dieser Wilden vermehren noch die Schrecken des Krieges" **). Was dann die letzteren übriglassen, das zerstören die Laster der Civilisation, wo ein impotentes Kirchenthum sich zur Erzieherin harmloser Naturvölker aufgeworfen hat. Dieß gilt in vollem Maße auch von Tahiti!

---

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 30. S. 858 ff.

**) Ausland 1845. Num. 25. S. 97.

XII.

Zeitläufe.

England am Schlusse des orientalischen Krieges; im Innern und in der Conferenz; seine Front gen Osten; seine Stellung in Centralamerika; Nicaragua und das Yankeethum in seinem Rücken; die momentane Physiognomie der nordamerikanischen Union.

Soviel wird troß des Lobliedes, welches Graf Montalembert eben noch den englischen Dingen gewidmet, unbestreitbar seyn: England hat sich selber gar wenig gefallen während des ganzen Krieges im Orient, noch weniger im Pariser Conferenz-Saal, am allerwenigsten bei der officiellen Londoner Friedens-Illumination. Auch soviel wird man zuversichtlich sagen dürfen: England hat sich selber gar nicht gefallen in Washington, wird sich noch weniger gefallen in Nicaragua, am allerwenigsten am mexikanischen Golf. Zwischenein hat England zu seiner Schadloshaltung einen Anlauf genommen, um die alten Kraftstücke, in denen es 1848 excellirte, wieder in Scene zu setzen; die Worte: Italien, Papst, Neapel gelangten neuerdings an die Tagesordnung. Aber siehe da! der Künstler hat seitdem das Zutrauen des verehrlichen Publikums gänzlich verloren. Niemand ängstigt sich darüber, Niemand pocht darauf, was England mit Italien will; selbst der verdorbene politische Börsenspieler am Po seufzt und spricht: ach,

was hilft uns England? wären wir nur auch des Mannes an der Seine so sicher! Man kann wochenlang mitteleuropäische Zeitungen lesen, die am meisten interessirt sind bei den Machtstellungen der Zukunft, ohne daß man England auch nur in den Kreis ihrer Berechnung kommen sähe. Sie fragen: wie wird Rußland, wie wird Frankreich, wie wird Oesterreich, ja sogar wie wird Preußen Stellung nehmen? nur um England fragen sie nicht; sie wissen, was England will, und kümmern sich nicht darum!

Das sind Thatsachen. Sie beweisen nicht nur, daß die Weltläufe eine Wendung genommen haben, denen England aus eigener Schuld nicht mehr in der bisherigen Weise gewachsen ist, sondern auch daß diese Wendung eine absolut und an sich schon antienglische ist. Die politischen Pietisten in Berlin haben den letztern Umstand völlig übersehen. Es ist in der That ganz gegen ihren Willen, wenn England, das seit der französischen Revolution der vollste Selbstlauter im europäischen Alphabet war, jetzt nur noch ein gewöhnlicher Mitlauter seyn soll. Sie warnten daher so dringend vor der französischen Allianz. Aber welche Wahl hatte England? Sollte es die gefährlichste Macht vis à vis seiner Küste, mit welcher ihm doch keine Lebensfragen nothwendig streitig sind, sich zum unversöhnlichsten Feinde schaffen, und dafür einen Alliirten eintauschen, dessen Heimtücke das erste Axiom europäischer Weltanschauung und mit welchem ihm nicht weniger als ganz Asien streitig ist, ja nothwendig streitig seyn muß? zum Ueberfluß noch einen hungerleiderischen Freund, der überall nur gratis auf Kosten Anderer sich mästen will? Eine andere Wahl aber blieb England nicht mehr übrig, sobald der Czar das Wort „Constantinopel" ernsthaft in den Mund nahm. Czar Nikolaus selbst hat dieß recht wohl gewußt. Eine Allianz Englands mit Frankreich aber hatte er beharrlich für „unnatürlich" und deßhalb unmöglich gehalten. Sie ist es auch an sich, nur ist sie es nicht mehr in dieser Richtung. Englands

Weltstellung ist in der französischen Allianz um namhafte Grade gesunken, aber an und für sich nicht aus seiner Schuld; es war dieß vielmehr sein unabänderliches Verhängniß aus der unermeßlich weitreichenden Orient-Frage. Je mehr der Orient aufsteigt, desto mehr muß England sinken; es ist daher vor Allem Englands Interesse, den Orient im Statusquo niederzuhalten, wie sich bewiesen hat von den Redcliffe'schen Reformprojekten bis zu seiner Opposition gegen die Canalisirung von Suez.

Das unvermeidliche Geschick ward allerdings noch sehr verschlimmert durch eigene Schuld, wie sie sich in den auffallendsten militärischen Mißerfolgen manifestirte. Das Resultat aus Beidem war eine Stellung unter dem erst noch so schroff und gehässig behandelten Alliirten, welche der Advertiser endlich als die „hündische Art" zu bezeichnen wagte, „in der wir den obersten Beamten von Frankreich angewedelt haben." Alles das sah und vernahm die Welt aus englischem Munde selber, und sie fing an, von Englands Niedergang zu sprechen. Nur daß man dieß nicht gleich verstehe als Englands Untergang! Keine Macht hat für die Welt mehr geleistet in Gutem wie im Bösen, keiner Macht wird die Welt allzeit mehr bedürfen als Englands. Es gibt überhaupt nur Eine sogenannte Großmacht, deren Bestehen mindestens als unnütz und deßhalb schon als gemeinschädlich zu erachten ist. Für England dagegen soll besagter Niedergang nur zu moralischer Besserung gereichen. Es bedarf dazu durchaus materieller Nöthigung. Was Englands Namen jedem Recht und Wahrheit Liebenden verhaßt macht, sind die Mittel, durch die es sich auf seiner unnatürlichen Höhe erhält. Es ist seine protestantisch-propagandistische und merkantil-liberalistische Politik. Diese Politik wird fortfahren zu sündigen, solange sie dazu Gelegenheit hat.

Wie solche Gelegenheit endlich entgehen kann, das eben haben die letzten Jahre gezeigt. Das Organ der in Berlin

herrschenden Partei hat nicht umsonst unaufhörlich händeringend lamentirt über das gräßliche Mißverhältniß: das protestantisch-propagandistische England im Bunde mit dem „papistischen Süden". Noch im Nov. v. Js. hat auch the Press, das Organ der fanatisirtesten Tory-Fraktion, unter dem Jubel der „Kreuzzeitung" eindringlichst gepredigt: „in welche unnatürliche Lage dieser Krieg das protestantische und an Institutionen haltende England gebracht, nämlich an die Seite des gegenwärtigen Frankreich und zum Schweigen über das Vorrücken des römischen Kirchenthums". Ganz richtig; der bisherigen englischen Politik waren hier die Flügel beschnitten. Nur insofern sind wir mit Berlin und Disraeli im Widerspruch, als letztere diese protestantisch-propagandistische und merkantil-liberalistische Politik als „Altengland" bezeichnen, während doch Altengland katholisch war oder vom katholischen Erbgute lebte. Das wahre Altengland eben haben Rußland und Frankreich in der Allianz des letztern an jener verabscheuten Politik gerächt. So kräftig gerächt, daß das Organ der Berliner Hofpartei am 5. Nov. v. Js. in schweren Sorgen schwebte, die Guy Fawkes' würden zu London an diesem Tage am Ende gar in russischer Uniform erscheinen. Da die Guy's denn doch wieder als Cardinäle und Päpste auftraten, jauchzte das Organ erleichtert auf: „man ist also dennoch historisch-conservativ geblieben"! Mit andern Worten: die Rache ist noch nicht vollendet; aber so Gott will, hat sich nun auch Nordamerika dem Werke angeschlossen, jener maßlosen Politik den Boden unter den Füßen wegzuziehen und den heilsamen Niedergang auf das Niveau Altenglands zu bewirken.

Die täglichen Geschicke der auswärtigen Politik Englands stehen im innigsten Wechselbezuge zu seiner ganzen innern Gestaltung, mehr als in irgend einem Lande der Fall ist. Denn jede Verantwortlichkeit fällt hier den Parteien zu, welche in der aristokratischen Republik mit monarchischer

Spitze auch alle Macht in Händen haben. Am Schlusse des jüngsten Krieges nun sprachen auch die kühlsten Journale des Continents ihre feste Ueberzeugung aus, daß mit dem Frieden eine neue Entwicklungs-Geschichte Englands beginne, und dort Ereignisse von äußerster Wichtigkeit sich vorbereiteten. Einen thatsächlichen Beweis hatten sie allerdings für diese Ueberzeugung. Nicht die eine oder die andere der aristokratischen Parteien erscheint dießmal als verantwortlich für die auffallenden Mißerfolge, die Whigs oder die Tories, sondern beide, die ganze Aristokratie. Darum äußerte z. B. ein Londoner Arbeiter-Blatt zum Schlusse der Pariser-Conferenz: „wir müssen die moralische Niederlage ausbeuten, welche die regierenden Klassen erlitten haben." Wir wiesen früher schon auf den Grund jener verhängnißvollen Veränderung hin: die herrschenden Parteien sind gänzlich derangirt, es fehlt ihnen an unterscheidenden Principien zur Vertretung. Man kann auf diese Thatsache nicht genug aufmerksam machen; denn nachdem die streitigen Principien fehlen, streitet sich zwischen ihnen nur mehr die ehrgeizige Selbstsucht um die Portefeuilles. Das Faktum selbst stellt auch die Kreuzzeitung nicht in Abrede; die großen Fragen über Protektion oder Freihandel sind längst verstummt, auch die über Parlamentsreform und öffentlichen Unterricht sind nicht mehr streitig zwischen Whigs und Tories; jene haben eine Specialneigung für liberale Bureaukratie, aber auch diese, sagt das genannte Blatt, werden von dem ermattenden englischen Gemeinsinn nicht mehr entflammt; nur den Grundsatz der Staatskirche haben die Tories noch für sich, und diese ist nahezu eine Leiche.

Am auffallendsten aber zeigte sich der Untergang der alten Parteien in principloser Portefeuille-Jägerei an der gegen den Schluß des Krieges mächtig andrängenden Frage: ob Fortsetzung des Kampfes, ob Friede? Es war zweifelhaft, ob die Eine oder die andere Wahl populärer und insbesondere der Bourgeoisie angenehm machen würde. So spalteten sich

die Parteien selber; d. i. nicht etwa die Whigs stimmten für Krieg, die Tories für Frieden und umgekehrt, sondern ein Theil der Whigs erklärte sich für den Frieden, wie Russel und Lansdowne, ein Theil der Tories gleichfalls, wie Disraeli und Stanley; von den beiden Toryblättern predigte die Press Frieden, der Herald Krieg, dabei waren sie gute Freunde, und hielten gegen die Regierung fest zusammen, nur daß diese in der Press einer blinden und zwecklosen Kriegspolitik, im Herald fauler Friedensträume beschuldigt ward. Der schlagendste Beweis, daß es sich zwischen Regierung und Opposition nicht mehr um Systeme, sondern bloß um die Uebervortheilung einer Clique durch die andere handelt! Darum ist aber auch der Mißcredit nicht nur auf eine Partei, sondern auf die ganze herrschende Aristokratie zurückgefallen, mit andern Worten: auf die oligarchische Verfassung selber.

Aus dem nämlichen Grunde vollzogen sich zwei Jahre lang die Geschicke Englands, ohne daß sein eigentlicher Souverain den Mund dazu öffnete: das Parlament. Nicht ein einzigesmal erhob es seine entscheidende Stimme über Ziel und Zweck des Krieges; nie holte die Regierung sein Gutachten über Krieg oder Frieden ein; sie verfügte ganz für sich über diesen wie über jenen bis zum Ende, und die Opposition vermochte noch zu allerletzt nicht zu sagen, daß sie an ihrer Stelle nicht auch so gethan hätte. Eine solche Beiseitesetzung des Parlaments wäre unmöglich, hätten sich nicht die alten Parteien mit Principien in bloße Cliquen mit Privatinteressen verwandelt. Das ist durch den orientalischen Krieg nur recht offenbar geworden. Ein königlicher Prinz hatte beim Ausbruch des Krieges bemerkt, daß den repräsentativen Institutionen eine schwere Probe bevorstehe; und die Probe ist offenkundig nicht gut bestanden. Die Kreuzzeitung lamentirte nicht umsonst während des ganzen Krieges über die Gefahr, welche den „englischen Institutionen" von daher drohe; nur irrte sie, wenn sie diese Gefahr im alliirten Im-

perialismus erblickte; der Wurm sitzt im Innern. Wenn die Bourgeoisie den Krieg unter Anderm wirklich auch deßhalb begünstigte, weil er ein mächtiges Nivellirungs-Instrument war gegen die herrschende Classe, so hat sie in der That klug gerechnet. Und auch insoferne wird die endlich mit Ernst in Angriff genommene Weltmission Nordamerikas das begonnene Werk fortsetzen.

Zu Allem hin hat in der ganzen verhängnißvollen Krisis nicht ein einziges staatsmännisches Genie neu sich auf- und hervorgethan. Man sollte meinen, was noch an staatsmännischem Geiste in England schlummert, müßte jetzt erwacht seyn oder nie; es standen aber nur etliche abenteuernden Raisonnirer auf wie Layard. Daraus dürfte der Schluß erlaubt seyn, daß der Regierungsverstand auf der Insel bereits angefangen hat, ebenso rar zu werden, wie er auf dem Continent schon lange ist; daher wohl auch die neue Uebung, durch „Coalitionen“ sich am Ruder zu halten, oder an's Ruder zu bringen. Ist aber dieser Schluß wirklich gestattet, dann wiegt er hier um so schwerer, in Anbetracht der unübertrefflichen Staatsmänner-Schule, welche England in seinen Institutionen besitzt. Der Umstand wäre aber hier auch um so gefährlicher, als solche Institutionen von eminenten Geistern beherrscht seyn müssen, wenn nicht die Masse eindrängen und sie sprengen soll. Es ist dieß ein Naturgesetz. Mit andern Worten: wo die Mittelmäßigkeit eintritt, da ergreift zunächst die Bourgeoisie das Scepter. Diese Wendung hat man England längst als die nothwendige Folge seiner politischen, diplomatischen, kriegerischen Mißerfolge der letzten Jahre prophezeit. Vor Jahr und Tag, als eben die Bourgeoisie die Administration-Reform-Association wie ein Netz über das Land verbreitete, und diese ihre blitzenden und donnernden Meetings gegen die „regierenden Cliquen“ abhielt, da wähnte man sogar, die Wendung stehe ganz nahe bevor. Statt dessen ist die Bewegung selber wieder verraucht wie

ein Strohfeuer. Aber sie hatte auch nur von einem vorübergehenden Anlaß ihre Ziele genommen. Wie, wenn sie heute oder morgen nicht mehr bloß die Administration, sondern das ganze Regiment den „Cliquen“ zu entreißen sich vornähme? Als sie jüngst wieder ein Lebenszeichen gab, und in der Person des radikalen Herrn Röbuck sich einen neuen Präsidenten wählte, hielt dieser ihr als Hauptfehler vor, sich nicht unmittelbar auf das Parlament geworfen zu haben. Eine mehr als zweideutige Rede!

Mehr noch als diese Wendung in den Institutionen Englands überhaupt gehört die Frage zu den Räthseln der Zukunft: ob die siegende Bourgeoisie sich mit der Aristokratie zu vertragen vermöchte und umgekehrt? Wenn nicht, so käme unfehlbar alsbald eine dritte Macht, um beide zu verschlingen: der arme König Mob. Er hat sich in seinen Wortführern, den Chartisten, seit einem Jahre wieder in fast unheimliche Stille zurückgezogen, aber man weiß doch, er lauert zum Sprung. Auch Graf Montalembert sagt, wie wir später des Näheren sehen werden, eine demokratische Entwicklung für England voraus, aber er glaubt nicht an deren revolutionäre Verirrung. Allein es ist doch nicht zu läugnen, daß eben jetzt alle Schäden der corrumpirtesten Partien der übrigen Welt auch an England hervortreten, mitunter in ungeheuerlichem Maßstabe. Es ist, als wenn der zügellose Egoismus der englischen Politik endlich auch das Privatleben vergifte. In das Credit- und Spekulations-Wesen fallen dann und wann flüchtige Blitze, welche den französischen nichts nachgebende Zustände unter der Decke vermuthen lassen. Wenn man sagt: daß die feigste Species des Mords, der Giftmord, aus purer Gewinnsucht populär zu werden beginne, so sagt man nur, was die englischen Zeitungen selber sagen: Sogar Daily News gestand aus einem bekannten Anlaß: die grauenhaften und fast epidemischen Erscheinungen des Verwandten-Giftmordes im christlichen England erinnerten an

die schlimmsten Zeiten des heidnischen Roms. Damals ward, in der Kreuzzeitung z. B., sogar der Verdacht ausgesprochen, der Tod des Ministers Molesworth, ganz plötzlich am Beginn der Friedensdebatten im Ministerium erfolgt, dürfte auch nicht ganz zufällig seyn. Dazu die eingestandenermaßen unglaubliche Versunkenheit und Vernachlässigung der untersten Volksklassen. Die in den mittlern Schichten mehr und mehr um sich fressende Kirchenscheu und Religionslosigkeit, so daß man bereits an offenen Meetings das Axiom aufstellt: die einzige Religion, welche in Kurzem allein noch eine Mehrheit von Engländern festzuhalten vermögend seyn dürfte, sei der — Unitarianismus. Dieß im „christlichen England"! Indessen gewinnt auch die Theologie immer mehr von deutschen Einflüssen her die Färbung Straußianischer Kritik. Daneben die Staatskirche, mit der die Aristokratie steht oder fällt, und umgekehrt, von allen Seiten verachtet, beneidet und angefeindet, zur Vertheidigung darauf beschränkt, wie der Dachs im Winterschlaf das eigene Fett zu verzehren!

Einen der schlagendsten Beweise für die tiefer und tiefer klaffende Spannung zwischen allem protestantischen Kirchenthum und den englischen Massen, bieten die jetzt von Zeit zu Zeit wiederholten Anstrengungen für und wider das Sabbath-Gesetz. Jenes Kirchenthum hat keinen andern Einfluß mehr auf den Social-Politismus als durch dieses Gesetz. Um so natürlicher, daß es steter Schärfung desselben beflissen ist; andererseits erwächst daraus ein widerlicher ächt jüdischer Rigorismus, gegen den das unbefangen christliche, geschweige denn das unchristliche Gefühl sich empören muß. Ueber den tiefsten Grund der beiderseitigen Verirrung in diesem Punkte entschlüpfte selbst der Allgemeinen Zeitung (vom 14. Februar) die sehr interessante Aeußerung: „diese Pedanterie der Sabbathfeier beweise, daß man bei aller aufgeklärten Scheu vor Pope und Popery keine ächt menschlich schöne Versöhnung und Vermittlung des Geistigen und Materiellen

mehr kenne; wo aber eine Kirche allzu pedantisch die Sitte einschränke, da könne man sicher seyn, daß sie nicht mehr recht an sich selber glaube." Die Partei der „Sabbatharians" besteht nicht nur aus Männern der Staatskirche, sondern Presbyterianer, Puritaner und die Eiferer aller Sekten treffen in ihr zusammen. Sie gerirt sich mit ihrem Princip als das Palladium der englischen Freiheit. Welchen Boden sie aber im Volke hat, beweist nichts besser, als die Haltung des Ministers Benj. Hall gegenüber den jüngsten Verschärfungen des Sabbathgesetzes. Er wußte nichts Populäreres zu thun, als dem Publikum in den Londoner-Parks durch die militärischen Banden Sonntags-Musik machen zu lassen, sobald im Gesetz das Bartscheeren am Sonntag mit strenger Pön belegt ward. Umsonst riefen die Sabbatharians alle Plagen Aegyptens auf den „gottlosen Sabbathschänder" und das ganze Ministerium herab. Erst mußte der Erzbischof von Canterbury selbst intercediren, d. i. das volle Odium auf die Staatskirche hinübernehmen: dann erst schaffte Lord Palmerston die officiellen Musiken ab, welche jetzt auf Subscription fortgesetzt werden. Hr. Hall empfing von den Arbeitern ein Ständchen; er vergalt es mit folgender Enthüllung an öffentlichem Meeting, welche mitten in die ohnehin herrschende Gereiztheit gegen die höheren Klassen hineinfiel: „Was auf die Aufrichtigkeit der Heiligen ein merkwürdiges Licht werfe! man habe ihm das Compromiß vorgeschlagen, die Musik in den fashionablen Kensington-Gardens hingehen zu lassen, wenn er sie nur in Regents- und Viktoria-Park abschaffen wolle; was also hier dem Volke Sünde sei, sei dort den Vornehmen keine Sünde; er wünsche, daß diese charakteristische Zumuthung allgemein bekannt werde." In der That beleuchtet sie die tiefste Ursache der faktischen Stellung jener Kirchenthümer zum Volke, zum armen Volke hell genug.

Ueber Allem nämlich ist der Abstand zwischen Arm und Reich nirgends so ungeheuer wie hier. Man muß immer

wünschen, daß das wahre „Altengland“ nicht für immer verloren sei; aber man kann zweifeln, ob nicht der Durchgang durch continentale und französische Entwicklungen nöthig sei, damit nur die Hauptsache gerettet werde. Jedenfalls scheint es, als wenn die politische Wendung in England auf die allerungünstigste Zeit verschoben sei; denn politische Fragen gehören in unsern Tagen zu den überwundenen Standpunkten, die Fragen, welche überall jetzt ungestüm um Antwort pochen, sind die socialen, und sie sind, das Mindeste gesagt, nicht Englands starke Seite.

Der Publicist muß heutzutage, wo alle Spannungen in das Verhältniß der Eisenbahnen und Telegraphen eingetreten sind, nur immer sorgen, daß er sich vor Ueberraschungen bewahre. Darum ist Vorstehendes an seinem Platze. Indem wir im Uebrigen betrachten, wie der hergebrachten englischen Politik allmählig der Boden unter den Füßen weicht, haben wir es mit vollendeten Thatsachen zu thun. Wenn wir ferner behaupten, daß jeder Abgang nach Außen eine bedenkliche Stockung in den Straßen Londons ergeben muß, welche blitzschnell das ganze Land afficirt: so wiederholen wir den Ausdruck unserer Hoffnung, daß solche Affektionen, weit entfernt zu schaden, nur zu einem naturgemäßen Niedergang führen.

Als im Herbst v. Js. das Ministerium sich zu Maßregeln gegen die französischen Flüchtlinge auf Jersey herbeiließ, war in England das Lamento sehr vernehmlich: „seht, wie unsere Regierung unter napoleonischem Pantoffel steht!“ Der Verlauf der Pariser Conferenz hat dieser Meinung nicht betrahirt. Zwar gab hier Napoleon III. Italien ohne Zweifel auch zu dem Zwecke preis, damit England sich daran erhole. Aber wenn man annimmt, daß die Nicht-Wiederbe-

festigung der Alands-Inseln eben so sehr im Interesse der alliirten Schweden als Englands lag, so hat dieses von seinen specifischen Zwecken nicht Einen erreicht. Disraeli's Press spricht sich scharf aber nicht unrichtig darüber aus: „Ueber jede Andeutung Lord Clarendons, welche irgend etwas die Interessen Oesterreichs oder Rußlands Beeinträchtigendes zu verlangen schien, ging man mit kalter Höflichkeit weg, sobald aber irgend ein Vorschlag gemacht wurde, der England benachtheiligte, griff man ihn gierig auf und erklärte ihn für den Willen der Conferenz." Jenes war wirklich bei allen asiatischen und besonders bei den Fragen wegen der Schwarz-Meer-Küste der Fall; letzteres bei den Propositionen wegen des Seerechts. Sie wurden von Frankreich förmlich octroyirt. Jedenfalls hat damit England die Legislation zur See verloren; die überwiegende Meinung im Lande sprach sich dahin aus, daß das englische See-Primat sich nun überhaupt unter die Interessen der schwächeren Seemächte, namentlich Rußlands, gebeugt habe; Free Press, das Organ der Baumwollen-Lords, urtheilte ohne weiters: mit zehntausend Köpfen vermöchte Clarendon diese Unwürdigkeit nicht zu sühnen. Der Lord selber meinte zwar: die Abschaffung der Kaperei wiege heutzutage Alles auf. Die Seemacht Nordamerika's besteht nämlich vorherrschend in der Fakultät, durch Ausgabe von Kaperbriefen über Nacht die Handelsflotte der Union, welche die englische bereits überwiegt, in eine alle Meere durchschwärmende Kriegsflotte zu verwandeln. Den Yankee's diese Fakultät zu entziehen, wäre allerdings eines Opfers werth gewesen. Allein was Lord Derby damals schon erwiderte, ist jetzt trotz aller, wenigstens ostensiblen, Vorstellungen Frankreichs in Washington bereits gewiß: Amerika schafft die Kaperei nicht ab. Man sagt demnach mit gutem Grund: England habe durch seine gewaltigen Anstrengungen in der französischen Allianz für sich moralisch und materiell weniger als nichts erreicht. Auch bloß das bescheidenste diplomatische Minimum englischer Forderungen

angenommen. Wenn man nun gar die Phantastereien in's Auge faßt, mit welchen sich die öffentliche Meinung so hartnäckig trug: definitive Schwächung und Reducirung Rußlands bis zur Unschädlichkeit, Wiederherstellung Polens und andere Thaten für die „unterdrückten Nationalitäten"!

Doch hätte das Kabinet Palmerston dem Parlament mit Wahrheit sagen können, die Zwecke des Krieges seien wirklich erreicht, wenn nur das Eine zu Stande gekommen wäre: definitive Sicherung der Türkei vor Rußland. Dazu aber ist nichts vorgekehrt, als die willkürliche Annahme der Lebensfähigkeit des Pfortenregiments. Der Pariser Traktat ruht ganz und gar auf dieser Annahme. Niemand hatte zwei Jahre lang dieselbe Annahme hartnäckiger aufrecht erhalten als die englische Presse, „Times" voran; jetzt aber weist Niemand energischer das Gegentheil nach als eben die „Times", indem sie insbesondere den Sultan selbst als eine in der Haremsluft zum Cretin herabgesunkene Puppe behandeln. Wohl vertröstet das Blatt auf die Wunder, welche eben England auf volkswirthschaftlichem Wege in der Türkei wirken werde; allein trotzdem und trotz des Separatsvertrags vom 15. April bleibt immer die Frage übrig: wenn nun aber die Türkei heute oder morgen in sich selbst zusammenstürzt, was dann? Dieser Eventualität gegenüber steht England auf demselben Punkte wie früher, ja es steht schlimmer, ungleich schlimmer. Nicht nur ist Rußland definitiv nicht abgewiesen, sondern der eigene Alliirte hat am Bosporus einen überwiegenden Einfluß gewonnen, welcher der brittischen Politik nicht weniger unleidlich ist als der russische. Man nimmt nicht ohne Grund an, daß der Times-Zorn über Sultan und Türkenthum seine wahre Ursache in der Thatsache habe, daß der Name Napoleon's in Constantinopel jetzt allmächtig und insbesondere der Minister des Auswärtigen, Fuad Effendi, ganz in Frankreichs Händen ist. Aus Alldem schließen wir, daß England sich vielleicht schon morgen wieder vor dieselbe Wahl

gestellt sehen wird wie vor drei Jahren: französische oder russisch-preußische Allianz?

Czar Nikolaus hat Lord Seymour gegenüber das Wort „Constantinopel" höchst unvorsichtig gebraucht und er hat erfahren, daß selbst Aegypten und Candia als Präsent für England jenes schwere Wort nicht aufzuwiegen vermögen. Wie, wenn der neue Czar eine für englische Ohren erträglichere Sprache gelernt hätte? Das Parlament hat deutlich und klar ausgesprochen, daß es sich in der orientalischen Frage für England immer nur um Asien und um den Weg nach Indien handle. Wie, wenn Rußland über die Unverträglichkeit seiner Pläne mit diesen englischen Lebensfragen zu täuschen vermöchte? Wir fragen nur, wir behaupten nichts. Seit den Tagen von Paris sind alle Machtstellungen derangirt und ihre nächste Zukunft bedeckt, Dank der Schlauheit napoleonischer Politik, ägyptische Finsterniß. Nahezu alle Möglichkeiten waren schon auf dem Tapet. Erst entsetzte sich England über die Eventualität einer russisch-französischen Allianz; dann entrüstete sich England über den Anschein einer keimenden französisch-österrreichischen Separatissime-Allianz; jetzt scheint man sich wenigstens in Berlin dem eigenen Ideal näher als je zu wähnen: der englisch-russisch-preußischen Allianz. Man mag dafür noch ganz andere Anzeichen anzuführen haben, als die bevorstehende englisch-preußische Heirath, welche sehr wohl die Dynastien noch enger verbinden könnte, ohne die Kabinete und die Völker einander zu nähern. Offenbar zeigt sich immer deutlicher, wie tief der Conferenz-Stachel im englischen Herzen sitzt. Die Kälte in den englisch-französischen Beziehungen ist mit Händen zu greifen. Die Rivalität am Bosporus wird kaum umhin können, sie zur Erhitzung zu steigern. In Italien begünstigt Napoleon III. sichtlich wenigstens die englischen Gelüste nach Sicilien nicht. Man erinnert sich, daß er ebenso während des Krieges für Asien und speciell für Kars durchaus nichts thun wollte, damit ja England um so

sicherer blamirt würde in den Augen der Perser und aller Asiaten bis weit nach Centralasien hinein, wie auch richtig geschehen. Man beschuldigt „unsern erhabenen Alliirten" sogar schon geheimer Freude an den nordamerikanischen Verlegenheiten Englands. Das Zusammenspiel Frankreichs mit Oesterreich, besonders in den italienischen Dingen, muß in der That bereits eher als Folge denn als Ursache des Zerwürfnisses in der westlichen Allianz erscheinen. Inzwischen rächt sich die englische Presse durch die entsetzlichsten Schilderungen der französischen Zustände, insbesondere der öconomischen und finanziellen. Summa, wenn eines schönen Morgens von Berlin her der Jubel erschallte: „es ist vollbracht das große Werk, der Bund der drei Horte im Norden!" — so brauchte sich Niemand überrascht zu finden.

Noch weniger brauchte dem „papistischen Süden" *) darob zu grauen. Man hat in Berlin selber sehr richtig geurtheilt; vor drei Jahren wären die Chancen des „Bundes der drei Horte" wirklich unberechenbar gewesen. Heute wäre nur mehr das Armuthszeugniß unberechenbar, das England sich damit gäbe. Denn im Uebrigen hat in der vergangenen Krisis Oesterreich ausgeschlafen, Frankreich sich auf sich selbst besonnen; so ist ein Same gesäet und aufgekeimt, zu dessen Zeitigung es wirklich nur mehr einiger Bemühungen Rußlands und Preußens zu bedürfen scheint, damit die Welt der schönsten Frucht des Jahrhunderts theilhaft werde: der französisch-österreichischen Allianz zum Behuf einer principiellen mitteleuropäischen Politik.

Wir brauchen nicht zu wiederholen, wie wenig eben England in den Händen der zwei nordischen Horte auf dem Continent zu beneiden wäre. Ergäbe es sich an die Hinter-Gedanken der czarischen Weltmission, so wäre dieß schon von vornherein ein unbegrenztes Armuthszeugniß, das es sich sel-

*) Um „christlich-germanisch" mit der Kreuzzeitung zu sprechen!

der ausstellte. Denn England spräche damit aus: unsere Stellung in Asien ist nicht mehr haltbar wider Willen, sondern nur mehr durch die Gnade Rußlands. Diese Gnade würde aber solange dauern als ihr entsprechendes russisches Bedürfniß.

Freilich ist England auch hier in der Verlegenheit, daß ihm die russische Feindschaft in Asien ebenso gefährlich ist, als die zweideutige russische Freundschaft wäre. Man hat in der ersten Hälfte des orientalischen Krieges viel von einem Angriff gesprochen, den Rußland vom Norden Indiens her gegen England beabsichtige. Andere läugneten den ganzen Plan oder machten ihn gar lächerlich. Jetzt aber versichern wohlunterrichtete Zeitungen aus St. Petersburg, daß der Czar wirklich eine Expedition nach brittisch Indien beabsichtigt habe, und bereits alle Details festgesetzt gewesen seien. General Perofsky wäre mit seinem Corps von Astrachan mittelst der Kaspi-Meer-Flotte nach der persischen Provinz Ghilen und sofort auf der Straße von Herat nach Kandahar gelangt; gegen Subsidien und Ueberlassung des (brittischen) Pendschab wären die Sirdars von Afghanistan mit 25,000 Reitern, auch die Chane von Chiwa und Bokhara mit 4000 Reitern zugezogen — übrig genug, um den tyrannischen Staat der ostindischen Compagnie in Flammen zu setzen. Nur durch Schwäche und Mißtrauen des persischen Hofes habe sich die Ausführung verzögert, bis Murawieff vor Kars des Perofsky'schen Corps zur Verstärkung bedürftig geworden. Eben durch den Sieg von Kars aber ist Rußlands Ansehen in ganz Asien wieder übermächtig und namentlich Persien, das hochwichtige Vorland von Anglo-Indien, völlig unter czarischem Einfluß. Während der Schah wegen einer unbedeutenden Differenz dem englischen Gesandten keck den Stuhl vor die Thüre setzte, führte Rußland auch noch die Amerikaner am Hofe von Teheran ein und verschaffte ihnen einen Handelstraktat, der die Festsetzung amerikanischer Kriegsschiffe im persischen Golf zur

nothwendigen Folge haben muß. Zugleich griff der sonst so hinfällige Schah mit bewaffneter Hand nach dem wichtigen Lande Herat, trotz der drohenden Stellung des Chan Dost Mohamed von Kabul, des Fürsten der mächtigen Afghanen, der in der jüngsten Krisis auf Englands Seite stand, aber wie es scheint, erst seitdem die Expedition Perofsky's vereitelt ward.

Es sind dieß dunkle ferne Wetterzeichen, über die man durchaus im Unklaren ist, außer daß von Zeit zu Zeit ihre Richtung nach dem Ganges und nach der Themse hin erkennbar wird. Jedenfalls scheinen sie zu beweisen, daß es nur von dem Czarenwillen abhängt, England seine Macht und seinen Einfluß in Asien fühlen zu lassen. Dagegen wird die Stellung Englands in Indien schon dadurch immer schwächer, daß es um ihrer eigenen Erhaltung willen gezwungen ist, weiter und weiter um sich zu greifen, Königreich um Königreich zu verschlingen. Von den Mitteln, mit welchen dann seine asiatische Herrschaft erhalten wird, vernimmt Europa neuestens mehr als je haarsträubende Daten. Lauter Umstände, welche täglich glaublicher erscheinen lassen, daß auch die großen „asiatischen Fragen" schon auf dem Wege zur Formulirung seien. Sie sind im vorigen Winter auch in Paris bereits zur Sprache gekommen, und zwar in sehr bezeichnender Weise. Der unbequemste Nachbar der Engländer in Indien ist der Birmanen-König von Ava, sein tapferer Generalissimus und Hofdiplomat ein emigrirter französischer Legitimist, General d'Orgoni. Von England bei dem „erhabenen Alliirten" verklagt, kam d'Orgoni im vorigen Winter nach Paris, wo er über den Bestand der englischen Herrschaft in Indien unter Anderm äußerte: „England habe von den Eingebornen wenig zu fürchten, aber die Gewalt der Dinge werde Rußland früher oder später dahin bringen, England in seinen Besitzungen in Asien anzugreifen und es bedürfte nur eines russischen Heeres von 30,000 Mann, um die Engländer aus Indien zu vertreiben, denn bei dem An-

blick eines russischen Heeres würden sich alle eingebornen Völkerschaften gegen das englische Joch erheben".

D'Orgoni ward von Napoleon III. nicht nur nicht nach dem Wunsch des Alliirten gemaßregelt, sondern auch mit Auszeichnung nach Birma zurückgesendet *). Dieser Vorgang dürfte zugleich ein Streiflicht auf die Situation werfen, aus welcher ein Zug in der neuesten Politik Englands, den man sonst entweder für unbegreiflich hält oder bloß aus gemeinem Krämer-Neid zu erklären weiß, nur allzu leicht sich deuten ließe. Ich meine die hartnäckige Opposition Englands gegen die Canalisirung von Suez. Schwerlich war es die Furcht vor französischer und österreichischer Handels-Concurrenz allein, was England bewog, lieber den Umweg um den ganzen Welttheil Afrika festhalten, als den geraden Weg von Gibraltar nach Bombay eröffnen lassen zu wollen. Das Hauptmotiv war wohl die Scheu, Ostindien in so nahe und bequeme Berührung mit den andern Seemächten zu bringen. Wenn andererseits jetzt die englische Opposition gegen den Suez-Canal wirklich aufgegeben ist, so hat ohne Zweifel die nordamerikanische Perspektive das Meiste dazu beigetragen. Denn nur durch Näherbringung Indiens kann England sich einigermaßen von seiner Gebundenheit an die Rohprodukte Amerika's emancipiren, und ohne den Suez-Canal erfreut sich der Yankee von Californien aus, und auf den Fall der projektirten Durchstechung des Isthmus von Panama auch von Newyork aus, näherer Fahrt nach Calcutta, als der englische Herr des Landes.

So unermeßlich und doch fast plötzlich breiten sich jetzt die Beziehungen der Großmächte-Politik in die weitesten Fernen aus. Wie klein erscheint die Zeit vor dreißig und fünfzig Jahren gegen die grandiosen Dimensionen der heutigen,

*) So berichtet ein Bekannter des Generals, Kreuzzeitung 1856. Nr. 17. Beilage.

einer Zeit, wo man in England allen Ernstes eine Eisenbahn von Constantinopel und Skutari an den persischen Golf, wenn nicht durch Persien geradeaus nach Indien bespricht, in St. Petersburg aber gar eine Eisenbahn von der Ostsee bis zu der Amurmündung an der Nordspitze des japanesischen Meeres! Natürlich, daß in demselben Maße die Verwicklungen wachsen. Ueberschauen wir aber ihr riesiges Gebiet, so stößt uns noch Eine Thatsache eigenthümlich auf. Rußland ist außer Europa am wenigsten genirt und hat Eine Richtung ganz frei. Mitten im Kriege und während es sich widerwillig zur Rückgabe von ein paar bessarabischen Quadratmeilen verurtheilen ließ, entriß Rußland der chinesischen Suzerainetät ein Gebiet von höchster Wichtigkeit, so groß wie England und Frankreich zusammen, das kostbare Amurland, und in Europa krähte kein Hahn darnach. Dagegen gewinnt England nichts, als die gefährliche Ausdehnung in Indien, ja es stößt mit seinen alten Rechten überall an und sieht — sie alle bedroht. Kurz, es gibt kein Land in Europa, dessen Zukunft unsicherer und gefährdeter wäre, das verwickeltere und peinlichere Fragen vor sich hätte, als jetzt England. Wir sehen darin billig den Finger Gottes!

Um das Maß der englischen Verlegenheiten voll zu machen, mußte auch noch die Yankee-Politik ihre Maske abwerfen. Man könnte wirklich meinen, es wären russische Intriguen unter der Decke thätig gewesen, so genau knüpfte sich der Anfang der westlichen Krisis an den ersten Abschnitt der östlichen. Auch spricht man noch immer von den intimsten Beziehungen beider Mächte, und abgesehen von ihrem gemeinschaftlichen Interesse an der Verwirrung Europa's, ist die Union durch das Ende des Kampfes um den Orient auch mit

überlegener Concurrenz hinsichtlich der europäischen Einwanderung bedroht. Kurz, zugleich mit dem Traktat vom 15. April gelangten die Papiere über die Differenzen mit Nordamerika auf den Tisch des Oberhauses. Es hätte wenig gefehlt, so wären beide Affairen wirklich noch in Eins gefallen. Den 16. Jan. streckte der Czar die Waffen; am 29. Dec. hatte die Kreuzzeitung noch in dickem Vertrauen auf die immer offener hervortretenden Sympathien zwischen Rußland und Nordamerika gedroht: man kenne in England die unberechenbaren Folgen eines wirklichen Bruchs mit der Union, „wenn er noch während dieses Krieges gegen Rußland erfolgte.“

Niemand konnte die hier angedeutete Gefahr verkennen, und doch scheint dem die Haltung Englands direkt zu widersprechen. Denn während des Krieges war sein Ton rechthaberisch, herausfordernd, hochmüthig gegen die Union; nach dem Frieden wurde er nachgiebig, höflich, gelassen, obwohl ihm inzwischen sein Gesandter in Washington kurzweg heimgeschickt worden war. Man hätte das Umgekehrte erwarten sollen. Aber das Auffallende beruht nur auf einem merkwürdigen Schein. Früher nämlich handelte es sich bloß um untergeordnete oder eventuelle Fragen, auch hatten die nordamerikanischen Flibustier damals immer noch Cuba im Auge, dessen Wegnahme nicht nur Spanien, sondern auch Frankreich gegen die Union aufgerufen hätte. Nichts wäre England erwünschter gewesen, daher sein stolzer Muth. Jetzt ist es anders. Die transatlantische Annexations-Politik hat die unklugen Absichten auf Cuba zurückgestellt und sich gleich unmittelbar auf das wichtigste Stück Centralamerika's selbst geworfen. Hier aber steht England allein und zudem mitten in's Herz getroffen. Daher sein herabgestimmter Ton.

Die Streitfragen selbst zerfallen in zwei, oder besser in drei Abtheilungen. Die erste Differenz betraf die Beschwerden der Union gegen den englischen Gesandten wegen der mit Umgehung ihrer Neutralitäts-Gesetze vorgenommenen

Werbungen unter Unions-Angehörigen für den russischen Krieg. Bekanntlich that England an mehreren Punkten Deutschlands ebenso; der deutsche Bund und Preußen steckten die Beleidigung gelassen ein, nicht so die Union. Sie bestand auf der Abberufung des Hrn. Crampton, und als diese unter allerlei Ausreden verweigert ward, griff die Regierung zur Selbsthülfe, und schickte die Schuldigen selber aus dem Lande. Das ließ sich England jetzt gefallen, ohne auch seinerseits dem amerikanischen Gesandten die Pässe zuzustellen; somit ist die erste Differenz, mit Ausnahme der Ehre und Würde der englischen Nation, völlig bereinigt.

Die zweite Differenz ward durch die erste von Neuem wachgerufen; sie ist rein principieller Natur, und betrifft die englischen Besitzungen und Rechte auf centralamerikanischem Boden, mit Namen: die Colonie Belize, die sogenannten Bay-Inseln, deren größte Ruatan ist, und das Protektorat über das Land und den König der Mosquito's. Als im J. 1850 zur Ordnung der Dinge in den Gebieten der Landenge von Panama zwischen England und der Union der sogenannte Clayton-Bulwer-Vertrag geschlossen ward, wurden jene drei Punkte säuberlich umgangen, indem beide Parteien sie stillschweigend subsummirten, aber nicht ausdrücklich benannten. Der Vertrag bestimmte, daß keine Partei „irgend einen Theil von Centralamerika besetze (occupy), befestige, colonisire, noch irgend eine Herrschaft daselbst ergreifen werde.“ Um das Wort occupy dreht sich die ganze Zweideutigkeit. In Washington übersetzte man es mit „besitzen“, gab also dem Vertrag rückwirkende Bedeutung, und verlangte demnach von England gänzlichen Verzicht auf jene drei Punkte. In London übersetzte man occupy mit „Besitz ergreifen“, gestand also dem Vertrag bloß prospektive Bedeutung zu, und wollte von keinem Verzichte wissen.

Trotz aller Animosität ist zu glauben, daß diese Differenzen sich gütlich erledigen werden, wenn auch zum entschie-

denen Nachtheile Englands und unter Durchkreuzung seiner ganzen transatlantischen Politik. Es wird auch nicht des Schiedspruches „gewisser hervorragenden Gelehrten" (Humboldt und Ritter in Berlin) bedürfen, den Amerika sonderbarer Weise, mit Verwerfung des Vorschlags auf einen fürstlichen Spruchmann, in Antrag gebracht hat. England scheint bereits gesonnen, die Bay-Inseln an die Republik Honduras zurückzugeben, wie sie denn in der That erst 1852 englisch gemacht worden („durch ein Versehen der Regierung Lord Derby's", wie Daily News sagen), und auf allen Karten vordem die Farbe von Honduras tragen. Bezüglich des Mosquito-Protektorats spricht man in London bereits von einem Commun-Protektorat. Was aber Belize betrifft, so wird hier die Kette des Nachgebens auch nicht mehr stocken, obwohl hier die Nordamerikaner bis jetzt nur die „von Spanien überkommenen Rechte" zugestehen wollen, worunter wenig oder gar nichts mehr verstanden zu seyn scheint, als das Recht, auf diesem Territorium — Holz zu fällen.

Wenn auch die Union vielleicht noch etwas mit sich markten lassen wird, so wird doch durch jedes Nachgeben Englands seine ganze Machtstellung in Centralamerika und an dem wichtigen Uebergangspunkt vom atlantischen in den stillen Ocean, bei Panama oder San Juan, total zerstört. Es bedarf nur eines Blickes auf die Karte, um die englische Combination auf den ersten Blick zu erkennen. Belize, von den Republiken Yukatan und Guatemala begränzt, bei Gelegenheit vielleicht über diese hin zu einer noch unübersteiglichern Schranke für die südliche Tendenz der Yankee-Politik zu erweitern, sollte die Basis bilden für die brittische Herrschaft über die Mosquito-Küste. Zur Verstärkung der Position dienten die Inseln in der Honduras-Bay, gerade ober der Nordspitze des Mosquito-Landes. Die Gewalt über dieses Land selbst ist von der größten Bedeutung; bei weiter Ausdehnung sumpfig und ungesund ist es an sich wenig

nutzbar; aber es beherrscht die entscheidenden Punkte der Landenge, die es mit seiner Südspitze selber berührt. England hat auch nicht versäumt, das Gebiet bald auf Kosten von Nicaragua, bald von Honduras zu vergrößern. Was diese eifrige Sorgfalt für die Schützlinge eigentlich bedeutete, kann nicht zweifelhaft seyn, wenn man erwägt, was die vielgenannten Mosquito's und ihr Staat in Wahrheit sind. Indianer-Stämme, von der englischen Civilisation beleckt und in Grund und Boden verdorben, ein elendes Lumpengesindel mit einem „König", der sammt seinem ganzen Civil- und Militärstaat von englischen Pensionen und englischem Branntwein lebt, die abgetragenen Kleider brittischer Officiere zur Galla trägt, und am Morgen festlicher Tage baarfuß zum Fluß hinabläuft, um sein königliches Angesicht zu restauriren. Noch unmittelbar vor dem Vertrage von 1850 haben die Engländer für diesen Monarchen eine wichtige Eroberung ausgeführt. Sie überfielen den Hafen San Juan von Nicaragua, um den Costarica und Nicaragua sich stritten, rissen ihn von dieser Republik los, und einverleibten ihn unter dem Namen des „Volkes von Greytown" den Mosquito's. Der Zweck war klar: der Hafen liegt an der Mündung des Flusses San Juan, der aus dem mächtigen Nicaragua-See fließt, wie andererseits aus diesem See ein Canal in's stille Meer führt. San Juan war dadurch der Punkt, welcher die meiste Aussicht hatte, die Verbindung zwischen den beiden Meeren herzustellen, und damit die Achse des amerikanischen Verkehrs, der Schlüssel des amerikanisch-asiatischen Welthandels, das westliche Thor nach Indien zu werden. Darum mußte England sich hier festsetzen. Auch war nichts Anderes als jener Canal des Nicaragua-See's der eigentliche Gegenstand des Vertrags von 1850, der indeß nicht verhinderte, daß die Amerikaner vor zwei Jahren noch ihre Entrüstung an der rasch aufblühenden Stadt Greytown selber ausließen und, während England in der Krim beschäftigt war, unter nichtswerthem Vorwand die Stadt in Brand schoßen.

Aber auch mit dem definitiven Verzicht auf alle diese Vorbereitungen und Pläne wird England noch nicht am Ende des Nachgebens angekommen seyn. Will es den Frieden erhalten, so muß es noch viel mehr thun: es muß nicht nur ruhig zusehen, wie die Union den Vertrag von 1850 völlig zerreißt, es muß in Centralamerika nicht nur aufstehen und fortgehen, sondern auch gestatten, daß sich die Union daselbst sofort niedersetze. Dieß und nichts Anderes ist es, was die Union durch ihre officielle Anerkennung der Eroberung der Republik Nicaragua durch den Flibustier-Häuptling Walker begehrt. Dieser Abenteurer hat bekanntlich die endlosen Kämpfe zwischen den impotenten Parteien, wie sie in jenen fünf kleinen und allen andern seit den zwanziger Jahren (1821 bis 1823) von Spanien losgerissenen central- und südamerikanischen Staaten an der Tagesordnung sind, benützt, um mit einem unter offener Connivenz der Unions-Regierung geworbenen Freibeuter-Haufen der Partei Rivas in Nicaragua gegen die bestehende Regierung zu Hülfe zu kommen, letztere zu stürzen und ihre Partisane blutig zu unterdrücken, den Rivas zur Präsidenten-Puppe zu erheben, und unter diesem Scheine selber der wahre Regent des Landes zu seyn. Die benachbarten Republiken machten ohnmächtige Versuche, die Flibustier zu vertreiben; darauf empfing der Präsident Pierce, nachdem er im December und Februar noch seinen Beistand und officielles Einschreiten gegen die Freibeuter versprochen, in Washington den Gesandten Walkers als legitimen Vertreter Nicaragua's.

Was also die Union den Engländern auf der Mosquito-Küste als Vertrags-Verletzung vorwirft, das thut sie nun in Nicaragua selber; es ist hier wie dort dasselbe Protektorat als Deckmantel eigentlicher Souverainetät. Der Vertrag von 1850 nennt Nicaragua ausdrücklich unter den Gebieten, die keiner von beiden Theilen „besetzen" (occupy) ꝛc. dürfe. Jedenfalls ist es also jetzt die Union, welche den Ver-

trag zerreißt, wenn Walker mit ihrem Willen in Nicaragua England und Mosquito's spielt. Der Vertrag hatte gerade den Zweck zu gebieten, daß weder England noch die Union die Landenge von Panama besitze; Präsident Pierce aber hat den Gedanken der Flibustier-Expedition unumwunden genug ausgesprochen: „der Besitz der Landenge von Panama sei für die Union ebenso wichtig, wie der Besitz der Landenge von Suez für die Handelsvölker der alten Welt.“ Jedenfalls einleuchtender, als sein Versuch einer völkerrechtlichen Begründung der endlichen Anerkennung Rivas', d. i. Walkers!

Wie auf der Seite des atlantischen Meeres die Mosquitoküste, so erstreckt sich längs ihrer Gränze Nicaragua auf der Seite des stillen Meeres bis nach dem Isthmus hinab. Bloß Costarica liegt noch dazwischen. Schon das heiße und ungesunde Klima Nicaragua's wird die Flibustier aus dem Norden zwingen, nach dieser prächtigen und reichen, mit gesundem Klima gesegneten Republik zu greifen, womit das Schicksal der Mosquito's gleichfalls besiegelt wäre. England steht daher auch von dieser Seite nahe daran, von jeder Position in Centralamerika völlig verdrängt zu werden. Für die Union dagegen würde bald die kürzeste Verbindung der volkreichen Ostküste der eigenen Halbinsel mit dem menschenarmen Westen, insbesondere mit Californien eröffnet seyn, sofort mit den wohlgelegenen Sandwich-Inseln, welchen als der trefflichsten Station für die Asia-Fahrt längst der ausgezeichnetste Appetit der Yankee's gilt, endlich mit Indien und mit ganz Asien, durch das, dann ausschließlich amerikanische, stille Meer. Alles, ohne daß England noch ein Wort darein zu sprechen hätte, und mittelst einer Reihe von Unternehmungen, die bisher an dem eifersüchtigen Widerspruch Englands gegen alle centralamerikanischen Projekte der Union gescheitert sind!

Auch noch in nördlicher Richtung hat der Flibustier-Sprung nach Nicaragua seine zukünftige Entwicklung. Denn er führte über das ungeheure Reich von Mexiko hinüber, und

gab dort die beste Basis, von der aus dieses Reich völlig zu umzingeln ist. Texas und Californien sind ihm bereits entrissen; an sich ein grauses Chaos unbändiger Parteien, blutiger Faktionskriege und usurpatorischer Generale, wird Mexiko von Nicaragua nebst Adjacentien und den beiden Meeren aus bald so eingekeilt seyn zwischen den Yankee-Armen, daß ihm der Athem vergeht. Die fast nothwendige Folge des durchgeführten Annexations-Systems im Süden wäre aber die Trennung der Union in zwei Unionen, die südliche und die nördliche, und auch die Folge davon hätte abermals England zu tragen. Die nördliche Union ihrerseits würde es als ihr manifest destiny betrachten, Canada zu haben, und was nordwärts weiter noch zu nehmen der Mühe lohnte. Das wäre endlich die Krone der Monroe-Doktrin. Nach dem Grundsatz, daß Amerika ausschließlich den Amerikanern gehöre, will diese Doktrin wenigstens keinem europäischen Staate mehr eine neue Colonie oder Ausdehnung der alten gestatten; die heute herrschende Partei aber verschärft sie officiell noch dahin, daß auch die bereits bestehenden Colonien wegzunehmen seien, durch das Annexations-System und auf Grund des manifest destiny der Union. Wie lange es dauern wird, bis England diesen Kelch bis auf die Hefe geleert, steht dahin; so viel ist gewiß, daß ihm soeben der erste Trunk gereicht wird.

Wird aber England, von der unterlegenen Partei Nicaragua's bereits zu Hülfe gerufen, auch diesen dritten Differenz-Punkt sammt seinen Consequenzen zum vorhinein gutwillig acceptiren? Wir glauben: ja. Times geben offen zu, ein Krieg mit Nordamerika wäre ein viel ernstlicheres Ding als der gegen Rußland. Denn er würde zugleich gegen den Credit, die Fabriken, den Handel des eigenen Landes geführt. Man zieht selbst Englands militärische Ueberlegenheit in Zweifel, sogar zur See, gestützt auf die Erfahrungen von 1812, wo doch das irländische Element in Nordamerika, aus dem die größten Flottenkapitäne der Union herkamen, noch eine Kleinigkeit betrug gegen jetzt. Wenn aber auch vielleicht die

großen offenen Emporien an der Küste der Union leicht in Brand geschossen würden, so träfe doch jede Kugel die eigenen Bankzettel mit; Bombardement dort, Falliment hier. So hitzig daher die öffentliche Meinung Englands zum Krieg mit Rußland war, so friedfertig ist sie jetzt gegen die Union. Nur die Tories, sagt man, seien kriegslustig. Die Bourgeoisie meine sogar: es sei nur ein Vortheil für Cultur und Handel, wenn die betriebsame Raçe der Yankee's jene ehemals spanischen Städtchen annectire. Man hielt Anfangs einen ernstlichen Bruch mit England auch von Seite der Union für so unglaublich, daß man sich die ganze Erscheinung einfach als Wahlmanöver des Präsidenten Pierce erklärte, der überall als ein aus Selbstsucht zusammengesetzter Plattkopf verschrieen wird, jedoch begriffen habe, daß in der Union nichts populärer mache als ein geharnischtes Auftreten gegen das alte Mutterland. Aber der thatsächlichen Stimmung Englands gegenüber müßte man sich im Gegentheil verwundern, wenn es den Führern der Union nicht bittrer Ernst mit ihrem Vorgehen wäre.

Es fragt sich: mit welchen Gefühlen die alte Welt dieses Vorgehen beobachten, die wahrscheinliche Niederlage Englands betrachten wird? England wünscht natürlich möglichst feindliche Gefühle. Wirklich scheinen die Organe der sogenannten conservativen Parteien sich bereits in große Hitze zu versetzen über die frechen, vertragbrüchigen, rechtslosen Uebergriffe der zügellosen Demokratie der Union, folgerichtig die düstersten Besorgnisse heraufbeschwören zu wollen vor den gefährlichen Einmischungen Nordamerika's, welche Europa hinfort zu erleiden haben würde, und die Katholiken insbesondere dürften geneigt seyn, auch noch durch das specifische Interesse an den glaubensverwandten Bevölkerungen jener mit Annexation bedrohten Staaten sich aufreizen zu lassen. Wir dagegen glauben, daß füglich Jedermann, außer England, den Dingen ruhig und vertrauensvoll zusehen könne.

Allerdings werden die Rückwirkungen auf Europa nicht

ausbleiben, und das Princip der Nichtintervention dürfte keinen langen Bestand mehr haben. Auch ist soviel richtig, daß der Annexationen schließlich kein Ende mehr zu finden seyn möchte. Vernahm man ja sogar im vorigen Jahre, daß der Yankee mit großem Behagen den Demonstrationen einiger vertriebenen Schleswig-Holsteiner gefolgt sei: wie Grönland und Island voll unausgebeuteter Schätze und verkannter Bedeutung, dazu nicht zu Dänemark gehörig, sondern eigentlich amerikanisches Land seien. Um dieselbe Zeit verlautete von dem Projekt, für Amerika eine Insel in der Ostsee, etwas später, auch eine Insel im griechischen Archipel zu erwerben, damit die Union hier direkt an der Orient-Frage sich zu betheiligen, dort dem Czar über Deutschland hinüber die Hände zu bieten vermöge, aus welcher letztern Rücksicht man auch in Berlin das Projekt ganz natürlich gefunden hätte. Daß die nordamerikanische Demokratie auch kein anderes Völker-Recht anerkennt, als den eigenen Willen und Vortheil, ist gleichfalls gewiß. Erst noch im Dec. v. Js. hatte England Gelegenheit, über die liebenswürdige Offenheit sich zu entsetzen, mit der Hr. Marcy diese „gefährliche Lehre“ vortrug — es war in der Note an Dänemark wegen des Sundzolls — durch welche sich die Union in einer Ausnahmstellung über alle völkerrechtlichen Verpflichtungen hinwegsetze. Hr. Marcy hatte geradezu gesagt: alte Verträge, ohne Mitwirkung der jungen Union geschlossen, kümmerten diese nicht.

In Wahrheit darf man stets die rücksichtslosesten und übertriebensten Tendenzen bei der amerikanischen Demokratie als faktisch begründet annehmen. Sie nennt das die „amerikanische Weltmission“. Eben diese Partei aber ist jetzt am Ruder und wird daran bleiben, wie der Ausfall der jüngsten Vorwahlen für die Präsidentschaft beweist. Die „Demokraten“ mit ihrem Candidaten Buchanan sind in großer Majorität; die alten Whigs unter dem Namen der „neuen Republikaner,“ gespalten, in tiefer Minorität. Die Letzteren sind jetzt ausgesprochene Gegner der Annexation und des Grundsatzes:

Macht gibt Recht; die Demokraten dagegen tragen das Princip der Annexation zuoberst auf ihrer Fahne. Buchanan's Programm bekennt sich feierlich zur Monroe-Doktrin, wendet sie ausdrücklich auf den Isthmus von Panama, auf den mexikanischen Golf (resp. Cuba und Hayti) und ganz Centralamerika an; es macht die Sache Walker's einfach zur Sache des amerikanischen Volkes, mit Einem Worte: es proklamirt genau die Politik, welche wir oben als die Consequenz des Vorgehens gegen England und in Nicaragua beschrieben. Eben deshalb, weil die Demokraten die innern Fragen, nämlich die Sklaven-, die Katholiken-, die Nativisten-Frage, als bereinigt ansähen und sich bloß nach Außen wendeten, nennt Buchanan sie die „einzige noch vorhandene conservative Partei im Lande“. Unter Anderm bestimmt das Programm auch: „die Fragen der europäischen Politik erachten wir für ebenso wichtig als die innern“.

Aber vor dieser Einmischung braucht höchstens der englischen Politik zu bangen, daß sie dadurch steter Paralysirung ausgesetzt wäre. Was dann das „Recht“ betrifft, so sehen wir in Nordamerika eigentlich nur Waffenstillstände, die der Egoismus von Zeit zu Zeit mit dem Egoismus geschlossen; sie können gar nicht Gegenstand der Conservirung seyn, weil die unbezwingliche Natur sie immer wieder durchbrechen muß. Alles war bis jetzt in Amerika nur provisorisch. Was endlich die befürchtete demokratische Ueberfluthung angeht, so hat Gott gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Gerade die entschiedene Annexations-Politik trägt das Gegenmittel selber in sich: Sprengung der Union!

Wir stoßen hier auf die merkwürdigste Signatur in der Lage Nordamerika's. Seine ganze Existenz, wie Rußlands ganze Existenz dreht sich um die Sklavenfrage. Eine höchst bedeutungsvolle Thatsache, daß eben für diese beiden Staatenbildungen im neunzehnten Jahrhundert noch die Skla-

venfrage über Tod oder Leben entscheidet*)! Auch die Affaire von Nicaragua kann nur vom Gesichtspunkt der Sklavenfrage aus recht begriffen werden. Die Auseinandersetzung, wie die katholische Kirche diese Frage überall für sich selbst zu kirchlicher Behandlung und Lösung vornahm, gehört nicht hieher; um so weniger als leicht erklärlich ist, wie sie dagegen protestantischerseits, einmal aufgeworfen, nothwendig zur politischen Frage werden mußte. Dazu hängte sich in Nordamerika der äußerste Fanatismus ihr an. Der Norden braucht keine Sklaven und ist daher gegen, der heiße Süden kann großentheils nur mit Afrikanern arbeiten und ist daher für die Sklaverei. Es gibt fanatische Abolitionisten, welche ihr absolutes Verbot verlangen; die gemäßigteren begnügten sich mit dem sogenannten Missouri-Compromiß (1821), das die Sklaverei nur unter einer gewissen geographischen Linie zuließ. Der Süden aber fühlte sich dadurch mehr und mehr überflügelt und besonders gereizt durch die Tendenz des Nordens, überhaupt keinen neuen Sklavenstaat mehr in die Union zuzulassen. Im Jahre 1854 setzte der Süden die sogenannte Nebraska-Bill durch, welche die Frage: ob Sklaverei in einem Gebiete oder nicht? ausschließlich dem Volke des Gebietes, welches Staat der Union werden will, selbst zu entscheiden überläßt. Die Vertheidiger dieses natürlichen Ausweges hießen sich „Demokraten“; Buchanan widmet ihm drei Artikel seines Programms. Indeß hatte sich die Wuth des Nordens gegen den Süden, der Abolitionisten und Freesoiler gegen die Sklavereimänner immer mehr entflammt. Wo hinwieder die Letztern Erstere in Agitation ergriffen, da behandelten sie die Gefangenen als „Brandstifter“. Neuestens hat die Kansasfrage Oel in die Flammen geschüttet. Das Territorium Kansas sollte als Staat aufgenommen werden und sich entscheiden, ob mit oder ohne Sklaverei. Die „Freesoiler“ im Norden bildeten Vereine und bezahlten Tausenden

*) Die Sklaverei ward übrigens den Staaten ursprünglich von England als ihrem Souverain förmlich aufgedrungen. Jetzt stachelt England aus politischen und merkantilen Gründen unausgesetzt die Abolitionisten auf.

von Abolitionisten die Ansiedlung in Kansas, um sich die Stimmenmehrheit zu sichern; als der Süden das vernahm, that er desgleichen, gewann die Oberhand, constituirte die Regierung und erklärte jede Auflehnung gegen den Rechtsbestand der Sklaverei als Criminalverbrechen; die Folge war ein blutiger Conflikt zwischen den Parteien und endlich förmlicher Bürgerkrieg, in dem nun die Truppen der Union mit den Kämpfenden wetteifern in Mord, Brand und Plünderung. Der Norden geräth in furchtbare Aufregung; ein Newyorker Blatt sagt: man könnte meinen, die Union stehe am Vorabend ihres Untergangs. Da kommt noch die Nachricht, daß ein Deputirter aus dem Süden einen Senator aus dem Norden für die Anti-Sklaverei-Rede, die dieser in der Kansas-Debatte gegen einen Senator, den Onkel des Erstern gehalten, im Senatssaal zu Washington angefallen und mit einem dicken Stocke halb todt geschlagen. Der Süden schickt Dankadressen, Ehrengeschenke und einen goldbeschlagenen Stock mit der Inschrift: „ledere ihn noch einmal“! an den Angreifer; der Norden hängt ihn in effigie; auf beiden Seiten überschreitet der Ingrimm alle Grenzen.

Mitten in diese Stimmungen hinein fällt nun die Affaire von Nicaragua und damit für den Norden die Aussicht auf eine lange Reihe neuer Sklavenstaaten zur „Annexation“. Man wird verstehen, warum die „Republikaner“ sich so scharf gegen das Annexations-System nach dem Grundsatz: Macht gibt Recht! erklären. Nicht als wenn sie selber wirklich gegen Annexation und gegen diesen Grundsatz wären, z. B. Canada gegenüber; aber Sklavenstaaten sind nicht zu annectiren! Sie betrachten daher die Sache in Nicaragua als einen furchtbaren vom Süden an ihrer nördlichen Integrität verübten Frevel; denn alle jene Republiken sind Sklavenstaaten und werden es vorerst schon des Klima's wegen bleiben. Diese Verhältnisse nun — stellen sie eine gefährliche Uebermacht der anwachsenden demokratischen Union oder nicht vielmehr eine Trennung derselben in Aussicht, und zwar eine nicht brüderliche? eine Spaltung in die nördliche und die südliche Union?

Die Süd-Union wäre dann überwiegend katholisch, sowie überwiegend aristokratisch. Aber auch abgesehen von dieser gewaltigen Eventualität, hat der Katholik von den Triumphen der Demokraten-Partei zu hoffen, nicht zu fürchten. Schon das Eindringen fremden und kälteren Blutes in jenen centralamerikanischen Staaten ist verhältnißmäßig nur vortheilhaft und auch von seinem Protestantismus gilt dieß. Die hispanische Raçe Amerika's bedarf noch einer strengen gewaltthätigen Schule und damit kann der Norden dienen. Die kirchliche Erziehung derselben ward dereinst durch den großen Frevel Spaniens, die grausame Vertreibung der Jesuiten, in traurigster Weise unterbrochen; kein Theil des ungeheuren Reiches litt mehr unter jenem fluchwürdigen System als Amerika; die Strafe folgte auf dem Fuße, denn die absolutistische Tyrannei des omnipotenten Staates trieb das spanische Amerika zur Rebellion und endlich zum Abfalle. Aber auch dieß Amerika selbst entging der Strafe nicht: es fand seitdem keine wahre Einheit, keine Ruhe, keinen Frieden mehr; endloser Zwiespalt, dann auch blutige Kriege zwischen den einzelnen Staaten, wie unter den Parteien in diesen selber, verwüsteten das Land, corrumpirten die Leute, zerstörten jede staatliche Kraft und Ordnung. Leon, die Hauptstadt von Nicaragua, einst eine prächtige und große Stadt der Paläste, ist jetzt ein verrotteter Flecken voll verlassener Trümmer. In jüngster Zeit wendete sich die selbstmörderische Wuth der Parteien auch noch gegen die kirchliche Autorität; kaum verging ein Jahr, wo man nicht von der einen oder der andern dieser Republiken hörte, daß sie die Jesuiten exilire, die Stiftungen plündere und piemontesische Kirchengesetze erlasse. Somit mußte über kurz oder lang auch noch ihre letzte Stütze fallen. Ohnehin stand zwar der spanische Klerus stets im unbestrittenen Rufe hoher Vortrefflichkeit, aber nicht so der eingeborne. Der Creole, d. i. die Eingebornen von europäischem Blute, hat manche edlen Eigenschaften und übertrifft an persönlicher Sittlichkeit den Yankee weit; aber seine Charakterfehler sind nicht minder groß und erfüllen

ihn mit politischen Untugenden. Dazu kommt das heillose Gesindel der zahlreichen Mischlinge aus Neger- und Indianer-Blut. Bei der natürlichen Macht der klimatischen Einflüsse hätte es für das ganze Volksmaterial langer und ernster Erziehung durch die Kirche bedurft; nachdem sie vorzeitig abgeschnitten ward, ist jetzt das Versäumte in rauherer Weise nachzuholen. Nordamerika wird freilich keine sittlich-religiösen Muster liefern, vielmehr das entschiedenste Gegentheil; aber es hat gute politischen Drillmeister. Erfrischung, Anspornung thut jener eingebornen hispanischen Raçe vor Allem noth und politische Zucht. Es scheint auch, daß nicht gewisse unterliegenden Parteien allein den amerikanischen Einfluß herbeiwünschten. Wenigstens war der Gesandte Walkers nach Washington Pater Vigil, ein geachteter Pfarrer von Leon. Soviel ist sicher und erklärlich, die Creolen Centralamerika's werden unter nordamerikanischer Direktion bessere Katholiken seyn, als zuvor in ihrer unzeitigen, unverdienten und unverstandenen Freiheit. Das Uebrige wird Gott fügen.

Ueberhaupt zeichnet sich die gegenwärtige Physiognomie Nordamerika's durch einen für die Katholiken höchst freundlichen Zug auffallend aus, während im vorigen Jahre noch der Knownothingism sich geberdete, als wenn er sie sammt und sonders verschlingen könne, auch bereits in blutigen mordbrennerischen Gräueln den Anfang dazu machte. Die siegende demokratische Partei ist zugleich die der Katholiken. Bekanntlich beschuldigten die Knownothings den Präsidenten Pierce geradezu, daß er unter dem Einfluß der Jesuiten stehe, und Buchanan's Programm trägt an der Spitze das Anathem gegen die „Nichtswisserei", und zwar ausdrücklich auch in ihrer neuesten „Organisation auf Religionsansichten"; sie ist nämlich nicht mehr so fast gegen die Einwanderung überhaupt, als ausschließlich gegen die Katholiken gerichtet. Namentlich scheint sich aber die Demokraten-Partei des Nordens auf die Katholiken zu stützen. Es gibt nämlich auch dort eine Partei, welche die Sklavenfrage vernünftiger ansieht, vor Allem die Erhaltung der Union anstrebt und sich daher zur

Nebraska-Bill bekannt hat; bei ihrer relativen Schwäche muß ihr die Hülfe der Katholiken sehr werthvoll erscheinen; ihr tüchtigster Staatsmann, Hr. Douglas, hat auch mit großer Aufopferung gegen den Knownothingism gekämpft. Die letztere Partei selbst dagegen ist jetzt so gänzlich derangirt, daß sie nicht weniger als drei oder vier Präsidentschafts-Candidaten aufstellt. Der Blitz der Sklavenfrage ist nämlich auch in den finstern Geheimbund gefahren, und hat ihn drei- oder vierfach gespalten. Die erste Spaltung datirt schon vom vorjährigen Congreß zu Philadelphia, wo einige der mittleren Staaten, namentlich Newyork, sich auf die Seite des Südens und der Nebraska-Bill schlugen. Während die abolitionistischen Knownothings jetzt ihren eigenen Candidaten aufstellten, wollten die letzteren auf einem Congreß zu Newyork das Gleiche thun. Aber Ein Theil derselben fand den andern allzu günstig gesinnt für Ausdehnung der Sklaverei, wodurch eine Trennung erfolgte, und daraus wieder zwei Candidaten. Ein vierter Theil der Knownothings hat sich den „Republikanern" angeschlossen. Zu dieser Partei zählen auch — wie z. B. in der Allg. Zeitung wohl zu verspüren ist — die „gebildeten Deutschen", mit Hecker an der Spitze; d. i. eben jene „gebildeten Deutschen", welche die ursprünglichen Gründer des Knownothingismus in seiner Richtung ausschließlich gegen die Katholiken waren. Ihr Werk hat an ihnen selber Rache genommen und ist jetzt bereits sogut wie vernichtet. Dagegen versieht sich die Demokraten-Partei in ihrem Programm offen der Hoffnung, bald alle Sonderparteien aufzureiben und der Union den alten Frieden zu geben — dieselbe Partei, welche sich als die der nordamerikanischen Katholiken kräftig erwiesen hat gegen ihre blutigen Verfolger!

Wie zuversichtlich hat man den neuesten Ideen, Bewegungen, Erfindungen vor Allem die Mission zugedacht, die alte Kirche zu vernichten. Neue Ideen, Bewegungen, Erfindungen sind jetzt wirklich in Aktivität von China bis Mexiko, von Suez bis Panama, vom Türkenreich bis zur Mosquito-Küste. Wer aber von ihnen mit Niedergang und Untergang bedroht ist, das ist nirgends die alte Kirche, die sich vielmehr von allen großen Eventualitäten begünstigt sieht — sondern es sind's an mehr als einem Punkte ihre grimmigsten Feinde!

XIII.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

Die religiöse Bewegung in den skandinavischen Ländern.

2. Schweden und Norwegen: Kirchenverfassungs- und religiöse Zustände in Schweden überhaupt; Läsare und ihre Behandlung; Ecclesiolae; Läsare'sche Entwicklungsstadien; Baptisten, Mormonen; Norwegen insbesondere; Mormonen-Statistik Skandinaviens.

(Schluß.)

Wir haben sofort die religiöse Bewegung in Schweden und Norwegen für sich und außerhalb ihres Verhältnisses zum lutherischen Territorialismus zu untersuchen. Ihre breiteste Basis ist, wie gesagt, die Opposition der Läsare — innerhalb der Staatskirche. Im Vergleich mit Dänemark tritt uns hier sogleich Eine Eigenthümlichkeit entgegen: während die Bewegung dort die symbolischen Bücher des Protestantismus längst hinter sich hat, dreht sich die eigentliche und ursprüngliche „Leserei" in Schweden immer noch um die dogmatischen Lehrsätze überhaupt und die des Lutherthums insbesondere. Man bezeichnet daher die Läsare ersten Stadiums nicht mit Unrecht auch als „Altlutheraner".

Die Erscheinung der Läsare an sich ist nicht neu. Sie ist gerade so alt als das drückende Gefühl in dem von Ra-

tur vorzüglich frommen Volke Skandinaviens, daß, wie vor Kurzem ein deutscher Protestant sich die Sache selber angesehen, die schwedische Staatskirche in ihren officiellen Organen in eine todte Orthodoxie versunken, oder mit Bewahrung der orthodoxen Formen dem rationalisirenden Geiste verfallen sei*). Nach diesen zwei Richtungen des staatskirchlichen Verfalls haben sich auch zwei besondere Charakterzüge in und an der Läsarei ausgebildet: Eifer für lebendiges Christenthum und argwöhnische Bewachung der reinen Lehre. Bald schlägt die Eine, bald die andere Tendenz mehr vor; man findet die Eine oder die andere wohl auch je für sich. Wo sie beide, wie bei den neuen Lesern, vereinigt sind, da erscheint das Produkt als ein wunderliches Amalgam, wunderlich durch seine specifisch-dogmatische Basis. Wovon nämlich dieses Streben nach Gottseligkeit ausgeht, das ist die Unterlage der lutherischen Rechtfertigungslehre in ihrer schärfsten Fassung. Gerade dadurch empfängt denn auch die leserische Gottseligkeit selbst einen eigenthümlichen, und wegen des auf dieser Basis natürlichen Hanges zur vollen Schwärmerei sehr gefährlichen Charakter. Eben in demselben streng dogmatischen Zug liegt andererseits das unterscheidende Merkmal der schwedischen Leserei gegenüber dem deutschen Pietismus und dem deutschen Herrnhutianismus. Als diese beiden Richtungen in Schweden eindrangen, steifte sich die Staatskirche auf Luther und die Symbole, um den Pietismus als „Werkchristenthum", den Herrnhutianismus als „Gefühlschristenthum" zu verfolgen. Jetzt ist der Spieß umgekehrt: die Läsare vertheidigen das Sola-fide gegen die rationalisirende Moralpredigt der Staatskirche selber. Sie beobachten dabei eine so eiserne Consequenz, daß man schon den ersten Ausgestaltungen ihrer

*) Schmoller's Bericht über die kirchlichen Zustände in Skandinavien und Großbrittannien. Gelzer's protest. Monatsblätter vom Oct. 1854. S. 241.

Richtung von den Jahren 1803 und 1812 glaublich nachsagte: wie sie sogar in der Postille Luthers selbst, welche sie am liebsten zu ihren Vorlesungen benützten, diejenigen Stellen überschlügen, „wo der Reformator kräftig auf das Handeln dringt.“ So entschieden pflegen die Läsare die vom Sola-fide gebotene souveraine „Unmittelbarkeit des Bandes zu Christus“ an sich zu reißen, und mit je ausgeprägterm Bewußtseyn sie dieß thun, desto mehr überragen sie die vorlaufenden Pietisten und Herrnhuter. Die weitere Entwicklung macht sich dann ganz natürlich. Auch der Bauer Erick Jansson z. B. fing im J. 1845 damit an, Luthers Schriften als das reine Evangelium geltend zu machen, und hörte damit auf, daß er und sein Anhang dieselben Schriften Luthers — öffentlich verbrannten *).

Man muß, um die Leserei völlig zu begreifen, durchaus eben ihre Stellung zu der und in der Rechtfertigungslehre in's Auge fassen. Mit der Staatskirche ergibt sich daraus eine doppelte Spannung; denn nicht nur in ihrer rationalisirenden Verrottung erleidet sie die Opposition der Läsare, sondern auch in ihrem normalen Wesen. Dieß ist ja nicht zu übersehen! In Schweden wie überall ist das Sola-fide dem rationalisirenden Geiste ein gerechter Gräuel; wenn aber heute alle Prediger Schwedens ihre vernünftigen Denkgesetze zu Gunsten des Luther'schen Willkür-Dogma's confisciren wollten: so bliebe doch der Hauptanstand immer noch unbewegt. Die Läsare nämlich haben sich der natürlichen Frucht des Sola-fide bemächtigt: der „Unmittelbarkeit des Bandes zu Christus“, der geistlichen Souverainetät des Einzelnen; die Staatskirche dagegen, als ein Schemen und Gespenst der altkatholischen Anstaltlichkeit, ruht auf der Idee der Vermittlung, sie will geistliche Unterthanen, Zöglinge haben.

*) Stäudlein und Tzschirner: Archiv IV, 635. — Knös a. a. O. S. 162.

In diesem Widerstreit, der zugleich eine babylonische Sprach-Verwirrung ist, in der keine Partei mehr die andere versteht, ist das Recht doch ganz entschieden auf Seite der sich souverain fühlenden Läsare. Denn was soll neben dem officiellen Dogma vom Sola-fide die Idee einer vermittelnden Kirche? Ein Beispiel. Unter freudigem Beifall des „Wäktare", der das Organ der orthodoxen Läsare ist, hielt der Missionär Dr. Fjellstedt jüngst Controvers-Predigten gegen die Baptisten und für die Einverleibung in den verklärten Leib Christi als die reale Wirkung der Taufe; zu dem Ende berief er sich auf die Ubiquität des Leibes Christi, und auf die altprotestantische Imputationslehre: „Christus ist unsere Gerechtigkeit, die uns umgibt wie ein Kleid, oder wie das Gold die Bundeslade" *). Unläugbar muß sich hier die Frage aufdrängen: was soll einem solchen unmittelbar in Christo gleichsam Eingeschachtelten eine vermittelnde Kirche?

Doch liegt es andererseits wieder in der ganzen Natur des Nordlands und Nordlandsvolks, daß die schwedische Staatskirche die Idee der „Vermittlung" nicht aufgebe, um so mehr, als diese Idee schon jeder Staatskirche an sich nothwendig mehr oder weniger inhäriren muß. Mit einer uns unerwarteten Klarheit hat soeben der neue Erzbischof von Upsala und Primas von Schweden, Dr. Reuterdahl, in seinem ersten Hirtenbriefe sich darüber ausgesprochen. Dieses in mehr als Einer Beziehung merkwürdige Aktenstück beweist, daß die obige Auseinandersetzung über die Grundverhältnisse der Leserei nicht etwa bloß von uns abstrahirt, sondern thatsächlich vorhanden ist. „Man vergißt", sagt Dr. Reuterdahl, „daß die Kirche eine göttliche Anstalt ist, durch welche ihr heiliger Stifter die geistlichen Schätze, wie sie der Mensch bedarf, gibt und unterhält; ohne bestimmt die Unentbehrlichkeit dieser Schätze zu läugnen, glaubt man doch dieselben

---

*) Journal „Deutschland" vom 24. Oct. 1855 aus dem „Wächter".

aus sich selbst, aus seinem eigenen Innern, welchem man unter verschiedenen Erklärungen mehr oder minder göttliche Natur zueignet, oder auch unmittelbar von Gott herleiten zu können; daher die Geringschätzung der besondern großen Gnadenanstalt, welcher es obliegt, das Wort Gottes rein und unverfälscht zu verkünden, und die Gnadenschätze als eine Wirklichkeit zu handhaben und auszuspenden." Der Erzbischof-Primas konnte unmöglich besser den katholischen Kirchenbegriff dem protestantischen Princip der Unmittelbarkeit gegenüberstellen, als er hiemit thut. Ebenso kurz und gut zeichnet der Prälat sofort die nächste Consequenz des protestantischen Kirchenbegriffs: „Vergessend, daß die Kirche eine göttliche Anstalt ist, macht man gerne sich selbst und einige momentanen Gesinnungsgenossen zur eigentlichen und rechten Kirche, zur Gemeinschaft der Heiligen, und betrachtet alle Andern, als draußen stehend, in Finsterniß und Kälte, in Sünde und Unheiligkeit." Ganz richtig, nicht gleich war uns Etwas so aus dem Herzen gesprochen! Genau auf diesem Wege erwächst dann „der Hang, sich von der Kirche zu trennen", über den der Hr. Erzbischof so tief bekümmert ist, „welcher Hang sich im ganzen Lande, und deßhalb auch im Erzstifte kundgibt"; genau auf diesem Wege hat die schwedische Staatskirche sich die Ecclesiolae der Läsare gegenüber treten sehen!

Auch soviel ist wahr: es gibt keine andere Waffe zu ihrer Ueberwindung, als das Fundamental-Dogma: die Kirche eine göttliche Anstalt." Die Frage ist nur, ob der Erzbischof-Primas von Upsala berechtigt ist, für die schwedische Staats-Kirche diese Waffe zu führen? Enthalten nicht die symbolischen Bücher seiner Kirche das Centraldogma vom Sola-fide? Ist dasselbe nicht absolut unverträglich mit einer Kirche als Anstalt? Fordert es nicht eben die vom Erzbischof verworfene „Unmittelbarkeit von Gott" als nothwendige Consequenz? Kann sich daher ein anderer Kirchenbegriff mit ihm vertra-

gen, als eben der symbolmäßig-protestantische, kraft dessen alle nachfolgenden Geschlechter thun, wie einst die Reformatoren gethan, und „sich selber zur eigentlichen und rechten Kirche machen“; mit andern Worten: kraft dessen nicht die Kirche zum Christen macht, sondern die Christen die Kirche? Kurz, der Hr. Erzbischof dürfte im Kampfe gegen die Läsare das eigene protestantische Princip ganz und gar gegen sich haben. Wenn die Läsare nun erst auftreten und fragen: wie hat diese Staatskirche qua „göttliche Anstalt“ sich bewährt? Der Hr. Erzbischof verwahrt sich freilich gegen die sektirerische Kritelei, „als wären Fehler und Schwachheiten nicht unzertrennlich von jeder menschlichen Gesellschaft, oder als wären die kleinen Gemeinden, die ausschließlich als die Gemeinschaft der Heiligen gelten wollen, selbst davon frei?“ Allein es handelt sich hier nicht von Menschen und erdgebornen Dienern der Kirche, sondern es handelt sich von der „Kirche als einer göttlichen Anstalt“ selber und an sich. Es fragt sich, ob sie ihre Aufgabe erfüllt habe und erfülle? Gnadenmittel und reine Lehre unversehrt bewahren, treu verwalten, eifrig anwenden zur Erziehung der Menschheit: das muß Aufgabe der Kirche als göttlicher Anstalt seyn. Wie ist die schwedische Staatskirche dieser Aufgabe nachgekommen? Es ist ominös, daß der erzbischöfliche Hirtenbrief selber gestehen muß, „der Hang, sich von der Kirche zu trennen“, habe seinen Grund nicht bloß in dem Dünkel des verirrten Volkes, sondern auch noch auf einer andern Seite, wo man derlei geistiges Bedürfniß mißverstehe und mißachte. „Man versteht nicht, daß das Individuum etwas Anderes bedürfen könne, als weltliches und zeitliches Gut; alle andern Bedürfnisse gelten als Einbildung, Selbstbetrug, ja als Verstellung und Heuchelei, und alle Bemühungen nach Befriedigung ähnlicher Bedürfnisse gelten als Leserei.“ Ohne Zweifel etwas stark von einer Kirche als „göttlicher Anstalt“!

Die Läsare wollen nicht mehr sagen, als was der Erz-

bischof-Primas selber sagt, wenn sie behaupten: die officielle Kirche sei gänzlich verweltlicht. Daß diese Kirche ganz und gar in den Staat aufgegangen ist, mag allerdings dem Nordlandsvolk im Princip nicht so schmerzlich auffallen, da ihm kaum ein historisches Andenken vom Gegentheil naheliegt. Daß aber die Kirche in dieser Verbindung sich ganz und gar abbringen ließ von ihrer Aufgabe, Lehre und Gnaden-Mittel rein zu bewahren: das ist die Grundanschauung der Läsare. Was Wunder, wenn sie daraus schließen: diese Kirche ist **nicht** eine göttliche Anstalt.

Auch die äußerliche Erscheinung belehrt nicht eines Andern. Der geistliche Stand in Schweden hat zwar den altkatholischen Namen „Priester" beibehalten, aber seine Stellung beweist nur das Gegentheil von göttlicher Stiftung; er ist mehr eine staatliche Versorgungsanstalt. Patrocinirte Officiere, verdienstvolle Gelehrte werden durch königliche Gnade mit den besten Pfründen versehen und ohne weiters ordinirt; sie lassen dann die Aemter selbst für wahre Hungerlöhne von Vicaren verwalten, deren theologische Bildung dem Maße ihres Honorars entspricht. Die Bischofsstühle werden gleichfalls nicht nach kirchlichen, sondern nach politischen Rücksichten besetzt; um geistliche Studien fragt man bei dem Candidaten nicht; er mag auch bloß Dichter, Botaniker &c. seyn, wenn er nur im Reichstag an seinem Platze ist. Als Dr. Reuterdahl jüngst den erzbischöflichen Stuhl von Upsala erlangte, charakterisirte ihn die Presse, welche in Schweden völlig frei ist, wie folgt: „ein politischer Hierarch statt eines evangelischen Bischofs, ein Schrecken betrübter Seelen statt ein Tröster derselben, das verkörperte Bild der schlechtesten Eigenschaften unserer Kirche: Unverträglichkeit, Verweltlichung, Hochmuth, Selbstrechtfertigung." Die leserischen Bauern werfen dem Erzbischof noch überdieß sein Eifern für die Freimaurerei vor. Warum denn, sagen sie, ihnen ihre Sonder-Kirche nicht erlaubt seyn solle, da der Erzbischof selbst neben

oder über seiner Kirche als göttlicher Anstalt noch einer andern Anstalt pflege, die unter dem Schleier des Geheimnisses gleichfalls die höchsten Interessen der Menschheit zu besorgen vorgebe, und in ihren Logen ebenfalls einen, noch dazu ganz dem katholischen ähnlichen, Gottesdienst feiere. Wie eine anstaltliche Kirche mit einer solchen geheimen Anstalt Hand in Hand gehen kann, ist für den einfachen Verstand freilich nicht abzusehen. Als nun aber die confessionelle Partei in Preußen ihren Sturm auf die dortige Freimaurerei ausführte, beriefen sich die Vertheidiger des Geheimbundes gerade auf Schweden, wo „der König gleichfalls Protektor der Logen sei, und sich kaum ein einziger höherer Kirchenbeamte finde, der nicht Mitglied der Logen wäre." Selbst das radikale „Aftonblad" fand sich schon darüber skandalisirt, wie die Geistlichen die geheime Logenbruderschaft zu Gunst und Förderung für sich benützten, namentlich bei dem Kronprinzen, der für die Maurerei auf's Höchste enthusiasmirt sei. Wie jene „höheren Kirchenbeamten" sodann den geistlichen Stand nach Unten fortpflanzen, läßt sich leicht ermessen. Dasselbe „Aftonblad" bespricht öffentlich gewisse Prädikanten-Examina, die sehr schlecht bestanden, aber doch mit einer guten Note gekrönt worden, „weil die Frau Bischöfin und die Fräulein Gouvernante es so gewollt." Aber „die Kirche ist eine göttliche Anstalt" — sagt der Erzbischof von Upsala*)!

Unter diesen Umständen begreift sich, wie der schwedische Zweig der Evangelical Alliance die anwachsende religiöse Opposition als ein glückseliges Erwachen aus kirchlichem Todesschlaf charakterisiren konnte: „die Zahl der lebendigen Christen mehrt sich, selbst an den Universitäten gewinnt Gottes Wort Freunde, wo sich bisher die größte Abneigung ge-

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 10. Nov. 1853; Journal „Deutschland" vom 5. und 23. März, 3. Juni 1856; vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 36. S. 213 ff.

gen das Evangelium kundgegeben hatte, in Upsala haben sich zwanzig Studirende die Hand darauf gegeben, dem Herrn zu dienen." Es fehlte nicht an Stimmen, welche der Kirche riethen, der Bewegung sich zu bemächtigen, indem sie selber an die Spitze trete; eine vom vorigen Primas nach Upsala berufene Conferenz konnte nicht läugnen, daß „ein Geist des lebendigen Christenthums sich mehr und mehr über das ganze Land ausbreite", daß insbesondere die Conventikel des reisenden Laienpredigers Ahnfeldt ungemein beliebt seien beim Volke 2c.; sie rieth daher, die Kirche solle die Laien selber zur Beihülfe in der Seelsorge herbeiziehen, die Geistlichen selbst in die Conventikel einzuführen und diese so zu überwachen suchen. Allein der kluge Rath scheiterte an dem Einen Umstande, daß eben die zur Gottseligkeit Erweckten selber von der Staatskirche und ihrer Einmischung nichts wissen wollten. Fast überall nämlich war gleichzeitig das Element der dogmatisch-orthodoxen Opposition hinzugetreten, welche die „Erweckten" mit dem tiefsten Mißtrauen und Widerwillen gegen die Kirche erfüllte, weil dieselbe von ihrer ganzen Aufgabe, Lehre und Sakramente rein zu erhalten, abgefallen sei. Jedenfalls — so verlangten auch die gemäßigtsten Läsare — müsse die Kirche erst Reu und Leid machen und ihre thätige Besserung dadurch beweisen, daß sie ihre „neuen Bücher" abthue, ehe man ihr wieder vertrauen könne. Sicherlich eine mißliche Zumuthung für die Kirche, welche „eine göttliche Anstalt" seyn soll *)!

Um diese „neuen Bücher" also drehte sich ursprünglich die Opposition der Läsare. Man versteht darunter die im J. 1809, zugleich mit der neuen „Regierungsform", vom Reichstag der Kirche oktroyirten modernisirten Kirchenbücher: Agende, Gesang-Buch, Katechismus. Es ist eine zugestandene Sache, daß in diesen heiligen Codices „aus Connivenz gegen den Zeitgeist manche

---

*) Vgl. Darmst. K.-Z. vom 19. Nov. 1853.

kirchlichen Lehren etwas abgeschwächt sind", obwohl sie keineswegs mit den in Deutschland um jene Zeit entstandenen rationalistischen Liturgien, Gesangbüchern ꝛc. zu vergleichen seien. Als die Fakultät zu Upsala 1852 über die Leserei ein Gutachten abgab, mißbilligte sie zwar auf's tiefste das Unterfangen der Läsare, sich vermöge ihres allgemeinen Priesterthums gleich eigene Priester aufzustellen, aber sie gestand, daß jene Kirchenbücher „von dem Einfluß des Zeitgeistes nicht frei seien, welcher zur Zeit der Umarbeitung der alten Kirchenbücher das westliche Europa beherrscht habe"*). Die Läsare nun verlangen die Restitution der alten Agende, des alten Gesangbuchs, des alten Katechismus, der altkatholischen unbedingten Absolution, des Exorcismus bei der Taufe ꝛc. In der Staatskirche selbst entstanden darüber verschiedene Parteien: die Einen bevorworten die Rückkehr zu den alten Büchern, die Andern geben vor, daß die Ehre der Kirche das Beharren bei den neuen fordere, die Dritten wollen eine abermalige Revision der Agende und des Katechismus; letztere überwiegen am Reichstage. Um so mehr aber wächst die Spannung mit den Läsaren. Sie trauen dem Prediger auf der Kanzel nicht mehr, noch irgendwelchen theologischen Schriften neuerer Zeit. Wie die nordschwedischen Läsare von 1803 bis 1812 bald selbst der Postille Tälleson's nicht mehr glaubten, weil sie „die Lehre vom Glauben durch unstatthaftes Dringen auf Handlungen verkehre"; wie sie behaupteten, „in der Kirche könne man nichts lernen, und nur des Sündenbekenntnisses wegen gingen sie hinein"; wie sie „die Geistlichen Teufel nannten und Teufel, die ihnen zuhörten"; wie sie dafür von Bauern aus Luthers Postille und ähnlichen Quellen sich vorlesen ließen: so machen die neuen Läsare seit 1845 es wieder, nur daß der Umfang ihrer dogmatischen Opposition sich erweitert hat. Sie suchen sich die Wahrheit sel-

*) Schmoller a. a. O.; Freimüthige Sachsenzeitung vom 16. Juli 1853.

der, indem sie die Bibel, die schwedische Uebersetzung der Concordienformel, die Schriften, namentlich die Postillen Luthers, die Andachtsbücher von Arndt, Spener, Fresenius, Roos ꝛc. lesen oder sich vorlesen lassen. Von diesem Selbstlesen trägt die Richtung ihren Namen: „Läsare“ oder „Leser“. Uebrigens ist dieses „Lesen“ statt der Predigt in Schweden an sich um so weniger auffallend, als dort die Prediger selbst auf der Kanzel sich gewöhnlich eines Concepts bedienen.

Anfänglich waren die Leser meist stille, auch den Sakramenten der Staatskirche nicht entfremdete Leute. So wie aber die Opposition gegen die „neuen Bücher“ sich verschärfte, mußte namentlich auch ihr Verhalten zu den Gnadenmitteln der Staatskirche ein anderes werden. Dieß war der zweite Schritt in Ausbildung der Leserei. Weil es ihnen „ebenso unmöglich sei, eine unevangelische Ansprache mit anzuhören, als die rationalistische Absolution im Formularbuch“, deßhalb enthielten sich die Leser der staatskirchlichen Beichte. Weil die neuen Bücher eine durchaus unevangelische Form des Abendmahls vorschrieben und die Leser „Christi Mahl nach seiner Einsetzung feiern wollen“, deßhalb bestellen sie Leute aus ihrer Mitte, Laien, Bauern, Bauernknechte, die ihnen das Abendmahl „nach dem alten Formularbuch“ spenden. Weil die neue Agende den Exorcismus ausschließt, deßhalb taufen sie ihre Kinder selbst oder lassen sie durch andere Laien taufen nach dem alten Ritual. Die staatskirchen-polizeilichen Verfolgungen in Anwendung des Conventikel-Gesetzes mußten nothwendig noch mehr zu selbstständiger Constituirung anspornen. Die schwedische Alliance drückt sich in folgender bezeichnenden Weise aus: „Die evangelisch Gesinnten bestimmten sich, die Gefangenschaft in der Staatskirche zu verlassen, sich selber Lehrer zu wählen und diese durch Handauflegung zur Verwaltung des Worts und der Sakramente zu ordiniren.“

Die „evangelisch Gesinnten“! Das heißt: diese Läsare bekennen sich zu derselben Lehre, zu welcher auch die Staats-

Kirche in den symbolischen Normen des Lutherthums eidlich verpflichtet. Der Streit dreht sich nur um die Thatsache, daß die officielle Kirche diese Normen durch ihre „neuen Bücher“ und ihre Praxis hinterrücks wieder umgeht. Der vorige Erz-Bischof von Upsala, Dr. Holmström, bemerkte in seinem Antwortschreiben auf die Intercession der „evangelischen Union“ Frankreichs insofern ganz richtig: die Läsare hätten gar nicht einmal besondere Dogmen, wenigstens nur ein paar unwesentliche, dennoch hätten sie nun ein Schisma gemacht, „ja es falle ihnen ein, sich eigene, meist ganz unwissende Prediger zu wählen, die Lehre der Reichskirche eine teuflische zu nennen, und sich von den ex officio berufenen Geistlichen weder trauen noch ihre Kinder von ihnen einsegnen lassen zu wollen.“ Auf diesen Standpunkt ist fast die ganze Leserei vorgerückt, seitdem die pietistische Zeitschrift „Evangelisten“ im J. 1850 zuerst die Conventikel zu Orsa in Dalekarlien überzeugt hatte, daß die „neuen Bücher“ ganz vom rechten Glauben abgefallen seien. Bald wählten sich die Läsare von Provinz zu Provinz, Westerbotten voran wie im Anfang des Jahrhunderts, eigene Prediger aus ihrer Mitte. Das war offener Separatismus oder Ungehorsam, wie die Staatskirche sagte; es sei „allgemeines Priesterthum“, sagten die Läsare. Eigentlich läugnet auch kein unbefangener schwedischer Theologe, daß die Frage um Behandlung dieser Laienprediger die allerschwierigste sei, offenbar, weil man doch selbst kein rechtes Vertrauen zu dem Satze hat: „die schwedische Kirche ist eine göttliche Anstalt“*).

Nichts ist klarer als der Entwicklungsgang, den die Leserei von hier aus weiter nehmen mußte. Es ist allerdings richtig, daß einzelne Fraktionen auf diesem Stadium stehen blieben, und

*) Stäudlin und Tzschirner: Archiv. IV, 629. 631. 641. — Knös a. a. O. S. 160 ff. — Bericht der schwedischen Allianz in der Darmst. K.-Z. vom 19. Nov. 1853. — Berliner Protest. K.-Z. vom 9. Sept. 1854.

zwar in jeder der zwei Tendenzen der großen Bewegung. Erstens in der dogmatisch-orthodoxen. Der schwedische Allianz-Bericht spricht ausdrücklich von „den vor vier oder fünf Jahren aus der Staatskirche ausgeschiedenen freien evangelisch-lutherischen Gemeinden in Norrland", die trotz der andauernden Verfolgungen an Zahl und Stärke zunähmen. Zweitens mochten einzelne Bruchtheile der Partei von der praktischen Gottseligkeit immer noch in Geduld auf ernstliche Besserung der Staatskirche selber warten. Dieß scheint namentlich da der Fall gewesen zu seyn, wo der ordentliche Pastor oder Prediger selbst den Impuls zur Erweckung gegeben und, wie Knös sich ausdrückt, eine Ecclesiola um sich gesammelt hatte. Um so schlimmer fiel dann freilich auch die Sache eben an solchen Orten in dem Falle aus, daß an die Stelle des erweckten Predigers ein aufgeklärter, rationalisirender kam, der „eine selbstgerechte Moral und besonders die von den Lesern überall ganz entschieden verabscheute Lehre der Werkheiligkeit predigte" *). Ueberhaupt leuchtet ein, daß eben die Seite der Leserei, nach welcher sie ein Eifern für praktische Gottseligkeit ist, und zwar auf Grundlage des Sola-fide und der „Unmittelbarkeit des Bandes zu Christus", nothwendig zu consequenter Entwicklung des Wesens der Ecclesiola treiben mußte. Daß der Conventikel gegenüber der erstorbenen und abgefallenen Staatskirche zur eigentlichen activen Ecclesiola wurde, lag sehr nahe. Die Ecclesiola ist die wirklich gläubige Minorität, ausgeschieden aus der todten kirchlichen Masse zur Bethätigung des allgemeinen Priesterthums über sie. Gibt die Ecclesiola sich kraft dieses allgemeinen Priesterthums auch gleich selber ein eigenes geistliches Haupt, so ist offenbar eine sichtbare Gemeinde der Heiligen constituirt. So geschieht auf die einfachste und natürlichste Weise, was der Primas von Schweden so schmerzlich beklagt: „man macht sich selbst und

---

*) Knös a. a. O. S. 161.

einige momentanen Gesinnungsgenossen zur eigentlichen und rechten Kirche"; so entstehen jene „kleinen Gemeinden, die ausschließlich als die Gemeinde der Heiligen gelten wollen."

Dieser Standpunkt ist schon rein und klar der baptistische; die Leserei auf diesem Stadium ist principiell die baptistische Kirche von Unten, der Baptismus in Schweden nichts Anderes als das dritte Entwicklungsmoment der pietistisch-orthodoxen Opposition gegen die „neuen Bücher." Insoferne nämlich diese Opposition in der Gemeinschaft, als Gemeinde sich entwickelt. Denn sie hat auch eine Progression im Einzelnen. Die vom Sola-fide bewirkte „Unmittelbarkeit des Bandes zu Christus" kann sich auch im Einzelnen, in seiner Geschiedenheit von der Gemeinde, ausbilden und dann führt sie zur vollen Schwärmerei mit Privat-Inspiration und antinomistischer Sündlosigkeit. Beide Monstruositäten hat die schwedische Leserei in reichem Maße aus sich ausgeboren. Trotz des gemeinsamen Ursprungs aus der „Unmittelbarkeit" des Sola-fide muß man die beiden doch vorsichtig auseinanderhalten, wenn nicht die schwedische Kirchengestalt ganz in ein wüstes Chaos verschwimmen soll.

Im schwedischen Sektenwesen überwiegt ebenso der Baptismus, wie im dänischen der Mormonismus. Die Ursache davon liegt in dem specifisch schwedischen Gebilde der Leserei. In Dänemark existirt keine Staatskirche mehr mit dem gespenstischen Schein göttlicher Anstaltlichkeit, die im Widerspruch zu ihrer beschworenen Glaubensnorm rationalisirende Kirchenbücher aufrecht erhält. Es ist daher auch in Dänemark kein Anlaß zu einer compakten Opposition, die erst noch die Bildung der symbolmäßigen Kirche auf der Grundlage des allgemeinen Priesterthums zu versuchen hätte. Die Entwicklung geht darum in Dänemark viel unmittelbarer vor sich und eben deßwegen rascher dem Mormonismus zu, sie verweilt dagegen in Schweden mehr auf dem Stadium des Baptismus. Die baptistische Grundtendenz klang schon in der frühesten

Leserei am Anfang des Jahrhunderts durch; „man solle sich zu dem kleinern Haufen der Kinder Gottes halten, nicht zu der großen Kirche" — so lehrten damals ihre Bauernprediger. Es bedurfte nur geringer Anstrengungen fremder Baptisten-Missionäre, namentlich der amerikanischen in Hamburg, um inmitten der Leserei das klare Bewußtseyn zu erwecken, daß es sich jetzt um Herstellung der wahren Kirche, d. i. um Sichtbarmachung der unsichtbaren Gemeinde der Heiligen handle. Bald thaten sich unzweifelhafte „Kinder Gottes" in Masse hervor und empfingen die Besiegelung der zweiten Taufe *).

Für die ungemeinen Erfolge der Täuferei in Schweden gibt es keinen bessern Beweis, als das Bestreben der Staats-Kirche, die Sache möglichst zu ignoriren, obwohl in Stockholm selbst zwei Baptistenprediger wirken, bei nächtlicher Weile mitten in der Stadt am Mälar-See taufen, und sogar ein eigenes Grundstück angekauft haben sollen. Wenigstens sucht die Staatskirche möglichst milde zu strafen. Statt mit dem Criminalgesetz einzuschreiten, ließ man im vorigen Herbst den Dompropst Thomander in Gothenburg ein Religionsgespräch mit den Täufer-Aposteln in Stockholm veranstalten; „Aftonblad" freute sich sehr, freie Discussion statt der Criminalstrafen angewendet zu sehen; Andere meinten, das Eine werde so wenig helfen als das Andere **). Nicht nur die baptistischen

*) „Mormonismus und Baptismus setzen kühn ihre Eroberungsversuche fort" — berichtet die Allgemeine Zeitung aus Stockholm vom 3. Mai d. Js., zugleich erzählend von einem „stürmischen Baptisten-Conventikel" im Dorfe Mellberg unter dem Vorsitz des Schneiders Sundwall, wobei der Pastor Loci und sein ganzer Stand von den „Kindern Gottes" auf's ehrenrührigste insultirt ward.

**) Ein Hamburger Correspondent der Allg. Zeitung vom 6. Nov. 1855 bemerkte zu seinem Bericht über das Religionsgespräch: „So müht sich die protestantische Kirche in Skandinavien ab, und dennoch schreiten Baptismus und Mormonismus starken Schrittes vorwärts."

Proselyten wurden nicht mehr criminalisch, nicht einmal mehr polizeilich behandelt, sondern selbst die baptistischen Apostel traf nur das Conventikel- und Sakramentsgesetz. Fünf Jahre vorher ward der Matrose Nilson, weil er in Opposition zu der Kindertaufe gerathen war, aus dem Lande gejagt; als dagegen im Dec. v. Js. der Bandmacher Heydenberg zu Sundswall vor Gericht stand, angeklagt, 80 bis 100 Personen wiedergetauft und am Orte selbst unter Leitung eines Bierbrauers eine Täufer-Gemeinde gegründet zu haben, lautete das Urtheil bloß auf 100 fl. Geld- oder entsprechende Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod. Man glaubt, die Angeklagten wären gänzlich freigesprochen worden, wenn sie ihrer Propaganda hätten entsagen wollen: statt dessen ward der predigende Bandmacher bald abermals steckbrieflich verfolgt, weil „er von der reinen evangelischen Lehre abgefallen und durch Wiedertaufe und Abendmahlsspendung mit den Sakramenten Spott getrieben habe". Er saß seit dem 13. Febr. wieder im Kerker zu Linköping. Dießmal war es das Hofgericht zu Stockholm, welches das strengere Urtheil cassirte, und bloß wegen Uebertretung des Conventikel-Gesetzes 70 fl. Geldbuße oder 16 Tage Kerker verhängte*). Indessen steigern sich die Erfolge des Baptismus und die Verlegenheiten der Staatskirche im gleichen Maße.

Auch der Baptismus, oder die Entwicklung der „Unmittelbarkeit" in der Gemeinde, ist noch eine niedrigere Stufe im Vergleich zur Ausbildung dieser „Unmittelbarkeit" in den Einzelnen. Aber der Baptismus ist sehr häufig, wenn auch durchaus nicht nothwendig, das Durchgangsmoment für die letztere. Schon zu Reformationszeiten verhielt es sich so. Die Wiedergetauften fühlen sich als die unzweifelhaften Kinder Gottes und Mitglieder der sichtbar gewordenen Gemeinde

*) Journal „Deutschland" vom 15. Dec. 1855; 26. Jan., 22. Febr. und 5. März; 2. Juli 1856.

der Heiligen; nichts liegt hier näher, als daß sie sich demnach für vollkommen sündlos oder definitiv fixirt in der Heiligkeit erachten. Die Wiedergetauften fühlen sich in der unzweifelhaften „Unmittelbarkeit des Bandes zu Christus“; nichts liegt hier näher, als daß sie geschriebenen Buchstaben und gesprochenes Wort nicht mehr zwischen ihr geistiges Vernehmen und Gott sich drängen lassen wollen. Daher tauchten schon unter den ersten Wiedertäufern jene gräulichen Schwärmer zahlreich auf, welche in stetem unvermittelten Rapport mit der Gottheit selbst ihre Lehren und Verhaltungsbefehle empfingen, diese ihre speciellen Offenbarungen über die Bibel und jede Autorität setzten, auf Befehl der „Stimm' des Geistes“ Mordthaten und die scheußlichsten Verbrechen begingen, und den unzüchtigen Gelüsten ihres Fleisches unbedenklich den Zügel schießen ließen, weil Gesetz und Sünde für sie nicht mehr existirten und alle ihre Handlungen nur Ausfluß ihrer fixirten Heiligkeit seyn könnten. Genau dieselben Erscheinungen nun, Zug für Zug, wie damals unter den wildesten Täuferfraktionen traten jetzt auch an der schwedischen Leserei hervor, vermittelt durch den Baptismus oder auch unmittelbar aus der Ecclesiola, wie wir letzteres ja auch auf deutschem Boden erfuhren, z. B. an der Ecclesiola von Elberfeld.

Schon die Läsare von 1803 und 1812 unter ihren Bauernpredigern schritten von der schärfsten Fassung der Rechtfertigungslehre, des Sola-fide und des servum arbitrium zum Theil bis auf den Höhepunkt der Schwärmerei vor. Sie fanden sich zurückversetzt auf den status originalis Adams vor dem Falle; des „äußern Bibelbuchstabens“ bedurften sie nicht mehr, denn sie gingen mit Gott um auf ebenso vertrautem Fuße wie Adam damals im Paradies; der Gefahr, ein nichtiges Abendmahl aus den Händen eines unwiedergebornen Predigers zu empfangen, waren sie definitiv überhoben, denn sie genossen die Eucharistie täglich aus den Händen Jesu selber. Convulsivisches Zungenreden und ekstatische Verzückungen

waren unter ihnen sehr gewöhnlich. Selbst gegnerische Beobachter fanden sich gerührt von dem Anblick der verklärten Inbrunst solcher verzückten Gestalten. Ein deutscher Theologe sah eine derartige Helsinglander Bäurin; wenn sie in der Ekstase sang, äußert er, „war es, als wenn die Strahlen einer himmlischen Sonne ihr mildes und doch lebensvolles Antlitz erleuchteten, alles Irdische war geschwunden an der vollendeten Schönheit, nimmer habe ich also des Weibes Herrlichkeit geschaut" *). Uebrigens scheint im schwedischen Volksstamme und in jenen Bewohnern des höchsten Nordens überhaupt eine ganz besondere Neigung und Anlage zu solchen pathologischen Zuständen schon von Natur aus zu liegen. Seit dem J. 1841 wurde die „Predigtsucht" in mehreren Provinzen zu einer eigentlichen Krankheit. Ohne besondern äußern Anlaß — es müßten denn die langweiligen Predigt-Vorlesungen der staatskirchlichen Prädikanten mit ihrem Manuscript auf der Kanzel gewesen seyn — brach die Epidemie zuerst in Smaland aus. Selbst zwei- und vierjährige Kinder fingen an zu predigen und in Ekstase zu reden; wie heute noch bei den Methodisten ergriff es auch entschiedene Spötter; ein Bauernknecht bekam Zuckungen, und rettete sich vor einer förmlichen Ekstase nur dadurch, daß er die abscheulichsten Flüche ausstieß und sofort tüchtig zur Branntweinflasche griff. Der ekstatische Zustand selbst war ein bedeutend potenzirtes irvingianisches Zungenreden, nämlich ohne die unartikulirten Laute, zu vergleichen dem „Reden" der Mediums bei den heutigen nekromantischen Spiritualisten, aber verbunden mit den convulsivischen Krämpfen des methodistischen Durchbruchs. Die Befallenen nahmen immer unter schmerzlichem Brennen in der Brust in sich ein starkes Sprechen wahr, welchem sie dann ihre Sprachwerkzeuge zu leihen gezwungen waren. Die „Stimmen" selbst sagten von sich aus, daß in

*) Bei Stäudlin und Tzschirner a. a. O. S. 653 ff.

ihnen die entscheidende Wiederholung des Pfingstwunders vorliege, und die Erfüllung der Prophezie bei Joel 2: „der Herr wird seinen Geist über alles Fleisch ausgießen"; beim ersten Pfingstfest sei nämlich der Geist nur über eine kleine Anzahl ausgegossen worden, und namentlich nicht über „Söhne und Töchter, Knechte und Mägde" *). Wie man hier sieht, ist in Schweden der Irvingianismus längst ein überwundener Standpunkt!

Als im J. 1845 die Leserei einen neuen Anlauf nahm, cultivirte sie auffallender Weise viel mehr die dogmatisch-moralische, als diese aftermystische Seite der „Unmittelbarkeit des Bandes zu Christus". Dieß geschah besonders von zwei Fraktionen der Läsare. Der Bauer Erik Jansson lehrte die Unsündlichkeit der Kinder Gottes, und stellte sich seiner Partei fast als zweiten Messias dar; sein Vornehmen ging zuerst auf Reactivirung der reinen Lehre Luthers, mit der Verbrennung der Schriften Luthers vollendete er sein System. Jansson floh nachher mit seiner Partei nach Nordamerika, wo er, eines Verbrechens angeklagt, während der Gerichtssitzung vom Kläger erschossen ward. Weniger fanatisch ist der Hedbergianismus, welcher von der Provinz Helsingland aus über das ganze Land, namentlich auch in Stockholm, wo ein Theil der methodistisch Gesinnten ihm zufiel, sich verbreitete. Die Sekte ist genannt von dem finnländischen Prediger Hedberg, der lange an der Grenze Schwedens amtirte, und „ihre hervorragendste Eigenthümlichkeit ist eine antinomistische Richtung, die sie unter Mißdeutung sowohl mehrerer Bibelstellen, wie auch einiger Lehren und Worte Luthers verfolgt" **). Man sieht: wenn die neueste Leserei plötzlich in den monstruosesten

*) S. das Schriftchen: „Einiges über die rufenden Stimmen oder die sogenannte Predigtkrankheit in Smaland. Von einem Augenzeugen. Aus dem Schwedischen." Leipzig 1843.

**) Knös a. a. O. S. 162 ff.

Eruptionen da und dort in Schweden sich bethätigte, so hatten dieselben alle bereits ihre Geschichte. Vor der Läsare'schen Entwicklung seit 1841 zeichneten aber diese jüngsten Fortschritte sich besonders dadurch aus, daß sie die beiden Seiten der „Unmittelbarkeit des Bandes zu Christus" zumal cultivirten.

Man muß durchaus die vorlaufende principielle und historische Analyse wohl im Auge behalten, wenn man die plötzlichen Excesse nicht unglaublich oder unbegreiflich finden will, welche schon den ersten Ausbruch der neuesten Leserei begleiteten. Als die ersten Maßregeln zur Verfolgung der „Leser" zu Orsa in Dalekarlien getroffen wurden, schickten diese im J. 1852 eine Protestation an den König, nach „Aftonbladet" folgenden Inhalts: Sie seien das königliche Priesterthum, und weil das Priesterthum allein auf ihnen ruhe, so komme ihnen auch allein das Recht zu, Priester zu wählen und zu ordiniren; wenn also die Bischöfe entweder Ketzer wären, oder nicht geschickte und passende Priester ordiniren wollten, so seien sie (die Supplikanten) als Kirche nach göttlichem Rechte verpflichtet, selbst ihre Pfarrer und Kirchendiener zu ordiniren; dieß hätten sie gethan, indem sie „Einen aus ihrem Haufen", D. Erik Eriksson, ernannt, welcher ihnen die Sakramente reichen und das Wort Gottes verkündigen solle; dem gäben sie, da er bei seinen Eltern sei, keinen oder wenigstens einen unbedeutenden Lohn, indem sie bei den Eltern für ihn arbeiten wollten, jede Person einen Tag (wörtlich wie bei den oberdeutschen Bauern-Predigern im J. 1524); des Ungehorsams gegen die Obrigkeit seien sie nicht schuldig; sie hätten zwar des Sonntags, um Gottes Wort zu hören und die Sakramente zu empfangen, ohne Erlaubniß und Beistand des Priesters sich versammelt, auch ihre Kinder von einem falschen oder unnöthigen Unterricht in den öffentlichen Schulen zurückgehalten, allein in dieser Sache könnten sie keinem Andern als dem Herrn Christus allein

gehorchen, der Obrigkeit dagegen gehorchten sie bei Bezahlung des Schosses, des Zolles und gäben Ehre, wem Ehre gebührt.

Wir stehen hier vor einem treuen Spiegel der Leserei zweiten Stadiums! Aber kaum hatten die Stockholmer Zeitungen das Dokument veröffentlicht, so wurden auch schon Ausbrüche der fanatischsten Schwärmerei bekannt, aus Schweden wie aus Norwegen. Eriksson selbst saß bereits mit dreien seiner Gläubigen im Kerker, weil sie den Gottesdienst zu Orsa durch Scandal gestört und den amtirenden Priester beschimpft hatten. Da und dort fingen die Leser an, die schrecklichsten Gräuel an denen zu verüben, „welche nicht zu ihnen übertreten wollten". So namentlich die norwegischen Lappen von Kautokeino, denen wirklich einige Opfer fielen. Benachbarte Lappen hängten ein paar Fremde, die ihr Evangelium verschmähten, an den Bäumen auf, und schlachteten sie wie Rennthiere mit ihren langen Messern. Die Regierung mußte Truppen senden, und es kam zu förmlichen Treffen mit den Fanatikern. Inzwischen äußerte auch in der Provinz Norrland sich unter den Lesern die Ansicht: es sei keine Sünde, unbekehrte Menschen zu tödten, vielmehr befehle die Bibel, alle Ungläubigen mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Ganz ebenso lautete es unter den Lesern von Gellivare; man fürchtete hier ernstlich die Wiederkehr der Scenen von Kautokeino. So ging es fort durch das Jahr 1853, und immer weiter umher im Lande. Zu Wamlington wollte ein Leser den Priester während der Sonntags-Predigt von der Kanzel jagen; in Norrland traute einer ihrer Lehrer seinem noch nicht einmal confirmirten Sohne ohneweiters selbst ein Weib an; in Orebro schaffte die Polizei Leser-Kinder mit Gewalt zur Taufe; im Sprengel von Hörnesand sah man die Leser bei ihrer Communion nicht nur heulen und schluchzen, sondern auch am Altare Pirouetten machen, bis sie bewußtlos zu Boden fielen; eine Lappländerin in der Gegend

hielt sich für die Mutter des Erlösers; bei Karlskrona erschlug ein Leser mit der Axt den eigenen Sohn, um „ihn aus diesem Jammerthale zu befreien“; ebenso wollte ein Bauer bei Upsala, von dem Hausknecht des Pastors in Almage zur Leserei bekehrt, an seiner ganzen Familie thun, und erschlug wirklich erst in den letzten Wochen sein achtjähriges Söhnchen. Die Motive solcher Gräuel sind immer unmittelbare Offenbarungen, vor welchen natürlich jedes andere Gesetz zurücktreten muß. So steht an der Spitze der stark grassirenden Leserei von Wermland ein Bauernknecht, der nicht einmal ordentlich lesen kann (in Schweden ein seltener Mangel), noch seinen Katechismus versteht; als ihm aber der Pastor von Sillerud den Widerspruch seiner Ansichten mit denen der Apostel vorhielt, antwortete er: „die Apostel hätten sich auch nach nichts Anderem zu richten gehabt als er, nämlich nach den Eingebungen des Geistes; er (der Bauernknecht) spreche, wie ihm der Geist zu sprechen gebe, und mit Zungen wie die Apostel auch“ *).

Wie hielten sich die Prediger gegenüber diesen Vorgängen? Es fehlt nicht an mehrfachen Andeutungen, daß manche derselben wenigstens im ersten Stadium der Leserei mitmachten oder selbst den Anstoß gaben, und zwar nicht bloß aus dem darbenden Proletariat des niedern Klerus, sondern auch aus dem höhern. Namentlich wird der Dom-Probst Lästadius von Hörnesand beschuldigt, durch seine Schriften und Predigten sogar zum ärgsten Fanatismus mit beigetragen zu haben. Als dann das Feuer aus dem Dache schlug, wurden allenthalben Prediger-Versammlungen gegen den rasenden Brand gehalten, ohne daß uns eine einzige Notiz vorläge über ihre Erfolge. Sie scheinen überall kein

*) Vgl. Darmst. K.-Z. vom 1. Mai 1853. — Berichte aus Stockholm vom 18. März 1853 und in der Allg. Ztg. vom 19. Nov. 1853 und 2. April 1853. — Journal „Deutschland“ vom 7. Juni 1853.

Herz zur Anwendung der einzig wirksamen Medicin gehabt zu haben: „die Kirche ist eine göttliche Anstalt“. Im Munde des Primas Reuterdahl sind dieß eben vergebliche Worte, nicht weniger im Munde der Fakultäts-Lehrer von Lund, welchen man gleichfalls puseyitische Sympathien und Kliefoth'schen Kirchenbegriff vorwirft. Es gibt aber Prediger, in deren Mund sie nicht vergebliche Worte sind, deren ganze christliche Lehre und Geschichte in diesen Worten aufgeht. Und solche Prediger werden jetzt dort im höchsten Norden den Kampf mit dem schwärmerischen Fanatismus beginnen: eben in jenen Finnmarken, die Zeuge seiner gräßlichsten Ausbrüche waren, bildet sich durch eine eigenthümliche Fügung in diesem Augenblicke eine katholische Mission.

Das freie Norwegen hat, wie gesagt, seit 1845 wenigstens den strengsten lutherischen Territorialzwang aufgehoben; Katholiken und andere Nichtlutheraner genießen zwar nicht der vollständigen bürgerlichen Rechte, aber sie unterliegen doch keinem Criminalgesetze mehr, sofern sie nicht „Jesuiten und andere Orden“ sind. Die gewaltige religiöse Bewegung im ganzen Nordland scheint noch besonders die Aufmerksamkeit des heiligen Stuhles auf sich gezogen zu haben. Jedenfalls berichten die Zeitungen seit einigen Wochen nicht ohne Verwunderung von sieben katholischen Missionären, darunter ein Isländer, zwei Franzosen und zwei Deutsche (letztere Vier Priester), unter der Leitung des Russen Stephan Djunkowsky, welche gerade in den Finnmarken, d. i. eben auf jenen Strecken Norwegens sich niedergelassen hätten, „wo in den letzten Jahren die zügellosesten religiösen Ausschweifungen in Folge trauriger geistiger Verirrungen innerhalb der protestantischen Kirche stattgefunden haben, welche der Bischof von Drontheim mit Hülfe der weltlichen Gewalt zu unterdrücken kaum im Stande gewesen ist.“ So wird aus Stockholm berichtet. Bald darauf gibt ein anderer Bericht den Predigern in einer etwas auffallenden Betonung zu bedenken, daß „aufrichtige

Toleranz zu den errungenen Wahrheiten der protestantischen Kirche und der freien Staatsverfassung gehöre." Die Besorgnisse der Prediger sind aber offenbar sehr groß; auch aus Drontheim selbst haben sie sich bereits Luft gemacht: zwei katholische Missionäre hätten nun Station genommen „in dem von sektirerischen Schwärmereien so jämmerlich zerrissenen (Stift) Tromsö, wo sich ein nur allzu fruchtbarer Boden für ihre Wirksamkeit vorfinden dürfte" *). Wirklich schreiben die Priester bereits aus ihrem Sitz zu Altengaard voll Freude über das freundliche Entgegenkommen der norwegischen Lappen, und über die unerwartet häufigen katholischen Anklänge, welche unter dem Volke noch erhalten seien **). In diesem Volke ist jedenfalls jene Clausel des norwegischen Toleranzgesetzes nicht begründet, welche „Jesuiten und andern Orden" das Land verbietet. Aber sonderbarer Weise vernahm man aus Norwegen über den seit fünf Jahren dort grassirenden Mormonismus während dieser ganzen Zeit nicht soviel lutherische Aufregung, wie jetzt in wenigen Wochen über jene Handvoll katholischer Missionäre; und doch wußten die französischen Blätter schon vor ein paar Jahren zu berichten: an 50,000 Norweger (freilich sehr übertrieben) seien mormonisch geworden, während die Katholiken nur zwei Convertiten jährlich zählten ***).

Um aber noch weiter einen Blick speciell auf Norwegen zu werfen, ist vor Allem nicht zu vergessen, daß die Norweger eine Nationalität für sich bilden. Daraus ergibt sich schon von vornherein, daß das norwegische Lutherthum mit dem schwedischen nicht ganz congruent seyn kann, wie denn der Protestantismus nirgends von den politischen Umständen auch nur einen Augenblick sich frei zu halten vermag.

---

*) Allg. Zeitung vom 23. Mai, 7. Juni, 12. Juni 1856.

**) Ami de la religion vom 24. Juni 1856.

***) Ami de la religion vom 22. Febr. 1853.

Mit Schweden steht das Land bekanntlich nur in einer Art Personalunion durch den König, ist sonst ganz selbstständig; wenn ferner die schwedische Verfassung streng ständisch-aristokratisch gestaltet ist, so erscheint die norwegische durch die natürlichen Bedingungen der Population als so entschieden demokratisch, daß man sie als Bauern-Republik mit monarchischer Spitze bezeichnen könnte. Dieser Umstand und die systematische Opposition gegen Schweden scheint hauptsächlich die Aufhebung des strengen lutherischen Territorialismus herbeigeführt zu haben. Im Uebrigen ist die norwegische Staats-Kirche gleichfalls eine bureaukratische Cäsareopapie mit bischöflichen Statisten, fünf an der Zahl. Aus dem Ganzen mag man bereits schließen, inwieferne die religiöse Bewegung in beiden Ländern Einen Weg gehen, inwieferne die Bahnen auseinander laufen müssen. Jenes wird außerhalb, dieses innerhalb der Staatskirche der Fall seyn.

Beachten wir erst die, so zu sagen, centrifugale Richtung. Aus denselben Gründen wie in Schweden besteht in Norwegen die nämliche orthodoxe Opposition auf der Grundlage des allgemeinen Priesterthums gegen die officielle Kirche, welche auch hier den Schein einer objektiv gegebenen „göttlichen Anstalt“ nicht fahren lassen will. Es sind dieß die nach ihrem Vorgeher, einem Bauern, sogenannten Haugianer-Conventikel; sie entsprechen der schwedischen Leserei ersten und zweiten Stadiums. Die Entwicklung, welche die Bewegung vom allgemeinen Priesterthum in Norwegen sofort nimmt, fällt mit der in Schweden gleichfalls zusammen, ja sie scheint dort noch in größerm Maße zum äußersten Fanatismus vorzuschreiten als hier. Erst vor Kurzem hat daher auch der Chef des geistlichen Departements in Norwegen eine Commission niedergesetzt, bestehend aus vier Geistlichen und vier Laien unter dem Vorsitz des Bischofs von Christiania, um die Mittel der Abwehr zu berathen. Ueber die Motive der Staatskirche äußerte eine Stimme aus dem Lande selbst:

„Nicht allein in Schweden, sondern auch in Norwegen spürt man die Anfänge zu ernstlichen Bewegungen auf dem religiösen und kirchlichen Gebiete. Baptismus, Mormonismus, die Schwäche der Staatskirche, einerseits der Aberglaube, andererseits der Unglaube — alles Dieß und noch manches Andere trägt sein Theil zu der endlichen Erkenntniß bei, daß es nicht länger so gehen kann, wie es bisher gegangen"*).

Innerhalb der norwegischen Staatskirche und unter den Gebildetern greift indeß mehr und mehr eine Richtung um sich, welche mit einer ihrer Spitzen eben auch gegen das dogmatische Lutherthum selber gerichtet ist. Es ist dieß die religiöse Besonderheit des specifisch norwegischen Nationalismus. Eine Art Grundtvigianismus, aber natürlich nicht der dänische. Im Gegentheil steht der norwegische in ebenso heftiger Opposition zur dänischen Kirche als zur schwedischen. Der Norwege haßt die Dänen als die alten Unterdrücker, die Schweden als die neuen, denn bis 1814 war sein Land durch Dänemark, seit 1814 ist es durch Schweden um seine alte stolze Unabhängigkeit gekommen. So kann auch sein protestantisches Bekenntniß weder dem Einen noch dem andern freundlich seyn. Verabscheut der dänische Grundtvigianismus die lutherischen Symbole, weil sie in Deutschland gemacht und über die Eider gebracht worden, so stößt der norwegische sie zurück, weil sie von Dänemark mit brutaler Gewalt ihm aufgedrängt und von Schweden aufrecht erhalten worden. Und was will denn nun der norwegische Grundtvigianismus für eine Glaubensnorm und Kirche? Schon der analogen Richtung in Dänemark, welche über das Bibelprincip hinweg- und zurückschreitet bis auf das apostolische Symbolum, und über die „lutherische Kirchenabtheilung" hinweg und zurück bis auf die „ächte katholische Kirche", wirft man „katholische Verwechslung der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche" vor**): mit

*) Allg. Zeitung vom 4. Febr. 1856.

**) S. Schmoller's Bericht, Histor.-polit. Blätter. Bd. 36. S. 18.

noch viel mehr Recht trifft dieser protestantische Vorwurf den norwegischen Grundtvigianismus. Das Ziel seines Strebens ist hier ungleich bestimmter und concreter als in Dänemark: es ist die angebliche Kirche des heiligen Olaf.

Während Grundtvig die Einzelnheiten seiner eventuellen neuen Kirche kaum noch in Angriff genommen, ist bei seinen Geistesverwandten in Norwegen der Idee nach Alles schon fertig. Sie nennen das Ziel ihres Strebens wohl auch den „ältesten skandinavischen Protestantismus"; die Schweden dagegen nennen es „Rückkehr zum Papismus", und lamentiren, daß „Norwegen noch völlig in Puseyismus versinken werde." Das letztere Urtheil ist das richtigere. Die norwegischen Grundtvigianer bewegen sich mit ihrer Kirche des heiligen Olaf als dem ächten skandinavischen Protestantismus in einer Illusion, die für die Länge unmöglich vorhalten kann, übrigens eine interessante Geschichte hat. Auch in Norwegen nämlich ist hauptsächlich die historische Forschung eines Munch und Anderer die Mutter dieser Richtung. Das Resultat jener Forschung war vor Allem ein entsetzliches Verdammungsurtheil über die norwegische Reformation: sie sei nur ein schlauer Vorwand des fremden Unterdrückers zur gewaltsamen Vernichtung der Volksfreiheit gewesen. Nieder mit dieser Reformation! ist eine der bedeutungsvollsten Devisen auf den Bannern der historisch-nationalen Partei*). Das Zweite,

*) So hat das „Morgenblad" von Christiania jüngst die Einführung einer religiösen Feier für den Tag des heil. Olaf, als des wahren Schutzpatrons des Landes, beantragt und dafür folgende Motive beigebracht: „Merkwürdig ist das Zeugniß der Geschichte, daß die Einheit, die Ehre und die Macht Norwegens auf's Genaueste mit dem Namen des heil. Olaf verbunden ist. So lange die Ehre Olaf's von unsern Lippen ertönte, war das Land mächtig und wir ein Volk, das stolz auf den norwegischen Namen war; als aber sein Name von einem undankbaren und entarteten Geschlechte vergessen wurde, traten uns die übermüthigen Dänen zur

was sie herausgefunden, bildet eben die große Illusion, welche die Schweden so schmerzlich beklagen: „der heilige Olaf war nicht Papist, sondern bekannte sich zur Einen heiligen allgemeinen Kirche; nicht die Kirche, die St. Olaf gegründet, hat Luther gereinigt; erst nach den Zeiten Olaf's ist der Mariendienst, die Heiligenanbetung (!) und der Priestercölibat eingeführt worden"*). Wollte Gott, daß wirklich Norwegen noch völlig in diesen Puseyismus versänke, und diese Kirche des heiligen Olaf herstellte! Die restirenden protestantischen Schlacken und Täuschungen könnten zuverlässig nicht mehr mit der Hartnäckigkeit bestehen wie dereinst unter Johann III. von Schweden. Indeß ist der Gewinn ohnedieß schon groß. Während die norwegischen Historiker für den äußern Bau der Kirche des heiligen Olaf schwärmen, dringen die norwegischen Theologen in das Innere ein, und werden hier mehr und mehr erfüllt von der Anschauung der Kirche als realer „göttlichen Anstalt" mit ihrem göttlich gestifteten Stand der Amtsträger in ihrer Alleinberechtigung, mit der Realität und

---

Belohnung auf den Nacken. . . Die Dänen haben sicher kein kleines Werk gethan, als sie das Fest des heil. Olaf abschafften, und eine der unglückseligen Folgen für unser Land ist die, daß das Volk in der Regel die Einführung des Christenthums vom Jahre 1537 datirt oder von dem Jahre, in welchem durch den Machtspruch des dänischen Herrentages die Reformation in Norwegen vorgeschrieben wurde, dasselbe Jahr, in welchem Norwegen zu einer Provinz Dänemarks wurde, dasselbe Jahr, in welchem dänische Herren die norwegische Kirche plünderten, und sie ihrer Ornamente und heiligen Gefäße beraubten, unter dem Vorwande, die Kirche vom abgöttischen Silber und Gold reinigen zu wollen. Also so tief haben die Dänen uns erniedrigt, daß das Volk die Zeitrechnung seines christlichen Glaubens von dem Jahre beginnt, in welchem der Schandfleck der Sklaverei unserm alten Norwegen aufgedrückt wurde, anstatt von der Zeit, da kein Däne ungestraft einem Norweger aus Scham in die Augen sehen konnte." Journal „Deutschland" vom 8. Juni 1856.

*) A. a. O.

unmittelbaren Wirksamkeit ihrer Gnadenmittel. Es hat auch in Norwegen schon Prediger gegeben, die lieber dem obersten Kirchenregiment ihr Amt zurückstellen, als ohne vorhergegangene Beicht die Absolution und das Abendmahl spenden wollten*).

So reißen sich denn in Norwegen diese hochkirchliche Bewegung von Oben und unter den höhern Ständen einerseits, jene niederkirchliche, mit dem allgemeinen Priesterthum operirende Bewegung von Unten und unter dem gemeinen Volke andererseits um die zwieschlächtige geist- und kraftlose Staatskirche in der Mitte. Inzwischen rächt sich das protestantische Princip auch hier auf furchtbare Weise. Seine modernste Ausgeburt, jene dämonische Carrikatur der objektiv gegebenen Kirche als göttlicher Anstalt, hat sich auch in Norwegen eingeschlichen und scheint vorderhand noch ungleich bessere Geschäfte zu machen als St. Olafs-Kirche.

Nicht zur historischen Vermittlungs-Anstalt wenden die armen Verirrten sich zurück, wenn sie einmal auf den verschiedenen Stadien der Ketzerei vom Giftbaume des allgemeinen Priesterthums gekostet, ausschließlich als die Gemeinschaft der Heiligen gegolten, sich selbst zur eigentlichen und rechten Kirche gemacht, um mit dem Erzbischof von Upsala zu reden: sondern diese Entwicklungsstadien der „Unmittelbarkeit des Bandes zu Christus" laufen vielmehr sehr leicht in Mormonismus aus. Darum macht sich auch auf der skandinavischen Halbinsel wie in Nordamerika und in Dänemark der Uebergang vom Baptismus zum Mormonenthum so häufig und natürlich; ja man könnte aus der Urgeschichte des letztern sogar schließen, daß er eigentlich nur eine endgültige Ausgeburt des baptistischen Chaos sei. Bei den Nordländern überhaupt wirkt noch ihr entschieden realkirchlicher Zug dazu mit, daß sie der faden, leeren, monotonen und uniformen, kurz, abstrakt-langweiligen „Unmittelbarkeit" und „sichtbar

---

*) Deutsche Volkshalle vom 23. Juli 1855.

gewordenen Gemeinde der Heiligen" als bloßer Ansammlung der Einzelnen leicht überdrüßig werden. Da bietet ihnen dann der Mormonismus die erwünschte Vermittlung und Anstaltlichkeit, noch dazu in einer Fassung, wobei die Haupttreffer der „Unmittelbarkeit" nicht einmal verloren gehen. Denn die mormonische Kirche garantirt ihren „Heiligen" von Anstaltswegen die Unsündlichkeit bei dreißig Weibern, und andererseits ist sie eben selbst auf Privat-Inspiration und unmittelbaren Verkehr mit Gott gebaut, nur daß diese Fakultäten mehr oder weniger monopolisirt sind für den Propheten am Salzsee. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß insbesondere die Norweger durch und durch realistische Naturen und ohne jeden Funken jenes Idealismus sind, der die guten Deutschen vom Scheitel bis zur Zehe durchkrabbelt. Nun stelle man sich einmal einen solchen in den Himmeln der Leserei und des Baptismus gehörig gelangweilten, aber von der Grundanschauung derselben immer noch inficirten Nordländer aus dem Volke vor, wie er an die Wahl gestellt ist zwischen der mormonischen Anstaltlichkeit einerseits, der gelehrten St. Olafs-Kirche und Dr. Reuterdahl's „göttlicher Anstalt" andererseits! So wird man das Faktum begreiflich finden, daß Schweden und Norwegen seit einigen Jahren ihre Landes-Kinder wetteifernd an die Mormonen-Kirche abgeben, und Norwegen darin anfänglich sogar entschieden im Vorsprung war — obgleich gerade hier zu den schärfsten Maßregeln gegriffen und alle mormonischen Proselyten mit Verbannung bedroht wurden.

Diese Umwege von der einfachen orthodox-pietistischen Opposition gegen die zwei Staatskirchen bis zum Mormonenthum sind um so schärfer in's Auge zu fassen, als sonst gar nicht erklärlich wäre, wie gerade in Schweden und Norwegen die Mormonen-Apostel ihre glänzenden Erfolge feiern können. Als „Aftonblad" am 14. Mai d. Js. eine Reihe von Artikeln über diese stupende Erscheinung eröffnete, gestand das

Blatt offen ein: „nächst Großbrittanien und den Sandwich-Inseln scheine Skandinavien das Land zu seyn, auf welches die Mormonen die größte Hoffnung setzen.“ Die Thatsache ist noch um eines specifischen Umstandes willen besonders merkwürdig. Der Mormonismus ist nicht weniger eine social-politische, als eine religiöse Sekte. Was ihn anderwärts fördert, ist vor Allem die völlige Entfremdung der protestantischen Kirchenthümer vom Leben, insbesondere ihre principielle Losreißung von der social-politischen Constellation. Aber gerade in Schweden existirt diese Losreißung nicht, im Gegentheile ist hier die Kirche nur allzu sehr mit social-politischen Geschäften belastet. Die Kanzel ist zugleich das Publikations-Mittel für alle möglichen obrigkeitlichen Verordnungen und Akte bis zu den Hundsvisitationen und Dorf-Licitationen herab, die Sakristei ihre Registratur, die Kirchenthüre öffentliches Anschlagebrett; sowohl über dem alljährlichen Empfang des Abendmahls, als über der anständigen Vollziehung der Beichte wachen weltliche Strafgesetze; durch die engste Verbindung der Schule mit der Kirche und namentlich auch durch die schöne alte Institution der „Hausverhöre“ ist die Geistlichkeit tief eingelassen in das Leben des schwedischen Volkes; die weltliche Gewalt erläßt auch kein Strafurtheil, zu dem nicht noch die öffentliche Kirchenbuße hinzugefügt würde, wozu dann die Verbrecher durch Polizeisoldaten in die Kirche gebracht werden*). Aber man sieht wohl: diese Verbindung der Kirche mit dem Leben ist nicht die rechte, sie ist nur eine Carrikatur des richtigen Verhältnisses zum Social-Politismus, denn die Kirche erscheint hier als bloße Hausmagd des Staates.

Es ist dieß das Eine Extrem, wie die totale social-politische Quiescirung der Kirche in andern protestantischen Ländern das andere. Die rechte Mitte ist nur bei vollster Un-

*) Näheres bei Ludwig Clarus: Schweden sonst und jetzt. Mainz 1847. II, 59 ff. 72 ff. 254.

abhängigkeit und Selbstständigkeit der Kirche möglich, bei ihrem eigenen Willen, eine Stellung, welche hinwiederum nur der katholischen Kirche als der uranfänglichen beschieden seyn kann. Die Extreme dagegen wirken gleich schädlich, sobald eine religiöse Bewegung in den Gemüthern Platz greift; dieß beweist sich jetzt durch das Mormonenthum, nach dem Einen Extrem in Nordamerika, nach dem andern in Schweden und Norwegen. Als der tyrannische Wasa das gute Nordlandsvolk durch List und Trug aus den Armen der allgemeinen Kirche entführte, belieẞ er seiner neuen Kirchen-Schöpfung so viel katholische Aeußerlichkeit, als seinen tyrannischen Zwecken nur immer möglich war; das Volk sollte gar nicht merken, daß es nicht mehr katholisch war. Wirklich blieb das Grundgefühl dieses Volkes ein gut katholisches, und daher kommt es, daß in ihm heute noch ungleich mehr kirchlicher Sinn, fromme Andacht, Eifer zum Gottesdienst und zu den Sakramenten lebt als in irgend einem andern protestantischen Volke. Um so furchtbarer aber auch das Erwachen, wenn dieses Volk endlich merkt, daß aus seinem Kirchenleib das warme pulsirende Herz gestohlen und durch den kalten Stein des Staats-Zwecks ersetzt worden! Ein solches Erwachen begegnete nun dem schwedischen Volke mit seinem Kirchen-Ideal, und in demselben Moment präsentirte sich ihm dessen dämonische Carrikatur. Erstaunlich Viele griffen zu und wurden Mormonen.

Dazu kommt noch, daß trotz aller social-politischen Beiziehung der Kirche die socialen Zustände Schwedens die mißlichsten geworden sind. Besonders zeigte diese Kirche sich völlig impotent gegen Ein Uebel, welches Land und Leute an den Rand des Verderbens bringt. Es ist die Branntweinpest. Sie hat auch den um seiner keuschen Züchtigkeit willen einst berühmten Volksstamm Skandinaviens derart vergiftet, daß man im J. 1855 zu Stockholm auf sechs eheliche Geburten fünf uneheliche rechnete. Sie zerrüttet ebenso alle übrigen Lebensverhältnisse. Ungeheure Massen Korn und

Kartoffel rinnen als Alkohol durch die Gurgeln; indeß hungert das arme Volk bei den geringen Arbeitslöhnen nach dem theuren Brod. In der Nothzeit von 1853 rotteten sich die Arbeiter zum Aufruhr zusammen gegen die Brennereien; unter dem Ruf: „die Höllensuppe soll nicht mehr gekocht werden!“ verlangten sie deren Schließung, „um gegen Hungers-Noth vor der nächsten Erndte gesichert zu bleiben.“ Von Zeit zu Zeit werden seitdem den Brennern die Fenster eingeschlagen, aus „Nothwehr“. Dennoch wachsen die Destillir-Anstalten immer mehr an; die Erawaller trinken eben selbst, soviel sie vermögen. Denn nur Eines versteht man hier nicht: sich selbst zu beschränken; wo daher Mäßigkeits-Vereine entstanden, die bei katholischen Populationen so kräftig blühen, trockneten sie bald wieder ein. Inzwischen verschlimmerten sich die socialen Bedingungen immer mehr. Schaaren von Arbeitern ergreifen verzweifelnd die Flucht aus dem Lande. Die schwedischen Zeitungen besprechen die steigende Auswanderung seit Jahren als eine beängstigende Krankheit des schwedischen Staatskörpers; sie haben einen eigenen Namen dafür aufgebracht, nämlich „Landverlassungs-Wuth“ *). Man hat nun in diesen socialen Uebelständen ein hauptsächliches Förderungsmittel der mormonischen Propaganda gesehen. Auch bilden sie ohne Zweifel Ein Moment derselben. Nur darf man nicht vergessen, daß vielfach gerade die Wohlhabenden Mormonen werden, und im Utahthale der — Alkohol streng verpönt ist. Wir sind daher auch hier geneigt, den geistigern Motiven ein Uebergewicht zuzugestehen. Es ist vollends eine platte Unwahrheit, wenn noch jüngst aus Stockholm berichtet ward: „bisher wurden die Leute von den Mormonen-Agenten unter der Vorspiegelung einfacher Colonisation gewonnen, und erfuhren von der beanspruchten Prophetenwürde ihrer Werber nicht eher etwas, als bis sie am Salzsee waren“ **).

*) Vgl. Kreuzzeitung vom 16. Dec. 1853.

**) Kreuzzeitung vom 4. April 1856.

Als im J. 1851 der erste mormonische Apostel in Stockholm auftrat, war es auch nicht der Social-Politismus von Deseret, was er predigte, sondern er erzählte schlicht und einfach von dem gemarterten großen Propheten des Westens und der Wiedererweckung aller Wunder- und Gnadengaben der Apostelzeit in seiner sichtbaren Kirche. Zum Beweise heilte er gleich seinen Begleiter, natürlich gleichfalls Mormone, durch Handauflegung vom Fieber. Forsden hieß dieser Apostel, der also an den Straßenecken der schwedischen Hauptstadt predigend auftrat; er war ein Mann ohne alle Bildung, aber voll Feuereifer und Opfermuth. Zweimal ward er von der Straße weg in's Gefängniß und zum Verhör geführt; beidemal trat er wieder auf in jubelnder Freude, für seinen Glauben leiden zu dürfen. Die Aufregung wuchs um den Martyrer. Die Polizei machte endlich kurzen Proceß, packte ihn auf einen Wagen und spedirte ihn eilends über den Sund hinüber nach Dänemark. Aber schon hinterließ er einen namhaften Kreis begeisterter Schüler aus den Eingebornen, welche sein Evangelium eifrig ausbreiteten. Ebenso ging es in Norwegen. Hier war ein Schneidergeselle, der von Jütland herkam, der Apostel der Heiligen; er reiste wieder ab, aber bald vernahm man von zahlreichen Austritten aus der Staatskirche, und zwar nicht bloß unter der niedern Klasse, und Uebertritten zur Mormonen-Kirche. Diese kam hier noch schneller zur Blüthe als selbst in Schweden, zum Theil wohl wegen der Verbindung mit der großen Mission der Heiligen in dem sprachverwandten Dänemark, welches sich auch einer der drei mormonischen Zeitungen erfreute, die in Europa existirten*). Auffallend ist, daß dagegen von der in demselben Jahre 1851 gestifteten Mormonen-Mission

*) Nach einer Angabe von 1853 waren es: die Halbmonatschrift Skandinavians Stjerne zu Kopenhagen, das Wochenblatt Udgorn Seion zu Merthyr in Wales, und Le Réflecteur zu Lausanne in der Schweiz. Edinburgh Review 1854. April. p. 374.

in Hamburg niemals besonderes Gedeihen laut ward; noch im Juli 1852 gründeten die Apostel in Hamburg das Sonntagsblatt „Zions Panier“ und vollendeten die deutsche Ausgabe der Mormonen-Bibel; auch hier ließ der Apostel Cairn sich zweimal ausweisen, ohne vom Platze zu weichen; allein bald ging „Zions Panier“ wieder ein und jetzt scheint die dortige Mission fast verschollen zu seyn. In Skandinavien ist sie inzwischen erst recht herangewachsen; während die Colporteure des „Zions Paniers“ in Preußen und Sachsen ausgewiesen wurden, war noch 1852 von Bremen her der Angstruf über die drei Nordreiche ergangen: „der Mormonismus fliegt schon zu allen Enden der Erde (von Stockholm bis Bombay in Ostindien) und scheint drohend zu werden wie einst der Islam“ *).

Daß den Skandinaviern die specifischen Religionsbegriffe des Mormonismus verhehlt worden seien, ist so ganz und gar nicht wahr, daß vielmehr noch ein neuestes Verhör mit den Mormonen in Stockholm herausgestellt hat: es sei in Schweden nicht nur der mormonische Katechismus gepredigt worden, sondern auch dessen esoterische Interpretation, nämlich die am Salzsee recipirte materialistisch-atomistische Religions-Philosophie des Apostels Pratt. Andererseits hat die Bibel-Gesellschaft selber in Schweden sowohl als in Norwegen eine eigene Frauen-Bibelgesellschaft gegründet, um „der baptistischen Sektirerei und dem Mormonengräuel zu steuern“, letzteres zunächst dadurch, daß man den weiblichen Kirchenbesuch steigere und „der Kanzel somit die Möglichkeit gebe, die neu-amerikanische Genossenschaft der Vielweiberei zu kennzeichnen.“ Denn die mormonischen Apostel in Schweden und Norwegen gestehen offen ein, daß am Salzsee die Polygamie eingeführt sei, wenn sie dieselbe auch für andere Länder, deren Gesetze

*) Olshausen: Geschichte der Mormonen. Göttingen 1856. S. 165. — Busch: die Mormonen. Leipzig 1855. S. 61. — Darmst. K.-Z. August 1852, Jän. 1853. S. 32. 62 ff.

nur Ein Weib gestatten, gleichfalls verbieten. Man muß die mormonische Dogmatik und Spekulation kennen, um die ganze Lächerlichkeit des Einfalls zu ermessen, welcher einer solchen Lehre mit der einzigen protestantisch-kirchlichen Waffe begegnen will: mit der Bibel. Dennoch ist man darauf verfallen, seitdem die Schärfe der Polizei gegen die Sekten stumpf geworden und die staatskirchliche Hierarchie ein anderes Gegen-Mittel nicht zu erdenken vermocht. Die Stockholmer Bibel-Gesellschaft rühmt sich, „unterstützt von der wachsenden Besorgniß vor dem Umsichgreifen des Mormonismus" im J. 1855 nicht weniger als 12,600 Bibeln verbreitet zu haben, und Dompropst Thomander, jetzt Bischof von Lund, hat erst noch im April d. Js. im „Wäktare" eine Abhandlung veröffentlicht: „25 mormonische Lehrsätze verglichen mit der Aussage der heiligen Schrift"*). Was nun die Bibel helfen wird, steht dahin; uns erübrigt nur ein Blick darauf, wie ganz und gar alle Kräfte der Polizei und der Staatskirche bisher nichts geholfen haben!

Wenn man die folgenden Angaben gehörig würdigen will, darf man die Bevölkerungs-Verhältnisse der drei Reiche nicht übersehen: Schweden mit nicht ganz 3½, Norwegen mit nicht ganz 1½, Dänemark mit nicht ganz 2½ Millionen Einwohner. Gegen Ende 1852, nicht volle zwei Jahre nach der Ankunft der ersten Mormonen-Apostel, zählten diese in den drei Reichen schon 1200 Gläubige. Die ersten Auswanderer nach dem neuen Jerusalem im Utah-Thale, via New-Orleans, kamen im Dec. 1852 nach Altona, 301 Dänen und Norweger mit zwei Predigern und zwei Sekretären, von denen je Einer zurückkehrte, um für das nächste Frühjahr einen neuen Zug zu organisiren; man lobte am Hafenplatz das „bescheidene und höfliche Betragen" der Wanderer sehr. Im

*) Kreuzzeitung vom 4. April 1856; Journal „Deutschland" vom 31. Mai 1856.

ersten Semester 1853 zählte man bloß in dänischen Landen amtlich gegen 1300 Mormonen; in Malmö (schwedisch) nahm man für drei Monate ein Anwachsen ihrer Proselyten von 3 auf 80 an; aus Norwegen gingen abermals 270 Heilige direkt nach Amerika ab; in Frederiksstadt hatten trotz des Verbots der Polizei wieder 7 bis 8 Personen die Mormonen-Taufe empfangen; zu Kopenhagen trafen zu Wintersanfang 500 Mormonen zumal zur Einschiffung ein; „es schien unter ihnen eine Art Gütergemeinschaft zu bestehen, denn die Ankommenden lieferten ihre Geldvorräthe an eine gemeinschaftliche Kasse ab, und unter Andern soll ein Bruder aus Bornholm 30,000 Rthlr. eingeliefert haben.“ Trotz des starken Exodus lautete der Rechnungs-Abschluß der nordischen Blätter pro 1853: in Dänemark 1500, in Schweden 171, in Norwegen 186 Mormonen, Verbreitung der Sekte selbst nach Island und eine Mormonen-Gemeinde von 7 Personen sogar auf den isolirten Westman-Inseln. Erstes Semester 1854: in Dänemark 500 Personen zu den Mormonen übergetreten, 384 nach dem Salzsee ausgewandert; zu Calmar in Schweden zwei eingeborne Mormonen-Missionäre, ein Wagnergeselle und ein Schusterlehrling, letzterer Priester der Sekte, arretirt und eingesperrt, nachdem sie von Bornholm her predigend durch das Land gezogen und einige Proselyten, besonders Frauen, getauft. Zweites Semester: im eigentlichen Dänemark 688, in Schonen (schwedisch) allein 186, in Norwegen 71 Mormonentaufen vollzogen; in ganz Dänemark zählte der „Stjerne“ 2183 Mormonen; deren Amtsträger: 89 Aelteste, 92 Priester, 80 Lehrer, 50 Diakone; im engern Dänemark allein Amtsträger: 78 Aelteste, 80 Priester, 78 Lehrer, 48 Diakone, Summa 284 Beamtete; übergetreten in dem halben Jahre: 513 Dänen. Ausgewandert vom Nov. 1854 bis April 1855 allein über Liverpool 3826, darunter 533 Skandinavier und zwar 409 Dänen, 71 Schweden, 53 Norweger. Im Nov. und Dec. 1855 schifften eine Menge Mormonen-

Familien, darunter ihrer fünf aus Jütland mit 21 Kindern, sich zu Kopenhagen nach dem Salzsee ein, gleich darauf in Glückstadt 419 Mormonen mit 133 Kindern, eine ähnliche Zahl aus Dänemark sollte bald folgen. In den nächsten Monaten wanderten nur 22 Personen aus. Dagegen zogen im März 1856 wieder 900 Mormonen, darunter ein ziemliches Häuflein von (dänisch-) Deutschen, über Liverpool, und im April 120 von Kiel über Altona, wo die Mormonen-Vorsteher ihre Leute von jetzt an selbst expediren, nicht mehr durch hamburgische Schiffsmackler. Die jüngsten Angaben des „Stjerne“ über den skandinavischen Mormonen-Status lauten aber immer noch auf die Zahl von 2692, und zwar 340 in Schweden (260 in Schonen und 80 in Stockholm), 198 in Norwegen, 7 auf Island, 2147 in Dänemark, in Kopenhagen allein 1208. Schweden scheint jetzt erst tapfer nacheifern zu wollen; in Malmö hielten jüngst nicht weniger als 200 Mormonen eine Conferenz unter dem aus Amerika herübergekommenen „Präsidenten für den Norden“, Herrn Hyde; obwohl zweimal an Einem Tage von der Polizei auseinander gesprengt, versammelten sie sich nächsten Tags doch wieder in ihrem Betsaal und sollen große Begeisterung für die Hierarchen der neuen sichtbaren Kirche im Utah-Thale an den Tag gelegt haben*).

So reden die Zahlen über den vorläufigen Culminationspunkt der religiösen Bewegung in den drei skandinavischen Reichen. Wir sind darauf angewiesen, endlich der Betrachtung des Phänomens selber näher zu rücken, das überall, wo die Polizei ihm Raum zur Entfaltung läßt, einen so zauberischen Reiz auf die protestantischen Bevölkerungen übt.

---

*) Vgl. Kreuzzeitung vom 10. Juni, 25. Dec. 1853; 3. Nov. 1854; 24. Mai 1855. — Darmst. K.-Z. vom Jan. 1853. S. 62; 18. Juli 1854; 8. Sep. 1855. — Allg. Zeitung vom 4. Aug. 1854; 11. December 1855; 4. April und 14. März 1856. — Journal „Deutschland“ vom 1. Mai 1856. — Berliner Protest. K.-Z. vom 10. Mai 1856.

XIV.

Hagiologie.

III.

Die heiligen Stätten und Graf Gasparin.

Ich *) bin nicht für die unschickliche Zusammenstellung von Gegenständen verantwortlich, die so wenig geeignet sind, zugleich behandelt zu werden. Da aber Herr Graf Gasparin für gut befunden hat, die Authenticität mehrerer, von der ganzen Welt verehrten Heiligthümer in seinem Werke „Ueber das Tischrücken" (!) anzugreifen, so nehme ich diese Angriffe, wo ich sie finde, und bedaure unendlich mehr des Grafen als der Katholiken wegen, daß er nicht auf seinen Gegenstand sich beschränken zu müssen geglaubt hat.

Vor kurzer Zeit haben mehrere Zeitschriften über das Werk der Pilgerfahrten in das heilige Land gesprochen, die man in Deutschland zu organisiren angefangen; es sollte davon bei der allgemeinen Versammlung des Piusvereines in Köln, die von der preußischen Regierung verboten wurde, die Rede sein; inzwischen hat der Vorort in Wien, der die Geschäfte des Vereins leitet, ein damit insbesondere beauftragtes Comité gebildet, welches sich mit dem von Paris in Verbindung gesetzt hat, und mit Gottes Hülfe

*) Wir bemerken, daß die Muttersprache des Herrn Verfassers die französische ist. D. R.

werden bald Pilger aus allen Theilen Deutschlands mit denen aus Frankreich, Belgien, Italien u. s. w. an den geheiligten Stätten von Palästina zusammentreffen *). Diese Karawanen werden, wenn wahre Pietät sie leitet, als friedliche Heere mächtig dazu beitragen, das heilige Land nicht nur von dem Joche der Ungläubigen, sondern auch von den Angriffen jener civilisirten Heiden zu befreien, die nur deßhalb nach Palästina reisen, um dort Waffen gegen den Glauben zu suchen. Es erscheinen nur wenige von Protestanten verfaßte Werke, die es sich nicht zum Ziele setzen, die andächtige Verehrung für die heiligen Orte zu zerstören, indem sie ihre Identität bestreiten, obwohl ihre eigene Andacht durch die klarsten Beweise für diese Identität nicht gesteigert wird. Die unausgesetzten Angriffe erfordern von Seite der Katholiken ernsthafte Studien; die Kenntniß dieser Stätten ist von der größten Wichtigkeit, und an jenen Orten löst man oft mit Leichtigkeit Fragen von nur scheinbarer Schwierigkeit. Wir haben das heilige Land nur zu lange vernachlässigt, Andere haben sich dieses geheiligten Erbes bemächtigt, das wir vielleicht ganz verloren hätten, wären nicht arme Ordensmänner Jahrhunderte lang und um den Preis ihres Blutes als Vertheidiger desselben aufgestanden. Wir sind es, denen die heiligen Orte Palästina's ab antiquo zugehören; wo war damals die so neue Schöpfung des moskowitischen Schisma's? Die Pilgerfahrten werden für das heilige Land ein Akt der Wiedervergeltung, eine neue Besitznahme seyn: jeder am heiligen Grabe andächtig betende Pilger ist ein für die Sache der heiligen Orte angeworbener Krieger.

Aber hören wir den Grafen Gasparin. Er hat es zu thun: 1. mit der Höhle der Geburt Jesu Christi; 2. mit der Höhle der Verkündigung; 3. mit dem Berge Thabor; 4. mit dem Oelberge.

---

*) Der österreichische Lloyd in Triest hat sich angeboten, die Pilger für fast um die Hälfte verminderte Preise zu führen, so zwar, daß der Preis der Plätze von Triest nach Jaffa über Smyrna folgender wäre:

1. Platz 94 Gulden, anstatt 175 gegenwärtiger Preis,
2. „ 70 „ „ 131 „ „

Dasselbe gälte für die Rückfahrt.

Die Höhle der Geburt.

„Eine Höhle hat, den ausdrücklichen Worten der heiligen Schrift zum Trotze, die Krippe, wo Jesus zur Welt gebracht wurde, weil in der Herberge der Platz fehlte. Es bedurfte des Feldzuges Ibrahim Paschas in Syrien, um die Ungereimtheit der Tradition gänzlich an den Tag zu legen. Die einheimischen Araber nahmen damals im Kloster ihren Wohnsitz, trugen die Verzierungen des Heiligthums weg, und man entdeckte hinter denselben ein altes Grab. Aber Jedermann, der die religiösen Skrupel der Juden kennt, weiß, daß sie ihre Grabeshöhlen nicht in Wirthshaus-Ställe verwandelt hätten." (Ueber das Tischrücken 1. B. S. 263.)

Weil Graf Gasparin die ausdrücklichen Worte des neuen Testamentes nicht citirt, so will ich sie dem Texte nach geben. Die Stelle des heiligen Lucas lautet: „Maria gebar ihren erstgebornen Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war." (Luc. II. 7.)

Jesus wurde in eine Krippe gelegt, in praesepio, *εἰς την φατνην*: man nehme den griechischen oder lateinischen Ausdruck in dem Sinne eines Stalles, oder einer eigentlichen Krippe (Raufe), wo ist dann der Widerspruch? In der Stadt war nirgends mehr Platz, die Aeltern Jesu gingen in eine Höhle, die als Stall diente, oder daran stieß, wie dieses, wie ich später zeigen werde, zu allen Zeiten in Palästina der Fall ist. Freilich macht der heilige Lucas keine Erwähnung von einer Höhle, er sagt aber auch nicht, daß diese Krippe oder dieser Stall in keiner Höhle gewesen. Dieser Umstand war bei einem solchen Berichte kaum nöthig: die andern Evangelisten reden selbst weder von einer Krippe, noch von einem Stalle.

Für Jemand, der im Orient war, ist es ein unverzeihlicher Irrthum, von Gasthaus-Ställen zu sprechen. Mit Ausnahme von zwei oder drei, seit wenig Jahren von Europäern errichteten, gibt es in ganz Palästina keine Gasthäuser, und es hat deren auch nie, außer zur Zeit der christlichen Herrschaft, gegeben; und selbst damals waren diese eher Herbergen, in denen Ordensleute oder Ritter

Dienste leisteten, als Gasthäuser nach europäischer Art *). Reist man in diesen Ländern, so bringt man die Nacht unter freiem Himmel zu, oder man sucht Unterkommen bei seinen Bekannten, oder Leuten, die uns gerne aufnehmen wollen; ehemals ging man zu denen, mit welchen man in gastfreundlicher Verbindung stand. Man sucht so gut als möglich Schutz für die Lastthiere, sei es auf der Gasse, in einem Hofe oder in großen geschlossenen Räumen, den Khans, die oft am Eingange der Städte, und wo gewöhnlich nur die vier Mauern ohne Wohnungen, oft ohne Dachung sich finden; das ist in der That ein praesepium **).

Ich rede nicht von jenen weitläufigen Gebäuden, den sogenannten Khans, wie z. B. jenes in Saida, die eine Menge von mehr oder minder bequemen Wohnungen für Fremde darbieten: es sind große, von Europäern zu jener Zeit gegründete Etablissements, wo sie zahlreicher als jetzt in diesen Gegenden wohnten. Es handelt sich darum, die Gebräuche des Orients kennen zu lernen, und zwar des Orients, wie er vor zweitausend Jahren war. Es ist

*) Gerade darum, weil viele Reisende ebensowenig zwischen Gasthäusern und Herbergen, als zwischen Geschäftsleuten und Religiosen zu unterscheiden wissen, die aus Liebe zu Gott und dem Nächsten, ohne anderen Gewinn als muthwillige Beleidigungen, mit denen man sie überhäuft, sich der Pflege der Kranken weihen, und bei den Reichen betteln, um die Armen ernähren zu können, eben darum betragen sich solche Reisende in den Klöstern Palästina's wie Stammgäste eines Gasthauses, die da befehlen, schimpfen, das Unmögliche fordern, und fast zu viel gethan zu haben glauben, wenn sie den Religiosen, von denen sie beherbergt und bedient worden, ein übermüthiges Almosen hinwerfen.

**) Publica diversoria in Judaeorum regionibus illa aetate non erant, quum hospitalitas illic obtineret quo jure in hospitium domos diverterent qui iter faciebant. Ipsa vox non magis publicum hospitium ac meritorium quam privatum significat, ut ostendit ipsa utriusque tum latini diversorium tum graeci καταλυμα denotatio, deducta enim a diverto et καταλυμα quorum utrumque idem valet ac hospitari. (Patritii de Evangeliis, Dissertatio XXIII, 5.)

also eine Thorheit, von Gasthäusern und Gasthaus-Ställen zu reden. Non erat eis locus in diversorio bedeutet, daß an keinem Orte, wo Fremde hätten beherbergt werden können, für sie Platz war, da alle Häuser der Stadt mit denen angefüllt waren, die sich zu jener Beschreibung begaben, die von Augustus ausgegangen, und von dem seinem Herrn so willfährigen Herodes ausgeführt ward.

Als die Apostel Jesum fragten, wo er wolle, daß sie das Osterlamm bereiten sollten, sagte er zu ihnen: „Wenn ihr in die Stadt kommt, so wird euch ein Mensch begegnen, der einen Wasserkrug trägt, folget ihm in das Haus, in das er hineingeht, und saget zu dem Hausvater: der Meister läßt dir sagen, wo ist die Herberge, wo ich mit meinen Jüngern das Osterlamm essen kann? Ubi est diversorium? (Luc. XXII. 11.) was gewiß nicht sagen will: Wo ist das Gasthaus?

In beiden Stellen gebraucht der Evangelist denselben Ausdruck (κατάλυμα); also war das diversorium der für die Fremden bestimmte Theil des Hauses. In eben diesem Sinne wurde ehemals in den großen Abteien jener Theil des Hauses, den man den Gästen einräumte, die Gastwohnung genannt.

Da nun alle Gastwohnungen dieser Art in Bethlehem besetzt, das heißt, da alle Häuser angefüllt waren, was sollten die Aeltern unsers Herrn thun?

Gab es in Bethlehem keine Gasthäuser, so gab es auch keine Gasthausställe, sondern es war dort, wie in allen Städten, ein gemeinschaftliches Gehäge (praesepium), wo man die Thiere hineinstellte.

Fand sich nun am Thore von Bethlehem ein großer Fels, der diese Einfangung zum Theile schließen konnte und zugleich den Menschen und Thieren Schutz vor übler Witterung gewährte, so gab es die gesunde Vernunft den Bethlehemiten ein, ihr praesepium dorthin zu verlegen, und die harte Nothwendigkeit zwang die heilige Jungfrau und den heiligen Joseph sich dorthin zu flüchten, glücklich in solcher Verlassenheit eine solche Zufluchtsstätte zu finden.

Aber wir brauchten wohl nicht zu den so zahlreichen historischen Beweisen unsere Zuflucht zu nehmen, das Evangelium und die genaue Betrachtung der Orte genügen. Der Fels und die Höhle sind noch da, nur einige hundert Schritte weit von Beth-

lehem, und erzählen allen denen, die sie in halbwegs redlicher Absicht besuchen, auf die augenscheinlichste Weise, daß heute wie zu allen Zeiten, würden dieselben Umstände sich erneuern, die Dinge gerade so sich begeben müßten, wie sie eine achtzehnhundertjährige Tradition erzählt.

Alle Wohnungen sind besetzt, die heilige Jungfrau kann nirgends einen Ruheplatz finden, es gibt keine öffentlichen Häuser für die Aufnahme von Fremden, sondern nur einen für die Heerden und Lastthiere bestimmten Ort; aber dieser Ort ist offen, Allen gemeinschaftlich, es ist Winter, das Land ist hoch gelegen, kalt, von Regengüssen, manchmal vom Schneefall heimgesucht; die heilige Jungfrau wird bald Mutter werden, und siehe, es findet sich dort eine warme, tiefe, stille Höhle, ein wahres Asyl von der Vorsehung Dem angeboten, der da kommt die Menschen zu erlösen, und Dem keiner unter ihnen einen Fleck Erde anbietet, worauf er sein Haupt legen könnte — und man findet es sonderbar, dem Worte Gottes widersprechend, daß die heilige Familie dort Zuflucht gesucht habe.

Man will einmal keine Höhlen! Ich wünschte von ganzem Herzen, daß sich für die Aufnahme des Jesus-Kindes ein würdigerer Ort gefunden hätte, und ich würde es dort mit derselben Bereitwilligkeit anbeten; wenn aber Alles mir beweist, daß es gerade dort geboren wurde, soll ich die Hartherzigkeit der Bethlehemiten noch überbieten und ihm gleichsam diese letzte Zufluchtsstätte streitig machen?

Für jene, die historische Beweise zu schätzen wissen, will ich deren einige nach Jahrhunderten geordnet anführen: freilich werden sie für den Grafen Gasparin nicht den geringsten Werth haben, der mit gleicher Geringschätzung die christlichen Traditionen, die Berichte der Pilger aus den ältesten Zeiten und die Zeugnisse der Kirchen-Väter zurückweist; er setzt ja sein Vertrauen nur auf die Araber Ibrahim Paschas: doch fürchte ich dieses Vertrauen zu erschüttern, denn man wird sehen, daß die Araber weit entfernt sind zu seinen Gunsten zu sprechen.

I. Jahrhundert. Jesus wird in Bethlehem in einer Höhle geboren.

II. Jahrhundert. Im achtzehnten Jahre seiner Regierung entweihte Kaiser Hadrianus diesen Ort, in der Absicht die Christen an der Anbetung des Herrn in jener Höhle zu verhindern, wo er die ersten Klagelaute ausstieß, in specu ubi quondam Christus vagiit, indem er ihn den Mysterien des Adonisceultus widmete*). Durch einen Zeitraum von hundertachtzig Jahren waren die Heiden selbst Bürgen für die Authenticität dieses Heiligthums. Der heilige Paulinus, früher Consul, bezeugt die Thatsachen in einem Briefe, den er sechs Jahre, bevor er Bischof wurde, schrieb**). Für das zweite Jahrhundert haben wir noch ein höchst werthvolles Zeugniß von Justinus dem Märtyrer, der aus Palästina war und um das Jahr 167 in Aegypten starb. Er sagt, daß sich Joseph, als er in Bethlehem keinen Platz um dort zu wohnen gefunden, in eine Höhle begab, die ganz nahe bei dem Dorfe lag, und daß, als sie dort waren, Maria Christum gebar und in eine Krippe legte***)

III. Jahrhundert. Origenes, der um das Jahr 213 nach Palästina ging, schrieb vierunddreißig Jahre später, daß man in Bethlehem die Höhle zeige, in der Christus geboren ist daß die Stätte sehr berühmt, und wie der Ruf selbst unter den dem Glauben fremden Völkern verbreitet sei, daß es die Höhle selbst wäre, in der Jesus geboren wurde, und wohin die Christen kämen, um ihn anzubeten†). Man sieht aus dieser Stelle, wie sehr wir Ursache haben zu bedauern, daß heut' zu Tage Christen nicht so viel Glauben haben, als damals Heiden.

IV. Jahrhundert. Es war im Jahre 326, als die heilige Helena nach Palästina ging, um dort die Idole, welche den Calvarienberg, das heilige Grab und die Höhle der Geburt entweihten, umzustürzen und über diesen geheiligten Stätten Tempel zu errichten,

---

*) Hieronym. Ad Paulin. Ep. 58. — Euseb. de vita Constant. lib. 3. c. 26.

**) Paulinus Nolanus ad Sever. ep. 31. scripta anno 403.

***) Justinus Martyr, Dialogi cum Tryphone 78. p. 175. Hag. com. 1742.

†) Baronius ad annum 326, Nro. 37; et Pagius ad annum 326, Nro. 13.

die deren Platz auf ewig bezeichnen sollten*). Es war der Mutter Constantins ein Leichtes alle diese Orte aufzufinden, da solche in der Umgegend sehr berühmt waren, und auch noch die von Hadrianus den falschen Göttern errichteten Bildsäulen dort standen. Ein Augenzeuge, Eusebius, Bischof von Cäsarea, erstattet uns über dieses Faktum einen vollkommen authentischen Bericht **). Am Ende desselben Jahrhunderts nahm der heilige Hieronymus seinen Wohnsitz in Palästina, und lebte mehrere Jahre lang in der Nachbarschaft der Höhle von Bethlehem***).

V. Jahrhundert. Die achtunddreißig letzten Lebensjahre des heiligen Hieronymus, sowie jedes seiner Werke, sind so kräftige Zeugnisse zu Gunsten des Heiligthums von Bethlehem, daß man nicht genug über die Verwegenheit derjenigen staunen kann, die nach vierzehn Jahrhunderten ihr eigenes Zeugniß ihm entgegen zu stellen sich erkühnen. Hieronymus war nicht nur ein frommer Cönobit, er war ein Gelehrter, wie es deren wenige in der Welt gegeben hat; er kannte die heiligen Bücher, denn ihm verdankt man die beste Uebersetzung, die je gemacht wurde, er kannte Palästina, das er nach allen Richtungen durchzogen hatte, und wovon er uns Beschreibungen gegeben, die für alle nachfolgenden Schriftsteller maßgebend sind. Schon zu seiner Zeit besuchten Tausende von Pilgern aus dem Occidente die heiligen Orte, und waren eben so viele lebende Zeugnisse ihrer Aechtheit.

VI. Jahrhundert. Der Kaiser Justinian, das Werk der heiligen Helena und Constantins fortsetzend, baute mehrere Kirchen im gelobten Lande, stellte jene in Bethlehem wieder her †). Seitdem haben diese Gebäude ihren Platz nicht verändert; sie waren den Unbilden der Zeit und der Barbaren ausgesetzt, aber wurden niemals zerstört, so daß sie als unbestreitbare historische Denkmäler erscheinen.

---

*) Eusebius de vita Constant. lib. 3. c. 41, 43.

**) Hieronym. Epitaph. Paulae.

***) Vallar. Vit. Hieron. c. 17, §. 5 in opp. Hieron. T. XI. — Paulae et Eustochii ad Marcel. ep. 46, al. 17, §. 9.

†) Procopius de aedificiis Justiniani. lib. 5. c. 9.

VII. Jahrhundert. Der merkwürdigste Pilger am Anfang des siebenten Jahrhunderts ist der heilige Antonin von Piacenza; in seiner Beschreibung von Bethlehem spricht er von der Höhle, in welcher der Herr geboren war, und fügt hinzu, daß der Eingang dieser Höhle enge ist*). Später, im Jahre 680, besuchte ein fränkischer Bischof, Arculf, die Höhle von Bethlehem und hat uns eine der anziehendsten Beschreibungen derselben in dem Werke „Adamnanus" hinterlassen**). Es war zur Zeit des Einfalls der Moslimen. Als daher sechs Jahre später Sophronius von Jerusalem am Weihnachtsfeste predigte, wehklagt er in seiner Rede, daß man, weil die Heere Omar's Bethlehem belagerten, die Höhle von Bethlehem nicht mehr besuchen könne***).

Wie ehemals die Heiden, so werden jetzt auch die Moslimen Zeuge für die Wahrheit der katholischen Tradition werden und eine neue Art Beweise zu Gunsten unserer heiligen Orte liefern. Als im Jahre 637 Omar Bethlehem besuchte, betrat er den Tempel und verrichtete ein Gebet an dem Orte, wo Christus geboren ward; hierauf erließ er einen Ferman, der den Moslimen verbot, darin in zu großer Anzahl zugleich ihr Gebet darzubringen; sie sollten nur einzeln eintreten†). Diese Ehrfurcht der Moslimen für die Geburtshöhle bezeugte sich auch später; Abdallah, Sohn des Amru, sandte das Oel zur Speisung der Lampen an dem Ort, wo Jesus geboren wurde††), und Fabri berichtet noch im fünfzehnten Jahrhundert, daß er oft gesehen habe, wie die Heiden diesen Ort auf dem Angesicht liegend und unter Thränen und Seufzen geküßt hätten†††). Zwei Jahrhunderte später noch erzählt Surius: „Die Türken kommen, ich weiß nicht durch welche Andacht getrieben, von allen Seiten, ihr Gebet mit großer Demuth an diesem Orte zu

---

*) Ibi est spelunca, ubi natus est Dominus — os vero speluncae angustum. Anton. Plac. XIX.

**) Adamnanus de locis sanctis lib. 3. Mabillon saec. 3.

***) In bibliotheca patr. Lugd. T. XII. p. 207.

†) El Makin 1, 3, 28.

††) Medschired-din, 134.

†††) Fabri Evagatorium in T. S. Peregrinationem. 259.

werden bald Pilger aus allen Theilen Deutschlands mit denen aus Frankreich, Belgien, Italien u. s. w. an den geheiligten Stätten von Palästina zusammentreffen *). Diese Karawanen werden, wenn wahre Pietät sie leitet, als friedliche Heere mächtig dazu beitragen, das heilige Land nicht nur von dem Joche der Ungläubigen, sondern auch von den Angriffen jener civilisirten Heiden zu befreien, die nur deßhalb nach Palästina reisen, um dort Waffen gegen den Glauben zu suchen. Es erscheinen nur wenige von Protestanten verfaßte Werke, die es sich nicht zum Ziele setzen, die andächtige Verehrung für die heiligen Orte zu zerstören, indem sie ihre Identität bestreiten, obwohl ihre eigene Andacht durch die klarsten Beweise für diese Identität nicht gesteigert wird. Die unausgesetzten Angriffe erfordern von Seite der Katholiken ernsthafte Studien; die Kenntniß dieser Stätten ist von der größten Wichtigkeit, und an jenen Orten löst man oft mit Leichtigkeit Fragen von nur scheinbarer Schwierigkeit. Wir haben das heilige Land nur zu lange vernachlässigt, Andere haben sich dieses geheiligten Erbes bemächtigt, das wir vielleicht ganz verloren hätten, wären nicht arme Ordensmänner Jahrhunderte lang und um den Preis ihres Blutes als Vertheidiger desselben aufgestanden. Wir sind es, denen die heiligen Orte Palästina's ab antiquo zugehören; wo war damals die so neue Schöpfung des moskowitischen Schisma's? Die Pilgerfahrten werden für das heilige Land ein Akt der Wiedervergeltung, eine neue Besitznahme seyn: jeder am heiligen Grabe andächtig betende Pilger ist ein für die Sache der heiligen Orte angeworbener Krieger.

Aber hören wir den Grafen Gasparin. Er hat es zu thun: 1. mit der Höhle der Geburt Jesu Christi; 2. mit der Höhle der Verkündigung; 3. mit dem Berge Thabor; 4. mit dem Oelberge.

---

*) Der österreichische Lloyd in Triest hat sich angeboten, die Pilger für fast um die Hälfte verminderte Preise zu führen, so zwar, daß der Preis der Plätze von Triest nach Jaffa über Smyrna folgender wäre:

1. Platz 94 Gulden, anstatt 175 gegenwärtiger Preis,
2. „ 70 „ „ 131 „ „

Dasselbe gälte für die Rückfahrt.

Die Höhle der Geburt.

„Eine Höhle hat, den ausdrücklichen Worten der heiligen Schrift zum Trotze, die Krippe, wo Jesus zur Welt gebracht wurde, weil in der Herberge der Platz fehlte. Es bedurfte des Feldzuges Ibrahim Paschas in Syrien, um die Ungereimtheit der Tradition gänzlich an den Tag zu legen. Die einheimischen Araber nahmen damals im Kloster ihren Wohnsitz, trugen die Verzierungen des Heiligthums weg, und man entdeckte hinter denselben ein altes Grab. Aber Jedermann, der die religiösen Skrupel der Juden kennt, weiß, daß sie ihre Grabeshöhlen nicht in Wirthshaus-Ställe verwandelt hätten." (Ueber das Tischrücken 1. B. S. 263.)

Weil Graf Gasparin die ausdrücklichen Worte des neuen Testamentes nicht citirt, so will ich sie dem Texte nach geben. Die Stelle des heiligen Lucas lautet: „Maria gebar ihren erstgebornen Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war." (Luc. II. 7.)

Jesus wurde in eine Krippe gelegt, in praesepio, *εἰς την φατνην*: man nehme den griechischen oder lateinischen Ausdruck in dem Sinne eines Stalles, oder einer eigentlichen Krippe (Raufe), wo ist dann der Widerspruch? In der Stadt war nirgends mehr Platz, die Aeltern Jesu gingen in eine Höhle, die als Stall diente, oder daran stieß, wie dieses, wie ich später zeigen werde, zu allen Zeiten in Palästina der Fall ist. Freilich macht der heilige Lucas keine Erwähnung von einer Höhle, er sagt aber auch nicht, daß diese Krippe oder dieser Stall in keiner Höhle gewesen. Dieser Umstand war bei einem solchen Berichte kaum nöthig: die andern Evangelisten reden selbst weder von einer Krippe, noch von einem Stalle.

Für Jemand, der im Orient war, ist es ein unverzeihlicher Irrthum, von Gasthaus-Ställen zu sprechen. Mit Ausnahme von zwei oder drei, seit wenig Jahren von Europäern errichteten, gibt es in ganz Palästina keine Gasthäuser, und es hat deren auch nie, außer zur Zeit der christlichen Herrschaft, gegeben; und selbst damals waren diese eher Herbergen, in denen Ordensleute oder Ritter

Dienste leisteten, als Gasthäuser nach europäischer Art *). Reist man in diesen Ländern, so bringt man die Nacht unter freiem Himmel zu, oder man sucht Unterkommen bei seinen Bekannten, oder Leuten, die uns gerne aufnehmen wollen; ehemals ging man zu denen, mit welchen man in gastfreundlicher Verbindung stand. Man sucht so gut als möglich Schutz für die Lastthiere, sei es auf der Gasse, in einem Hofe oder in großen geschlossenen Räumen, den Khans, die oft am Eingange der Städte, und wo gewöhnlich nur die vier Mauern ohne Wohnungen, oft ohne Dachung sich finden; das ist in der That ein praesepium **).

Ich rede nicht von jenen weitläufigen Gebäuden, den sogenannten Khans, wie z. B. jenes in Saida, die eine Menge von mehr oder minder bequemen Wohnungen für Fremde darbieten: es sind große, von Europäern zu jener Zeit gegründete Etablissements, wo sie zahlreicher als jetzt in diesen Gegenden wohnten. Es handelt sich darum, die Gebräuche des Orients kennen zu lernen, und zwar des Orients, wie er vor zweitausend Jahren war. Es ist

---

*) Gerade darum, weil viele Reisende ebensowenig zwischen Gasthäusern und Herbergen, als zwischen Geschäftsleuten und Religiosen zu unterscheiden wissen, die aus Liebe zu Gott und dem Nächsten, ohne anderen Gewinn als muthwillige Beleidigungen, mit denen man sie überhäuft, sich der Pflege der Kranken weihen, und bei den Reichen betteln, um die Armen ernähren zu können, eben darum betragen sich solche Reisende in den Klöstern Palästina's wie Stammgäste eines Gasthauses, die da befehlen, schimpfen, das Unmögliche fordern, und fast zu viel gethan zu haben glauben, wenn sie den Religiosen, von denen sie beherbergt und bedient worden, ein übermüthiges Almosen hinwerfen.

**) Publica diversoria in Judaeorum regionibus illa aetate non erant, quum hospitalitas illic obtineret quo jure in hospitium domos diverterent qui iter faciebant. Ipsa vox non magis publicum hospitium ac meritorium quam privatum significat, ut ostendit ipsa utriusque tum latini diversorium tum graeci *καταλυμα* denotatio, deducta enim a diverto et *καταλυμα* quorum utrumque idem valet ac hospitari. (Patritii de Evangeliis, Dissertatio XXIII, 5.).

also eine Absurdität, von Gasthäusern und Gasthaus-Ställen zu reden. Non erat eis locus in diversorio bedeutet, daß an keinem Orte, wo Fremde hätten beherbergt werden können, für sie Platz war, da alle Häuser der Stadt mit denen angefüllt waren, die sich zu jener Beschreibung begaben, die von Augustus ausgegangen, und von dem seinem Herrn so willfährigen Herodes ausgeführt ward.

Als die Apostel Jesum fragten, wo er wolle, daß sie das Osterlamm bereiten sollten, sagte er zu ihnen: „Wenn ihr in die Stadt kommt, so wird euch ein Mensch begegnen, der einen Wasserkrug trägt, folget ihm in das Haus, in das er hineingeht, und saget zu dem Hausvater: der Meister läßt dir sagen, wo ist die Herberge, wo ich mit meinen Jüngern das Osterlamm essen kann? Ubi est diversorium? (Luc. XXII. 11.) was gewiß nicht sagen will: Wo ist das Gasthaus?

In beiden Stellen gebraucht der Evangelist denselben Ausdruck (καταλυμα); also war das diversorium der für die Fremden bestimmte Theil des Hauses. In eben diesem Sinne wurde ehemals in den großen Abteien jener Theil des Hauses, den man den Gästen einräumte, die Gastwohnung genannt.

Da nun alle Gastwohnungen dieser Art in Bethlehem besetzt, das heißt, da alle Häuser angefüllt waren, was sollten die Aeltern unsers Herrn thun?

Gab es in Bethlehem keine Gasthäuser, so gab es auch keine Gasthausställe, sondern es war dort, wie in allen Städten, ein gemeinschaftliches Gehäge (praesepium), wo man die Thiere hineinstellte.

Fand sich nun am Thore von Bethlehem ein großer Fels, der diese Einfangung zum Theile schließen konnte und zugleich den Menschen und Thieren Schutz vor übler Witterung gewährte, so gab es die gesunde Vernunft den Bethlehemiten ein, ihr praesepium dorthin zu verlegen, und die harte Nothwendigkeit zwang die heilige Jungfrau und den heiligen Joseph sich dorthin zu flüchten, glücklich in solcher Verlassenheit eine solche Zufluchtsstätte zu finden.

Aber wir brauchten wohl nicht zu den so zahlreichen historischen Beweisen unsere Zuflucht zu nehmen, das Evangelium und die genaue Betrachtung der Orte genügen. Der Fels und die Höhle sind noch da, nur einige hundert Schritte weit von Beth-

lehem, und erzählen allen denen, die sie in halbwegs redlicher Absicht besuchen, auf die augenscheinlichste Weise, daß heute wie zu allen Zeiten, würden dieselben Umstände sich erneuern, die Dinge gerade so sich begeben müßten, wie sie eine achtzehnhundertjährige Tradition erzählt.

Alle Wohnungen sind besetzt, die heilige Jungfrau kann nirgends einen Ruheplatz finden, es gibt keine öffentlichen Häuser für die Aufnahme von Fremden, sondern nur einen für die Heerden und Lastthiere bestimmten Ort; aber dieser Ort ist offen, Allen gemeinschaftlich, es ist Winter, das Land ist hoch gelegen, kalt, von Regengüssen, manchmal vom Schneefall heimgesucht; die heilige Jungfrau wird bald Mutter werden, und siehe, es findet sich dort eine warme, tiefe, stille Höhle, ein wahres Asyl von der Vorsehung Dem angeboten, der da kommt die Menschen zu erlösen, und Dem keiner unter ihnen einen Fleck Erde anbietet, worauf er sein Haupt legen könnte — und man findet es sonderbar, dem Worte Gottes widersprechend, daß die heilige Familie dort Zuflucht gesucht habe.

Man will einmal keine Höhlen! Ich wünschte von ganzem Herzen, daß sich für die Aufnahme des Jesus-Kindes ein würdigerer Ort gefunden hätte, und ich würde es dort mit derselben Bereitwilligkeit anbeten; wenn aber Alles mir beweist, daß es gerade dort geboren wurde, soll ich die Hartherzigkeit der Bethlehemiten noch überbieten und ihm gleichsam diese letzte Zufluchtsstätte streitig machen?

Für jene, die historische Beweise zu schätzen wissen, will ich deren einige nach Jahrhunderten geordnet anführen: freilich werden sie für den Grafen Gasparin nicht den geringsten Werth haben, der mit gleicher Geringschätzung die christlichen Traditionen, die Berichte der Pilger aus den ältesten Zeiten und die Zeugnisse der Kirchen-Väter zurückweist; er setzt ja sein Vertrauen nur auf die Araber Ibrahim Paschas: doch fürchte ich dieses Vertrauen zu erschüttern, denn man wird sehen, daß die Araber weit entfernt sind zu seinen Gunsten zu sprechen.

I. Jahrhundert. Jesus wird in Bethlehem in einer Höhle geboren.

II. Jahrhundert. Im achtzehnten Jahre seiner Regierung entweihte Kaiser Hadrianus diesen Ort, in der Absicht die Christen an der Anbetung des Herrn in jener Höhle zu verhindern, wo er die ersten Klagelaute ausstieß, in specu ubi quondam Christus vagiit, indem er ihn den Mysterien des Adonisecultus widmete*). Durch einen Zeitraum von hundertachtzig Jahren waren die Heiden selbst Bürgen für die Authenticität dieses Heiligthums. Der heilige Paulinus, früher Consul, bezeugt die Thatsachen in einem Briefe, den er sechs Jahre, bevor er Bischof wurde, schrieb**). Für das zweite Jahrhundert haben wir noch ein höchst werthvolles Zeugniß von Justinus dem Märtyrer, der aus Palästina war und um das Jahr 167 in Aegypten starb. Er sagt, daß sich Joseph, als er in Bethlehem keinen Platz um dort zu wohnen gefunden, in eine Höhle begab, die ganz nahe bei dem Dorfe lag, und daß, als sie dort waren, Maria Christum gebar und in eine Krippe legte***)

III. Jahrhundert. Origenes, der um das Jahr 213 nach Palästina ging, schrieb vierunddreißig Jahre später, daß man in Bethlehem die Höhle zeige, in der Christus geboren ist daß die Stätte sehr berühmt, und wie der Ruf selbst unter den dem Glauben fremden Völkern verbreitet sei, daß es die Höhle selbst wäre, in der Jesus geboren wurde, und wohin die Christen kämen, um ihn anzubeten†). Man sieht aus dieser Stelle, wie sehr wir Ursache haben zu bedauern, daß heut' zu Tage Christen nicht so viel Glauben haben, als damals Heiden.

IV. Jahrhundert. Es war im Jahre 326, als die heilige Helena nach Palästina ging, um dort die Idole, welche den Calvarienberg, das heilige Grab und die Höhle der Geburt entweihten, umzustürzen und über diesen geheiligten Stätten Tempel zu errichten,

---

*) Hieronym. Ad Paulin. Ep. 58. — Euseb. de vita Constant. lib. 3. c. 26.

**) Paulinus Nolanus ad Sever. ep. 31. scripta anno 403.

***) Justinus Martyr, Dialogi cum Tryphone 78. p. 175. Hag. com. 1742.

†) Baronius ad annum 326, Nro. 37; et Pagius ad annum 326, Nro. 13.

die deren Platz auf ewig bezeichnen sollten*). Es war der Mutter Constantins ein Leichtes alle diese Orte aufzufinden, da solche in der Umgegend sehr berühmt waren, und auch noch die von Hadrianus den falschen Göttern errichteten Bildsäulen dort standen. Ein Augenzeuge, Eusebius, Bischof von Cäsarea, erstattet uns über dieses Faktum einen vollkommen authentischen Bericht**). Am Ende desselben Jahrhunderts nahm der heilige Hieronymus seinen Wohnsitz in Palästina, und lebte mehrere Jahre lang in der Nachbarschaft der Höhle von Bethlehem***).

V. Jahrhundert. Die achtunddreißig letzten Lebensjahre des heiligen Hieronymus, sowie jedes seiner Werke, sind so kräftige Zeugnisse zu Gunsten des Heiligthums von Bethlehem, daß man nicht genug über die Verwegenheit derjenigen staunen kann, die nach vierzehn Jahrhunderten ihr eigenes Zeugniß ihm entgegen zu stellen sich erkühnen. Hieronymus war nicht nur ein frommer Cönobit, er war ein Gelehrter, wie es deren wenige in der Welt gegeben hat; er kannte die heiligen Bücher, denn ihm verdankt man die beste Uebersetzung, die je gemacht wurde, er kannte Palästina, das er nach allen Richtungen durchzogen hatte, und wovon er uns Beschreibungen gegeben, die für alle nachfolgenden Schriftsteller maßgebend sind. Schon zu seiner Zeit besuchten Tausende von Pilgern aus dem Occidente die heiligen Orte, und waren eben so viele lebende Zeugnisse ihrer Aechtheit.

VI. Jahrhundert. Der Kaiser Justinian, das Werk der heiligen Helena und Constantins fortsetzend, baute mehrere Kirchen im gelobten Lande, stellte jene in Bethlehem wieder her†). Seitdem haben diese Gebäude ihren Platz nicht verändert; sie waren den Unbilden der Zeit und der Barbaren ausgesetzt, aber wurden niemals zerstört, so daß sie als unbestreitbare historische Denkmäler erscheinen.

---

*) Eusebius de vita Constant. lib. 3. c. 41, 43.

**) Hieronym. Epitaph. Paulae.

***) Vallar. Vit. Hieron. c. 17, §. 5 in opp. Hieron. T. XI. — Paulae et Eustochii ad Marcel. ep. 46, al. 17, §. 9.

†) Procopius de aedificiis Justiniani. lib. 5. c. 9.

VII. Jahrhundert. Der merkwürdigste Pilger am Anfang des siebenten Jahrhunderts ist der heilige Antonin von Piacenza; in seiner Beschreibung von Bethlehem spricht er von der Höhle, in welcher der Herr geboren war, und fügt hinzu, daß der Eingang dieser Höhle enge ist*). Später, im Jahre 680, besuchte ein fränkischer Bischof, Arculf, die Höhle von Bethlehem und hat uns eine der anziehendsten Beschreibungen derselben in dem Werke „Adamnanus" hinterlassen**). Es war zur Zeit des Einfalls der Moslimen. Als daher sechs Jahre später Sophronius von Jerusalem am Weihnachtsfeste predigte, wehklagt er in seiner Rede, daß man, weil die Heere Omar's Bethlehem belagerten, die Höhle von Bethlehem nicht mehr besuchen könne***).

Wie ehemals die Heiden, so werden jetzt auch die Moslimen Zeuge für die Wahrheit der katholischen Tradition werden und eine neue Art Beweise zu Gunsten unserer heiligen Orte liefern. Als im Jahre 637 Omar Bethlehem besuchte, betrat er den Tempel und verrichtete ein Gebet an dem Orte, wo Christus geboren ward; hierauf erließ er einen Ferman, der den Moslimen verbot, darin in zu großer Anzahl zugleich ihr Gebet darzubringen; sie sollten nur einzeln eintreten †). Diese Ehrfurcht der Moslimen für die Geburtshöhle bezeugte sich auch später; Abdallah, Sohn des Amru, sandte das Oel zur Speisung der Lampen an dem Ort, wo Jesus geboren wurde ††), und Fabri berichtet noch im fünfzehnten Jahrhundert, daß er oft gesehen habe, wie die Heiden diesen Ort auf dem Angesicht liegend und unter Thränen und Seufzen geküßt hätten †††). Zwei Jahrhunderte später noch erzählt Surius: „Die Türken kommen, ich weiß nicht durch welche Andacht getrieben, von allen Seiten, ihr Gebet mit großer Demuth an diesem Orte zu

*) Ibi est spelunca, ubi natus est Dominus — os vero speluncae angustum. Anton. Plac. XIX.

**) Adamnanus de locis sanctis lib. 3. Mabillon saec. 3.

***) In bibliotheca patr. Lugd. T. XII. p. 207.

†) El Makin 1, 3, 28.

††) Medschired-din, 134.

†††) Fabri Evagatorium in T. S. Peregrinationem. 259.

verrichten, indem sie dabei mit tausend Ausrufungen das Pflaster dort küssen und belecken" *).

Während des achten Jahrhunderts, und der folgenden bis zu den Kreuzzügen, wo sich die Zeugnisse in's Unendliche vermehren, sind die vorzüglichsten Männer, welche dieses Heiligthum besucht und beschrieben haben folgende: der deutsche Bischof Willibald der Heilige, der vom Papste gesandte Mönch Bernhard, der Bischof Altmann von Passau, Richard Abt von Verdun, und viele Andere, die zu citiren ich für überflüssig erachte.

Ich komme jetzt zu den Skrupeln der Juden in Bezug auf die Gräber und auf die Araber Ibrahim Paschas.

Die genannten religiösen Skrupel bei Graf Gasparin waren doppelter Art. Es war den Israeliten strenge verboten in Gräbern zu wohnen, das heißt sich den abergläubischen und götzendienerischen Gebräuchen, die man in den Gräbern übte, zu überlassen. „Ich habe meine Hände ausgestreckt", spricht der Herr, „gegen ein Volk, das vor meinen Augen immerdar das thut, was mich zum Zorne reizt, das in Gräbern wohnt und in Götzentempeln schläft" (Isaias LXV). Das war ein Verbrechen und davon kann hier nicht die Rede seyn.

Die zweite Gattung der Skrupel beruhte auf jenem Verbote das Buches Numeri: „Wer auf dem Felde den todten Körper eines Menschen, der entweder umgebracht wurde, oder eines natürlichen Todes starb, anrührt, oder auch nur ein Bein von ihm oder sein Grab anrührt, der wird auf sieben Tage unrein." (Num. XIX, 16). Damit also Jedermann den Gräbern ausweichen konnte, wurden sie alljährlich mit Kalk übertüncht, daß man sie von weitem sehe.

Man sage, was hätte die heilige Familie in dem Zustande, in dem sie sich befand, thun sollen, hätte sie nur eine Grabeshöhle als Zufluchtsort gehabt? Dieselbe Stelle des Buches Numeri erklärt die für unrein, die den Körper eines Todten berührten, und doch hätte der Pharisäer selbst nicht zu behaupten gewagt, daß man deßhalb von der Verpflichtung ihn zu begraben sich lossagen dürfe. Und fürchtete der Herr selbst bei der Erweckung des Lazarus,

*) Surius 529.

dann die Apostel und die heiligen Frauen unrein zu werden, als sie am Ostertage zum Grabe Jesu Christi eilten?

Doch beruhigen wir uns, Derjenige, der aus einer Jungfrau geboren werden wollte, der in ein neu ausgehauenes Grab gelegt wurde, ist nicht von seiner Geburt an gesetzlich unrein und nicht in das Grab eines unbekannten Juden von Bethlehem gebracht worden.

Nein, die Höhle der Geburt ist keine Grabeshöhle. Ich berufe mich auf das Zeugniß aller derjenigen, die sie gesehen, und die wissen, was eine Grabeshöhle ist; man würde eher beweisen, daß die Kuppel von St. Peter oder die Thürme von Notre-Dame nur Grabdenkmäler sind. Es steht einem unterrichteten Manne übel an, sich hinter Beduinen zu verbergen, um eine solche Absurdität vorzubringen. Diese armen Araber, läsen sie, was man in Europa auf ihre Rechnung veröffentlicht, würden aus allen Kräften gegen die Rolle, die man sie wider ihr Wissen spielen läßt, Einsprache erheben.

Weil Hadrian die Christen aus dieser Höhle vertreiben wollte, wie leicht wäre es ihm gewesen zu sagen: „Jesus ist ja gar nicht in dieser Höhle geboren! betrachtet nur dieses alte Grabmal, das seine Aeltern gewiß zur Flucht bewogen hätte." Und wäre sie eine Grabeshöhle gewesen, hätte sie wohl Hadrian selbst zum Adonis-Cultus bestimmt? Hätte wohl der heilige Hieronymus, der über diesen Punkt genaue Kenntnisse besaß, und der ein ganz anderes Interesse als die Araber des Grafen Gasparin hatte, sich von der Authenticität dieser Höhle zu überzeugen, hätte er sie wohl durch so viele Jahre bewohnt, ohne zu einer Entdeckung zu gelangen, die diese gewandten Beduinen, darf man anders dem Autor über das Tischrücken Glauben beimessen, auf den ersten Blick gemacht haben! Aber steigen wir in die Höhle selbst hinab und bestimmen wir durch die Betrachtung derselben den Werth der Behauptungen dieses Schriftstellers.

Die Geburtshöhle ist länglich von Ost nach West ungefähr 37 Fuß lang, gegen 12 Fuß breit und 9 Fuß hoch. Am östlichen Ende in einer Vertiefung, die eine Art von Nische bildet, ist der Ort, wo Christus geboren wurde.

Gegenwärtig steigt man in das Heiligthum auf zwei Treppen hinab, deren eine aus der Franciskaner- oder St. Katharinenkirche,

die andere aus dem Chor der Griechen hineinführt; ein dritter Eingang ist im Westen offen.

Mit der Höhle sind verschiedene Veränderungen vorgegangen; zuerst durch die Bauten und Verschönerungen der heiligen Helena und Constantins, welche sie mit so viel Gold, Silber, Marmor und Edelsteinen zierten, daß sie den Kaiserpalast an Glanz übertraf*); dann durch die Wiederherstellung Justinians**) und die zu verschiedenen Zeiten unternommenen Arbeiten, um sie den Bedürfnissen des Cultus, den Anforderungen der verschiedenen Confessionen anzupassen oder gegen die zerstörende Frömmigkeit einiger Pilger und den Vandalismus mancher Reisenden zu schützen.

Schon die heilige Helena hatte sie gegen Westen vergrößert***); um das Jahr 670 wurde die Marmorbekleidung erneut****); ein halbes Jahrhundert später der Fels von Neuem behauen und alle ihn umgebende Erde weggeschafft †). Der heilige Epiphanius, Phokas und mehrere Andere erzählen uns, daß die Geburtsstätte mit Mosaikarbeiten geschmückt war ††); und obwohl sie schon vor zweihundert Jahren fast ganz zerstört wurden †††), erblickt man noch heute Spuren derselben. Zu Anfang des siebenten Jahrhunderts hatte sie noch die Gestalt einer gewöhnlichen Höhle und war von einer Seite offen. Doubdan, Domherr von St. Denis, hat, um so viel als möglich ihre ursprüngliche Gestalt zu finden, dort selbst

---

*) Eusebius de vita Constant. 3, 42.

**) Procopius de aedificiis Justiniani. 5.

***) Surius 527.

****) Illa ergo Bethleemitica spelunca praesepio Domini, tota intrinsecus ob ipsius Salvatoris honorificentiam marmore adornata est pretioso. (Arculf 2, 2.)

†) Willibald.

††) Phocas, 27. — Artis ministerio marmoribus et opere mosaico pulcherrime decoratus Baldensel. 119.

†††) Camera olim tota opere mosaico operiebatur; sed in praesentia totum fere antiquitate corruit, et ad ejus ornatum et decorem, secundum tempus alia superinducuntur ornamenta. Quaresmius, Elucid. II.

Untersuchungen angestellt und in seinem Werke einen Plan derselben gegeben *).

Man bemerkt in der Geburtshöhle selbst und in den ihr unmittelbar anliegenden Theilen in den Fels ausgehauene oder durch Mauer-Arbeiten gestützte oder ausgefüllte Stellen; einige Oeffnungen, die augenscheinlich als Eingang gedient hatten, sind jetzt ganz geschlossen; Gänge um die Communication zu erleichtern, wurden eröffnet oder erweitert; am Nordwest-Ende des Heiligthums ist im Fußboden ein schuhtiefes Loch, etwas weiter eine ausgetrocknete Cisterne. Die Höhle ist noch so, wie ehemals, mit Marmor gepflastert**), und auch die Wände mit Marmorplatten bedeckt; sie zeigen aber an einigen Stellen, die schadhaft sind, den nackten Fels; die Sammttapeten, ebenfalls in üblem Zustande, bedecken nur unvollständig diese Blößen.

Nur durch Zwang, und zwar nicht durch die albernen Forschungen der Barbaren, sondern durch die unaufhörlichen und tausendfach strafbaren Herausforderungen derjenigen, die sich Christen nennen, und die es wagen mit Galle und Spott im Herzen einen solchen Ort zu betreten, wird man getrieben, so kaltblütig den Geburtsort Jesu Christi zu zergliedern. Ich muß hier bemerken, daß es weder die Schuld des katholischen Patriarchen noch die der Priester des heiligen Landes ist, wenn eine so ehrwürdige Stätte nicht anständig genug erhalten ist. Ich habe es aus dem Munde des hochwürdigsten Patriarchen selbst, daß er diese Ausbesserungen unternehmen wollte, aber von den griechischen Mönchen daran verhindert wurde.

Die Höhle oder Felsenspalte, die sich neben dem den heiligen unschuldigen Kindern geweihten Altare befindet, ist ungefähr dreißig Fuß breit***).

Der unterirdische Verbindungsgang, der von dem westlichen Theile der St. Katharinenkirche in die Geburtsgrotte führt, ist erst

*) Doubdan, Voyage de la Terre Sainte. Paris 1657.

**) Tabulae pavimenti valde pretiosae, magnae et omnino candidae. Fabri 1, 468.

***) Est alius specus in quem nonnisi curvato dorso ingredi poteramus et ab intus est locus in latere speluncae ad latus sinistrum satis profundus. Fabri, I, 452.

im Jahre 1479 angebracht worden; die Griechen aber, um den Franciskanern den Eingang zu verwehren, vermauerten ihn im Jahre 1652, und so blieb er mehrere Jahre.

Ich weiß nicht, ob die Araber, die man in den Vordergrund zu stellen für gut fand, leibhaftige oder fingirte Wesen sind, ich weiß nicht, welche Oeffnung, Thüre, Zelle oder Cisterne sie für ein Grab halten konnten. Uns hat der alte Quaresmius, einst Custos der Franciskaner im heiligen Lande, die genauesten Berichte über alle diese Dinge gegeben.

In einigen der ältesten Werke findet man zwar Stellen, die zu dem Glauben berechtigen, daß in der That am Eingang der Höhle der Geburt Christi ein in Felsen gehauenes Grab war, aber dieses Grab sei das des heiligen Hieronymus.

Man zeigt jetzt das Grab dieses Kirchenlehrers in einer allerdings nur wenig entfernten, aber von der Geburtsgrotte verschiedenen Höhle; um die Stellen, die ich anführen werde, zu vereinigen, müßte man den ursprünglichen Zustand dieser Höhlen, die streng genommen nur Theile ein und derselben sind, genauer kennen.

Der heilige Antoninus, der im Jahre 600 in Palästina war, erzählt, daß sich der heilige Hieronymus aus Andacht gegen den Heiland ein Grab im Felsen, am Eingang der Geburtshöhle Christi, bereitet habe *).

Der unbekannte Verfasser des Lebens des heiligen Hieronymus, das seinen Werken als Anhang beigefügt ist, behauptet es ebenso zuversichtlich **), während ein anderer gleichzeitiger Autor, der bei dem Leichenbegängnisse dieses Heiligen gegenwärtig war, ganz einfach sagt, daß sein Leib ganz nahe bei der Krippe des Heilands

*) Hieronymus presbyter in ipsius ore speluncae petram sculpsit, et ob devotionem Salvatoris ibidem sibi monumentum fecit. Antonin. martyr. Itinerarium XXIX.

**) In cujus (speluncae Nativitatis) itaque ore, id est, in ipso praesepii ingressu, beatus Hieronymus saxum scalpendo monumentum sibi fieri jussit. Vita Hieronymi in edit. Erasmi opp. Hieron.

begraben wurde *). Das ist die Meinung der meisten Schriftsteller **).

Ich bekenne, daß ich, trotz meiner hohen Verehrung für einen so großen Heiligen, sein Grab lieber in der Kapelle, wo es sich gegenwärtig befindet, als in der Höhle selbst sehe, und bin überzeugt, daß dieselbe Ehrfurcht, die ihn bewog, sich in der Nähe des Ortes, wo der Heiland geboren werden wollte, beerdigen zu lassen, ihn verhinderte, sein Grab in dem Heiligthume selbst zu graben. Der Leib des heiligen Hieronymus wurde im dreizehnten Jahrhunderte nach Rom gebracht ***).

Weil noch gegenwärtig Ablässe mit den Gebeten verbunden sind, die man an diesem Grabe, wie an denen des heiligen Eusebius, der heiligen Paula und Eustochium verrichtet, die in der Nähe des seinigen und gegenwärtig alle leer sind, so spotten die Protestanten über die Unwissenheit der Mönche, die täglich in feierlicher Prozession dorthin ziehen, als wenn die Körper noch darin wären. Aber nicht die Reliquien der Heiligen sind es, welche Ablässe ertheilen, sondern die Kirche, und sie kann deren ertheilen, wie sie denn auch wirklich denen, die andächtig am heiligen Grabe beten, ertheilt, obwohl sie vermuthlich weiß, daß Jesus auferstanden ist.

Ich glaube bewiesen zu haben: erstens, daß eine Höhle als Geburtsstätte unseres Heilandes nicht gegen das Evangelium streitet. Zweitens, daß, wenn ein altes Grab in dieser Höhle gewesen wäre, die dringende Noth, in welcher die Aeltern des Erlösers waren, sie hätte zwingen müssen, sich über ein Formwesen

---

*) Juxta praesepe Domini sacratissimum Hieronymi cadaver humatum est. Cyrill. epistola ad Augustin.

**) Wir könnten sagen, daß wir das Zeugniß des heiligen Hieronymus selbst haben, denn er bedient sich desselben Ausdrucks, um den Ort zu bezeichnen, wo er sechszehn Jahre früher die heilige Paula begrub, und deren Grab man dem seinigen gegenüber sieht. Er drückt sich folgendermaßen aus: Subter ecclesiam (speluncae Salvatoris) et juxta specum Domini conderetur. Hieronymus, Epitaph. Paulae.

***) Bollandi Acta Sanct. 30. September.

des mosaischen Gesetzes, das abgeschafft war, oder Ausnahmen zuließ, hinwegzusetzen, was durch das Beispiel Jesu selbst bewiesen wird. Drittens, daß es in der Höhle von Bethlehem keine alten Gräber gibt.

Ich habe aber über alles dieses, und insbesondere über die Araber Ibrahim Paschas noch ein anderes Document aufzuweisen. Während der wenigen Tage, die ich in Bethlehem zubrachte, habe ich die größtmögliche Anzahl nützlicher Notizen zu sammeln mich bemüht; doch gestehe ich, daß ich es gänzlich vernachlässigte, über das Benehmen der Soldaten Ibrahim Paschas Nachfrage zu halten, und ihre archäologischen Entdeckungen zu bewahrheiten, von denen ich übrigens gar keine Ahnung hatte. Ich dachte gar nicht daran, daß Europa ihr Zeugniß so lange erwartet habe, „auf daß die Absurdität der Ueberlieferung gänzlich bloßgelegt werde." Ich hatte, Gott sei Dank! die Höhle, wo mein Heiland geboren ward, nicht mit dem Hammer der Ungläubigkeit in den Händen untersucht, und ich besaß für die Identität der Geburtsstätte des Jesuskindes Beweise, die fester begründet sind, als der Fels dieser Höhle selbst. Nachdem ich aber die absonderlichen Behauptungen des Grafen Gasparin gelesen, wollte ich mir doch sichere Auskünfte über den Aufenthalt Ibrahim Paschas in Bethlehem verschaffen, denn unter der Maske dieser Männer erkannte ich nicht meine Araber der Wüste, sondern vielmehr ganz europäische Physiognomien, die zu entlarven mir sehr am Herzen lag: ich habe also nach Jerusalem geschrieben. Hier folgt die Antwort, mit der mich jener Mann beehrt hat, der am besten wissen kann, was sich in den Heiligthümern Palästinas zuträgt.

Brief des hochwürdigsten Herrn Valerga, lateinischen Patriarchen von Jerusalem *).

„Die Behauptung des Grafen Gasparin in seinem Werke: Ueber das Tischrücken, in Bezug auf die Höhle der Krippe von Bethlehem, ist ein neuer Beleg für die Mühe, welche sich

*) Das Original ist italienisch.

gewisse protestantische Reisende in der Absicht geben, die ältesten und bewährtesten Traditionen zu bekämpfen, und die lächerlichsten Ungereimtheiten, wenn nicht zu erfinden, doch wenigstens zu Ansehen zu bringen — Absurditäten, die sie in irgend einer Weise aus dem Munde einiger Dragomans entnommen haben können, welche, wie es in diesen Gegenden geschieht, die Ciceroni machen und die Thatsachen erdichten und entstellen je nach der Geistesrichtung, die sie bei ihren Miethsherren bemerken oder voraussetzen."

„Ich habe nicht nur bei den Religiosen, die sich zur Zeit Ibrahim Paschas in Bethlehem befanden, sondern auch bei den Ortsältesten die genauesten Erkundigungen eingezogen; es geht aus Allem hervor, daß die Araber niemals ihren Wohnsitz im Kloster genommen, noch jemals gewagt haben die Verzierungen des Sanctuariums zu rauben, die übrigens bei verschiedenen Gelegenheiten von den Ordensleuten selbst entfernt worden. In jener Kriegsepoche hat Ibrahim Pascha mit seinen Offizieren einige Monate hindurch im lateinischen Kloster gewohnt, aber weit entfernt auch nur das Geringste daraus zu nehmen oder dem Heiligthume die kleinste Unbilde zuzufügen, hat er fortwährend seinen Schutz den Geistlichen angedeihen lassen, von denen er allein seine Nahrung erhalten wollte."

„Gar kein Grabdenkmal existirt in der Geburtshöhle Christi, und es findet sich selbst kein altes Grab aus der Zeit der Hebräer in den benachbarten Höhlen, wo die Gräber des heiligen Hieronymus, der heiligen Paula u. s. w. sich befinden. Uebrigens hätte dem Grafen Gasparin als Beweis für die Aechtheit der Höhle, wo sich die Krippe befand, die Erwägung jenes Umstandes genügen sollen, daß die herrliche über der Höhle befindliche Kirche unbestritten dieselbe ist, welche von der heiligen Helena erbaut wurde, eine Kirche, die von dieser heiligen Kaiserin ganz genau über der Krippe errichtet wurde. Es ist traurig für den Grafen Gasparin, daß er anstatt die Berichte ähnlicher Art, die sich in dem Werke unter dem Titel: Tagebuch einer Reise in den Orient*)

*) Werk der Gräfin Gasparin.

vorfinden, zu beklagen, diese durch ein Buch, das vom Tischrücken handelt, zu bekräftigen versucht hat. Genehmigen Sie u. s. w.

† Joseph,
Patriarch von Jerusalem.

Jerusalem am 19. November 1854."

Ebenso aber wie mit Graf Gasparin verhält es sich auch mit den letzten Bänden, welche Herr Professor Karl Ritter, an der Universität von Berlin, über Palästina herausgegeben hat, als Fortsetzung seines großen Werkes über die vergleichende Geographie*).

Der gelehrte Professor hat Alles, was die protestantischen Reisenden je Uebelwollendes — warum soll ich nicht den wahren Ausdruck gebrauchen? das Albernste — über die Höhle von Bethlehem geschrieben haben, gesammelt und seine eigenen Reflexionen über den Aberglauben der Pilger, den Trug der Mönche u. s. w. hinzugefügt.

Er entblödet sich nicht, in einem ernsten Werke die Bemerkung eines reisenden Engländers zu citiren: die Stufen, welche gegenwärtig zu der Höhle führen, seien so schmal, daß das kleinste Stück einer Heerde nicht in einen Ort hinabsteigen könnte, der ein Stall gewesen seyn soll**)! Warum fügt er nicht hinzu, weil die von den Kaisern Constantin und Justinian errichteten Gebäude so geräumig sind, müsse man sich wundern, daß die heilige Jungfrau sie nicht benützt und in diesen Stall sich begeben habe?

Noch unerklärlicher ist die Behauptung des Herrn Ritter, daß die ältesten Schriftsteller, wie Eusebius, Origenes, Sokrates, Cyprian, Nicephorus, kein Wort von der Höhle von Bethlehem sagen***).

Ich wiederhole es, nur mit Widerstreben setze ich diese Untersuchung fort, denn es ist schmerzlich die Mittel aufzudecken, die von sonst ehrenhaften Männern angewendet werden, wenn es sich um unsere Heiligthümer handelt. Graf Gasparin ist von seinem

---

*) Ritter, die Erdkunde im Verhältnisse zur Natur und zur Geschichte der Menschen.

**) Dieser englische Autor ist Bartlett; man sehe: Walks about the City. p. 210.

***) Erdkunde XVI. Thl. S. 292.

Dragoman oder irgend Jemand gleichen Gelichters zum Besten gehalten worden, von wem aber widerfuhr das Herrn Ritter in seiner Bibliothek?

Zugegeben der berühmte Geograph habe sich geirrt, so ist nur zu beklagen, daß er sich in Bezug auf fast alle diese Autoren geirrt hat. Was den heiligen Cyprian betrifft, so ist schwer zu errathen, warum man eine Erwähnung der Höhle von Bethlehem gerade von ihm verlangt, der zu Carthago lebte, wo er Bischof war und starb. Wir haben von ihm Briefe, Predigten und verschiedene theologische Abhandlungen, aber keine Beschreibung von Palästina*). Die andern Schriftsteller dagegen, auf deren Stillschweigen man sich beruft, haben alle Vier zu Gunsten der Höhle von Bethlehem gesprochen.

Ist Eusebius nicht jener Bischof von Cäsarea, der das Leben Constantins geschrieben, in welchem er bei Erwähnung der Pilger-

*) In seiner Predigt über die Geburt Christi spricht er folgender Weise von Bethlehem: Veniunt in Bethlehem, quem praedixit Gabriel invenitur Emanuel, civitas parva, domus paupercula, supellex exigua. Nulla domus ambitio nisi reclinatorium in stabulo, mater in foeno, filius in praesepio, tale elegit fabricator mundi hospitium, hujusmodi habuit delicias sacrae virginis puerperium. Panniculi pro purpura, pro birro in ornatu regio lacunae congeruntur, genitrix est obstetrix et devotam dilectae soboli exhibet clientelam etc. Das ist eine Beschreibung, wie wir sie bei allen unsern Predigern haben; hier folgt die Bourdaloue's, fast eine Uebersetzung derselben: „Die Mutter, deren Zeit gekommen, sucht einen passenden Ort, um sich zurückzuziehen, aber wegen ihrer großen Armuth weist man sie überall ab; es bleibt ihr nur ein Stall; welche Wohnung für einen Gott und eine Gottesmutter! Und doch hier bringt Maria den Heiland und König Himmels und der Erde zur Welt, hier fängt er an zu erscheinen. Das Bett, worauf er ruht, ist Stroh, seine Wiege ist eine Krippe, sein Kleid elende Windeln; das ist sein Palast, das sind seine Schätze." Ueber die Geburt Jesu Christi. — Es ist zu verwundern, daß man nicht die Autorität Bourdaloue's gegen die Höhle von Bethlehem angerufen hat.

fahrt der heiligen Helena und namentlich der von ihr erbauten Kirche zu Bethlehem fortwährend der Höhle gedenkt, in welcher der Heiland geboren wurde*)? Selbst mehrere Jahre vor dem Aufenthalte der heiligen Helena in Palästina hatte Eusebius von der Höhle der Geburt Christi in seiner Demonstratio evangelica gesprochen**).

Und ist es nicht Origenes, der jene merkwürdigen Zeilen geschrieben, wovon ich weiter oben die Uebersetzung gegeben, und die Jedermann zu Gunsten Bethlehems auslegt: Ostendi Bethleemi speluncam in qua (Christus) natus est et in spelunca praesepe in quo fasciis est involutus; et quod ostenditur pervulgatum esse in locis illis etiam apud alienos a fide, ut in spelunca hac quem christiani adorant et mirantur natus sit Jesus***)?

Sokrates, dessen Kirchengeschichte erst mit dem Jahre 306 beginnt, hatte streng genommen es nicht nöthig, von jener Höhle zu sprechen, und doch hat er es gethan. Sobald, sagt er, die heilige Helena den Bau des neuen Jerusalems (d. h. der heiligen Grabeskirche) vollendet hatte, begann sie den von Bethlehem über der Höhle selbst, wo Christus dem Fleische nach geboren ist. „In antro illo, ubi Christus natus est secundum carnem — exstruit“ †).

Nicephorus, der seine Kirchengeschichte erst im neunten Jahrhunderte geschrieben hat, ist nicht sehr alt, und lebte übrigens in Constantinopel, wo er Patriarch war; man wird zugeben, daß wir für die Aechtheit unserer Heiligthümer Stellen von größerer Beweiskraft haben, weil die, von denen wir sie erhielten, um fünf bis sechs Jahrhunderte älter waren und an Ort und Stelle lebten. Doch wenn wir nur des Zeugnisses von Nicephorus bedürfen, so wird er uns nicht im Stiche lassen, um Jeden zu überzeugen. Er sagt also, daß Helena „auf ihre eigenen Kosten zwei andere präch-

---

*) Eusebius. De vita Constantini lib. III cc. 41, 43.

**) „Obscurum illud antrum nativitatis.“ Euseb. Demonst. evang. 7, 2, 343. Col. 1688. Ein einziges Mal liest er του ἀγρου (agri), offenbar ein Fehler des Abschreibers statt του ἀντρου (antri).

***) Origines contra Celsum lib. I. §. 51.

†) Socrates Hist. eccles. 1, 3.

tige Kirchen baute, die eine zu Bethlehem bei der Höhle, wo Christus geboren ist, und daß dieses Gebäude die heilige Höhle einschloß", u. s. w. *).

Ich glaube, daß man nun im Stande seyn wird, Professor Ritters Citate in Bezug auf die Höhle von Bethlehem zu würdigen.

Doch macht der gelehrte Geograph bezüglich des Gegenstandes auch noch eine ernsthafte Bemerkung, freilich diese einzige: er sagt: es sei nach dem Texte des heiligen Matthäus offenbar, daß die drei Weisen das Jesuskind in einem Hause und nicht in einer Höhle fanden. Der Text lautet: „Als sie in das Haus eintraten, fanden sie das Kind mit Maria seiner Mutter und beteten es kniefällig an." (Matth. II, 11).

Da Lucas gesagt hat, daß die heilige Familie keinen Platz in der Herberge fand, die wohl ein Haus ist, so kann der heilige Matthäus nicht das Gegentheil sagen, man muß also mit den Heiligen Justinus, Cäsarius, Gregor von Nyssa und einer großen Anzahl Anderer annehmen, daß hier das Wort Haus nur den Ort oder die Wohnung bedeutet, wo die heilige Familie damals sich befand **), oder auch daß ein hinreichender Zeitraum von der Geburt Jesu bis zu der Anbetung der Weisen verfloß, daher, nachdem die große Zahl der Fremden sich vermindert hatte, der heiligen Familie es möglich wurde, ein Haus in der Stadt zu beziehen. Dieser Meinung sind auch Eusebius und der heilige Epiphanius. Augustinus und Johannes Chrysostomus scheinen zwischen beiden Meinungen zu schwanken. Man findet diese Frage in dem Werke des

*) Hier die lateinische Uebersetzung: Ipsa vero (Helena) domesticis propriisque impensis alias duas magnifice sacras construxit aedes, alteram in Bethlehem, ad eam in qua Christus natus est speluncam — in cujus sanctiore sacrario humi et praesepe et speluncam sacram est complexa, Nicephori Callisti, Eccles. Historia opera ac studio Langi e graeco in latin. tom. VIII. cap. 30.

**) In den oben angeführten Stellen haben der heilige Cyprian und Bourdaloue die Wörter Haus und Palast in demselben Sinne angewendet.

P. Patricius, De Evangeliis, mit eben so viel Gelehrsamkeit als redlicher Gesinnung abgehandelt*).

Das Einzige, was ich hier beweisen wollte, ist das: Jesus ist in der Höhle von Bethlehem geboren.

(Schluß folgt.)

XV.

Der Kampf gegen den physiologischen Materialismus.

I.

Frohschammer; Julius Schaller aus Hegel's Schule.

Es war denn doch ein Wort zu rechter Zeit, als R. Wagner in der Naturforscher-Versammlung in Göttingen im Jahre 1854 die Frage aufwarf, ob wohl die Physiologie berechtigt und befähigt sei, über das Wesen, die Substantialität der Seele zu entscheiden? diese Frage dann selbst dahin beantwortete, daß dieß nicht der Fall sei, und sich mit aller Entschiedenheit gegen die materialistische Richtung mancher Physiologen erklärte. Es ist seitdem dieser Gegenstand zu einer wissenschaftlichen und literarischen Tagesfrage geworden, und trügt nicht Alles, so hat die öffentliche Meinung sich bereits ziemlich allgemein gegen den Materialismus gewendet. Wenigstens dürfte neuestens in Deutschland kaum noch

*) Ubinam Magi Christum invenerint lib. III, Dissert. XXVII. cap. 5.

irgend ein literarisches Organ seyn, das für den cruden, nackten Materialismus eines Vogt und Büchner einzustehen sich erdreistete, so sehr auch manches zuvor mit demselben geliebäugelt. Wenn auch kein edleres Motiv bei manchem seyn möchte, so scheut oder schämt sich doch wohl jedes, ihm noch das Wort zu reden, überzeugt, daß damit nur mehr bei ganz verkommenen Subjecten Eclat zu machen sei. Finden doch selbst die „Jahrbücher" von Otto Wigand, welche L. Feuerbach von Zeit zu Zeit mit seinen alten und neuen Absurditäten spickt, die roh materialistische Auffassung des Menschen unpractisch und unwissenschaftlich, wenn es auch dabei in diesen und manchen andern Blättern, wie sich denken läßt, nicht abgeht ohne manche Declamation gegen Kirche und Theologie. Jüngst hat sogar Arnold Ruge in den „Blättern für literarische Unterhaltung" das Wort ergriffen gegen Carl Vogt, und in herber Weise ihn angelassen; und wenn allerdings Ruge offenbar noch nicht weiß, wofür er spricht — das wissen gar Viele nicht, die jetzt gegen den Materialismus schreiben — so weiß er doch wogegen, und das ist immerhin schon etwas und auch ein Zeichen der Zeit. Nur die „Leipziger illustrirte Zeitung" bewährte so wenig Schamgefühl, einem lahmen Machwerk ihre Spalten zu öffnen, das als Lob- und Preisgesang die roh materialistischen Helden feierte; doch erschienen nur ein paar Stücke; es scheint die Fortsetzung an der offenbaren Unfähigkeit des Lobredners gescheitert zu seyn, und überdieß suchte eine, freilich auch sehr matte Gegenstimme bald darauf die Verletzung des Dekorums wieder einigermaßen gut zu machen.

Wir wollen im Folgenden den Verlauf dieser Angelegenheit betrachtend, die wichtigsten der in derselben erschienenen Schriften in Kürze charakterisiren.

Rudolph Wagner erndtete für sein offenes, entschiedenes Auftreten gegen den Materialismus zunächst den Dank nicht, der ihm dafür gebührte. Nebst wenigen Andern haben nur

diese Blätter ihm volle Anerkennung gezollt, ohne die einzelnen Schwächen seiner näheren Ausführungen zu verschweigen; sonst fanden seine hierauf bezüglichen Schriften entweder nur Bekrittlung dessen, was an ihnen wirklich zu unausgeführt und mangelhaft ist, oder man fand es namentlich naturwissenschaftlicher Seits unpassend, von so etwas, wie die Substanz der Menschenseele, in einer Naturforscher-Versammlung zu sprechen, oder man fuhr endlich geradezu in Zorn und Wuth gegen ihn los. Dieß Letztere that bekanntlich Carl Vogt in seiner Streitschrift: „Köhlerglaube und Wissenschaft", in welcher der exacte Forscher zuerst zu rohester persönlichen Verunglimpfung seine Zuflucht nimmt, und dann mit erneuter Dreistigkeit seine materialistischen Glaubenssätze in Betreff der Menschenseele verkündet. Das Pamphlet erlebte in kurzer Zeit vier Auflagen; und wenn es auch mit dieser Auflagen-Zahl in Wirklichkeit nicht so viel auf sich hat, als der Schein glauben machen könnte, so ist doch auch das schon genug. Die Tages- und Literatur-Blätter beschäftigten sich viel mit dem Vogt'schen Produkt, aber sie ergingen sich theils nur in unfruchtbaren Klagen über das Umsichgreifen der materialistischen Richtung, theils hielten sie sich in bequemer Halbheit und Schwebe, theils kokettirten sie geradezu mit demselben. Die erste eingehende Würdigung der Vogt'schen Behauptungen in Betreff der Seele und Seelensubstanz war unseres Wissens der in der Allgemeinen Zeitung im Mai und Juni 1855 erschienene Aufsatz: „Menschenseele und Physiologie", der später, nachdem von Seite Vogt's eine Erwiderung erschienen war, unter demselben Titel separat abgedruckt und, mit einer ausführlichen Würdigung der Vogt'schen Erwiderung vermehrt, als Streitschrift gegen C. Vogt ausgegeben wurde *). Ohne irgend einen Glaubenssatz vorauszusetzen

*) Menschenseele und Physiologie. Streitschrift gegen Professor Carl Vogt in Genf von Dr. J. Frohschammer, Professor der Philosophie an der Universität in München. Literar.-artist. Anstalt. München 1855.

und die Annahme desselben dem Gegner von vorne herein zuzumuthen, was ja ein vergebliches Unternehmen wäre, wird untersucht, ob die Physiologie wirklich Thatsachen anzugeben wisse, mit denen die Annahme einer besondern, substantiellen Seele des Menschen schlechterdings unvereinbar wäre, und wird dargethan, daß dieß nicht der Fall sei. Dann wird die Frage erörtert, ob der Materialismus mit seinem allein geltenden materiellen Stoffe und den physikalischen und chemischen Kräften desselben im Stande sei, die Organisation in der Natur, die Lebendigkeit und Artung der Thiere, und endlich das geistige Wirken der Menschheit mit seinem ganzen Inhalt in Religion, Kunst, Wissenschaft u. s. w. zu erklären, und wird bewiesen, daß ihm dieß unmöglich sei, und derselbe sich hiebei in völlige Absurdität verlieren, und letzlich in diese ganz versinkend sich selbst zerstören müsse. Das sind die zwei Hauptthemata, die in der ersten und zweiten Reihe von Artikeln, aus denen das Buch besteht, behandelt werden. Dem ist noch eine nähere Prüfung der ethischen Grundsätze Vogt's beigefügt, und zuletzt wird eine Grundfrage und Hauptdifferenzpunkt zwischen Naturwissenschaft und christlicher Wissenschaft berührt, und in den Grundzügen die Lösung der Schwierigkeiten angedeutet, nämlich: ob die Herrschaft des Todes von Anfang der Schöpfung an wenigstens in der Thierwelt stattgefunden, und wenn dieß, ob solches vereinbar sei mit der Güte und Weisheit Gottes? Auch andere theologische und philosophische Grundfragen, z. B. über die Ewigkeit der Welt, über die Entwicklungsfähigkeit und Bedürftigkeit der Schöpfung, finden nebenbei ihre Erörterung. Da indeß ohnehin nur wenige Leser dieser Blätter seyn werden, die das Buch nicht selbst schon kennen, so hält es Referent nicht für nothwendig, ausführlicher über den Inhalt desselben zu berichten, und wir wenden uns zur kurzen Betrachtung der Literatur, die sich nun in rascher Folge angeschlossen hat.

Fast gleichzeitig erschien Julius Schaller's Buch:

„Leib und Seele“, ebenfalls mit Beziehung auf den ausgebrochenen Streit geschrieben *). Wir wollen dieses Buch des aus der Hegel'schen Schule Stammenden etwas ausführlicher betrachten, weil es die Ansicht einer großen Partei darzustellen scheint, wie schon aus den Lobpreisungen erhellt, die gerade diese Schrift von dem ehr- und tugendsamen deutschen Literatenthum geerndtet hat. Ueber die Aufgabe, die er sich gestellt, spricht sich Schaller so aus: „die materialistische Anschauung, wie sie gegenwärtig von der Physiologie ausgeht, als eine einseitige, unhaltbare, den Thatsachen widersprechende Hypothese nachzuweisen, ist das nächste Interesse der vorliegenden Schrift. Mit einer bloß negativen Kritik des Materialismus wäre aber wenig gethan. Ich mußte meine Aufgabe weiter ausdehnen. Einmal mußte ich die Ansicht in Betracht ziehen, welche dem Materialismus entgegensteht, welche von ihm auch vorzugsweise bekämpft wird, welche aber ebenso einseitig, ebenso unhaltbar ist, als er selbst — nämlich die Annahme einer besondern, mit dem Körper äußerlich verbundenen Seelen-Substanz. Endlich aber mußte ich die Widersprüche, in welchen sich beide, gleich einseitige Ansichten bewegen, in positiver Weise zu lösen versuchen.“ Demgemäß wird denn auch, nachdem zuerst das Gehirn als Organ der Seele in Betracht gezogen worden, vor Allem gegen die Annahme einer Seelensubstanz gestritten. Doch welche Gründe hat er denn dagegen? Warum darf eine von der materiellen Substanz des Leibes verschiedene, von dieser allenfalls trennbare, und in gegebenem Falle für sich selbst bestehende und unsterblich fortdauernde Seelensubstanz in der menschlichen Natur nicht angenommen werden?

Mit Vorliebe wird zum öftern betont, daß, wenn die Seele ein besonderes, immaterielles Wesen (Substanz) wäre,

---

*) Leib und Seele. Zur Aufklärung über „Köhlerglauben und Wissenschaft.“ Von Julius Schaller. Weimar 1855.

dann nur eine äußerliche Verbindung zwischen ihr und dem Leibe stattfinden könnte; eine Annahme, die als eine dualistische in der Philosophie schon längst antiquirt sei. Nun ist es zwar richtig, daß die philosophische Richtung, der Schaller angehört, solchem Dualismus nicht huldigt, sondern, wie wir später sehen werden, einem unbestimmten, in der That nichtssagenden Monismus oder Formalismus, die dualistische Ansicht aber ihrerseits als antiquirt betrachtet; ob sie es aber darum wirklich ist, ist eine andere Frage, und ebenso frägt sich noch, ob das, was in der Philosophie als antiquirt angesehen wird, auch mit Recht so betrachtet werden kann und als abgethan gelten soll; ob Gewohnheitsrecht und Verjährung philosophische Gründe seyen? Doch lassen wir das; als eigentlicher Grund gegen die Annahme zweier verschiedener Substanzen, der materiellen und der geistigen, wird, wie bemerkt, geltend gemacht, daß eine solche Verbindung nur eine äußerliche seyn könnte, und daß zwei so verschiedene Substanzen schlechterdings nicht in wirkliche Beziehung und Wechselwirkung zu treten vermöchten.

Also eine immaterielle Seelensubstanz und die materiellen Theile des Leibes könnten nur in eine äußerliche Verbindung treten! Was mag man da wohl unter äußerlicher, was unter innerlicher Verbindung sich denken? Ist jede Verbindung von zwei verschiedenen Wesen nothwendig nur eine äußerliche, dann mag man allerdings auch die von Seele und Leib äußerlich nennen; es gibt dann überhaupt keine innerliche mehr, sondern eben nur äußerliche Verbindung und — Einerleiheit. Gibt es aber zwischen zwei Dingen, die nicht wesentlich einerlei sind, möglicherweise auch eine innerliche Verbindung, welche könnte man eher so bezeichnen, als die von Leib und Seele, nach der vorzüglich im Christenthum und durch seine Wissenschaft gegebenen Auffassung? Wenn je eine Verbindung innerlich, energisch genannt werden kann, so muß es bei dieser seyn, wenn man

nicht des Cartesius einseitige Ansicht der christlichen Auffassung unterschieben, und sich dann gebährden will, als hätte man mit jener auch diese als „einseitige“, „oberflächliche“ dargethan und beseitigt. Noch einmal, warum soll die Lebensdurchdringung und Durchherrschung von Leib und Seele nothwendig nur eine äußerliche seyn, und darum die dualistische und christliche Anschauung unstatthaft, und gerade so einseitig und verwerflich, wie die materialistische? Vielleicht soll diese Aeußerlichkeit der Verbindung in der Trennbarkeit von Leib und Seele bestehen, und eine innerliche Verbindung von zwei Wesen nur eine solche seyn, die untrennbar ist Aber welche Verbindung — zu der doch immer mindestens zwei Wesen gehören — ist je untrennbar? Was untrennbar ist, ist überhaupt nicht verbunden, sondern schlechthin einfach; was verbunden ist, wird auch wieder trennbar seyn mag die Verbindung äußerlich oder innerlich genannt werden; und wenn Schaller überhaupt noch mit Recht von „Leib und Seele“ reden will, d. h. beides von einander unterscheidet, so kann auch er von keiner untrennbaren oder innerlichen Verbindung mehr reden, denn eines von beiden verschwindet ja jedenfalls im Tode. Will er aber von einer Verbindung gar nichts mehr wissen, sondern Leib und Seele als Eins und Einerlei auffassen, so ist freilich eine äußerliche Verbindung von zwei Substanzen vermieden, aber es ist dann auch die ganze Natur des Menschen nur äußerlich und oberflächlich gefaßt, aus lauter Furcht, eine äußerliche Verbindung anzunehmen.

Aber eine immaterielle Seelensubstanz und die materiellen Bestandtheile des Leibes können ja, als wesentlich verschieden, in gar keine Verbindung und Wechselwirkung miteinander treten, bieten gar keine Berührungspunkte, sind sich völlig fremd und unnahbar — pflegt man einzuwenden. Ich kenne dieses Raisonnement, das zu einem hartnäckigen Vorurtheil sich verhärtet hat, und namentlich bei denen, die

philosophiren von Hand zu Hand, als unbestreitbares Axiom forttradirt wird; ich bin aber auch der Ueberzeugung, daß so lange keine gesunde Auffassung der Menschennatur möglich ist, als man sich nicht entschließt, dieses unbegründete Axiom zu prüfen und endlich aufzugeben. Warum soll Immaterielles und Materielles nicht miteinander in Verkehr treten, nicht auf einander wirken können? Welche triftige Gründe hat man für diese Behauptung? Weil eben Beides substantiell verschieden ist, sagt man. Aber muß das, was auf einander wirken soll, immer gleich seyn? Keineswegs; sondern wir sehen in der Natur sogar das Verschiedene bestimmter, schärfer auf einander einwirken, als das Gleiche. Gleichartige, einfache Elementarstoffe wirken wenig aufeinander, dagegen gar sehr die ungleichartigen; der hypothetisch angenommene Aether, der ganz andere Eigenschaften haben muß, als die gewöhnlichen materiellen Stoffe, wirkt dennoch auf diese, bringt Erscheinungen und Bewegungen hervor. Warum soll denn nun gerade eine geistige Substanz unfähig seyn, auf die materielle irgendwie einzuwirken, mit ihr in Verkehr zu treten? Man müßte die geistige Substanz erst zu einem ohnmächtigen, energielosen Phantasma herabsetzen, oder zu einem starren, wesenlosen Begriff, der sich nicht regen und bewegen kann, verkünsteln, um auf das hin behaupten zu können, er vermöge mit dem Leibe in keine Wechselwirkung oder Verbindung zu treten. Das ist allerdings bei dem Geiste der Fall, den die philosophische Schule nur noch gelten läßt, der Schaller angehört, nicht aber bei der Auffassung des Geistes, die er bestreitet. Allerdings eine sonderbare Polemik, die den eigenen armseligen Begriff des Geistes dem Gegner unterschiebt, und dann daraus beweist, dieser Geist vermöge nicht zu wirken, nicht das Niedrige, Ungleichartige zu beherrschen!

Schaller hat indeß noch andere Gründe gegen die Annahme einer besondern Substanz der Seele. Diese Annahme,

behauptet er, leiste auch durchaus nicht, was man von ihr erwarte, denn weder die Freiheit, noch die Unsterblichkeit der Seele sei durch ihre Substantialität gesichert. Ist nicht vor Allem, frägt er, sobald die Seele eine für sich bestehende Substanz ist, die Freiheit gesichert? — Nicht im Entferntesten, lautet seine Antwort.

„Wir lassen ja den Körper in der mannigfachsten Weise auf diese Substanz Einfluß haben, daher kommt denn der Seele ihre besondere Substantialität sehr wenig zu Gute. Sie kann trotzdem ein vollkommen vom Körper abhängiges, bei jedem ihrer Gedanken und Entschlüsse von ihm bedingtes Wesen seyn. Auch handelt es sich bei der Freiheit nicht bloß um die Unabhängigkeit der Seele vom Leibe. Es treten noch andere Collisionen ein, welche die Freiheit des Geistes in Frage stellen. Die Seele lebt, auch wenn sie ein besonderes Wesen ist, mitten in der Welt. Soll sie durch ihre besondere Substantialität vor allen, sie berührenden weltlichen Mächten gesichert seyn? Soll auch der göttliche Wille sie als ein schlechthin für sich bestehendes Wesen respectiren?"

Wir wollen Hrn. Schaller zuerst sagen, was in Betreff der Freiheit durch die Substantialität der Seele gewonnen ist. Sogleich nämlich ist dieß gewonnen, daß sie frei seyn kann, da sie wenigstens Etwas ist. Was aber nicht ist, kann ganz gewiß auch nicht frei seyn; oder was nur an die Materie gebunden, nur in ihr und durch sie ist, für sich aber nicht ist, das ist ebenfalls nicht frei, sondern Nothwendigkeitsgesetzen unterworfen, wie die Materie selbst, oder wie die Thiere und lebendigen oder organischen Gebilde überhaupt. Die Möglichkeit der Freiheit also ist durch die Substantialität der Seele jedenfalls gesichert. Wohl, aber wirklich frei, meint Schaller, sei doch die Seele nicht, weil ja der Körper Einfluß äußert auf diese Seele, und ihre Thätigkeit im Denken und Wollen in der manigfachsten Weise abhängig und bedingt sei. Man muß sich in der That wundern, daß Jemand im Ernst glauben kann, durch ein so

schwächliches Raisonnement diese Sache abzuthun. Die Seelensubstanz soll deßhalb nicht frei seyn können, weil der Körper Einfluß auf sie hat. Ist denn das Alles schlechterdings nicht frei, auf welches ein Anderes irgend Einfluß hat? Läugnet denn also Hr. Schaller die menschliche Freiheit ganz und gar? Es wird ihm nichts Anderes übrig bleiben, denn wie er auch seinerseits die menschliche Seele auffassen möge, dem Körper wird er jedenfalls Einfluß auf sie zuschreiben, und also seinen Grundsätzen gemäß ihre Freiheit läugnen müssen. Der Schaller'sche Begriff von Freiheit ist eben auch wieder ein ganz starrer, unbehülflicher, ein armes absolutes Impatiens noli me tangere, wie ja die Hegel'sche Philosophie und Schule reich ist an armseligen Absolutheiten. Wir aber sagen: die menschliche Freiheit ist keine absolute, sie kann daher ihrer Natur nach Beschränkung erfahren, ohne in ihrem Begriffe aufgehoben zu werden; sie ist aber auch eine lebendige Kraft, nicht ein starres, zerbrechliches Ding, und kann daher in ihrer Bethätigung Hemmung dulden, ohne dadurch schon an sich vernichtet zu werden; sie ist eines höheren oder geringeren Grades von Vollkommenheit fähig, verschiedener Wirkungsweisen und Entwicklungsstufen, und darum auch größerer oder geringerer Abhängigkeit und Beschränkung durch den Körper; und kann sie ertragen, ohne ihrem Wesen nach aufzuhören, obwohl sie in ihrer Bethätigung beschränkt ist. Wie schwächlich und nichtssagend diese ganze Polemik Schaller's ist, zeigt sich auch schon darin, daß er in der angeführten Stelle dem selbst wiederum widerspricht, was er zuvor geltend gemacht. Wäre die Seele eine besondere immaterielle Substanz, wurde zuvor raisonnirt, so könnte sie auf den materiellen Leib gar nicht einwirken; hier wird aber ganz anders raisonnirt: wäre auch die Seele eine immaterielle Substanz, so wäre doch ihre Freiheit nicht gesichert, denn der Körper muß ja in der manigfachsten Weise Einfluß auf sie haben; sie lebt ja doch in der Welt, wie könnte sie gesichert seyn

vor den sie berührenden weltlichen Mächten? die arme Seelensubstanz! Sie könnte, wenn sie existirte, in gar keine Beziehung treten zum Leibe, weil jeder Berührungspunkt mit dem Materiellen fehlte, und doch könnte sie sich auch wieder vor dem eindringenden Materiellen nicht bewahren und ihre Freiheit nicht retten. Es ist doch etwas Schönes um die Kunst, Worte zu machen!

Von gleichem Werthe ist, was Schaller in Betreff der Unsterblichkeit einwendet.

„Oder haben wir", fährt er nach Obigem fort, „durch die Annahme eines besonderen Seelenwesens für den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit ein sicheres Fundament gewonnen? Auch dieß nicht. Schwerlich werden wir läugnen wollen, daß die Seele geboren wird; ebensowenig wird sie durch ihre Substantialität gegen das Sterben geschützt. Was wir durch diese Vorstellung etwa erreichen, wäre die Möglichkeit, daß die Seele für sich sterben kann, ohne vom Körper dazu veranlaßt zu seyn. Daß aber die Seele auch ohne den Körper fortexistiren kann, dürfen wir aus ihrer Substantialität unmöglich so ohne Weiteres schließen. Wie sie, während der Körper lebt, so eng an diesen gebunden ist, daß sie mit ihm sich entwickelt, in dem eben gebornen Kinde von allen ihren Fähigkeiten nur die dürftigsten Anfänge und Keime zeigt, ganz ebenso kann sie möglicher Weise auch nie den Körper entbehren, oder sinkt, wenn sie von ihm verlassen wird, zu einem so kläglichen Daseyn herab, daß mit der Fortdauer einer solchen Seele Keinem geholfen wäre. Bekanntlich ist diese Vorstellung, daß die Seele ohne allen Körper unsterblich sei, durchaus nicht die der christlichen Kirche; diese läßt vielmehr auch den Körper in einer vergeistigten Gestalt wieder auferstehen" (S. 25—26).

Also die Substantialität der Seele soll nicht einmal die Unvergänglichkeit, die Unsterblichkeit der Seele sichern! Das ist sonderbar! Sonst ist man doch auf Seite der Philosophen wie der Naturforscher mit dem Prädikate der Ewigkeit so freigebig! Man spricht von ewiger Materie, von ewigen Natur-

Gesetzen und namentlich die Materie wird gerade um ihrer Substantialität willen als ewig bezeichnet; als ewig nicht bloß im Sinne von Unzerstörbarkeit, sondern auch von Anfangslosigkeit. Ein Atom Sauerstoff ist unvergänglich, eben weil es etwas Substantielles ist, während die verschiedenen Mischungen und Verbindungen, die es eingeht, nicht ewig oder unvergänglich seyn können, weil sie, als solche, nicht Substanzen sind, sondern nur Verhältnisse der substantiellen Theile zu einander, die wieder geändert werden können. Das läßt man von der materiellen Substanz gelten; der Seele aber soll es nichts helfen in Betreff der Unsterblichkeit, selbst wenn sie eine Substanz wäre, worunter doch, selbst wenn sie näher als geistige Substanz bestimmt wird, der gemeinsame Begriff Substanz mindestens ebensogut als realisirt gedacht werden müßte, als bei der materiellen Substanz, und daher auch an den nothwendigen Eigenschaften dieser, also auch an der Unvergänglichkeit Theil zu nehmen hätte. Welches sind denn aber die gewichtigen Gründe, dieses in Abrede zu stellen, und so bestimmt zu behaupten, der Seele wäre auch sogar durch Substantialität persönliche Unsterblichkeit nicht gesichert? Wir haben schon oben erfahren: „die Seele wird geboren; ebenso wenig wird sie durch ihre Substantialität gegen das Sterben geschützt.“ Wir erlauben uns gegen die Bündigkeit dieses Schlusses, oder vielmehr dieser Behauptung Bedenken zu erheben. Wenn die Seele geboren, oder besser: generirt wird, und zwar zur Substantialität und als solche, so daß der Begriff „Substanz“ in ihr realisirt wird und ist, so muß sie ja, trotz ihres Geborenwerdens, durch ihre Substantialität gegen Vergänglichkeit und Sterben gesichert seyn, sonst ist sie nicht substantiell. Ist sie einmal dieß, dann ist sie naturnothwendig gegen Zerstörung und Vergehen für immer gewahrt. Hr. Schaller muß also entweder ihre Substantialität läugnen, oder ihr Unsterblichkeit zugestehen, wenn er gesundem Denken getreu bleiben und nicht leere Worte

machen will. — Ebendieß gilt auch von der Behauptung, daß wir unmöglich so ohne Weiteres aus der Substantialität der Seele schließen dürfen, daß sie auch ohne Körper forterxistiren kann. Das Können, die Möglichkeit des körperlosen Forterxistirens werden wir der Seele doch zugestehen müssen, wenn wir einmal Substantialität ihr zuschreiben? So wenig dürfen wir in diesem Falle die Möglichkeit solcher Forterxistenz in Abrede stellen, daß wir vielmehr nebst der Möglichkeit auch die Wirklichkeit solcher Fortdauer anzunehmen gezwungen sind, wenn wir einmal als Prämisse die Substantialität der Seele gelten lassen. Alles was Substanz ist, kann für sich und in sich selbst fortbestehen, ist nicht in seiner Existenz an Anderes als Substrat gebunden, sondern jedenfalls in seinem Seyn selbstständig, wenn es auch in seiner Wirksamkeit auf Verkehr und Wechselwirkung mit Anderm angewiesen ist. Gilt das von allen materiellen Atomen, weil sie Substanz sind, so muß es auch von der Menschenseele gelten, wenn sie Substanz ist; denn das liegt eben im Begriffe „Substanz", und ist durch ihn ausgesprochen. Ist sie ferner auch in diesem Leben noch so eng mit dem Körper verbunden, entwickelt sie sich gleichsam von dürftigen Keimen und Anfängen an im Leibe und durch Vermittlung desselben, so folgt daraus noch keineswegs, daß sie für immer des Leibes bedürfe, nie ihn entbehren könne; so wenig folgt dieß, als aus dem Umstande, daß ein Kind beim Beginn des Gehens einer Unterstützung und Hülfe bedarf, nothwendig folgt, daß es immer dieser bedürfe, und nie ihrer entbehren und selbstständig werden könne im ganzen Leben. Was vom kläglichen Daseyn gesagt ist, das die Seele ohne Leib führen müßte, schmeckt sehr nach Vogt'schem Raisonnement und Oberflächlichkeit. Mit ebenso viel Recht kann man ohne Weiteres auf höhere Vollkommenheit der vom Körper befreiten Seelensubstanz schließen, und das Bewußtseyn der Menschheit hat größtentheils so geschlossen und daran festge-

halten. Und wenn der Mensch sein inneres Gefühl und Wollen beobachtet, dann nimmt er so viel Andeutungen wahr, daß sein Körper theilweise ein Hemmniß seines Geistes sei, daß der Schluß auf höhere Vollkommenheit desselben, nach Befreiung vom leiblichen Daseyn, weit berechtigter erscheint, als der entgegengesetzte.

Verkehrt ist endlich bei dieser Polemik gegen die Seelen-Substanz auch noch die Berufung auf die christliche Lehre von der Auferstehung der Leiber. Die christliche Lehre weiß von einer Auferstehung der Leiber am Ende des irdischen Zeiten-Laufes nach Abschluß des großen Drama's der Menschengeschichte; sie läßt aber unterdessen die Seelen der Abgeschiedenen fortdauern ohne irdische Leiblichkeit in Seligkeit oder Unseligkeit. Sollte diese Berufung Schaller's eine Bedeutung haben, dann müßte nach christlicher Glaubenslehre die Seele gleich nach oder vielmehr im Tode schon den Körper in vergeistigter Gestalt wieder annehmen, was bekanntlich nicht der Fall ist.

Schaller wendet schließlich gegen die Annahme einer immateriellen Seelensubstanz — die ihm als Idealismus gilt im Gegensatze zum Materialismus, obwohl das ungenau und leicht mißverständlich ist — noch dieß ein, daß sie nicht zu denken sei, und daß sie, wenn Ernst gemacht werde damit und diese Substantialität näher bestimmt werden solle, gewöhnlich in den extremsten Materialismus verfällt.

„Soll die behauptete Immaterialität der Seele eine reelle, objective, gehaltvolle seyn, so muß die Seele das Materielle beherrschen, überwinden, also auch in sich fassen. Stelle ich sie der Materie nur gegenüber, so daß sie äußerlich auf diese trifft und davon wieder zurückprallt, so befindet sie sich mit der Materie ganz in derselben Sphäre; sie liegt neben ihr, außer ihr; das heißt aber im Grunde gar nichts anderes, als sie ist selbst Materie, wenn auch eine Materie von ganz besonderer Art" (S. 26).

Beachten wir, was in dieser Stelle enthalten ist, um

die Bodenlosigkeit dieser Räsonnirerei vollends zu erkennen. Sobald man sich die immaterielle Seele als eine reelle, gehaltvolle denke, welche die Materie beherrscht, überwindet, so verfalle man in den extremsten Materialismus, sagt Schaller. Er selber kämpft aber gegen den extremen Materialismus und darum wird er also wohl vermeiden, die Seele sich als eine reelle, objective, gehaltvolle zu denken; er wird sich dieselbe denken müssen als eine unreelle, gehaltlose, nicht-objective, um den bestrittenen Materialismus zu vermeiden, und die Schaller'sche Seele kündigt sich demnach hier schon als ein leeres, nichtiges Ding an, die, wenn sie wirklich besteht, ihr Daseyn, ihren Halt, ihre Realität wie ihre Wirksamkeit nur der Materie verdanken kann, ohne sie und außer ihr nicht und Nichts ist, um die zu streiten wahrlich nicht mehr der Mühe lohnt, da dabei die Hauptsache dem Materialismus schon zugestanden ist und es sich nur mehr um Formen und Worte handeln kann. Oder meint er es anders? Meint er damit seine eigene Ansicht, die eine reelle, gehaltvolle Seele annimmt, die aber ebendeßwegen substanzlos seyn müsse, um objectiv und reell seyn zu können? Noch wunderlicher wäre dieß und völlig ohne Sinn. Soll die Seele die Materie beherrschen, überwinden, so muß sie dieselbe in sich fassen, behauptet Schaller. Was mag doch das sagen wollen? Ist die letztere Auffassung der oben gegebenen zweideutigen Stelle die richtige und bezieht sich demnach dieß Wort auf Schaller's eigene Ansicht von der Seele, was ist sie denn eigentlich, wenn sie herrschen und überwinden kann? Etwas muß sie dann doch irgend seyn, und zwar muß sie jedenfalls, wenn sie auch die Materie noch so sehr umfaßt oder in sich faßt, doch von dieser verschieden und in soferne neben ihr und außer ihr seyn, denn sonst bliebe nur übrig, sie selbst mit der Materie Eins seyn zu lassen, so daß diese der eigentliche Gehalt und die Realität der Seele wäre, und Schaller entkommt dann mit seiner Ansicht dem Materialismus nicht, vor lauter Furcht den Geist

neben und außer der Materie seyn zu lassen. Hingegen ist auch bei der Annahme der Seelensubstanz durchaus kein solch' mechanisches, physikalisches Neben- und Auseinander beider anzunehmen, daß sie vor einander zurückprallen, wie Schaller fingirt und fabelt; denn die Seelensubstanz, die als immateriell, als geistig betrachtet und angenommen wird, kann die Materie durchdringen und auf sie wirken, ohne daß man gegenseitiges mechanisches Drücken und Stoßen anzunehmen braucht. Ihr Verhältniß zu einander läßt sich nicht chemisch und physikalisch bestimmen und beurtheilen, denn das Immaterielle läßt sich in seinem Seyn, Wesen und Wirken nicht am Maßstab des Materiellen messen. Solchen Maßstab anzulegen, um damit die Möglichkeit einer geistigen Substanz zu bestreiten, ist geradezu absurd. Würde Jemand sagen, es gibt keinen Lichtäther, denn er lasse sich nicht chemisch und physikalisch behandeln, wie alles andere uns bekannte Materielle und verstoße z. B. gegen das Gesetz der Schwere, so würde man ihn mit einer solchen Polemik belächeln und ihm von dem Beginnen abrathen, alles Seyende über Einen Leisten schlagen zu wollen. Nicht anders verhält es sich mit dieser Schaller'schen Polemik gegen eine geistige Substanz, die das Wesen, den Gehalt, die Realität der Menschenseele bildet.

Die bisher von Schaller angeführten Gründe gegen die Substantialität der Seele sind, wie wir gesehen, durchaus von keiner Bedeutung, weitere aber sind nicht mehr vorgebracht und er stellt selbst es in Abrede, daß die empirische Physiologie die Annahme einer besondern Seelensubstanz zu widerlegen vermöge. Wir wollen die ganze Schlußstelle der Schaller'schen Polemik hier wiedergeben, um noch ein paar Bemerkungen daran zu knüpfen.

„Entschieden im Irrthum ist man, wenn man meint, die Thatsachen der empirischen Physiologie hätten die Annahme einer besondern Seelensubstanz widerlegt, oder könnten überhaupt jemals diese Annahme widerlegen.“

„Denken wir uns auch, es wäre der Physiologie gelungen, für jede geistige Erscheinung einen begleitenden Gehirnzustand aufzufinden, so läge in der Thatsache selbst immer nur die allseitige Correspondenz leiblicher und psychischer Zustände. Hierbei könnten wir stehen bleiben, und wie die Cartesianer thaten, diese Uebereinstimmung zwischen Leib und Seele auf den göttlichen Willen zurückzuführen suchen, ohne auch nur einen Einfluß des Leibes auf die Seele zu statuiren. Oder aber — was der gewöhnlichen Vorstellung viel näher liegen würde — wir versetzen die Seele in eine allseitige Abhängigkeit vom Gehirn. Damit hörte sie immer noch nicht auf, ein besonderes Wesen zu seyn; sie wird zu einer vom Körper abhängigen Substanz, aber Substanz bleibt sie nach wie vor."

„Was hätte aber — fragen wir — diese Annahme in dieser Gestalt noch für einen Werth?"

„Die Vertheidiger eines besondern Seelenwesens werden hierauf antworten: Eine allseitige Abhängigkeit der Seele vom Leibe können wir uns eher denken, als daß der Leib oder irgend ein Theil desselben die Functionen der Seele übernimmt. Mag es immerhin eine durchaus räthselhafte Sache seyn, wie ein immaterielles Wesen im Körper gegenwärtig, auf das engste mit ihm verbunden seyn kann, wie es, obwohl es dem Köper gar keine ihm entsprechende Angriffspunkte bietet, doch von ihm in seiner ganzen Thätigkeit bestimmt wird — ist es denn nicht noch räthselhafter, ist es nicht ein vollkommen Undenkbares, Unmögliches, daß das Gehirn, diese schwere, materielle Masse denkt, will, sich ihrer bewußt ist? Liegt denn nicht vor Allem im Bewußtseyn ein Sichloslösen des Geistes von jeder körperlichen Bestimmtheit? Vermag sich nicht der Mensch durch freien Entschluß sogar das Leben zu nehmen? Und dieser Kampf mit dem Leibe, dieser Gegensatz zu ihm soll aus dem Leibe selbst entspringen?"

Indem Schaller in dieser unabgeschlossenen, zweifelhaften Weise seine Polemik gegen die Seelensubstanz schließt, scheint er selbst kein rechtes Vertrauen in seine vorgebrachten Gegen-Gründe zu haben und darum die Sache schließlich wie unentschieden zu lassen. Aber wir müssen ihn eben darum dann noch

fragen, mit welchem Recht er denn apodictisch über die Seelensubstanz abspricht? Wie es gerechtfertigt seyn könne, die Annahme einer geistigen Substanz in der Menschennatur, die, wie er selbst gesteht, am unmittelbarsten sich dem Bewußtseyn des Menschen aufdrängt, die in der That auch stets im Bewußtseyn der Menschheit überhaupt und des Christenthums insbesondere durch alle Zeiten geherrscht hat und herrscht, auf so schwache und lahme Gründe hin und nach so oberflächlichem Raisonnement als unrichtig und verwerflich zu bezeichnen, ja noch mehr — mit der materialistischen Ansicht von der Seele auf ganz gleiche Stufe zu stellen und als gleich verwerflich und einseitig zu bezeichnen, wie Schaller es gleich in der Vorrede thut? Solch' ein Verfahren kann man wahrlich nicht viel anders als leichtfertig nennen, das um so verderblicher ist, da es unter der Maske des Freundes und Vertheidigers dessen auftritt, das es zu zerstören geeignet ist. Freilich ist es wohl gerade diese Polemik gegen die historisch allgemeine Annahme einer besondern, vom Leibe verschiedenen substantiellen Seele, die dem Schaller'schen Buche den größten Theil des Beifall's errungen, den es gefunden hat, und die sogar das oben gerühmte deutsche Literatenthum einigermaßen gewonnen und beruhigt hat über den übrigen, ihm wohl theilweise weniger genehmen Inhalt des Buches.

Wir haben diesen noch in Kürze zu betrachten. Die nächstfolgenden Abschnitte (S. 29 — 127) beschäftigen sich mit der Darstellung und Kritik des Materialismus und bilden den eigentlichen Kern und Werth des Buches, obwohl man allerdings nicht mit Unrecht eine gewisse Breite und Unfrische der Darstellung daran getadelt hat. Auch dürfte für den, der die Streitschrift gegen Vogt „Menschenseele und Physiologie" gelesen hat, kaum irgend ein neuer, gewichtiger Gedanke in den Schaller'schen Ausführungen sich darbieten, der in jener nicht auch schon enthalten wäre. Geläugnet aber kann nicht

werden, daß diese Abschnitte viel Treffendes enthalten und allerdings lesenswerth sind.

Am meisten aber wird wohl jeder Leser gespannter Erwartung seyn in Betreff der Abschnitte, die der dritten Aufgabe gewidmet sind, die sich Schaller gestellt, nämlich seine eigene Ansicht in Betreff der menschlichen Seele und ihres Verhältnisses darzustellen und zu begründen. Dieß nun geschieht in sieben Abschnitten (S. 127 — 217). Wenn auch in diesem Theile gewiß viel Bemerkenswerthes sich findet, so wird doch in Betreff der Beantwortung der Hauptfrage: was die Seele des Menschen denn nun eigentlich sei, der Leser sich vollständig getäuscht finden und Nichts von den erwarteten Aufschlüssen zu finden im Stande seyn; oder vielmehr, was er findet, wird weder sein religiöses Gefühl noch sein tieferes Nachdenken befriedigen.

Was ist die Seele des Menschen? lautet die Frage, und Schaller hat bisher geantwortet: Sie ist weder eine immaterielle Substanz, wie der (von ihm sogenannte) Idealismus behauptet, noch ist sie eine materielle Substanz, das Gehirn, wie die Materialisten vorgeben. Oder anders noch: hat der Mensch eine Seele, die von der leiblichen Substanz verschieden ist, wie das Menschenbewußtseyn seit Menschengedenken annimmt, wie die Wissenschaft Jahrtausende hindurch behauptet, wie jedem sein eigenes Bewußtseyn unmittelbar kund gibt und wie das christliche Volk allenthalben glaubt? — oder hat er keine Seele, sondern nur einen Leib, d. h. eine Combination von sinnlichen, materiellen Stoffen, wie die Materialisten schreien? Keines von beiden, sagt Schaller. Nun denn, so hat also der Mensch weder eine Seele, noch hat er keine? So hat er eine und doch auch keine — und keine und doch auch eine? Wie ist dieß beides zu vereinigen und welch' ein Ding entsteht daraus? die Antwort darauf ist keineswegs kurz und bündig gefaßt, sondern man möchte eher sagen, daß sie in den vielen Abschnitten mehr umgangen als gegeben,

oder wenigstens mehr verhüllt als klar dargestellt sei, worauf schon die Ueberschriften der Abschnitte deuten: „8. der Organismus und seine Empfindung. 9. Die physikalische Auffassung des Organismus. 10. Sind die Pflanzen empfindende Wesen? 11. Ueber den Zusammenhang des Nervensystems mit der Empfindung. 12. Das Sonderleben der Thiere. 13. Der physische Unterschied des Menschen vom Thiere. 14. Der leibliche Unterschied des Menschen vom Thiere." Manch' Gutes, ich wiederhole es, wird in all' diesen Erörterungen vorgebracht; für die Beantwortung der eigentlichen Frage aber ist im Grunde ganz wenig geleistet; doch finden sich hie und da Andeutungen dessen, was Schaller eigentlich unter Menschen-Seele versteht. So sagt er an einer Stelle, wo er sich am bestimmtesten hierüber äußert:

„Der abstracte Idealismus meint der Seele eine besondere Ehre anzuthun, meint sie erst dadurch als das Höhere über den Leib zu stellen, daß er sie als eine besondere Substanz aus dem Körper herauswirft. Sie soll eine schlechthin einfache, immaterielle Substanz seyn, welche unter Andern auch die Kraft oder die Eigenschaft hat, zu empfinden, ihrer selbst bewußt zu seyn. Das Immaterielle, Ideelle ist aber nur dadurch in Wahrheit das Höhere als das Materielle, daß es dieses selbst in sich umfaßt, daß es die Energie ist, dasselbe zum Daseyn, zur Erscheinung seiner selbst zu machen. Ohne Zweifel ist die Seele einfach, immateriell. Soll sie aber nicht eine ganz ohnmächtige, hohle Einfachheit seyn — wie der mathematische Punkt, welcher keine Theile hat, keinen Raum einnimmt — so muß sie das Vielfache in sich selbst umspannen, muß dieses als ihr eigenes Moment zur Einfachheit zusammenfassen. Ebenso ist sie in Wahrheit nicht bloß in unserer Vorstellung, sondern an und für sich, immateriell nur dadurch, daß sie in die Materie eindringt, daß sie an dieser selbst ihre Kraft beweist, daß sie die Energie ist, der Materie ihre selbstständige Bedeutung zu nehmen. Der Organismus ist in der harmonischen Einheit seiner Glieder, als dieses in sich zusammenhängende untheilbare Ganze trotz seiner räumlichen, theilbaren, materiellen Existenz doch un-

räumlich, untheilbar, immateriell. Wenn ich ihn theile, tödte ich ihn. So lange er lebt, erhält und erzeugt er sich in allem Wechsel der Stoffe als ein und dasselbe Individuum. Eben dieser Proceß des Immaterialisirens ist die sich durchführende, energische Immaterialität, und nur dieser Proceß ist Seele. Wenn ich die Seele als eine Substanz betrachte, oder gar als ein Etwas, welches Empfindung hat, so heißt dieß im Grunde nichts Anderes, als: die Seele ist ein Lebloses, welches lebt, ein Empfindungsloses, welches empfindet. Die Seele hat nicht Empfindung, sondern sie ist der Act des Empfindens selbst. Eben diese Thätigkeit, dieser Proceß ist ihre Substantialität. Der Leib selbst als thätiges, sich zusammenschließendes, sich idealisirendes Ganze ist Seele" (S. 139—140).

Der letzte Satz spricht es also endlich mit Bestimmtheit aus, was wir unter der Schaller'schen Seele zu verstehen haben. Wir wollen indeß diese ganze charakteristische Stelle einer näheren Prüfung unterziehen. „Das Immaterielle, Ideale, wird behauptet, sei nur dadurch das Höhere als das Materielle, daß es dieses in sich umfaßt, daß es Energie ist, dasselbe zum Daseyn, zur Erscheinung seiner selbst zu machen." Die Seele soll das Materielle zum Daseyn ihrer selbst machen; was soll das sagen? Ist das Materielle im Ernst das Daseyn der Seele, so ist ja in der That der bestrittene Materialismus richtig. Es gibt dann eine Materie, die das Daseyn der Seele ist, wie es eine andere gibt, die das Daseyn der Farben, Formen, Töne u. s. w. ist; diesen Unterschied läugnet auch der Materialismus nicht, und Schaller hat keinen Grund mehr ihn zu bestreiten. Ist es aber so gemeint, daß die Seele die Energie ist, die Materie zur Erscheinung (nicht zum Daseyn im Sinne von Seyn oder Existenz) ihrer selbst zu machen, dann behauptet Schaller etwas, was auch die Vertheidiger der Seelensubstanz gar nicht in Abrede stellen, denn sie nehmen diese als solche an, die im Leibe irdisch zur Erscheinung und Bethätigung kommt, die das Materielle zwar nicht in sich umfaßt —

denn sie ist der Materie undurchdringlich, da sie als einfaches, geistiges Wesen angenommen ist — die aber das Materielle als Substrat der Erscheinung und Thätigkeit durchdringt; denn das Geistige kann das Materielle durchdringen, da es nicht bloß nach physikalischen Gesetzen wirksam zu denken ist und daher den gewöhnlichen physikalischen Hemmnissen nicht unterworfen seyn kann. Und wiederum wäre demnach kein Grund des Streites mehr gegen eine Seelensubstanz. Aber freilich hat es ganz den Anschein, als ob nicht dieß Letztere die wahre Meinung Schaller's wäre, sondern das Erstere, da er sagt, daß die Seele nur eine ganz ohnmächtige, hohle Einfachheit wäre, wenn sie nicht das Vielfache in sich selbst umspannte, dieses nicht als ihr eigenes Moment zur Einfachheit zusammenfaßte. Die Seele also kommt zur Realität und Substantialität nur durch das Materielle, hat an sich keine Realität und Substanz; das Materielle ist ihr eigenes Moment, das sie eigentlich vor Leerheit und Nichtigkeit schützt. Vortrefflich! werden die Materialisten sagen, da hört ihr es vom Vertheidiger der Seele selbst, daß sie ohne Materie Nichts ist, daß diese ihr Wesen, ihre Realität ausmacht; das ist es eben, was wir auch behaupten! Dieses Raisonnement Schaller's ist aber außerdem noch höchst sonderbar. Er bestreitet die Seelensubstanz dadurch, daß er einfach sagt, die Seele sei eine leere, hohle Einfachheit an sich und darum müsse sie eben eine Substanz seyn durch die Materie, oder eine Substanz haben — an der Materie. Aber das läugnen ja eben die Vertheidiger der Seelensubstanz, daß die Seele eine leere Abstraction und hohle Einfachheit sei und seyn könne, und eben deßwegen nehmen sie ja eine geistige Substanz an, weil sie anerkennen, daß die Seele ohne dieß nur leere und hohle Einfachheit wäre! Also stimmen ja Schaller und die Vertheidiger der Seelensubstanz darin überein, daß die Seele ohne Substanz eine ohnmächtige, leere Einfachheit wäre! Während aber Schaller die Seele

an der Materie ihre Substanz gewinnen und ihre Leerheit erfüllen läßt, behaupten jene, daß dieß nur wieder der Materialismus wäre, und daß man eine geistige Erfüllung, Realität oder Substantialität annehmen müsse. Wie kann denn nun Schaller den Vertheidigern der Substantialität der Seele gerade das Gegentheil von dem aufbürden, was sie behaupten, nämlich Leerheit, Abstractheit, Unrealität der Seele und dann gegen sie streiten, während sie das gerade vermeiden durch Annahme einer geistigen Substanz? Schaller muß beweisen, daß es eine Substantialität der Seele nicht geben könne — dann hat er die Gegner widerlegt; dann aber sich auch selbst das Recht genommen von einer Leerheit der Seele zu reden, die überwunden werden müsse durch Erfüllung mit dem Materiellen.

Weiter wird uns im Obigen gesagt, die Seele sei in Wahrheit immateriell nur dadurch, daß sie in die Materie eindringt, ihre Kraft an ihr beweist, die selbstständige Bedeutung ihr nimmt. Wie das zu geschehen vermag, wie die Seele gerade durch das Eindringen in die Materie immateriell seyn soll, dürfte schwer zu denken seyn. Dringt sie in die Materie ein, so muß sie an sich Etwas seyn als Eindringendes, und dieses Etwas muß materiell oder immateriell seyn als Eindringendes. Im ersten Fall kann es nicht immateriell seyn oder werden im Eindringen, im zweiten ist es ohnehin schon immateriell und ist oder wird es nicht durch das Eindringen. Und das, was dem Materiellen des Organismus seine selbstständige Bedeutung soll nehmen können, muß doch wahrhaftig an sich eine höhere Energie oder Kraft seyn, und nicht an sich eine hohle, ohnmächtige Einfachheit, die Kraft und Realität aus der Materie erst gewinnt. „Der Organismus, wird ferner bemerkt, in der harmonischen Einheit seiner Glieder, als dieses in sich zusammenhängende untheilbare Ganze sei trotz seiner räumlichen, materiellen Existenz doch unräumlich, untheilbar, immateriell." Dieses „immateriell"

kann denn doch nur sehr uneigentlich verstanden werden, sonst müßte man gar Vieles immateriell nennen; ein Kunstwerk von Erz, in dem eine Idee ausgedrückt, ein Haus in dem ein bestimmter Plan oder einheitliche Idee realisirt wäre, könnte auch einigermaßen immateriell genannt werden, wäre es aber trotzdem nicht. Sonderbar würde es seyn, wenn man sagen wollte, Pflanzen und Thiere seien eigentlich immaterielle Geschöpfe, weil sie einheitliche Ganze darstellen; und nicht minder würde es nur ein Spiel in Worten seyn, die organischen Geschöpfe, z. B. den Elephanten unräumlich zu nennen, weil er lebendig ist, und ein einheitliches Ganzes darstellt. Insoferne er lebendig ist, könnte man sagen, oder die Lebendigkeit ist das Unräumliche und Immaterielle daran. Gut, aber man muß dabei ausdrücklich vom räumlichen, materiellen Stoff, der seine Körperlichkeit bildet, absehen und nur das organisirende Agens im Auge behalten, das das untheilbare, einheitliche Organischseyn oder Leben in einem Complex von materiellen Stoffen wirkt und erhält. Und um das handelt es sich eben, was dieses Agens in der Menschennatur sei, ob bloße Eigenschaft dieses Complexes der sinnlichen Stoffe und Produkt von ihnen, oder etwas ganz Anderes, Eigenthümliches, in sich selbst Wesenhaftes, Substantielles; ob die Menschen-Seele auch an sich, abgesehen von dieser irdischen, aus den materiellen Stoffen bestehenden Leiblichkeit Etwas sei oder Nichts ohne die sinnlichen Stoffe? Wenn Schaller sagt, „der Proceß des Immaterialisirens (der sinnlichen Stoffe) sei die sich durchführende energische Immaterialität und nur dieser Proceß sei die Seele“, so genügt diese Erklärung nicht einmal für die Thierseelen, geschweige für den menschlichen Geist. Denn das Immaterialisiren des sinnlichen Stoffes setzt doch ein immaterialisirendes Agens voraus als Ursache; dieser Proceß verlangt ein thätiges Etwas, das nicht Materie ist, denn diese, die Materie, kann doch nicht selbst immaterialisiren! Kann man also auch in gewissem Sinne, z. B. von

den Thierseelen sagen, der organische Proceß in ihnen sei die Seele, und sie bedürfen in sofern der materiellen Stoffe beständig als Träger und gleichsam als historisches Traditions-Mittel der Forterhaltung oder Fortpflanzung, so darf man doch das materielle Geschehen im Organismus, als beständiges Resultat der seelischen Wirksamkeit im Materiellen, nicht geradezu und schlechterdings vereinerleien mit dem wirkenden organischen Agens, wenn dieses auch untrennbar ist vom materiellen Geschehen. Betrachtet man bloß die thierischen Organismen in ihrer schon vorhandenen Wirksamkeit und Continuität nach Erhaltung und Fortpflanzung, dann tritt dieß allerdings weniger klar und bestimmt hervor; fragt man aber nach dem ersten Anfang oder Ursprung der Organismen, dann stellt sich bestimmter die Nothwendigkeit einer Unterscheidung des organischen Princips und der materiellen Stoffe heraus, und es läßt sich nicht mehr auskommen mit der Phrase: die Seele sei der organische Proceß, der Proceß des Immaterialisirens selbst; denn es fragt sich: woher kommt dieser Proceß oder die Potenz dazu? Und da ist denn, abgesehen von der auf alle Erklärung verzichtenden Behauptung einer Ewigkeit der Organismen, nur ein Zweifaches möglich, entweder die Annahme, daß die materiellen Stoffe selbst diesen Proceß hervorgebracht haben, die eben dem Materialismus eigenthümlich ist, oder es gelten zu lassen, daß diese so verschiedenen organischen Energien zu den materiellen Stoffen hinzutreten oder schöpferisch in sie gesetzt oder aus ihnen hervorgebracht wurden: die dann allerdings nur in ihnen ihr Daseyn haben und sich erhalten und fortsetzen können als historische Potenzen in den räumlichen Stoffen der Natur, aber nicht geradezu Einerlei sind mit den im organischen Processe jeweilig thätigen materiellen Stoffen.

Wendet man vollends die Schaller'sche Ansicht auf die Menschenseele an, dann zeigt sich klar, daß durch sie der Materialismus wesentlich nicht überwunden ist. Die Seele soll

nichts Anderes seyn als der leibliche Organismus, der Proceß des Immaterialisirens der materiellen Stoffe, (die doch gewiß materiell bleiben); „der Leib selbst als thätiges, sich zusammenschließendes, sich idealisirendes Ganze ist Seele“ sagt Schaller. Also der Leib, der Naturorganismus ist es hienach, der denkt, glaubt, weiß, der Selbstbewußtseyn und freien Willen hat! Was hat man da noch groß Ursache mit dem Materialismus zu streiten, wenn es so ist? Es kann sich um wenig mehr als um Worte handeln, denn daß der menschliche Leib ein thätiges, sich idealisirendes Ganze ist, wird wohl auch der Materialismus nicht geradezu in Abrede stellen. Eine weitere Frage ist, wie es bei dieser Auffassung der menschlichen Seele um die Unsterblichkeit, um die Fortdauer derselben nach dem Tode und Zerfalle des Leibes stehe? Ein Lobredner des Schaller'schen Buches*) hat sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß Schaller gerade diesen Punkt ganz unerörtert gelassen hat. Ein Bedauern, das man unter diesen Umständen fast naiv nennen möchte, denn sehr gute Gründe haben sicherlich Schaller bewogen, die Unsterblichkeitsfrage der menschlichen Seele mit Stillschweigen zu übergehen! Wer den lebendigen, thätigen Leib selbst die Seele nennt und dafür gelten läßt, und ausdrücklich gegen die streitet, die sagen: „die Seele ist nicht der Leib, hat nicht an diesem ihre Substanz, sondern ist in sich selbst wesenhaft“, der kann doch von einem Fortbestehen der Seele nicht mehr reden, wenn die Lebendigkeit und Einheit des Leibes, kurz, wenn der Leib zu bestehen aufgehört hat! Es muß sich mit der Menschenseele ganz so verhalten in dieser Beziehung wie mit den Thierseelen, sie muß verlöschen und vergehen wie diese, für die man die Schaller'sche Auffassung der Seele allenfalls noch gelten lassen kann, obwohl sie selbst für diese, wie angedeutet wurde, nicht in jeder Beziehung genügt.

Zwar spricht Schaller ausdrücklich in einem Abschnitte

*) Allgemeine Kirchenzeitung von Zimmermann. Darmstadt 1856.

von dem „physischen Unterschiede des Menschen vom Thiere", und findet „den specifischen Unterschied des Menschen vom Thiere in der Persönlichkeit und dem freien Willen, wodurch er ebenso ein anderes Wesen ist als das Thier, wie dieses ein anderes Wesen ist als die Pflanze." Eine Vergleichung, die bedenklich genug ist, und die dem Menschen vorläufig nur die oberste Stelle in der Reihe der Naturprodukte und Naturorganismen anweist. Abgesehen aber davon, wäre gerade hier der Ort gewesen, genau zu prüfen, ob denn der menschlichen Seele, wenn sie als der lebendige Leib selbst aufgefaßt wird, noch Persönlichkeit und freier Wille zukommen könne, und ob nicht gerade diese beiden eine eigenthümliche, geistige Wesenheit oder Substanz voraussetzen, daß sie möglich und wirklich seien. Schaller geht auch darauf gar nicht ein, so wenig wie auf die Frage nach Ursprung und Unsterblichkeit der Seelen, wodurch allerdings die Sache sehr erleichtert, im Grunde aber auch nichts gewonnen werden kann, da gerade die Cardinalpunkte außer Acht gelassen sind. Ich sagte, freier Wille und Selbstbewußtseyn ist nach Schaller'scher Auffassung der Seele gar nicht mehr möglich bei dem Menschen, so wenig als bei den Thieren. Ist die Seele nichts Anderes als der Leib selbst in seiner Lebendigkeit, Harmonie und Thätigkeit, so ist sie auch den Gesetzen des leiblichen Daseyns unterworfen; nicht bloß theilweise in ihrer Thätigkeit als Lebensprincip des Leibes, während ihr theilweise auch noch ein freies Gebiet gesichert wäre, sondern in ihrem ganzen Seyn wäre sie den Nothwendigkeitsgesetzen der Natur unterworfen, ja in ihrem Daseyn und Wirken ein Produkt von diesen und durch sie allenthalben im Seyn und Wirken bedingt und bestimmt. Soll der Menschenseele freier Wille eigen seyn, so muß dieser ein Substrat haben, das nicht das Gesetz der Nothwendigkeit in seinem Wesen trägt, wie die Materie, sondern das Gesetz der Freiheit; die freie Menschen-Seele muß in sich selbst ein Wesen, eine Substanz seyn, die in sich selbstständig ist, und sich dadurch der Materie mit ihrer

Nothwendigkeit gegenüber behaupten kann. Das freie Wollen kann nicht aus dem hervorgehen, was dem Wesen nach den Nothwendigkeitsgesetzen unterworfen ist, und das, was der Nothwendigkeit unterliegt, kann keinen Proceß eingehen, der freies Thun als Resultat hervorbringen könnte; darum ist ja sogar die an sich freie Seele den nothwendigen Naturgesetzen unterworfen, so weit sie im Sinnlichen, Materiellen wirkt und hier den organischen Proceß vermittelt; daher ist, wie bekannt, in diesem leiblichen Wirken der Seele kein Bewußtseyn und kein freies Wollen beschieden.

Dasselbe ergibt sich uns, wenn wir das Selbstbewußtseyn betrachten. Auch dieses fordert eine substantielle Menschen-Seele. Wäre der Leib selbst in seiner Thätigkeit, wäre der organische Proceß des Leibes die menschliche Seele, so müßte sich das Selbstbewußtseyn gerade auf diesen organischen Proceß als auf die eigentliche Selbstheit beziehen, und dieser müßte zum Bewußtseyn, zur Kenntniß dabei kommen. Allein wir erfahren im Selbstbewußtseyn nicht das Mindeste vom organischen Proceß des Leibes, der doch die Seele seyn soll nach Schaller; ganz im Gegentheil sagt jedem sein Selbstbewußtseyn, daß er selbst, daß sein Selbst, sein Wesen nicht bloß der Leib, nicht Gehirn, Nerven, Herz u. s. w. sei. Jeder unterscheidet sein Selbst, sein Wesen vom Leibe im Selbstbewußtseyn, wie Schaller ja selber anerkennt. Damit aber der Blick der Seele in sich selbst Etwas in Sich- oder als Sich-selbst finde und desselben bewußt werde, muß auch Etwas da seyn, und zwar etwas Reales, Substantielles, nicht ein bloßes Abstractum oder Energie des leiblichen Processes, der sich zum Wesen der Menschenseele nur verhält wie etwas Formales zum Substantiellen, oder auch wie etwas Peripherisches zum Centralen. Die Thiere, bemerkt Schaller selbst, kommen nicht wirklich zum Selbstbewußtseyn. Aber warum nicht? Wohl deßwegen nicht, weil sie nicht substantielle Seelen haben, also nicht auf sich als auf ein innerliches, geistiges Selbst blicken und nichts in

sich selbst oder als Selbst finden können, weil nichts da ist, um es als Selbst zu wissen. Schaller hat also, obwohl er manches Bemerkenswerthe über das Seelenleben der Thiere und über den physischen Unterschied des Menschen vom Thiere vorzubringen weiß, es doch unterlassen, gerade das Wichtigste genauer zu erörtern, und in dem Wenigen, was er über Persönlichkeit, Selbstbewußtseyn und Freiheit sagt, so gänzlich fehl gegriffen, daß er das „Ich", die Persönlichkeit, als bloße Abstraction, als das Allgemeine der Gattung bezeichnet, das „Ich" als unbestimmtes allgemeines Individuum betrachtet. Gleichwohl aber gibt er — alle Begriffe gränzenlos verkehrend — den Vertheidigern der bestimmten individuellen, ganz concreten Seelensubstanz abstracten, leeren Idealismus Schuld. Wie weit diese Willkür in der gänzlichen Verkehrung aller Begriffe geht, sieht man insbesondere noch an einem Satze der oben angeführten Stelle: „Wenn ich die Seele als eine Substanz betrachte, oder gar als ein Etwas, welches Empfindung hat, so heißt dieses im Grunde nichts anderes als: die Seele ist ein Lebloses, welches lebt, ein Empfindungsloses, welches empfindet." Noch Niemand hat behauptet, die geistige Substanz sei eine empfindungslose und leblose materielle Substanz, sondern wer immer von einer Seelensubstanz redet, der versteht darunter zwar eine Substanz, aber keine materielle, leblose und an sich empfindungslose, sondern eben eine geistige, die an sich Lebendigkeit ist, deren Wesen oder Substanz gerade in dieser Lebendigkeit und Persönlichkeit besteht, die an sich bestehen kann, nicht bloß als Eigenschaft eines Complexes materieller Bestandtheile oder als organischer Proceß materieller Stoffe. Obiger Unsinn wird also völlig ungerechter Weise denen aufgebürdet, welche die Substantialität der Seele behaupten.

Doch genug davon. Man wird schon aus der bisherigen Erörterung sehen, wie es, genauer betrachtet, um das Schaller'sche Buch steht, das uns als der wahre Rettungsanker vor dem Materialismus gepriesen wurde, im Grunde aber den Materialismus selber in sich birgt, wenn auch in veredelter

und gewissermaßen ästhetisch verklärter Gestalt, wie er überhaupt dem Hegel'schen Formalismus zu Grunde liegt. Wir haben zwar einen strengen Maßstab bei der Prüfung angelegt, aber es war bei der oft wiederholten Anpreisung des Buches und bei der weiten Verbreitung der in demselben vertretenen Ansichten geboten zu zeigen, daß hier der cruden, nackten Gestalt des Materialismus nur ein verhüllendes, vergeistigendes Gewand angethan ist, das ihr das Abschreckende nimmt und Unbefangene und Vertrauende im Grunde nur täuscht; zu zeigen endlich, daß mit dieser Auffassung der Seele des Menschen auf die Wunde, die der crasse Materialismus schlägt, nur eine trügerische Schmeichelsalbe aufgelegt wird, die den Schaden nicht heilt, sondern nur verhüllt und verderblicher macht. Die von Schaller vertretene Ansicht kann weder dem gläubigen Gemüth genügen, noch die Wissenschaft fördern; jenes nicht, weil sie die Unsterblichkeit der Seele durchaus gefährdet, dieses nicht, weil sie der Forschung ihr Object verflüchtigt, in die Materie bannt und fesselt als bloßes Attribut derselben, so daß sich die Wissenschaft der Seele doch wieder in die Physiologie verlieren muß und an dieser ihre Schranke hat. Schließlich bemerke ich nur noch, daß die Schaller'sche Läugnung der Substantialität der Seele in enger Beziehung steht zu einer eigenthümlichen, den Pantheismus nicht vollkommen überwindenden Auffassung des Verhältnisses Gottes zur Welt. Wer behauptet, eine geistige Substanz könne es nicht geben, der Geist könne nicht an und für sich bestehen, sondern nur als organischer Proceß im Materiellen, ohne das er nur eine abstracte Leerheit oder Hohlheit wäre, der wird dieß auch auf die Gottheit übertragen müssen (weil er die Möglichkeit überhaupt bestreitet), und demnach behaupten: wie der Menschen-Geist zu seinem nothwendigen Substrat, zu seiner Erfüllung und Substantialität der Materie des Leibes bedarf, so bedürfe Gott zu seinem Seyn und Wirken der Welt als Substrat, da er an sich als geistige lebendige Substantialität ohne Welt nicht bestehen könnte.

XVI.

Literatur.

I.

Bilder aus der Gegenwart. Des Marschalls Saint-Arnaud Leben und Charakter nach seinen Briefen, und: Die religiöse Bewegung in dem Geiste des französischen Heeres. Von Karl Zell, großh. bad. Hofrath. Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1856. 8. 426. IV.

Schon im 36ten Bande (S. 873 — 909) dieser Blätter ward über drei neulich in Frankreich erschienene Werke, welche besonders die religiöse Seite des orientalischen Krieges betreffen, Bericht erstattet. Diese, nebst einigen anderen Quellen, bilden die Grundlage des vorliegenden Werkes von Hrn. Hofrath K. Zell. Dasselbe ist keine gewöhnliche literarische Erscheinung dieser Art; es zeichnet sich sowohl durch klassischen Styl und höchst anziehende Darstellung wie durch interessanten und erbaulichen Inhalt aus. Namentlich wird kein Katholik das Buch ohne tiefe Befriedigung aus der Hand legen. Die „Bilder aus der Gegenwart" bestehen in zwei Abtheilungen. Die erste: „Leben und Charakter des Marschalls von Saint-Arnaud", enthält dessen kurze Bio-

graphie nebst einer Bearbeitung seiner Briefe vom J. 1822 bis 1854. Diese Briefe geben von dem Charakter des Marschalls und von der religiösen Stimmung, die in seinen letzten Lebensjahren eine vollständige Sinnesänderung in ihm bewirkte, das klarste Bild; die gehässigen Urtheile, die in gewissen Blättern über den merkwürdigen Mann ergangen sind, finden ihre Berichtigung, so sehr er auch ein ächtes Kind seiner Zeit und sozusagen ein Bild von Frankreich selber war. Man wird daraus Saint-Arnaud nicht nur als Feldherrn, sondern auch in moralischer und religiöser Beziehung achten lernen. Uebrigens sind nicht allein diejenigen Briefe Saint-Arnauds, welche auf sein späteres Leben und auf den orientalischen Krieg Bezug haben, von hohem Interesse, sondern auch die, welche er schon in früheren Jahren in seinen verschiedenen Stellungen schrieb: namentlich die Briefe aus Algerien von 1837 — 1851, darunter besonders jene über die Erstürmung von Constantine, die Bekämpfung Abd-el-Kaders, die großen römischen Ruinen von Lambessa und Tebessa, mit merkwürdigen christlichen Alterthümern, im Süden der Provinz Constantine rc.

Die zweite Abtheilung des Werkes behandelt „die religiöse Bewegung in dem Geiste des französischen Heeres.“ Auch mitten in dem Gräuel der Verwüstung der französischen Revolution blieb doch in vielen Herzen das heilige Feuer der Religion und der Anhänglichkeit an den Glauben der Väter. Durch Napoleon I. wurde in Frankreich die katholische Kirche wieder hergestellt. Von den Bourbonen hofften Viele die Fortsetzung und Vollendung der kirchlichen Restauration. Aber der Widerstand, den man der zurückgeführten Dynastie entgegensetzte, bewirkte, daß auch die für die kirchlichen und religiösen Interessen bei dem Heere getroffenen Einrichtungen erfolglos blieben, wenn nicht gar gehässig wurden. Unter der Regierung der Dynastie Orleans hörten die kirchlichen

Anstalten bei dem Heere auf. Erst durch eine Verordnung vom 31. März 1852 wurden bei der Flotte eigene Feldgeistliche (Aumôniers) wieder angestellt, und durch kaiserliches Dekret vom 10. März 1854 das Institut der Feldgeistlichen, „welches bisher schon bei der Flotte die schönsten Erfolge hatte", auch bei dem orientalischen Landheere eingeführt. Bald hatte sich ihre Wirksamkeit auch hier sehr nützlich und wohlthätig erwiesen, so daß Napoleon III. schon am 4. Aug. 1855 ihre Zahl vermehrte. Es sind theils Ordensgeistliche, namentlich Priester der Gesellschaft Jesu, theils Weltgeistliche.

Neben der Priesterschaft der Armee errangen sich die barmherzigen Schwestern, die nun zum ersten Male bei der Armee verwendet wurden, die unbestrittenste Palme christlichen Heldenmuthes. Der Hr. Verfasser widmet ihnen eine erhebende Schilderung. Ueberall zeigten sie unter den schwierigsten Umständen eine vollkommene Hingebung für ihren heiligen Beruf, unermüdliche Thätigkeit, große Geschicklichkeit, stille Aufopferung. Sie fanden dafür bei den verwundeten und kranken Kriegern, bei allen, von dem gemeinen Soldaten bis zu den Befehlshabern, den lebhaftesten Dank, ehrerbietige Achtung und ein diesen Gefühlen stets entsprechendes Benehmen gegen sie *).

Das Beispiel der christlichen Liebe, das die barmherzigen Schwestern im Orient gaben, mußte auch außerhalb des Kreises ihrer Glaubensgenossen seine Wirkung haben. Es weckte in den Herzen englischer Frauen einen edeln Wetteifer in hülfreicher Menschenliebe und christlicher Gesinnung. Unter

*) Nach jüngsten Pariser-Nachrichten sind von vierunddreißig Seelsorgern, welche den französischen Truppen im orientalischen Kriege beigegeben waren, zwölf gestorben und zehn in Folge der Anstrengungen ihres Dienstes so bedeutend erkrankt, daß sie von ihrem Amte zurücktreten mußten. Die Verluste, welche der Orden der barmherzigen Schwestern in diesem Kriege zu erleiden hatte, sind ebenfalls sehr beträchtlich.

der Leitung der durch ihre Wohlthätigkeit berühmten englischen Dame Miß Nightingale begaben sich eine Anzahl englischer Frauen und Jungfrauen aus allen Ständen nach dem Orient. Man übergab das große Militärhospital zu Scutari ihrer Pflege. Aber trotz aller ihrer Verdienste und Bemühungen entsprach der Erfolg den Erwartungen nicht. Dagegen suchten manche eifrige protestantischen Frauen durch Vertheilung protestantischer Tractate unter die katholischen Irländer zu wirken.

Nicht bloß die alliirten Engländer, auch die Russen fühlten sich von der Bewunderung zur Nachahmung der barmherzigen Schwestern hingerissen. Ein ähnlicher geistlicher Orden wurde in Rußland errichtet, nämlich der Orden „der barmherzigen Schwestern von der Erhöhung des heiligen Kreuzes". Auch sie erfüllten ihren Beruf mit gleichem Muthe und Aufopferung, wie die französischen Schwestern.

Die Wirksamkeit der beiden Institute der Feldgeistlichen und der barmherzigen Schwestern bietet eine Menge erhabener und rührender Züge dar; sie ist ein sehr interessanter Gegenstand der Beobachtung, nicht bloß in religiöser und kirchlicher, sondern zugleich auch in militärischer und allgemein menschlicher Beziehung. Wie man auch über den religiösen Theil ihres Berufes denken mag, so wird man ihrem Muthe und ihrem liebevollen Opfergeiste die Bewunderung nicht versagen können *).

---

*) Ueber das Wirken protestantischer Geistlichen berichtet ein Brief aus der Krimm Folgendes: „Seit einiger Zeit sind protestantische Geistliche aus Frankreich in die Krimm gekommen mit Ladungen von verdächtigen, und selbst mehr als verdächtigen Büchern, welche sie zuweilen an unsere katholischen Soldaten austheilen. Aber dieser Kunstgriff hat bei unsern Tapfern keine Wirkung. Der Oberbefehlshaber, sobald er davon Kenntniß erhielt, ließ den protestantischen Geistlichen die bestimmte Weisung

Der Verfasser schließt sein treffliches Werk mit einer Darstellung der charakteristischen Aeußerungen religiösen Geistes im französischen Heere überhaupt, und einzelner hervorragenden Persönlichkeiten insbesondere. Er erkennt in den Krimm-Affairen die Fügung einer wahren Mission für Frankreich: „Was endlich die Folgen und Wirkungen betrifft, so werden die Wahrnehmungen und Erfahrungen, welche man bei dem Feldzuge im Orient gemacht hat, in Frankreich auch für die Kriegsverwaltung und die Regierung nicht verloren gehen. Der Segen, welchen der Orden der barmherzigen Schwestern gestiftet, das Wirken der Feldgeistlichen, welche zur Aufrechthaltung des moralischen Muthes im Heere in den schwierigsten Umständen beigetragen haben, muß manche Vorurtheile beseitigen, manche Ansichten berichtigen, manche Grundsätze und Einrichtungen für die Zukunft sichern. Der französische Klerus, die wohlthätigen Schwestern, deren Werke der Himmel so gesegnet hat, und welche durch ihre opferwillige Standhaftigkeit selbst ihren Gegnern Anerkennung abgedrungen haben, werden daraus neue Kraft, neuen Eifer gewinnen, und Alles dieses wird der Religion und der Kirche Früchte bringen. Diese Wirkungen werden aber nicht auf die angegebenen einzelnen Kreise beschränkt bleiben; sie werden auf die Gesellschaft überhaupt ihren Einfluß ausüben.“ Und Frankreich hat sonst nur zu sehr in umgekehrter Richtung den Ton angegeben!

---

zugehen: der öffentliche Charakter, mit dem bekleidet sie zur Armee gekommen wären, würde nur so lange anerkannt, als sie sich verbindlich machten, in Zukunft sich nur mit ihren Glaubensgenossen in solchen Verkehr zu setzen.“ S. L'Univers 25. Mai 1855. Num. 141.

II.

Metaphysik. Ein System des konkreten Monismus. Von Dr. G. Schenach, k. k. Prof. der Philos. Innsbruck, Wagner. 1856. VI. 428.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß gegenüber den offen und anmaßend hervortretenden Doktrinen des Materialismus immer entschiedener eine Philosophie in die Schranken tritt, welche nicht nur für die Immaterialität und den angebornen Inhalt des Menschengeistes kämpft, sondern auch bald mehr bald weniger der christlichen Weltanschauung sich nähert. Sind auch viele Vertreter einer ernsten Spekulation diesem Ziele noch ziemlich ferne, so ist doch das Bewußtseyn rege und mächtig geworden, daß die Lösung der großen Wissensprobleme auf spekulativem Wege nur in Uebereinstimmung mit der Offenbarung möglich sei. Das Streben nach einer derartigen Lösung hat schon manche beachtenswerthe Arbeiten hervorgetrieben; insbesondere aber begrüßen wir obengenanntes Werk, dessen entschiedener Vorzug es ist, daß seine Resultate ebenso sehr an dem Prüfstein der Offenbarung sich bewähren, als die Beweise dafür in strengster Methode nur dem vernünftigen Denken entnommen sind. Man sieht es gleich der Vorrede und den ersten Paragraphen an, daß des Verfassers Muth zu spekulativem Forschen zunächst seiner treuen Hingabe an die positive Wahrheit entstammt. Fest gesichert in dem historisch Beglaubigten tritt er auf den Boden des reinen Gedankens mit der frohen Ueberzeugung, daß der Inhalt des Geistes nimmermehr der äußeren Offenbarung widersprechen könne, wenn auch der Geist dieselbe nicht in ihrem ganzen Umfange und in ihrer ganzen Tiefe umschließt, und seine ihm anerschaffene Mitgift nicht mit so überwältigender Kraft darzulegen vermag. Von diesem Standpunkte aus

hat der Herr Verfasser daran gearbeitet nachzuweisen, „daß die Idee des persönlichen Gottes und der Weltschöpfung in der menschlichen Vernunft begründet sei, und die aus diesen Ideen für das Wesen der Welt sich ergebenden Consequenzen zu ziehen." Mit dem Forschen nach Wahrheit ist innig verbunden und in Eins verschmolzen die Bekämpfung des Irrthums in allen seinen wesentlichen Formen, so weit er auf dem Gebiete dieser Wissenschaft zu Tage getreten, und der Herr Verfasser arbeitet an dem wissenschaftlichen Aufbau der Wahrheit, wie einst die Israeliten das Haus des Herrn aufrichteten, mit der Waffe in der andern Hand. Die vernichtendsten Schläge gelten, wie billig, dem Pantheismus und Materialismus, und es ist eine Geistesthat von ungemeiner Wichtigkeit, daß die Lehren dieser Richtungen auch auf dem Boden der Wissenschaft, den sie anmaßlich und ausschließlich als Gebieter zu occupiren meinten, mit den Waffen des reinen Gedankens zerschmettert werden. Insbesondere ist es erhebend zu sehen, wie den Läugnern des Geistes gegenüber in diesem Buche der Geist so entschieden hervortritt, um seine Existenz und seinen angebornen Inhalt in siegreichem Kampfe zu bewähren.

Wie hat nun der Verfasser seine Aufgabe ausgeführt? Indem er „an der Idee des persönlichen Gottes und der Weltschöpfung festhielt, mußte ihm seine Ansicht zu einem System des concreten Monismus werden, in welchem Gott und Welt nicht einerlei, aber (der Bestimmung nach) in Harmonie und Eintracht sind, weil Gott seine Idee von der Welt in ihr realisirt und jedenfalls als der allein Geltende und wahrhaft Unendliche sich zeigt, gegen den alles Widerstreben sich als ohnmächtig erweist" Durch Aufstellung und Begründung dieses Systemes sind die beiden großen Gegensätze, in welche die Philosophie gespalten ist, aus ihrer Einseitigkeit herausgezogen und miteinander zu einer höheren Einheit ausgesöhnt. Denn auf der einen Seite der bisherigen Philosophie sehen wir nur abstrakte Einheit, auf der andern

Vielheit, dort Identificirung von Gott und Welt, hier Trennung, dort bloß Immanenz, hier bloß Transscendenz, kurz dort Systeme des abstrakten Monismus (Pantheismus), hier des Dualismus (Monadismus). Diese beiden Welt-Anschauungen, als deren Eckpunkte wir Spinoza und Hegel, Leibnitz und Herbart betrachten können, haben bisher immer einander hervorgerufen, und dadurch ihre Einseitigkeit und ihr Bedürfniß nach Ergänzung an den Tag gelegt. Die Lehre von der einen ewigen Substanz drängte immer wieder zu dem Gegensatze, der Lehre von den selbstständigen Vielen, und umgekehrt erweckte der Monadismus immer wieder das Verlangen nach einer die Vielen auf einander beziehenden und mit einander verknüpfenden Einheit. Daher treibt es jetzt die ehrlichen Geister auf dem Boden der Spekulation mit einer Art historischer Nothwendigkeit zu dem Streben, diese beiden Gegensätze zu überwinden und in der christlichen Welt-Anschauung zu versöhnen. Der Herr Verfasser, dem der bisherige Ertrag der Spekulation als etwas Gegenwärtiges vor Augen liegt, hat nun die Ergebnisse seines eigenen Forschens mit dem vorräthigen Materiale verknüpft und dadurch ein System geschaffen, welches neben der ewigen alles durchdringenden Einheit auch eine relativ selbstständige Vielheit, neben der Immanenz auch die Transscendenz anerkennt und so die Einseitigkeiten der berührten Gegensätze durch Aufrichtung der christlichen Weltanschauung überwindet. Gott ist hier kein bloßer Begriff, der sich mit der Nothwendigkeit immanenter Gesetze weiter entwickelt, sondern absolute Persönlichkeit, und die Welt keine Entfaltung Gottes, sondern eine durch Gottes freien Willensakt gesetzte relativ selbstständige Substanz. Gott und Welt sind concrete Wesen, aber Gott der Alles Durchdringende, allein Geltende, der seine Idee in der Welt realisirt; darum nennt sich Schenach's System mit Recht „ein System des concreten Monismus.“ Ueberblicken wir nun den reichen Inhalt des Buches. Die einleitenden §§. 1. 2. 3.

behandeln den Begriff, die Möglichkeit und Eintheilung der Metaphysik, welche nach dem in §. 3 dargelegten Plane in drei Theile zerfallen muß: Lehre vom innern Wesen Gottes; Lehre von der Wirksamkeit Gottes auf die Welt; Lehre vom Wesen der Welt. Der erste Theil gibt zuerst in schönster gedankenreicher Entwicklung und im strengsten Kettenschlusse die Auseinanderlegung des Gottesbegriffes, der in der absoluten Persönlichkeit oder dem durch absolutes Selbstbewußtseyn und absoluten Selbstgenuß Vollendeten gefunden wird. Dabei tritt die Lehre von der Trinität soweit hervor, als die Spekulation überhaupt darauf einzugehen im Stande ist; aber jedenfalls drängt sich mit Macht das Bewußtseyn auf, daß nur diese Lehre von der Trinität den Rückfall in pantheistische Anschauungen hindert, und daß nur sie zur Lösung des Weltproblemes führt. Der zweite Abschnitt behandelt die Beweise vom Seyn Gottes, indem dargethan wird, daß die Welt, man mag sie von was immer für einer Seite anfassen, mit Nothwendigkeit auf eine ewig in sich vollendete Einheit zurückweist. Damit verbindet sich die historische Entwicklung, Kritik und Gegenkritik der bekannten vier Beweise. Der zweite Theil bietet zuerst den indirekten Beweis der Schöpfungstheorie durch die Darlegung, daß die faktisch gegebene Welt nur durch einen freien Akt Gottes sich erklären lasse, enthält daher auch die Erörterung und Zurückweisung aller anderen Erklärungsversuche, als: der Systeme des Materialismus, Dualismus, Atomismus, Monadismus und Pantheismus. Im zweiten Abschnitt folgt die direkte Ableitung der Schöpfungstheorie und überhaupt die Lehre von der Einwirkung Gottes auf die Welt. Ohne die stringente Beweisführung und alle Mittelglieder der Schlußreihen anzuführen, möge es erlaubt seyn, folgende Sätze hervorzuheben. Gottes Wissen von sich selbst enthält auch ewig und nothwendig das Wissen Gottes von der Welt, welches auch die Idee und das Vorbild der Schöpfung ist, ohne noch

die wirkliche Welt zu seyn. Gott als der mangellose Geist hat aber wesentlich und nothwendig die Macht, seine Idee von der Welt mit Freiheit zu realisiren. Und wie die Realisirung selbst, so ist auch das Maß, in welchem er seine Idee von der Welt in der Schöpfung ausprägt, nur das Ergebniß seines ewigen freien Entschlusses, daher von der menschlichen Vernunft nicht a priori mit zwingender Nothwendigkeit zu erkennen. Wenn ferner Gott in die Welt auch die Kraft gelegt hat zu ihrer Bestimmung zu gelangen, so hat er doch immer die Möglichkeit freier Einwirkung, durch welche er sie zur Bestimmung leitet. Ueber das Eintreten derartiger Einwirkungen Gottes, über deren Maß und Inhalt kann nicht die Vernunft Aufschluß geben, sondern nur die Geschichte, weil sie freie Thaten des persönlichen Gottes, nicht nothwendige Consequenzen des Gottesbegriffes sind. Darum zieht auch der Herr Verfasser das Erlösungswerk nicht in den Bereich der Spekulation, obwohl er die Möglichkeit desselben erklärt und dessen Nothwendigkeit behauptet, wenn die (etwa durch einen Mißbrauch der Freiheit) gestörte Welt wieder geordnet und über die ursprüngliche Bestimmung gehoben werden soll. Der Herr Verfasser dehnt nämlich das Gebiet der Philosophie nicht weiter aus, als das Erkennen aus den nothwendigen Begriffen reicht; soweit also Gott als freie Person handelt, hat die reine Spekulation ihre Gränze, und es beginnt das Gebiet der Offenbarung, der Geschichte und der Dogmatik. — Der dritte Theil bietet im ersten Abschnitte die Lehre vom Wesen der Welt im Allgemeinen, im zweiten vom Wesen der Welt insbesondere, und zwar nach der dreifachen, den drei Momenten Gottes entsprechenden, Gliederung: der endliche Geist, die Natur, der Mensch, und zwar der Mensch für sich allein betrachtet, der Mensch in Gemeinschaft (Familie, Staat, Kirche). Hier wird insbesondere der wesentliche Charakter der Natur im Gegensatz zum endlichen Geiste und dem Menschen, sowie die stufenweise Steigerung ihres Lebensprin-

cipes, dann das Erkennen, Wollen und die Immaterialität des Menschengeistes mit eben so viel Feinheit und Tiefe als erschöpfender Weitläufigkeit behandelt.

Mit dem Reichthume und dem Werthe der Gedanken verbindet sich eine gefällige Form und eine das Verständniß ebenso erleichternde als vertiefende Methode. Herr Schenach scheidet nämlich die Darstellung nach Paragraphen und Erläuterungen. In jenen gibt er die reine Spekulation in strenger Logik, klarer Sprache und einer wohl berechneten Bündigkeit des Ausdrucks. Jedem Paragraphen folgen aber die Erläuterungen, welche mit jenem nach Inhalt und Form eine fortlaufende wohl gegliederte Einheit bilden und daher den Gedankenzug nie unterbrechen, sondern nur weiter führen. Es breitet sich in denselben die Darstellung manigfaltig aus, indem zu der rein philosophischen Deduktion eine allseitige Beleuchtung des Gegenstandes tritt, welche durch Herbeiziehung und Kritik der Ansichten anderer Geister, durch Verweisung auf Natur, Geschichte, auf die Gestaltungen des socialen und staatlichen Lebens gewonnen wird. So bewahrt sich der Herr Verfasser vor Einseitigkeit, schafft sich eine reiche Fülle von Gedanken, die scharfen, sicher treffenden Beweise und die klaren Lichter, die von allen Seiten concentrirt auf den Gegenstand fallen. Den reichsten Beitrag liefert natürlich die Geschichte der Philosophie selbst und diese Quelle wurde mit treffendem Takte so benützt, daß bei jedem wesentlichen Begriffe, z. B. Wesen, Substanz, Thätigkeit u. s. w. alle bedeutenden Gestaltungen, die er im Processe des Denkens durchgemacht, in klarer bündiger Rede angegeben werden und der Leser nebst der gründlicheren und allseitigeren Erkenntniß der Wahrheit auch noch eine weite Uebersicht über den Stand der Forschung und einen tiefen Einblick in den inneren Gang der Denkbewegung erhalten kann. Damit ist auch der beste Schlüssel zu eigenem eingehenden Studium der wichtigsten Systeme in die Hand gegeben. Insbesondere haben die pan-

theistischen Lehren und die einschlägige Literatur des Materialismus bis auf die jüngsten Tage herab eine tief eingehende Bedachtnahme gefunden, indem z. B. bei der Lehre vom Menschen Moleschott's, Vogt's, Büchner's Schriften in ihren wesentlichen Sätzen dargelegt und zurechtgewiesen, und ebenso die bedeutenderen Gegenschriften in charakteristischer Weise benützt sind. Durch diese Behandlungsweise hat das Abstrakte, das an Tiefe der Fassung nichts verlor, an Verständlichkeit, umsichtiger Begründung und an Interesse in hohem Grade gewonnen, und ist, was unmöglich scheinen möchte auf der „dürren Heide" der Spekulation, aus dem trockenen Grundstock des Paragraphen in reicher Entfaltung und frischem Blätterschmucke „der grüne Baum des Lebens" hervorgewachsen.

So halten wir dieses Werk, tief in seinem spekulativen Gehalte, gedankenreich und belebend in den Erläuterungen, klar und gefällig in der ganzen Darstellung, würdig und kraftvoll in der Polemik, für eine wichtige Erscheinung auf dem Gebiete der katholischen Wissenschaft; und indem es unter vollster Bedachtnahme auf den bisherigen Ertrag der philosophischen Forschung und mit Ueberwindung der beiden großen Gegensätze die höhere Einheit beider aufrichtet und die christliche Weltanschauung als Resultat der Spekulation gewinnt, muß man es als einen von historischer Nothwendigkeit geforderten lebendigen Fortschritt in der Entwicklung des philosophirenden Geistes anerkennen.

XVII.

Zeitläufe.

Der spanische Staatsstreich und seine mögliche Tragweite nach Innen und Außen.

Spanien hat sich wieder gemeldet. Zwei Jahre weniger drei Tage hat die „brüderliche Einigung aller Liberalen" gedauert, von der die neue Aera Spaniens datiren sollte. Am zweiten Jahrestag der „glorreichen" Erhebung Madrids gegen das corrupte Moderados-Kabinet Sartorius und die lahmgebornen Reactionspläne Christinens sah sich die Hauptstadt wieder erfüllt von Blut, Leichen und Trümmern. Denn die Führer der „liberalen Union" hatten sich in den Straßen eine Mordschlacht geliefert, in welcher der „Patriarch der spanischen Freiheit" nur nicht persönlich commandirte, entweder weil er zu feig oder weil er zu schwach und unentschlossen war wie immer. Sein einziges Verdienst aber, das Glück, hat ihn verlassen. Dagegen stand O'Donnell in eigener Person, wie sonst Narvaez, an der Spitze der regulären Armee. Vor zwei Jahren hatte er Hand in Hand mit Espartero und andern sonst einander auf den Tod verfeindeten Generalen die unglückliche Isabella II. zu einem entehrenden öffentlichen Sündenbekenntnisse gezwungen; jetzt schmettert er in ihrem Namen und als Minister-Präsident der Königin den Revolutions-Genossen von Gestern mit seinen Bürgerwehren und seinen Pöbel-Cohorten nieder. Der O'Donnell von 1856 rebellirt gegen den rebellischen O'Donnell von 1854, und stellt die vor das Kriegsgericht, die nicht mit jenem gegen diesen die Waffen erheben.

Das Ereigniß an sich aber, was soll es bedeuten? Man hat es eine Copie der That vom 2. Dec. 1851 genannt, von Napoleon selber gerne gesehen, wenn nicht gar angelehrt. Soll aber O'Donnells Wagniß eine solche Copie wirklich seyn, so ist es offenbar eine spottschlechte. Ein eigentlicher „Staatsstreich“ war, dem Memorandum des neuen Ministeriums zufolge, allerdings beabsichtigt, es scheint aber nicht, daß er nur soweit gerathen wird, wie der Gewaltstreich, mit dem Narvaez im Mai 1844 die zehnjährige Periode der Moderados-Alleinherrschaft begründete. Vielmehr deuten alle Symptome dahin, daß O'Donnell es nur zu einer noch pünktlichern Wiederholung der Tage vom 30. Juli 1843 bis 4. Mai 1844, welche der Diktatur des Marschall Narvaez vorhergingen, bringen wird. Ich meine jene Periode „parlamentarischer Coalition“, wie sie vor dreizehn Jahren mit der ersten Verjagung Espartero's ihren Anfang nahm, und unter den schlechten Zeiten Spaniens doch immerhin die schlechteste war. Mit dieser Periode lief schon die bisherige „Union aller Liberalen“ parallel; jetzt aber ist mit Strömen Blutes ihre völlige Portrait-Aehnlichkeit erkauft. Mit Spott und Schande floh damals Espartero, der Regent von Gestern; heute äußert die neue Regierung: sie wolle mit dem Diktator von Gestern „großmüthig verfahren.“ Moderados und gemäßigte Progressisten waren es damals, welche zum Sturz des Hauptes der Ayacuchos sich verbündeten und unter General Serrano ihn ausführten. Moderados, wieder nicht en gros, und gemäßigte Progressisten sind es heute, welche den Siegesherzog verdrängten und unter O'Donnell einen andern Sonderbund des Ehrgeizes, die Vicalvaristen, an die Stelle setzen. Im Uebrigen unterscheidet sich das Regiment vor dem 14. Juli d. Js. von dem Regiment nach dem 14. Juli nur dadurch, daß jenes die Union aller Liberalen war, dieses die Union einiger Liberalen ist.

Times glaubten vom neuesten Umsturz in Spanien fürchten zu müssen, „die nach brittischem Muster gemodelte Verfassung Spaniens sei vielleicht dem Untergange geweiht.“

Aber Times machen sich unnöthige Sorge. Man wird die von den constituirenden Cortes eben erst gemachte Verfassung ziemlich getreu einführen, denn die geeinigten Liberalen, Moderados und gemäßigte Progressisten, bedürfen des Parlamentarismus schon als Arena, auf der man sich um die Früchte des Sieges reißt. Dann erst wird wieder ein Jahr des Heils wie 1844 eintreten; dann erst, wenn ein wirklicher neuer Narvaez erscheint, wird vielleicht auch wieder ein neuer Marquis von Viluma erscheinen und vor ihn hintreten mit der Mahnung: wie Altspanien gelebt und groß geworden, wie Neuspanien vegetire und unermeßlich elend sei; wie doch noch immer Provinz für Provinz ihr Selbstgefühl und ihre eigenen Sympathien habe, zu allem Glücke, selbst wenn die letztern in Valencia republikanisch und in Catalonien socialistisch wären; wie die kleinste Stadt im Lande ihre Municipal-Freiheiten würdige und erhalte, in Allem des Franzosen Widerspiel; wie es endlich nur Eine Rettung für Neuspanien gebe: Abschaffung der modern-liberalen, d. i. ächt französisch-brittischen aber absolut unspanischen, allgemeinen Cortes und naturgemäße Reorganisation der Theile im Ganzen nach altspanischem Muster: durch besondere Cortes. Nur Eine Uniformität im Einen Sakrament und im Einen König! Der alte Narvaez konnte eine solche Mahnung nicht erhören; er ist selbst ein Kind der Revolution, und wenn man ihn auch als den Repräsentanten des spanischen „Conservatismus" im eminentesten Sinne zu bezeichnen pflegt, so würde er doch um keinen Preis den Ruhm hingeben, auch seinerseits ein liberaler Spanier zu seyn. Welche Antwort erfolgen wird, wenn die Sibylle mit ihren Büchern zum zweitenmale kommt, steht dahin; jedenfalls ist es jetzt nicht an dem.

Doch sind die spanischen Dinge sichtlich einer endlichen Entscheidung näher gerückt. O'Donnell inaugurirt die neue parlamentarische Periode mit einem Belagerungszustand über ganz Spanien, eine Maßregel, die nichteinmal den ersten Sturz Espartero's im J. 1843, sondern erst die Narvaez'sche Diktatur von 1844 begleitete. Hauptsächlich von dieser An-

tikpation empfing die That O'Donnells den Anschein eines eigentlichen „Staatsstreiches.“ Ohne Zweifel fühlte er aber auch, daß etwas mehr nöthig wäre als ein bloßer Wechsel im liberalen System oder der liberalen Namen. Besagen ja seine Ausschreiben selber, daß am Körper des spanischen Gemeinwesens endlich und plötzlich ganz unerwartete, zuvor nie gesehene aber um so entsetzlichere Symptome hervorgetreten seien: jene „letzten Insurrektionen, welche durch ihren vorherrschend socialistischen Charakter in größtem Maßstabe die gewöhnlich so friedlichen Centralprovinzen der Halb-Insel verwüsteten und deren einige, allerdings geringer an Zahl aber deßhalb nicht weniger furchtbar, wie eine ansteckende Epidemie sich über andere Grenz- und innere Provinzen verbreiteten.“

In der That sind diese Erscheinungen auf spanischem Boden ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit. Sie sind ein Beweis, daß das regierende Parteiwesen den raschesten Verlauf innerer Entwicklung und äußerer Atomisirung gewonnen hat — die nothwendige Vorbereitung sei es zu direkter Kur, oder zur Heilung durch eine fürchterliche Katastrophe. An den jüngsten Juli-Tagen ist nicht der förmliche Bruch im Kabinet Espartero-O'Donnell selbst und seine Folgen von Interesse, sondern die Veranlassung desselben. Nicht die Frage, welche dort unter den erbitterten Ministern die Mine sprengte: ob die Moderados oder die Progressisten die „letzten Insurrektionen“ angestiftet hätten? sondern diese selbst. Hätten die Parteien sich noch einmal versöhnt, so wäre man über die Beantwortung jener Frage bald einig gewesen; klang es ja doch jetzt schon in den ministeriellen Hader hinein: nicht ihr, nicht wir, sondern die Carlisten, die „Klerikalen und Jesuiten“ haben's gethan! Indeß lag beiden Parteien daran, eine Situation herbeizuführen, wo die Königin gezwungen wäre, ihre bequeme Lage aufzugeben, in der sie ruhig und sicher den Espartero wie den O'Donnell gewähren, und je den Einen durch den andern paralysiren ließ. Isabella sollte genöthigt seyn, zu wählen zwischen dem Grafen von Lucena

und der Armee, oder dem Siegesherzog und der Miliz. Man darf glauben, daß Isabella diese Nöthigung fürchtete und ungerne zuließ, als sie aber im letzten Kabinetsrath sich vor die Wahl gestellt sah, konnte ihre Entscheidung auch nicht mehr zweifelhaft seyn.

Die neue Verfassung war beinahe vollendet, und ihre Proklamation stand bevor: Alles lag daran, welche Partei dieselbe und die neuen Wahlen unter ihrem Einfluß behalten würde. Schon die Frage an sich, was aus der neuen Charte werden sollte, führte seit dem Herbst v. Js. eine sichtliche Zersetzung der alten Parteien herbei. Von den Progressisten neigten sich immer mehrere dem O'Donnell zu, selbst vertraute Freunde des Espartero, wie z. B. der ernannte Staatsstreich-Minister Luzuriaga. Nach links schieden sich mehr und mehr Demokraten und Republikaner aus; noch im März d. Js. erhielt Madrid zu seiner Einen Demokraten-Zeitung zwei andere, wovon eine ausgesprochen socialistisch. Aus den Moderados gingen sogenannte Absolutisten hervor, die jetzt gegen den avancirten Liberalismus O'Donnells auftreten. Inmitten der Zersetzung erhob sich wieder die schändlichste der spanischen Parteien, die progressistischen Puritaner, deren ganze Politik darin besteht, ihre Stimmen förmlich für persönliche Vortheile zu verkaufen. Einer dieser Menschen, derselbe Escosura, an dem O'Donnell sich rieb, bis endlich am 14. Juli das ganze Kabinet Feuer fing, war seit dem Jänner Minister des Innern; er hatte seit dreizehn Jahren sechsmal die Partei gewechselt. Für ihre Unterstützung in der Thor-Steuer-Frage (April d. Js.) verlangten die Puritaner von Espartero ganz ungenirt vierundzwanzig hohe Aemter, darunter zwei Minister-Portefeuilles. Die steigende Frechheit der Linken, die Anschläge auf das Leben O'Donnells und der Königin selbst, die sporadischen Aufstände und Tumulte, endlich die auffallend absichtsvolle Rundreise Espartero's in den nördlichen Provinzen, andererseits die Auflösung der Provincial-Junten, in der die Partei Espartero's mit Recht ein flagrantes Attentat gegen die Urquelle ihrer Macht, d. i. ihrer

nichtamtlichen Gegenregierung erkannte, und ein drohender Kriegszustand für die ganze Presse — Alles bezeugte die Bereitschaft der Parteien zum Sprung. In solchen Fällen aber bemühten sie sich immer, namentlich diejenige, welche gerade nicht die Armee für sich hat, um den untersten Pöbel. Behauptete man ja im letzten Herbste sogar, daß es auch unter den Carlisten eine Partei gebe, welche nur mehr von der Köderung des hungrigen Proletariats eine ausreichende Erhebung hoffe. Jedenfalls hat jetzt keine der beiden regierenden Partei-Coalitionen es an geheimen Wühlereien fehlen lassen, weder die Republikaner, Demokraten und reinen Progressisten unter Espartero, noch die avancirten Moderados und gemäßigten Progressisten unter O'Donnell.

Aber weder die Einen noch die Andern konnten wollen, daß die Agitation also ausschlage, wie sie wirklich ausgeschlagen: socialistisch. Eben als es sich um Vertagung der Cortes noch vor der Proklamation der Charte handelte, an Einem und demselben Tage, kam Schreckensbotschaft über Schreckensbotschaft nach Madrid. In einer langen Reihe von Städten und Orten erhob sich plötzlich das Volk unter dem Vorwand der Thorsteuer, welche vor zwei Jahren aus Popularitätssucht abgeschafft und jetzt rehabilitirt worden war, und der Theurung, welche eigentlich gar nicht bestand, unter dem Ruf „gegen die Reichen", zerstörte die Fabriken, zündete die Mühlen und Mehlniederlagen an, und wohlhabende Häuser ohne Unterschied der Partei, verbrannte auf weiten Strecken die Erndten auf den Feldern, eröffnete mit Einem Worte einen wahnsinnigen Vernichtungskrieg gegen das — Privat-Eigenthum. Also eine vollständig socialistische Revolution! Und zwar nicht etwa in den Fabrik-, Handels- und See-Städten, wo stets viel entblößtes Volk und Tausende fremder Arbeiter leben, wie z. B. in Barcelona, das als ein Hauptsitz des Socialismus und seiner periodischen Eruptionen längst verrufen ist; sondern in dem reichen und gemächlichen Castilien zu allererst, in Valladolid, Burgos, Valencia, Rio-[illegible], Benavente, Salamanca. Es folgte die Verbrennung von

Erndten von Toledo und la Guardia, Zerstörung und Brand in Arganda, Versuche dazu in Aranjuez, und ausgedehnte Vorbereitungen in Madrid selbst; am Ebro schätzte man die in Rauch aufgegangenen Erndten auf mehr als eine Million Realen, andererseits verbreitete sich der Gräuel selbst nach Andalusien; auch Ermordungen kamen mehr und mehr vor; ein vollendetes Mordbrand-System schien Provinz um Provinz zu ergreifen. Ueberall thaten sich dießmal auch die Weiber auffallend hervor, was schon seit 1525 ein Charakteristikum der socialen oder öconomischen Revolution ist. Die Nationalgarden hielten sich je nach ihrer Zusammensetzung verschieden: sie widerstanden, oder rebellirten nur gegen den Oktroi, oder halfen gleich selber mit gegen die — Besitzthümer der Reichen. Die Regierung verhängte blutige Strafen in zahlreichen Fusfiladen; andere Rebellionen des Pöbels gegen alles andere Heilige waren bisher regelmäßig ungestraft geblieben.

In starrem Entsetzen sahen die Besitzenden auch noch Gespenster: eine förmliche Communisten-Verschwörung organisirt und regelrecht gegliedert über das ganze Land. Allerdings waren socialistische Proklamationen aus den socialistischen Schlupfwinkeln in Madrid 2c. ausgegangen. Uebrigens stellen wir uns die Sache im Ganzen viel einfacher vor: „organisirt" war wohl nichts als die Erhebung der Einen im Kabinet herrschenden Partei gegen die andere mit Hülfe des Pöbelvolks, und zwar „organisirt" durch die hohen Herren im Cortes-Palast selber. Unwillkürlich stießen aber die Herren dießmal auf einen namhaften Unterschied. Sonst pflegten die Parteien ihre Helfer im Pöbel zur Entschädigung auf Klöster, Kirchen-, Gemeinde-, Staatsgut zu hetzen; jetzt ist solches Gut in Folge der berüchtigten Desamortisation nicht mehr vorhanden; so ging denn das „Volk" ganz aus eigenem Instinkt gegen diejenigen los, welche auch dieses Gut noch zu ihrem übrigen Gut hinzugefügt haben: gegen das Privatgut der Reichen. Bei jeder spanischen Revolution mußte sonst der Klerus büßen und unter der „Volks"-Wuth

bluten; dießmal aber hatte er gute Ruhe. Während den reichen Progressisten, welche sonst den Kirchen-, Kloster- und Priestersturm commandirten, die Häuser über dem Kopf und die Erndten auf dem Felde verbrannten, ward den blutarmen Geistlichen kein Haar gekrümmt. Fürwahr, die Desamortisation hatte doch auch ihren Segen! Ihren Urhebern aber bleibt nur die Sorge, dem armen Volke besser als bisher die Einsicht beizubringen, daß zusammengewuchertes Privat-Gut heiliger sei, als uralter Kirchen- und Corporations-Besitz, daß man diesen angreifen und wegnehmen dürfe, aber nicht jenen. Solche Ueberzeugung dürfte von jetzt an wegen eines besondern Umstandes um so nothwendiger, aber auch um so schwieriger hervorzubringen seyn. Es gab nämlich bis auf die neueste Zeit zwar einen bedeutenden Reichthum an spanischen Bettlern, aber kein eigentliches Proletariat; jetzt zum erstenmale scheint ein solches sich angemeldet zu haben. Neben geplünderten Kirchen setzt eben immer und überall der Pauperismus sich nieder, und damit nothwendig die Idee der — Gütergemeinschaft. Die Versteigerer und Käufer des Corporationsgutes haben zugleich ein Inventar übernommen, das seine Schrecken im Juni 1856 noch keineswegs erschöpft haben wird.

Die nothwendige Folge von dem Eintritt dieses neuen Elements wird eine weitere Zersetzung der alten Parteien seyn. Der einfache Republikanismus ist im Lande längst bekannt; schon im J. 1843 handelte es sich um Einführung der Republik, und hielt Barcelona vier Monate lang die republikanische Fahne mit einer Energie aufrecht, gegen welche ein ähnlicher Versuch in den jüngsten Juli-Tagen zu Madrid selbst nur eine schwächliche Thorheit war. Vor der Republik hätte sich das „gebildete" Spanien nicht sehr entsetzt; aber der eintretende Gast kündigte sich an als Social-Demokratismus. Schon das erste Grauen über seine Erscheinung soll viele Progressisten erschüttert, und mit Widerwillen gegen das exaltirte Programm erfüllt haben. Wenn O'Donnell in den Provinzen jetzt wirklich einen leichten Triumph erringen sollte,

so verdankt er dieß hauptsächlich demselben Umstande. Der Socialismus scheint überhaupt die Bestimmung zu haben, die sogenannten „Gebildeten“, welche überall von jeder Autorität abgefallen sind, zu Paaren zu treiben. Durch die Furcht vereinigt er sie zu einer compakten Partei der „Ordnung“. Freilich eine schlechte „Ordnung“, weil sie nur aufrechterhalten wird durch die Gewalt; aber doch immerhin der Anfang zu einer bessern Ordnung.

Die Gewalt ruht in der Armee; um sie werden, vom socialistischen Sturm getrieben, die Atome der alten Parteien sich sammeln, ebenso wie in Frankreich geschehen. Nur darf man nicht glauben, daß die spanische Armee jetzt schon fähig sei, auch nur jene gewaltthätige Ordnung zu begründen. Sie war bisher immer bloß im Stande, irgend einem Führer momentan zur Macht über den Staat zu verhelfen, bis ein anderer Führer ihm die Armee sammt der Macht wieder entriß. Der schlagendste Beweis dafür ist Espartero selbst; er war nur mehr Spielball Anderer, die eben die Armee für sich hatten, seitdem er auf die Sympathie der Nationalgarden und seine liberalen Phrasen sich reducirt sah. Das Parteiwesen unter den Generalen und hohen Officieren selber: das eben ist der tiefste Grund der endlosen Erschütterungen Spaniens. Solange diese politische Generalität nicht vernichtet ist, vermag die Armee, so tapfer und brav sie ist, nicht einmal das Werkzeug der schlechten Ordnung, geschweige denn die Stütze der guten zu seyn. Die Genesis des Grundübels ist leicht nachzuweisen aus den Unthaten des elenden Schwächlings Ferdinand und der Furie Spaniens, seiner selbstsüchtigen Gemahlin Christine, aus dem Bürgerkrieg, den beide entzündeten. Das tödtliche Uebel wieder auszurotten, dazu gehört ein Mann. Und dieser Mann ist O'Donnell nicht; kein Spanier hat sich vielleicht mehr als er versündigt gegen alle Autorität, seitdem er von seinem König und vom Vater weglief, um im Usurpatoren-Heere gegen die eigenen ritterlichen Brüder zu fechten, und selbst seiner Mutter als unversöhnlicher Parteimann hartherzig gegenüberzutreten; noch

ist es ein anderes Kind der Revolution, noch einer der legitimen Bourbonen durch den bloßen Titel der Legitimität. Nach Einem Mann schreit Spanien!

Das zündend über Spanien hingefahrene Meteor socialistischer Revolution, „bis jetzt gänzlich unbekannt in diesem Lande", wie Escosura in den Cortes richtig sagte, hat überhaupt ein helles Streiflicht auf die Gruppirungen im spanischen Volke geworfen. Man müßte denn nur annehmen, daß das Volk sich selbst die Erndten auf dem Felde verbrenne, oder einige Auswürflinge verhetze, gegen seinen eigenen Besitz zu wüthen. Will man solchen Unsinn nicht wagen, so muß man im spanischen Volke unterscheiden, und wird man gleichsam drei Völker im Volke auffinden. Das Volk der „Gebildeten", welches die Revolutionen unter sich macht, und dabei mit schamloser Stirn sich für das ganze Volk ausgibt; auch heute wieder stand die Civilbeamtenschaft fast überall auf Seite der extremsten Parteien. Zweitens das Pöbelvolk, welches regelmäßig von den revoltirenden Partcien der Gebildeten zu Hülfe gerufen wird. Endlich drittens in der Mitte die eigentliche spanische Nation als das Kernvolk; sie hat ihren Ausdruck in der Armee. Dennoch ist sie durch die ruhelos blutigen Excesse der beiden andern Völker furchtbar maltrātirt und kann sich nicht helfen. Denn die Armee selber ist durch ihre Generale und hohen Officiere in die Parteiungen der „Gebildeten" hineingezogen. In dem unaussprechlichen Haß aller extremen Parteien gegen die Armee spricht sich eben der Haß gegen den eigentlichen Kern der Nation aus. Aber, fragt man, warum erhebt nicht dieses Kernvolk seinen zermalmenden Arm gegen das Gesindel oben und unten? Antwort: weil der rechte Arm, die Armee, gebunden ist, und weil es keine Führer hat zum Gebrauch des linken. Diese Führer müßten aus der Klasse der „Gebildeten" kommen; das aber ist eben das große politische Misere, daß die Gebildeten überall abgefallen sind wie von jeder Autorität, so auch vom eigenen Volksthum; Spanien leidet nur an einem graduell verschiedenen Uebel im Vergleich zu andern

Völkern, und daß der Abfall in Spanien größer ist als irgendwo, das haben die Todsünden auf dem Throne verschuldet. Das wahre spanische Volk harrt also der Führer oder des Führers, der sich wieder rücksichtslos nur zum Volksthum bekenne. Man hört oft: dieses Volk sei „heimlich carlistisch", und die Masse der „heimlichen Carlisten" sei ohne Zahl. Es ist wahr, insofern das Volk jenen Führer aus dem legitimen Herrscherstamme hoffen zu dürfen glaubt. Leider aber hat es bis jetzt kein Unterpfand für seine Hoffnung.

Noch nach einer andern Richtung hin haben die jüngsten Vorgänge in Spanien einen unserer alten Sätze mehr als bestätigt. Trotz Allem ist nicht nur das Kernvolk mit ganzer Seele katholisch, sondern sogar auch jene mißleiteten und mißbrauchten Elemente der untersten Klassen sind doch noch ihrer Anhänglichkeit an die Eine Kirche der Nation nicht verlustig gegangen. Als die Empörer in Rioseco, dichte Weiberhaufen unter ihnen, die Brandfackeln erhoben, vor denen in den drei Städten Altcastiliens in wenigen Stunden fünf Millionen Francs Werthe in Asche sanken: da zogen die Schaaren unter dem Rufe: „Es lebe die Religion! Tod den Liberalen, Tod den Getreidehändlern! Tod den Reichen!" Ihre Verführer hatten die Armen an der specifisch-spanischen Seite zu fassen gewußt. In Madrid selbst und in der Provinz confiscirte man zahlreiche Exemplare von einer Balladen-Sammlung, mit den Bildnissen Heiliger geziert, welche im Text socialistische Lehren predigen, und communistische Wunder verrichten, Alles im populären Tone und von einem gewissen Ciego verfaßt; dann von einem Gebetbüchlein mit socialistischen Lamentationen gegen die Reichen und die Getreidhändler, mit vorgedrucktem Bilde unsrer lieben Frau del Carmen, und mit gedruckter Verheißung eines 300tägigen Ablasses für alle, welche das Büchlein behalten, und „ein brünstiges Gebet an die Königin der Engel richten würden" *). In welchem andern Lande der Welt würde man

*) Kreuzzeitung vom 4. Juli und 19. Juli.

wohl noch zu solchen Formen greifen zu müssen glauben, um das Volk zu einer socialistischen Revolution aufzustacheln?

In seiner Art hat auch das esparterische Regiment noch den nämlichen Beweis geliefert. Dasselbe bethätigte bis zuletzt den größten Eifer in der beschlossenen Vergantung der Kirchen-, Schul-, Armen-, Gemeinde- und Nationalgüter; alle Protestationen und Suplifen halfen nichts, die Bitten der ganzen Damenwelt von Saragossa sowenig als die drohende Stellung der Basken; man rief fremde Spekulanten in's Land, um das Gut an Mann zu bringen; Geld und wieder Geld! war die Losung der Vicalvaristen wie der Esparteristen. Der „Union aller Liberalen" blieb eben keine andere Wahl, wollte ihr Kabinet nicht Hungers sterben. Dabei war noch der Vortheil nicht zu verachten, daß das furchtbare Odium doch hauptsächlich auf den Progressisten liegen bleibt, wenn auch jetzt O'Donnell alsbald verkündete, daß sein Staatsstreich keine Unterbrechung in der General-Versilberung bezwecke. Trotz Allem aber ist nicht zu bezweifeln, daß selbst unter den äußersten Progressisten nur eine kleinere Fraktion der Kirche absolut verfeindet ist und dieß offen zu zeigen wagt. Es ist wahr, als die letzte päpstliche Allokution in Spanien bekannt ward, versuchte diese Fraktion einen öffentlichen Aufzug in Madrid zu veranstalten zur Verbrennung des Papstes in effigie; zu Santiago in Gallicien ward noch im März d. Js. bei einem demokratischen Banquett zum Voraus die Gesundheit „des ersten protestantischen Pfarrers in Spanien" ausgebracht; in Madrid selbst hat die „Democracia" nebst anderm Gelichter ihres Gleichen die ruchlosesten Artikel nicht weniger gegen die Existenz Gottes als zur Beschimpfung des Papstes straflos veröffentlicht, so daß endlich auch die Moderados-Presse zu einer Preß-Coalition aufforderte gegen solches Treiben „in einem Lande, wo die katholische Einheit eine der ersten, wenn nicht die erste der Volkstraditionen ist." Diese äußersten Verbrecher am Volksthum bilden den eigentlichen Kern der englischen Partei in Spanien, ihre Führer sind es, welche an

den Festtafeln Lord Howden's zu erscheinen pflegen. Indeß zog aber die Regierung selbst ganz andere Saiten auf. Sie erwiderte die Allokution vor dem spanischen Volke in versöhnlichster Weise. Der progressistische Versuch, der Curie die Heirathsdispens-Taxen aus purer Chikane abzuschneiden, scheiterte an dem Unwillen O'Donnells, des „Hochkatholischen", wie er in Madrider Correspondenzen von damals hieß, und stürzte die betreffenden drei Minister. An der Stelle des Fuente-Andrès übernahm Arias Uria das Justiz- und Cultus-Ministerium; obwohl aus der Camarilla Espartero's hergekommen, und nach allen bekannten Thaten und Worten seiner Vorgänger Aguirre, Alonzo, Fuente erließ er jetzt (6. Febr.) ein Circular an den Episcopat voll der schmeichelhaftesten und andächtigsten Belobung, voll schmerzlichen Bedauerns der momentanen Spannung mit dem heiligen Stuhl, mit der eindringlichsten Bitte um die bischöfliche Beihülfe zur Befestigung der staatlichen Autorität. Schon am 19. Febr. erging ein neues Circular an die Obergerichte, welches „die größte Strenge" gegen diejenigen Eingebornen und Fremden verordnete, „die unter was immer für einem Vorwande die religiöse Einheit zu stören oder zu untergraben versuchten, welche das spanische Volk zu seinem Glücke der göttlichen Vorsehung verdanke und auf welcher die zweite Grundlage der in der Monarchie aufrecht zu erhaltenden Verfassung ruhe." Bekanntlich war die englische Fraktion höchst beflissen, eben diese „zweite Basis" zu einem Freipaß für die protestantische Propaganda zu machen; statt dessen sieht sie nun deren Wortlaut in eine Waffe gegen ihre bereits im größten Maßstabe eingeleiteten Umtriebe verwandelt. Von den 52 wackern Spaniern, welche am 26. Febr. v. Js. als Vertheidiger der katholischen Einheit des Landes in den Cortes stritten, sitzt jetzt wenigstens Einer, Collado, im O'Donnell'schen Kabinet, nachdem ein Anderer, Ros de Olano, schon nach den ersten zwölf Stunden, wohl als ein den Progressisten gebrachtes Opfer, wieder ausgetreten war; ein Dritter, Concha, erscheint als militärischer Nebenbuhler O'Donnells. So hat also Spanien,

wenn auch Alles sonst verloren wäre, doch immer noch seine katholische Einheit, nicht bloß äußerlich sondern auch innerlich, gerettet — ein so unschätzbares Gut, daß wir Deutsche uns dafür ein gutes Maß spanisch-dynastischer und liberaler Parteikämpfe gefallen lassen könnten!

Die Katastrophe vom 14. Juli hat übrigens die Augen des Publikums wie billig auch über die Gränzen Spaniens hinaus, auf Frankreich und England gewendet. In der That hängt viel davon ab, ob O'Donnell sich jetzt hält oder unter welchen Umständen er über kurz oder lang ersetzt werden wird. Vorderhand ist es Frankreich, das in ihm gesiegt hat, und wird England seinen Espartero verschmerzen. In Anbetracht der Thatsache, daß Letzterer fünf Generalcapitäne in den Provinzen hatte gegen die sieben O'Donnells, ist es immerhin verwunderlich, daß nur der in Saragossa den Versuch machte, für Bildung einer Centraljunta wie 1843 Raum zu schaffen, und nur Barcelona energischern Protest erhob gegen die Vorgänge in Madrid. Aber noch bedenklicher als eine plötzliche Erhebung der sämmtlichen Nordprovinzen könnten die successiven und sporadischen Bewegungen der Gegenpartei für den Mann werden, der in Madrid selber nicht nur nach Unten, sondern auch nach Oben und gegen die verbündeten Generale sich zu sichern hat, der mit Einem Worte vor der riesigen Aufgabe einer spanischen Reaction steht und doch nicht einmal ein Narvaez ist, indem er offenbar selbst nicht weiß, ob oder wie weit? Der Kampf war dießmal, wenn auch kurz und wenig ausgedehnt, doch erbitterter und namentlich von Seite der Armee schonungsloser, als sonst selbst in Spanien gewöhnlich ist; um so ungenügender dürften die O'Donnell'schen Halbheiten seyn und um so unermeßlicher die Verwirrung, wenn er zusammenbricht. Napoleon III. stellt ein bedeutendes Beobachtungscorps an der Grenze auf; es wird ihn zwar sicher nicht gelüsten nach einer Wiederholung der französischen Intervention von 1823; aber Verhältnisse und geschehene Zusicherungen könnten dieselbe sehr leicht erzwingen. Was wird England in solchem Falle thun zur Erhaltung der

alten Domaine seines heillosen Einflusses? Seine Schiffe und Regimenter entgegenstellen? Schwerlich. Ruhig die Hände in den Schooß legen? Noch weniger. Aber es gibt noch ein Drittes! „Schlägst du meinen Juden, so schlag' ich deinen Juden" — Italien!

Es scheint, daß die öffentlichen Blätter an den betheiligtsten Orten viel zu sehr auf gewisse Erklärungen der Minister vor dem englischen Parlament vertrauen: als wenn England weit entfernt wäre, in Italien irgend etwas unternehmen zu wollen, außer mit dem guten Willen Oesterreichs. Daß man so spricht, ist erklärlich: denn die Rücksichten auf Napoleon III. sind noch immer zarter Natur, und zudem brauchte man auf den Dank oder Undank des Parlaments nicht mehr zu achten, da es ohnehin wohl nicht mehr fern von der Auflösung ist. Es fragt sich aber, was man in Wahrheit denkt und im Geheimen betreibt? Wie, wenn man der fanatischen Bourgeoisie zur Ergötzlichkeit bei einer Parlaments-Neuwahl denn doch ein italienisches Feuerwerk vorzumachen vermöchte und im Stillen die Vorbereitungen dazu träfe? eine Revolution, wo möglich gleich im Kirchenstaate selbst! Lord Clarendon hat vor dem Hause friedlich gesprochen, sogar auch Lord Palmerston; aber in ihrem Ministerrath sitzt wenigstens Ein Mann, der ein Zögling des prophetischen Reverend Dr. Cumming ist, und mit hingebendster Andacht die Lehren des Meisters in sich aufgenommen hat, daß der Papst der leibhafte Antichrist und die Zeit nahe sei, wo die Babylonische in den mazzinisch-evangelischen Feuerpfuhl gestürzt werden müsse. Dieser Mann ist der junge Herzog von Argyle; er betrachtet sein Portefeuille als das himmlische Dekret zur Realisirung der apokalyptischen Berechnungen seines Meisters. Napoleon III. bildet freilich eine sehr störrische Ziffer. Aber um so besser stimmen andere Größen zum Calcul: die Empfindlichkeit der österreichischen Finanzen und des französischen Geldmarkts, Rußlands unaussprechliche Rachsucht gegen Oesterreich, von der man ohnehin behauptet, daß sie in Italien nicht unthätig sei. Eine spanische Verwicklung könnte leicht auch noch die letzte Reminiscenz aus der westlichen Allianz zerstören und eben diese Zeit als die gelegenste erscheinen lassen. Was wir damit sagen wollen, ist nur soviel: das lecke Schiff des Weltfriedens ist von Paris her kaum nothdürftig geflickt; der mäßigste Sturm droht ihm Gefahr; ein solcher aber bläst unzweifelhaft hinter den Pyrenäen.

XVIII.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

Nordamerika.

Im Uebergang zum Mormonenthum: 1. die kirchen-politischen Extreme; die Stellung der katholischen Kirche zum Freiwilligkeits-System; die flottirende Predigerschaft dagegen; mormonische Correktur.

Wir hatten schon auf skandinavischem Boden Gelegenheit, den principalen Gesichtspunkt anzudeuten, von dem aus die Krone des modernsten Sektenwesens am füglichsten zu beurtheilen wäre: der Mormonismus nämlich. Jenen Gesichtspunkt erkannten wir in dem zeitgemäßesten Ausläufer der heutigen protestantischen Reaktion zweiten Stadiums, oder des Ringens nach einer „Kirche“, und als solchen Ausläufer nennt uns die Innere Mission selbst die große Frage um das Verhältniß der Kirche zum wirklichen Leben, also nicht bloß zum individuell-religiösen, sondern zum Social-Politismus überhaupt.

Historisch und faktisch ist dieses Verhältniß auf protestantischem Boden immer nur in zwei Extremen zur Erscheinung gekommen. In beiden Fällen ist das Verhältniß eigentlich ein Nichtverhältniß, während es katholischerseits stets

schon durch die bloße Thatsache der realen Kirche in unwandelbarer Position gegeben ist. Drüben dagegen ist es einmal die totale social-politische Quiescirung der Kirche und principielle Losreißung von Allem, was nicht strenge jenseitiges Himmelreich ist; ein andermal eine so völlige Amalgamirung der Kirche mit dem Staat, daß sie überhaupt nicht anders als durch diesen wirken kann, am allerwenigsten auf den Social-Politismus. Beide Extreme existiren in Europa noch nebeneinander: das erstere z. B. in Würtemberg, das letztere z. B. in Schweden. Selbst einzelne, auf das social-politische Moment Gewicht legenden Sekten, wie die Hoffmannianer in Süddeutschland, die Shaker in Nordamerika, machen eigentlich bloß eine scheinbare Ausnahme. Das richtige Verhältniß ist eben nur möglich bei der unabhängigen und selbstständigen Realität einer ursprünglichen Kirche; sie allein kann als solche dem Social-Politismus gegenüber, und doch nicht getrennt von ihm sich verhalten, unterschieden aber doch nicht geschieden. Dazu gehört ein eigener einheitlicher Wille der Kirche, und diesen kann nur die uranfängliche Kirche haben. Die nachgemachten Kirchen des Protestantismus dagegen wurden willenlos von Einem Extrem in's andere hin- und hergeworfen. Namentlich in Nordamerika hat er sich in beiden völlig überstürzt. Eben in Nordamerika hat er denn auch endlich beide zu fliehen, und nach dem richtigen Verhältniß zu tappen begonnen. Zu dem Ende mußte vor Allem eine entsprechende Kirche gebaut werden; als dieß geschehen und sie in ihr Verhältniß zum Social-Politismus eingerückt war: stand die dämonische Carrikatur des Mormonismus fertig da.

Sie ist aber, wie man sieht, nichts weniger als, sozusagen, vom Himmel gefallen; sie hat vielmehr in ihrer Heimath ihre legitime Genealogie von langer Hand her. Es gibt keine faktische Frage der neuesten protestantischen Geschichte, die im Mormonenthum nicht eine eigenthümliche Beantwortung und Lösung gefunden hätte. Ist Nordamerika der Sammelpunkt,

wo alle nur irgend existirenden Separationen und Sekten der ganzen Welt sich begegnen und ihre Orgien feiern, so kann man sagen, daß der Mormonismus der monstruose Knäuel sei, in dem alle Fäden, die sie spinnen, eingeschlagen und aufgewickelt sind. Kein Sektlein, das nicht mit irgend einem positiven oder negativen Endchen dahinein sich verliefe. Die ganze Bewegung ist heutzutage nicht mehr so fast eine individuell-religiöse, als auf Kirche und Leben im Großen gerichtet: so ist denn auch die Bedeutung des Mormonismus nicht eine dogmatische und auf „Lehrsätzen" beruhende, sondern eine real-kirchlich social-politische. In diesem Sinne betrachten wir das Phänomen als die dämonische Carrikatur der alten Kirche.

Ehe wir es aber für sich behandeln, haben wir sowohl die allgemein protestantische, als die specifisch nordamerikanische Stammtafel desselben nachzuweisen. In Nordamerika wie nirgends sonst hatte der Protestantismus vollste Freiheit nach allen Beziehungen hin, einzig und allein aus seinem eigensten Wesen heraus sich zu entwickeln. Er schuf auch wirklich direkt oder indirekt ganz eigenthümliche religiösen, kirchlichen und socialpolitischen Verhältnisse und Zustände. Untersuchen wir dieselben auch nur skizzenhaft, so wird sich von selbst andeuten, wie diese Zustände allerdings zu einer solchen Erscheinung hinleiten konnten und mußten, wie der Mormonismus in seinem Kerne ist.

Wenn die nordamerikanische Union jetzt in dem Verhältniß völliger Losreißung der Kirche vom Social-Politismus dahinlebt, vielmehr von Rechtswegen ein Ding wie „Kirche" gar nicht mehr kennt: so darf man nicht vergessen, daß ihre Staaten ursprünglich auf das andere Extrem gegründet wa-

ren. Deren Gründer brachten den ächtjüdischen theo- oder vielmehr bibliokratischen Staat aus England und Holland mit in die neue Welt. „Indem sie“, sagt der Prediger Baird, „vielmehr nach der jüdischen Haushaltung blickten, als nach dem Reiche, welches Jesus Christus errichtet hatte, stifteten sie eine vollständige Verbindung zwischen Kirche und Staat; es war in der That eine so vollständige Fusion dieser beiden Institute, als das hebräische Gemeinwesen oder Volksthum nur irgend seyn konnte; eine unausbleibliche Folge davon war eine Unduldsamkeit, welche einen Roger William verbannte und drei oder vier Quäker zum Tode brachte“*). So stürzte das System am eigenen Uebermaß. Die Staaten aber sprangen gleichsam über Nacht in das andere Extrem. Der Baptist Baird meint: das sei nun die rechte Ordnung des Reichs Jesu Christi. Wer dagegen die Sache mit kirchlichen, wenn auch protestantisch-kirchlichen Augen betrachtet, dem graut vor dem Einen Extrem wie vor dem andern. „Wie steht es“, rief die Kreuzzeitung vom 7. Juli 1853 aus, „wie steht es mit dem Christenthum in Amerika? Wartet nur noch einige Jahrzehnte! Die amerikanischen Katholiken allein, die ein Oberhaupt haben, halten an ihrem Glauben fest, sie allein halten sich von allem Unwesen des schwärmerischen communistischen Sektenwesens fern. Hier gelangen wir an den schwierigsten Punkt des protestantischen Staates.“

Bloß die Katholiken, welche von Baltimore aus den Staat Maryland gründeten, vermochten der Kirche und dem Social-Politismus, jedem für sich und doch nicht geschieden, eine freie Entwicklung zu gewähren, bei der eine christliche Toleranz möglich war. Nicht vermochte dieß die Episcopal-Kirche in Virginien (von 1606) und andern südlichen Colonien; durch das Gesetz etablirt herrschte sie in unduldsamster

*) Dr. R. Baird: Zustand und Aussichten der Religion in Amerika, herausg. von Lehmann. Berlin 1856. S. 25 ff.

Ausschließlichkeit, wie Dr. Baird beklagt. Ebenso machten es die holländischen Calvinisten (1607) im Staate Newyork mehr als ein Jahrhundert lang. Noch weniger konnte jenes allein menschenwürdige Verhältniß mit der Anschauung der eigentlichen Puritaner oder „Pilgrimväter" sich vertragen, welche 1620 an dem Plymouth-Felsen landeten, den Staat Massachusetts und sofort den Kern der Union, die sechs Staaten von Neu-England, bildeten. Sie gründeten nach den Grundsätzen des strengsten Calvinismus einen theo- (biblio-) kratischen Staat, sagt Hr. Schaff; sie trieben ihren Glauben „bis zur Rohheit und Grausamkeit", sagt ein anderer Forscher. Obwohl die Puritaner in Massachusetts selbst bald in Independenten und Congregationalisten sich verwandelten, herrschte doch von Boston aus die altjüdische Identität von Kirche und Social-Politismus. So kam es, daß die von ihren dogmatischen Gegnern eben selbst noch blutig Verfolgten und von Land zu Land Gejagten nun auch ihrerseits Hexen verbrannten und Quäkerinen hängten, andererseits auch „die Tyrannei, welche sie im Namen der Religion gegen die Gemeinde übten, bis zum kleinlichsten, lächerlichsten Despotismus gesteigert ward." Unser Gewährsmann führt etliche Beispiele an. Es war nicht erlaubt, lange Haare oder eine Perücke zu tragen; die Frauen durften keine kurzen Aermel haben und diese nirgends über eine halbe Elle breit seyn; bei Strafe des Peitschens war es verboten, seine Frau auf der Straße zu umarmen und den Müttern, Sonntags ihre Kinder zu küssen; Sonnabends durfte kein Bier gebraut werden, damit es nicht den Sabbath durch die Arbeit des Gährens entheilige; mit der Bibel in der Hand verurtheilte man die Ehebrecherinen zum Tode, und ebenfalls mit der Bibel in der Hand gaben zwei Theologen das schriftliche Gutachten ab, daß das Kind eines besiegten und von den Puritanern getödteten Indianer-Häuptlings gleichfalls umzubringen sei, weil die Race der Ungläubigen vertilgt werden müsse. So war „die Bibel

das Gesetzbuch dieser Gesellschaft" *). Dieß war „die fromme Milde" der Pilger, die an den Küsten Neuenglands landeten, „um Gott in der — Einfalt ihres Herzens zu verehren" **).

Es ist kaum nöthig, daß wir noch an der Behandlung der Katholiken nachweisen, wie dieses Kirchenthum die eigene grauenhafte Verzerrung dem Social-Politismus aufdrückte ***). Mit der Unabhängigkeits-Erklärung fiel ohnehin die Macht des Systems nach Außen. Aber nach Innen fiel es erst all-

---

*) S. die Abhandlung: „Eine Lustfahrt nach Amerika" in Bran's „Minerva" 1853. II, 274 ff. — Vgl. Prof. Dr. Schaff: „Amerika" S. 73 ff.

**) Worte der Allg. Zeitung vom 29. Sept 1855.

***) In einzelnen Territorien, wie in Connecticut, war jedem katholischen Priester verboten, das Land zu bewohnen, im Wiederbetretungs-Falle bei Todesstrafe. Wo solche Gesetze nicht anwendbar waren, suchte man andere Mittel und Wege. Unter Anderm verbot eine gesetzliche Bestimmung den Katholiken nicht nur den Besitz von eigenem Grund und Boden, sondern sogar auch den Besitz eines Pferdes, dessen Werth den Betrag von fünf Pfund Sterling überstieg. Gegen Bezahlung dieser Summe war jeder Protestant berechtigt, dem ersten besten katholischen Reiter, dem er begegnete, das Pferd unter dem Leib wegzunehmen. Dem Bischof Moylan von Cork begegnete es auf einer seiner Reisen zu den weitumher zerstreuten Diöcesanen wirklich, daß ein protestantischer Farmer ihm und dem ihn begleitenden Priester unter Berufung auf das Gesetz ihre guten Reitpferde abforderte. Sie wurden ihnen nur dadurch erhalten, daß zufällig der anglikanische Bischof von Cork, Browne, daher kam, der schnell den gesetzmäßigen Preis für die Pferde erlegte, und sie alsdann den Inhabern wieder schenkte. — Um den Abfall von der katholischen Kirche zu befördern, bestand ferner das Gesetz: daß der Sohn eines Katholiken, der zum Protestantismus übertreten würde, Eigenthümer des ganzen Familien-Vermögens mit Ausschluß der katholisch gebliebenen Geschwister werden sollte; war der Apostat unmündig, so wurden ihm zur Verwaltung des Vermögens protestantische Vormünder beigege-

mählig, in Virginien 1816, in Newyork 1833 *). Es fiel an der eigenen innern Fäulniß und dem fortschreitenden Abfall von sich selbst. Einerseits sonderten sich mehr und mehr baptistische Elemente aus, andererseits hatte sich gerade den wüthenden Dogmatikern der Puritaner in Boston eine Partei gemäßigterer Theologen, die „Partei der alten Lehre", gegenübergestellt, welche in dem Grade in der „Mäßigung" fortschritt, als das System seine Consequenzen entwickelte. Besondern Vorschub leistete noch das Einbrechen der methodistischen Straßenprediger und die wilden Excesse ihrer gläubigen Convulsionäre. Die durch alle diese Uebertreibungen erbitterte Reaction stürzte sich gewissermaßen in das andere Lehr-Extrem, in den Unitarismus oder modernen Arianismus, und so kommt es, daß eben in Boston, dem alten Hauptsitz der puritanischen Theo-(Biblio-)kratie, jetzt der Unitarismus in einer Weise überwiegt, daß die Stadt 20 unitarische, 8 baptistische und im Ganzen nur 14 puritanische Kirchen zählt. Man kann die unitarische Genealogie recht wohl zurückverfolgen bis auf das Jahr 1620. „Es ist sehr merkwürdig, daß gerade in Boston, welches lange Zeit der Herd des strengsten Calvinismus war, wo die Doktrinen der absoluten Gnadenwahl und der radikalen Ohnmacht des menschlichen Willens herrschen, eben diejenige Sekte täglich den aufgeklärtesten Theil der Gesellschaft um sich sammelt, welche unter allen christlichen Sekten die rationalistischeste ist" **). Andererseits ist es die ursprüngliche Identität von Kirche und Staat in Nord-Amerika, wovon Hr. Baird sowohl den Unitarismus als den noch laxeren Universalismus herleitet, „welche beide ihr Da-

---

den. — Wagner und Scherzer: Reisen in Nordamerika. Leipzig 1854. II, 82 ff.; vgl. Prof. Dr. Büttner: Briefe aus und über Nordamerika. Dresden 1845. II, 45 ff.

*) Baird a. a. O. S. 28.

**) A. a. O. Minerva 1853. II, 276.

seyn und Wachsthum der unglücklichen Verbindung der Kirche mit dem Staate verdankten"*). So sagt man allerdings mit Recht: jene puritanische Theodemokratie sei an ihren eigenen Früchten untergegangen.

Als die Staaten von der englischen Herrschaft sich lossagten und der Congreß zu der Frage von dem künftigen Verhältniß der Kirche zur Union gelangte, da sprang er mit Einem Satze in das andere Extrem über: völlige Trennung der Kirche vom Staat oder das Freiwilligkeits-Princip! Von den einzelnen Staaten machte einer nach dem andern den Sprung nach, so daß nun der nordamerikanische Social-Politismus gänzlich frei ist von allem, was Kirche heißt, und umgekehrt. Man pflegt diesen Sprung als einen höchst genialen Griff der Gründer der Union anzupreisen. In Wahrheit aber war er nur ein Gebot unumgänglicher Nothwendigkeit, als Folge der religiösen Zersplitterung sowohl unter den einzelnen Staaten als in diesen Staaten, eine Zersplitterung, welche das frühere System eher gefördert als aufgehalten hatte. Andererseits hatte sich eben in diesem System die Unmöglichkeit eines richtigen Verhältnisses solcher Kirchen zum Social-Politismus durch die That so evident bewiesen, daß nichts Anderes übrig zu bleiben schien, als die Statuirung ihres absoluten Nichtverhältnisses. D. i. ihre strengste Consignirung auf die jenseitigen Angelegenheiten, sowie des Social-Politismus ausschließlich auf die dießseitigen, was man Alles zusammen „Trennung der Kirche vom Staate" nennt.

Das wirkliche Leben ist hiemit der Kirche entzogen und ihr nichts mehr gelassen als das freie Belieben des Einzelnen. Damit kann eine Kirche, die einen eigenen einheitlichen Willen hat, bis auf Besserung sich begnügen. Mit andern Worten: sie vermag eine solche Lage der Dinge als die verhältnißmäßig noch beste zu erachten, um durch ihre Wirksam-

---

*) Baird a. a. O. S. 28.

keit an den Einzelnen und durch die Einzelnen jene Besserung herbeizuführen, das richtige Verhältniß zum Leben wiederherzustellen. Eine solche Kirche, die selbst eine reale That Gottes im Social-Politismus ist, kann man von diesem niemals ganz losreißen, am allerwenigsten dadurch, daß man ihr und den Einzelnen die volle Freiheit läßt. Darum befindet sich die katholische Kirche in Nordamerika relativ ganz wohl. Der lutherische Pastor Brandt zu Alleghany hat jüngst ein grimmiges Buch schreiben zu müssen geglaubt*) gegen „die wiedergewachsenen Schlangenhäupter der römischen Despotie"; in der Vorrede protestirt er sehr ernstlich gegen den „weit verbreiteten Wahn, als sei Amerika kein Land für die Ausbreitung des Romanismus." Im Gegentheile: „der römischen Hierarchie ist die Republik, in welcher sie sich frei bewegen kann**), lieber als die Monarchie, in welcher sie sich dem fürstlichen Placet zu unterwerfen hat; deßhalb breitet sich die römisch-katholische Kirche in Nordamerika auch so ungemein rasch aus."

Der Pastor fürchtet noch Schlimmeres für das Land, „wo fast wöchentlich neue Sekten entstehen, welche in Schaaren ihre Glieder endlich Rom zuführen." „Der schwärmerische Geist, der die Sekten jetzt fortreißt, trägt und erweitert, wird in seiner Erschlaffung die „„Gläubigen"" in den Schooß der römischen Kirche fallen lassen"***). — Diese faktische Situation Nordamerika's haben wir sofort näher zu bezeichnen und aus

---

*) „Paulus oder Papst?" (Philadelphia 1856). Das Opus war ursprünglich für den englisch-propagandistischen Schweinkrieg Marriotts in Basel bestimmt.

**) Nur darf dieß ebendeßhalb keine neuschweizerische „Republik" seyn!

***) Schon klagt der Hr. Pastor: „während protestantische Kirchenblätter — wir meinen insbesondere deutsch-lutherische, den andern geht es aber mit sehr wenigen Ausnahmen auch nicht viel besser — eine erbärmliche Existenz fristen, blühen die katholischen Journale" 2c. (S. VII).

dem Princip zu charakterisiren, wozu allerdings kein passenderer Vergleichspunkt vorhanden ist als die katholische Kirche dortlands. Wir werden dann auch in unserer ferneren Auseinandersetzung nicht mehr unterbrochen werden, wenn wir hier schon ihr Gebahren gegenüber der umgebenden religiösen Zersplitterung und in der Losreißung vom Social-Politismus betrachten, welche von der Staatsseite her über alles nordamerikanische Kirchenthum verhängt worden ist.

Unter unsern Zeugen aus Autopsie spricht Hr. Franz Löher sich am ausführlichsten darüber aus; auch ist seine Unparteilichkeit über allen Zweifel erhaben*). Was zuerst die amerikanische Sekten-Zersplitterung betrifft, so meint dieser Reisende im J. 1847: es scheine, daß „zwei Glaubensrichtungen, die für den englischen Amerikaner wie geschaffen sich darstellten“, am Ende die ganze Erbschaft in die Hände bekommen würden: der Katholicismus und der Methodismus**). Acht Jahre später urtheilt er: „der Methodismus, der ebenfalls mit scharfem Zahn an der alten protestantischen Kirche nagt, bereitet nicht wenige seiner Anhänger zum Katholicismus vor, denn nachdem er sie lange genug zerrieben und geängstigt und in phantastischen Gebieten hin- und hergeritten hat, sehnt sich die arme Seele nach einem festen Anhalt“***).

*) Seitdem Hr. Löher eine Hofstelle in München bekleidet, weiß zwar Jedermann, daß er aus Westphalen und geborner Katholik ist. Als aber wenige Wochen vorher Hr. Wolfgang Menzel die neue Ausgabe des Löher'schen Werkes von 1847 besprach, da meinte Hr. Menzel in aller Unbefangenheit: „was Löher über die katholische Kirche sage, sei um so interessanter, als er sich auf einem akatholischen, ja antikatholischen Standpunkt befinde.“ (Literatur-Blatt vom 19. Mai 1855.)

**) Löher: Geschichte und Zustände der Deutschen in Nordamerika. Leipzig 1847. S. 416.

***) Löher: Land und Leute in der alten und neuen Welt. Göttingen 1855. II, 119.

Doch davon später. Uns interessirt in erster Reihe die social-politische Stellung der nordamerikanischen Katholiken; davon gibt Hr. Löher folgenden Bericht:

„Die katholische Kirche tritt in gebieterischem Glanze, in kunstvoller Gestalt und Geschlossenheit dem Amerikaner gegenüber. Mit Siegesgewißheit spricht sie von ihrer Macht und ihrem Wachsthum. In den wohleingerichteten Klöstern und Schulanstalten wird feinere Bildung gewährt, prachtvolle Kathedralen steigen auf. Die Messe wird begleitet von einer Auswahl von Musikstücken, der Bischof predigt, vor dem Altar zur Gemeinde gewendet, mit Stab und Mitra, das mystische Glück der Gnadenmittel der Kirche steht verheißend im Hintergrunde: das macht Eindruck, das lockt. Außerdem, wer sich dem katholischen Glauben ergibt, ist des peinigenden Denkens entledigt (!). Daneben schaffen die Katholiken, wohin sie nur kommen, sehr viel in Erziehungshäusern, Hospitälern, Barmherzigenschwesterhäusern, Waisen-, Blinden-, Irren-, Taubstummen- und Armenanstalten, und was die Katholiken darin thun, das ist tüchtig, reichlich und sauber. So etwas Praktisches gefällt dem Amerikaner nun ganz besonders. Dann aber haben die Katholiken auch einen Ueberfluß von weltklugen und feingebildeten Geistlichen, von Lehrern und Lehrerinnen, mit denen es die protestantischen Berufsgenossen gar nicht aufnehmen können. Die Geistlichen sind meist Jesuiten, und sehr viele in Rom gebildet; diese entwickeln eine stille, aber höchst gewandte und unermüdliche Thätigkeit. Die reichsten Familien sind ihr Hauptaugenmerk. Einige weltliche Sendlinge gehen unter verschiedenen Vorwänden dort ein, und verbannen zuerst die Irrthümer über die Katholiken; man sieht ein, daß es damit noch gar nicht so arg sei. Dann kommt der angenehme Geistliche, er wird Hausfreund, und bald hat er die Fische im Netze. Und ist erst eine Familie über, so zieht sie einen guten Theil ihrer Verwandschaft nach sich. Da stehen nun die Prediger der alten englischen Sekten, und wissen sich vor Aerger und Bangigkeit nicht zu lassen. Das Zeughaus ihrer eigenen Theologie bietet ihnen wenig Waffen, ihre Religion ist kalt, verständig und doch nicht vernünftig genug; nun beschimpfen und verfolgen sie die katholische Kirche, und stellen deren Priester dar als die grimmigsten

Raubthiere, und erregen eine Wuth dagegen, welche die ganze Klerisei mit Haut und Haar verschlingen möchte. Das ist den Leitern der katholischen Kirche ganz recht; vor dem man bange ist, dem wird man am ersten zur Beute. Sie haben, was in Amerika Alles ist, Geld vollauf*); die Hälfte davon kommt freilich aus Europa. Ihre Priesterschaft ist vortrefflich geordnet und eingeübt, die Masse ihrer Gläubigen gehorcht ihrem Worte wie Ein Mann. Die katholischen Bischöfe sind schon jetzt diejenigen, welche in den Frei-Staaten am meisten politische Macht haben. Laßt die Katholiken erst einmal pomphafte Prozessionen halten, laßt die Politiker sich, um sie zu benutzen, mit ihnen verbinden, und man wird die Uebertritte zur katholischen Kirche nicht mehr zählen können. Im Jahre 1776 verhielten sich die Katholiken zu den Protestanten wie 1 zu 100, jetzt wie 1 zu 15**). Die katholische Bevölkerung verdoppelt sich, während sich die übrige im gleichen Zeitraume nur um ein Drittel vermehrt. Auf alle Fragen wußten mir die englisch-amerikanischen Politiker Auskunft zu geben, nur nicht über die Zukunft der katholischen Kirche und des Sklavenwesens" ***).

Acht Jahre später bemerkt derselbe Hr. Löher: „Die Gymnasien und milden Anstalten der Katholiken überragen hier weit die der protestantischen Amerikaner und die Jesuiten üben in der Stille eine so entschiedene politische Macht, daß jedes Parteihaupt sie gern zu Freunden hält; ihr Einfluß auf die Wahlen zu den ersten Aemtern im Staate wie in der Stadt ist überallhin fühlbar; trotz allen Eiferns der prote-

---

*) In Wahrheit ist stark das Gegentheil der Fall. Die Herren Wagner und Scherzer z. B. wissen Rührendes zu berichten über die Leistungen der katholischen Priester auch bei den größten Entbehrungen. Sie zürnen über die Spärlichkeit der aus Europa zufließenden Mittel. Anm. d. Red.

**) Unter den unglaublich differirenden Angaben über die Zahl der Katholiken in Nordamerika gesteht Dr. Baird neuestens doch bis auf 3¼ Millionen zu. A. a. O.

***) Löher: Geschichte der Deutschen ꝛc. S. 416 ff.

stantischen Prediger werden gerade aus den ersten amerikanischen Familien mehr und mehr Glieder zur katholischen Kirche herübergezogen" *). Diese Anschauung der Dinge fängt auch bereits an stereotyp zu werden; selbst die „Allgemeine Zeitung" brachte jüngst noch aus Rom von nichts weniger als kirchenfreundlicher Seite Aussprüche, die hinter den Löher'schen nicht zurückbleiben **). Bezeichnend für das Verhältniß der Katholiken zu ihrer Hierarchie ist insbesondere ein (mit den letztern Angaben gleichzeitiger) Brief eines Deutschen aus Newyork, der nicht ohne Staunen mit eigenen Augen gesehen, „wie feste Wurzeln der Jesuiten-Katholicismus selbst in dem intelligentesten deutsch-amerikanischen Staate geschlagen":

„Das County Washington besteht meist aus Luxemburger Deutschen. Welcher Geist unter diesen Leuten herrscht, geht daraus hervor, daß sie in ihren Kirchensprengeln den Zehnten für die Kirche freiwillig wieder eingeführt haben. Ja, die Prediger verwenden dort, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, öfters ihre Beichtkinder zum Klären und Stöcke-Ausreuten auf ihren Pfarrei-Farmen, ein Be-

---

*) Löher: Land und Leute 2c. II, 119.

**) „Noch vor wenig Tagen, als seine Heiligkeit eines Nachmittags auf dem Pincio spazieren ging, stieg eine schöne sympathetische Amerikanerin aus ihrem Wagen, warf sich dem heiligen Mann zu Füßen, und stand nicht wieder auf, als bis sie des päpstlichen Segens theilhaftig wurde. Die Dame gehört einer der reichsten und angesehensten Familien Amerika's an, und da sie zugleich fashionable ist, so könnte ihr Beispiel leicht Nachahmer finden. Ueberhaupt wird durch die früher oder später gewiß erfolgende gänzliche Niederlage der Knownothings der Katholicismus in den Vereinigten Staaten nothwendigerweise einen neuen Aufschwung gewinnen. Er ist heute stärker in den Vereinigten Staaten, als in Mexiko oder irgend einem Theile von spanisch Amerika, denn er ist durch den Protestantismus sich selbst bewußt, und eben durch den Gegensatz eifrig und stark. In den Vereinigten Staaten lebt der Katholicismus, in Südamerika vegetirt er bloß, und besteht eben nur als staatliche Institution." Allg. Zeitung vom 12. April 1856.

weis, daß Alles in Amerika praktisch wird. Der Katholicismus hat nicht allein in erster Linie für Rom den Wall der Union erstiegen, sondern er eröffnet, wie Viele glauben, auch in zweiter bereits die Laufgräben für die Monarchie" *).

Also nicht Irländer sind es, die der Berichterstatter hier meint — Irländer, die ohnehin als die geborne Garde der katholischen Hierarchie in der neuen Welt berühmt und gehaßt und mitunter blutig verfolgt sind. Der nordamerikanische Social-Politismus erscheint vollends als unverlierbar für die Kirche, wenn man dieses Volkselement in's Auge faßt. Die Deutschen, räsonnirt ein anderer protestantischer Beobachter der dortigen Dinge, in ihrer Schwäche und Uneinigkeit werden auch in Nordamerika untergehen, dagegen erscheinen die Irländer jedem Unparteiischen berufen, künftig einmal die erste Rolle in Amerika zu spielen; sie wissen auch ungleich wichtigern Einfluß geltend zu machen als die Deutschen:

„Sie sind in der Regel weniger mit Vielwisserei und Schul-Weisheit geplagt, auch armer, roher, ungebildeter als diese. Allein eine rauhe Schale birgt nicht selten die herrlichste Frucht. An gesundem natürlichem Verstande stehen die Irländer den Deutschen nicht nach, und an physischer Ausdauer und Kraft, wie in numerischer Stärke auch nicht. In einer Hinsicht jedoch sind sie den Deutschen weit überlegen, an National-Sinn, und weil das Band nationaler Sympathien hauptsächlich noch durch religiösen Glauben gekräftigt ist" **).

Politische Macht, sociale Macht, selbst bis zur angeblichen eigenmächtigen Tendenz nach der Monarchie, hat demnach die katholische Kirche auf einem Gebiete erobert, wo ihre Diener vor kaum fünfzig Jahren da und dort noch vogelfrei waren, wo heute noch der weltliche Arm keinen Finger rühren

*) Atlantische Studien. 1854. Bd. IV. 185 ff.

**) Ueber die Auswanderung nach den vereinigten Staaten. Karlsruhe 1853; vgl. Menzel's Literaturblatt vom 10. Sept. 1853.

würde, wenn über Nacht die Mehrheit ihrer Priester apostasirten, Weiber nähmen und durch Stimmenmehrheit ihrer Gläubigen das ganze katholische Kirchengut sich als Heiraths-Aussteuer zusprechen ließen. Solche social-politische Macht hat diese Kirche auf einem Gebiete errungen, wo der Social-Politismus jedem Kirchenthum von Staatswegen entzogen ist; sie hat ihn errungen durch Conformirung der Einzelnen mit ihrem einheitlichen eigenen Willen. Die Gegner wissen das sehr wohl, gegen diesen einheitlichen eigenen Willen geht ihr ganzer Haß. Sie würden die Messe, die Ohrenbeichte, den Cölibat, allen und allen „abergläubischen Götzendienst" gerne übersehen, wenn nur dieser Wille nicht wäre; denn er ist es, dem der Social-Politismus absolut nicht definitiv zu entreißen ist. Ein deutsch-amerikanischer Prediger, Namens Büttner, hat sich darüber in einer Weise ausgesprochen, die das klarste Licht auf die Situation wirft und erst noch im vorigen Jahre sich vollständig erwahrheitet hat.

Bekanntlich sind die katholischen Bischofsstühle in Nord-Amerika erst in neuester Zeit namhaft vermehrt worden; als der heilige Stuhl aber im J. 1844 die Bisthümer Hartford und Pittsburg schuf, drohte die Predigerschaft Zions mit allgemeiner Erneuerung der mordbrennerischen Scenen von Boston und Philadelphia. Hr. Büttner schließt sich in beredten Worten den blutigen Drohungen an. Also, ruft er aus, „ein Bisthum für Connecticut, für den Staat, unter dessen alten Gesetzen auch das war: „„es soll kein Priester in der Herrschaft wohnen, sondern er soll verbannt seyn und bei seiner Rückkehr Todesstrafe leiden, Jedermann kann ohne Verhafts-Befehl Priester gefangen nehmen""! für den Staat, dessen Bewohner bis auf den heutigen Tag gegen die römisch-katholische Kirche als gegen eine unchristliche und der Freiheit höchst gefährliche am feindseligsten gesinnt sind! — ein römisch-katholischer Bischof in Hartford, dieser alten puritanischen Stadt"! Und was fürchtet denn nun Hr. Büttner von

diesen Katholiken? Antwort: die Jesuiten, dieses Schlangen- und Otterngezücht, diese Vampyre des Christenthums, diese ruchlosen Sendlinge Roms, streben auf alle mögliche, selbst auf die schändlichste Weise, durch Verfälschung der Sitten-Lehre, Aufruhr der Völker, Mord und Vergiftung nach ihrem Ziele: „Untergang der freien Institutionen durch Rom.“ „Deßhalb betrachten auch die Protestanten die römisch-katholische Frage weniger als eine kirchliche, sondern vielmehr als eine politische; als eine solche, nämlich politische, Frage hat sie auch die Gesellschaft der „„eingebornen Amerikaner““ in's Leben gerufen, denn diese, jetzt allerdings gegen alle Einwanderer, war ursprünglich nur gegen die römisch-katholische Einwanderung gerichtet.“ Hr. Büttner meint den nachher sogenannten „Knownothingismus“. Wirklich war dieser geheime Orden Anfangs von den deutschen Zionswächtern und nur gegen die Katholiken gegründet, erst später erhielt er durch den Beitritt der englisch-amerikanischen Prediger seine politische Ausbildung*). Jetzt möchte bereits eine große Zahl von Knownothings zu der ursprünglichen Richtung, gegen die Katholiken allein, zurückkehren; aber es scheint auch dazu zu spät zu seyn. Hr. Büttner hatte damals gedroht, die Mord-Brand-Scenen von Boston und Philadelphia würden „nur ein kleines Vorspiel seyn zu dem großen Drama, das in den vereinigten Staaten aufgeführt werden wird.“ Wirklich sind die Versuche dazu ganz respektabel, welche der Knownothingismus im vorigen Jahre zu Louisville und an anderen Orten angestellt hat; nur daß er dabei seine Waffen auch gegen die ursprünglichen Urheber des Plans, gegen die protestantischen Deutschen, selber gekehrt hat. Hr. Büttner hatte damals erklärt: die protestantischen Nativisten „würden sich nicht mit der Niederlage der römisch-katholischen Kirche be-

*) Allg. Zeitung vom 6. Jan. 1856 aus Washington spricht sich ganz offen darüber aus.

gnügen, sondern sie mit Stumpf und Stiel ausrotten." Trügen jedoch nicht alle Anzeichen der gegenwärtigen Agitation für die Präsidentenwahl, so ist die Nativisten-Partei es jetzt vielmehr selber, welche in die äußerste Ohnmacht versunken und nahezu schon mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist. Viel wahrscheinlicher als ihr Wiederaufkommen ist der baldige Fall der letzten Schranke gegen die Katholiken, jenes Gesetzes, das ihnen den Zugang zur Präsidenten-Würde versagt. Aber nicht dieß ist es, was uns hier interessirt, sondern die Bedingungen vollständiger Begnadigung, welche Hr. Büttner den Katholiken Namens des protestantischen Nordamerika stellt und anbietet. „Woher dieser Haß?" fragt er sich und antwortet:

„Eben daher, weil diese Kirche römisch-katholisch ist; würden sich die Katholiken von Rom lossagen, und eine selbstständige amerikanisch-katholische Kirche bilden, so würde aller Haß schwinden; denn der Haß gilt nicht dem Katholicismus, sondern Rom. Die protestantischen Nordamerikaner haben ein Recht, darauf zu dringen, daß die katholische Kirche der Vereinigten Staaten vom Papst, einem ausländischen weltlichen Regenten, sich lossagt, und als eigene selbstständige Kirche auftritt. Sie werden sie mit Stumpf und Stiel ausrotten, wenn sie sich nicht von Rom lossagt, und als unabhängige selbstständige katholische Kirche constituirt; der Haß gegen Rom übersteigt alle Grenzen; jede Gemeinde aber, die sich antiromanisch bildet, wird mit Freuden begrüßt und in die Zahl der christlichen Gemeinden aufgenommen werden" *).

Schwerlich könnte man mit deutlichern Worten sagen: was wir fürchten, hassen, verfolgen, das ist der einheitliche eigene Wille dieser Kirche als die Quelle ihres religiösen, socialen, politischen Machteinflusses. Wäre nur dieser eigene Wille nicht mehr, dann unterschiede sich die katholisch-kirchliche Ordnung bald um kein Haar mehr von der Stellung der

*) Büttner a. a. O. II, 45 ff.

protestantischen Predigerschaft. Und welches ist diese Stellung? Ohne eigenen Willen ihrer Kirche ist sie ganz dem Willen und der Willkür der Einzelnen und der Gemeinden preisgegeben. Da kann freilich von einem Einfluß der Hüter des Heiligthums auf den Social-Politismus keine Rede seyn, sondern nur umgekehrt. Von der gedachten Stellung der Prediger Nordamerika's war hier schon früher einmal die Rede, bei Gelegenheit unserer Betrachtungen über die Fata des transatlantischen Lutherthums. Da aber die Verschiedenheit in der Wirkung des Freiwilligkeits-Systems nirgends bezeichnender und greifbarer hervortritt als an diesem Punkte, so mag uns um des Gegensatzes willen noch einmal eine kurze Skizzirung erlaubt seyn.

Es ist ein protestantisches Urtheil, welches über die Physiognomie im Allgemeinen äußert wie folgt: „Die Religion ist Sache der Spekulation geworden, wie alles Andere. Die Prediger sind buchstäblich Miethlinge, die ihre Dienste zeitweise verdingen und sich wegen steigender Concurrenz in Charlatanerie und Sektenunsinn überbieten. Neben ihnen schwillt aber immer ungeheuerlicher die Masse derer an, die gar keinen Glauben mehr haben; und das kann auch nicht anders seyn, da selbst die gläubigen Sekten der Demokratie auf alle Weise schmeicheln"*). — Ueber die Lage der Prediger insbesondere liegt uns eine sehr anschauliche Schilderung von Dr. Busch vor. Der Verfasser liebt zwar durchaus eine drastische Weise, ist übrigens selbst reformirter Theologe und ein ganz unverdächtiger Zeuge:

„Ein Pfarrer ein Subjekt" ? fragt Hr. Busch. „Dieser Ausdruck ist nach mehr als einer Seite hin nur allzu gerechtfertigt. Erstens nämlich ist der Pastor in der Regel nicht, wie er sich unterschreibt, „„Diener am Wort"", sondern Bedienter derer, die ihm

*) Ueber die Auswanderung nach den vereinigten Staaten. Karlsruhe 1853; vgl. Menzel's Literaturblatt vom 10. Sept. 1853.

seinen Lohn zahlen. Selten wird er auf länger als ein Jahr angestellt, und macht er sich während dieser Periode irgendwie oder irgend einem Gevatter Schneider und Handschuhmacher, der Einfluß besitzt, unliebsam, so wählt man ihn nach Ablauf seines Contrakts nicht wieder, oder die Unzufriedenen treten aus, und er ist in seiner Einnahme geschmälert. . . Man predigt, wie es verlangt wird; man ist zu jeder Stunde bereit, sich anzubequemen, und heute, wo die Mehrzahl ein freies Umspringen mit der christlichen Wahrheit beliebt, mit der Miene der Aufklärung, morgen, wo die Majorität den rechten Glauben und die reine Lehre heischt, mit dem salbungsvollen Antlitz der Orthodoxie aufzuwarten. Ich habe Leute kennen gelernt, nach deren Reden ich keinen Augenblick im Zweifel war, daß sie sich neunmal hätten häuten können, ehe der Mond dreimal den Rock wechselte. Und wie gut man's versteht, durch tausenderlei Intriguen, durch Lügen und Verläumdungen von Collegen, durch Schmeicheleien die Glieder fremder Gemeinden in die eigene herüberzuziehen! Und wie plump man sich wehrt, wenn von der einen Ecke die Jesuiten, und von der andern die Atheisten kommen, um die Raben vom Aase aufzujagen! Gewiß, daß es auch hier einige Redliche gibt, vor denen man den Hut abnehmen muß. Aber soweit meine Erfahrung reicht, sind solche Ausnahmen selten, und wie die Vertreter des geistlichen Standes über denselben denken, bezeichnet recht treffend die Antwort, welche Pastor N. in General Mohr's Schenkwirthschaft einem Freunde auf seine Einwürfe gab. „„Glauben Sie denn, Liebster"", lächelte dieser feiste theologische Eumäos, „„daß ich ewig Pastor bleiben werde. No Siree, sobald ich das nöthige Sümmchen beisammen habe, lege ich mir ganz gemüthlich einen Schweinhandel an."" Der Mann war, ehe er sich dem Predigerhandwerke zugewendet, Metzger gewesen, und so hatte sein Ideengang nur für mich etwas Abruptes und Verwunderesames" *).

Auch Hr. Büttner spricht mit Entsetzen über die auf Discretion der Willkür der Gemeinde-Mehrheiten preisgege-

*) Busch: Wanderungen zwischen Hudson und Mississipi. Stuttgart 1854. I, 119.

bene Stellung der Prediger. Andererseits führt er Cleveland als ein Beispiel an, wie hungrige Candidaten umherziehen und ihre placirten Brüder zu verdrängen oder ihnen wenigstens einen Theil der steuernden Pfarrkinder zum Behuf der Improvisirung eines eigenen Gemeindleins abzustehlen suchen, beides durch die schmutzigsten Mittel und Wege. Es ist gar nicht selten, daß über solchen Fragen die zwiespaltige Gemeinde auf's heftigste hinter einander geräth, mitunter sogar in der gottesdienstlichen Versammlung selber, wie z. B. Dr. Busch von einer Gemeinde in Indiana erzählt, die sich in der Kirche für und wider den Prediger eine förmliche Schlacht mit Knitteln und Messern geliefert*). Der Rückschlag fällt natürlich immer schwerer auf den Predigerstand zurück. Aber auch ohnedieß bezeugt Hr. Büttner wie folgt:

„Der Prediger, der ja von ihnen unterhalten wird, soll nach ihrer Pfeife tanzen und sich commandiren lassen. In Deutschland zog nach altem Brauch und alter Höflichkeit das Gemeindeglied vor dem Prediger den Hut oder die Mütze zuerst, hier muß es der Prediger thun, weil er von dem Gemeindegliede abhängt“**).

Dabei sind diese Wächter des Heiligthums mit Weib und Kind in der Regel pekuniär enorm schlecht gestellt. So liegt der Brief eines deutschen Predigers in Missouri vor uns, worin er schildert, wie ihm vor lauter Kühfüttern, Melken, Kinderwarten, Ausputzen, Kirchenkehren, Holztragen u. s. w. — selbst den Sonntag nicht ausgenommen — vor dem Gottesdienst oft kaum ein ungestörtes Viertelstündchen zum Predigtstudium bleibe; obgleich er sein eigener Haus- und Stallknecht sei, habe ihn der Haushalt im J. 1853 doch über 1500 fl. gekostet, die ganze Einnahme kaum 250 fl. betragen, während ein Eisenbahn-Arbeiter täglich bis zu 3 fl.

*) Allg. Zeitung vom 12. Jan. 1853.
**) Büttner: Briefe. I, 23 ff. 151.

40 kr. verdiene*). Allerdings scheinen die Prediger bei den Anglo-Amerikanern öconomisch etwas erträglicher gehalten zu seyn, als bei den Deutschen. Doch ist die Kanzel sehr häufig auch bei ihnen ein bloßes Absteige-Quartier, von wo aus sie ängstlich die Gelegenheit zu einem bessern Fortkommen in weltlichen Geschäften ablauern. So hat z. B. ein einziges Provincial-Blatt, der Cleveland Plain Dealer, aus seinem engen Bezirk und in kurzer Zeit folgende Standes-Veränderungen unter der Predigerschaft einregistrirt:

„Der Ehrw. D. Pickands, der beredte und volksthümliche Geistliche, welcher so lange unsern Nachbarn am andern Flußufer das Evangelium verkündigt hat, ist aus diesem Beruf geschieden, und Sekretär bei dem Canal-Commissariat (Canal-Commissioners-Office) geworden."

„Der Ehrw. A. M. Reynolds, gewesener Pastor der Presbyterianerkirche zu East-Cleveland, hat Talar und Chorrock abgelegt, und ist jetzt Stationkeeper im Euclid-Depot."

„Der Ehrw. J. K. Maltby, bisher an der Methodistenkirche zu Saint-Clair, widmet jetzt seine Muße dem „American Monthly Magazine.""

„Der Ehrw. C. D. Mix, bisher an derselben Kirche, wägt jetzt kleinen Hausbedarf aus in den Niederlagen trockner Waaren zu Chagrin-Falls."

„Der Ehrw. Wm. Day, der wohlbekannte und populäre Caplan der Mariners-Church, den jeder Matrose des Sees als einen heiligen Vater verehrte, hat diesen Stand verlassen, und verkauft jetzt Hüte und Mützen im Großen für A. Fuller et Comp."

„Der Ehrw. J. H. Brock, weiland an der presbyterianischen Gemeinde hierselbst, treibt jetzt Landwirthschaft im südlichen Theil der Grafschaft."

„Der Ehrw. Mr. North hat sich eine Zeitlang mit Daguerrotyp-Geschäften abgegeben."

„Der Ehrw. Mr. Buritt, welcher vor einigen Jahren hungerige Seelen von der Kanzel der Presbyterianerkirche zu Franklin-

*) Halle'sches Volksblatt vom 8. Juli 1854.

Mills speiste, füttert jetzt den physischen Menschen und hält ein Speisehaus in dieser Stadt" *).

Wir scheuen uns fast, einen dunklen Punkt am Körper der amerikanischen Predigerschaft hier zu berühren, der nichtsdestoweniger thatsächlich bezeugt und unter solchen Umständen nur allzu erklärlich ist. Man muß diese öconomischen Bedrängnisse, die oft unerträgliche Sklaverei unter den Gemeinde-Mehrheiten, die rathlose Unsicherheit gegenüber der göttlichen Wahrheit selbst, mitten unter den fünfzigerlei und hunderterlei sich widerstreitenden Bibelauslegungen der verschiedenen Sekten, das ganze Verhältniß der protestantischen Kanzel, aufgehängt zwischen Himmel und Erde wie Mahomed's Sarg, wohl im Auge behalten, wenn man diese Andeutung gehörig würdigen will. Als der Franzose de Courcy sich im Lande selber nach den religiösen Zuständen umsah, bemerkte er unter Anderm eine auffallende Neigung zum Wahnsinn und Selbstmord am amerikanischen Protestantismus überhaupt und bei seinen Predigern insbesondere. Von genauen statistischen Notizen kann in Amerika natürlich keine Rede seyn, aber de Courcy verglich die Zeitungs-Angaben und fand, daß ein volles Drittel aller in den Tagsblättern verzeichneten Selbstmorde auf die Prediger oder Predigerfrauen treffe **). Die Gerechtigkeit fordert jedoch, sogleich auch zu bedenken zu geben, wasfür Subjekte bei den bestehenden Verhältnissen Name und Würde eines „Predigers" zu erlangen vermögen. Nur ein paar von Dr. Busch angeführte Beispiele!

„Bei einer Gemeinde meldete sich ein junger Gentleman zum Pfarrer, der ein vortreffliches Zeugniß von einer deutschen Universität aufwies. Er wurde angestellt, predigte einige Monate mit Beifall, und machte sich durch gewandtes Benehmen allenthalben be-

---

*) Atlantische Studien 1855. VI, 80.

**) Henri de Courcy: de quelques sectes modernes im Correspondant 10. Aout 1852. p. 533. ss.

liebt. Plötzlich ging er auf und davon, und es ergab sich nun, daß der Herr Pastor ein abgedankter Comödiant, daß sein schönes Testimonium auf dem Redaktions-Bureau des „„Newyorker-Demokraten““ gefertigt war, und daß er sich mehrerer bedeutender Diebstähle halber entfernt hatte. . . Zu der an der Walnutkirche in Cincinnati erledigten Pfarrstelle hatten sich auf das Ausschreiben des Kirchenraths neunzehn Bewerber eingefunden. Darunter waren: ein Schulmeister, der in seiner Probepredigt eine so anschauliche Schilderung des Kampfes Michaels mit dem Drachen gab, als ob er dem Erzengel bei seiner Heldenthat secundirt hätte; ein Arzt aus Hamburg, der von einer Stadt in Kentucky kam, wo er seither im medizinischen und theologischen Fache zugleich prakticirt hatte; ein verdorbener Buchhändler aus Leipzig, der in Chicago wegen Unterschleifs von Abonnementsgeldern auf ein von ihm herausgegebenes rationalistisches Confusionsblättchen durchgegangen, und darauf bald bettelnd, bald predigend nach dem Ohio herabgewandert war; ferner ein Badenser, der bis 1849 Pfarrer im Schwarzwald und später Präsident des revolutionären Landtags gewesen seyn wollte; sodann ein gewöhnlicher Bauer, der jedoch, trotz seiner hagebuchenen Beredsamkeit, ja vielleicht wegen derselben, nicht ohne Aussichten war; endlich ein praktischer Jurist, der daheim, nachdem er, wie ein Bekannter sich ausdrückte, wegen Kassen-Confekten in Zuchthause gesessen, in Magdeburg einen Lederhandel betrieben hatte" *).

So macht sich der Protestantismus des Amerikaners, dem die müßige Theorie Nichts, die Praxis Alles ist, die Lehre vom allgemeinen Priesterthum praktisch. Nur auf diesem Wege scheint auch, trotz der zahlreichen größeren und kleineren Theologenschulen und Seminarien der verschiedenen Denominationen, eine nur einigermaßen dem Bedürfniß sich annähernde Prediger-Zahl aufzustellen zu seyn. Man zählte deren im J. 1855 im Ganzen 26,252. Das ist: eigentliche Mitglieder des geistlichen Standes, wie wir ihn soeben be-

*) Busch: Wanderungen I, 121 ff.

schrieben. Denn das symbolmäßige allgemeine Priesterthum findet sich noch weiter ausgebeutet in dem Institut der sogenannten Lokal-, oder Laien-, Straßen- und Wanderprediger. In den Methodisten-Gemeinden allein zählt man nicht weniger als 12,000 solcher Leute (nach Baird's Angabe), die Baptisten werden nicht sehr viel nachstehen. Wie es scheint, darf man in der Regel nichts weniger als innern Antrieb hinter dem Eifer dieser selbstgewachsenen Prädikanten suchen; derselbe ist vielmehr eine Nebenverdienst-Quelle für sie, von dem stolzen Nimbus gar nicht zu reden, den sie dadurch vor dem andern Pöbel erringen. Die Woche hindurch hobelt und näht man für Geld, am Sonntag glorirt man als Prediger für Geld. Ein protestantisches Schreiben aus Newyork schildert uns den „widerwärtigen Anblick jener heuchlerischen Straßenprediger, die man an allen Sonntagen in dieser Welt-Stadt zu sehen bekommt":

„Diese letztere Sorte Menschen, die übrigens von irgend einer Seite besoldet zu werden scheint, treibt ihren Unfug auf ebenso unwürdige, als für den Vernünftigen abstoßende Weise. Gewöhnlich haben diese Prediger, denn diesen Titel legen sie sich bei, einen Begleiter, der ihnen bei den schrecklichen Gesängen zum Mitsänger dient, ja oft steht eine weibliche Person zu diesem Zwecke ihnen zur Seite. Ihr Vortrag fängt mit irgend einem geistlichen Liede an und endigt auch mit einem solchen; ein Schutthaufen der Straße ist ihre Kanzel, ein fanatisches Geeifer ihre Predigt. Die Gesichts-Züge zeigen, mit sehr seltener Ausnahme, Gemeinheit, Heuchelei und Verderbtheit, und ihr ganzes Wesen stößt selbst den pietistischen Amerikaner zurück, sie werden von ihm nur deshalb geduldet, weil er einige Scheu vor dem Namen dessen hegt, dem sie zu dienen vorgeben" *).

Milder urtheilt der Verfasser über die Wanderprediger und ihre Versammlungen. Es ist auch natürlich sehr wohl zu

*) Atlantische Studien 1854. IV, 179.

glauben, daß sie nicht alle nach dem zur Zeit berühmtesten Exemplare ihrer Art zu beurtheilen sind. Diese in der That merkwürdige Persönlichkeit ist der sogenannte „Erzengel Gabriel", nicht ein Sektenstifter, wie man meinen möchte, sondern bloß ein besonders gewichtiger Wanderprediger. Er rühmt sich specieller Offenbarungen, die er empfange als Secretarius ab intimis des Erzengels Gabriel, weßhalb man ihn auch kurzweg selbst den „Erzengel Gabriel" nennt. Von andern Predigern der Art unterscheidet er sich sonst nur durch eine metallene Trompete, mittelst welcher er einen Höllenlärm zu machen und also die Leute auf den öffentlichen Plätzen zusammenzubringen versteht. Seine Predigten bewegen sich dann natürlich meist auf dem Gebiet der Controverse gegen die Katholiken; schon mehr als einmal hat er den protestantischen Pöbel zum Crawall gegen die Letztern aufgepredigt. So war er jüngst kaum in Brittisch-Guyana aufgetreten, als auch schon die Neger, von ihm fanatisirt, einen Aufruhr gegen die Portugiesen erhoben*). In Nordamerika ist ihm Aehnliches öfter gelungen. Das Bezeichnendste an dem Manne ist aber sein Lebenslauf, welchen ein alter Schulkamerad von ihm im „Sunday's Courier" von Newyork ziemlich genau geschildert hat, wie folgt:

Der „Erzengel" heißt mit seinem wahren Namen Mac Swisy oder auch Orr. Er ist nämlich am 3. Sept. 1809 auf der Insel Skye in Schottland geboren, wo sein Vater zum Klan Gordon gehörte, und beide Eltern unter dem Gesinde des Marquis von Huntley dienten. Man kannte den Kleinen unter dem abgekürzten Namen Sandy (Alexander) Mac Swisy. „Wir besuchten", fährt der Erzähler fort, „miteinander die Pfarrschule Ehren Archibald Cameron's, haben manches Vogelnest zusammen ausgenommen, und oft sah ich den Backel auf Sandy's Rücken tanzen, denn Sandy pflegte sein Pensum schlecht zu lernen; was würde Ehren Cameron für

*) Allg. Zeitung vom 24. März 1856.

Augen machen, wenn er noch hören könnte, wie der nichtsnutzige Sandy jetzt es zum Straßenprediger der Riesenstadt Newyork gebracht, und Sensation macht als Erzengel Gabriel!" Mit dreizehn Jahren verlor Sandy, damals Webergeselle, seinen Vater, und als die Mutter in zweiter Ehe den baptistischen Wanderprediger Orr heirathete, zog Sandy mit ihr weg von Skye, und trug von nun an den Namen seines Stiefvaters. Der Baptisten-Prediger trieb sich ein paar Jahre in Hochschottland herum, aber die Geschäfte gingen schlecht, und so schloß er sich denn in New-Castle einer Kunstreiter-Gesellschaft an, unter dem Namen Wiggins und in der Eigenschaft als Stallmeister der Truppe, ein Metier, in dem er sich früher schon versucht haben soll. Der Stiefsohn Sandy zeichnete sich bald durch die verwegensten Kunststücke aus, zerfiel aber mit dem Direktor und verließ seine Eltern, um mit einer Seiltänzer-Truppe England zu durchstreifen. In Liverpool gewann er das Herz einer Weinwirths-Tochter, brannte mit ihr nach Wales durch, und wurde Methodisten-Prediger im Dorfe Langffo. Der Feuereifer, mit dem er seinen neuen Beruf ergriff, war für die guten Walliser nicht selten fürchterlich; um sie aus ihrem Sündenschlafe zu wecken, pflegte er ihnen aus einer großen Trompete von blankem Erz vorzublasen. Endlich des Landlebens müde, verschwand er in stiller Nacht, indem er zum Andenken der Gemeinde die Schulden zurückließ, ihren zinnernen Abendmahls-Krug dagegen mitnahm. In Bristol schiffte Hr. Orr sich als Schiffskoch nach Jamaika ein, wo er wieder zum Gewerbe des Predigers griff, aber nicht mehr unter den Methodisten, sondern dießmal unter den Baptisten, denn er hatte gemerkt, daß die letztere Sekte ungleich glänzendere Geschäfte machte. Etwas später findet man ihn als Tanzmeister zu Grawevllie (?) in Nordamerika, dann trat er zum Mormonismus über. Während aber der Mormonen-Prophet Smith gen Illinois zog, wandte sich Ehren Orr im Gegentheil ostwärts, abwechselnd beschäftigt als Controleur eines Circus, als Menagerie-Diener, als Professor eines Temperanz-Vereins, als Herausgeber eines nativistischen Journals zu Philadelphia. Eines schönen Morgens kam er nach Newyork. Er hatte gerade noch Geld genug, um sich eine kupferne Trompete zu kaufen; sie war der Fond für die Bank des Prophe-

tenthums, das ihn so berühmt gemacht und, was mehr ist, ihm so hübsche Einkünfte gebracht hat. „Uebrigens", schließt der alte Schulkamerad, „ist der Erzengel ein guter Kerl, er hat sich sehr herablassend mit mir über die alten Zeiten unterhalten, und erinnert sich dankbar daran, wie ich einst so glücklich war, ihm am offenen Rachen des Teufels-Lochs das Leben zu retten" *).

Wir haben hiemit die Stellung der amerikanischen Predigerschaft möglichst allseitig und wenigstens durch einzelne kleinen Züge, die aber meistens gerade das Bezeichnendste sind, skizzirt. Der Unterschied dürfte klar genug hervorgetreten seyn zwischen dem Gebahren des Katholicismus und des Protestantismus in einem und demselben Freiwilligkeits-System. Jener konnte nicht losgerissen werden vom Social-Politismus, dieser hat sich desselben ganz und gar freiwillig begeben. Jener hat unbestritten durch den religiösen auch social-politischen Einfluß; dieser hat eben so unbestritten sowohl den einen als den andern qua Kirche gar nicht. Jener hat nach der Natur der überirdisch-irdischen Kirche Gottes auf Erden auch im jungfräulichen Boden Amerika's bald tiefe Wurzeln nach allen Richtungen hin eingeschlagen; dieser ist nirgends vollständiger, als eben hier, statt einer Kirche jene „Sonntagsschule", über deren Losreißung vom Leben die Innere Mission in Deutschland so bitterlich klagt. Sie, mit ihrer ganzen geistlichen Ordnung, ist zu vergleichen der Bibel auf dem Brett über der Thüre; von Zeit zu Zeit läßt man sie herab, empfängt vielleicht einen momentanen Eindruck, stellt sie wieder hinauf, und geht unten durch bis auf ein Anderesmal. Denn dieses Kirchenthum ist ein todter Begriff, während das andere lebendig mit eigenem einheitlichen Willen in der Kirche und im Haus, auf allen Wegen und Stegen den gleichen Zweck verfolgt.

---

*) Ami de la religion vom 2. Nov. 1854.

Ob sich der gemeine protestantische Amerikaner auch solche Reflexionen machen wird? Gewiß nicht. Aber er empfängt doch aus der Erfahrung ein sehr bestimmtes Gefühl, daß seine Kirche mit ihren Dienern nicht im rechten, d. i. in gar keinem Verhältniß zum Leben stehe. Beweis der Mormonismus. Derselbe kennt alle specifischen Wunden des amerikanischen Protestantismus, und er hat auch für diese tiefste ein specifisches Pflaster gesucht. Es ist ein principaler Charakter-Zug am Mormonenthum, daß es ein wirkliches und richtiges Verhältniß zum Leben, zum Social-Politismus anstrebt. Auch der dazu eingeschlagene Weg ist der rechte: der Prophet wollte vor Allem eine Kirche mit einheitlichem eigenen Willen haben. Ex abrupto machte er sich dieselbe, und ex abrupto unterordnete er ihr den Social-Politismus. Die Qualität der lebendigen Autorität an der Spitze drückt natürlich dem Ganzen seinen Charakter auf. Immerhin aber hat die mormonische Schöpfung eines Verhältnisses zwischen realer Kirche und wirklichem Leben das Verdienst, zwischen den beiden Extremen, oder vielmehr Nicht-Verhältnissen, wenigstens als Carrikatur des richtigen Verhältnisses für dieses Zeugniß zu geben.

XIX.

Hagiologie.

III.

Die heiligen Stätten und Graf Gasparin.

(Schluß.)

Die Höhle der Verkündigung.

„In Nazareth wieder eine Höhle! Dort soll die Jungfrau Maria den Gruß des Engels erhalten haben. Leider beweist nichts, daß die Juden unterirdische Räume bewohnt haben; und zu noch größerem Unglücke, paßt der in Nazareth zurückgebliebene Keller nicht zu dem Hause, das (wie Jedermann weiß) nach Loretto gebracht worden ist." (Ueber das Tischrücken 1. Bd. S. 263—264).

Ich will nicht bei den Worten Keller u. s. w. verweilen; diese durch eine scherzhaft seyn sollende Leidenschaft dictirten Worte sind geradezu lächerlich.

Alle, die in Nazareth waren, haben gesehen, daß der heilige Ort der Verkündigung eine natürliche, gewölbte, auf einer Seite offene Höhle ist, hinreichend geräumig, um als Zimmer oder als eine Stätte des Gebetes und der Andacht zu dienen. Wenn man jetzt, um dahin zu gelangen, einige Stufen tief hinabsteigen muß, so folgt daraus keineswegs, daß es ehemals ebenso gewesen; überall, wo Ruinen sind, muß man unter der gegenwärtigen Erdoberfläche das ursprüngliche Niveau des Bodens suchen.

Aber sprechen wir ein Wort von den Höhlen überhaupt, weil darüber so viel processirt wird. Bei Gelegenheit jener von Bethlehem hat es Professor Ritter nicht verschmäht, gegen „das phantastische und geheimnißvolle Halbdunkel der Höhlenverehrung zu Felde zu ziehen, welche die Ideen überreizt“ *); mit solchen Waffen glaubt der gelehrte Geograph der Pflicht nachzukommen, die er sich zum Ziel gesetzt: „die trügerischen Legenden der Mönche, die einen neuen Götzendienst bilden, zu verfolgen.“

Wer immer Palästina bereist hat, weiß, wie häufig dort die Höhlen sind, und kennt all den Nutzen, den die Einwohner für sich und ihre Heerden daraus ziehen; diese gesunden und wohlfeilen Wohnungen wurden von jeher vorzüglich von armen Leuten benützt und die Eltern des Heilands waren nicht reich.

Die Höhlen sind im Winter warm **), im Sommer gewähren sie Schatten und sind kühler als leicht gebaute Häuser. Selbst gegenwärtig ist man bei'm Anblick vieler Dörfer im Orient versucht zu glauben, daß die Bewohner derselben, als einziges Architectur-System, die Bildung der Höhlen nachahmen wollten, so finster und aneinander gereiht sind ihre Wohnungen. Wenn sich also in ihrem Bereich eine Höhle findet, so ist es ganz erklärlich, daß sie sich derselben als Wohnung bedienen: das ist landesüblich und in der Natur der Dinge begründet.

Die Höhlen des Berges Thabor, des Berges Carmel, des Berges von Quarantania sind geschichtlich berühmt und wurden Jahrhunderte hindurch bewohnt. Die von Galiläa, Kalaat-Hamum genannt, die mehr als sechshundert Menschen fassen können, und in denen man in die Felsen gegrabene Cisternen findet, ein Beweis, daß sie lange Zeit hindurch bewohnt waren, wurden vor wenig Jahren von englischen Reisenden untersucht und sorgfältig beschrieben ***). Als Dr. Barth zur Winterszeit in Palästina reiste, nö-

---

*) Ritter: Erdkunde. Palästina. 3. Bd. S. 292.

**) In der berühmten, das Labyrinth benannten Höhle bei Bethlehem fällt das Thermometer in den kältesten Tagen selten unter + 20° Reaumur.

***) Irbis and Mangles. Trav. pag. 299.

thigte ihn ein kalter Regen sich in eine Höhle in der Nähe eines verfallenen Ortes Namens Nebjemeh zu flüchten. Er erzählt, daß die Bewohner der Umgegend dieselbe während der Regenzeit für sich und ihre Heerden benützen *). Die unzähligen Höhlen an den Ufern des Jordans bei der Mündung des Jabok zeigen offenbare Spuren, daß sie bewohnt wurden **). Im Thale des Cedron zwischen St. Sabas und dem rothen Meere gibt es so viele Höhlen, daß sie Dr. Schubert mit einer Stadt verglichen hat. Es sind die, welche Herr von Saulcy folgendermaßen beschreibt. „Die beiden Seiten des Cedron sind von furchtbaren Felsenwänden gebildet, in welche eine Menge jetzt unzugänglicher Höhlen gegraben sind, deren Eingänge sämmtlich eine Einfassung von Steinmauern haben, ein Beweis, daß diese Höhlen ehemals bewohnt waren. Von wem? Die Mönche sagen uns: von Anachoreten, die sich von der Welt zurückzogen, um in dieser Wüste zu leben und zu sterben. Der Scheik Hamdan ist nicht derselben Meinung, nach ihm hat das Kloster die Stelle einer alten Stadt der Juden eingenommen, die ehemals alle diese Höhlen bewohnten und jene Mauern bauten, deren Daseyn uns jetzt so viel zu denken gibt ***). Was mir am wahr-

---

*) Dr. H. Barth Tagebuch. 1847.

**) Lynch Narrat. (17. April.)

***) Die Lebensbeschreibungen der Väter der Wüste beweisen übrigens, daß die Mönche Recht hatten. Die Scheiks sind gewöhnlich in der Geschichte nicht sehr gut bewandert, und kennen eben so wenig die ihres eigenen Stammes, als die der Mönche und Juden des Alterthums. Hamdan hätte übrigens wissen können, daß dieses Thal selbst im Arabischen Wadi er Rahib, d. h. Mönchsthal heißt. Die, denen daran liegt, zu wissen, was vor zwölf oder vierzehn Jahrhunderten in diesen Thälern vorging, werden es aus den Lebensbeschreibungen des heil. Eutymius, des heil. Sabas, des heil. Theodosius erfahren, sowie durch das Werk des Quaresmius Elucidatio T. S., durch das von Tischendorf in der Bibliothek des Klosters des heil. Sabas entdeckte Manuskript. Siehe Fleischer: Ueber einen griechisch-arabischen Codex rescriptus etc. Zeitschr. der deutsch. morgenl. Ges. Bd. 1. 1844. S. 148, 160.

scheinlichsten, ist, daß wir hier zahlreiche Exemplare jener Orte der Zurückgezogenheit vor uns haben, wo ehemals die Essener lebten*).

Plinius erzählt uns, daß die Essener die Westküste des todten Meeres bewohnten, das heißt die Stadt Engaddi und ihre Umgebung**). Und durch ein sonderbares Zusammentreffen hat ein Reisender der Neuzeit***) in der Nähe von Engaddi Höhlen mit deutlichen Spuren, daß sie ehemals bewohnt waren, entdeckt; höchst wahrscheinlich haben sie den strengsten unter ihnen, den Therapeuten, zum Aufenthalt gedient. Später ersetzten die christlichen Anachoreten diese Einsiedler des alten Testamentes, die ihnen so ähnlich waren, in der Einöde, und kamen in so großer Anzahl, daß der heilige Antoninus von Piacenza, der die Gegend im Jahre 600 durchwanderte, deren nur in Engaddi allein 10,000 gefunden hat, und in den das todte Meer begränzenden Felsen waren zwanzig Klöster oder Laura's dieser Art†).

Aber hier sind noch andere Zeugnisse, die nicht bezweifelt werden können.

Tavernier erzählt, daß bei seiner Rückreise von Aleppo, die ganze Karawane, bei welcher er sich befand, mit dreitausend Pferden die Nacht in einer Höhle zubrachte. Er bemerkt, daß die Schäfer der Umgebung oft mit ihren Heerden in derselben Zuflucht gegen üble Witterung suchen††).

Im Lande Basan, das so nahe bei Nazareth ist, sieht man noch Tausende von theils natürlichen, theils von Menschenhänden gegrabenen Höhlen, die ehemals den Einwohnern als Behausung gedient haben, und selbst heute noch sind sehr viele Häuser in den Dörfern am Eingange von Höhlen erbaut und ganze Familien haben nur Höhlen zu Wohnungen.

Buckingham sagt bei Erwähnung eines Thales in der Nähe

*) Saulcy Voyage en Syrie.

**) Plin. Hist. nat. l. V. cap. 17.

***) Lynch Narrat. (22. April.)

†) Itinerarium b. Antonini Martyris.

††) Tavernier 1. partie.

von Szalt (wahrscheinlich das alte Ramath im Lande Galaad), daß an jeder Seite des Thales zahlreiche Grotten sind, deren mehrere von Hirten bewohnt werden, die während des Tages ihre Heerden weiden und des Nachts sich in diesen Höhlen eine Freistätte suchen. Weiter entfernt am Ende einer Hochebene, besuchte er einen Ort Namens Anab, in dem die Mehrzahl der Häuser Höhlen sind, die von ungefähr hundert Familien bewohnt werden. Er glaubt, daß diese künstlichen Höhlen, deren Ursprung unzweifelhaft in's graue Alterthum zurückgeht, den Emim und Samsumim, das ist den Urbewohnern dieser Gegenden Obdach gewährten (Deut. II. 10, 20). Diese, fügt er hinzu, vollkommen trockenen und sicheren, im Sommer kühlen, im Winter warmen Höhlen, eignen sich vollkommen für Troglodyten*).

Burckard, Seetzen, Eli Smith, die Hauran zu Anfang dieses Jahrhunderts durchwanderten, entdeckten ebenfalls natürliche Höhlen und selbst Grabeshöhlen, die zu Kirchen und Kapellen gedient hatten, namentlich bei dem Geburtsorte des Propheten Elisäus**). Diese an Galiläa gränzenden Länder bildeten den Stamm Gad.

Man wird bemerken, daß die Mehrzahl dieser Citate protestantischen Schriftstellern entlehnt ist. Dr. Schubert aus München, von allen protestantischen Reisenden vielleicht derjenige, welcher mit redlichstem Sinne die Wahrheit der katholischen Tradition anerkannt hat, äußert darüber: „In diesem Lande, wo so viele und so große Höhlen sind, haben wir vorzüglich im alten Galiläa an Felsen sich lehnende Wohnungen gesehen, die mit einer benachbarten Höhle in Verbindung stehen und bei denen eine durch Menschenhände vergrößerte Felsenauswölbung die Fortsetzung des Gemaches bildet" ***).

Von einem Ende Palästina's also bis zum andern, von Galiläa, dem Lande Galaad, bis zu jener alten Hauptstadt der Nabateer, Petra, das von David und Salomon erobert ward, jener unzerstörbaren ganz in Felsen gehauenen Stadt, die uns noch heute

---

*) Buckingham: Trav. in Eastern Syria. (28. Febr. 1816.)

**) Eli Smith in Robinson. Paläst. III, 2.

***) Schubert Reise in das Morgenland. 3. 7.

in der Wüste ihre sonderbare Bauart zeigt, findet man die augenfälligsten Beweise, daß die Juden sowie die benachbarten Völker oft Höhlen bewohnt haben.

Graf Gasparin behauptet ferner, daß „unglücklicher Weise der in Nazareth zurückgebliebene Keller nicht zu dem Hause paßt, das (wie Jedermann weiß) nach Loretto gebracht worden ist.“ Er hätte wohl auch die Bedingungen bekannt geben können, unter welchen er ein Haus zu einer Höhle passend findet, denn sonst wäre man versucht zu glauben, ein kleines Haus könne ganz gut zu einer großen Höhle sich finden und umgekehrt. Da ich überzeugt bin, daß Graf Gasparin die Dimensionen der Höhle von Nazareth und des Hauses von Loretto nicht kennt, weil er sonst sich wohl gehütet hätte vor aller Welt sich eine solche Blöße zu geben, so will ich sie hier, wie ich schon anderswo gethan, veröffentlichen, und man wird sehen, daß zwischen beiden der Unterschied nur einen Mètre in der Länge und einen halben Mètre in der Breite beträgt. Wie viele Häuser, die sehr regelmäßig gebaut, gibt es, die mit ihren Kellern in keinem so richtigen Verhältnisse stehen *)?

Aber nicht zwischen der Höhle von Nazareth und dem Hause in Loretto sind gleiche Dimensionen erforderlich, sondern eine volle Gleichheit ist zwischen diesem Hause und den Grundfesten, die in Nazareth geblieben, nothwendig, und das ist auch der Fall gewesen. Würde Graf Gasparin der Aussage von Zeugen, die keine Araber sind, Glauben schenken, wie viele derselben könnte ich ihm anführen. Ich werde Einen hier nennen für die, welche in den Bericht der Christen einiges Zutrauen setzen, und sie zugleich auf die Werke verweisen, wo sie eine Menge anderer finden werden. Dieses Zeugniß ist das eines Mannes, der bei der Ausgrabung der Grundfesten des heiligen Hauses in Nazareth gegenwärtig war und darüber in folgenden Worten berichtet: Summa omnium exultatione plantae sanctae Lauretanae domus per omnia aequalis est

*) Dimensionen des Hauses der heiligen Jungfrau zu Loretto (nach A. B. Caillau): Länge 9 M. 529, Breite 4 M. 175. — Dimensionen des Heiligthums zu Nazareth (nach Quaresmius): Länge 10 M. 710, Breite 4 M. 680.

Nazareth locus, et fundamenta muris et domus fundamentis, locusque loco, situs situi, spatium spatio. Nazareth inquam et Loreti omnia convenere ac commensurari divina opitulante gratia veraciter invenimus. His itaque ex iisdem fontibus pure haustis ad fidelium consolationem promimus, ut nullus deinceps in re tam gravi dubitandi locus supersit*).

Mit dem, der Dinge läugnet, die man mit Händen greifen und mit dem Compaß messen kann, wäre es wohl sehr unnöthig, über Thatsachen zu streiten von solcher Beschaffenheit, wie jene, worauf er anspielt, nämlich auf die Uebertragung des Hauses der heiligen Jungfrau nach Loretto. Ich glaube im Buche des Grafen Gasparin gelesen zu haben, daß er im ersten Anlauf alle Wunder verwirft, die nach Jesus Christus gewirkt wurden; ich habe keineswegs die Absicht eine so starke Negation zu widerlegen; wir können übrigens in voller Gewissensruhe unser Wunder in Gesellschaft aller übrigen lassen. Glücklicherweise ist ja der Prophet Habakuk viele Jahrhunderte früher durch einen Engel nach Babylon gebracht worden**), als das Haus von Nazareth nach Europa.

Ich füge noch hinzu, daß ich mich seit meinem „Aufenthalte“ in Nazareth, nach Tersato bei Fiume begeben habe, wohin zuerst das Haus von Loretto war gebracht worden, und daß ich dort über das Wunder Documente gesammelt habe, die ich in der Folge veröffentlichen werde.

Die irren sich aber, die da glauben würden, man feinde unsere heiligen Stätten nur dann an, wenn sie sich in Höhlen befinden; wir werden sehen, daß auch die auf den höchsten Bergen nicht mehr

*) Thomas a Novara apud Quaresm. tom. 2. Elucidatio Terrae sanctae. lib. 7. cap. 5. Hier folgen die Titel einiger Werke, die denen, die sie zu Rathe ziehen wollen, Genüge leisten werden. Horatius Tursellinus Historia Lauretana 5 vol. — Angelita, Teatro istorico della Casa Nazarena. — Benedictus XIV., De servorum Dei beatificatione. lib. III. cap. 10. §. 3, et lib. IV. cap. 10. §. 11—17. Das heilige Haus von Loretto von Dr. P. R. Kenrick, Erzbischof von St. Louis in den Vereinigten Staaten rc.

**) Daniel XIV, 32.

geachtet werden. Wir haben heilige Stätten am Meeresufer, am Abhange der Hügel, in den Ebenen und im Thale. Keine dieser Oertlichkeiten ist für passend befunden worden. Anstatt also bald gegen die Höhlen, bald gegen die Keller zu Felde zu ziehen, lege man lieber die Heuchelei bei Seite und sage frank und frei: Wir wollen keine heiligen Stätten, es müßte denn die anglikanische Kirche in Jerusalem seyn, welche sich sonderbarer Weise gerade auf der Baustelle des Palastes von Herodes befindet, das heißt auf jenem Orte Palästinas, der vielleicht am meisten mit Verbrechen befleckt ist.

Der Berg Thabor.

„Die Verklärung ist für den Thabor bestimmt worden. Ich war beim Besuch des Berges davon noch überzeugt; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich dort Ruinen entdeckte, die, da sie den Gipfel gänzlich bedecken, beweisen, daß dort zur Zeit Christi ein ganzer Flecken mit seinen Befestigungen stand! Auch nennen die Evangelisten nicht den Thabor; ihre Erzählung scheint einen viel nördlicher gelegenen Berg anzuzeigen." (Vom Tischrücken 1. Bd. p. 264).

Die Ueberraschung des Grafen Gasparin beweist, daß er die Geschichte des Berges Thabor nicht kannte, als er hinging; ich glaube, man wird bald überzeugt seyn, er habe sie, nachdem er dort gewesen, auch nicht besser gekannt.

Es gibt Ruinen, viele Ruinen auf dem Berge Thabor; das ist nicht zu läugnen. Aber wie beweisen diese Ruinen, deren Alter anzugeben Graf Gasparin sich wohl hütet, daß eben zu Zeiten Christi eine Ortschaft mit ihren Befestigungen auf diesem Berge stand? Es gibt in Palästina eine Menge Ruinen aller Zeiten; viele Flecken und Festungen sind erst nach Jesus Christus gebaut worden, und viele andere waren schon zu seiner Zeit verfallen. Bis also Graf Gasparin beweist, daß zur Zeit Christi dort eine bewohnte Ortschaft stand, die ganze Hochebene des Thabor bedeckend, will ich ein Zeugniß anführen, das nach meiner Meinung das Gegentheil beweist. Dieses Zeugniß verdient um so mehr Glauben, als es von demjenigen herrührt, der auf diesem Berge die älteste

Festung gebaut hat, deren Ruinen man heute noch erkennen kann; es ist Josephus Flavius, der den Berg Thabor, damals Itabyrium genannt, befestigte, als Vespasians Truppen Galiläa zu besetzen im Begriffe waren, das ist fünfunddreißig Jahre nach der Verklärung unseres Herrn.

Gleich im Anfang bei Besprechung der von ihm gegen die Invasion der Römer getroffenen Maßregeln sagt Josephus, daß er in Galiläa sechs Städte in Vertheidigungszustand setzte und den Berg Itabyrium sowie die am See Genezareth gelegenen Höhlen befestigte *). Wären nun an diesen beiden letzten Orten Städte gewesen, so hätte er selbe zu den anderen gerechnet, und statt sechs, acht Städte gesagt.

Er fügt ferner Folgendes hinzu: „Trotz der Mühe, die eine so harte Belagerung (die von Jotapat) dem Vespasian verursachte, suchte er doch Jene, welche den Berg Itabyrium besetzt hatten, zu zerstreuen. Dieser dreißig Stadien hohe Berg, auf welchem eine große Menge Volkes sich versammelt hatte, liegt zwischen dem großen Felde und Scytopolis. Er ist von der Nordseite unzugänglich und hat auf seinem Gipfel eine Fläche von sechsundzwanzig Stadien. Josephus und die Juden, die ihm gefolgt waren, hatten ihn in vierzig Tagen mit Mauern eingeschlossen, obwohl es dort kein Wasser gab, als das vom Himmel fiel; aber man hatte ihnen dieses nebst andern zum Bau nöthigen Dingen von unten her verschafft" **).

Beweist nicht jedes Wort dieses Berichtes auf die klarste Weise, daß damals weder Stadt noch Festung auf dem Berge Thabor stand? Aber es war dort eine Ebene, sagt Josephus, die er mit Mauern einschloß; das war ein Lager wie das, welches schon dreizehn Jahrhunderte früher zur Zeit Deboras dort gewesen (Buch der Richter 4). Der Flecken war am Fuße des Berges und von dort aus lieferte man das Wasser und das zum Festungsbau nöthige Material.

Dieses geschah, wie schon gesagt, fünfunddreißig Jahre nach der Verklärung, um das Jahr 67 unserer Zeitrechnung.

---

*) Josephus: Jüdischer Krieg 2. Buch, 42. Cap.

**) Josephus: Jüdischer Krieg 4. Buch, 6. Cap.

Es ist also klar, daß die alte, von Antiochus eroberte Stadt, von der Polybius spricht*), nicht mehr vorhanden war, und daß ihre Trümmer selbst nicht zur Erbauung der oben erwähnten Mauer hinreichten. Auch ist niemals mehr davon die Rede gewesen.

Die heilige Helena erbaute auf dem Thabor zu Ehren der drei Apostel eine große Kirche; später fügte man zwei dem Moses und Elias geweihte Klöster hinzu, auf daß nach dem Wunsche des heiligen Petrus drei Tabernakel auf dem heiligen Berge seien. Auch die Könige von Ungarn stifteten dort ein Kloster, mit einer großen Anzahl Religiosen aus dem Orden Pauls des Einsiedlers. Der Orden von Clugny hatte dort ein Kloster, dessen Geistliche im Jahre 1113 von den Türken niedergemetzelt wurden**). Die sämmtlichen Kirchen und Klöster sanken durch die Saracenen in Trümmer, die an deren Stelle feste Schlösser bauten; auch diese wurden später geschleift, so daß Ruinen aller Art auf dem Berge gegenwärtig gehäuft sind.

Allerdings nennen die Evangelisten nicht den Berg Thabor als den Ort der Verklärung Jesu, aber fände man auch den Namen in den Evangelien, so würde man doch um jede Ecke des Berges, wo der Heiland gestanden, discutiren, wie jetzt um den Berg selbst. Nicht um die von Jesus Christus geheiligten Stätten zu finden, sondern um sie, so viel in ihren Kräften steht, zu zerstören, wandert die Mehrzahl der Protestanten nach Palästina, sowie jener König von Judäa, der zu den Weisen sagte: „Ziehet hin und forschet fleißig nach dem Kinde, und wenn ihr es gefunden habet, so berichtet es mir, damit ich auch hinreise und es anbete.“ Sie folgen aufmerksam dem Reiseberichte der Katholiken und bei jeder heiligen Stätte trachten sie nach Kräften, eine der Meuchelmörder im Solde des Königs Herodes würdige Sendung zu erfüllen. Von allen geheiligten Stätten Palästina's ist keine

*) Polyb. Hist. lib. V.

**) D. Damascenus in Christi Transf. — Bonifacius, De perenni cultu Terrae sanctae. — Nicephor. Hist. lib. 8. cap. 30. — Beda, De locis sanctis cap. 17. Baronius Annal. T. XII, Nr. 14, ad annum 1113.

einzige, die ihren Lästerungen entgangen wäre. Gethsemane, Golgatha, Nazareth, Bethlehem, der Jordan, der Oelberg werden in den Evangelien bei der Erzählung der heiligen Begebenheiten der Erlösung häufig genug genannt; werden sie deßhalb ehrfürchtiger angesehen als die andern?

Doch ich komme auf den Berg Thabor zurück. Reland, der einigen Grund zu haben glaubte, den Ort der Verklärung näher bei Cäsaräa Philippi zu suchen, bemerkt dennoch, daß man die Tradition in Bezug auf den Berg Thabor nicht unbedachtsam zurückweisen soll, da sie auf der Zustimmung so vieler Jahrhunderte beruht, und das um so mehr, da man sich auf nichts stützen kann, um sie zu verwerfen. Dennoch kannte Reland auf das genaueste die Ruinen des Berges Thabor, von denen er eine gelehrte Beschreibung gegeben. Der heilige Cyrillus von Jerusalem und Hieronymus kannten auch die Geschichte des Berges, und eben von diesen wurde der Glaube, daß hier der Erlöser verklärt worden, am meisten zu Ansehen gebracht.

Also die Ruinen des Berges Thabor sind von späterem Datum, als die Verklärung, mithin beweisen sie nichts gegen die katholische Tradition.

Professor Ritter citirt in demselben Geiste, wie Graf Gasparin, aber mit mehr Sachkenntniß, mehrere auf den Berg Thabor Bezug habende historische Documente. Unter diesen ist kein einziges, das beweist, daß dieser Berg während der drei Jahrhunderte, die von Antiochus bis zu Vespasian verflossen, irgend eine bewohnte Ortschaft gehabt habe; trotz dieser und vieler andern leicht zu entdeckenden Lücken aber folgert er daraus, daß der Berg Thabor fortwährend bewohnt gewesen ist *).

Herr von Lamartine hat diese wichtige Lücke ausgefüllt, indem er eine römische Citadelle auf den Berg Thabor für die Zeit der Verklärung baute **); da aber diese bis jetzt von Niemand wieder aufgefunden wurde, so ist es wahrscheinlich, daß sie unseren Traditionen keinen großen Nachtheil bringen wird.

---

*) Ritter: Erdkunde. Palästina. 2. Bd. 1. Abth. S. 391.

**) Lamartine Voyage en Orient. 14. Oct.

Der Oelberg.

„Ist man bei der Himmelfahrt glücklicher gewesen? Man hat es für schön gehalten, sie auf den Gipfel des Oelberges im Angesicht von Jerusalem zu verlegen. Man hat nur Eines vergessen, nämlich die ausdrückliche Erklärung des Lucas zu überlesen: „„Hierauf führte er sie nach Bethania hinaus, hob seine Hände auf und segnete sie. Und während er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr in den Himmel““ (Luc. XXIV, 50). Ueber das Tischrücken 1. B. S. 264.

Seit wie vielen Jahrhunderten müssen die Katholiken vergessen haben, den heiligen Lucas zu lesen, wenn sie glauben konnten, Jesus sei von der Höhe dieses Berges in den Himmel aufgefahren — schon seit der heilige Cyrillus zu Jerusalem selbst ausrief: „Uns ist ein Bürge dieser heilige Oelberg, von wo aus Jesus zu seinem Vater aufgefahren ist“ *)! Man wird den Grafen Gasparin niemals überreden, daß auch die Katholiken die Bibel lesen, und mit geringer Mühe könnte man ihn dahin bringen, zu behaupten, daß der heilige Cyrill gleichfalls nie davon reden gehört. Aber da für den Augenblick vom Bibellesen keine Rede, so wollen wir ihn in seiner vorgefaßten Meinung lassen.

Er sagt, daß man es für passend gehalten, die Himmelfahrt auf den Oelberg zu verlegen. In der That, der Ort ist gut gewählt: neben dieser schuldbeladenen Stadt, die, trotz so vieler Wunder, Jesum nicht als Gottessohn anerkennen wollte. Wie gerne sehe ich Jesum zum Himmel auffahren im Angesichte jenes Calvarienberges, auf welchem ein Volk von Ungläubigen ihm den Tod geben wollte. Solche Gegensätze oder vielmehr Acte der Gerechtigkeit, oder zeitlicher Sühnung sind in der Weltgeschichte nicht selten, und namentlich in der Geschichte unserer Erlösung. Uebrigens haben mehrere jener großen Lebensereignisse Jesu Christi auf Bergen stattgefunden; es wäre nicht zu verwundern, daß man es für schön

*) S. Cyrilli Hiero. Catechesis X, cap. 19.

und passend gehalten, daß die Himmelfahrt am Oelberge geschehen sei. Aber es handelt sich weder um das, was schön, noch um das, was passend ist; es handelt sich um die historische Wahrheit.

Ich nehme ohne Discussion die Uebersetzung des Verses des Evangelisten an, den man den heiligen Lucas zu nennen mir wohl gestatten wird. „Jesus führte seine Jünger bis nach Bethania hinaus" *). Ich werde nur dem Namen Bethania die Worte: Heimath des Lazarus, beisetzen, wenn es sich um den Flecken handelt, den dieser Freund des Herrn bewohnte, um jede Verwirrung zu vermeiden, wenn ich noch einen andern Ort, der ebenfalls denselben Namen trägt, entdecken sollte. Hier ist es vor Allem wichtig, die Ortslagen und die Entfernungen zu kennen. Was nun die Ortslage anbelangt, genügt es zu wissen, daß, geht man aus Jerusalem bei dem östlichen Thore hinaus, man durch das Thal Josaphat und den Cedron kommt, von dort unmittelbar auf den Oelberg steigt, auf seinem Gipfel angelangt, die Ruinen der alten Kirche der Himmelfahrt findet, das ist jene Stelle, von der, nach dem Glauben der Katholiken, sowie aller christlichen Völker dieser Gegenden, unser Heiland in den Himmel aufgefahren ist, und daß man diesen Weg auf der Jerusalem entgegengesetzten Seite verfolgend, den Berg hinabsteigend, nach drei Viertelstunden in Bethania anlangt. Der Gipfel des Berges, oder vielmehr seine erste, der Stadt zugewendete Hochebene, ist der dritte Theil des Weges zwischen Jerusalem und Bethania.

Bestimmen wir die Entfernungen durch die alten Benennungen, und wenden wir sie auf die Begebenheiten des Evangeliums an.

Man liest im Evangelium des heiligen Johannes: „Und da Bethanien (Heimath des Lazarus) von Jerusalem nur ungefähr fünfzehn Stadien entfernt war" (Joh. XI, 18). — In der Stelle der Apostelgeschichte, wo die Himmelfahrt des Heilandes erzählt wird, heißt es: „Hierauf gingen sie vom Oelberge, der nur so weit

*) Demnach übersetzen mehrere protestantische Ausleger diese Worte des Originaltextes: Ἕως εἰς Βηθανίαν, durch *versus Bethaniam*. Siehe unter andern Kiunoel, Commentarius in libros N. T. historicos Lucae XXIV, 50.

von Jerusalem weg liegt, als man an einem Sabbathe reisen darf, wieder nach Jerusalem zurück" (Apostelgesch. I, 12).

Aus dieser Stelle folgt offenbar, daß die Himmelfahrt auf dem Berge stattgefunden hat, und zwar in einer Entfernung, die dem Wege gleich kommt, den man am Sabbath zurücklegen durfte. Die Sabbath-Entfernung war aber zweitausend Ellbogenlängen, was fünf Stadien beträgt *).

Der Gipfel des Oelberges ist gerade fünf Stadien von der Stadt entfernt, was Josephus Flavius selbst bestätigt. „Zu derselben Zeit — sagt er — kam ein Mann aus Aegypten nach Jerusalem, der sich rühmte ein Prophet zu seyn. Er überredete eine große Menge Volkes ihm auf den Oelberg zu folgen, der von der Stadt nur fünf Stadien entfernt ist" **).

Das Vorhergehende ist so bestimmt, daß ich nicht begreife, wie über diese beiden Punkte noch ein Zweifel herrschen kann: erstens Jesus ist auf dem Oelberge in den Himmel aufgefahren, zweitens fünf Stadien von Jerusalem ***).

Das Gesagte könnte genügen, um die Tradition der katholischen Kirche zu rechtfertigen, aber es bleibt eine Schwierigkeit bezüglich Bethaniens; trachten wir sie zu lösen.

Da es offenbar, daß die Verklärung nicht in dem Bethania des Lazarus statt gefunden hat, das fünfzehn Stadien von Jerusalem entfernt ist, so muß man eines auf dem Oelberg suchen.

Ich habe nicht die geringste Lust eine Stadt zu erfinden, um einer Sache zu dienen, die ich ohne sie gewonnen glaube; aber in der heiligen Schrift ist alles so genau, daß nothwendiger Weise,

---

*) Dieß kann durch eine Menge Stellen aus dem Talmud bewiesen werden; man lese nebst andern: Babyl. Erubhin. fol. 51, 1. — Hieros. Erubhin, fol. 21, 4. — Maymon, Schabb. c. 27.

**) Josephus: Alterthümer. Buch 20, Cap. 6.

***) Professor Ritter zieht eben denselben Schluß, wie Graf Gasparin, und sobald er bewiesen zu haben glaubt, daß die katholische Tradition der heiligen Schrift widerspricht, erhebt er sich zum hundertsten Mal gegen die albernen Fälschungen von Seite der Mönche 2c. Erdkunde. Palästina. 3. Bd. S. 320.

nach dem vom Grafen Gasparin citirten Verse des heiligen Lucas, (nimmt man nicht den Sinn versus Bethaniam) Jesus in Bethanien in den Himmel aufgefahren seyn muß; es gab also auf dem Berge ein Dorf, einen Weiler oder was immer für einen Ort, den man Bethania nannte.

Die Doppelstädte waren in Palästina sehr gewöhnlich; es gab zwei Bethsaida, eines auf jeder Seite des Jordans, zwei Bethoron die obere und die untere Stadt; es gab selbst ein drittes Bethania am Ufer des Jordan.

Uebrigens, wenn auch gegenwärtig auf dem Oelberg ein Dorf steht, so kann ja in alten Zeiten dort nur ein Landhaus, ein Meierhof, oder ein Schloß wie das benachbarte Bethphage, oder ein Garten wie der von Gethsemane gewesen seyn. Ligthfoot*) glaubt, daß ein Theil des Berges diesen Namen trug**).

Es sei wie immer, dieser Ort existirte auf dem Berge zwischen Bethania (des Lazarus) und Jerusalem, er wird selbst an andern Stellen der Evangelisten genannt, wie man bei aufmerksamer Vergleichung der folgenden, auf ein anderes Lebensereigniß des Heilands bezüglichen, Stellen sich überzeugen kann.

Es handelt sich um den feierlichen Einzug Jesu Christi in Jerusalem. Er wird auf folgende Weise vom heiligen Johannes erzählt:- „Sechs Tage vor dem Osterfeste kam Jesus (von Jericho) nach Bethanien, wo er den todten Lazarus zum Leben auferweckt hatte. Da richtete man ihm ein Nachtmahl zu. Martha machte

*) Hier folgt wörtlich die Erklärung dieser Frage durch den protestantischen Autor. Vera sunt haec omnia: I. Distitisse *Olivetum* ab urbe quinque tantum stadiis. II. Distitisse oppidum Bethaniam ab urbe stadiis quindecim. III. Eduxisse Christum discipulos usque ad Bethaniam. IV. Redeuntes eos a Oliveto emensurasse plus quam quinque stadia. V. Redeuntes eos a Bethania emensurasse iter tantum Sabbaticum. Joh. Ligthfooti Horae hebraicae et talmudicae in Evang. Lucae XXIV, 50. Mit zwei Bethanien schwinden alle Schwierigkeiten, mit einem sind sie unlösbar.

**) Erat Bethania *tractus montis* et Bethania *oppidum*.

die Aufwärterin und Lazarus war einer von denen, die mit am Tische saßen. Den Tag darauf, als die Menge Volkes, die auf das Fest angekommen war, hörte, Jesus käme nach Jerusalem, nahmen sie Palmenzweige, gingen ihm entgegen und riefen: Hosanna!" (Joh. XII. 1 — 12).

Am Tage seines feierlichen Einzuges also ist Jesus am Morgen von Bethania weggezogen, wo er bei Lazarus übernachtet hatte; wenn er ein Bethania auf seinem Wege findet, so kann es nicht das frühere seyn.

Hören wir, was der heilige Matthäus sagt: „Als sie sich Jerusalem näherten und nach Bethphage*) kamen, das auf dem Oelberge lag, schickte Jesus zwei von seinen Jüngern." (Matth. XXI, 1).

Der heilige Marcus drückt sich so aus: „Als sie nun nahe auf Jerusalem und Bethania auf dem Oelberg ankamen (ad montem Olivarum), schickte er zwei von seinen Jüngern". (Marc. XI. 1).

Hier ersetzt Bethanien (am Berge) Bethphage; also mußten diese zwei Orte nahe an einander gelegen seyn, und auf dem Wege zwischen Bethanien (des Lazarus) und Jerusalem sich befinden. Und das zeigt der heilige Lucas auf unwidersprechliche Weise, indem er sagt:

„Und als er nahe gegen Bethphage und Bethanien am Berge ankam, den man den Oelberg nennt (ad montem qui vocatur Oliveti), sandte er zwei von seinen Jüngern". (Luc. XIX. 29).

Also ist Jesus am Tage seines feierlichen Einzuges in Jerusalem, das ist am fünften Tage vor Ostern, von Bethania (des Lazarus) abgereist, und ist in Bethanien auf dem Berge angekommen, das nur fünf Stadien von der Stadt entfernt war, von wo er zwei seiner Jünger abschickt, um die Eselin zu holen, u. s. w.

Die Evangelisten selbst nennen also ein Bethanien des Lazarus und ein Bethanien am Berge. Der jedesmal für das letztere gebrauchte Ausdruck ist dieser: *Bηδανίαν προς το ὀρος των ἐλαιων*, in der Vulgata durch diese Worte übersetzt: Bethania ad montem Olivarum, gewöhnlich durch: Bethanien am Oelberg,

---

*) Ich werde später den Grund für diese Uebersetzung anführen.

gegeben. Aber da Bethanien des Lazarus am Fuße des östlichen Abhanges des Berges ist, kann man wohl sagen: Als Jesus den Fuß des Oelberges verließ, kam er nach Bethanien am Oelberg? während nicht die mindeste Dunkelheit bleibt, wenn man übersetzen kann: Auf dem Oelberge. Und es kann auch an mehreren Stellen der Bibel dieser Ausdruck nur auf diese Weise übersetzt werden. Zum Beispiel, im zweiten Buche Esdras sprechen die Israeliten zum Herrn: „Ad montem Sinai descendisti. Du bist auf den Berg Sinai hinabgestiegen." (II. Esdr. IX. 13). Im Buche Deuteronomium sagt Moses zu Zabulon: „Populos vocabunt ad montem. Eure Kinder werden die Völker auf den Berg Sion rufen." (Deut. XXXIV. 19). In der Genesis, wo von der Niederlage der Könige von Sodoma und Gomorrha die Rede, heißt es: „Fugerunt ad montem." Kennt man die Lage der Orte, so kann man nur übersetzen: Sie flüchteten auf den Berg. (Gen. XIV. 10. — Man sehe noch Isaias, II. 3. — Michäas IV. 2).

Manche sehr achtbare Autoren glauben nicht, daß es nöthig sei, zwei so nahe gelegene Bethanien anzunehmen, und müssen zu folgender gezwungenen Erklärung ihre Zuflucht nehmen: „daß in der That der Gipfel des Oelberges in gerader Linie nur fünf Stadien von Jerusalem entfernt ist, daß aber, weil der dorthin führende Weg Krümmungen machen muß, er in der That fünfzehn Stadien lang ist u. s. w." Dem sei wie immer, das ist außer Zweifel, daß unser Heiland nur in einer Entfernung von fünf Stadien von der Stadt in den Himmel aufgefahren ist, folglich auf dem Gipfel des Oelberges.

So reduciren sich also die Späße des Grafen Gasparin auf ein sehr unbedeutendes Maß. Er mengt in seinem Buche und in seinen Beschuldigungen Alles unter einander, die heiligsten Dinge mit den abgeschmacktesten Berichten, indem er glaubt, die einen durch die andern zu schwächen: die Wunder des heiligen Franciscus von Assisi, des heiligen Liguorius mit denen des Apollonius von Thyana, die Prophezeiungen des Malachias und des Nostradamus, mit dem Almanach von Lüttich und dem Tode des großen Pan, das Kreuz von Migné, die Inschrift am Kreuze des Heilands, die Marter des heiligen Jakobus mit der Laterne des Judas, den gol-

denen Zahn, den leuchtenden Stein, die Hexenmeister, die Probe mit dem glühenden Eisen und die Verehrung der heiligen Jungfrau zu Liesse u. s. w. Gewiß ist ein solches Buch nicht wichtig genug, eine Widerlegung zu verdienen; da aber die Angriffe des Grafen Gasparin gegen unsere heiligen Stätten in Palästina sich täglich wiederholen, so habe ich die Gelegenheit, die er mir darbot, ergriffen, um wieder einmal den Werth aller dieser Anklagen zu zeigen.

XX.

Der Kampf gegen den physiologischen Materialismus.

II.

F. Fabri, Bodmer-Schulz, A. Weber, Klencke, F. Michelis, Julius Frauenstädt.

Kurz nach dem Schaller'schen Buche erschienen die „Briefe gegen den Materialismus von F. Fabri" *). Der Verfasser steht in Betreff des Wesens der Menschenseele auf christlichem Standpunkt, und wendet sich in seinen neun Briefen nicht bloß an Einen der Verfechter des Materialismus, sondern der Reihe nach gegen Feuerbach, Moleschott, Vogt und Czolbe; dann an die, welche nicht geradezu Materialisten genannt werden können, doch aber dem Materialismus nahe stehen, wie Virchow, Zeller und selbst Schleiden. Indeß verliert er sich im siebenten Briefe leider in eine confessionelle Polemik gegen

*) Stuttgart. Verlag von Liesching 1856.

Michelis und die katholische Kirche. In den letzten zwei Briefen endlich wird das Verhältniß von Glauben und Wissen, von Naturwissenschaft und Theologie erörtert. Das Buch ist mit Frische geschrieben, und bietet so viel des Treffenden und Lesenswerthen, daß es unstreitig zu dem Bessern gehört, das in dieser Sache zu Tage gefördert wurde. Die Ausführungen indeß gegen die eigentlichen Materialisten sind zu fragmentarisch und zu wenig durchgreifend, als daß sie nach und neben der oben genannten Streitschrift gegen Vogt noch eine besondere Bedeutung haben könnten; der Hauptwerth des Buches liegt in dem, was gegen Virchow, Zeller und Schleiden bemerkt wird. Als ein Verdienst ist auch das anzuerkennen, daß der Verfasser mit besonderer Bestimmthei hervorhebt, daß es sich im Streite gegen den Materialismus nicht um den Gegensatz von Glauben und Wissen handelt, sondern um den Gegensatz von religiösem Glauben und materialistischem Glauben, religiösem Wissen und materialistischem Wissen, worauf schon das Motto hindeutet: „Es liegt Alles daran, in welchem Princip der Mensch steht, denn nach diesem bildet sich sein ganzes theoretisches wie praktisches Verhalten."

In Betreff einer andern hieher bezüglichen Schrift, der nämlich von Bodmer-Schulz *), kann ich mich kurz fassen. Es finden sich, wenn ein solcher Streit sich entspinnt, immer Leute, die zwar keine eigenen Gedanken, aber doch eigene Einfälle haben, und begierig jede Gelegenheit zur Buchmacherei ergreifen, um sie zum Besten zu geben. So in diesem Buche. Der Verfasser hat aus den gepflogenen Erörterungen einige Gedanken aufgegriffen und nach seiner Art verarbeitet, wobei ihm zugleich Joh. Scherr's Religionsge-

*) Bodmer-Schulz: der Frosch-Mäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Carl Vogt. Leipzig, Brockhaus. 1856.

schichte zu Episoden Stoff liefert, aus der er, wie es scheint, zuerst zu seiner Verwunderung erfahren hat, welch' eine große, allgemeine, naturnothwendige Erscheinung die Religion sei in der Menschenwelt! Warum die vor seiner Schrift geführten Streit-Untersuchungen über das Wesen der Menschenseele nur ein „Froschmäusekrieg" seyen, ist nirgends gesagt; der Verfasser weiß zuverlässig selbst keinen Grund für diese Bezeichnung, wenn es nicht der war, der Schrift wenigstens einen pikanteren, für ein gewisses Publikum anziehenderen Titel zu geben. Wäre freilich der Streit von den Uebrigen so geführt worden, wie es in dieser Schrift selbst geschieht, dann wäre die Bezeichnung nicht ganz unberechtigt, und so rechtfertigt sie wenigstens in Bezug auf sich selbst den Titel. Warum Alle, die bisher beiderseits den Streit geführt haben, „Pedanten" genannt werden, ist gleichfalls nicht weiter gerechtfertigt. Bodmer-Schulz scheint eben Jeden für einen Pedanten zu nehmen, der überhaupt eine bestimmte, feste Ueberzeugung hat, und diese festhält und verficht, und nicht wie ein Vagabund sich gebährdet, jeder bestimmten Ansicht baar, nur überhaupt blindlings darein redend und allerseits widersprechend.

Unter der Fluth der nachfolgenden Broschüren und Abhandlungen in Zeitschriften verdient eine besondere Erwähnung das Buch von Weber *). Es ist im Geiste besonnener Naturforschung geschrieben, und behandelt gründlich, gelehrt und mit Achtung vor dem religiösen Glauben in vier Abschnitten die schwebende Frage. Zuerst wird die Materie und deren Bedeutung für die heutige Naturwissenschaft in Betracht gezogen, dann das Problem des organischen Lebens für die streng mechanische Naturanschauung; hierauf das Geistige im

*) Die neueste Vergötterung des Stoffes. Ein Blick in das Leben der Natur und des Geistes für denkende Leser von Dr. med. August Weber, großherzogl. hessisch. Kreisarzte zu Ulrichstein. Gießen 1856.

Menschen, oder Gehirn und Seele. Zum Schlusse werden einige allgemeinen Bemerkungen über die materialistische Richtung der Gegenwart beigefügt, und wird namentlich betont, daß der Materialismus nicht etwa bloß Sache der Theorie, sondern der Gesinnung sei, und besonders in verderbter Willensrichtung wurzele, und solche hinwiederum auch hervorzubringen geeignet sei. Diese practische Seite des Materialismus findet man indeß ausführlicher behandelt in einem andern kleinen Werke, in den „Sonntagsbriefen" von Klencke *). Können wir auch mit dem Verfasser, der sich selbst einen „besonnenen Rationalisten" nennt, in vielen Punkten nicht übereinstimmen, so hindert uns das nicht, anzuerkennen, daß seine Schrift aus ernster, wohlmeinender Gesinnung hervorgegangen, und ihrem Inhalte nach der Beachtung sehr würdig sei. Der Rationalismus des Verfassers zeigt sich besonders in seiner Polemik gegen die Möglichkeit der Wunder, und überhaupt göttlicher Einwirkung auf den Lauf der Natur und Geschichte, wodurch natürlich ein guter Theil des positiven Christenthums, oder eigentlich die Substanz desselben ihm verloren gehen muß. Consequent indeß ist seine Polemik nicht gegen die Möglichkeit alles dessen, was in den starren Lauf der Natur hemmend oder fördernd eingreift, denn er nimmt doch eine geistige, reale, freie Menschenseele an, die sich der Naturnothwendigkeit gegenüber, obwohl mitten in ihr, behaupten kann. Damit ist eigentlich doch wiederum der starre, strenge Naturlauf mit seinen Nothwendigkeits-Gesetzen durchbrochen, wenn er in sich solch' ein geistiges, freies Wesen dulden, ihm Wirksamkeit gestatten muß. Gött-

*) Sonntagsbriefe eines Naturforschers an seine religiöse Freundin. Eine populäre Beleuchtung des zunehmenden Conflictes zwischen der religiös-sittlichen Welt und der modernen Anschauungsweise der heutigen Naturwissenschaft. Von Prof. Dr. med. Klencke. Leipzig 1855.

liche Wunderwirkung braucht in der That, daß sie stattfinde, sich nicht anders zu verhalten gegen das Naturwirken, als auch die freie Menschenkraft sich verhalten kann und muß in ihrem Daseyn schon und in ihrem Wirken in der Natur.

Auch Fr. Michelis hat sich an diesem Streite betheiligt durch ein Sendschreiben, das er an die Vertreter des Materialismus gerichtet*). Von einer erschöpfenden Behandlung des fraglichen Gegenstandes ist natürlich keine Rede, wie schon der Titel andeutet, und bei dem geringen Umfange der Schrift auch nicht erwartet werden kann. Nur Anregungen und Andeutungen werden gegeben und der Standpunkt, von dem Michelis den Kampf gegen den Materialismus führen will. Findet sich auch nichts eigentlich Neues und Entscheidendes nach der bisherigen Literatur in der Schrift, weder in dem Nachweis, daß der Materialismus nur Köhlerglaube sei, noch in der Darlegung der Gesichts-Punkte, auf die es hier ankommt, so ist sie doch nach Form und Inhalt aller Anerkennung würdig, und läßt wünschen, daß bald weitere Untersuchungen sich an dieses vorläufige Programm anreihen. Wollten wir in die Sache selbst eingehen, so müßten wir, so sehr wir im Ganzen mit dem Verfasser einverstanden sind, doch über Einiges mit ihm rechten. „Der alten Anschauung gegenüber", sagt er, „welche die Materie als eine todte und durch sich der Lebensbewegung unfähige Masse faßte, und eben deßhalb neben der Materie ein anderes, irgendwie immaterielles Moment (als Kraft, als Seele, Geist) in die Natur hinein verlegte, hat die exacte Naturwissenschaft unwiderleglich, thatsächlich festgestellt, daß die

*) Der Materialismus als Köhlerglaube. Offenes Sendschreiben als Herausforderung zum wissenschaftlichen Kampfe an die Vertreter des neuen Materialismus in Deutschland: Cotta, Burmeister, Virchow, Vogt, Moleschott, Roßmäßler, Müller, Ule, Czolbe, Büchner ꝛc. Von Dr. Fr. Michelis, Pfarrer in Albechten. Münster 1856.

materiellen Stofftheile als solche keineswegs der Lebensbewegung untheilhaftig sind, und daß daher vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus irgend welche neben denselben in der Natur liegend angenommene Potenzen als unmotivirte Hypothese unzulässig, und daher abzuweisen sind" (S. 59). Der Naturwissenschaft wird hier, wie mir scheint, weit mehr zugeschrieben, als sie wirklich geleistet hat. Zudem wird hier offenbar „todt" und unwirksam, und „lebendig" und wirksam mit einander verwechselt. Unwirksam — und in diesem Sinne todt, sind freilich die materiellen Stofftheilchen an sich nicht, darum aber sind sie noch nicht auch lebendig in dem Sinne, in welchem dieses Wort zu nehmen ist, sonst wüßte man in der That nicht mehr, was für ein Unterschied seyn sollte zwischen einem Cadaver und einem lebendigen Leibe, oder zwischen einem Steine und einem Hunde. Auch ist es Unrecht, von einem Liegen der Kraft des Lebens neben den materiellen Stofftheilchen so zu reden, als wäre dieß die einzige Möglichkeit, die nebst der mechanischen Auffassung der Lebensbewegung noch übrig bliebe. Es handelt sich nicht um ein Nebeneinander der sogenannten Lebenskraft oder organischen Potenz, sondern jedenfalls um ein Durch- und Miteinander; wie denn überhaupt hier nicht geradezu ein physikalischer, mechanischer Maßstab angelegt werden darf, denn das wäre nichts anderes, als eine petitio principii, und ein Verfahren, das wissenschaftlich keinen Werth hätte. Die Stoff-Theilchen nehmen Theil am organischen Leben, ja sind in bestimmter Combination die Träger desselben; dennoch sind sie nicht selbst an sich lebendig, sind nicht das Leben selber, und bringen auch nicht aus sich selber, so zu sagen aus eignen Kräften das Leben hervor. Keine exacte Forschung hat so Etwas noch gefunden oder bewiesen, wenn es auch schon vielfach behauptet worden ist. „Innerhalb der Natur", fährt Michelis fort, „gibt es keine von den Stofftheilchen geschiedene Kräfte; die Schwerkraft, die chemische Verwandtschaft 2c.

sind den Stofftheilchen innewohnende Qualitäten oder Beziehungen, die wir nur in abstracto fassen und als Kräfte bezeichnen. Diese Erkenntniß, wie gesagt, ist eines der wichtigsten Resultate der exacten Naturwissenschaft, die sich die Wissenschaft nie wird wieder nehmen lassen, und eben dieser hat sich der Materialismus als „einer seiner allerwesentlichsten Grundlagen bemächtigt." Damit kann man einverstanden seyn, aber es folgt daraus nicht, daß die Lebendigkeit der Materie und ihren Stofftheilen so eigenthümlich sei, wie die Schwerkraft und chemischen Kräfte, die immer ihnen eigen und unverlierbar sind, was doch offenbar mit der Lebendigkeit nicht der Fall ist. Auch wäre wohl zu unterscheiden zwischen geschieden und verschieden. Geschieden ist das leibliche Leben allerdings nicht von den Stoffen, so lange sie in den Organismus aufgenommen sind, dennoch aber verschieden von ihnen, und dann auch wiederum verschieden von denselben, wenn sie aus dem organischen Proceß wieder ausgesondert sind. Das Organisch- und Lebendigseyn ist also keine unveräußerliche Eigenschaft der Stofftheilchen in der Weise, wie etwa Schwere und chemische Verwandtschaft, was bei der Erörterung hierüber wohl zu beachten ist. Das gänzliche Läugnen einer sogenannten Lebenskraft erscheint uns bei Michelis um so auffallender, als er doch gleich darauf selbst wiederum von einem Gestaltungsprincip in den Organismen redet, von einer Idee, einem geistigen Gedanken in denselben, so daß im Grunde es sich nur um den Namen handeln kann. — Dasselbe gilt von der Läugnung der Thier-Seelen. Es kommt nur darauf an, was man unter Seele versteht. Versteht man darunter nur ein Vernunft- und Freiheit-begabtes und sprachfähiges Wesen, dann haben freilich die Thiere keine Seelen. Bezeichnet man aber mit diesem Worte auch das organisirende, belebende, und das zum Behuf der Lebensführung und Erhaltung manichfach thätige Princip des thierischen Organismus, im Unterschied von dem

der Pflanzen, dann haben die Thiere Seelen. Der Sprach-Gebrauch ist für dieses Letztere, und es fragt sich nur, ob man ihn corrigiren oder es so fortgelten lassen soll, daß man mit Seele Verschiedenes bezeichne, sowohl das thierische Lebensprincip, als auch menschlichen Geist, in ähnlicher Weise, wie man mit „Substanz" sowohl materielle als geistige bezeichnen und darunter verstehen kann. Im Grunde genommen dürften diese streitigen Punkte sich nur auf verschiedene Ausdrucksweisen für Ein und dieselbe Sache und deren Auffassung beschränken, und eine Verständigung darüber läßt sich wohl ohne Schwierigkeit erzielen. Wir ergreifen zugleich die Gelegenheit, ein anderes literarisches Unternehmen von Michelis und einigen Geistesverwandten, die Zeitschrift nämlich: „Natur und Offenbarung" *), als ein durchaus zeitgemäßes, der Beachtung und Förderung des katholischen Publikums würdiges bestens zu empfehlen.

Von verschiedenen Seiten ward in den bisher genannten Schriften der Materialismus schon beleuchtet, und von sehr verschiedenen Standpunkten aus sehen wir ihn bekämpft. Vom Standpunkte eines ausdrücklich erklärten Atheismus aus sich mit ihm auseinanderzusetzen, blieb Jul. Frauenstädt vorbehalten **), dem eifrigen Propagandisten der A. Schopenhauer'schen Philosophie — einem Ding, das neben einigem Wahren, ungemein viel Absurdes in sich birgt. Es hat sogar den Anschein, als ob J. Frauenstädt ebenso viel daran gelegen wäre, den Atheismus zu verbreiten, als den Materialismus zu bekämpfen, und als ob ihm die vermeintliche Bestreitung und Widerlegung nur willkommene Gelegenheit wäre, um so ungescheuter denselben zu verkünden. Wir haben also

---

*) Münster. Aschendorf'sche Verlagshandlung.

**) Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff" von Dr. Julius Frauenstädt. Leipzig. Brockhaus 1856.

hier einen wirklichen Versuch vor uns, den Teufel durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, auszutreiben, und um dieses interessanten Unternehmens willen wollen wir diese Schrift etwas näher betrachten und würdigen.

In der Einleitung wird der Materialismus gegen die bisherigen Bestreiter in Schutz genommen, die „meistentheils nur Ungenügendes vorgebracht", und ihm ungerechter Weise viel Falsches, Verkehrtes, Lächerliches und Schlechtes angedichtet, um ihn in bequemer Weise und mit leichter Mühe besiegen zu können. Solcher Kampfesweise will sich Frauenstädt nicht anschließen, „denn er ist der — allerdings etwas sonderbaren — Meinung, daß man einem wissenschaftlichen Gegner erst noch alle Stärke leihen, und ihm selbst noch Waffen in die Hände geben muß, ehe man ihn angreift." So wird also zuvor der wackelnde Gegner wieder festgestellt, und namentlich gegen die Versuche, ihn lächerlich zu machen, in Schutz genommen, sowie auch gegen die Beschuldigung, daß er den Menschen gefährlich und verderblich sei, denn Brutalisirung und Entsittlichung sei mit Nichten Folge des Materialismus. Nur Unverstand und Böswilligkeit könne solch' lächerliche oder gefährliche Consequenzen ziehen; aber Consequenz-Macherei sei keine wissenschaftliche Widerlegung. „Jene Folgerungen aus den Principien des Materialismus lassen sich alle durch entgegengesetzte widerlegen. Der vorgeworfenen Brutalisirung des Menschen durch Gleichsetzung desselben mit dem Thiere kann der Materialismus durch die einfache Bemerkung begegnen, daß, obwohl er den Menschen nur für ein höheres Thier halte, er darum doch nicht gemeint sei, der Mensch solle in die Classe der niederen Thiere hinabsteigen, solle grunzen und sich im Kothe wälzen wie ein Schwein." Welch' tiefe Philosophie! Wer wird da noch zweifeln, ob nicht der Materialismus zur Brutalisirung führe, da nunmehr durch Hrn. Frauenstädt so schön herausgefunden ist, daß der Mensch darum noch nicht zu grunzen

und sich im Kothe zu wälzen brauche! Sollen die Menschen nur sich fein sauber halten und deutlich reden — so ist die Sache gut. Um inneren Werth und höhere Bedeutung seiner Handlungen braucht er sich nicht zu kümmern, wenn er nur den Schein bewahrt!

„Der vorgeworfenen Gleichsetzung des Gedankens mit Urin", fährt Frauenstädt fort, „oder des tragischen Mitleids mit Zahnschmerzen u. s. w. kann der Materialismus einfach damit begegnen, daß, wenn er auch den Gedanken für ein Stoffproduct halte, er darum noch nicht sage, der Gedanke sei kein besseres, edleres, höheres Stoffproduct, als Urin; oder, wenn er den tragischen Schmerz aus Nervenreizen ableite, er darum die des tragischen Schmerzes fähigen Nerven noch nicht für identisch halte mit dem im Zahnschmerz gereizten." Wiederum höchst tief und treffend, wie das Vorige! Für den wenigstens, der glaubt, es handle sich bei dem Streite gegen den Materialismus wirklich um das, wovon hier die Rede ist, und wer sich an leeren Phrasen genügen läßt. Um edleres oder unedleres Product der materiellen Stoffcombinationen hat es sich aber hiebei zunächst niemals gehandelt, sondern um die Thorheit, die in dem Vergleiche der Gedankenbildung mit der Urinbildung durch die Nieren liegt, da bei dem Denken nichts Bestimmtes, Stoffliches ausgeschieden, und nichts eigenthümlich Stoffliches combinirt wird, wie bei der Nierenfunction. Das müßte aber der Fall seyn bei dieser materialistischen Auffassung der Denkthätigkeit, wogegen aber freilich sich gesundes Gefühl und Verstand aller Menschen unbesieglich sträubt, da man sich den Gedanken, wie er innerlich gebildet und allenfalls auch ausgesprochen wird, nie als etwas Materiell-Stoffliches denken kann. Wäre aber das, allem gesunden Gefühl und Denken entgegen, einmal angenommen, dann läge wahrhaftig wenig mehr daran, ob man den Gedanken ein edleres Stoffproduct nennen wollte, als die Excremente, oder ein gleiches;

der Sache nach wäre es so gut wie gleich, da in der That die einfachen Stoffe in ihrer Combination im Gehirn und im Urin nicht gar zu verschieden von einander sind, und zudem die einfachen Stoffe vor einander jedenfalls nichts voraus haben, an Adel einander wohl nicht übertreffen, wie es denn überhaupt vor dem Urtheile des Chemikers und Physikers edlere und unedlere Naturgebilde nicht gibt und geben kann. Eben mit chemischem und physikalischem Maß aber will der Materialist Alles messen, und so hätte er kein Recht mehr, durch Unterscheidung edlerer und unedlerer Stoffproducte sich vor dem Schein der Lächerlichkeit retten zu wollen.

Doch hören wir noch weiter, wie trefflich Frauenstädt dem Materialismus „alle Stärke leiht". „Der aus der Läugnung der individuellen Unsterblichkeit gefolgerten Moral des Essens und Trinkens kann der Materialismus entgegensetzen: nur für den Gemeinen, Viehischen, dem Fressen und Saufen der höchste Lebensgenuß ist, folge daraus jene Moral; wer hingegen in künstlerische, wissenschaftliche, politische oder sonstige höhere Thätigkeit seinen Lebensgenuß setze, der werde aus der Vergänglichkeit des Individuums eine ganz andere Moral ziehen." Käme es bloß auf das Läugnen an, dann wäre freilich der Materialismus moralisch ganz unschädlich; aber das Läugnen der Materialisten gilt eben nicht. Zudem handelt es sich nicht darum, welche Consequenzen dieser oder jener für sich aus seiner materialistischen Weltanschauung zu ziehen beliebt, sondern welche mit Recht daraus gezogen werden können und gezogen werden, da wo Ernst damit gemacht wird. Und wenn „höhere Thätigkeit" wirklich vor jenen unmoralischen Consequenzen schützen könnte, welch' ein verschwindend kleiner Theil von Menschen kann solch' „höherer Thätigkeit" sich widmen, und wenn diese Weltanschauung einmal in's Volk gedrungen, dann wird sich bald zeigen, ob jene Consequenzen daraus gezogen werden, und ob das leere Geschwätz der Materialisten und ihrer Lobredner irgend etwas

nährt. Nur die „Gemeinen, Viehischen", sagt Frauenstädt, ziehen jene Consequenz; aber davon ist ja gerade die Rede, daß die materialistische Weltanschauung die Menschen gemein und viehisch zu machen geeignet ist, indem sie dem Menschen jedes höhere Ziel nimmt, und nur auf irdischen Genuß und irdische Thätigkeit anweist, der Selbstsucht und allen Leidenschaften freien Spielraum gewährend. Lächerlich endlich ist es, zu meinen, durch künstlerische, wissenschaftliche, politische oder sonstige „höhere Thätigkeit" würden unmoralische Consequenzen der Materialisten vermieden, als wenn nicht weltbekannt wäre, daß Einer sehr wohl ein Künstler, Politiker und Aehnliches seyn, und zugleich als durchaus sittlich schlechtes, verworfenes Subject leben könne! Frauenstädt's geschwätzige Apologie wird vergeblich Worte häufen, um uns über die moralische Gefährlichkeit des Materialismus zu täuschen.

Indeß sind wir noch nicht am Ende der Schutzrede, es wird fortgefahren: „endlich der vorgeworfenen Gefährdung der menschlichen Gesellschaft durch Erklärung aller Handlungen als nothwendiger Acte kann der Materialismus damit begegnen, daß er die Bestrafung verbrecherischer Handlungen nicht minder für nothwendig erkläre, also in dem Kampf des Gesetzes gegen dessen Uebertretungen nur zwei gegeneinander kämpfende Nothwendigkeiten sehe." Man sieht, der Materialismus braucht sich nur zu erklären, wie es ihm beliebt, um sofort alle Beschuldigungen von sich abzuwälzen; ob diese Erklärungen nichtssagend, sophistisch oder lächerlich seien, ist ganz gleichgültig; die Gegner sind doch geschlagen! Freilich werden auch die Materialisten vielleicht noch auf Bestrafung der Verbrecher dringen, es thut es zuletzt nicht anders — obwohl im Grunde dieselben nur als Kranke betrachtet werden können, und dem Arzte übergeben werden müssen nach Vogt's Ansicht. Aber die Bestrafung wird nur mehr die Bedeutung haben, die auch die Vertilgung des lästigen und verderblichen Ungeziefers hat, und wird weder als höhere

Sühnung der Gerechtigkeit, noch als Warnung für Andere gelten können. Anders kann dieser „Humanismus" die Strafe mit Recht nicht mehr betrachten. Denn wenn alle Handlungen als nothwendige betrachtet werden, kann keine mehr vor dem inneren Gerichte des Menschen, vor seinem Gewissen, als unberechtigte gelten, und Motiv der Handlungen nur mehr Furcht vor Strafe oder äußerer Gewinn seyn; als höchstes und einzig geltendes Gebot kann nur mehr gelten: „du sollst dich nicht ertappen lassen" — alles Andere ist recht. Ganz getrost und zufrieden mit seiner Vertheidigung fügt endlich der scharfsinnige Philosoph noch bei:

„Kurz alle die angegebenen lächerlichen oder schrecklichen Consequenzen kann der Materialismus auf die leichteste Weise von sich abschütteln, und ihnen richtigere und nützlichere entgegensetzen. Auch hat dieses der Materialismus sowohl in früherer Zeit, als in der Gegenwart gethan. So finden wir z. B. in den Schriften, die als klassischer Ausdruck des französischen Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts gelten können, in „„L'homme machine"" und in dem „„Système de la nature"", den Beweis geliefert, daß es, um tugendhaft zu seyn, keines Glaubens an einen extramundanen Gott, an Himmel und Hölle bedürfe, sondern daß das Gesetz der Natur (la loi naturelle) und die gesellschaftliche Ordnung hinreiche, um zur Tugend anzuspornen und vom Laster abzuhalten. Ja, diese französischen Materialisten beweisen sogar, daß der theologische Glaube von jeher moralisch verderblichere Folgen gehabt hat, als der Atheismus. Und hierin stimmen die neuesten deutschen Materialisten mit den frühern französischen überein. Namentlich hat Ludwig Feuerbach, ein entschiedener Materialist und daher von Moleschott, Büchner u. A. so häufig und gern citirt, in seinen Schriften über das Wesen des Christenthums, und über das Wesen der Religion die schadhafte Seite der theologischen Moral aufgedeckt."

Also die „klassischen" Materialisten Frankreichs haben den Beweis geliefert, daß man ganz tugendhaft seyn könne auch bei materialistischer und atheistischer Weltanschauung, ja, haben sogar den Beweis geliefert, daß der Glaube an Gott

moralisch schädlicher sei, als der Atheismus. Gewiß, **behauptet** haben das die französischen Materialisten — theoretisch bewiesen aber nicht. Practisch aber wurde ein paar Jahrzehnte später ein „klassischer" Beweis geliefert für die Wahrheit ihrer Behauptungen, und den hat leider Dr. Frauenstädt anzuführen vergessen. Die französische Revolution mit ihrer Schreckenszeit ist dieser klassische Beweis, wie sehr der Materialismus die Tugend fördere. Die blutgierigen Hyänen dieser Revolution haben sich genährt und gebildet an den „klassischen" Schriften der französischen Materialisten, und haben ihre schönen Tugenden geübt ohne Glaube an einen extramundanen Gott, an Himmel und Hölle. Oder gelten diese vielleicht doch auch Hrn. Frauenstädt als lasterhafte Ungeheuer? Aber wie kam das, da sie doch durch den „moralisch schädlicheren" Glauben an Gott wahrlich nicht mehr gehindert waren, reine, uneigennützige Tugend zu üben? Frauenstädt schweigt von All' diesem, und doch wäre es billig gewesen, nachdem er die Theorie der französischen Materialisten so sorgfältig angeführt und als „Beweis" gelten läßt, nun auch die Praxis, die sich daran knüpfte, nicht zu verschweigen. Allein diese Praxis hat eben die damaligen, wie die jetzigen Materialisten vollständig Lügen gestraft, und gezeigt, daß ihre Behauptungen und Gemälde von Tugend und Uneigennützigkeit u. dgl. nichts als Träumerei und leeres Geschwätz sei. Die „gesellschaftliche Ordnung" sollte den Glauben an einen göttlichen Gesetzgeber ersetzen, zur Tugend anspornen und vom Laster zurückhalten; — aber die gesellschaftliche Ordnung ward ja zerstört! Das Gesetz der Natur soll reine, uneigennützige Tugend zu Tage fördern; als wenn nicht nach Vertilgung des Glaubens an einen göttlichen Gesetzgeber und Richter Jeder nach Belieben seine Neigung, Leidenschaft, Begierde, Selbstsucht für das Gesetz der Natur ausgeben könnte, und zuverlässig je nach Lust und Verlangen des Augenblicks auch dafür ausgibt, wie die Erfahrung täg-

lich bezeugt! Und dennoch kommt jetzt Hr. Frauenstädt, und bringt uns dieses träumerische, gedankenlose Gerede der französischen Materialisten wiederum als unumstößliche Wahrheit und als „Beweis" für die moralische Unschädlichkeit des Materialismus!

Nachdem schon in der Einleitung unser Bekämpfer des Materialismus so Großes geleistet, ermüdet seine Generosität noch nicht, sondern er fährt auch im ersten Theile der Schrift selbst, „die Wahrheit des Materialismus" betitelt, noch fort, dem Gegner „alle Stärke zu leihen", zählt uns in demselben diese „Wahrheit" an den Fingern her, und ermüdet nicht, ihn mit allerlei Verdiensten auszustaffiren. Als Wahrheit des Materialismus bezeichnet nämlich Frauenstädt drei formelle und ein paar materielle, d. h. den Inhalt, die Sache selbst betreffende Vorzüge und Verdienste. Die erstern Vorzüge sind: „1) sein methodisch richtiges Verfahren, vom Besonderen, Concreten ausgehend, zum Allgemeinen, Abstracten aufzusteigen; 2) seine aus der Anschaulichkeit folgende Klarheit und Allverständlichkeit; 3) sein aus dem Bewußtseyn, die Thatsachen für sich zu haben, entspringender, kühn allen Vorurtheilen den Krieg erklärender Wahrheitsmuth." Insbesondere diese letztere Eigenschaft, der Muth der Wahrheit bei den Materialisten, wird stark hervorgehoben und gerühmt.

„Die am Alten, Ueberlieferten, an eingewurzelten Irrthümern und Vorurtheilen, trotz aller durch Erfahrung gewonnenen besseren Erkenntniß hartnäckig Festhaltenden, die theologischen Kasten und philosophischen Zünfte haben zwar auch Muth — denn es gehört wahrlich Muth dazu, der Wahrheit zum Trotz an aufgedeckten, durch die Thatsachen widerlegten Irrthümern festzuhalten; aber dieser Muth ist nicht mehr der Muth der Wahrheit, sondern der Muth der Unverschämtheit, der Muth des pharisäischen Egoismus und Tartüffianismus". . . „Beide Arten des Muthes haben in unserer Zeit ihre Repräsentanten aufzuweisen, und beide sind in der That für dieselbe höchst charakteristisch. Man kann sie kurz

als den Muth der Wahrheit und den Muth der Lüge einander gegenüber stellen."

Um diese schamlose Stelle ganz zu verstehen und würdigen zu können, muß man wissen, was Frauenstädt unter den durch Thatsachen widerlegten Irrthümern begreift, deren Vertheidigung er als Unverschämtheit bezeichnet: nichts Geringeres als die Lehre vom Daseyn eines persönlichen Gottes, von der Weltschöpfung und alle übrigen Lehren des Christenthums; kurz Alles, was nicht mit der Schopenhauer'schen Philosphie übereinstimmt, auf die er endlich fest geschworen hat und an die er als getreuer Nachbeter glaubt, nachdem er zuvor durch ein paar andere philosophische Wasser gewaschen worden. Worin übrigens dieser große Muth der Materialisten sich schon bewährt habe, ist nicht so recht deutlich zu ersehen; es war auch zum Behufe der Declamation nicht eigentlich nothwendig genauer darauf einzugehen, aber gut würde Fr. doch daran thun nachzuforschen, ob Materialisten schon für ihren Glauben recht große Opfer gebracht oder gar schon schaarenweise oder auch nur einzeln den Tod erduldet haben, wie das für den christlichen Glauben schon unzählige Male geschehen ist. Daß man gegenwärtig die frechsten, wie die absurdesten Behauptungen aufstellen dürfe, ohne besonderen Gefahren sich dafür auszusetzen und daher großen Muth zu bedürfen, dafür gibt ja dieses Frauenstädt'sche Machwerk selber Zeugniß, das der ganzen christlichen Welt frech in's Angesicht sagen darf, daß sie der Lüge diene, durch Unverschämtheit sich erhalte, ohne dafür irgend eine Gefahr zu laufen, als etwa die für einen Verrückten gehalten zu werden.

Die angeführte Stelle gibt aber auch zugleich ein Zeugniß für die eigene Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit Frauenstädt's: den Materialisten decretirt er insgesammt eine gar edle Wahrheitsliebe und Wahrheitsmuth; also auch dem Dr. L. Büchner, gegen dessen Buch er ja insbesondere sein Opus richtet. Nun behauptet Frauenstädt in der Einleitung ausdrücklich, nur

Unverstand und Böswilligkeit könne die gefährliche Consequenz eines unmoralischen, das Sittengesetz nicht achtenden Lebens aus der materialistischen Weltanschauung ziehen; wiederum ist in derselben Einleitung (S. XIII.) zu lesen, daß einzelne Materialisten, namentlich Büchner in der ersten Auflage seiner Schrift: „Kraft und Stoff", solch' unmoralische Consequenzen wirklich gezogen haben. Dieß konnte demnach wohl auch nur aus Unverstand und Böswilligkeit geschehen, denn warum sollte das nur von den Gegnern der Materialisten gelten und nicht auch von diesen selbst, wenn sie selbst solche Consequenzen ziehen? — dennoch sind sie Herrn Frauenstädt zufolge, auch wiederum von reiner Wahrheitsliebe und edlem Wahrheitsmuth beseelt! Diese Materialisten sind in der That rechte Wunder-Menschen, obwohl man von Wundern nicht mehr reden soll, da solche nach Frauenstädt und den Materialisten nicht möglich sind; aber wir übertägigen Menschen sind nun einmal geneigt, da Wunder! zu rufen, wo sonst für unmöglich Gehaltenes geschieht, wie hier in unserm Fall, wo Unverstand und Böswilligkeit, und Wahrheitsliebe und Wahrheitsmuth in schönster Harmonie verbunden erscheinen! Aber das Ziehen unmoralischer Consequenzen aus dem Materialismus geht vielleicht nur bei den Gegnern desselben aus Unverstand und Böswilligkeit hervor, bei den Materialisten selbst aber nicht, sondern bei diesen auch aus ihrem gewaltigen Wahrheits-Muth, der diese elenden Schranken der Sittlichkeit in edler Freiheit durchbricht! Sind ja diese Helden ohnehin nicht mit dem gewöhnlichen Maße zu messen, und um die Vertheidiger des religiösen Glaubens „aus theologischen Kasten und philosophischen Zünften", die auf Schopenhauer zu schwören so hartnäckig sich weigern, um diese Menschen recht tief in den Schatten zu stellen und ihnen einen rechten Puff zu geben, mag ja wohl Frauenstädt sich gestatten, ein Weniges das gesunde Denken hintanzusetzen und mit zweierlei Maß zu messen!

Der „materiellen Vorzüge“ des Materialismus findet Fr. vorzüglich zwei: erstens „antidualistischen Monismus“, zweitens „Bekämpfung der Theologie.“ „Zunächst zeichnet sich die materialistische Weltanschauung durch ihre Einheit und Consequenz aus. Sie führt alle Dinge auf einen Urgrund, auf ein Princip zurück und befriedigt durch diesen Monismus ein wesentliches Bedürfniß der Vernunft, während alle dualistischen Systeme — sei der Gegensatz, den sie an die Spitze stellen, beschaffen wie er wolle, heiße er Geist und Materie, oder Natur und Geist — unbefriedigt lassen.“ „Der Materialismus ist Monismus, denn er erklärt Alles aus dem kraftbegabten Stoff.“ „Der erste und größte Gegensatz, den der Materialismus auflöst, ist der Gegensatz von Gott und Welt, ein Gegensatz, in dessen Auflösung er nicht nur die Thatsachen, sondern auch die Vernunft für sich hat.“ Wir sehen hier, daß die Frauenstädt'sche Vernunft auch die Forderung einer allgemeinen Einheit stellt — einer Einheit, nicht im Sinne von Harmonie, sondern von Einerleiheit — eine Forderung, welche er durch den Materialismus befriedigt findet. Sonderbar freilich ist schon diese Forderung der Vernunft und noch sonderbarer die Befriedigung derselben durch den Materialismus. Einen allgemeinen in sich gleichförmigen Brei und Schlamm als das Eine Urprincip alles Daseyns anzunehmen, wird wohl schwerlich Forderung der allgemeinen Vernunft seyn, sondern zuverlässig nur Geschmackssache dieser oder jener individuellen sogenannten Vernunft. Wäre diese Einheit und Einerleiheit aber wirklich allgemeine Forderung der Vernunft, so würde sie der naturwissenschaftliche Materialismus am wenigsten befriedigen können. Denn nicht aus Einem einfachen Urstoff ist Alles gebildet, sondern aus mehr als einem halben Hundert von einfachen Stoffen ist Alles combinirt, was wir sehen und sinnlich wahrnehmen; abgesehen noch von hypothetischen Stoffen und Kräften, die zum

Behufe der Erklärung mancher Erscheinungen in der Physik figuriren. Von der Naturwissenschaft also kann diese Forderung der Vernunft keine Befriedigung finden, wenn sie im Sinne von Einfachheit und Einerleiheit genommen wird. Wird sie aber im Sinne von Harmonie genommen — wie man von Einheit jedes vielcomplicirten Naturorganismus spricht — dann findet sie auch bei theistischer Anschauung vollkommene Befriedigung: die Welt ist in sich ein Eines harmonisches Ganzes, obwohl aus so Verschiedenem bestehend, und es ist dann ebenso auch eine Harmonie mit dem Schöpfer möglich, wenn sie auch von ihm verschieden ist. Der Theismus aber befriedigt noch in höherer Weise jenes Verlangen der Vernunft nach einem in sich Einen und Einfachen, von dem jede Verschiedenheit, jeder Gegensatz ausgeschlossen ist, nach einem Urprincip von dem Alles seinen Ursprung genommen — eine Forderung, welche die Welt, die Natur nie befriedigen kann. Indem der ewige, in sich Eine Schöpfer, an dem Seyn und Kraft Eins ist, angenommen wird, ist diese Forderung des Menschengeistes vollkommen befriedigt, in einer Weise, wie sie vollkommener gar nicht denkbar ist.

Gerade gegen den Glauben an einen überweltlichen, persönlichen Gott und Weltschöpfer zeigt Frauenstädt einen eigenthümlichen Fanatismus und kommt immer wieder darauf zurück, als wäre er von einer fixen Idee ergriffen. „Der ganze Culturfortschritt“, sagt er, „hing davon ab und hängt noch davon ab, daß dem supranaturalistischen Glauben immer mehr Terrain entzogen werde.“ Und wiederum: „Anstatt den atheologischen Materialismus zu schwächen, sollte man bedenken, wie viel Gutes er gestiftet, und wie viel die Menschheit ihm zu verdanken hat, wie sehr hingegen die supranaturalistische Theologie — sei es nun, daß sie mehrere Götter oder nur Einen die Welt beherrschen ließ, daß sie polytheistischer oder monotheistischer Supranaturalismus war — die

Menschheit in Erkenntniß der Wahrheit und im practisch-moralischen Fortschritt aufgehalten hat." Ferner: „Atheologie (wir scheuen es uns nicht zu sagen) ist die Grund-Bedingung einer gesunden, vorurtheilslosen Natur- und Welt-Anschauung. Der Materialismus hat also dieses negative Verdienst, die Theologie zu beseitigen." „Allen theologischen Systemen gegenüber hat der atheistische Materialismus, so sehr der Name Atheismus auch verpönt ist, eine unbestreitbare Berechtigung." — So sehen wir klar, daß der Menschheit nicht anders zu helfen ist, als dadurch, daß sie atheistisch wird sammt und sonders, um in der Erkenntniß der Wahrheit und im practisch-moralischen Fortschritt nicht ferner aufgehalten zu werden und in eine ganz neue Aera einzutreten. Zweifeln darf man daran nicht, wenn man anders als vernünftiger Mensch gelten will, denn Schopenhauer selbst sagt ja das Alles und Frauenstädt betet es andächtig nach — das Beten also wird in Zukunft doch nicht abgeschafft werden, und mir scheint Frauenstädt selbst beginne schon damit, sich ein ganz exclusives Götzendienstlein einzurichten. Wie dem auch sei, man sieht, wie frech dieser Bekämpfer des Materialismus die religiöse Ueberzeugung nicht bloß der Bekenner des Christenthums, sondern der ganzen Menschheit, so lange sie existirt, angreift und lästert — und das Alles einer halbverrückten, misanthropisch-raffinirten Philosophie zu lieb, der er sich zur Zeit in die Arme geworfen. Solche Würmer nagen in unserer Zeit trotz aller Belehrung der nächsten Vergangenheit an dem geistigen Leben unseres Volkes!

Wir kommen endlich zu dem Theile der Frauenstädt'schen Schrift, der die eigentliche Bekämpfung des Materialismus enthält und um deßwillen all' das Geräusch zuvor zu Gunsten desselben gemacht wurde. Und hier können wir uns sehr kurz fassen. Das Verfahren Fr.'s ist sehr einfach: Alles was am Materialismus mit der Schopenhauer'schen Philosophie

übereinstimmt, ist wahr, was nicht damit übereinstimmt, ist falsch. Dem Schopenhauer aber ist die Welt „Vorstellung“ und „Wille“. Also wird der Materialismus zuerst darum in Anspruch genommen, daß er nicht auch idealistisch die Welt nur als Vorstellung, als subjectives Gehirnphänomen betrachte, sondern sogleich vom objectiven, reellen Daseyn der Welt überzeugt sei. Da hätte freilich Fr. zuerst bedenken sollen, ob er denn selber seiner Ansicht irgendwie getreu bleiben könne, ohne auf alles Denken und allen Werth des Denkens zu verzichten. Solch' einseitiger, rein subjectiver Idealismus kommt als solcher nie aus der eigenen, letztlich doch nichtssagenden Kreisbewegung hinaus und erkennt, so lange er sich selbst getreu bleibt, weiter nichts als seine eigene Leerheit. Soll ein weiteres Erkennen möglich werden, so muß er sogleich sich selbst aufgeben, und dem widersprechen, worin er zuerst seine Eigenthümlichkeit und sein Verdienst gesucht. Schopenhauer selbst fällt von seiner Auffassung der Welt als „Vorstellung“ sogleich ab, indem er sie auch als „Willen“ betrachtet. Auf diese Auffassung der Welt als „Wille“ stützt sich die weitere Polemik Frauenstädt's gegen den Materialismus. Manifestirt sich in der Welt ein Wille, so findet auch ein Wirken nach Zwecken in ihr statt; und diese teleologische Naturwirksamkeit macht nun Fr. der materialistischen Läugnung derselben und der Behauptung einer bloßen Zufälligkeit in allem Wirken gegenüber geltend. Was Fr. hierüber und über das damit in Zusammenhang Stehende sagt, ist in der That auch das Beste, was das Buch enthält; es stützt sich aber auch, wie man sieht, auf einen Ueberrest von theistischer Weltanschauung, den Schopenhauer in seiner Philosophie noch stehen gelassen. Freilich liegt darin wenig Consequenz von einem „Willen“ in der Natur zu sprechen und den Wollenden zu läugnen, von Zwecken zu reden und von einem Zwecksetzenden nichts wissen zu wollen. Wer einen persönlichen Schöpfer der Natur läugnet, hat kein Recht mehr, von Zwecken und

von Willen in der Natur zu reden; denn Zweck und Wille in der Natur schließt schon dem Begriffe nach in sich, daß ein Bewußtseyn und Wille, d. h. ein Wollender in ihr oder durch sie wirksam sei. Wie im alten Heidenthum man die Werke für den Schöpfer selbst nahm, so wird hier dem Schopenhauer und Frauenstädt der Zweck und Wille in der Natur zum Gott, nachdem sie einen persönlichen, zwecksetzenden und wollenden Schöpfer geläugnet.

Im Ganzen wird auch in diesem Theile des Buches nicht viel und jedenfalls nichts Neues gegen den Materialismus gesagt, und wenn Frauenstädt meint, er habe erst denselben überwunden und sein Buch erst habe den Streit entschieden, so kommt er uns vor wie der edle Hans Fallstaff, der dem von einem Andern schon umgebrachten Percy noch eine Wunde am Schenkel beibrachte, um dann zu schwören, er sei es gewesen, der mit ihm den heißen Kampf gekämpft und ihn getödtet habe.

Wir schließen hier vorläufig diese übersichtliche Darstellung des Kampfes gegen den Materialismus, obwohl wir keineswegs alle Schriften, die erschienen, und noch weniger alle Aufsätze darüber oder dagegen in den verschiedenen Zeitschriften aufgezählt haben. Es genügt zur Orientirung in diesem Streite, die Haupt-Repräsentanten der verschiedenen geistigen Richtungen kennen zu lernen und zu erfahren, in welches Verhältniß sie sich zu dem gemeinsamen Feinde gestellt haben.

XXI.

Das protestantische Missionswesen der jüngsten Jahre.

VI.

Die Marquesas-Inseln.

Die Marquesas-Inseln, die aus zwei Gruppen bestehen, zählen zusammen ungefähr 37,000 Einwohner. Die Eingebornen selbst betrachten beide Gruppen als zusammengehörig, und nennen sie nach dem Namen der Hauptinsel: Nukahiva, obschon die verschiedenen Inseln nicht unter einem Könige stehen, sondern unter mehreren Häuptlingen, die sich übrigens auch Könige nennen. Man schildert die Insulaner als einen schönen Menschenschlag, von großem Wuchs und sehr wohlgebaut, mit europäischen Gesichtszügen. Alle, die sich längere Zeit bei ihnen aufgehalten, beschreiben sie als ein stolzes Volk, das von Natur aus nach Unabhängigkeit strebt, und eifersüchtig auf seine Rechte ist.

Im Jahre 1797 kamen unter dem Kapitän Wilson zwei englische Missionäre nach diesen Inseln: Crook und Harris. Der Letztere, nachdem er sich einige Tage unter den Wilden allein sah, wurde so von Angst überwältigt, daß er halb wahnsinnig wieder zurückgenommen werden mußte. Von einem Häuptling erhielt er einen ganz besonderen Beweis des Wohlwollens *). Nur der Andere

*) „Ce malheureux Harris, débarqué en 1797 sur l'île Tao-Wati,

hatte den Muth, auf der Insel Tahuata zu bleiben, da er die Häuptlinge und das Volk günstig gestimmt fand. Allein, bald war die Neugierde der Eingebornen befriedigt: nach einem Jahre „fand ihn Flaming ausgeplündert und unbeachtet vom Volke" *). Er verließ daher die Insel und begab sich nach Nukahiva, um dort einen Versuch zu machen; allein auch hier blieben seine Bemühungen erfolglos, so daß „er bald jeden weitern Versuch aufgab" **). Der Missionär ging nun nach England, um neue Kräfte zu sammeln; aber er kehrte vorerst nicht wieder auf die Marquesas-Inseln zurück, sondern ging nach Tahiti, wo die Missionäre bereits den König für ihr Interesse zu gewinnen verstanden hatten. Erst im Jahre 1825 führte er von dort drei Lehrer nach Tahuata, die aber gleichfalls nach kurzem „erfolglosen Aufenthalte zurückkehrten" ***). Crook war übrigens bei seiner Ankunft voller Hoffnung, indem er einen Häuptling traf, der ihn von seinem frühern Aufenthalte her noch kannte und ihn freundlich aufnahm, sich sogar erbot, zwei der Gehilfen in seinem Distrikte aufzunehmen, ihnen eine Schule zu erbauen, und seine Leute zum Lernen aufzumuntern. „Ich fühlte mich", fährt Crook fort, „hier wieder ganz zu Hause, und die Leute betrachteten mich als einen ihres Gleichen. Das Zusammentreffen mit diesem Manne ist eine gnädige Fügung Gottes, und ich hoffe durch seine Vermittlung den Zutritt zu der ganzen Insel-Gruppe zu finden" †). Wie sehr seine Hoffnung getäuscht wurde, haben wir gesehen.

---

afin de convertir les idolâtres, fut bien accueilli par le chef qui ne crut mieux pouvoir lui témoigner sa considération qu'en lui cédant sa femme pour la nuit. Qu'on juge de l'étonnement du pudique ministre. Recommandant son ame à Dieu, il résiste à toutes les avances de la femme et s'endort." Dumont d'Urville, Voyage. Paris 1842. T. IV, p. 274.

*) Ungewitter, der Welttheil Australien S. 478. Wiggers S. 489. Steger S. 152.

**) Meinicke S. 173.

***) A. a. O. S. 174.

†) Basler Magazin, Jahrgang 1827. S. 303.

Im Jahre 1826 erschienen neuerdings vier englische Missionäre auf den Inseln Santa Christina und Nahuga, von denen zwei im Jahre 1828 ohne allen Erfolg diese Inseln wieder verließen*). Selbst der bekannte Pritchard, der auf Tahiti regierte, kam in Begleitung des Missionärs Simpson nach den Inseln, um sich von den Zuständen durch eigene Anschauung zu überzeugen, erkannte aber bald, daß die „Niederlassung bloßer Missionäre ohne National-Lehrer völlig unfruchtbar sei" **). Nationalgehilfen von Tahiti, die oft selber kaum einige angelernte Kenntniß von den ersten Grundsätzen des Christenthums hatten, sollten den Missionären den Weg bahnen, damit diese dann ruhig in ihren Wohnungen sitzen, und schöne Berichte über ihr fruchtbares Wirken nach Europa schreiben könnten. Bald erschienen die Missionäre Rodgerson, Stallworthy und Darling, nebst vier Nationalgehilfen von Tahiti, ließen sich auf Santa Christina (Tahuata) nieder, und fingen ihr Missionsgeschäft unter günstigen Aussichten an.

Jeden Sonntag hielten sie unter dem Schatten der Bäume zweimal öffentlichen Gottesdienst. Viele Leute, sowohl Häuptlinge als gemeines Volk, wohnten demselben bei***). Aus den Berichten der Missionäre ergibt sich aber, daß der Reiz der Neuheit bald vorüber war, und in den Schulen ihrer Schüler immer weniger wurden, weil sie mit den Geschenken an die Kinder und Aeltern innehielten, oder sie verminderten. „Viele von denen", schreibt Darling, „welche sich im Anfange zur Schule gemeldet haben, sind wieder zurückgetreten, oder kommen nur am Sonntag, seit sie gemerkt haben, daß man sie für's Lernen nicht bezahlt. Sie lassen uns in Frieden in ihrer Mitte leben, und haben uns noch nicht viel gestohlen; nur einige wenige Sachen sind uns seit unserm Hierseyn abhanden gekommen, und wir fürchten von keinem unter ihnen irgend einen gefährlichen Angriff." Der folgende Bericht ergänzt den vorhergehenden, obwohl er mit der Sprache nicht offen heraus will. Stallworthy schreibt nämlich: „Wir leben immer noch

*) Wiggers S. 491.

**) A. a. O.

***) Calwer Missionsblatt, Jahrg. 1836. Num. 17, S. 65.

unter den Marquesanern, ohne eine Gefahr zu bemerken, und haben die Hoffnung noch nicht aufgegeben, endlich einen Erfolg unserer Arbeit zu sehen. Der Sonntagsgottesdienst war in der letzten Zeit nicht so fleißig besucht, wie im Anfang, und die Weibsleute, welche täglich kamen, um sich im Lesen und im Katechismus unterrichten zu lassen, bleiben jetzt weg; dieß kommt hauptsächlich daher, daß der Reiz der Neuheit verschwunden ist, zum Theil aber von ihrer Beschäftigung in den Bergen, wo sie die Brodfrucht einsammeln, die dann in Gruben aufbewahrt wird. Wir haben es indessen nicht anders erwartet. Im Anfange dieses Jahres (1835) besuchte ich mit dem Missionär Darling den größten Theil der Insel, welche etwa 1500 Einwohner enthalten mag. Viele derselben hatten uns vorher eingeladen, zu ihnen zu kommen, und sie hörten mit Aufmerksamkeit die Ansprachen Bruder Darling's an. Wenn wir weiter gingen, ersuchten sie uns, den Besuch zu wiederholen. In dem Thale Hanatuuna bot uns einer der Häuptlinge einen Theil seines Hauses zur Wohnung an, so lange wir dort bleiben wollten. In Hanatetena baten uns die Häuptlinge und das Volk auf's dringendste, am nächsten Tage wieder zu kommen, und zwei oder drei Tage zu bleiben; denn, sagten sie, wie können wir sonst etwas lernen? An allen Orten, welche wir besuchten, fanden wir das Volk bereitwillig, das Wort Gottes zu hören. Missionär Darling predigte an den meisten Orten, und die Aeußerungen der Häuptlinge und ihrer Untergebenen gingen im Allgemeinen dahin: Alles, was sie gehört haben, sei sehr gut, und sie seien geneigt, das Evangelium anzunehmen" *).

Sobald aber die Eingebornen erkannten, daß sie die gehofften Vortheile nicht erhielten, und einsahen, daß die Prahlereien der Prediger nur eitel Wind wären, überdieß „die Geschenke ausblieben und der Reiz der Neuheit verschwunden war" **), so war

---

*) Missionary Register. Calwer Missionsblatt. Jahrg. 1836. N. 17, S. 65—66.

**) Meinicke S. 174 — Das Basler Magazin anerkennt selbst, daß der Missionär die Erlaubniß, Gutes zu thun, von den Eingebornen damit erkaufen muß, „daß er ihre Kinder unentgeltlich er-

auch die Sehnsucht nach der Predigt des „ewigen Evangeliums" dahin, und „sie kümmerten sich weder um Gottesdienst und Beachtung christlicher Gebräuche, noch um Schulunterricht. So hatte die Mission vier Jahre ohne eine Spur von Erfolg bestanden" *). Daß übrigens die Missionäre kein Mittel unversucht ließen, zeigt unter Anderm folgende Thatsache. Die Missionäre hatten ihre Frauen bei sich, und glaubten, durch sie einen Einfluß gewinnen zu können; die Eingebornen staunten dieselben anfangs an, später aber wurden ihnen Dinge angethan, die man nicht erzählen kann. Nur einen Zug wollen wir hier berichten, wie ihn der Amerikaner Melville mittheilt. Ein unverzagter Missionär (wie es scheint Rodgerson), der sich von dem schlechten Erfolge der frühern Versuche, die Wilden „für das Evangelium" zu gewinnen, nicht abschrecken ließ, und sehr viel auf die Wirksamkeit des weiblichen Einflusses baute, brachte seine schöne junge Frau unter sie, die erste weiße Frau, die je die Küste der Insel betreten hatte. Die Insulaner starrten anfänglich in stummer Verwunderung dieses Wunder an, und schienen geneigt, es für eine neue Gottheit anzusehen. Nach einer kurzen Zeit aber, als sie mit dem reizenden Anblick vertraut und nach den Falten begierig geworden, welche die schönen Formen umgaben, versuchten sie den heiligen kattunenen Schleier zu lüften, in den sie gehüllt waren, und gingen bei der Befriedigung ihrer Neugierde so weit, daß sie das Sittlichkeitsgefühl der Dame auf's Tiefste beleidigten. Als ihr Geschlecht bekannt war, verwandelte sich die Vergötterung in Verachtung, und der Schmach, mit der sie von den Wilden überhäuft wurde, war kein Ende; denn sie waren außer sich über den Betrug, der ihrer Meinung nach an ihnen verübt worden. Zum Schrecken ihres liebenden Gatten wurden ihr die Kleider genommen und bedeutet, sie könne nicht ungestraft ihre Verstellung fortführen. Die gute Dame war nicht genugsam vom Evangelium durchdrungen, um dieß zu ertragen,

---

nährt und erzieht, und den Aeltern allerlei Geschenke dafür macht." Jahrg. 1818. S. 15.

*) Meinicke S. 174.

und neue Unbill befürchtend zwang sie ihren Mann, sein Vorhaben aufzugeben und mit ihr nach Tahiti zurückzukehren*).

Die oben angeführten Berichte erzählen, daß die protestantischen Missionäre so freundlich von den Eingebornen aufgenommen wurden und Alles herbeiströmte, um „das Wort des Evangeliums zu hören oder eine Bibel zu erhalten"; andere Berichte sagen aber geradezu, daß sie von den Eingebornen verachtet wurden, die jungen Leute sich über sie lustig machten und sie verspotteten. Die unverheiratheten Missionäre hatten weniger zu dulden. Der Missionär Rodgerson in Nukahiva, dessen Haus von den Eingebornen angezündet wurde, mußte zu den benachbarten Stämmen gehen, um sich für seine Familie Nahrung zu verschaffen, weil ihm die Einwohner seines Wohnortes keine geben wollten**).

Wie schon bemerkt, regieren auf den Marquesas-Inseln die verschiedenen Häuptlinge unabhängig von einander. Die Haupt-Stämme waren die Teii und Taipii. Der König der Teii hieß Keatanui; er gedachte die Taipii zu unterwerfen. Nach seinem Tode sollte ihm sein Enkel Temoana folgen, der aber 1829 noch unmündig war. Damals befand sich der Missionär Stewart auf der Insel Nukahiva. Da nun die Missionäre ganz erfolglos gearbeitet hatten und nach kurzer Zeit immer wieder auf Tahiti zurückkehrten, so entführten sie den jungen Temoana und ließen ihn dort durch den Missionär Thompson erziehen. Im J. 1839 kehrte er nach den Marquesas-Inseln zurück. Sein Erzieher ließ sich bei ihm nieder und hatte alle Hoffnung auf einen endlichen Erfolg seines Missionsgeschäftes. Unterdessen hatte sich auch der katholische Missionär P. Gracia auf diesen Inseln niedergelassen. Er begrüßte den König bei seiner Ankunft, wurde aber von ihm gleich-

---

*) Typee, or a Narrative of a four Month's Residence among the Natives of a Valley of the Marquesas Islands, by Herman Melville London 1847. pag. 5. Uebersetzt von R. Garrigue. Leipzig 1847. Th. II, S. 10—11. — Lettres sur les îles Marquises. Par Matthias G. Paris 1843. p. 20.

**) So berichtet Desgraz bei Dumont d'Urville, Voyage. Tom. IV, pag. 326—327.

gültig empfangen. Bald zeigten sich die Grundsätze, welche ihm die Missionäre in Tahiti beigebracht; denn Temoana erklärte: „Er wolle eine Regierungsform nach Art der tahitischen einführen; so daß alle Stämme der Insel seine Herrschaft anerkennen und das Gebet der protestantischen Missionäre annehmen sollten“*). So hatten also auch hier diese Missionäre, wie sie in Tahiti gethan, Zwietracht unter die Stämme gesäet, weil sie nur durch die Besiegung der andern Häuptlinge unter Temoana Einfluß zu gewinnen hoffen konnten. Die übrigen Stämme, besonders die Taipii waren nicht gesonnen, sich ihm gutwillig zu unterwerfen. Da ihm aber die protestantischen Missionäre englische Hilfe in Aussicht stellten, griff König Temoana rasch zur Ausführung ihres Planes; er überfiel zunächst einen Häuptling der Taipii, König Ariki, welcher den katholischen Missionären günstig gestimmt war, und verwüstete die katholische Missionsstation. Das Kriegsglück wendete sich aber; Temoana mußte flüchten und Schutz gerade in dem katholischen Missionshaus suchen, dessen Bewohner ihn freundlich aufnahmen. Indeß war der Kampf nun einmal durch das Anstiften der protestantischen Missionäre entzündet, kostete vielen Menschen das Leben und verheerte das Land. Als Temoana endlich einsah, daß er sich weder halten, noch weniger die andern Stämme unterwerfen könne, beschloß er den eben anwesenden französischen Schiffskapitän Felix Bernard um Vermittlung anzugehen, der dann auch wirklich einen Friedensvertrag zu Stande brachte. Temoana wandte sich nun den katholischen Missionären zu, die zwar mit vieler Mühe, aber nicht ohne Erfolg, das Evangelium verkündeten.

Wir sahen schon in dem Artikel über Tahiti, daß Frankreich eben zu jener Zeit damit umging, im stillen Ocean einen sichern und festen Punkt zu erlangen, und zu diesem Zwecke Dupetit-Thouars nach der Südsee abordnete. Die Könige der beiden Haupt-Stämme auf den Marquesas-Inseln, Irtete und Temoana, waren froh, daß Dupetit-Thouars erschien: er vermochte beide leicht, sich unter französischen Schutz zu begeben, wodurch endlich den innern

*) Annalen 1843. V, 12. — Michelis, die Völker der Südsee. 1847. S. 371.

Kriegen ein Ende gemacht, und einer ruhigen Entwicklung Raum geschafft wurde Im Juni 1842 ward der ganze Archipel für Frankreich in Besitz genommen *).

Die protestantischen Missionäre verließen nach und nach die Inseln, nachdem sie zur Ueberzeugung kommen mußten, daß ihre Wirksamkeit ganz und gar erfolglos gewesen. Thompson und Stallworthy verschwanden nach einem zehnjährigen Aufenthalte auf einmal, ohne auch nur eine Person bekehrt zu haben **). Die Versuche von Seiten der Protestanten, auf den Marquesas-Inseln eine Mission zu gründen, scheinen, da alle ihre Bemühungen stets fehlgeschlagen ***), ganz aufgegeben zu seyn, denn nach den neuesten Nachrichten finden wir dort keinen protestantischen Missionär †). Unterdessen haben die katholischen Missionäre durch unerschütterliche Ausdauer mit dem Segen des Himmels große Fortschritte gemacht, schon im Jahre 1847 den König Maheono von Santa Christina getauft ††), und zur sittlichen Hebung und Bildung der Eingebornen in kurzer Zeit sehr Vieles beigetragen.

---

*) Dupetit-Thouars, Voyage autour du monde. Paris 1843. T. II, p. 349 ff. — Lettres sur les iles Marquises. p. 293—306.

**) Lettres p. 20.

***) Buschmann, Aperçu de la langue des iles Marquises. Berlin 1843. p. 31—32.

†) The Christian Retrospect and Register, by Robert Baird. New-York 1855. pag. 24.

††) Steger, III. Thl. 2. Abth. S. 152.

XXII.

Zeitläufe.

Frankreich im Moment; die „katholische Partei“; l'Univers und le Correspondant; Louis Veuillot und seine Gegner.

Im Sommer 1850, als das Univers eben gut legitimistisch war und nicht ermüdete, dem Prinz-Präsidenten zuzurufen, er möge sich doch ja nichts träumen lassen von einer Wiederherstellung des Kaiserthums: da richtete Louis Veuillot folgende Apostrophe an die Machthaber des Tages in der Assemblee:

„Ihr Revolutionäre allesammt, eure Väter wogen sicherlich nicht schwer, aber immerhin waren sie noch hundertmal größer und kräftiger als ihr. Allerdings, es ist ein Mann erschienen — und sie waren sehr froh um ihn — der sein Pferd über den Haufen ihrer Constitutionen hinübersvornte; aber dieses Pferd hatte ihn wenigstens zuvor in berühmten Schlachten getragen, und ehe es den Huf auf die neuen Pergamente der Republik setzte, hatte es Europa niedergetreten, und im Galopp die Leichen von zehn Armeen übersprungen. Ihr andern aber, ihr werdet eure Constitution einem Civil-Roß unterstreuen, das kein Tröpflein Blut, zur Sühne des Schimpfs, auf ihr lassen, und sie nur mit etwas Stallkoth besudeln wird.“

Hr. Veuillot führt einen drastischen Styl, aber der 2. Dec. 1851 bewies, daß er wahr gesagt. Nur daß seitdem auch noch die mangelnde Blutzier nachgekommen ist. Dank der unaussprechlichen Erbärmlichkeit der deutschen Weltstellung und ihrer in Berlin concentrirten Politik, hat sich für Napoleon III. die Gelegenheit geboten, und er hat sie energisch benützt. Rußland ist durch Frankreich besiegt, England ist durch Frankreich gedemüthigt; Napoleon III. hat so sein Reich wieder als tonangebende Macht an die Spitze der europäischen Dinge gebracht, der französische Nationalstolz kann nur mit voller Befriedigung auf die neue Rangordnung in Europa blicken. Es fragt sich noch immer: wie dieser überwiegende französische Einfluß benützt werden wird? Und die gegenwärtige Lage Europa's, wir weisen nur auf Italien, ist der Art, daß kein Tag vergeht, wo Napoleon III. sich nicht zu entscheiden hätte über diese oder jene Auffassung seiner unzweifelhaften Mission. Je nachdem die Entscheidung jedesmal ausfällt, sind wir zufrieden oder unzufrieden mit dem momentanen Symptom. Indeß haben wir von Anfang an nicht verkannt, daß der endliche Definitiv-Beschluß jedenfalls abhängen wird von der Gestaltung der Dinge im Innern Frankreichs selber.

Es war in letzterer Hinsicht ein natürliches Symbol, daß der neue Monarch der Franzosen auf dem Civil- und Friedens-Pferd, und nicht auf dem Schlachtroß die zweite kaiserliche Aera eröffnet hat. Der Onkel repräsentirte eine politisch-diplomatische Schule, die nicht anders als mit dem Schwert ihre Operationen verwirklichen konnte. Seitdem hat sich die Welt total verändert, fast umgekehrt. Es fragt sich wenig mehr, wem ein Land gehört und welcher Regierungs-Maschinerie es unterstellt ist. Denn die breite Fläche der Socialität selber, welche damals noch ruhig die obern Stürme über sich hinwehen ließ, ist jetzt aufgeregt bis auf den tiefsten Grund. Keine Veränderung in den obern Regionen scheint

hier mehr Einhalt thun zu können; selbst die bevorstehende Wiedereröffnung des Orients, ein Ereigniß, dem Jahrhunderte mit Sehnsucht entgegen harrten, ist nichts weniger als sicher, ob sie vermöge, die todtkranke westliche Societät in ihrer dumpfen Krankenstube nur noch einmal an's neueröffnete Fenster zu locken, um sie etliche Züge frischer, gesunder Orient-Luft trinken zu lassen. Wir brauchen uns hier nicht auseinanderzusetzen über die Schuld, welche solche Zustände herbeigeführt. Genug, daß sie unläugbar vorhanden sind, überall, nur am offenkundigsten in den durch das Sieb vorhergegangener Revolutionen gerüttelten Ländern; und daß der Prinz-Präsident von Frankreich auf seinem Weg zum Kaiserthron sich vor Allem an die sociale Frage gestellt sah.

Trotz der herrschenden Revolutionsangst hat damals doch Niemand in ganz Deutschland die entsetzliche Bedeutung dieses Vis-à-Vis genug erkannt, so deutlich sie auch aus den Staatsreden des angehenden Imperators hervorleuchtete. Ja, gerade die Schlagworte „Rothe Republik" und „Guillotine" schwebten damals allzu ausschließlich vor den Gemüthern: Bagatelle gegen eine eigentliche Katastrophe der socialen Frage. Mit deren Abwendung sich zu beschäftigen, hat Napoleon III. keinen Augenblick versäumt. Die Krim-Glorie ist ihm, durch die hochmüthige Verblendung des Tyrannen von Rußland *) und durch Deutschlands berüchtigte „Einigkeit", sozusagen zufällig beigefallen; er suchte wirklich den kriegerischen Nimbus nicht, sondern er wollte der sociale Heiland des Volkes seyn. Zu dem Zwecke ergriff er negative und positive Mittel. Die ersteren umfaßten die Abweisung aller und jeder Einrichtungen, welche man sich bisher als unzertrennlich von einer liberal-constitutionellen oder repräsentati-

---

*) Dessen Leistungen in diesem seinem Hauptfach mehr und mehr an den Tag zu kommen beginnen, namentlich bezüglich der Katholiken seines Reiches.

ven Regierung gedacht hatte. Durch die letztern stellte sich Napoleon als den absoluten Repräsentanten des neuen Nationalöconomismus oder der modernen finanz-politischen Schule hin. Ob sie die rechte Lösung in sich trägt? das ist eben die verhängnißvolle Frage an die nächste Zukunft Frankreichs und Europa's.

Napoleon III. hat diese Schule nicht eigentlich gegründet, noch die Zustände gemacht, auf welche sie berechnet ist; er ist nur ihr erster Exekutor geworden. Längst war ihr oberster Satz: „es gibt keinen Wucher" auf deutschen Kathedern eine bekannte Lehre, wenn auch die Allgemeine Zeitung heute noch immer über den alten social-politischen Adam klagt, der in bockbeiniger Verstocktheit bei jeder Gelegenheit wieder den entgegengesetzten Glauben verrathe. „Der Staat ist Organ der Gesammtwirthschaft" — dieß ist das neueste Staatsprincip deutscher Studierstuben-Weisheit, wenn auch Girardin in Paris mit seinem Crédit universel und seiner Propriété universelle den Satz zuerst praktischer gefaßt hat. Daraus folgt mit sicherer Consequenz: „daß der nationale Wohlstand die beste Aufgabe des Staatslebens ist, und daß die Form der Verwaltung des Gemeinwesens nur insoferne Berücksichtigung verdient, als sie den Erwerb fördert oder hindert"*). Also aller Politismus hat im Capitalismus, alles geistig-moralische Interesse im Materialismus unterzugehen! Napoleon III. hatte Eile, durch die traurigen socialen Umstände seines Landes sich zur Annahme dieser Consequenz drängen zu lassen, sonst wäre die neue österreichische Finanz-Politik ihm — zuvorgekommen. Heute noch hält das chevalereske Ehr- und Schamgefühl der Franzosen ihre officiösen Publicisten zurück, die schlüpfrige Consequenz des schmutzigen Systems mit so dürren Worten darzulegen, wie die bezahlten Scribenten an der Donau zu thun sich nicht entblöden.

*) Wiener Correspondenz der Allg. Zeitung vom 12. Juni 1856.

Als den Weg zum allgemeinen Wohlstand lehrt die neue Schule den absoluten Fanatismus der Arbeit. Die abgeschaffte Nationalöconomie der alten Christenwelt hatte auf dem Satz geruht: ora et labora, d. i. pflege das Leibliche um des Geistigen willen. Das hat der moderne Eudämonismus gerade umgekehrt, und die Umkehr hat den Schein für sich. Wo sie recht Wurzel geschlagen, bangt man sogar schon vor drohendem Rekruten-Mangel für die Armee der Bureaukratie. Nichteinmal das stolze Bewußtseyn der Theilhaberschaft an der staatlichen Omnipotenz vermag der Erkenntniß zu widerstehen, daß es sich eigentlich doch nur um die Praxis jenes armen Dichterlings handle, der bei trocknem Brod und Käs-Rinde lucullische Mahlzeiten hielt, indem er ihre Beschreibung in Novellen und Romanen las. Ueberhaupt wird das neue Staatsprincip des Eudämonismus vielleicht noch deutlicher als die vorherigen lehren, daß jede Abweichung vom göttlichen Gesetz in der Societät von vornherein mit dem Mutter-Mörder schwanger geht.

In Frankreich freilich war es nicht so fast der egoistische Muthwille der Schule, als vielmehr nothwendige Entwicklung aus althergebrachten Prämissen, wenn Napoleon III. einen Fanatismus der Arbeit erweckte, der die Welt in Erstaunen setzte. Einen so absoluten, daß man Straße um Straße in Paris selber niederriß, und Paläste-Reihen an die Stelle der winkeligen, barikadenfreundlichen Viertel der alten Stadt setzte, ohne zu bedenken, daß damit gerade die massenhaft herbeigezogene Arbeiter-Armee großentheils obdachlos werden mußte. Man ist heute selber in Verzweiflung über diese mißliche Consequenz des Systems. Mit derselben Rücksichtslosigkeit machten Provinzen, Städte, Communen Schulden über Schulden, um zu arbeiten. Damit ging das Bedürfniß Hand in Hand, das Capital der Nation zu vermehren, natürlich durch künstliche Werthe. Die Geldassociationen der Actien-Unternehmen und Credits mobiliers begannen zu grassiren;

gleichzeitig aber auch die fatale Consequenz, daß diese Anstalten als Mittel erschienen, auch ohne Arbeit zu Wohlstand und zum excessivsten zu gelangen. Wer geschickt zugreifen konnte, dem war das Gelingen sicher; daher die vielbeschrieene Spekulationswuth und der Börsenschwindel, der von Frankreich aus die alte Welt entzündete. „Das Spiel", sagte ein Mitglied der Legislative, „hat eine solche Höhe bei allen Classen erreicht, daß es eine Schmähung der Arbeit ist." Nach dem Princip freilich sollte das neue Creditsystem nur eine Unterstützung der Arbeit seyn. Der Kammerpräsident Baroche nahm es auf dem Papier, wenn er seine Erfolge als „Symptome einer nie dagewesenen Gesundheit und grenzenlosen Wohlhabenheit Frankreichs" bezeichnete. Graf Montalembert nahm es in der Wirklichkeit, wenn er sagte: „ganz Frankreich ist ein Hazardspielhaus", und „die Agiotage ist schlimmer als der Socialismus".

Jedenfalls ist nicht zu verkennen, daß die breite Bahn des Eudämonismus direkt und indirekt zum Socialismus führt. Sie ist nichts Anderes als ein Institut fortschreitender Centralisation des Capitals und der Arbeit. Es braucht, die größtmögliche Ausdehnung des Instituts angenommen, nur das Moment der Freiwilligkeit des Einsatzes wegzufallen, und der leibhafte Socialismus steht vor uns, der ja auch nicht mehr will, als das Gesammtvermögen durch den Staat verwalten, und Jedem sein Theil am Ertrage auswerfen. Jedes Maß freier Bewegung im Einzelnen, das unter der übermächtigen Concurrenz der massenhaften Association erliegt — und die Legion solcher Zertretenen wächst mit jeder Spekulation der „Credits" — ist ein Hinderniß weniger für Cabet's Zukunft. Andererseits wirkt die volkswirthschaftliche Centralisation des Staates selbst in derselben Richtung. Man hätte sich über die vielbesprochene Demokratisirung der Staats-Anleihen freuen können, als über eine glückliche Emancipation vom autokratischen Geldjudenthum der großen Wechsler,

wenn nicht der Zweck allzuklar hervorgetreten wäre, auch die kleinen Capitalisten an den „Staat als Organ der Gesammt-Wirthschaft“ zu fesseln. In derselben Rolle trat er auf in der berüchtigten Pariser Brodtarif-Ausgleichung, in der vermittelst Staatsvorschüßen erzwungenen Drainage im ganzen Lande ꝛc. „Kann der Staat soviel“, fragen die geheimen Gesellschaften, „warum sollte er nicht definitiv unserer Noth und Entblößung noch durch einen kleinen Schritt weiter abhelfen müssen?“ Sie fragen so zu einer Zeit, wo, wie durch eine göttliche Fügung, die außerordentlichsten Umstände die sociale Lage des Landes in einer Weise erschweren, daß man sich wahrlich jetzt schon über die unglaubliche Tragkraft dieses Volkes wundern muß: Mißwachs drei Jahre hintereinander, zwischenein neue 72 Millionen jährlicher Zinsen bloß für die Kriegskosten gegen Rußland, und nun das unermeßliche Elend der neuen Ueberschwemmung!

In demselben Moment macht sich der Vermögenstitel selber durch den Börsen- und Actienschwindel verächtlicher und verdächtiger als je. Der Geruch des privilegirten Raub-Ritterthums ist doch zu penetrant, der schmutzige Glanz seines Spinnegewebes zu auffallend, das die Großen durchläßt, die Kleinen fängt. Frecher Sybaritismus der Glückspilze ist davon unzertrennlich. Die moderne Nationalöconomie lobt dieß als Wohlthat für die daraus Verdienst schöpfenden niedern Klassen. Der moralische Eindruck ist aber ein ganz anderer. Die französische Regierung hat dieß auch eingesehen, und Maßregeln wider den gröbsten finanziellen Humbug getroffen; aber nur schwächliche Palliative; denn nicht nur reichen die Hauptheilnehmer bis an die Thronstufen selber, sondern man könnte auch leicht dabei das luftige Kartenhaus mit dem eigenen rauhen Hauch umblasen. Ohnehin kann die leichteste, innere oder äußere, politische Krise dieselbe Wirkung thun, und Frankreich in eine unberechenbare Lage stürzen. Man denke sich die Verzweiflung der Ausgeplünderten

überhaupt und insbesondere den Zorn der Hunderttausende um ihre Nothpfenninge betrogener kleinen Besitzer. Und dazu die stets gerüsteten Cadres der geheimen demokratisch = socialistischen Gesellschaften!

Daß diese fanatischen Sekten in engster Organisation über das Land verbreitet sind, wird durch die zeitweisen Invasionen der Polizei selbst bezeugt. In neuester Zeit ertappte man sie über einem besondern Operationsplane: Verbrennung der Feldfrüchte auf den Aeckern und in den Scheuern. Man weiß leider nur zu gut, was eben noch in Spanien in derselben Art vor sich gegangen ist. Als im J. 1524 das Hochstift Bamberg in Entsetzen gerieth über die Aerndte-Brände, welche, von frevelnder Hand angestiftet, plötzlich wie die Prairie=Feuer der amerikanischen Wildniß über das platte Land sich wälzten: da erfolgte in denselben Regionen bald darauf die Ouverture der ersten social=politischen Revolution. Jene Feuer waren die Verzweiflung und zugleich der Terrorismus der Jacquerie. Gewiß fehlt es Frankreich nicht an einer ebenso geschickten als starken Macht zur Vertheidigung der gesellschaftlichen Ordnung, und diese hat, was sie vor Allem bedarf, einen Mann an ihrer Spitze. Wir wollten damit zunächst auch nur andeuten, wie leicht es zu glauben ist, daß dortlandes jeder besonnene Freund der Ordnung nur Einen Wunsch und nur Ein Gebet für Frankreich hat: Erhaltung und langes Leben Napoleon's III.!

Auch unter den Trümmern der alten dynastischen Parteien scheint man größtentheils nur auf den möglichen andern Fall hin an Vorsorge zu denken. Dazu sollte vor Allem die sogenannte „Fusion" dienlich seyn. Ein Theil der Legitimisten hat sich in gerechtem Mißtrauen gegen diese Vereinigung mit den Orleanisten, die vorwiegend nur als eine Fusion von altem Recht und altem Unrecht aufgefaßt erschien, von Anfang an ausgeschlossen. Um so mehr ist übrigens diese Partei als solche in politische Impotenz versunken,

auf rein passiven Widerstand gegen den Glanz des neuen Hofes beschränkt und, ohne auch nur geistige Propaganda zu machen, in ihre dünnen Kreise wie in Schneckenhäuser zurückgezogen; man hört auch nichts mehr von Bauern und Handwerkern, die zur Huldigung nach Frohsdorf und Venedig reisten. Das Ganze macht den Eindruck ehrwürdiger Trauerweiden an dem großen Bourbonen-Grabe, welche die richtende Nachwelt um schonende Achtung bitten für die Gefallenen. Die Fusion ihrerseits scheint auch nur das Gegentheil von den erwarteten Früchten zu tragen, obgleich deßhalb nicht unglückliche, denn allen Nachrichten zufolge hat sie den Zwiespalt in der Familie Orleans selbst entzündet, und um so mehr natürlich in der Partei der Orleanisten. Sämmtliche Söhne, die Wittwe und viele Freunde Louis Philippe's haben nämlich, wie berichtet wird, die Fusion in dem einzig möglichen Sinne verstanden, daß sie einfach das legitime Recht des kinderlosen Grafen Chambord anerkannten, und dieser nur ein liberales Regiment zusicherte gleich dem unter „seinem Vetter dem seligen Könige Louis Philippe." Anders eine Orleanisten-Coterie, die von Thiers den Namen führt. Sie behauptete förmlich: Heinrich habe die Tricolore annehmen, die Volkssouverainetät anerkennen müssen. Es ist dieß die Meinung der Herzogin von Orleans, in welcher jetzt der ächte Orleanismus verkörpert ist, und welche, wie allgemein behauptet wird, ihre Ansichten auch dem Grafen von Paris, Heinrichs V. eventuellem Erben, anerzogen hat. Freilich befiehlt das Testament des Vaters selber, den Sohn als „leidenschaftlichen Partisan der Revolution" zu erziehen, und auf dieses Testament beruft sich die Herzogin; derselbe letzte Wille verbot ihr aber auch ausdrücklich, die Regentschaft anzustreben, und dennoch that sie bekanntlich im J. 1848 das Gegentheil. Dieselbe Dame, als mecklenburgische Princessin einst die eingefleischteste Legitimistin auf deutschem Boden, vertheidigt jetzt den würdigern Gliedern der Familie gegenüber das unvergleichliche Princip,

daß sie gegen Heinrich V. im Namen der Volkssouverainetät protestirt, und gegen Napoleon III., den Erwählten der acht Millionen, im Namen der Legitimität. Es mangelte nichts zu einer französischen Christina, nur daß sie vor dem Urbild noch die erwiesene Sucht und Schlauheit einer protestantischen Propagandistin voraus hätte. Uebrigens kam die Fusion überhaupt um sechs Jahre zu spät, und der Orleanismus insbesondere hat außer diesen Differenzen noch eine schwere Niederlage erlitten durch den Abfall seiner belgischen Häupter (Schwiegersohn und Enkel Louis Philippe's). Die offene Anerkennung Napoleon's durch ihre Besuche in Frankreich und Paris ward in letzter Zeit noch überboten in den Schritten des belgischen Königs, durch welche er von Napoleon III. im Gnadenwege die Restitution der Rente bewirkte, die den orleanischen Töchtern als Heirathgut auf den confiscirten orleanischen Gütern angewiesen war. Dieß kam natürlich einer Gestattung der Confiscirung gleich, weßhalb auch die übrigen Orleans heftig protestirten, ohne jedoch, wie es scheint, das Geld zu verschmähen.

Ungleich größer und mächtiger als diese dynastische Opposition, auch von ihr wohl zu unterscheiden, ist die sogenannte liberale Opposition in Frankreich. Die erstere deckt die letztere nicht, ebensowenig geht die letztere in der erstern auf. Die liberale Opposition ist an sich auch wohl zu unterscheiden von der demokratischen oder republikanischen. Sie kann sogar auch bonapartistische Elemente begreifen. Graf Montalembert z. B. war vor ein paar Jahren nicht Bonapartist, nicht Legitimist, noch nicht Orleanist, noch nicht Fusionist, nicht Demokrat, nicht Republikaner; aber er gehörte der liberalen Opposition an. Dieselbe ist nämlich durchaus zu beurtheilen aus dem Gesichtspunkt der negativen Mittel, welche Napoleon III. für die Lösung seiner socialen Mission nöthig erachtete. Graf Montalembert billigte den Staatsstreich vom 2. December nicht, andere Liberale billigten ihn, andere nah-

men ihn nachher als fait accompli an, wieder andere ließen sich auch dazu nicht herbei: alle aber waren darin einig, jene negativen Mittel zu verwerfen. Der Prinz-Präsident selber hatte wirklich sogar das Wort „Decentralisation“ schon ganz ernsthaft in den Mund genommen; noch am Tage nach dem 2. Dec. sprach der Diktator: „daß er nur die wahren Fundamente jenes Baues lege, welche einzig und allein fähig seien, später eine weise und wohlthätige Freiheit (liberté) zu tragen“; auch führte sich das neue Kaiserthum in die Welt ein unter der Ankündigung: „Frankreich repräsentire in Europa die Ideen von 1789.“ Louis Napoleon stand aber nicht so bald leibhaftig vor seiner Aufgabe, d. i. vor der socialen Frage, als er auch schon den unvereinbaren Widerspruch zwischen jenen Versprechungen und dieser Aufgabe auffand. Die letztere schien ihm nun vor Allem die straffste Centralisation, die ungestörteste Einheit, die lautloseste Stille zu fordern; politische Skrupel kann es für die Schule nicht geben, welche lehrt, „die Form der Verwaltung des Gemein-Wesens verdiene nur insoferne Berücksichtigung, als sie den Erwerb fördert oder hindert;“ also hielt Napoleon III. von seinen politischen Versprechungen nur das Gegentheil: ungleich gesteigerte Centralisation, nichts Liberté, die Ideen von 1789 nur in der Idee! Diesen negativen Mitteln socialer Lösung nun steht die liberale Opposition gegenüber: wider den despotischen Imperialismus einerseits, wider die Ideen von 1793 in der Tiefe andererseits, vertritt sie die „Ideen von 1789“, d. i. sie fordert freie Wahl, freie Presse und die — Tribüne. Bekanntlich hat Frankreich auch heute noch seine Kammern; aber obwohl sie ihre Verwegenheit in neuester Zeit soweit trieben, nicht nur einige kaiserlichen Gesetzentwürfe scharf zu kritisiren, sondern gar ein paar durchfallen zu lassen, so sind sie doch allzu sehr in den Wahlen unfrei und Regierungsgeschöpfe nach der ganzen Art ihrer Behandlung, als daß sie die Physiognomie eines Instituts der liberté

annehmen könnten, und zudem fehlt ihnen die Oeffentlichkeit der Tribüne, für den Franzosen die Hauptsache, ganz. Wir können kurz sagen: die liberale Opposition reclamirt die Tribüne. Inzwischen hat sich das französische „Wort“ in das Nebenfort der Academie zurückgezogen, und macht von da so übermüthige Ausfälle, daß man wirklich über die Langmuth staunt, mit der Napoleon III. den gelehrten Wespenspuk erträgt.

Man darf bei der Beurtheilung dieses Liberalismus vor Allem Eines nicht vergessen: er muß nicht nothwendig kirchenfeindlich seyn. Dadurch unterscheidet er sich wesentlich vom deutschen Liberalismus. Im Uebrigen ergreifen gewisse Wortführer desselben jede Gelegenheit, speciell die „Historisch-politischen Blätter“ zu beschuldigen, daß sie im Grunde der liberté feindlich und also absolutistisch gesinnt seien. Man sieht wohl, es ist dort keine andere Freiheit denkbar als eine solche, welche die repräsentative „Tribüne“ im Wappen trüge, und wovor diese Tribüne Frankreich bis jetzt zu bewahren vermocht, das ist nur allzu bekannt. Wir sind nichts weniger als absolutistisch gesinnt; aber wir kennen noch eine andere Alternative als die französisch gedachte liberté: die deutsche Freiheit, welche Decentralisation und Selfgovernement zur Grundlage hat. Einer französischen Partei, die von solcher Freiheit reden wird, werden wir unsern vollsten Beifall widmen. Das ist ja eben das große Unglück Frankreichs, daß es immer nur die Wahl hat zwischen einem Absolutismus und einer Freiheit, deren natürliches Uebermaß immer wieder das natürliche Uebermaß des erstern herbeiführt. Sagt ja der geistreiche Herr von Tocqueville in seinem neuesten Werke sogar: es liege so in der französischen Natur, daß die Nation durchaus in allen Dingen von der Regierung bevormundet seyn müsse und eine persönliche Selbstständigkeit im öffentlichen Leben gar nicht wolle. So daß also alle ihre Revolutionen nur den Zweck gehabt hätten und haben würden, mehr und ge-

schäftigere Herren zu erlangen. Wir selbst wollen nicht so weit gehen, wir wollen in diesem unläugbaren Zug zum guten Theil die Sünden der alten Könige ersehen; die Nation müßte auch sonst wahrlich ihre grosartige Einheit allzu theuer bezahlen. Eine andere Frage aber ist es: ob eben jetzt die gefährlichen Stoffe soweit removirt seien, daß man das Feuerwerk der Tribüne zum Ergötzen des gelangweilten Frankreichs wieder spielen lassen könnte, ohne augenscheinliche Gefahr einer neuen Explosion? und welcher!

Was uns indeß an der liberalen Opposition zunächst interessirt, das ist der integrirende Theil derselben, welcher sich die „katholische Partei" nennt. Bei ihr finden wir auch ein Princip, das Tocqueville's Ansicht von dem natürlichen Bedürfniß der französischen Nation, centralistisch bevormundet zu werden, faktisch berichtigt und demnach die Möglichkeit einer wahren politischen Wiedergeburt Frankreichs beweist. Die „katholische Partei" erstrebt nämlich neben andern liberté's auch die „religiöse Freiheit", besser die „Freiheit der Kirche" — also doch immerhin Ein Selfgovernement. Trotz dieser Tendenz und mit ihr konnte die katholische Partei im Schooße der großen liberalen Opposition sich niederlassen, und durch sie im J. 1850 einen bedeutenden Sieg erringen, das neue Unterrichtsgesetz. Es haben sich von da aus Verhältnisse gebildet, die höchst lehrreich sind, und in diesen Tagen erst besonderes Interesse gewannen, indem sie einen tiefen Riß in der „katholischen Partei" selber aufwiesen. Ein Theil derselben ist nämlich auf die Seite der negativen Mittel Napoleons III. hinübergetreten, hat sich für dessen Absolutismus förmlich enthusiasmirt, der Tribüne Feindschaft geschworen und ist also aus der liberalen Partei ganz ausgeschieden: es ist dieß die Coterie des Journals *Univers*. Der andere Theil hat sich um so mehr in den Schoos der liberalen Partei eingegraben, behauptet um so eifriger, dieselbe müsse nicht nothwendig kirchenfeindlich seyn: er umfaßt alle gelehrten und

notablen Namen der alten katholischen Partei und ist vertreten in der neuen Monatsschrift *le Correspondant*. Auf derselben Seite steht auch das kirchliche Blatt Ami de la religion. In den letzten Tagen ist es zu einem lauten Bruch gekommen. Indem wir uns vorbehalten, über die trefflichen Arbeiten des „Correspondant", namentlich auch die des Grafen Montalembert, im Einzelnen zu berichten, beschränken wir uns hier auf die Auseinandersetzung der Standpunkte gegenüber dem Univers.

Im Jahre 1845 konnte man etwa noch sagen, daß l'Univers die „katholische Partei" vertrete, d. i. die Vereinigung aller jener lai'schen und meist parlamentarischen Männer, welche trotz der Verschiedenheit, ja des Gegensatzes ihrer specifisch-politischen Meinungen doch auf dem Boden der Kirche Eins waren, und zu deren Vertheidigung sich die Hände reichen konnten. Ihr nächstes Ziel war, der Kirche zu ihrem Recht auf die Schule zu verhelfen, also die Unterrichtsfrage. Den reinsten und ausschließlichsten Ausdruck hatte diese Stellung der Partei in der glänzenden Erscheinung des Grafen Montalembert gefunden; jetzt freilich hat sich der Graf in der Opposition gegen den Imperialismus tiefer mit den Orleanisten und der Fusion verwickelt, als daß er noch einfach aus dem Gesichtspunkt der katholischen Partei beurtheilt werden könnte. Neben ihm stand der legitimistische Herr von Falloux, Minister der Präsidentschaft, Vater des neuen Unterrichtsgesetzes, eine gelehrte Celebrität; dann der geistreiche Literärhistoriker Ozanam, eine edle Dichternatur, leider zu früh verstorben, übrigens entschiedener Demokrat; der gewaltige Predigermönch P. Lacordaire, ein begeisterter Republikaner; der Jesuit P. Ravignan, ein Wunder persönlicher Liebenswürdigkeit, ohne specifisch-politische Färbung; sofort nach

allen diesen Richtungen vertheilt, die Pairs Barthélemy und Beugnot, der Diplomat de Corcelles, die Brüder de Riancey, de Carné, de Fontette, de Vatismenil, Laurentie, Nicolas, Foisset, Lenormant, de Champagny, gelehrte Notabilitäten, Cochin, de Melun, der Herzog von Broglie u. s. f. Alle diese Namen, soweit sie noch leben, erscheinen jetzt im Correspondant; auf Seite des Univers steht Hr. Louis Veuillot allein, ein geistreicher, hochbegabter Mann, der eine der anziehendsten Federn Frankreichs führt, aber durchaus Autodidakt, ohne Schule und ohne Maß, Enthusiast bis zum Exceß, mit einem Häuflein obscurer Mitarbeiter ohne einen Funken von Selbstständigkeit, das durch seine sklavische Ergebenheit an den momentanen Gedanken des Meisters dessen natürliche Ungebundenheit immer von Neuem stimulirt.

So ist nichts natürlicher, aber auch nichts bedenklicher, als daß l'Univers, im Gegensatze zur alten katholischen Partei, sich förmlich mit der Kirche identificirt; jeder Angriff gegen Hrn. Veuillot und seine Excesse erscheint als ein persönlicher Angriff auf die Kirche selber, und umgekehrt. Die Zahl der „ennemis" beider wächst daher im Univers immer ungeheuerlicher an. Le Correspondant ward unter die Reihen der „Feinde" verwiesen, ehe er noch in seiner neuen Gestalt geboren war. Das seien die Männer der falschen Mäßigung und einer Deferenz, die sogar um die Dogmen mit sich markten lasse! Univers meinte die Allianz der „Gemäßigten" mit den übrigen Häuptern der liberalen Partei; diese seien den Katholiken gegenüber bloße „Heuchler". Die Gemäßigten entgegneten mit Recht: welche Vortheile denn etwa ein liberales Parteihaupt in Frankreich dadurch zu gewinnen hoffen dürfte, daß es dem Katholicismus „heuchle"? Sie verlangen: daß man vernünftig und duldsam mit den Leuten umgehe, durch deren Beistand man das Unterrichtsgesetz erzielt, und die Wiedereinsetzung des Papstes mit französischen Waffen; sie behaupten: die Kirche habe auch unter jenen Illustratio-

nen des Geistes vor einigen Jahren wieder festen Fuß gefaßt, und sei von ihnen in Schutz genommen worden, und wenn sie auch nicht ihr Glaubensbekenntniß vorangeschickt, so hätten sie doch Alle mit Wort und That bekannt, daß der katholische Glaube die Lebensfrage Frankreichs sei, und das unentbehrliche Werkzeug der socialen Wiedergeburt. Kurz, die Annäherung von dieser wichtigen Seite sei unverkennbar gewesen, als Univers vor vier Jahren mit schonungsloser Hand dazwischengefahren, und die katholische Sache bei Freund und Feind auf's ärgste compromittirt. Verlust der Popularität, Wiedererwachen aller eingeschlafenen Vorurtheile, Erneuerung der alten Angriffe, das sei die Folge einer Taktik, welcher le Correspondant nun die seinige gegenüberstellt: „Wir gehen auf den Feind, aber um zu erobern, nicht bloß um zu verwunden."

Herr von Falloux selbst hat in einem geistreichen Aufsatze: „Le parti catholique"*) die mit den Zeitumständen auf's günstigste veränderten Stimmungen gegen die Kirche besprochen und sie besonders in der Geschichte des „Unterrichtsgesetzes" nachgewiesen. Das Universitäts-Monopol lastete auf Frankreich wie ein Fluch gegen die Kirche; wie unwillkürlich sammelte sich in der Opposition gegen dieses geistige Zwing-Uri der Laien-Verein an, aus dem die katholische Partei erwuchs und an dessen Spitze der zwanzigjährige Pair Montalembert einen fünfzehnjährigen Kampf auf der Tribüne begann. Bekanntlich hatte er mit einigen Freunden auch faktisch den Versuch gemacht, dem Monopol eine freie Schule abzutrotzen, indem er selbst persönlich den Schulmeister machte, dafür aber in die Hände der unerbittlichen Polizei fiel. Doch erweichte allmählig die Hartnäckigkeit des Juli-Regiments und es lag ein annehmbares Gesetz von Salvandy in dem Moment vor, als die Februar-Tage anbrachen. Diese selbst be-

*) Correspondant 25. Avril 1856. p. 1 ff.

wiesen schon eine auffallende Aenderung zum Bessern bezüglich der Kirche. War sie durch die Bourgeoisie-Revolution von 1830 gröblich insultirt worden, so bezeugte ihr jetzt die demokratische Revolution ihre Achtung; andererseits vereinigte die Furcht vor der socialen Katastrophe die gemäßigten Parteien zu einer parlamentarischen Majorität, in welcher nun die Isolirung der Katholiken ein Ende nahm, und zugleich öffnete die Republik auch dem Klerus die Tribüne. Um so grimmiger flammte die Wuth des Berges auf, als Falloux Unterrichtsminister wurde und am 4. Jan. 1849 zwei Commissionen für ein neues Unterrichts-Gesetz niedersetzte. Der Prinz-Präsident hatte nichts dazu gethan, weder damals noch später; er temporisirte in Allem, am meisten hierin; erst zu allerletzt, als der Sieg nicht mehr zweifelhaft war, schloß seine Regierung sich an. Dagegen lobt Falloux ungemein das edle und muthige Benehmen der Herren Thiers, Molé, Cousin sowohl in der Commission als in der Assemblee der Constituante wie der Legislative. Schon war es dem republikanischen „Staatsrath" gelungen ein Gegenprojekt aufzustellen, schon jubelte die Linke, als Thiers und Molé das Gesetz am 14. Jan. 1850 wieder auf die Tribüne brachten, und es endlich nach gewaltigen Anstrengungen durchging, Dank insbesondere einer zermalmenden Schlußrede Thiers'.

Das Gesetz, obwohl es von der Regierung Napoleon's III. bereits einige wenig freundschaftlichen Stiche empfangen, ist jetzt die Freude und die Hoffnung der französischen Katholiken; es erlaubt ihnen, eine bessere Generation heranzuziehen, und sie sagen: dieß gelinge in hohem Grade. In diesem Augenblicke soll auch Napoleon III. damit umgehen, eine entsprechende Umbildung des Cultusministeriums vorzunehmen. Das Gesetz hat zwei Seiten: erstens gestattet es der Kirche, freie Anstalten zu errichten; zweitens decentralisirte es das Universitäts-Monopol, und brachte in die Räthe der Academien und Rektorate, welche früher ausschließlich den Universitätsrath gebildet und

wie eine Art Cultusministerium geherrscht hatten, neue Elemente, unter welchen auch der Episcopat seinen gebührenden Platz fand, in den Departements neben den Präfekten und Generalräthen. Es war dieß der einzig mögliche Weg, der Kirche doch zugleich die Vortheile der Staatsanstalten zu retten. Doch war namentlich das Univers damit höchst unzufrieden. Die Stellung der Universität sollte gänzlich vernichtet, das „Monopol" völlig abgeschafft werden, nicht bloß einen legitimen Concurrenten erhalten. „Alles oder Nichts" — war sein ewiger Vorwurf, als wenn dann die ganze Schule von selber der Kirche zugefallen wäre oder von dieser nur hätte versehen werden können, nachdem Frankreich jetzt um 16 Millionen Seelen mehr und fast 200,000 Personen geistlichen Standes weniger zählt als vor hundert Jahren. L' Univers machte zum Sturz des Gesetzes sogar gemeine Sache mit dem rothen Siècle gegen die „Moderirten"; es warf diesen damals schon falsche und träge „Allianz" statt ehrlichen Kampfes vor, zeichnete besonders den Grafen Montalembert als einen Abtrünnigen, rief die Bischöfe und Rom auf gegen das Gesetz. Der heilige Stuhl aber sprach sich dafür aus. Sofort suchte sich l' Univers ein verwandtes Feld, die Methode des Unterrichts, und stürzte kopfüber in den famosen Klassikerstreit. Obwohl auch hier von Rom verurtheilt, befestigte es doch täglich mehr die diktatorische Stellung unter dem Theile, der ihm zugefallen war von der zerrissenen „katholischen Partei".

Indeß kam der 2. December, und mit ihm neue Verbitterung, nämlich politische, zwischen das Univers, das „einzige katholische Blatt" wie es sich nannte, und die „Moderirten". „Der Wechsel der Institutionen im J. 1851", sagt Hr. von Falloux, „traf die Kirche in ihrer erhabenen Neutralität, und dabei hätte es bleiben sollen." Wenn die Mehrheit des Episcopats nicht in der Neutralität verharrte, so ist dieß eine Sache für sich. L'Univers aber sprang nicht aus der Neutralität, sondern aus der feindseligsten Ge-

häßigkeit in rücksichtslose Huldigung über; eben noch hatten Napoleon I. und der Napoleonismus seine Streiche empfangen, im Eifer war das Blatt endlich sogar legitimistisch geworden; mit dem 2. Dec. aber verwandelte es die Schmähung urplötzlich in jubelnde Lobhudelei. Und auch dieser Sprung geschah im Namen der Kirche von Frankreich. „Napoleon III.", sagt l'Univers den 28. Jan. 1854, „hat zwei Heere gegen die Elemente der Verwirrung, gegen die Revolutionäre und die Parlamentarischen: eine Armee von 400,000 Soldaten und eine andere Armee, die Napoleon I. nicht gehabt hat, und wie sie vielleicht nie ein Volk so blühend und so herrlich besaß, die Armee der Liebe, 40,000 Priester und 50,000 Religiosen stark."

Eine eigene anonyme Broschüre: „L'Univers jugé par lui même" (Paris. Dentu 1856), die in diesem Augenblicke Frankreich mit Aufsehen erfüllt, hat es unternommen, auf 200 Seiten Stellen des Univers aus den Jahren 1845 bis 1855 abzudrucken, welche ein treues Bild von den Meinungs-Wechseln, Umsattlungen und unglaublichen Widersprüchen geben, die das Blatt in den zehn Jahren immer unter denselben Männern sich hat beikommen lassen. Nicht nur die französischen Wirrnisse vor und nach dem Jahre 1848, sondern auch die glatten französischen Phrasen scheinen dazu zu gehören, damit über die obersten Grundsätze des politischen Daseyns also diametral Entgegengesetztes aus derselben Feder fließe. Auch die offenkundige Sucht der Redakteure des Univers, geistreiche Paradoxen zu sagen, vermag hier nicht mehr zu entschuldigen. Heute absolutistisch aus Grundsatz, hatten sie seit 1845 allmählig in eine Demagogie sich hineingearbeitet, die 1848 zum vollen Ausbruch kam. Gleich nach den Februar-Tagen ward gelehrt: die Demokratie entstamme dem Schooß des Evangeliums, mit aller Monarchie, welche die Könige selbst todtgeschlagen, sei es nun aus und Amen, die Zeit der Kronen und Dynastien vorbei, „der Sturz des alten euro-

päpstlichen Baues unwiderruflich vollendet", die Legitimität der Republik über allen Zweifel erhaben, eine That Gottes zu Gunsten des Evangeliums. Das Blatt begrüßt den Aufstand in Mailand mit lautem Jubel, predigt allen „unterdrückten Völkern" die Revolution, namentlich auch gegen Oesterreich; selbst die Schreckenstage des Juni ernüchtern es nicht; niedergeschlagen über die anrückende Reaction, weiß es sich nur mit der Hoffnung neuer Revolutionen zu trösten. Alles im Namen der Kirche! Denn „die Demokratie ist die leibliche Tochter der Kirche", „écoulement du Christianisme", Sieyès und gewisse Socialisten haben ihre Lehre von den Menschenrechten als Reminiscenz aus ihren theologischen Studien mitgenommen; Pius IX. selbst ist die Quelle der demokratischen Wiedergeburt; „die Demokratie hat von den Händen Pius' IX. die Taufe empfangen — cette héroine sauvage"; „Alles illiberale Princip (z. B. die Verweigerung der Preßfreiheit) hassen wir als antichristlich." Heute dagegen und seit 1852: die Feindschaft zwischen Kirche und Liberté ist unversöhnlich; der Liberalismus der „Moderirten" ist ein Vergehen gegen den Glauben, wie gegen die gesunde Politik; das parlamentarische System ist sinnlos und principlos, von Gregor XVI. schon in der Wiege verdammt; kurz — dieselben Männer, welche sich eines dem Programm von la Presse ganz ebenbürtigen, das der Débats weit überragenden Liberalismus rühmten, schreiben jetzt: „Je mehr man darüber nachdenkt, desto weniger kann man sich vorstellen, wie es möglich wäre, daß ein constitutioneller und parlamentarischer König ein Heiliger würde."

Früher war der nordamerikanische Social-Politismus Muster und Ideal des Univers. Freiheit für Alle, namentlich schrankenloseste Religionsfreiheit! Als die scheidende Juli-Regierung durch Graf Salvandy gegen die Professoren Quinet und Michelet wegen ihrer gotteslänguerischen und socialistischen Lehren einschritt: protestirte das Univers im Namen

der „Freiheit für Alle" auf's heftigste, und tadelte die Professoren wegen ihrer Nachgiebigkeit gegen den ministeriellen Uebergriff. Heute ist Bann und Polizei ihr zweites Wort; die bürgerliche Toleranz ein Ausfluß der Revolution; die Gewissensfreiheit „ein hundertmal von der Kirche verdammtes Princip, unverträglich mit der Existenz des Christenthums, dieses Princip zugestehen, heißt das Christenthum läugnen"; gegen das rothe Siècle hat Hr. Veuillot erst noch im vorigen Jahre die Polizei angerufen. Das Univers selbst dagegen (22. Dec. 1855) ist allerdings anders zu behandeln: „Wir verlangen die Freiheit für uns, denn wir sind Gottlob ein Journal, das beichtet; dieß ist der ganze Grund, weßhalb wir uns das Benefiz zu schreiben und zu reden herausnehmen und es Andern absprechen, welche nicht dieselben Garantien bieten."

„Trennung der Kirche vom Staat", ganz wie in Nordamerika, sonst keine Freiheit! Beschränkung des Staats auf Besorgung der materiellen Interessen allein! — diese Losung trieb das Univers bis zu den merkwürdigsten Consequenzen. Als der orleanistische Minister Martin du Nord 1845 ein Circular an die Bischöfe erließ, worin er von den geheiligten Dogmen der katholischen Kirche und von den in Unbußfertigkeit hinfahrenden Gottlosen sprach, da schrie ihm l'Univers zornig entgegen: „Herr Minister! es steht euch nicht zu, officiell unsere Kirche zu lieben, ihre Lehren zu vertheidigen oder für ihre Priester Partei zu nehmen". So damals; es war wirklich eine Art Wiederauferstehung Lamennais'scher Ideen. Jetzt: Kirche und Staat müssen so enge verbunden seyn wie Leib und Seele, sonst erfolgt der Tod; die Kirche kann gar nicht frei seyn außer unter Staatsschutz.

Zwischen solchen Widersprüchen ward das Blatt in den zehn Jahren hin- und hergeworfen. Es bleibt übrigens insofern immer consequent, als es stets auch die absurdesten Folgerungen aus seinem jeweiligen Princip entwickelte. In

der Liberté-Periode wäre es ihm wohl unmöglich gewesen, so principiell feindselig gegen die lateinischen und griechischen Klassiker aufzutreten, wie jetzt, wo das arme Latein der Heiden an allen Verirrungen des menschlichen Geistes und namentlich an der französischen Revolution schuld seyn mußte. Kaum hatte Rom hier den Paß abgeschnitten, so fiel die Katze nach der andern Seite hin auf die alten Füße, und das Univers schloß sich zu besonderer Kräftigung der Autorität der traditionalistischen Philosophie an, welche in Frankreich seit zwanzig Jahren erwachsen war und die legitime Competenz der Vernunft bestritt.

Auch hier ergriff Rom die Gegenpartei. Nichts destoweniger stellt sich das Blatt immer wieder als Opfer seiner Ergebenheit an den römischen Stuhl hin. Als im J. 1852 seine scandalöse Renitenz gegen den Erzbischof von Paris wirklich sogar in Rom zum Spruche kam, ward ihm scharf genug in's Gewissen geredet: nihil non moderatum, nihil non lene! Wie aber die Mahnung befolgt wurde, bezeugt die Thatsache, daß das Univers mehr und mehr zum besten Mitarbeiter des rothen Siècle sich qualificirte. Dieses revolutionäre Bourgeoisie-Blatt druckt regelmäßig die Kraft- und Saft-Artikel des Univers ab, und macht damit vor seinen 40,000 Lesern die katholische Sache selber lächerlich.

Eine besondere Taktik des Blattes ist noch zu erwähnen, welche schon im Streite für und wider die Einführung der römischen Liturgie die Sachlage verschob, und zwar namentlich für die Außenstehenden mit vollem Erfolg. Wie sich l' Univers überhaupt als bestellten Ueberwacher des französischen Episcopats gerirt, oft in sehr ungeziemender Weise, und seine Sache regelmäßig mit dem heiligen Stuhle identificirt: so müssen auch alle Anfechtungen gegen ihn als Erhebungen des alten Gallikanismus gegen die katholische Einheit, oder gegen den ächten „Ultramontanismus" erscheinen. Selbst die

Bischöfe werden so in Ultramontane und Gallikaner einge= theilt, und letztere dann als eitel Protestanten, Arianer und Voltairianer hingestellt. Sogar im Klassikerstreit ward dieser Kunstgriff angewendet, mehr noch in der Differenz mit dem Erzbischof von Paris und in der Liturgie=Frage, in welcher die Bischöfe erst neuestens den Wünschen Roms auf das loyalste entgegengekommen sind; sicher wird in Folge des ge= waltigen Sturmes, den l' Univers jetzt gegen sich heraufbe= schworen hat, das Geschrei über die Wiedererhebung des Galli= kanismus von Neuem ergehen und namentlich das Ausland zu täuschen suchen. Selbstverständlich werden unsere protestan= tischen Zeitschriften auch dießmal wieder begierig nach den ver= meintlichen gallikanischen Ostergesängen hin horchen. In Wahr= heit dürfte es aber in ganz Frankreich kaum mehr vier sol= cher Sänger, wahrer alten Gallikaner geben, und auch ihnen ist die Stimme verfallen. Herr von Falloux bemerkt sehr rich= tig: erst müßte man, um für den Gallikanismus wieder Boden zu gewinnen, die alte französische Kirche mit ihren weltlichen Gütern, Rechten, Herrlichkeiten und allen den bunten Staats= Verbindungen wiederherstellen — oder etwa das Univers zum officiellen regulator fidei in Frankreich machen.

Trotz Allem wird in den genannten Zeitschriften Frank= reich jetzt wieder erzittern von den Schlägen auf den „Ultra= montanismus", geführt vom „Gallikanismus", zum frohen Ge= deihen des französischen Protestantismus. Was ist nicht Alles möglich, wenn man dem Publikum Dinge aufzutischen wagt wie z. B. die Redaktion der Augsburger Allgemeinen Zei= tung, welche unter Anderm constant beliebt, das liberale Journal des Débats als „protestantisch", das blutrothe Siècle dagegen als „katholisch" (gallikanisch natürlich) zu benennen? Warum sollen denn die Männer der Débats, ein Sacy, ein Salvandy ꝛc. weniger katholisch seyn als die ungläubigen Lästerer des Siècle? Katholisch getauft sind sie alle, förmlich

apostasirt hat keiner, ist es also vielleicht nur das juste milieu voltairianischen Anflugs, was gerade das Epitheton „protestantisch“ begründet?

Inzwischen handelt es sich bis jetzt nur um das Privat-Belieben einer einfachen Zeitung und um die persönlichen Sympathien und Antipathien, welche sie für und gegen sich hat, soviel Skandal die Entrüstung gegen sie sofort auch nach sich ziehen wird. Bereits haben ihre drei beharrlichsten Vertheidiger im Episcopat sich öffentlich zu ihrem Schutze erklärt: der Bischof von Arras, der Bischof von Montauban und der Cardinal-Erzbischof von Rheims. Ersterer setzt die gegenwärtige Anfechtung des Univers geradezu in Parallele mit den diabolischen Intriguen, durch welche einst die Katholiken hintergangen wurden, um den Jesuiten-Orden an's Messer liefern zu lassen. Ob man den Feinden des Glaubens auch jetzt wieder diese Freude machen und ein Journal unterdrücken wolle, das mit dem erhabensten Muth und Geschick die katholische Sache vertrete, allein unter allen auf dem ganzen Erdenrunde verbreitet, durchaus unersetzlich und unentbehrlich sei, vor dessen tausendfachen Verdiensten die kleineren Mißgriffe verschwinden und durch die tägliche Ueberladung und Uebereilung des Publicisten entschuldigt seyn müßten? L'Univers hat auch wirklich zahlreiche und warme Anhänger unter dem Klerus, namentlich unter den jüngern Priestern; Andere heben seine Schlagfertigkeit und Unumgänglichkeit hervor; man läßt ja mitunter auch die Bischöfe selbst die Schärfe seines Stachels fühlen, und überhaupt — sa lecture est un spectacle. Den Vertheidigern gegenüber erachtet die Mehrheit des hohen Klerus das Treiben des Blattes für die größte Calamität der französischen Kirche; und in der That dürfte es endlich nöthig seyn, daß von der erhabenen Stelle aus, wo l'Univers allein noch seinen Meister anerkennt, Hrn. Veuillot eine deutlich katholische Predigt zu Theil werde: Demuth und Buße in Sack und Asche!

Dann mag man aber auch die unverkennbare Hitze auf der andern Seite mäßigen, mag insbesondere die alte „katholische Partei" bedenken, daß es in der liberalen Opposition aus christlicher Klugheit manches Kameel zu verschlucken gibt, die Univers-Mücken daher wohl auch noch hinunterzubringen seyn werden. Zum Beispiel behauptet jetzt l'Univers, im J. 1848 so wenig entschieden demokratisch gewesen zu seyn, daß Lacordaire, Ozanam und Andere vielmehr ein eigenes demokratisch-katholisches Journal ihm entgegengestellt hätten. Jedenfalls sollte der katholische Publicist wenigstens seinen Ueberzeugungen treu bleiben; im Uebrigen aber hat der absolute Demokratismus schwerlich mehr Berechtigung, als der bonapartistische Absolutismus.

Aus der Praxis hingebender Liebe, aus den Werken der christlichen Charitas ist der unläugbare kirchliche Aufschwung in der Armee und im Volke Frankreichs entsprungen, nicht aus Parlamentarismus und nicht aus Journalismus. Ist es Wahrheit mit dem Katholicismus, dessen auch diese beiden sich rühmen, so haben sie vor Allem ihren Haß zu unterwerfen. Die politischen Umstände stellen dieselbe Forderung mit lauter Stimme. Es herrscht eine instinktive Furcht vor dem J. 1857. Es ist merkwürdig — so schreibt uns eben ein Mann, der in Frankreich wie in Italien zu Hause ist — wie allgemein das Jahr 1857 als ein unseliges sowohl von alten Weissagungen angesagt, als von Beobachtern der Wirklichkeit betrachtet wird. Jedenfalls droht eine Zukunft, welche die Katholiken aller Orten zu anderer Rüstung auffordert, als zu gehässigem Gezänk!

XXIII.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

Nordamerika.

2. Die Trennung der Kirche vom Leben; das Freiwilligkeits-System und die Verzerrung des nordamerikanischen Social-Politismus; ihre Symptome im Einzelnen; die Umkehr der christlichen Moral; die wirkliche verkehrte Welt; das absolute Recht der Persönlichkeit und seine verzehrende Intoleranz; Indianer und Negersklaven; Weiber-Emancipation und freie Liebe; Infidels und Bibelstürmer; Judaismus und Philosophismus; die amerikanische Religion der Zukunft; mormonische Congruenz.

Also die katholische Kirche allein hat sich in Nordamerika die Wirksamkeit auf das reale Leben, auf den Social-Politismus nicht entreißen lassen. Und was strebt sie an mit dieser Wirksamkeit? Die Gegner sagen: den Ruin der freien Institutionen, die Monarchie! Mit andern Worten: man dichtet ihr den Unsinn an, den Ast absägen zu wollen, auf dem sie sitzt. Man fühlt, daß das gegenwärtige Verhältniß des amerikanischen Social-Politismus zur kirchlichen Realität nicht das katholische ist: ihre vollständige Zerreißung und Verweisung des Einen Moments allein auf die irdischen, des andern allein auf die überirdischen Dinge — und weil man

weiß, daß die reale Kirche unter allen Umständen nach dem richtigen Verhältniß streben muß, so unterschiebt man ihr solche odiosen Formen. Als ob die Form irgendwie in ihrem Willen und Interesse läge! Als ob nicht die Monarchie eine josephinische so gut seyn könnte, wie die Republik eine schweizerische! Aber während die Formen den Umständen gehören, kann die Kirche allerdings niemals umhin, zu streben, das Wesen dieser Umständen zu entreißen. Von ihr und ihrer Stellung in der Welt, im eminentesten Verstande, gilt das Wort: was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen. Eben dieß hat der Protestantismus im Ganzen und Großen gethan; in die gottmenschliche Ehe, die Christus in der Kirche mit der Welt und ihrer Menschheit eingegangen, hat er den heute mehr als je klaffenden Riß gemacht. Dieses himmelschreiende Divortium hat auf dem noch unangebrochenen Boden Nordamerika's nur seinen Höhepunkt erreicht; es gab hier auch keine alte, halbverklungene Tradition, welche das zerrissene Band noch durch einzelne Fäden aneinander hätte halten können. Sucht der Katholicismus auch hier das rechte Verhältniß von Kirche und Social-Politismus herzustellen, so thut er nur dasselbe, was die Innere Mission in Deutschland als ihre Lebensaufgabe, aber freilich vergebens, betreibt.

Faktisch, wenn auch nicht durch ausdrückliche Grundsätze, ist nämlich der Protestantismus mit seinen Kirchenthümern da und dort in Deutschland in der Losreißung vom wirklichen Leben nicht weniger weit gekommen, als in Nordamerika, und man fürchtet nicht ohne Grund, daß die „Sonntagsschule", zu der seine Kirchen herabgesunken sind, früher oder später auch noch als unnützer Ballast über Bord geworfen werden könnte. Ein scharfer Beobachter besprach jüngst die radikale Aenderung im Verhältniß der Kirche und ihrer geistlichen Repräsentanten in Würtemberg zum social-politischen Leben. Er bemerkte zum Vorhinein, daß er hiebei die katholische Kirche ganz bei Seite lassen müsse, denn zwischen

ihr und dem Social-Politismus verhalte es sich ganz anders, seien schon die principiellen Gesichtspunkte ganz verschiedene. Bezüglich der protestantischen Kirche dagegen behauptet und beweist er: nachdem die staatliche Schreiberei alle, auch die kleinsten und subtilsten Beziehungen des Lebens ausschließlich an sich gerissen, sei es eine historische Wahrheit, „daß die Geistlichkeit im modernen bureaukratischen Staat keine rechte Stelle mehr finden kann, daß die schwarzen Röcke vor der modernen Bureaukratie dahinschwinden müssen, wie die Rothhäute vor den Yankee's." David Strauß hatte einst prophezeit: „die Pfarrer würden aus ihrem Erbe vertrieben werden." Dieses Wort habe sich bereits erfüllt: nur nicht durch die Schulmeister, wie Strauß gemeint, sondern durch die Schreiber:

„Ließen früher weltliche Beamte ihre Söhne, wenn sie es ihnen gut machen wollten, Pfarrer werden, so sehen jetzt die Pfarrer sich veranlaßt, die ihrigen dem Schreiberfach zu widmen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß man gegenwärtig in zehn Pfarrersfamilien kommen kann, und wenn man fragt, zu was sie ihre männlichen Sprößlinge bestimmt haben, die übereinstimmende Antwort erhält: nur zu Dem nicht, was ihr Vater ist; während es sich früher fast von selbst verstand, daß der Erstgeborne eines Pfarrers in die Fußtapfen seines Vaters treten, und die Noblesse der geistlichen Robe in der Familie erhalten mußte" *).

In Europa bedurfte es der angestrengtesten Mühewaltung der omnipotenten Bureaukratie, oder der Schreiber, um allmählig und hehlings die kirchlichen Wurzeln abzugraben, die noch von alt katholischen Zeiten her in den social-politischen Boden eingeschlagen waren. Auf der unangepflanzten Erde Nordamerika's hingegen ergriff die omnipotente Demokratie gleich unmittelbar Besitz. Diesen wollte oder konnte

*) „Bureaukratie und Geistlichkeit", Deutsche Vierteljahrsschrift 1856 S. 196 ff.

weiß, daß die reale Kirche unter allen Umständen nach dem richtigen Verhältniß streben muß, so unterschiebt man ihr solche odiosen Formen. Als ob die Form irgendwie in ihrem Willen und Interesse läge! Als ob nicht die Monarchie eine josephinische so gut seyn könnte, wie die Republik eine schweizerische! Aber während die Formen den Umständen gehören, kann die Kirche allerdings niemals umhin, zu streben, das Wesen diesen Umständen zu entreißen. Von ihr und ihrer Stellung in der Welt, im eminentesten Verstande, gilt das Wort: was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen. Eben dieß hat der Protestantismus im Ganzen und Großen gethan; in die gottmenschliche Ehe, die Christus in der Kirche mit der Welt und ihrer Menschheit eingegangen, hat er den heute mehr als je klaffenden Riß gemacht. Dieses himmelschreiende Divortium hat auf dem noch unangebrochenen Boden Nordamerika's nur seinen Höhepunkt erreicht; es gab hier auch keine alte, halbverklungene Tradition, welche das zerrissene Band noch durch einzelne Fäden aneinander hätte halten können. Sucht der Katholicismus auch hier das rechte Verhältniß von Kirche und Social-Politismus herzustellen, so thut er nur dasselbe, was die Innere Mission in Deutschland als ihre Lebensaufgabe, aber freilich vergebens, betreibt.

Faktisch, wenn auch nicht durch ausdrückliche Grundsätze, ist nämlich der Protestantismus mit seinen Kirchenthümern da und dort in Deutschland in der Losreißung vom wirklichen Leben nicht weniger weit gekommen, als in Nordamerika, und man fürchtet nicht ohne Grund, daß die „Sonntagsschule“, zu der seine Kirchen herabgesunken sind, früher oder später auch noch als unnützer Ballast über Bord geworfen werden könnte. Ein scharfer Beobachter besprach jüngst die radikale Aenderung im Verhältniß der Kirche und ihrer geistlichen Repräsentanten in Würtemberg zum social-politischen Leben. Er bemerkte zum Vorhinein, daß er hiebei die katholische Kirche ganz bei Seite lassen müsse, denn zwischen

ihr und dem Social-Politismus verhalte es sich ganz anders, seien schon die principiellen Gesichtspunkte ganz verschiedene. Bezüglich der protestantischen Kirche dagegen behauptet und beweist er: nachdem die staatliche Schreiberei alle, auch die kleinsten und subtilsten Beziehungen des Lebens ausschließlich an sich gerissen, sei es eine historische Wahrheit, „daß die Geistlichkeit im modernen bureaukratischen Staat keine rechte Stelle mehr finden kann, daß die schwarzen Röcke vor der modernen Bureaukratie dahinschwinden müssen, wie die Rothhäute vor den Yankee's." David Strauß hatte einst prophezeit: „die Pfarrer würden aus ihrem Erbe vertrieben werden." Dieses Wort habe sich bereits erfüllt: nur nicht durch die Schulmeister, wie Strauß gemeint, sondern durch die Schreiber:

„Ließen früher weltliche Beamte ihre Söhne, wenn sie es ihnen gut machen wollten, Pfarrer werden, so sehen jetzt die Pfarrer sich veranlaßt, die ihrigen dem Schreiberfach zu widmen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß man gegenwärtig in zehn Pfarrersfamilien kommen kann, und wenn man fragt, zu was sie ihre männlichen Sprößlinge bestimmt haben, die übereinstimmende Antwort erhält: nur zu Dem nicht, was ihr Vater ist; während es sich früher fast von selbst verstand, daß der Erstgeborne eines Pfarrers in die Fußtapfen seines Vaters treten, und die Noblesse der geistlichen Robe in der Familie erhalten mußte" *).

In Europa bedurfte es der angestrengtesten Mühewaltung der omnipotenten Bureaukratie, oder der Schreiber, um allmählig und hehlings die kirchlichen Wurzeln abzugraben, die noch von alt katholischen Zeiten her in den social-politischen Boden eingeschlagen waren. Auf der unangepflanzten Erde Nordamerika's hingegen ergriff die omnipotente Demokratie gleich unmittelbar Besitz. Diesen wollte oder konnte

*) „Bureaukratie und Geistlichkeit", Deutsche Vierteljahrsschrift 1856 S. 196 ff.

das protestantische Kirchenthum weder hier noch dort streitig machen und reclamiren. So entstand der „bis schier zur socialen Nullität herabgekommene Klerus", auf den einer unserer geistreichsten Denker schon vor zwei Decennien hingedeutet hatte, als auf eines der bedenklichsten Zeichen der Zeit. Er meinte: dem müsse gewehrt werden durch die Restitution „des primitiven Amts der Diakonie" an den Klerus; und er hat recht, insoferne man „Diakonie" im weitesten Sinne nimmt. Eine solche Restitution ist eben wieder der Grundgedanke der Innern Mission. Aber „Diakonie" in diesem Sinne ist ein ungemein und bis zur Unerfaßbarkeit complicirtes System von kirchlichen Polypenarmen, die auf allen Punkten des Social-Politismus sich eingraben — ein Geschäft, das sich nie und nimmer über Nacht, oder innerhalb eines Jahrhunderts vollzieht, wozu vielmehr ebenso sehr Ursprünglichkeit und Uranfänglichkeit als einheitlich eigener Wille der Kirche gehört. Das Princip des Systems hat derselbe Denker positiv wie negativ sehr gut ausgesprochen:

„Der Begriff des Geistlichen als eines bloßen Seelsorgers, womit derselbe gleichsam aus dem socialen Leben ad separatum (dans l'autre monde) verwiesen wird, ist kein ursprünglich christlicher." „Nicht das abstrakte Voneinanderhalten des Zeitlichen vom Ewigen, sondern ihre Ausgleichung ist der Sinn der Religion des Verbum carofactum" *).

Somit dürfte einleuchten, was die Kirche in Nordamerika wollen muß. Unvergleichlich Größeres und Principielleres als eine Aenderung der an sich gleichgültigen Regierungs-Form: die Versöhnung jenes entsetzlichen Divortiums zwischen Kirche und Social-Politismus, die Herstellung ihrer gottmenschlichen Ehe mit eingeworfenem Gut. Das Divortium zeigt sich in folgenden Sätzen des Freiwilligkeits-Systems: der Staat hat mit der Kirche und für die Kirche gar

*) Franz Baader's Societätsphilosophie. S. 48.

nichts zu schaffen; der Staat anerkennt dafür auch keine bestimmt formulirte religiöse Wahrheit; er erzieht z. B. das Volk in Schulen, aber das concrete Christenthum hat sich davon fern zu halten; es gibt vor dem Staat eigentlich weder Kirche, noch Confession, noch Dissenters, sondern Alles ist ihm gleichmäßig Sekte, gleichberechtigte und gleichgültige Façon für ein Ding, um das sich der Social-Politismus nichts zu kümmern hat. Wir schreiben die innere Geschichte des nordamerikanischen Protestantismus, indem wir die Früchte dieser Praxis nach den verschiedenen Seiten der Wirklichkeit untersuchen. Wir werden in ihnen eine durchgehende Verzerrung des Lebens in allen seinen Beziehungen entdecken.

Es ist richtig, auch unser Social-Politismus trägt schon die deutlichen Spuren der Annäherung an dieselbe Verzerrung, und zwar in dem Maße, als irgendwo die Kirche mehr oder weniger vom Leben sich zurückgezogen hat. Aber diese Verstaltung rückt doch seit Jahrhunderten und auch in neuester Zeit verhältnißmäßig nur langsam vor; auch vermochten ja gerade unsere Tage noch selbst auf protestantischem Boden den Versuch einer mächtigen Reaktion. In Nordamerika dagegen haben die religiösen Einflüsse von der englischen Heimath her, eben um ihrer verkehrten Natur und Wirkung willen, nicht lange vorgehalten, und schon zeigt sich das Leben dort von dieser Sonntagskirche gänzlich emancipirt. In der alten Welt hat die Kirche durch Jahrhunderte sich ein christliches Volksleben erzogen, dessen Fundamente und wenigstens die Umfangsmauern heute noch stehen; es ist kein Neubau möglich, der sie nicht mit in den Plan zöge; und selbst da, wo das Mysterium tremendum nicht mehr unter den unverwüstlichen Gewölben lebt, verbreiten doch die kalten Stein-Wälder der Ruinenwüste immer noch eine eigenthümliche Temperatur und Atmosphäre, in die wir Alle hineingeboren werden, und von Kindheit an hineinwachsen. Diese Luft, die wir einathmen, ohne sie gemacht zu haben, diese Tempe-

ratur, der wir uns unwillkürlich angewöhnen, conservirt uns bis jetzt noch, daß wir nicht völlig in's roh Materielle versinken, und der Geist gänzlich von dem Erdhaften in uns erstickt werde. Auch wo wir der realen Kirche, selbst der positiven Religion längst abgestorben sind, durchdringt uns doch immer noch ein unwillkürlicher Zug nach geistigen Vorzügen, in Wissenschaft und Kunst, wir leben immer noch den Begriffen der ritterlichen Ehre, der keuschen Sitte, des ästhetischen Anstandes; kurz, wir schweben und weben noch in den Banden einer uralten Tradition, von welchen vollständig loszukommen es selbst für den Einzelnen Mühe hat, geschweige denn für die Gesammtheit. Von einer solchen Tradition ist nichts in Nordamerika zu finden. Die Bibliokratie der englischen Pilgrimväter hat allerdings versucht, gleichfalls eine solche social-politische Tradition herzustellen; aber ihr Inhalt fiel, der Qualität ihres schaffenden Geistes entsprechend, dergestalt aus, daß die zweite und dritte Generation über ihn wie über lichterlohe Verrücktheit erröthete. Was Wunder, wenn sie eilten, die Bibel auf das Bücherbrett über der Thüre zu stellen, und sechs Tage in der Woche ausschließlich nur ihren natürlichen Trieben nachzugehen? mit andern Worten: ihr Kirchenthum zur bloßen Sonntagskirche zu degradiren, die hienieden keine Competenz hat, und striktissime auf das Jenseits consignirt ist? Damit ging aber auch aller Vortheil der altchristlichen Tradition, durch die in unserm Social-Politismus der Geist noch vor dem Hungertode bewahrt wird, für das anwachsende Amerikanerthum verloren. So wurde der gröbste, geistloseste Materialismus alleiniger Herr und Meister; er und nicht etwa die demokratisch-republikanische Staatsform ist es, was die Signatur des vielgenannten Yankeethums bildet. Nicht nur die Eingebornen, denen es durch glückliche Gaben der Natur und der Umstände gegeben war, über die allgemeine Brutalisirung ihres Social-Politismus sich zu erheben, anerkennen diese welthistorische That-

Sache. Seit 1848 ist ihre Bekanntschaft auch manchen politischen Flüchtlingen zu Theil geworden, welche in der alten Welt zu den radikalsten Umsturzleuten zählten, und im Falle ihres Sieges von dem ganzen religiös-kirchlichen, socialen und politischen Gesellschaftsbau keinen Stein auf dem andern zu lassen gedachten. Ueber dem Meere aber, wo nun wirklich ein neuer Social-Politismus nach ihren eigenen Principien herangewachsen ist, finden sie von seinem breiten Stempel, d. i. der unumschränkten Herrschaft des goldenen Kalbes, sich dergestalt angeekelt, daß sie alle, selbst ein Wislicenus, ein Struve, ein Heinzen nicht ausgenommen, laut aufheulen vor Heimweh nach dem Klima der alten Tradition. Ja, nach der alten Tradition! Wenn sie von ihr auch noch so viel verwerfen, so gehört doch noch Alles, wonach sie sehnsüchtig verlangen, der social-politischen Tradition der alten Kirche an.

Man sage nicht: der Protestantismus sei unschuldig an dieser traurigen Wendung des nordamerikanischen Social-Politismus; dessen brutal materialistische Signatur sei die nothwendige Folge der jungen Cultur, welche eben noch der widerhaarigen Natur im Urwald habe abgerungen werden müssen; der Colonist habe dabei weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, an Höheres, Edleres, Geistiges zu denken, und der nachfolgende Welthandelsmann ebensowenig. Solche Einreden haben einen Schein, aber sie sind nicht wahr, wie die Verhältnisse von Canada heute noch als lebendiges Beispiel beweisen. Auch die katholisch-französischen Untercanadier haben ihre ebenso freundlichen als reichen Colonien der spröden Jungfrau Natur abgerungen, aber sie brauchten darum nicht aus der alten Tradition zu fallen, und verthierten daher nicht. Dagegen tragen ihre nächsten Nachbarn, die englisch-protestantischen Obercanadier ganz den Stempel des goldenen Kalbes. Unbefangene Reisende sind höchst betroffen über den stupenden Unterschied der beiderseitigen social-politischen Resultate in Untercanada und Obercanada. Dort würdige Ruhe

und Stabilität, Festhalten am Herkömmlichen, die liebenswürdig bescheidenen Wünsche lediglich auf das Erhalten des Vätererbtheils gerichtet, des Holzhäuschens mit der Veranda und den Heiligenbildern, des umzäunten Feldes, das der Priester gesegnet hat, der alten Sitte, des alten Glaubens. Hier das athemlose Vorwärtsbewegen der Nordamerikaner überhaupt, eine fieberhafte Aenderungslust, ein unersättlicher Drang für lockenden Gewinn alles zu wagen, der dem Heere der politischen, socialen und religiösen Neuerer das unbeschränkteste Feld läßt, zu predigen und zu experimentiren, soviel sie wollen *). Kurz, nirgends ein fester Halt im Ausgang, nirgends eine Grenze des Genügens!

Geistige Leere und nichts als Materie, um sie zu erfüllen — dieß ist also der Grundzug des Yankeethums. Als der Dichter Lenau den transatlantischen Social-Politismus betrachtete, grinste ihn „Bodenlosigkeit" und eine „fürchterliche innere Hohlheit" als eigentlicher Charakter des Amerikanerthums aus allen Personen und Dingen an, von den großen Verkehrs-Instituten herab bis zu den Stimmen concertirender Damen. „Auch blicken diese Damen nicht, sie schauen nur, es klaffen nur zwei Kellerfenster." Höchst bezeichnend! Und was die Hauptsache ist, die protestantischen Kirchenthümer wußten nichts vorzukehren weder gegen diese Entleerung, noch jetzt zur neuen Füllung der Geister. Nur die katholische Kirche erzieht, wie sie in Untercanada gethan; der Protestantismus richtet sich stets nach der von ihm unabhängigen Zeit und den schon gegebenen Umständen: das zeigt sich eben in Nordamerika. Darum ist hier auch der Methodismus die beliebteste Religion, ich möchte sagen die specifisch-amerikanische. „Die Sorge für das Irdische", sagt ein deutscher Beobachter, „nimmt auf diesem jugendlichen Boden den

*) M. Wagner in der Allgemeinen Zeitung vom 24. Febr. und 3. April 1853.

Mann so ganz in Anspruch, daß er kaum Zeit findet, an das Jenseits viel zu denken; auch die atheistischen Apostel, größtentheils Deutsche, machen daher kein Glück und noch weniger Interesse erregen ihre Gemeinden"*). Indem so der größere Theil, wie der Census nachweist, gar keiner eigentlichen Kirche angehört, ist es dem Amerikaner doch dann und wann gelegen, auch seine Aktien für den Himmel zu versuchen. Nur daß es dabei schnell gehen muß, mit augenblicklichem, sichtbarem und handgreiflichem Erfolg; lange aufhalten kann man sich nicht dabei, am allerwenigsten eine eigentliche continuirliche Erziehung und Disciplinirung einer Kirche sich gefallen lassen. Dagegen leisten die Strohfeuer und Sturzbäder der methodistischen Erweckungs-Produktionen (Revivals) treffliche Dienste. Der Methodismus ist, wie der Name besagt, eine Methode und zwar die Methode, den Candidaten in einem Nu seiner Sündhaftigkeit bewußt und sofort im Handumwenden seiner Begnadigung, Rechtfertigung und Seligkeit sichtlich und greiflich gewiß zu machen. Wir werden später den Verlauf dieser hochbeliebten Roßkur näher betrachten, denn sie ist für das religiöse Leben Nordamerika's höchst bezeichnend. Nichts — sagt ein Deutscher, der den Dingen selber zugesehen — bezeuge deutlicher die Eile und das Ungestüm, womit der Amerikaner auch bezüglich der Besorgung seines Seelenheils zu Werke gehe, als diese Revivals „mit ihrer Zuthat von Convulsionen und Raserei", und die Predigt der wandernden Methodisten-Prädikanten, „die ihren Zuhörern die Qualen der Hölle in einer Weise schildern, daß Viele davon Anfälle von Epilepsie bekommen"**). Solche „Anfälle" gelten dann als die sichtbaren Bezeugungen des heiligen Geistes, und die Operation ist fertig. Das ganze Wesen hat den Vortheil, daß es auch den befangensten Be-

*) Allg. Zeitung vom 3. April 1853.

**) Bran's Minerva 1853. II, 276.

obachtern von Außen eine bestimmte Ahnung beibringt von der Pädagogik einer wirklichen Kirche im Unterschiede von solcher Seligkeits-Fabrik-Industrie. Zum Beispiel:

„In den Vereinigten Staaten ist die Religion nichts als Humbug oder Döpkenspielerei. Nachdem der Amerikaner sechs Tage hindurch seinen Nächsten betrogen hat, betrügt er am siebenten den lieben Herr Gott. Wo das Gebiet des Glaubens anfängt, respectire ich jede Religion; aber bei der in Amerika am meisten verbreiteten Religion der Methodisten fängt nicht der Glaube, sondern der Wahnsinn mit Heuchelei und Unzucht an. Die katholische Religion, dieser erhabene gothische Dom, welcher unter den zauberischen Schwingungen der Musik und des Gesanges durch seine gemalten Glasscheiben ein magisches Licht auf die herrlichsten Schöpfungen der Plastik und Malerei fallen läßt, deren ganzer Ritus so stark das Gemüth des Menschen einnimmt, vermag gewöhnlich auch jenseits des Oceans ihre Anhänger zu fesseln. Die Protestanten dagegen, welche sich hier nicht von aller Religion emancipiren, gehen gewöhnlich zum Methodismus über, weil diese Kirche ihnen, da sie am verbreitetsten ist, und besonders viele reichen Amerikaner zu ihr gehören, die meisten pecuniären Vortheile bietet. Ich habe einen verdorbenen Tischler, der es bequemer fand, die Kanzel mit seinen Fäusten zu schlagen, als den Hobel zu regieren, stundenlang den größten Unsinn mit monotonem Pathos plappern hören, bis der heilige Geist wie ein deus ex machina durch's Fenster hereinkam, und in den Leib einer Methodistin fuhr; hatte sich diese eine Zeitlang auf der Erde gekrümmt und wahnsinnig geberdet, dann wurde der „„Gottes-Dienst"" nach einem kurzen Gebet geschlossen" *).

*) So urtheilt der als gebesserter Demokrat aus Nordamerika zurückgekommene F. Otto, Advokat in Schwerin, in seiner Schrift: „Dießseits und Jenseits des Oceans" (S. 75). Als das Halle'sche „Volksblatt" im December 1853 das Büchlein zur Besprechung brachte, bemerkte es: auf Herrn Otto's Ansichten über die religiösen Zustände in Nordamerika nicht näher eingehen zu „dürfen", weil dieselben ganz zu Gunsten des Katholicismus lauteten.

Man pflegt als einen Beweis der nordamerikanischen Christlichkeit die strenge Feier des Sonntags anzuführen. Allein eben diese Sonntagsfeier ist nicht so fast eine religiöse Obedienz als vielmehr ein nothgedrungenes sociales Institut, das deßhalb auch durch die strengsten Strafgesetze aufrecht erhalten wird. Wenn das Gesetz nicht den Nordamerikaner zwänge, wenigstens an jedem siebenten Tage der athemlosen Jagd nach Dollars einen Augenblick Einhalt zu thun, so müßte er sich unfehlbar im leibhaften Sinne des Wortes den Kopf einrennen. Man sagt insoferne nicht mit Unrecht, daß das ganze Schicksal des nordamerikanischen Social-Politismus von dieser Sabbathfeier abhänge. Eben von ihrem gesetzlich prohibitiven Charakter stammt auch ihr finsterer und starrer altjüdischer Ernst. Die christliche Idee hat dem Tag der Ruhe auch das Moment der Freude in und mit der erlösten Welt hinzugefügt. Das amerikanische Gesetz weiß nichts von einer Versöhnung des Himmels mit der Erde; es kann für diesen Tag nur die Welt überhaupt verbieten. Nur eine Kirche, die jeden Tag durch ihre Opfer dem Herrn heiligt, kann den eigentlichen Tag des Herrn auch zur Erholung menschlicher Natur in positiver Weise überlassen. Alle protestantische Sabbathfeier dagegen muß ihn scharf abschneiden, wie auch in der That geschieht. Zudem hat die Sonntags-Gesetzgebung der Union nicht einmal ein christliches Motiv. Beweis: die Thatsache, daß der specifisch christliche Kalender in der Union abgeschafft ist. Es gibt dort absolut keine Festtage außer dem siebenten Tag der Woche und dem Unabhängigkeits-Fest am 4. Juli; alle hohen Kirchenfeste, selbst Weihnachten, sind auf den Sonntag verlegt; die Pedanterie dieser Sabbathfeier ist die einzige regelmäßige Abwechslung im dortigen Leben.

Bekanntlich rüttelt auch bei uns der entchristlichte Industrialismus am christlichen Kalender. Es ist hier nicht der Ort, eine Abhandlung über den Einfluß dieses Kalenders

auf die ganze social-politische Gestaltung zu schreiben; aber soviel ist richtig, das alleinige Verbleiben der regelmäßig wiederkehrenden Feier des siebenten Tages hat unendlich viel zu der monotonen Uniform und Langweiligkeit beigetragen, die wie ein erstickender Nebel auf dem ganzen nordamerikanischen Social-Politismus liegt. Nicht nur der gemeine Mann läuft wie die Uhr sechs Tage lang und steht an jedem siebenten still; dieselbe eintönige Uniform hat auch die Gebildeteren angesteckt. „Auch unter Männern desselben Berufs", sagt Hr. Löher, „zeigt sich viel mehr Gleichmäßiges in Rede und Ausdrucksweise, als in der alten Welt; kennt man Einen amerikanischen Prediger, so hat man den Schlüssel zum Thun und Wesen seiner meisten Amtsbrüder, die katholische Geistlichkeit ausgenommen; denn diese, so behaupten die amerikanischen Prediger, verstehe man erst, wenn man gründlich das Wesen der katholischen Kirche studire, und auch dann kenne sie noch keiner ganz" *).

Die einzelnen Faktoren dieser monotonen Uniformität sind indeß selbst wieder Kinder der protestantischen Grundanschauung, welche überall scharf abschneidet, die wahre Religion des Entweder-Oder, der Extreme ist. Ihr fehlt durchaus die Freiheit der Manigfaltigkeit, die Schönheit der Vermittlung. Wie im nordamerikanischen Sabbath-Gesetz ihre social-politische Wirkung vorliegt, so zeigte sich dieselbe in neuester Zeit noch besonders graß in den sogenannten Maine-Liquor-Gesetzen, welche in einer Reihe von Staaten den Gebrauch aller Spirituosen bei strenger Strafe ganz und gar verpönten. Das Motiv war gegründet: die Union werde sonst unfehlbar am Vollsaufen zu Grunde gehen. Aber wo sonst in der Welt hätte die bestehende Gewalt Solches wagen dürfen? In Nordamerika jedoch gilt nur das Entweder-Oder, nur das Nützlichkeits-Princip; man durfte hoffen, daß

*) Löher's Reiseskizzen II, 81.

die Tyrannei der Mode dem Gesetz zu Hülfe kommen werde; daß eine erzwungene Tugend keine Tugend, eine unfreiwillige gute Handlung werthlos ist, kommt hier nicht in Betracht. Dazu würde eine religiös-sittliche Pädagogik gehören, die der dortige Social-Politismus nicht kennt. Im vorliegenden Falle trat freilich nur die Wirkung hervor, daß jetzt im Geheimen das Dreifache von dem, wie sonst öffentlich, an Spirituosen consumirt wurde *).

Im Uebrigen ist nicht zu läugnen, daß das Nützlichkeits-Princip und die Macht der Mode auch in der Frömmigkeit Eigenthümliches leistet. Unter den gewöhnlichen Umständen wird auch der Atheist nicht versäumen, seine Sonntagskirche zu besuchen, und Hr. Baird selbst bezeugt **): daß in San Francisko, der neuen Stadt, z. B. auch die Inhaber von Spielhöllen, Bordellen und andere „gottlose Leute" reichlich zu den Kirchenzwecken beisteuerten.

Dieß sind einige Züge aus dem Leben der „Sonntags-Kirche". Sie ist innerlich so leer als die allgemeine amerikanische Bodenlosigkeit und innere Hohlheit selber. Womit also die letztere sich nährt, das ist allein die rastlose Jagd nach dem allmächtigen Dollar. Aus der ganzen Situation bildet sich eine Atmosphäre, in der freilich jede Spur von dem ersticken muß, was man die Poesie des Lebens nennt. Die nackte Trivialität (und nur sie) tritt so penetrant hervor, daß der Dichter Lenau dereinst meinte, es müsse um die ganze Natur so gethan seyn in diesem Lande, „wo die Blumen nicht riechen und die Vögel nicht singen". Seine Schilderung ist grob, aber bezeichnend, namentlich wenn man sie der oben angezeigten Skizze von Untercanada entgegenhält:

„Bruder! diese Amerikaner sind himmelan stinkende Krämersee-

*) Allg. Zeitung vom 7. Febr. 1856 aus Newyork.

**) A. a. O. S. 62.

len; todt für alles geistige Leben, maustodt. Die Nachtigall hat recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt. Eine Niagarastimme gehört dazu, um diesen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geschlagen werden. Man darf diese Kerle nur im Wirthshause sehen, um sie auf immer zu hassen. Eine lange Tafel, auf beiden Seiten fünfzig Stühle; Speisen, meist Fleisch, bedecken den ganzen Tisch; da erschallt die Freßglocke und hundert Amerikaner stürzen herein, keiner sieht den andern an, keiner spricht ein Wort, jeder stürzt auf eine Schüssel, frißt hastig hinein, springt dann auf, wirft den Stuhl hin, und eilt davon — Dollars zu verdienen" *).

Es ist noch nicht lange her, daß ganz Europa voll war von „der grandiosen Zukunft des jugendlich kräftigen Volkes" von Nordamerika. Seit ein paar Jahren aber überwiegen sogar in der Zeitungs-Presse die schnurgerade gegentheilig lautenden Stimmen. Man spricht von einer geistigen und leiblichen Schwindsucht, die sich alles Yankeethum, bei seinem ununterbrochenen, fieberhaft athemlosen Rennen nach materiellem Gut, ohne jede menschenwürdige Erholung, an den Hals gezogen. Aus dem „jugendlich kräftig anstrebenden Volke" wird nun plötzlich ein Geschlecht von „hinfälliger schwacher Natur". Wer dafür bürge, daß nach einer Reihe von Jahren unter den eingebornen Amerikanern nicht dasselbe Siechthum eintrete, wie bei der amerikanischen Kartoffel in Europa? Ja, diese Eventualität erscheint schon als vollendete Thatsache: immer mehr habe sich in neuerer Zeit der geistige Verfall der Amerikaner herausgestellt, und sogar die physische Degeneration der weißen Raçe; nirgends zeige sich ein Keim zu naturgemäß fortschreitender Bildung, die ganze amerikanische Entwicklung gehe in unnatürlichen Sprüngen vor sich, von der Rohheit und dem nackten Bedürfniß unmittelbar zu einem entnervenden Luxus **). Erst vor Kurzem noch ist aus

*) „Lenau in Amerika" (1832). Allgem. Zeitung vom 17. Juli 1856.
**) Allg. Zeitung vom 19. Juli 1856.

Canada eine Schilderung über die endlichen Resultate im ganzen Volkscharakter herübergelangt, der man wenigstens leere Declamation nicht vorwerfen kann:

„Die Männer des Befreiungskampfes sind todt, ihre schon unbedeutendern Kinder von 1812 stehen im höchsten Greisenalter; die gegenwärtige Generation, mit Kuchen und Candy aufgefüttert, von Tabaksjauche stimulirt, ist nur ein hohles, aufgedunsenes Wesen voll großer Worte und nichts dahinter; es fehlt ihr an dem festen Mark, worauf der wahre Muth sich gründet, ebenso wie ihren Müttern an Fleisch. Man sehe sich diese amerikanischen Frauen an, wie sie — reizend mit 16, verwelkt mit 20, zahnlos mit 25, und von abschreckender Häßlichkeit mit 30 Jahren — ihre Zeit zwischen dem Schaukelstuhl und dem Bette theilen, unfähig jeder Körperanstrengung, jeder kräftigen Bewegung; immer kränkelnd, klagend, fatiguirt; steif und dürr wie eine altmodige Wasch-Klammer; die Mängel ihrer Körperentwickelung mit Fischbein, Watte und Werg ausstopfend — sind das Wesen, die Heroen aufsäugen? Nein, die ganze Raçe ist ausgeartet und schwindet dahin; sie würde, wenn nicht eine fortwährende Einwanderung ihr neues gesundes Blut zuführte, binnen einem Jahrhundert verschwinden. Die moralischen Mängel dieses Volkes kommen den leiblichen gleich. Die Buben schimpfen sich, aber raufen sich nicht; die Männer morden meuchlings, lassen sich aber nicht leicht auf ehrlichen Zwei-Kampf ein; sie drohen furchtbar in öffentlichen Versammlungen, und beschränken sich nachher auf einen heimtückischen Schuß, oder einen plötzlichen Dolchstoß nach einem unvorbereiteten Feind" *).

Der Materialismus im Social-Politismus ergibt im Einzelnen egoistischen Individualismus. Je weniger der erstere durch die geistigen Einflüsse einer alten social-politischen Tradition gehemmt ist, desto durchschneidender tritt letzterer ein. Beides ist in der Union im höchsten Grade der Fall. Die Folge davon ist, daß dem Amerikaner das Wesen der gottgewollten und gottgebenen Gemeinschaft ein unbekann-

*) Allg. Zeitung vom 6. Juli 1856.

tes und unbegreifliches Ding ist. Er ist groß in Associationen zum persönlichen Vortheil, er ist splendid für alle selbstsüchtigen Zwecke, auch wenn sie religiöser Natur sind, und ihm nicht direkt zu Gute kommen: er wendet sich aber mit dem kalten: *help your self*! ab, wenn der Dürftige an sein persönliches Mitleid und Gemeinschaftsgefühl appellirt. „Hilf dir selbst!" — diese stabile Antwort des Amerikaners für die bittende Hülflosigkeit ist uns stets als höchst charakteristisch für den dortigen Social-Politismus vorgekommen: es hat Jeder nur ein Herz für sich selber, und zwar aus Princip. „Man hat thatsächlich die alte Lehre von der Hingebung des Einzelnen an das Allgemeine und für Andere abgestreift, dagegen aber den grobkörnigen Egoismus zur Herrschaft gebracht; dieß Alles verfehlt nicht, naturgemäße Wirkung zu thun; jeder Einzelne ist heftig bestrebt, sich schnellmöglichst auf Unkosten Anderer zu bereichern" *).

In der alten Welt hat die Gemeinschafts-Idee auch in dem äußerlichen Angesicht des Erdbodens einen Ausdruck gefunden, den die Jahrhunderte des protestantischen Individualismus, des dürren Rationalismus und des heutigen Materialismus noch nicht zu verwischen vermocht, außer etwa in England aus drängender Noth der Uebervölkerung. In Nord-Amerika dagegen hat der Erdboden schon von vornherein den Ausdruck des egoistischen Individualismus angezogen: Alles ist hier vertheilt und eingezäunt als Privatbesitz, nirgends steht Feld, Wald, Wiese, Bergeshöhe frei zum Betreten, nur der mitten durchlaufende unfruchtbare Landweg ist Allen gemein. Selbst Hrn. Wislicenus, den Hauptfeind der alten Tradition, ergriff sehnendes Heimweh bei diesem Anblick. Abwechslung bringt nur der Dämon der Raffsucht, der die innehabenden Ichs rastlos peitscht, in diese individualistische Oede. Das mag noch angehen, solange im Süden und im

*) Allg. Zeitung vom 7. Febr. 1856.

Westen freier Raum genug vorhanden ist für die im Getümmel Hinausgedrängten. Aber heute schon sträuben sich die Haare vor der endlich unvermeidlichen Eventualität, daß die Atome, in die der egoistische Individualismus dort die christliche Gemeinschaft zermalmt hat, zum Stoß und Gegenstoß sich zusammenballen:

„Willkür hat grobe Selbstsucht und materielles Verthieren herbeigeführt mit einer Unzahl von fauligen Erscheinungen. Vorderhand ist nicht abzusehen, auf welche Weise die Massen von der materialistischen Selbstsucht zurückgebracht werden sollen, die staatlich nicht dauernd zu bestehen vermag. . . Das drohende Gewitter am hiesigen Gesellschafts-Himmel sehen Alle, die nicht mit Blindheit gänzlich geschlagen sind, und Viele trösten sich nur noch mit dem après nous le déluge" *).

Neben dem eiskalten help your self prangt das *„time is money"* als zweiter Wahlspruch des nordamerikanischen Social-Politismus. Die Bestimmung seines Menschen ist folgerichtig *„to make money"*. Wenn die „Zeit Geld ist", so verliert Jeder die Zeit, der nicht „Geld macht", und damit verliert er Alles. Es gibt kein Ziel des Strebens, kein Motiv der Auszeichnung, keinen Unterschied des Ansehens als die Comparation des Geldes; der „allmächtige Dollar" ist nicht etwa ein Scherz. Er allein begründet Standesunterschiede, er allein adelt, er allein privilegirt, er allein eximirt in der Regel sogar von der Justiz. Untercanada hatte seinen ritterlichen Adel, alles andere Nordamerika hat es nie höher gebracht, als zum Geldbrotzenthum. Die grauenvolle Corruption der Regierenden ist sprichwörtlich geworden; der Congreß selbst wird in öffentlichen Reden als die „corrumpirteste Körperschaft in der Welt" bezeichnet, von der man um Geld Alles haben könne **). Selbst Prof. Bayrhoffer in Wiscon-

*) Allg. Zeitung vom 23. Juni 1856.

**) Brockhaus: die Gegenwart. X, 221.

kin, der politische Flüchtling aus Kurhessen, erklärt: „es sei keine Frage, daß das Princip der groben materiellen Spekulation, make money, die jämmerlichsten Charaktere und Betrügereien erzeuge;" auch er prophezeit die sociale Revolution als das unvermeidliche Resultat dieses Systems. Inzwischen dünsten jene Charaktere die Atmosphäre aus, in die Generation um Generation hineingeboren wird. Man urtheilt billig nach den Jungen nicht nur von den Alten, sondern auch von der Zukunft:

„Vergebens sucht man bei amerikanischen Kindern den jugendlichen Frohsinn, oder die zarte kindliche Anmuth und Unschuld, welche in Deutschland aus dem Unterricht in der christlichen Religion entspringen. Entweder zeigt sich thierische Rohheit und empörender Stumpfsinn, oder eine gewisse merkantile Schlauheit, die an Kindern doppelt unnatürlich und widerlich erscheint. Die kleinsten Kinder von kaum fünf Jahren reden von Geschäfts- oder Handelssachen, und bedienen sich kaufmännischer Ausdrücke. Ueberall treiben Kinder thatsächlich Schacher und Handel, während Geldgier aus ihren Augen leuchtet. Viele Familien schicken ihre Kinder lieber gar nicht in die Schule, um sie nicht der schreckhaften Sitten-Verderbniß, womit die demokratische Jugend behaftet ist, auszusetzen. Es geht diese Demoralisation an's Grauenhafte, und es ist die Zahl der Kinder, welche Verbrechen, selbst Mordthaten begehen, in der That nicht gering" *).

Auch die weibliche Jugend empfängt von derselben Atmosphäre ihre eigenthümlichen Charakterzüge. Wir meinen hier nicht die leibliche und geistige Decrepidität, von der Oben die Rede war; auch nicht die Prostitution überhaupt, obwohl dieselbe in den Großstädten Nordamerika's noch ungleich höher gestiegen ist, als in den verrufensten Spelunken der alten Welt; sondern einen nur allzu wohl bezeugten, spe-

*) Ueber die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. Karlsruhe 1853; vgl. Menzel's Literaturblatt vom 10. Sept. 1853.

cifisch amerikanischen Zug, von dem ein deutscher Augenzeuge aus Newyork berichtet wie folgt:

„Es muß hier eine Menge Prostituirter geben, denn man sieht hier sehr viele. Charakteristisch ist, daß sich die Prostituirten in Amerika häufig durch solche Personen rekrutiren, die ohne Noth, aus Passion, zu diesem Lebenswandel mitten aus dem Ueberfluß ihrer wohlhabenden und oft geachteten Eltern entlaufen, und dann von denselben mit Bekümmerniß gesucht, und zuweilen gefunden werden. Der „„verlorne Sohn"" ist zwar in Amerika nichts seltenes, aber die verlorne Tochter kommt ebenfalls häufig vor. . . Ohne Zweifel haben die schlaffe und leichtsinnige Erziehung, der Mangel der kindlichen Ehrfurcht und des Gehorsams gegen die Eltern, sowie das durchschnittlich träge und langweilige Leben des weiblichen Geschlechts ihr Theil an der Prostitution; andererseits können dieselben zur Aufklärung über europäische Zustände beitragen. Wie oftmals haben wir die Klage gelesen, daß nur die Noth zur Prostitution treibe. Hier aber sehen wir, daß der Ueberfluß dieselbe Wirkung hat. Man wird vielleicht in Deutschland das Universalmittel der Belehrung empfehlen. Wir werden aber später die Gelegenheit finden, an amerikanischen Beispielen nachzuweisen, daß dieses Mittel die umfassende Kraft nicht hat, welche man ihm oft in unserm Vaterlande beilegt Nicht minder können diese amerikanischen Zustände sehr augenfällig zeigen, wie kraftlos der immer mehr ausgehöhlte religiöse Formalismus bleibt; ja, wollte ich mich einer theologischen Sprache im amerikanischen Style bedienen, so könnte ich sagen, daß das Reich des Teufels in Amerika nicht nur florirt, wie kaum irgendwo, sondern auch gedeihlich sich immer mehr verbreitet" *).

Unter diesen Umständen ist die Zunahme der Verbrechen des Kindsmords so wenig verwunderlich, als die selbst in öffentlichen Blättern betriebene Industrie zu Abtreibung der Leibesfrucht. Aus gewissen Andeutungen eines in Nordamerika sehr angesehenen deutschen Arztes zu schließen, übt aber der oberste Grundsatz des make money selbst auch im Familienle-

*) Atlantische Studien 1853. II, S. 307 ff.

den und in den engsten verwandtschaftlichen Kreisen eine rücksichtslos grausenhafte Herrschaft:

„Daß alle Arten Verbrechen hier häufiger vorkommen, als in Europa, ist eine natürliche Folge der schlechten Handhabung der Gesetze und der zur Staatsreligion gewordenen Geldgier und Selbstsucht; allein die Schamlosigkeit, mit welcher die unmoralischesten Vergehen inmitten der Familien und gegen die Gesundheit von Stiefkindern, Waisen und unehelich Schwangeren verübt werden, ist wirklich empörend“ *).

Nach allem dem Vorstehenden wird der Satz schwerlich mehr auffallen: im nordamerikanischen Social-Politismus sei die altchristliche Moral geradezu auf den Kopf gestellt. Was sie als Tugend predigt, ist hier Untugend, und umgekehrt erscheinen die amerikanischen Tugenden als Laster vor dem Richterstuhle der christlichen Moral. Selbstverläugnung, christliche Mäßigkeit, vor Allem die Cardinaltugend der Demuth finden dort gar keinen Platz; die Prediger selber emfehlen ihr Tugend-Programm auf der Kanzel aus dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit. Sicher ist nicht zu verwundern, daß die katholische Kirche in solcher Umgebung als tropisches Gewächs erscheint; aber doch als eine fremdartige Blume, deren Duft und Farbenpracht einzelne besseren Geister in ihrem rasenden Sturmlauf nach dem kalten Mammon unterbricht. Der Inbegriff aller specifisch-amerikanischen Tugenden liegt in dem Wort smartness, d. i. Geriebenheit. A smart man ist das gerade Gegentheil von dem, was die alte Welt einen guten Christen nannte, oder auch nur einen rechtschaffenen Mann nennt; aber es ist das höchste nordamerikanische Lob. Smartness erlaubt, auch durch Verbrechen gegen Recht und Ehre der Raffsucht des Ich zu pflegen, nur daß man sich nicht erwischen lasse.

---

*) Briefe aus Nordamerika. Leipzig 1853. I, 133. — Ihr Verfasser ist Dr. Eduard Jörg aus Dresden.

In der That ist hier wirklich „das Christenthum die Thronbesteigung der Individualität in allen Dingen.“ Der Schweizer Vinet hat erst vor zehn Jahren noch behauptet: dieß und nichts Anderes sei das Christenthum von Rechtswegen. Folgerichtig erklärte er das transatlantische Freiwilligkeits-System für das absolut richtige Verhältniß. Von der Moral der Smartness aus hatte er dafür auch ganz praktische Gründe. Der Staat, sagte er, ist der natürliche Collektivmensch und der christlichen Predigt nothwendig feindlich; er trachtet immer mehr, sich von der Kirche zu befreien, und kann sie daher nur anerkennen unter der Bedingung, daß er sie unterjocht und über sie herrscht; die Kirche kann also nicht frei seyn, außer indem sie sich vom Staate gänzlich trennt. Dieß verlange auch das Wesen des Christenthums selber in seinem Gegensatz zum Heidenthum, und weil es „die Thronbesteigung der Individualität in allen Dingen ist.“ Aus diesem obersten Grundsatz ergibt sich dann bezüglich des Katholicismus ganz von selbst: „er ist ein Aufgeben des Christenthums und des Individualismus, er ist ein christliches Heidenthum und darum auch ein christlicher Socialismus.“ Und zweitens ist er im Gegensatz zum rechten und ächten oder Individualitäts-Christenthum ein „Autoritäts-Christenthum“ *). Man sieht, wie vortrefflich sich Hrn. Vinets Christenthum mit dem Princip und den Consequenzen des nordamerikanischen Social-Politismus verträgt: jenes Christenthum ist die Thronbesteigung der Individualität in allen Dingen; dieser socialpolitische Materialismus, auf den Einzelnen angewendet, ergibt gleichfalls egoistischen Individualismus in allen Dingen.

Ist das Vinet'sche System ein treuer Spiegel der calvinischen Weltanschauung, so ist nicht zu läugnen, daß der Realisirung gegenüber, welche das System in Nordamerika

*) S. das Lob des Vinet'schen Systems in der Darmst. K.-Z. vom 26. Juni 1856.

aufweist, die katholische Kirche wirklich ein „christlicher Socialismus“ ist. Diese faßt die natürlichen Individualitäten zusammen, und führt sie pyramidalisch wie die Spitzen des gothischen Doms gen Himmel; jene läßt sich durch die natürlichen Individualitäten ihre Kirche selber breit und platt drücken. Vielleicht gibt es wirklich kein sprechenderes Bild des Gegensatzes, als die beiderseitige Kircheneinrichtung. Wir wollen nicht unsere himmelanstrebenden Prachtdome zur Vergleichung nehmen; man hat sie auch drüben versucht, aber nur mit dem Erfolg, daß „man nicht leicht etwas Geschmackloseres sehen kann, als die aus diesem affectirten Wesen hervorgegangenen Kirchen der größern Städte.“ „Da sieht man recht“, fährt derselbe Kritiker fort, „daß der Kirche Amerika's nicht gegeben ist, was den Jünglingsjahren des Christenthums im Mittelalter so gut anstand.“ Indeß hat doch auch unsere kleinste Dorfkirche ihre mystischen Schauer, die das Herz öffnen und weit machen für die Ahnungen der Gemeinschaft um den gegenwärtigen Leib des Herrn, der Gemeinschaft aller Gläubigen und aller Heiligen. Die specifisch-amerikanische Kirche dagegen?

„Ein langes Gebäude mit zwei Reihen Fenstern, die obere für die Galerie, die untere für die Seitengänge, inwendig vier Reihen Sitze mit zwei Gängen dazwischen, an einem kurzen Ende die Thüre, am andern die Kanzel, Alles viereckig und prosaisch, in der Mitte ein paar große Oefen, deren schwarze Rauchröhren durch den ganzen Raum hindurch unter der Decke fortlaufen, das ist die alte Kirche. Die Kanzel — eine erhöhte Plattform, groß genug, daß der Prediger darauf beim Predigen auf- und abgehen kann, und daß auch noch ein Sopha darauf Platz hat, wie es denn vorkömmt, daß drei oder vier Prediger zu gleicher Zeit fungiren — ist gewöhnlich von Mahagoni. Davor steht der Communiontisch; Altäre stehen in römischem Geruch. Wenn ein Kirch-Thurm für die Glocken da ist, ist er entweder einfach von Holz, mit einem Wetterhahn darauf — das Kreuz steht auch in römischem Geruch — oder doch wenigstens geschmacklos mit antiken

Säulen von Holz zc. Warme Oefen, weiche Fußteppiche, schattige grüne Läden, gepolsterte Sitze, Abends helle Gasbeleuchtung bezeugen, daß der Amerikaner es wenigstens an Nichts fehlen lassen will, den Menschen ein annehmliches Versammlungshaus zu bereiten. So fällt es denn auch nicht so auf, daß der Pfarrer im Rock nach neuester Mode zugeschnitten predigt, daß der Gesang in schnellem rythmischen Maß gesungen wird, und überhaupt die Feierlichkeit langsamer stattlicher Bewegung einem alltäglich natürlichen Betragen Platz macht" *).

Wir haben die Folgen des Kirchenthums gesehen, das, anstatt den Social-Politismus zu beherrschen oder beherrschen zu wollen, willkürlich oder unwillkürlich in der Lage ist, von ihm beherrscht zu werden. Hr. Vinet hat aber zweitens gesagt: das wahre Christenthum sei „die Thronbesteigung der Individualität in allen Dingen" gegenüber dem „Autoritäts-Christenthum" im Katholicismus. Die Verwerflichkeit der kirchlichen Autorität versteht sich aus dem Princip eigentlich von selbst; denn wo keine wahre Gemeinschaft ist, ist auch keine Autorität. Der nordamerikanische Social-Politismus ist, was sein Kirchenthum ist, d. h. gleichfalls das Gegentheil der wahren Gemeinschaft. So ist die Autoritätslosigkeit von beiden Seiten begründet. Sie findet ihren schärfsten Ausdruck in der nordamerikanischen Schule. Keine Glaubensnorm wird hier den Kindern von Autoritätswegen vorgestellt. Und zwar geschieht dieß nicht nur wegen der Sektenzersplitterung, sondern auch aus Grundsatz: das Kind soll sich bei reiferen Jahren seinen Glauben selbst wählen. So mußte der Zug der Autoritätslosigkeit alle kirchlichen, socialen und politischen Verhältnisse durchdringen; und es ist daraus eine wirklich ganz neue Welt geworden. Hält man dieselbe mit der Ordnung der alten Welt zusammen, so muß man sagen: Eines von beiden, entweder jene neue, oder diese alte Welt ist die verkehrte Welt.

---

*) Bericht in der Berliner Protest. K.-Z. vom 19. Juli 1856.

In der neuen Welt von Nordamerika dominirt die Frau über den Mann, das Kind über die Eltern, der Schüler über den Lehrer, die Dienstboten über die Herrschaften, die Gemeinde über den Geistlichen, die öffentliche Meinung über die Justiz, die Regierten über die Regenten. „Autorität" kann und darf nicht aufkommen im nordamerikanischen Social-Politismus, der und weil er die Thronbesteigung der Individualität in allen Dingen ist. Jede Ordnung im Leben, welcher in der alten Tradition natürliche Autorität zukommt, muß daher hier als ein der Usurpation verdächtiges Element unter Curatel und Aufsicht der von solcher Autorität Bedrohten stehen. Es scheint keinen andern Erklärungsgrund zu geben für das specifisch-amerikanische Verhältniß z. B. zwischen Kindern und Eltern, Schülern und Lehrern, wie es uns von jedem tiefern Erforscher des jenseitigen Social-Politismus geschildert wird. Die Vergangenheit gilt in diesem überhaupt nichts, Gegenwart und Zukunft ist Alles; wie könnte also hier irgend eine Berechtigung für Autorität zulässig seyn, d. i. eine Beherrschung der Zukunft aus der Vergangenheit in der Gegenwart? Es gibt daher nur Eine Berechtigung: die permanente Inspiration des Mormonen-Propheten, oder aber die absolute Berechtigung der autoritätslosen Individualität.

Aus diesem absoluten Recht der Persönlichkeit in allen Dingen stammt unter andern Ein Charakterzug des Yankeethums, von dem der oberflächliche Beobachter — in Anbetracht des herrschenden Freiwilligkeits-Systems — das gerade Gegentheil erwarten sollte: die unbändige Sucht des Proselytenmachens und eine Intoleranz, die wie verzehrendes Feuer wirkt, wo immer sie Zugang hat. Daher stammen namentlich die ungeheuren Summen, welche der Amerikaner für seine Missionen aller Art aufwendet und mit einer gewissen Wuth zum Fenster hinauswirft; daher der mörderische Ingrimm seiner Parteikämpfe; daher die Aufdringlichkeit sei-

ner persönlichen Ueberzeugungen überhaupt. Der amerikanische Wirth dehnt die „christliche Liebe“ soweit über den Gast aus, daß er sich um sein Seelenheil Sorge macht, daß er ihn zum Gebet nothzüchtigt und ihm widrigenfalls die Thüre weist*). Nur wer sich als Glied einer Gemeinschaft fühlt, die er nicht gemacht hat und nicht erhält, kann wahre Toleranz üben; wer keine Autorität außer seiner eigenen kennt, ist entweder gleichgültig gegen Andersdenkende oder er nimmt deren abweichende Meinungen als eine Beeinträchtigung und Beleidigung der eigenen Persönlichkeit auf. Es ist dieß freilich ein Widerspruch im System von der absoluten Berechtigung der autoritätslosen Individualität selber; aber ebendeßhalb hat der intolerante Fanatismus des Nordamerikaners einen so ungemein widerwärtigen Beigeschmack.

Dieselbe fanatische Intoleranz tritt auch nicht etwa nur in religiöser Hinsicht hervor, sondern sie vergiftet ihrer Natur nach alle Beziehungen des Lebens. Sie treibt überall die Geduld der Pädagogik aus, sie kann nur vernichten, nirgends erziehen. Es wird nicht nöthig seyn, diese Unfähigkeit zur Erziehung aus der Natur des Princips schranken- und autoritätslosen Individualismus eigens zu entwickeln; der logische Verlauf liegt so klar zu Tage, als die Thatsache feststeht. Werfen wir nur einen Blick auf die Exempel, die sie an den Indianern und an den Neger-Sklaven statuirt hat.

Man sieht überall die Zeit nahe, wo kein Indianer mehr existiren wird, soweit die angelsächsische Pflugschaar und das Yankeethum reicht; überall sinkt vor ihm die einheimische, überhaupt die ganze farbige Bevölkerung in den Tod. Aber auch den französischen Untercanadiern prophezeien die Angelsachsen selber gleichfalls das Schicksal der Indianer: aus dem stillen Frieden ihres altbegründeten Social-Politismus herausge-

*) Allg. Zeitung vom 29. Jan. 1853.

rissen und verschlungen zu werden. So sehr wirkt der schranken- und autoritätslose Individualismus allenthalben als verzehrende Intoleranz, die nie zu erziehen vermag, immer nur vernichtet. Dagegen haben die Stämme der eingebornen Indianer auf dem ganzen spanischen und portugiesischen Gebiet sich erhalten, und zwar mehr oder minder in Ansehen, Gewicht und Geltung, auch bei ihrem alten kriegerischen Unabhängigkeits-Sinne, der Festungen baute, aber Kirchen- und Pfarrhäuser daneben. Selbst die Allgemeine Zeitung wundert sich über den gewaltigen Gegensatz. Sie sollte aber anstatt „spanisch und portugiesisch" lieber gleich sagen: auf katholischem Gebiet. Denn auch unter den Franzosen in Canada haben die Indianer sich erhalten und zwar in einem häuslich-socialen Geiste, dem noch der neueste Reisende, Kohl, die wärmsten Lobsprüche spendet. Hier ging eben die Pädagogik des Kreuzes voran; dort wird die Bibel dem Sichelwagen einer sogenannten Civilisation nachgefahren, vor dem die braunen Kinder der Natur hinfallen wie dürres Gras. „Darum", sagt Graf Görz, „stehen die katholischen Sendboten hoch über den unsrigen, indem sie mit völliger Aufopferung ihrer Person tief in das Innere der heidnischen Länder dringen, sich dem Volk, unter dem sie wirken wollen, völlig assimiliren und von Innen heraus einen Kern der Bekehrung bilden; wenn ich dagegen manchen evangelischen Missionär behaglich mit Frau und Kind in den europäischen Umgebungen einer Colonie hausen, auch wohl Wagen und Pferde halten sah, so mußte ich mich wahrhaft schämen." Es sind protestantische Forscher, welche namentlich den Jesuiten die Palme zuerkennen, daß sie den Indianer in seiner ganzen Eigenart am allerbesten verstanden. „Die Jesuiten , sagt Russel Bartlett und ihm nach Hr. Dr. Andree von Bremen, „schlossen keine Verträge ab und verfügten nur selten über Waffengewalt, aber sie verstanden sich auf die Eigenthümlichkeiten der Indianer und wußten sie durch Ausdauer zu bändigen;

deßhalb erlangten sie vorzugsweise große Ergebnisse, und seitdem sie vom Schauplatze abgetreten sind, ist Alles wieder in Barbarei zurückgesunken." Aber auch überhaupt gaben sich die Priester „ganz ungeheure Mühe, die Indianer zu civilisiren", fährt Bartlett fort; „es hat etwas Rührendes und tief Ergreifendes, wenn man liest, wie bis tief in die Einöden ein muthiger Padre furchtlos den wildesten Anthropophagen entgegentritt und sie nach und nach bändigt." Von der andern Seite war der Proceß freilich kürzer: man brachte sie mit Eisen und Feuerwasser gleich zur ewigen Ruhe im Völkergrab. Nur die Herrnhuter machten eine Ausnahme; sie haben aber auch den autoritätslosen Individualismus unter sich verboten und dafür das Gemeinschafts-Princip hinübergenommen von der katholischen Kirche, speciell vom Jesuitismus *).

Die nämliche Signatur des Yankeethums, daß es überall vernichtend wirkt, nirgends erziehend, tritt uns in seinem Verhältniß zur Neger-Sklaverei entgegen. Dieselbe ist zu einer politischen Frage geworden, welche die ganze Union mit dem

---

*) Vgl. über den bezeichneten Gegensatz die betreffenden Artikel der Allg. Zeitung vom 21. Februar und 3. April 1853, vom 9. Juli 1856, vom 10. Oct. 1853, vom 26. Oct. 1854. Es sind dieß Zeugnisse über die social-politische Schönheit und Freundlichkeit der Kirche, bei denen dem Katholiken billig das Herz im Leibe vor Freude zittert. Für die gegenwärtigen Vorgänge jenseits des Oceans ist noch insbesondere folgender Ausspruch Andree-Bartlett's wohl zu beachten: „Ueberall ist es der Padre, welcher die Indianer in Schutz nimmt und dem sie allein vertrauen, während sie gegen alle andern Weißen eine tiefe, und gewiß auch gründlich gerechtfertigte Abneigung haben. Das schauerliche Chaos, in welches das ehemals spanische Amerika versunken ist, würde noch weit grauenvoller seyn, wenn nicht die Geistlichkeit den Indianern und Mischlingen noch einigermaßen den Zügel anlegte. Bricht auch dieser einmal, dann wehe den entarteten Weißen!"

Untergange bedroht. Warum hat sie nirgends auf katholischem Gebiete solche Dimensionen erreicht? Antwort: weil daselbst nirgends ein Boden war für das absolute Recht der Persönlichkeit. Die Kirche beeinflußte den Social-Politismus, der Social-Politismus beherrschte den Sklavenbesitzer, den die Kirche auch direkt leitete; der Sklave genoß des Schutzes staatlicher Gesetze und der Gebote der Kirche; daher die unbestrittene Thatsache, daß die Behandlung der Schwarzen auf katholischem Boden, z. B. in Cuba, ungleich menschlicher ist als in irgend einem Unions-Staat. Die Lage der von der Natur so auffallend gehaßten Kinder Chams hat dort mehr einen successiv erziehenden Charakter, und ohne viel Geräusch bahnt sich in allmähliger Entwicklung die gänzliche Aufhebung der Sklaverei an, wie sie z. B. in Mexiko schon im J. 1828 statt hatte. Ganz anders hier. Es ist ein merkwürdiges Faktum, daß unter allen Sklavenstaaten der Union nur Louisiana in seinem Sklaven-Codex den Herren nennenswerthe positiven Verpflichtungen gegen die Sklaven auferlegt; Louisiana war früher französisch und hat von daher noch römisches Recht. Sonst überall ist das persönliche Recht der Besitzer absolut. Auch keine Kirche mildert und beschränkt es. Eher — es ist entsetzlich zu sagen — das Gegentheil. Bei einem Katholiken, dem seine Kirche gleichgültig ist, werden auch die Sklaven nichts von seiner katholischen Taufe profitiren; das ist natürlich; eine kaum begreifliche Unnatur, und dennoch Thatsache, aber ist es, daß im nordamerikanischen Protestantismus Religiosität, Frömmigkeit, Wohlthätigkeit im — umgekehrten Verhältniß stehen zur Behandlung der Sklaven. Ein Freigelassener, Namens Douglas, erzählt in seiner Autobiographie, wie er sich gefreut habe, wieder zu einem Herrn zu kommen, „der keine Profession vom Christenthum machte", christliche Sklavenbesitzer seien nämlich die schlimmsten von allen, denn sie hätten die Sache in ein System gebracht. Douglas nennt einen der erwecklichsten Me-

thodisten-Prediger, welcher zugleich der gefürchtetste Sklaven-Herr in der Umgegend war; auch sonst ist eine Reihe von methodistischen und baptistischen Predigern und frommen Gläubigen namentlich bekannt, welche ihre Sklaven gräßlich zu traktiren pflegten und sie nicht selten todtpeitschten, ohne daß dadurch der leiseste Schatten auf ihre Christlichkeit fiele*).

So ist das rücksichtslos fahrige Wesen der Abolitionisten nur allzu erklärlich: es gibt keinen christlichen Mittelweg, nur Entweder-Oder, absolutes Recht oder absolutes Unrecht der Person. Aber auch die Abolitionisten sind weit entfernt, eine pädagogische Tendenz in der Negerfrage zu verfolgen. Sie setzen die Existenz der Union auf's Spiel, um dieselbe vom Institut der Sklaverei zu befreien; den freien Neger aber stoßen sie kalt zurück als ein unreines Thier im Vergleich zum amerikanischen Menschen, so daß er oft schlimmer daran ist als der Sklave im Süden. Auch der glühendste Abolitionist würde vor der Verschwägerung mit einem Neger oder Mulatten erbeben, um keinen Preis mit einem solchen zu Tische sitzen. Sogar die kirchliche Gemeinschaft ist den Schwarzen absolut verboten; kein methodistischer freier Neger dürfte sich z. B. unterstehen, den Betsaal weißer Methodisten zu betreten. Bei dem Frankfurter „Friedenscongreß" war bekanntlich ein Negerprediger, Namens Pennington, anwesend,

*) Diese frappanten Züge finden sich in einem trefflich aus den Quellen gearbeiteten Artikel des Halle'schen „Volksblatts" vom 12. Juli und 26. Juli 1856 ausführlich hervorgehoben. Unter Anderm erzählt Dr. Staughton zu Georgestown von einem frommen Baptisten: „Wenn der Mann gut mit seinen Sklaven stand, waren seine Worte (im Conventikel) kalt und herzlos wie Frost; wenn er einen Mann gepeitscht hatte, betete er schon voll Leben; aber wenn er ein Weib gepeitscht und sie an einen Pfosten in seinem Keller gebunden hinterlassen hatte, mit dem Vorsatz wiederzukommen und sie von Neuem zu martern, o wie betete er dann!"

den die Fakultät in Heidelberg zum Doktor der Theologie creirte; drei Jahre darauf vernahm man von ihm bittere Beschwerde: daß er in ganz Newyork keinen Omnibus finde, der ihn fahren wolle, im Priesterkleide und mit dem Abendmahl für einen Todtkranken sei er überall abgewiesen worden, weil man keinen „„Nigger"" aufnehme. Die katholische Kirche zählt schwarze Priester, irren wir nicht, sogar Bischöfe; welcher weiße Katholik würde Bedenken tragen, von ihnen die Sakramente zu empfangen? Auf den westindischen Inseln geschieht dieß sehr häufig. In Nordamerika dagegen verbietet z. B. das Gesetz von Südcarolina jede Versammlung, auch der freien Neger, selbst zu Gottesdiensts- oder Unterrichts-Zwecken bei strenger Strafe; Virginien belegt Jeden mit Strafe, der Schwarze lesen und schreiben lehrt; Kentucky erlaubt dem freien Neger höchstens auf vierzehn Tage und nur gegen besondere Bürgschaft den Aufenthalt in seinem Gebiet, bei Verlust der Freiheit. Selbst in den mit Abolitionisten am reichsten gesegneten Staaten ist jede Verbindung mit Negern entehrend*). Was Wunder, wenn diesem widerspruchsvollen Extrem gegenüber die Sklavereimänner „die heilige Schrift durchwühlen", und darzuthun suchen, daß die Sklaverei auch schon im alten Jerusalem bestand, daß Christus nichts weniger als ein Abolitionist gewesen, daß es ein Frevel sei, über ihn hinausgehen und eine andere Moral als er, d. i. die Aufhebung der Sklaverei predigen zu wollen? Ist es nicht das beste Argumentum ad hominem, wenn sie den Abolitionisten, die ja selbst auch der freien Schwarzhaut gleichberechtigte Menschenwürde nicht im mindesten zugestehen, entgegenhalten: da sehe man es ja, der Neger verrathe schon durch seinen Körper- und Schädelbau, daß er höherer Ausbildung unfähig und nur berufen sei, der andern Raçe zu dienen;

*) Brockhaus, die Gegenwart. X, 188; Halle'sches Volksblatt vom 12. Juli 1856.

in jedem wohleingerichteten Staate müßten zwei Raçen existiren, die herrschende weiße und die niedere gefärbte; der Social-Politismus Europa's sei daher eine Verbildung 2c.*)?

Es ist wahr, einige sozusagen altbegründeten Kirchen, wie die Episcopalen, die Lutheraner, die Presbyterianer, die Reformirten haben zwischen den Extremen die Mitte zu halten gesucht, indem sie die Sklaverei für ein zur Zeit noch nothwendiges Uebel erklärten. Die eigentlichen Abolitionisten recrutirten sich also ursprünglich nur aus dem religiösen Radikalismus, aus Bibelstürmern wie Garrison, emancipirten Weibern, andern Atheisten und Socialisten, aus Methodisten, Vereinigten Brüdern, Otterbeinern, Weinbrennianern und sonstigen Zwickauern, gegen deren Gewaltstreiche das Maine-Gesetz noch zahm und unschuldig ist**). Da aber auch die altbegründeten Kirchen durch keine pädagogische Tendenz die Frage zu vermitteln wußten, oder wenigstens mit keiner erziehenden Geduld durchdrangen, so ist ihre mittlere Stellung nicht haltbar. Sie mußten und müssen sich auch selber in den Abgrund des Einen oder des andern Extrems hinabreißen lassen. Ueber der Sklavenfrage spaltete sich die bischöfliche Methodisten-Kirche in den Jahren 1843 und 44 zweimal: zuerst ging die abolitionistische „Wesleyanische Methodisten-Kirche" von ihr aus, dann die sklavenhaltende „bischöfl. Methodistenkirche des Südens"; heutzutage sind sämmtliche Methodisten schärfstens nach Nord und Süd pro et contra Sklaverei getrennt. Unter den Presbyterianern hat sich die Reformed Presbyterian Church als abolitionistisch ausgeschieden und alle sklavenhaltenden Presbyterianer excommunicirt. Mit ähnlicher Entschiedenheit ist mehr als Eine Baptisten-Fraktion hervorgetreten; sie sind so gut wie die

*) Allg. Zeitung vom 6. Jan. 1856.

**) Bericht eines nordamerikanischen Predigers in der Berliner Protest. K.-Z. vom 5. April 1856.

Presbyterianer durch die Sklavenfrage nach Nord und Süd geschieden. Die Synode der holländisch-reformirten Kirche hat vor Kurzem noch mit 55 gegen 34 Stimmen die sklavenhaltende Kirche von Nordcarolina excommunicirt; und kundige Beobachter meinen, daß allmählig kaum Eine dieser Kirchen dem Schicksal entgehen könne, durch die Sklavenfrage in zwei oder drei feindliche Theile auseinander gerissen zu werden*). Soeben steht schon die Sprengung der großen amerikanischen Traktat- und der Missions-Gesellschaft bevor; bei einigen Missionären der letztern ist es sogar vorgekommen, daß sie durch ihr eigenes Beispiel die westlichen Indianer lehrten, sich gleichfalls Negersklaven zu halten**). Angesichts solcher Thatsachen darf man wohl unbesorgt fragen: beeinflußen diese Kirchen den Social-Politismus oder beherrscht umgekehrt der Social-Politismus und sein specifisches Princip, die verzehrende Intoleranz des absoluten Rechts der Individualität — diese Kirchen?

Wir haben gesagt: dieselbe absolute Berechtigung der autoritätslosen Individualität, deren Wirkungsweise zunächst nach Außen wir eben geschildert, habe eine neue, die nordamerikanische Welt geschaffen, welche im Vergleich zur alten christlichen Welt als die wahrhaft verkehrte Welt betrachtet werden müsse. Wir haben diese verkehrte Welt nur in den bekannten allgemeinen Zügen geschildert; es liegt uns aber noch ein specielles Stück derselben vor, das tief genug gründet, um anschaulich zu machen, wie die neue Welt in ihrer dereinstigen vollständigen Realisirung aussehen würde. Denn jenes Symptom rüttelt an der Wurzel der Familie, also an dem ersten Fundament des ganzen menschlichen Daseyns; es greift

*) Jacoby: Handbuch des Methodismus. Bremen 1853. S. 135 ff.; — Büttner: Briefe I, 187. 207 et passim; Allg. Zeitung vom 6. Jan. 1856 und 30. Nov. 1855.

**) Berliner Protest. K.-Z. vom 16. August 1856.

radikal umkehrend zurück bis in's Paradies und verdreht dem Herrn die Worte im Munde, die er zu dem ersten Paare nach ihrem Fall in die Sünde gesprochen. Ich meine die nordamerikanische Agitation auf Weiber-Emancipation. Auf den ersten Blick zeigt sich in dieser Bewegung das Princip vom absoluten Recht der Persönlichkeit, warum nicht auch der weiblichen? und von der Thronbesteigung der autoritätslosen Individualität, die keine alte Tradition zuläßt. Darum ist auch die Weiber-Agitation in Nordamerika viel ernstlicher, als bei uns selbst der von der alten Tradition höchst Emancipirte glauben mag. Die Idee der Weiber-Emancipation — berichtet uns ein Augenzeuge — gründet nicht etwa, wie in Europa, in Zerfahrenheit und Lüderlichkeit, sondern entwickelt sich aus der Sitte und aus der Stellung, welche die Frauen hier gesellschaftlich einnehmen. Bekanntlich hat in Nordamerika überall die Frau den Vortritt, der Yankee läuft mit dem Viktualien-Korb zum Einkaufen auf den Markt, während die Bürgerin daheim am Putztische steht. Es ist die alte Tradition ritterlicher Galanterie auf die neue Welt angewendet, d. h. in's Knaben- und Fratzenhafte verkehrt; der Ritter ist zum Bedienten geworden. Um so lieber mag man unserm Augenzeugen glauben, wenn er versichert, die Weiber-Emancipation sei weit entfernt, den Männern als lächerlich oder unberechtigt zu erscheinen. Man finde es auch ganz in der Ordnung, wenn die Frauen statt der schleppenden, straßenkehrenden Kleider der alten Tradition Beinkleider tragen, und in Buffalo, Newyork und Baltimore betrachte man die Ladies in Bloomer-Tracht höchstens mit verwundertem Schweigen, während man sie in London ausgepfiffen habe. Die Bloomer-Tracht war aber nur der äußere Ausdruck des Emancipations-Princips. Dasselbe wurde z. B. im J. 1850 auf zwei großen Meetings zu Cincinatti und zu Worcester festgestellt, von denen besonders letzteres von Frauen aus dem ganzen Norden besucht, auch von Männern zahlreich beehrt und durch

seine Debatten wichtig war. Radikale Aenderung der Stellung des Weibes in der Societät, durchgehende Gleichstellung mit dem Manne! war die Losung. Fräulein Oakes Smith aus Newyork warf die bedeutsame Frage auf: „ob der Protestantismus nicht etwa der vollen Entwicklung des Frauenthums hinderlich sei"? Jedenfalls bilde er in dieser Hinsicht einen nicht günstigen Gegensatz zum Heidenthum, in dem es Priesterinen am Altar, Sybillen auf dem Dreifuß, spartanische Mütter, römische Matronen, den Männern gleichgeachtet, gegeben; noch zu den Tagen der Romantik, wo das Weib zugleich des Gedankens und der Schönheit Königin war; noch zum Katholicismus, wo das Weib immer noch eine gewisse Stelle im Cultus besitze. Die Rednerin wünscht zwar von Allem dem nichts zurück, aber Etwas müsse für die Frauen geschehen: „Das Weib unserer Zeit ist utilitarisch angeweht und verlangt eine weitere Sphäre; man wird sie gewähren müssen, denn mancher bürgerliche Beruf widerstreitet der weiblichen Eigenthümlichkeit in keiner Weise." „Alle Berufsarten", erläutert Frau Price, „welche anständig sind, eignen sich für das Weib, es ist auch allen gewachsen, namentlich der Stellung eines Geistlichen, eines Arztes und eines Rechtsgelehrten." Die Vortheile weiblicher Theologen hob Fräulein Smith noch besonders hervor:

„Die Frauen müssen auch das Priesteramt üben. Jetzt wird die Wahrheit von Jahr zu Jahr immer in derselben eintönigen Weise gepredigt, und wirkt deßhalb nicht so viel Gutes, als sie wirken sollte und müßte. Es fehlt die Abwechslung, die Manigfaltigkeit. Ein Prediger, der es fühlt und sich sagen muß, daß er sich erschöpft hat, sollte sein Priestergewand abthun, und frischen, kräftigen Priestern Platz machen. Man sollte es dabei nur einmal mit Frauen versuchen, und man würde sich überzeugen, daß sie für das Amt passen. Ein Weib, das ein Priester Gottes wird, ist weit mehr als der Mann geeignet, im Bewußtseyn des göttlichen Berufs zu wirken. Man würde den geheiligten Sabbath dann nicht mehr verwünschen, und der Geist würde heruntersteigen zu

uns allen. Denn vom Altar würden glühende Feuerworte ertönen und das Pharisäerthum würde dort ferner keine Stätte mehr finden; der sicher treffende Instinct der Weiber wird die Scheinheiligen vertreiben. Jesus war in seinem Charakter weiblich; ebenso alle Schriftsteller des neuen Testaments; die katholische Religion hat sich des weiblichen Elements für den Gottesdienst bemächtigt; aber das Richtige besteht in der innigen Einigung beider Geschlechter" *).

Wirklich zählt die Union wenigstens schon graduirte weiblichen Aerzte. Ein noch wichtigerer praktischer Versuch aber wurde bezüglich der zunächst sich aufdrängenden Frage gemacht: welche Stellung denn dem emancipirten Weibe zur Ehe und zur Familie einzuräumen wäre? Die Antwort lautete: geschlechtliche Verbindungen bloß nach Neigung und auf die Zeit ihrer Dauer, Erziehung der daraus entspringenden Kinder auf gemeinschaftliche Kosten. Diese durchaus logische Entscheidung ging von der „Gesellschaft der freien Liebe" zu Newyork, 5 bis 600 Mitglieder stark, im Herbste v. Js. aus, und sie soll rasch Anhang gewonnen haben. Gott weiß, was für socialistische und communistische Motive hinter der Sache gesucht wurden, während der Verein doch nur die allgemeine „individuelle Souverainetät" auch auf die Ehesachen anwendete, sie insbesondere auch den Frauenzimmern zugestand und, entsprechend der specifisch amerikanischen Vorstellung von der Superiorität der Weiber, ihnen das Recht ertheilte, „die Väter ihrer Kinder zu wählen", während der Islam bekanntlich das gegentheilige Verhältniß lehrt. Damit war freilich dem Staat wie der Kirche das Gesetzgebungsrecht in Ehesachen aberkannt; es ist aber auch nicht abzusehen, wie dasselbe bei dem social-politischen Princip „individueller Souverainetät" bestehen soll. Vielmehr erscheint die Praxis jener Gesellschaft von Newyork ihm ganz angemessen. Gebildete Leute, Maler,

---

*) Dr. Andree's Journal „Westland". 1851. Bd. I, Heft 2, S. 143—152.

Künstler, reiche Söhne, Löwen von Broadway einerseits; Töchter des Bürger-, Kaufmanns-, Künstler-, und Gelehrten-Standes andrerseits kamen in fashionabler Reunion zusammen, um die latenten „Anziehungen" der Geschlechter zu cultiviren; entdeckte sich die „Anziehung" zwischen einem Paar, so wurde es vor einer besondern Behörde des Vereins copulirt und ebenso wieder getrennt, wenn die „Anziehung" von den Betheiligten als beendigt erachtet ward. In Newyork griff die Polizei zu; es ist nicht recht einzusehen warum, namentlich wenn man das ohnehin übliche öffentliche Verfahren in Ehe- und Ehe-Scheidungs-Sachen betrachtet*). Auch besteht z. B. zu Carasco in Wisconsin ganz unbehelligt eine socialistische Anstalt der freien Liebe, wo die sogenannten Ehen nach Neigung auf Zeit geschlossen und aufgehoben, die Kinder aber auf Commun-Kosten erzogen werden**).

Man sieht wohl, wie ganz natürlich es sich aus dem Princip des nordamerikanischen Lebens versteht, daß dieses die alte christliche Welt mit der Wurzel ausreiße und seine neue umgekehrte Welt an die Stelle setze. Die Weiber-Emancipation und was sich daran hängt, ist nur eines der gröbsten und handgreiflichsten Symptome dieser Tendenz. Uebrigens hat dieselbe Emancipation auch schon ihre entsprechende Philosophie. Es ist z. B. der berühmte Prediger der Unitarier

---

*) Hr. Löher (Land und Leute I, 100) las in einer Zeitung von Albany zwei eigenmächtige Scheidungsbriefe zumal. Einer zeigte an, er habe seine Frau an den Methodistenpfarrer für fünf Dollar verkauft, wofür die Gerichtskosten bezahlt seien: „Auf dieses hin hat dieses Weib und ihr Pfaff keinen Anspruch an mich, und sage ihm, daß er sich dort nicht sehen lassen darf, wo ich mich aufhalte." Der Andere: seine Frau sei ihm weggelaufen, und er werde Jeden abdreschen, der sie ihm wiederbringe.

**) Halle'sches Volksblatt vom 16. Febr. 1856; Allg. Zeitung vom 13. und 26. Nov. 1855.

in Boston, Theodor Parker, welcher von seiner dichtumdrängten Kanzel herab lehrt, wie folgt:

„Den Mann stellt er als den Repräsentanten der untersten Kräfte — Körper- und Verstandeskraft — das Weib aber als Repräsentantin der obern Kräfte hin, und indem er in der bisherigen Menschenthumsgeschichte das Hervortreten der beiden untern — der männlichen — Kräfte sieht, bestimmt er für die Zukunft das Hervortreten der obern — der weiblichen — Kräfte, und macht somit das Weib zur Repräsentantin der künftigen Menschenwelt. „„Das weibliche Geschlecht, sagt er, ist eines Tages bestimmt, hervorzutreten, und ein besseres Element in die Familie, die Gesellschaft, die Politik und die Kirche einzuführen, und uns weit mehr zu beglücken, als die gewichtigsten Männer sich vermuthen lassen" " *).

Also ein ganz neuer Social-Politismus, der die christliche Lehre und Weltanschauung mit dem Schlachtmesser in der Hand bis zurück in's Paradies verfolgt und sie unter dem Baume der Erkenntniß tödtet, von wo herab einst die Schlange sprach: Eritis sicut deus. Nichts ist selbstverständlicher, als daß ein solcher Social-Politismus auch einer ganz neuen Religion bedarf. Eine neue, specifisch-amerikanische Religion für das „jugendlich kräftig anstrebende Volk" der Yankee's, die dem alten Christenthum wie Kinderschuhen entwachsen sind! Hr. Parker und die arianischen Unitarier sind weit entfernt, allein diese Ansicht zu predigen: sie ist mit verschiedenen Modifikationen viel weiter verbreitet, als man glauben sollte. Wir legen besonderes Gewicht auf diese Thatsache: sie ist die Spitze unserer Beweisführung von der radikalen Verzerrung des nordamerikanischen Social-Politismus.

Die rechte amerikanische Religion muß erst kommen, alles bisherige Christenthum ist eine allzu inferiore Ausgestaltung und nicht fähig dazu, die Yankee's dauernd zu fesseln! Wir verstehen unter den Anhängern dieses Satzes nicht etwa die

---

*) Atlantische Studien 1853. II, 170.

Infidels oder „Ungläubigen", sondern wirklich das, was man „religiöse Amerikaner" nennt. Man rechnet unter den circa 25 Millionen Seelen der Union nicht weniger als — 12 Millionen, die sich zu gar keiner Kirche halten, „zum Kreuz" erst noch zu bekehren wären. Drei Viertel von diesen 12 Millionen wenigstens rechnet man auf die Städte allein, so daß also die ungeheure Masse der „Indifferenten" nicht etwa dem Mangel an Kirchen und Geistlichen zugeschrieben werden kann. Die größte Zahl der Indifferenten machen die Deutschen aus. Die episcopale General-Convention von Cincinatti erklärte daher schon 1850, es gebe „kein interessanteres Feld für die Missionsthätigkeit der Kirche denn dieses"; zumal nur der Romanismus auf diese Deutschen religiösen Einfluß übe, und die Andern nachgerade in offenen Unglauben versänken. Wie viele von den Indifferenten eigentliche Infidels sind, läßt sich nicht nachweisen, nur so viel weiß man, daß wieder größtentheils Deutsche ihre Reihen füllen *). Wir benützen einen Artikel aus der deutschen „Missouri-Zeitung" **), um den Standpunkt der eigentlichen Infidels kurz zu bezeichnen:

„Das Erste und Hauptsächlichste, wodurch wir uns von den religiösen Menschen unterscheiden, ist, daß wir in dem Glauben an einen „„Gott"" und dem, was damit zusammenhängt, den Krebs-Schaden erkennen, der schon Jahrtausende lang an der Menschheit genagt und sie von ihrer Bestimmung abgehalten. Der Einzelne kann nicht menschlich leben, in keiner Familie kann wahres Glück blühen, die ganze Menschheit rennt auf Irrwegen nach ihrem Grabe, so lange die scheußlichen Popanze: Gott, Jenseits, ewige Vergeltung ihre Spukexistenz fristen. Darum ist es die Aufgabe jedes wahren Revolutionärs, seine beste Kraft auf die Zerstörung dieses heillosen Nichts-Trio zu richten. Jede Revolution wird nur halb gemacht werden, wenn nicht dem Urmonarchen über den Sternen der Lebensnerv abgeschnitten wird; jede Revolution wird vergeblich ge-

*) Atlantische Studien 1853. II, 175.

**) In der Süddeutschen Warte vom 17. Mai 1855.

macht werden, wenn nicht die Minister dieses Monarchen ausgerottet werden, wie man verderbliches Geschmeiß ausrottet."

In solcher Weise von dem absoluten Unglauben Profession machen, ist selten oder nie Sache des Yankee. Aber zweierlei ist doch an diesen deutschen Journal-Predigten auch bezüglich des Yankee bedeutsam: wie kommt es, daß sie gerade auf seinem Boden so üppig aufschießen? und warum duldet und erträgt sie das Yankeevolk so ruhig und still, während es doch bekanntlich nie verlegen ist um Coercitiv-Maßregeln, blutige und grausame, gegen die Katholiken? Dr. Gelzer hat am Berliner Kirchentag ganz richtig bemerkt: „namentlich in Amerika habe sich die Feindschaft gegen das Christenthum unter einem Theile der Deutschen in einem solchen Maße ausgebildet und organisirt, wie dieß früher auf dem europäischen Continent nie möglich gewesen; es sei dieß ein Punkt, dessen Wichtigkeit nur kurzsichtige Beschränktheit gering anschlage"*). Die Thatsache bezeugt jedenfalls eine überraschende religiöse Alteration auch unter dem eingebornen Volke selber. In demselben Herbst 1853 feierte man in Cincinatti, das freilich seine 40,000 Deutschen zählt, der „christlichen Welt" zum Entsetzen, mit imposantem Umzug das Geburtsfest des berüchtigten Gotteslästerers und Großrevolutionärs Tom Payne (geb. 1737). Die Puritaner schlugen, nach dem Bericht einer deutschen Zeitung, erschrocken die Hände zusammen über die ungeheure, wie über Nacht aus der Erde gestampfte Masse von „Ungläubigen", deren unermeßlicher Zug sich durch die Straßen wälzte. Noch 5 bis 6 Jahre früher, sagt das Blatt, wäre jede solche Versammlung vom Volke auseinander gejagt worden; jetzt verkünde das Schmettern ihrer Musik und der Glanz ihrer Fackeln, „daß die Ideen der Reform bereits unter dem Volke sind und das Reich der christlichen Lüge sich mit Riesenschritten seinem Ende naht"**).

*) Kirchentags-Verhandlungen. 1853. S. 179.

**) Halle'sches Volksblatt vom 28. Dec. 1853.

Der Yankee für sich selber ist jedoch immerhin noch zu praktisch, um zu speculiren pur auf Nichts; bei der Anschauung der Infidels ist auch keine amerikanische „Religion der Zukunft" mehr möglich. Die Anhänger der letztern mögen wohl auch vom nahen Ende des „Reichs der christlichen Lüge" sprechen, aber nicht Atheisten seyn. Ihre Opposition versteigt sich höchstens bis zur Negation der Bibel und ihrer Berichte. Ein Beispiel davon ist die bibelstürmende Richtung Garrisons. Im Juni 1854 hielten die Antibiblianer eine Convention zu Hartford, „der altpuritanischen Stadt", freilich nicht ohne durch vielfache Skandale der empörten Masse gestört zu werden. Unter Garrison's Anträgen befand sich auch der folgende: „daß die Lehre der amerikanischen Kirche und Priesterschaft, wornach die Bibel das Wort Gottes sei und die einzige Richtschnur des Glaubens, abgeschmackt, verderblich und ein Hinderniß menschlicher Erhebung sei" *). Unter seinen Gründen brachte Hr. Garrison auch den folgenden, sehr interessanten vor:

„Daß die Geistlichkeit dieses Landes (Amerika), wenn man nach ihrem Verhalten gegen alle Reformen der Zeit und, nach ihrer Stellung in der Gesellschaft urtheilt, ebenso bereitwillig morgen die Bibel verbrennen würde, wenn die öffentliche Meinung es verlangte und Amtsverlust die Strafe des Ungehorsams wäre, wie diese Geistlichkeit sich jetzt bemüht, die göttliche Eingebung jenes Buchs einzuprägen."

Man kann sagen, daß Garrisons Richtung die breiteste Basis sei für die amerikanische „Religion der Zukunft", für eine neue Offenbarung, deren Bedürfniß allerdings evident wäre, wenn die eben angeführte Motivirung wahr ist. Mit seiner Ansicht von der Bibel steht übrigens Garrison in demselben Hartford und überall der großen puritanischen Richtung gegenüber, welche mit derselben Bibel und ihrem Buchstaben

*) Atlantische Studien 1854. IV, 32 ff.

wahren Götzendienst treibt. „Nicht bloß der Inhalt, sondern auch das Buch an sich steht in hoher Verehrung, oft ist die heilige Schrift im prachtvollsten Einbande in den Häusern bloß zur Verehrung aufgestellt und die Kinder werden gestraft, wenn sie das Buch vom Tische fallen lassen“ *). Sind nun vielleicht diese Gläubigen der ewigen Wahrheit sicher und des Sehnens nach einer „Religion der Zukunft“ überhoben? Keineswegs. Auch unter ihnen liegt die Vorstellung nahe, die heilige Schrift sei noch lange nicht erschöpft und die Jetztzeit einem Luther und Calvin ebenso weit voraus, als diese Reformatoren einem heiligen Thomas und Bonaventura vorausgewesen. Auf dem nämlichen Wege sind die Universalisten, wie auch die Unitarier, aus dem bibelanbetenden Puritanismus hervorgegangen, die jeden Glauben für gleichgeltend in Sachen der Seligkeit erklären und folgerichtig die Ewigkeit der jenseitigen Strafen läugnen. Natürlich prätendiren beide, den Keim der amerikanischen „Religion der Zukunft“ in sich zu tragen.

Andererseits ist aus derselben Bibelanbetung eine besondere Form dieser Erwartung erwachsen, welche die amerikanische Gläubigkeit in sehr weitem Umfange charakterisirt. Es ist dieß der auffallend starke judaisirende Zug an ihr. Aus der Anwendung des alttestamentlichen Bibelbuchstabens als social-politisches Gesetz, die an sich schon ein Rückfall in's Judenthum war, ist eine Verschmelzung althebräischer und christlicher Denkweise hervorgegangen, die dem Yankeethum eigenthümlich und nichteinmal von den judaisirenden Schotten erreicht ist. Der Yankee will durchaus selber leiblicher Erbe und Nachfolger der Juden seyn, und zwar einer besondern Abtheilung derselben, nämlich der zehn verlorenen Stämme Israels, welche aus ihrem Lande gänzlich weggeführt worden, und von denen auch die gelehrtesten Rabbinen nicht

*) Löher a. a. O. II, 109.

wissen, wo sie hingekommen, außer daß eine alte Tradition besagte, die zehn Stämme seien als Ein Volk noch irgendwo im Nordosten Asiens versteckt. Eine andere alte Sage im Norden Europa's soll von den „rothen Juden" über dem Meere sprechen, und Herr Löher versichert, für den ächten Altamerikaner sei es sogut wie ein Bibelwort, daß die Indianer Abkömmlinge der zehn Stämme Israels seien. Er macht sich ungemein viel damit zu schaffen, den alten Grundstock aufzufinden; im tiefen Innern von China, in den persischen Gebirgen, auf der asiatischen Hochebene und überall müssen seine Missionäre nach den verlorenen Hebräern suchen wie nach verlorenen Brüdern. Der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus ist ihm ganz populär, und das alte Testament liegt seinem Bewußtseyn viel näher als das neue:

„Ueberhaupt habe ich in Amerika in Kirchen wie in Familien zehnmal eher die Geschichte der alten Hebräer, als der Evangelisten lesen hören. Wenn das alte Testament den Amerikanern plötzlich aus der Bibel gerissen würde, so würden sie bestürzt durcheinander rennen, wie ein Bienenschwarm, dem auf einmal seine Königin genommen ist. Diese Vorliebe für den alten Bund schreibt sich noch von den Puritanern her, denen der jüdische Gott besser gefiel, als der Gott der Liebe und des Lichts" *).

Es ist unmöglich, daß diesem judaisirenden Zuge nicht die Ansicht nahe liege, der rechte Messias sei erst noch zukünftig, das Christenthum noch kein fait accompli für das nordamerikanische Volksthum. Von ganz verschiedenem Ausgangspunkte trifft so die Richtung am Ziele mit denjenigen zusammen, welche umgekehrt die Bibel nach dem faktischen oder ihrem eingebildeten Stande des Social-Politismus der neuen Welt abwägen und zu leicht erfinden. Ueber das Anwachsen der letztern Tendenz liegt uns übrigens eine sehr merkwürdige Aeußerung des Baptisten-Predigers Dr. Baird

*) Löher: Land und Leute. II, 71. 108; I, 206.

vor. Er behauptet, des eigentlichen Unglaubens sei in Amerika jetzt weniger als vor fünfzig Jahren, anders aber stehe es mit einer gewissen Art von specifisch-amerikanischem Unglauben:

„In Neu-England und in den Theilen des Westens, die aus Neu-England sich da angesiedelt haben, findet sich ein beträchtlicher Grad von subtilem Unglauben, die natürliche Frucht des Universalismus einerseits, und eines gewissen Fanatismus andererseits, welcher die Menschen verleitet, das Christenthum zu verwerfen, weil die Bibel und die Kirchen nicht in der Art über die Mäßigkeit, über Sklaverei und andere Gegenstände ähnlicher Art sprechen, wie sie glauben, daß sie es thun sollten" *).

Wir sehen hier offen zugestanden, daß auf der einen Seite der amerikanisch gläubigen Welt die Bibel sich nach dem jeweiligen Ideal des Social-Politismus zu richten hat, nicht umgekehrt wie in der alten christlichen Welt. Auf der andern Seite thut die judaisirende Velleität der Bibelanbeter dieselbe Wirkung bezüglich der Erwartung des neuen Messias oder der rechten amerikanischen Religion, deren die neue Welt an der Stelle des in den Kinderschuhen der alten Tradition stecken gebliebenen Christenthums bedürfe. Daher kommt auch der scheinbare Widerspruch, daß hart neben dem ängstlichsten Dogmatismus und der argwöhnischesten Ketzerriecherei in den einzelnen Sekten **) doch die Idee einer bevorstehenden religiösen Renovation, die Beschäftigung mit Herstellung einer neuen allgemeinen Religion in sehr vielen Prediger-Köpfen spukt. Die Folge davon ist der besondere Hang der Yankee's, eine mit moderner Philosophie versetzte Theologie zu schaffen. Ist eine Gemeinde damit nicht ganz zufrieden, so bedarf der Prediger bloß der Stimmenmehrheit der Glieder für seinen Philosophismus, um sofort die altgläubige Minorität aus

---

*) Dr. R. Baird. S. 67.

**) S. die Klagen Büttner's a. a. O. I, 156.

ihrer Kirche hinauszuwerfen. Hr. Busch behauptet: dieser philosophastrische Zug gehe, vom Volksbeifall getragen, durch alle sektischen Kirchen:

„Theologische Sekten sind nicht immer die ersten, welche eine derartige Bewegung im Volke fühlen. Dennoch haben sie hier fast alle von den Episcopalen bis auf die Quaker herab eine philosophische Fraction, welche Aussicht hat, die conservative zu überwinden. Selbst auf den Kanzeln hat dieser Hang seine Vertreter, und häufig geschieht es, daß einem andächtigen Kreise die Philosophie der Religion gepredigt wird" *).

Ueberhaupt, sagt Hr. Busch, charakterisire den Amerikaner ein gewisser philosophischer Zug, der sich durch Fragen und Suchen nach Endursachen und allgemeinen Ideen äußere. Das ist eben die allseitige Flucht und Verlassenheit von der alten Tradition. Findet der Yankee in der wilden Jagd des Materialismus einen Augenblick Zeit und Lust zur Anspannung seiner geistig speculativen Kräfte, so hat er nirgends einen festen Halt als an sich selber. Seine Sonntags- und Gewohnheitskirche hat er niemals so verstanden, als sollte sie diesen Haltpunkt bieten. Mit der Geschichte aber hat er gebrochen, oder vielmehr er hat gar keine Vergangenheit, und sein ganzer Social-Politismus verbietet jede Beherrschung der Gegenwart und Zukunft aus der Vergangenheit. Seine Welt beginnt mit dem Heute. Eine Philosophie, die dasselbe thut, muß ihn darum besonders ansprechen; und da andererseits der Materialismus seine Lebensluft ist, so ist es nicht zu verwundern, wenn nach neuesten Berichten namentlich die materialistisch-pantheistische Philosophie des Franzosen Aug. Comte, die in der eigenen Heimath noch bei Lebzeiten des Autors schon fast wieder vergessen scheint, in Amerika um

*) Busch: Wanderungen II, 375. — Der Franzose *Alfred Maury* (Revue des deux mondes. Sept. 1853. p. 961 ff.) hat dieselbe Bemerkung gemacht.

sich greift *). Ueberwindung der theologischen Thesis und Erhebung aller Wissenschaft zur Philosophie in Einem System, das stimmt ja trefflich zu der erwarteten Religion der amerikanischen Zukunft!

Also ein Fortschritt, ein religiöser Fortschritt über das Christenthum hinaus, der eben Nordamerika zum Träger haben soll! Man muß die grenzenlose Anmaßlichkeit des amerikanischen National-Charakters kennen, um die Unwiderstehlichkeit dieser Idee für ihn zu ermessen. „Die Amerikaner", sagt Hr. Busch, „haben vielleicht unter allen Nationen das meiste Selbstvertrauen, und so gebehrden sie sich als Himmelsstürmer, was oft titanisch, bisweilen lächerlich aussieht" **). Der Protestantismus aber vermag nirgends eine national-geistige Schwindelei zu mäßigen, weil ihm selbst die Unwandelbarkeit fehlt; er erzieht nie, verzieht aber immer, eben indem er jeder nationalen und zeitgenossenschaftlichen Leidenschaft schmeichelnd nachgibt. So konnte der hochmuthstolle Yankee nicht nur eine neue Religion der Zukunft, einen andern, amerikanischen Christus für sich und entsprechend seinem neuen Social-Politismus zum Ziel und Ausgangspunkt seiner Weltanschauung machen, sondern auch seine Nation mit dieser Idee zugleich an die Spitze der ganzen Menschheit stellen. Nirgends sei die Menschheit als solche repräsentirt, als nur durch Nordamerika. Wenn daher der Einzelne der noch unbekannten Religion der Zukunft gedenkt, wenn einzelne Sekten sich bereits als Inhaber derselben darstellen, wie die Unitarier und Universalisten vermöge ihrer unvergleichlich umfassenden Fähigkeit zu „uniren", d. i. dem absoluten Recht der autoritätslosen Individualität nachzugeben, oder die Baptisten vermöge ihres Vorzugs vollendeter Souverainetät des Einzelnen im Reiche Gottes: so vermeinen sie alle dieß nicht

*) Allg. Zeitung vom 16. und 17. Juni 1856.

**) Busch a. a. O.

etwa nur ihrem nordamerikanischen Volke, sondern der ganzen Menschheit. Darum predigen z. B. die Baptisten: „ihnen gehöre die Zukunft der Welt." Und folgerichtig führen sie die Lehre: die Bibel, als nicht für Menschenraçen, sondern für die ganze Menschheit bestimmt, adressire sich vorzüglich an die Nordamerikaner. „Dieß ist ein Land und ein Volk, welches alle Vorzüge aller Raçen vereinigt, eine Fusion aller Nationen, selbst eine neue, aus den besten Elementen zusammengesetzte Raçe" *). Nur daß diese Anschauung nicht etwa den Baptisten eigenthümlich ist:

„Bereits prophezeit man Amerika, das moderne Rom zu werden, und demnächst sieht man dem Erscheinen eines Buches entgegen, das unter dem Titel New-Rome Propaganda für dieß Ideal machen will. Und wenn Amerika das politische Rom werden sollte, so würde es gewiß gegen den Wunsch seiner Secten seyn, wenn es nicht auch das kirchliche werden würde. Ich überlasse dem Verfasser des „„neuen Rom"" die weitere Ausführung dieses Themas, will auch die jüngst irgendwo aufgetauchte fromme Ahnung von der einstigen Residenz des Papstes in Amerika nicht stören, wiederhole aber, daß es den hiesigen Religionsparteien wenigstens nicht an Energie fehlt, um Amerika zum Centrum der kirchlichen Welt zu machen" **).

Dieser unermeßliche Dünkel wird allerdings noch durch den Weltschmerz eingewanderter Publicisten stimulirt, die da folgenden stereotypen Text abzuleiern sich gewöhnt haben: Alle andere Welt sei ausgelebt und im allmähligen Absterben begriffen wie die Juden zur Zeit Christi, selbst die Russen nicht ausgenommen, da auch die Slaven kein frisches Naturvolk mehr seien, sondern schon zu alt und nur auf den Schein geschminkt; „folglich bleibe nichts übrig, als entweder an das baldige Ende der Welt zu glauben oder hoff-

*) Darmst. K.-Z. vom 26. Nov. 1854; vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. XXXVII, 308.

**) Atlantische Studien 1853. II, 131.

nungsvoll auf die westliche Hemisphäre als auf das Land der Zukunft zu blicken, worauf auch die massenhafte Auswanderung aus allen Theilen Europa's hinzuweisen scheine"*). Selbst ein sonst so verständiger und gemäßigter Mann wie Hr. Schaff vermag von der Yankee-Atmosphäre so betäubt zu werden, daß er sich dieser Anschauung ohne Weiters anschließt:

„In den Vereinigten Staaten stoßen alle Nationen, alle Kirchen und Secten, alle guten und schlimmen Kräfte der alten Welt ohne Schwertstreich und Blutvergießen aufeinander, und während Europa mit dem Heidenthum und der Barbarei begann, so fängt Amerika mit den Resultaten der 2000jährigen Civilisation Europa's an, und hat Lebensfrische, Energie, Unternehmungsgeist und Ehrgeiz genug, um dieses enorme Anlagscapital auf die reichsten Zinsen zu legen zum allgemeinen Besten der Menschheit" **).

Und was hat dieses Volksthum nun gemacht mit jenen „Resultaten der 2000jährigen (christlichen) Civilisation"? Es hat die verkehrte Welt eines neuen Social-Politismus geschaffen und sucht jetzt dafür eine entsprechende neue Religion! Und das billigt Hr. Schaff, der deutsch-reformirte Professor, vollkommen; nur durch die moderirte Qualität der eventuellen Religion unterscheidet sich seine Billigung von der der Unitarier und Universalisten. In dem „nordamerikanischen Freiheits- und Gleichheitssystem", d. h. in dem neuen Social-Politismus sieht er „gewissermaßen eine Uebertragung der von den Reformatoren zuerst klar ausgesprochenen und scharf betonten Idee des allgemeinen Priesterthums der Christen auf den Boden des bürgerlichen Lebens." Auch zu der neuen Religion der Zukunft muß das Werk der Reformatoren das Beste hinzuthun: nämlich „die subjektiven protestantischen Herzenskirchen", welche sich unter dem Sektenwesen bergen,

---

*) Schaff: Amerika. Vorr. S. 17 ff.
**) A. a. O. S. 20.

von dem Hr. Schaff übrigens zugesteht, daß „es keineswegs bloß eine specifisch amerikanische Krankheit sei, sondern tiefer im Protestantismus selbst sitze." Während die „Herzenskirchen" sich ausdehnen, wird „die zeitliche Form der katholischen Kirche, das Papstthum", mit allem seinem Aberglauben und seiner Tyrannei untergehen, worauf dann aus den genannten subjektiven Herzenskirchen „die wahrhafte evangelisch-katholische, alle positiven Elemente der Vergangenheit in sich vereinigende und vollendende Kirche sich herausgestalten muß." Also die amerikanische Religion der Zukunft ein Mixtum-Compositum von Katholicismus und Protestantismus!

„In Amerika sind gewissermaßen alle Bedingungen zu der umfassendsten Unionsaufgabe als Anbahnung dieses großen Zieles gegeben. Wir glauben, daß die letzte und entscheidende Schlacht zwischen Romanismus und Protestantismus nicht in Europa, nicht einmal auf dem Weltmarkte von London und in den gelehrten Hallen des mittelalterlich ehrwürdigen Oxford, sondern an den Ufern des Hudson, der Susquehanna, des Mississippi und des Sacramento geschlagen werden und nicht — wie die sanguinischen Papisten meinen — zu Gunsten des römischen, sondern zu Gunsten eines evangelischen Katholicismus ausfallen werde" *).

Weniger positiv als dieser „evangelische Katholicismus" fällt die amerikanische Religion der Zukunft nach Hrn. Löher's Auffassung aus:

„Die Deutschen sind in Amerika berufen, um zwischen der römisch-katholischen Kirche und dem Fanatismus und der Verknöcherung der protestantischen Secten die Religion der Humanität hineinzupflanzen. In Amerika wird es sich am deutlichsten zeigen, daß die Deutschen das Salz der Erde sind" **).

Man muß nun alle diese Symptome zusammenfassen, von dem Punkte an, wo man den neuen Social-Politismus die

*) A. a. O. 71. 88. 150.

**) Löher: Geschichte der Deutschen ꝛc. S. 423. ff.

alte christliche Ordnung schon von ihrer Grundlegung im Paradiese an stürzen sieht: um die Frage von der Religion der Zukunft Nordamerika's in ihrer ganzen Tragweite zu begreifen. Es handelt sich um nicht weniger als um die Prüfung, ob das Christenthum wirklich befähigt und berechtigt sei, die Religion der Menschheit zu seyn? und das Christenthum hat alle Aussicht im Examen durchzufallen. Bekanntlich ist die religiös social-politische Geheimlehre der Freimaurerei, wenn man den Maurern glaubt, viel älter als Christus. Ihre Macht ist aber in der Union so groß, daß man im Lande selbst die wichtigsten Bewegungen auf sie zurückführen zu müssen meint. Nicht minder mächtig steht neben der gemeinen Maurerei der specifisch-amerikanische Orden der Odd Fellows („sonderbaren Brüder"). Er war in der Revolutions-Zeit (1800) zu Manchester in England auf die Dichtung gegründet, daß seine Stiftung im J. 55 n. Chr. unter Kaiser Nero von den Soldaten eines römischen Lagers geschehen und von Kaiser Titus a. 97 bestätigt worden sei *). Der Orden ist also fast gleichzeitig mit der Lehre Christi in die Welt getreten, und besorgt gleichfalls die höchsten Interessen der Menschheit — vorderhand noch als College des Christenthums! In dem Bericht eines Deutschen über „Religion und Kirche in Nordamerika" liegt eine Stelle vor, welche uns die betreffende Situation überhaupt am besten zu charakterisiren scheint:

„Amerika ist ein christlicher Staat. Eine andere Frage würde allerdings die seyn, ob das christliche Element noch lange ein bleibendes in der hiesigen Gesetzgebung seyn wird; eine Frage, deren Beantwortung eine allseitige Erörterung der ganzen Entwicklung des amerikanischen Lebens erfordern würde. Amerika ist die Stätte des riesenhaftesten Fortschrittes, es ist zugleich der Probir-

*) Busch I, 216; Büttner II, 58.

stein, ob das Christenthum die Elemente in sich trägt, die es befähigen, Weltreligion zu werden und zu seyn, ob es ihm immer gelingt, die Fortentwickelung der Menschheit mit seinen Grundsätzen in Einklang zu bringen"*)?

Wir haben also für die sprüchwörtlich gewordene religiöse Neuerungssucht in Nordamerika noch ungleich tiefere Begründung als die allgemeine Unsicherheit und Zerfahrenheit im Protestantismus, oder die religiöse Indifferenz der politischen Verfassung insbesondere, oder die abergläubischen Naturanlagen des weiland Hinterwäldlers. Der Yankee ist eben in unausgesetztem Haschen nach der Religion seiner Zukunft begriffen. Daß daneben in keinem Lande der Welt so viel grasser Aberglauben besteht wie hier, die Hexenproben z. B. noch häufig im Schwange sind und von den Predigern selbst geleitet werden: das thut der Sache keinen Eintrag.

Im Gegentheil: wenn der nekromantische Spiritualismus in den wenigen Jahren seit 1848 so stupende Fortschritte machte, daß Dr. Hare in einer Vorlesung zu Newyork im Herbste 1855 die Zahl der Spiritualisten in der Union auf mehr als zwei Millionen angab, welche noch immer reißend anwachse**): so dachte der Yankee dabei ganz gewiß an die neue Religion der Zukunft. Unter jenen zwei Millionen befindet sich nicht etwa nur dummer Pöbel, sondern ein großer Theil der Hochgebildeten der Union; sie mochten erwägen, daß eine passendere Religion für das Zukunftsvolk gar nicht erdacht werden könnte, als dieser unmittelbare Verkehr der Diesseitigen mit den Geistern des Jenseits durch die klopfenden, schreibenden, redenden Medien wie durch eine Art von Telegraphie. Darum ist auch der Spiritualismus in

*) Atlantische Studien 1853. II, 123.

**) Galignani's Messenger vom 27. Dec. 1855: vergl. Freimüthige Sachsenzeitung vom 2. April 1853.

Nordamerika von Anfang an zu einer förmlichen Religion geworden*), der man sich mit dem rücksichtslosesten Fanatismus hingab. Wie die Newyorker Blätter überhaupt von Zeit zu Zeit entsetzliche Listen von Verbrechen und Unglücksfällen aus dem grassirenden Aberglauben veröffentlichen, so sind insbesondere die ohne Zahl, welche die Geisterklopferei in Amerika veranlaßt hat; ein englischer Reisender hat jüngst eine zehn Seiten lange Liste darüber publicirt, welche schaudern macht**). Dieselben Dienste, in der Erwartung wenigstens, wie jetzt der Spiritualismus haben zuvor und noch fortwährend die fast täglich neu auftauchenden Ankündigungen der Nähe des tausendjährigen Reichs gethan, die immer wieder ihren Kreis von Gläubigen finden, um so mehr als doch nicht feststeht, ob die amerikanische Zukunfts-Religion noch im gewöhnlichen Lauf der Dinge oder erst im Millennium vollständig realisirt seyn wird. Zwischen diesen Extremen und der humanitarischen Tendenz einer philosophischen Religion der Zukunft nun bewegen sich die Massen des nordamerikanischen Protestantismus in einer Weise, die wir lieber mit fremden Worten skizziren:

„Wir haben ein vollkommenes Chaos vor uns, in dem die Stoffe in wildester Weise durcheinander gähren, und vor welchem derjenige, den die Wissenschaft nicht an ähnliche (?) Perioden in der Kirchengeschichte erinnert, an einen Verwesungs-Proceß des Christenthums glauben kann. Das stupideste Festhalten am Buchstaben der Schrift mischt sich mit den wahnwitzigsten Ausschweifungen der Phantasie. Die augenfälligste Täuschung findet bei Tausenden und aber Tausenden von Menschen statt, die in weltlichen Dingen sich der schärfsten Sinne erfreuen, Knie,

*) Vgl. den Artikel über den nekromantischen Spiritualismus: Histor.-polit. Blätter. Bd. XXXVI. S. 811 ff.

**) *Montegut*: le Mormonisme et les Mormons. Revue des deux mondes. Févr. 1856. p. 706. 715.

die sich vor Charlatanen wie vor Sendboten Gottes beugen . . . Nichts ist so voll Widersprüche, nichts verstößt so sehr gegen Sitte und Gewohnheit, daß es nicht einen Kreis von Gläubigen um sich sammelte. Ja, gerade das Barocke und Bizarre ist es, was die größte Anziehungskraft zu üben scheint, wenn es auch häufig nur angenommen wird, um Tags darauf mit einer noch seltsamern Verkehrtheit vertauscht zu werden. Dieser Zustand, bei dem Leute, die im Laufe weniger Jahre einem Dutzend Kirchen und Confessionen nacheinander angehört haben, keine Seltenheit sind, vereinigt in sich fast alle Symptome, welche die Kirchengeschichte seit ihrem Beginne bis heute hat zu Tage treten lassen*).

Fassen wir endlich die ganze Lage in's Auge, so ergibt sich von selbst, was die katholische Kirche hier anstreben muß. Gewiß nichts weniger als eine monarchische Regierungsform, die unter so bewandten Umständen in den wildesten Despotismus ausarten müßte! Aber Hr. Vinet hat recht: der Katholicismus ist das Autoritätschristenthum selber, nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für den Social-Politismus; nicht indem er diesen äußerlich diktatorisch maßregelt, sondern indem er eine Tradition schafft, die ihm durch alle Poren dringt und ihn so unmerklich hält und trägt.

Eben das, was die Kirche in langer stiller Wirksamkeit erstreben muß, hat der Mormonismus ex abrupto und mit Einem Schlage herzustellen versucht. Man pflegt dieses Sektenthum als das unbegreiflichste Phänomen des neunzehnten Jahrhunderts zu betrachten; uns würde es im Gegentheil wundern, wenn es in Nordamerika nicht erschienen wäre. So sehr ist es die entsprechende Position zu den religiösen und social-politischen Negationen der neuen Welt, so sehr die kecke Antwort auf die frechen specifisch-amerikanischen Fragen. Man kann sagen, das Suchen der Angloamerikaner

*) Dr. Busch: die Mormonen. Leipzig 1855. S. 1. 2.

nach der Religion der Zukunft habe nothwendig den Fund des Mormonismus hervorgerufen. Hier hat sich der amerikanische Christus speciell für Amerika geoffenbart; er hat seine Heiligen der neuen Welt in engste unmittelbare Verbindung mit sich und allem Geisterreich gesetzt; alle die sind als „Heiden“ zum Verderben verdammt, welche das heilige Amerika und seine Menschheits-Kirche nicht hören; diese lehrt nicht nur Dogmen, sondern auch einen Philosophismus, der alle Geheimnisse der Himmel offen legt; sie ist auch legitimer Erbe der verlorenen Stämme Israels und nichts Anderes als die westliche Fortsetzung des alten östlichen Judenthums. Dazu hat der Mormonismus von allen amerikanischen Sekten irgend etwas in sich aufgenommen; seine Dogmen sind im Grunde gar nicht intolerant; nur Eines verdammt er — für den Amerikaner freilich gerade das Princip seiner neuen Welt: das absolute Recht der autoritätslosen Individualität. Nur Eines will er dagegen aufdringen: das Gemeinschafts-Princip unter einer lebendigen obersten Autorität — einer specifisch-amerikanischen Autorität, d. i. nicht etwa einer historischen, sondern der permanenten Inspiration des Mormonen-Propheten. Dadurch verspricht er aber auch alle offenen Wunden und tödtlichen Schäden des neuen Social-Politismus zu heilen, ohne doch seine Vortheile zu verlieren: das unaufhaltsamste materielle Gedeihen. Geld und Gut in größtmöglichen Massen! aber auch geistige Interessen; Nahrung für den gähnenden Rachen der innern Hohlheit; lustig in Ehren statt der trüben Schwermuth und der langweiligen Monotonie des Sabbatharianismus; ästhetische Genüsse überall und auch im Cult als Präservativ gegen die Volksschwindsucht des time is money; thätiges Mitleid gegen die Armen als strenge Pflicht statt des eiskalten help your self — kurz, statt der Religion des egoistischen Individualismus die Religion der hülfreichen, aufopfernden Gemeinschaft; statt der verzehrenden Intoleranz, der umgekehrten Moral, der ver-

kehrten Welt im Götzendienst des absoluten Rechts der Persönlichkeit — die erhaltende, leitende, bildende, erziehende Wirksamkeit einer kirchlichen Anstalt, eines göttlichen Pädagogiums für die Menschheit. Freilich meint Hr. Busch: die Ausführung solcher Pläne „erfordere eine Selbstverläugnung des eigenen Interesse, wie sie bisher nur die Mitglieder der Gesellschaft Jesu an den Tag legten.“ Mit andern Worten: die Regel einer alten Tradition statt der selbstgemachten neuen eines willkürlich inspirirten Prophetenthums. Indeß kommt die letztere doch zeugnißgebend mit den social-politischen Principien der erstern ziemlich genau überein. Nur in Einem Punkt stellt sie dem social-politischen Exceß der neuen Welt einen andern, fast mehr als heidnischen Exceß entgegen: sie läugnet dem Weibe das Recht der Persönlichkeit gänzlich ab und heilt die dort grassirende Polyandrie durch islamitische Polygamie. Dafür muthet sie aber auch den Yankee's nichts zu — von der allerseligsten Jungfrau!

XXIV.

Die Missionen in Indien und China im vierzehnten Jahrhundert.

Vierter Artikel.

Der Missionsbericht des Odoricus von Pordenone.

Kaum irgend ein Reisebericht, der von den Zeitgenossen der Persönlichkeit des Verfassers halber mit Bewunderung aufgenommen wurde, hat von der Nachwelt eine so verschiedene Behandlung erfahren, als der Bericht des einfachen Mönches, der seine stille Zelle in Udine verließ, um sich viele Jahre hindurch dem sorgenvollen Amte eines Missionärs im Morgenlande zu unterziehen.

In der Erinnerung der Zeitgenossen wurde das Angedenken des Odoricus als das eines Heiligen verehrt, wenn auch eine wirkliche Canonisation von Seiten des päpstlichen Stuhles erst weit später erfolgt ist.

In der Beurtheilung der späteren Zeit wird Odoricus als ein Mann hingestellt, der sich grobe Lügen habe zu Schulden kommen lassen, und niemals die Länder, von denen er spreche, gesehen habe. Sein Reisebericht wird als ein Gemisch eigener Erdichtungen, und wahrer Nachrichten, die er von Andern eingezogen habe, betrachtet*).

---

*) Die Histoire générale des voyages. Paris 1749. 4. T. VII,

In der neuesten Zeit ist dieses Urtheil wieder anders ausgefallen. La Renaudière hält es für unmöglich, zu entscheiden, ob Odoricus wirklich alle die Länder gesehen habe, von denen er spreche; jedenfalls aber glaubt er mit Entschiedenheit behaupten zu dürfen, daß er niemals auf den Inseln Java, Sumatra und Borneo gelandet habe*).

D'Avezac hat in seiner Zusammenstellung der älteren Reisen in die Tatarei nur auf La Renaudière verwiesen, ohne ein eigenes Urtheil über die Glaubwürdigkeit des Reiseberichtes auszusprechen**).

Indessen ist auch in neuester Zeit die Ansicht der Verfasser der „Allgemeinen Geschichte der Reisen" wiederholt, und die Echtheit des Reisewerkes als eine sehr verdächtige betrachtet worden, aus welchem man überdieß für die Missions-Geschichte nichts Erhebliches schöpfen könne***).

---

p. 374 sagt von dem Reiseberichte des Odoricus: cet ouvrage est non seulement très superficiel, mais rempli de fables et de mensonges grossiers. On y trouve des Nations qui ont des têtes d'animaux et des vallées fréquentées par des Esprits.

L'Auteur entra dans une de ces vallées, après s'être muni du signe de la Croix. Mais il n'en vit pas moins une figure horrible, qui le fit fuir par l'effroi qu'il ressentit de ses grimaces. Enfin quoique dans plusieurs choses qui regardent les Tartares et Manji, qu'il appelle Manci, il s'accorde avec Marco Polo, on découvre facilement aux noms des places et par d'autres circonstances, qu'il n'avait jamais vu les pays dont il parle, et que son Ouvrage n'est qu'un mélange de ses propres fictions, avec un petit nombre d'informations qu'il avait tirées d'autrui.

*) Man vergleiche Biographie universelle. Paris 1822. 8. Tome XXXI, p. 500.

**) Recueil de voyages et de mémoires. Paris 1839. 4. T. IV, p. 419.

***) Wittmann, Allgemeine Geschichte der Missionen. Augsburg 1846. 8. Bd. I. S. 113.

Von allen diesen Einwendungen muß zuerst die, daß Odoricus die Länder nie gesehen habe, welche von ihm beschrieben worden sind, geprüft werden, ehe auf die Einzelnheiten, durch welche der Text des Reiseberichtes verdächtig erscheinen soll, eingegangen werden kann.

Diese Annahme widerspricht schon den Standesverhältnissen des Reisenden, die es geradezu unmöglich machten, die Thatsache für längere Zeit unentschieden zu lassen, ob der Franziskanermönch, den seine Obern als Missionär nach Indien und China sandten, auch wirklich in diese Länder gekommen sei, oder nicht.

In einem noch kürzeren Zeitabschnitte, als ihn die Wissenschaft in unserm Jahrhunderte bedurfte, um darzuthun, daß Douville niemals in den Gegenden des Inneren von Afrika reiste, welche er nach eigener Wahrnehmung beschrieben haben wollte, hätte sich die Frage entscheiden lassen müssen, ob Odoricus diese Länder bereist habe, wenn es überhaupt thunlich gewesen wäre, diese Thatsache irgendwie als eine fragliche zu behandeln. Letzteres konnte von den Zeitgenossen schon deßhalb nicht geschehen, weil der Orden der Franziskaner mit seinen Missionen in China, wie wir bereits gesehen haben, fortwährende und lang andauernde Verbindungen hatte, welche jeden Zweifel über die Anwesenheit eines Missionärs in jenen Ländern leicht hätten heben müssen. Bei solchen wohlorganisirten Missionen, die noch dazu in ihrer Ausdehnung nach China dem betreffenden Orden allein angehörten, konnte eine solche Thatsache andauernd niemals fraglich werden, wenn sie es auch vielleicht für eine kürzere Zeit hätte seyn können.

Zeit und Ordensgenossen, wie Franziskus Marchesinus und Bartholomäus Albitius, haben aber diese Thatsache bestätigt, welche ihnen leicht bekannt seyn konnte, da der

Bericht des Odoricus zunächst für Ordensgenossen bestimmt war *).

Dieser letztere Umstand ist für die Abfassung des Reise-Berichtes selbst von großem, für die spätere Zeit ungünstigem Einflusse gewesen, denn es erklärt sich gerade aus ihm der Mangel jener Nachrichten, die wir in dem Berichte nur ungerne vermissen. Es fehlt in demselben die Erzählung über den Beginn der Reise, wie die Aufzählung der Mönche, die an ihr Theil nahmen. Man sucht ebenso vergebens nach einer Aufzählung der Ordenshäuser vom schwarzen Meere bis zum persischen Meerbusen, welche nach anderen Nachrichten bereits vorhanden waren, und entbehrt endlich jeden Bericht über die Organisation dieser Missionen, welche ein anderer, dem Orden fremder Reisender vielleicht näher zu erörtern sich veranlaßt gefunden hätte.

Alle diese für unsere Zeit vorhandenen Mängel erklären sich aus der einfachen Annahme, daß Odoricus den Mittheilungen an seine Ordensgenossen Nachrichten, die ihnen ohnedieß bekannt waren, nicht einverleiben wollte.

Die Einwendung, daß Odoricus die Länder nicht gesehen habe, welche von ihm beschrieben worden sind, ist daher keine geschichtliche, sie ist vielmehr aus dem Texte des Reiseberichtes erst auf die Person des Reisenden übergetragen, denn sie soll ja nach den Verfassern der „Allgemeinen Geschichte der Reisen“ durch Ortsnamen und andere Umstände begründet werden.

Der Text des Reiseberichtes, dem wir zunächst unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, wurde von Odoricus selbst nicht niedergeschrieben, sondern nach seiner Wiederkehr einem Ordensgenossen, dem Bruder Wilhelm von Sologna zu Padua im Kloster des heil. Antonius, zur Aufschreibung mitgetheilt.

---

*) Man vergleiche die Acta Sanctorum vom 14. Januar pag. 984 und 992.

Von einem erschöpften und kranken Manne, wie uns Odoricus nach seiner Rückreise geschildert wird, dürfen wir weitläufige Mittheilungen nicht erwarten, sondern können mit Recht annehmen, daß das ursprüngliche Dictat sich nur auf das Nothwendigste beschränkte.

Den Charakter eines Dictates trägt der jetzige Text auch noch in den verschiedenen Redactionen, in denen er uns vorliegt, denn manche Ortsnamen sind überall bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet, wie dieß leicht vorkommen kann, wenn der Schreiber in der Rechtschreibung eigener Namen nicht sicher ist. Weniger aber tritt dieser Charakter hinsichtlich des Umfanges des Reiseberichtes hervor, denn er ist ausführlicher, als er wohl ursprünglich beschaffen war.

Bei einer Persönlichkeit, wie Odoricus war, begnügten sich die Zeitgenossen indessen nicht mit dem kurzen Abrisse, welchen er der Feder eines Ordensgenossen mittheilte, sondern trachteten auch nach solchen Berichten, welche nicht aufgezeichnet waren. Deßhalb bezeugt auch sein Ordensgenosse Franciskus Marchesinus, daß er Mehreres aus seinem Munde gehört habe, was nicht aufgeschrieben sei, und ein anderer Ordensgenosse, Heinrich von Glatz, schrieb den Reisebericht nicht in dem Umfange nieder, wie er ihn zu Avignon vernommen hatte, denn er bemerkt am Schlusse, daß er weit mehr dort gehört, als niedergeschrieben habe *).

Venni hat angenommen, daß Odoricus seinen Reisebericht in italienischer Sprache niedergeschrieben, Wilhelm aber ihn in die lateinische übersetzt habe**); allein diese Annahme läßt der Schluß des von ihm veröffentlichten Textes, in welchem es heißt: frater gullielmus de solagna in scriptis redegit, sicut ipse frater odoricus *ore proprio* exprimebat, bezweifeln.

---

*) Man vergleiche die Acta Sanctorum. loc. cit. pag. 992.

**) Elogio storico alle gesta del beato Odorico etc. In Venezia 1761. 4. p. 39.

Die Sprache, deren sich Wilhelm bediente, war wahrscheinlich die lateinische, denn es wird von ihm gesagt, er sei hinsichtlich der Zierlichkeit des Ausdruckes nicht wählerisch gewesen *).

Auffallend ist allerdings, daß ein Italiener sich bei dem Niederschreiben eines Dictates der lateinischen Sprache bediente, allein es ist fraglich, ob Wilhelm wirklich ein solcher war, denn der Ausdruck Solagna oder Sologna läßt sich auch auf Städte außer Italien beziehen, wozu noch kommt, daß Wadding in den Annalen des Ordens dafür den Ausdruck Saxonia hat, was allerdings den Umstand rechtfertigen würde, daß Wilhelm eine andere Sprache gebraucht habe**).

Von dem Texte, welcher aus der Feder des Bruders Wilhelm herrührt, finden sich Handschriften zu Padua und Udine, wo Odoricus nach seiner Rückkehr verweilte.

Einen kürzeren, aber gleichfalls in lateinischer Sprache geschriebenen Text brachte ein anderer Ordensgenosse, der Bruder Heinrich, gewöhnlich Heinrich von Glatz genannt, aus Avignon nach Böhmen.

---

*) Nec curavit de latino difficili et stilo ornato; sed sicut ipse narrabat ad hoc ut homines facilius intelligerent quae dicuntur. Hackluyt the second volume of the principal navigations etc. London 1599. fol. T. II, p. 53.

**) Die verschiedenen Meinungen über den Geburtsort des Bruders Wilhelm sind zusammengestellt von Verci in seiner Abhandlung über die Schriftsteller aus Bassano in der nuova raccolta d'opuscoli scientifici e filologici. Venezia 1773. 8. T. XXV, p. 137 seq. Der Verfasser bemerkt, daß Wadding in den scriptores ordinis minorum p. 156 den Geburtsort des Wilhelm Solagna nenne, und sagt von demselben: Solagna poi è un grosso Villagio situato alle rive della Brenta tre miglia della Città distante soggetto al Territorio di Bassano etc., ohne jedoch einen Beleg dafür zu bringen, daß Wilhelm diesem Solagna angehörte.

Heinrich war im Jahre 1331 nach Avignon gekommen, und hatte dort am Sitze der päpstlichen Curie über den Reisebericht des Odoricus Mittheilungen erhalten. Ihrem Inhalte schenkte er nur wegen der Persönlichkeit des Verfassers Glauben, denn nur die Nachrichten, die er von dem Wandel des Odoricus und seiner Begleiter eingezogen hatte, konnten ihn bestimmen, den Reisebericht als wahr anzunehmen. Erst im Jahre 1340 schrieb Heinrich seinen Bericht zu Prag nieder *).

Ihm verdanken wir ohne Zweifel auch die Verbreitung des Werkes in Deutschland.

Seine Lebensverhältnisse sind selbst den Schriftstellern aus seinem Orden unbekannt **).

Der kürzeste Text dieses Reiseberichtes von ungenannten Bearbeitern findet sich in einigen Handschriften in italienischer Sprache, jedoch mit vielfachen gegenseitigen Abweichungen ***).

---

*) In den Acta sanctorum 14. Jan. T. I, p. 992 heißt es: Ego frater Henricus dictus de Glatz, qui praedicta omnia *transscripsi*, existens Avenione in curia domini papae anno domini supradicto, si non intellexissem ibidem de felice Fr. Odorico et sociis qui secum fuerunt tot perfectiones et sanctitatis ejus opera, vix aliquibus hic per eum descriptis credere potuissem: sed coegit me vitae suae veritas dictis ejus fidem credulam adhibere.

Scripsi autem haec anno domini trecentesimo quadragesimo in Praga, circa festum omnium sanctorum, et copiosius ea audieram in Avenione. Eine andere Handschrift bei Liruti notizie T. I, p. 287 fügt nach Avenione noch hinzu: ex literis patriarchae Aquilegensis scriptis domino papae.

**) Joannes a S. Antonio gibt in der bibliotheca universa Franciscana. Matriti 1732. fol. T. II, p. 57 über ihn nur an, was die Bollandisten in der Einleitung zum 14. Januar sagen.

***) Man vergleiche den catalogus codicum manuscriptorum qui in bibliotheca Riccardiana Florentiae adservantur von Lami. Li-

Einen lateinischen Text mit eigenthümlicher Einleitung eines gleichfalls ungenannten Bearbeiters enthält die Bibliothek Farsetti in Venedig *).

Dieser Verschiedenheit des Textes in den einzelnen Redaktionen der theils genannten, theils ungenannten Bearbeiter entspricht auch die Beschaffenheit desselben in mehreren Ausgaben, welche jedoch keineswegs mit großer Sorgfalt veranstaltet wurden.

Die erste derselben erschien schon 1513 zu Pesaro, wo sie der durch mehrere philologische Arbeiten bekannte Gelehrte Pontico Virunio in italienischer Sprache abdrucken ließ **).

Diese Ausgabe ist so wenig bekannt, daß man bei den Bibliographen alle näheren Angaben über sie, besonders über die Beschaffenheit des Textes, welcher ihr zu Grunde gelegt wurde, vermißt ***).

Die zweite Ausgabe lieferte einen zweifachen Text in

---

burni 1756. fol. p. 203, wo der Anfang eines solchen Textes abgedruckt ist, und den zweiten Band von Ramusio's Sammelwerk, wo von der zweiten Ausgabe an ein ähnlicher Text vollständig gegeben ist.

*) Man vergleiche die von Morelli verfaßte biblioteca manoscritta di Tommaso Giuseppe Farsetti. In Venezia 1771. 8. T. I, p. 116 seq., wo diese Einleitung abgedruckt, über den Text selbst aber nur gesagt ist, daß er einfach dazu dienen könne, die Ausgabe von Venni zu verbessern und zu ergänzen.

**) Nach Brunet führt das Werk den Titel Odorichus de rebus incognitis. Pesaro 1513. 4., und ist von Girolamo Soncino gedruckt. Apostolo Zeno, der diese äußerst seltene Ausgabe gesehen, hat sie in seinen dissertazioni Vossiane. Venezia 1753. fol. T. II, p. 297 zur Lebensgeschichte des Pontico Virunio benützt.

***) Apostolo Zeno loc. cit. p. 297 sagt von ihr nur: Questo libro del B. Odorico publicato dal Pontico è in lingua volgare inculta, e rozza, e il Pontico suppone, che il Beato lo scrivesse in tal lingua: *Vulgari lingua est*, non enim *debui propriam dialecton scriptori defraudare*: il che però è falso etc.

italienischer Sprache, mit welchem Tommaso Giunti das Werk Ramusio's über Schifffahrten und Reisen, in der neuen, nach des Verfassers Tode besorgten Ausgabe, vermehrt hatte, ohne die Quellen anzugeben, welchen beide Texte entnommen sind*).

Der längere Text gibt am Schlusse Guglielmo de Solona als Denjenigen an, der den Reisebericht aus dem Munde des Odoricus niedergeschrieben habe, ohne jedoch eine Bemerkung darüber beizufügen, welcher Sprache sich Bruder Wilhelm dabei bedient habe**).

Der kürzere Text bezeichnet die Quelle, aus welcher er geflossen ist, nicht. Er ist überhaupt sehr unvollständig, denn der Bericht über die Reise von Tana auf der Insel Salsette nach Malabar und Coromandel, und von da nach den Inseln des ostindischen Archipels und nach Hinterindien ist ganz ausgelassen. Erst bei der Beschreibung von Tongking tritt wieder eine Fortsetzung des Reiseberichtes ein. Diesen kürzeren Text hat keine der späteren Ausgaben wiederholt, der längere dagegen mit der ausdrücklichen Verweisung am Schlusse auf die Redaction des Bruders Wilhelm liegt, obgleich mit mannigfachen Abweichungen, noch in zwei Ausgaben vor.

Zuerst hat Hakluyt im zweiten Bande seiner Samm-

---

*) Man vergleiche Secondo volume delle navigationi et viaggi raccolto gia da M. Gio. Battista Ramusio et hora in questa nuova editione accresciuto etc. Venetia 1574. fol., wo der längere Reisebericht von fol. 237 bis 245, der kürzere von fol. 245 bis 248 abgedruckt ist.

**) Loc. cit. fol. 2454/a: Le predette cose io fra Guglielmo di Solona nell Anno 133. . . nel mese di Maggio, a Padova nel loco di S. Antonio, ho scritte in quel modo, che il predetto, fra Odorico con la propria bocca gli riferiva: non curandomi d'un alto, et ornato modo di parlare scriverli: ma con domestico et mezo modo di dire: accioche da dotti et ignoranti siano quelle intese.

lung der vorzüglichsten Schifffahrten, Reisen, Handelsbeziehungen und Entdeckungen den Reisebericht in lateinischer Sprache mit englischer Uebersetzung gegeben.

Zuletzt hat Venni denselben Text veröffentlicht und dabei bemerkt, daß der lateinische Text nirgends so vollständig vorliege, wie in seiner Ausgabe *).

Von dem lateinischen Texte, der dem Bruder Wilhelm beigelegt wird, unterscheidet sich der aus der Redaction des Bruder Heinrich in derselben Sprache vorhandene durch größere Kürze; es müßten denn andere Handschriften vollständiger seyn, als die von den Herausgebern der Acta Sanctorum zum ersten Januar gelieferte Ausgabe, welche den Reise-Bericht nach einer, die Leidensgeschichte der Martyrer in Tana aber nach zwei Handschriften, deren eine nur diese letztere enthielt, gegeben haben.

Letztere ist vom Reisebericht getrennt zum ersten April verlegt worden, was indessen nicht auf der Grundlage der einen vollständigen Handschrift, sondern lediglich auf der Willkür der Herausgeber beruht.

In dem italienischen Texte, welcher auf Bruder Wilhelm als auf seine Quelle verweist, fehlt die Leidensgeschichte zwar auch, doch scheint sie dort absichtlich hinweggelassen worden zu seyn, weil die Thatsache des Martyrthumes wie die Ueberbringung der Gebeine mit wenigen Worten berührt ist.

In dem Texte, den die Redaction des Bruder Heinrich nach der vorliegenden Ausgabe gibt, fehlen manche Bemerkungen und Berichte, die sich sowohl im lateinischen wie im italienischen Texte der Redaction des Bruder Wilhelm finden.

Dahin gehören gleich bei dem Beginne der Landreise von Trapezunt nach Ormus die Bemerkung über den heil. Athanasius und sein Symbol, die über den dürren Baum in

*) Niuno, che sappiasi, ha pubblicato finora l'intero testo latino Odoriciano. Elogio storico etc. pag. 43.

der Moschee zu Tauris, ferner die über die wunderthätige Kraft der drei Weisen aus dem Morgenland, sowie der Bericht über die elephantiasis der Bewohner von Ormus und eine vollständige Beschreibung des Schiffbaues, welche letztere sich bei Heinrich von Glatz in zu großer Kürze mit dem sinnstörenden Worte fratrum statt ferrum findet.

So fehlen auch bei der Reise nach Malabar die Beschreibung der Städte Flandrina und Zinglin, die Schilderung über den Pfeffer und seine Bereitung, wie der Bericht über die Verehrung des Ochsen, und das zur einen Hälfte einem Menschen, zur anderen einem Stier ähnliche, Orakel spendende, Götzenbild, welchem eine Zahl von Jungfrauen geopfert werden mußte.

In gleicher Weise ist auch bei dem Berichte über die Küste von Coromandel die Schilderung des menschenähnlichen Götzenbildes weggelassen, dessen Verehrung an den Cult in Dschagarnaut oder Jagarnaut erinnert.

Ob Bruder Heinrich hiebei, wie eine von Liruti angeführte Handschrift versichert, das Schreiben des Patriarchen von Aquileja Pagano de la Torre an den Papst über die Lebensgeschichte des Odoricus benützt habe, dessen Inhalt er bei seinem Aufenthalte zu Avignon vernommen haben soll, läßt sich aus den bis jetzt vorhandenen Quellen nicht ermitteln, da sich nirgends eine Verweisung auf dasselbe findet.

Jedenfalls aber läßt sich, wenn dieses wirklich der Fall war, das Uebereinstimmende mancher Schilderung in beiden Redactionen leicht dadurch erklären, daß der Patriarch zu seinem amtlichen Berichte an den Papst den in den Franziskanerklöstern seines Sprengels nach dem Texte des Bruder Wilhelm vorhandenen Reisebericht benützte.

Bei allen Abweichungen indessen, welche der in den einzelnen Ausgaben so verschiedene Text liefert, gewinnen wir doch aus ihm ein allgemeines Bild von der Echtheit des Reiseberichtes als Resultat einer unbefangenen Forschung.

Die Reise war, wie der Aufenthalt in Peking zeigt, eine Missionsreise, obgleich wir bei den vielen Lücken, welche die Geschichte der Missionen hat, die näheren Umstände nicht kennen, unter welchen sie stattfand. Es versteht sich wohl von selbst, daß Odoricus die Reise mit Erlaubniß seiner Ordens-Oberen antrat, wie eine eingeschobene Bemerkung im Texte des Heinrich von Glatz sagt, denn die Bezeichnung der Missionäre fand ja damals gerade durch diese statt, wenn die Päpste, unter deren unmittelbaren Beaufsichtigung die Missionen standen, eine solche angeordnet hatten.

Ueber seine Reisegefährten finden sich verschiedene Angaben. Eine Handschrift, welche den Reisebericht enthält, führt als Begleiter des Odoricus den bekannten gleichzeitigen Reisenden Johann von Mandeville an, ohne jedoch im Texte des Reiseberichtes selbst Etwas auf Johann Bezügliches anzuführen *).

Im Reiseberichte selbst wird bei der Erzählung über die Art und Weise, wie Odoricus die Gebeine der Martyrer in Tana sammelte, ein Begleiter mit einem Diener aufgeführt, welche ihm dabei behilflich waren. Nach dem Texte, den Heinrich von Glatz gibt, war dieser Begleiter ein Ordens-Genosse.

Mit dieser Angabe stimmt auch die Kämmereirechnung der Stadt Udine überein, denn sie führt zum Jahre 1331 ein Geschenk für einen solchen Begleiter mit den Worten an: Die quinto Aprilis dedit de mandato domini Gastaldionis fratri Jacobo de Ibernia socio beati fratris Odorici amore

*) Nach Gudenus sylloge I. variorum diplomatum etc. Francofurti ad Moenum 1728. 8. p. 381 seq. führt die ehemals in Mainz befindliche Handschrift Num. 52 die Ueberschrift: incipit itinerarius fidelis fratris Odorici socii militis *Mendavil* per Indiam, licet hic prius et alter posterius peregrinationem suam descripsit.

dei et fratris Odorici marcas duas denariorum Aquilejensium *).

Zeit und Dauer der Reise werden gleichfalls verschieden angegeben.

Nach dem kürzesten Texte des Reiseberichtes wurde sie im Jahre 1318 angetreten. Nach der Chronik des Philipp de Lignamine begann sie, wie die des Johann von Mandeville, bereits im Jahre 1316**).

Nach dem Berichte des Anonymus von Leoben erfolgte die Rückreise schon im Jahre 1319, nach der gewöhnlichen Annahme der Schriftsteller dagegen umfaßte die ganze Reise einen Zeitraum von sechszehn Jahren***).

Da die Auszüge, die der Anonymus aus dem Reiseberichte selbst gegeben hat, nicht bloß ungenau, sondern zum Theil ganz irrig sind, so erscheint auch seine Angabe über die Rückreise nicht glaubwürdig, die gewöhnliche Annahme der Schriftsteller aber über die Dauer der Reise beruht nicht auf geschichtlicher Grundlage.

Die sicherste Mittheilung dürfte wohl die einer gleichzeitigen Handschrift in der Bibliothek Farsetti seyn, nach welcher Odoricus vierzehn und ein halbes Jahr im Oriente zubrachte.

Rechnet man diese Jahre von seinem bald nach seiner Rückkunft am 14. Januar 1331 erfolgten Todestage zurück, indem man die Zeit nach seiner Rückkehr zu einem halben Jahre annimmt, so muß Odoricus seine Reise mit dem Beginne des Jahres 1316 angetreten haben, womit auch die Chronik des Philipp de Lignamine übereinstimmt.

---

*) Man vergleiche Venni elogio storico etc. p. 149. Note 86.

**) Man vergleiche Eccard corpus hist. medii aevi. T. I. Lipsiae 1723. fol. p. 1299.

***) Man vergleiche des Anonymi Leobiensis chronicon bei Pez scriptores rerum Austriacarum. T. I. p. 919 seq.

Der Reisebericht, dessen Darlegung wir jetzt beginnen müssen, läßt sich in drei Theile zerfällen, von denen der erste den Weg bis Ormus am persischen Meerbusen umfaßt, der zweite die Fortsetzung der Reise von da bis nach Cambalu enthält, der dritte die Rückreise nach Italien beschreibt. Die Beschaffenheit dieser drei Theile ist an Umfang und Gehalt sehr verschieden. Am vollständigsten und genauesten ist der zweite Theil, kürzer und unverständlicher ist der erste, am kürzesten ist der dritte, der zugleich die meisten Lücken darbietet.

Im ersten Theile ist die Beschreibung der Reise bis Constantinopel ganz übergangen. Von da kam Odoricus zur See nach Trapezunt, und setzte seinen Weg zu Lande bis Ormus fort. Die Beschreibung dieses Weges läßt sich bis zur Oase Jezd recht wohl in den verschiedenen Redactionen erklären, wenn auch einzelne Ortsnamen mannigfach entstellt sind.

Der Reisende kam von Trapezunt aus über Erzerum, Tauris, Sultanieh und Casan nach Jezd.

Von letzterem aus wird aber die Erklärung des Reiseberichtes schwieriger, denn die Reise führt jetzt nach einer Stadt, welche theils Conium, theils Coprum und Comum genannt wird, in das Land Job, von da nach Chaldäa und dann auf einem Wege, der nur einige Tagereisen weit vom babylonischen Thurme entfernt war, nach Indien und zwar nach Ormus.

Schon zur Zeit, als Mandeville sein Werk niederschrieb, muß der Schluß dieses ersten Theiles eine ähnliche Beschaffenheit gehabt haben, denn man sucht bei ihm vergebens nach einer richtigeren Darstellung.

Mandeville nennt nach Jezd die Stadt Cornaa und erwähnt hierauf gleichfalls des Landes Job, dessen Beschreibung er zwar erweitert aber nicht berichtigt hat.

Man ersieht hieraus, wie sich dieß auch später zeigt, daß Mandeville die Lücken im Odoricus weder ergänzen noch die

Darstellung selbst berichtigen konnte, woraus sich mit Recht folgern läßt, daß er diese Gegenden nicht bereist, sondern nur den Bericht des Odoricus abgeschrieben habe.

Noch verdorbener als die verschiedenen Ausgaben des Reiseberichtes muß aber der Text gewesen seyn, welchen Wadding vor sich hatte, denn er läßt den Reisenden von Tauris nach Kairo, von da über verschiedene Städte nach Jop, der äußersten Stadt des Perserreiches, und hierauf durch verschiedene Länder nach dem Hafen Ormus kommen *).

Zum besseren Verständnisse des Textes möchte hier die aus dem Ziele der Reise hervorgehende Annahme beitragen, daß Odoricus, wie vor ihm Marco Polo, von Jezd aus nach der persischen Provinz Kirman und von da nach Ormus kam.

Die Stadt Coprum oder Comum, in welche Odoricus von Jezd aus kam, wird von ihm als ein Platz geschildert, der früher von großer Bedeutung gewesen sei. Der Umfang der Mauern, innerhalb welcher sich viele verlassene Paläste befanden, wird zu fünfzig Meilen angegeben.

In ähnlicher Weise schildert Marco Polo die Stadt Kamandu, von welcher er bemerkt, daß sie ihre frühere Wichtigkeit durch wiederholte Verwüstung von Seite der Tataren verloren habe. Dieses Kamandu hält Marsden für die Stadt Kumin, welche Ibn Haukal zwischen Ormus und Jireft angibt. Der Name Comum, der der Stadt in den neuesten Handschriften gegeben wird, stimmt mit dieser Ansicht überein.

Der übrige Theil des Weges bis an den persischen Meerbusen bildet bei Marco Polo die von seinen Auslegern

---

*) Wadding annales minorum ad 1331, nro. 13: inde Taurisium viginti dierum a Babylone itinere remotam permeavit. Deinde Kairum perrexit, et varias urbes percurrens Jop Persarum extremum oppidum adiit, mox per Ichthyophagos, Oros et Gedrosios ad mare Indicum progressus, Ormus celeberrimum emporium conspexit.

noch nicht ermittelte Landschaft Reobarle, bei Odoricus treten an ihre Stelle fabelhafte Berichte vom Lande Job und der Landschaft Chaldäa.

Der Seeweg von Ormus aus brachte Odoricus nach Tana, wie bereits früher erwähnt worden ist.

Von Tana kam er nach Malabar, an welcher Küste er zwei Städte namentlich aufführt.

Die erste Stadt heißt Zinglin oder Cyncilim. Nach Marignola bedeutet dieser Name aber auch Kleinindien, weßhalb er auch zugleich der eines Reiches seyn kann. Seiner aus Christen und Juden gemischten Bevölkerung zufolge entspricht es den ehemaligen Reichen Coulam oder Cochim.

Die zweite Stadt wird Flanderina genannt und ebenso geschildert.

Mit der Bezeichnung Fanbaraina kommt sie schon im neunten Jahrhunderte vor, bei Edrisi wird sie Fanbarina genannt, der gleichzeitige Ibn Batuta nennt sie ebenso.

Nach seiner Schilderung gehörten drei Quartiere der Stadt den Mohammedanern*).

Der jetzige Name dieser Stadt läßt sich freilich nicht mit Gewißheit bestimmen, indessen zeugt die Uebereinstimmung mit den arabischen Geographen für die Wahrheit der Erzählung des Odoricus.

Von da kam er nach Columbo, über dessen wahrscheinliche Lage auf der Küste Coromandel gleichfalls schon früher gehandelt wurde.

Von Columbo geht der Reisebericht, nachdem er über Mobar oder Coromandel gehandelt hat, auf die Insel Lamori oder Lomori über. Diese Insel kennt auch Abulfeda, der sie Lameri nennt und als matrix ligni brasilli und cannae indicae, wie Büsching übersetzt, bezeichnet.

---

*) Man vergleiche nouveau journal asiatique IV. Série Jahrg. 1846. Vol. 8. p. 155.

Bei dieser Insel verlor der Reisende den Nordstern aus dem Gesichte, da ihm das Land denselben entzog.

Er schildert die Hitze auf der Insel als so unerträglich, daß Männer und Weiber die Nacktheit, in welcher sie sich befanden, als ein Gebot Gottes betrachteten, weßhalb sie dem Reisenden seine Bekleidung zum Vorwurfe machten. Es herrschte auf ihr eine völlige Gemeinschaft der Weiber, so daß man von einem Ehepaare nicht sprechen konnte, auch fand eine Gütergemeinschaft hinsichtlich der liegenden Güter statt, nur die Häuser waren davon ausgeschlossen.

Die Bewohner werden von Odoricus als ein schändliches und nichtswürdiges Geschlecht beschrieben, welches gemeinschaftlich Menschenfleisch ebenso verzehre, wie man in Europa eine gewöhnliche Mahlzeit bereite, obgleich das Land reich an Thieren, Korn und Reis sei. Zu diesem schändlichen Zwecke würden auch von den Kaufleuten weit her Kinder gebracht, welche den Bewohnern auf dem Markte gleich Bestien feil geboten, von diesen aber gekauft und verzehrt würden. Gold, Aloeholz und Campher gibt es in großer Menge. Gegen Süden liegt ein zweites Reich Sumoltra genannt, seine Bevölkerung ist von eigenthümlicher Beschaffenheit, denn Männer und Weiber machen sich mit einem kleinen glühenden Eisen an zwölf Stellen des Gesichtes Einschnitte. Auch dieses hat an Allem Ueberfluß, seine Bewohner führen immer mit den nackten Einwohnern des Reiches Lamori Krieg.

Marco Polo gibt auf Sumatra nicht bloß zwei Reiche, sondern acht an, unter ihnen auch Lambri, eine Eintheilung, welche von späteren Reisenden bestätigt wird.

Der Gemeinschaft der Weiber und Güter erwähnt er nicht, wohl aber bemerkt er, daß die Bewohner der Berge im Königreiche Felech Menschenfleisch wie alle Arten von Fleisch, reines und unreines, essen.

Nach den neuesten Berichten findet Gütergemeinschaft und Gemeinschaft der Weiber nicht statt, Polygamie ist sel-

ten, auch das Tättowiren des Körpers soll bei keiner Nation auf Sumatra mehr angetroffen werden, wohl aber findet sich noch der Genuß des Menschenfleisches bei den Battäern.

Das Schlachten und Verzehren der Kriegsgefangenen wird von ihnen als eine gerechte Rache betrachtet. Ausserdem ist dieser Gebrauch noch als Strafe für sehr schwere Verbrechen gesetzlich festgestellt, wie bei Ehebruch, Landesverrath u. s. w.

Der Genuß des Menschenfleisches findet in diesen Fällen öffentlich statt, dem Kriegsgefangenen wird das Fleisch am lebendigen Leibe abgeschnitten, bei Verbrechern soll es erst nach der Tödtung derselben geschehen. Auch im Geheimen wird, wenn auch sehr selten, das Fleisch geschlachteter Sklaven des Wohlgeschmackes wegen verzehrt.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob dieser Cannibalismus nicht einer späteren Zeit angehöre, weil einheimische Sagen ihn in die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts setzen; diese Frage muß aber nach den Zeugnissen des Marco Polo und des Odoricus verneinend beantwortet werden *).

Mit der Bezeichnung Sumuthra benennt Ibn Batuta eine Stadt auf einer Insel, die er Java nennt. Sie wird auch von einem malaischen Schriftsteller gebraucht, welcher einen Distrikt auf der Insel Sumatra so benennt, während er einen anderen mit dem Namen Lambri anführt.

Wir ersehen hieraus, wie aus dem Zeugnisse Marco Polo's, daß die Insel früher den Namen Lameri und Java führte, ehe sie den späteren Sumatra erhielt.

Prüfen wir nun hienach die Annahme La Renaudière's,

*) Man vergleiche Marco Polo B. II, Kap. 10 u. folgd., Odoricus in der Ausgabe von Venni p. 59, Marsden Beschreibung der Insel Sumatra. Leipzig 1785. 8. Abschn. 13 und 14, Junghuhn die Battaländer auf Sumatra. Berlin 1847. 8. Th. II. S. 23. 95. 155 u. folgd.

nach welcher Odoricus niemals auf den Inseln Borneo, Java und Sumatra gelandet haben soll, so stellt sie sich in Beziehung auf letztere als höchst unwahrscheinlich dar.

Ueber Borneo hat Odoricus, welcher es Bothonigo nennt, Nichts angegeben. Von Java gibt er nur eine allgemeine Beschreibung, welche die Aufzählung der einzelnen Reiche nicht enthält. Auch Mandeville hat diese Lücken nicht ausgefüllt, da er nur den Bericht des Odoricus benützte.

Was Odoricus dagegen über Sumatra's Naturprodukte sagt, berechtigt uns weit eher zu der Annahme, daß seine Beschreibung von eigener Anschauung herrühre, als zu der entgegengesetzten, daß er nie dort gelandet habe.

In die Nähe der heutigen Insel Java, welche von den arabischen Schriftstellern Mol Djawa, das Land der Ungläubigen, d. h. wohl das malaiische Java zum Unterschiede von Djawa ohne Beisatz, dem heutigen Sumatra, genannt wird, setzt Odoricus das Land Panten oder Paten, welches auch Malamasis genannt werde, dessen König viele Inseln unter sich habe.

Dieses Land erklärt sich aus der Richtung der Fahrt als die auch von Marco Polo geschilderte Insel Bintan oder Bintang in der östlichen Mündung der Malaccastraße; der verdorbene Ausdruck malamasis läßt sich wohl durch die Lese-Art malaiasis verbessern, welche auf den Verband der Insel mit dem großen Reiche der Malaien hinweisen soll, der auch aus anderen Quellen bekannt ist. Südlich von diesem Lande liegt das todte Meer, dessen Wasser immer gegen Süden läuft und niemals eine Leiche auswirft.

Dieses Meer nennt Ibn Batuta das stille Meer, indem er von ihm bemerkt, daß kein Wind es bewege, kein Wellenschlag auf ihm sichtbar werde. Dulaurier hat es in seinen trefflichen Anmerkungen zu Ibn Batuta's Beschreibung des indischen Archipels als den Theil des Meeres erklärt, welcher sich von Java bis zu den Küsten von China er-

streckt, was mit dem Berichte des Odoricus vollkommen übereinstimmt.

Odoricus kam über dieses Meer nach Zampa oder Ciampa, dem Ziamba des Marco Polo, dem heutigen Tschampa, einer Provinz des Königreiches Anam in Hinterindien.

Nachträglich wird hier eine Beschreibung der Inseln Nicueran und Silam eingeschaltet, von denen die erstere sich als Vertreterin der Nikobarinseln darstellt, die letztere sich leicht als die Insel Ceylon erkennen läßt. Auch bei Marco Polo wird die Schilderung dieser Inseln erst nach der Beschreibung von Sumatra gegeben, allein sie steht dort am gehörigen Orte, weil Marco Polo von China aus über diese Inseln nach Malabar kam.

Bei Odoricus, der von Malabar nach China reiste, fällt dieser Nachtrag auf, und möchte die Vermuthung erregen, daß Marco Polo's Werk diesen Nachtrag veranlaßt habe.

Die Fortsetzung des Reiseberichtes führt uns nach der Insel Dondin, die in den Ausgaben auf verschiedene Weise als Dadi, Dibdi, Dodyn und Bodin angegeben ist.

Der entstellte Name, sowie die Richtung der Reise weisen auf die zum Königreiche Anam gehörige Landschaft Tongking hin, die unrichtig als Insel bezeichnet wird, wenn nicht die Tongking gegenüberliegende Insel Hainan gemeint ist. Was von der grausamen Behandlung der Kranken in diesem Lande erzählt wird, stimmt ganz mit dem Berichte überein, welchen Marco Polo über denselben Gegenstand von den Bewohnern des Reiches Dragojan auf Sumatra gibt.

Von hier aus wendet sich der Reisebericht zur Schilderung von Manzi oder Südchina, und schließt die Hinreise mit der Beschreibung von Cambalu, dem heutigen Peking.

Der größere Theil der hier aufgezählten Städtenamen findet sich auch in Marco Polo's Reisewerke.

Die bloße Entstellung derselben aber kann in einem Werke, wie das vorliegende, für dessen Text bisher so wenig gesche-

hen ist, durchaus nicht zu dem Schlusse berechtigen, daß Odoricus niemals in China gewesen sei.

Der Name der ersten Stadt, welche Odoricus in der Provinz Manzi aufführt, ist in den Ausgaben so verschieden angegeben, daß es schwer hält, eine Vermuthung über die ursprüngliche Benennung zu äußern, denn er wird als Conscala, Ceuscala, Tescol, Soustalay und Ceuscalon aufgeführt. Die Schilderung der Lage und der überausgroßen Schifffahrt weisen indessen auf das heutige Canton hin.

Von hier kam der Reisende zu Lande, wie sich aus den Worten per multas civitates et terras ergibt, nach dem Hafen Zayton, dem heutigen Thsivan-tscheu-fu, in welcher Stadt er die Gebeine der Martyrer von Tana an seine Ordensgenossen übergab, welche hier zwei Klöster hatten.

Er setzte seine Reise nach dem am Meere gelegenen Fuzo (auch Fluzo, Foggia, Suctio und Fuko genannt), fort, in welchem wir ohne Mühe den heutigen, auch von Marco Polo erwähnten Seehafen Fu-tscheu-fu erkennen.

Marco Polo, der die Stadt Fugiu nennt, bezeichnet sie als Hauptstadt des Königreiches Koncha, d. h. der heutigen Provinz Fokien.

Was Odoricus bei der Stadt Conscala über die Wohlfeilheit des Ingwers berichtet, bestätigt Marco Polo in seiner Beschreibung des Königreiches Koncha.

Der Umfang der Stadt Fuzo wird von Odoricus zu dreißig Meilen angegeben, eine Angabe, die mit der gegenwärtigen Größe derselben nicht übereinstimmt.

Odoricus fand hier Hühner von weißer Farbe, welche keine Federn, sondern Wolle hatten. Haus-Hühner von ähnlicher Beschaffenheit, jedoch schwarzer Farbe schildert Marco Polo bei der Stadt Que-lin-fu. Seine Ausleger haben hinsichtlich der Wahrheit dieser Thatsache auf das Zeugniß von Du Halde verwiesen, welcher Hühner in der Provinz Szetschuen beschreibt, deren Wolle

der der Schafe ähnlich ist, und die Bemerkung beigefügt, daß in Neuholland sich ähnliche Vögel finden.

Die Fortsetzung der Reise von Fuzo bis zur Stadt Campsay (Cansay, Guinzai, Chamsana, Kanasia), welche achtzehn Tagereisen in Anspruch nahm, ist von Odoricus nicht genau beschrieben. Der Reisende beschreibt nur einen großen Berg, an beiden Seiten von auffallend verschiedenen Menschen bewohnt, und eine Stadt, bei deren Bewohnern ihm die eigenthümliche Art des Fischfanges auffiel.

Der Name dieser Stadt ist nur in einem Texte, nämlich in dem kürzeren italienischen, von Ramusio herausgegebenen angeführt, wo sie Belsa genannt wird.

Die Stadt Campsay, wie sie bei Venni heißt, ist das heutige Hang-tscheu-fu, die Hauptstadt der Provinz Tschekiang.

Ihr Name, der von Marco Polo Quin-say genannt wird, womit der kürzere Text bei Ramusio am Meisten übereinstimmt, wo sie als Guinzai aufgeführt wird, bedeutet nach Marco Polo und Odoricus so viel als Himmelsstadt. Ersterer bemerkt nämlich, daß die Größe wie die Schönheit der Stadt und das Vergnügen, das man dort finde, die Einwohner wohl verleiten könne, sich im Paradiese selbst zu wähnen.

Die Bewohner theilt Odoricus in Christen, Saracenen und Götzendiener. Er selbst wohnte im Hause eines angesehenen Mannes, welchen die Minoriten zum Christenthume bekehrt hatten.

Den Umfang der Stadt gibt Odoricus wie Marco Polo auf hundert Meilen an.

Die Zahl der Brücken wechselt in den verschiedenen Texten, bei Venni ist sie übereinstimmend mit Marco Polo auf zwölftausend angegeben.

Die Lage der Stadt wird von Beiden in gleicher Weise geschildert.

Die Bevölkerung vertheilte sich nach Marco Polo auf einhundert sechszig Tomans von Feuerstätten. Er bemerkt,

daß ein Toman der Zahl zehntausend entspreche, woraus folge, daß die Stadt eine Million sechsmalhundert tausend Familien enthalten müsse, unter welchen sich jedoch nur eine Kirche nestorianischer Christen befunden habe.

Bei Odoricus ist eine größere Zahl von Feuerstätten angegeben, denn nach dem Texte bei Venni hatten die Saracenen allein schon 89 Tomans, während die der übrigen Bevölkerung noch 85 ausmachten.

Von der Himmelsstadt kam Odoricus in sechs Tagereisen zu einer Stadt, welche Chilemfo (Chileraphe, Chilense, Chylefo, Chilenfo) genannt wird.

Dieselbe Entfernung wird von Marco Polo zwischen Ginza, der letzten Stadt, die unter der Gerichtsbarkeit Quinsai's stand, und der Stadt Que-lin-fu angegeben, von welcher er bemerkt, sie sei von beträchtlichem Umfange, habe sehr schöne Frauen, lange und breite Brücken, erzeuge viele rohe Seide, liefere seidene Stoffe mit Baumwoll-Zeugen von farbigen Faden, und führe Massen von Ingwer und Galgant aus.

Nach Odoricus hatten die Mauern der Stadt Chilemfo einen Umfang von vierzig Meilen, es befanden sich in ihr gegen 360 steinerne Brücken, schöner als irgendwo in der Welt, sie war der erste Sitz des Königs von Manzi, gut gelegen und bevölkert, reichlich mit Lebensmitteln versehen und überreich an Schifffahrt.

Dem Anscheine nach dürften die Namen Que-lin-fu und Chilemfu nur Eine Stadt bezeichnen, es sind aber in der That zwei verschiedene Städte, die in entgegengesetzter Richtung liegen, wie Marco Polo's Reise zeigt, obgleich auch ihre gegenwärtigen Namen gleichlautend sind. Que-lin-fu hat schon der Jesuit Martini in seinem neuen Atlas von China als die im Süden China's am Flusse Min in der Provinz Fokien gelegene Stadt Kien-ning-fu bezeichnet, während die Schilderung des beträchtlichen Umfanges und der vielen stei-

nernen Brücken, wie die Worte in hac civitate fuit prima sedes regis manzi in qua morari solebat auf Kian-ning-fu, oder, wie es gewöhnlich genannt wird, auf Nanking hinweisen, welches in älterer Zeit von sehr beträchtlichem Umfange und schon sehr frühe ein Königssitz war, auch später noch sich einer großen Zahl von steinernen Brücken rühmen konnte, wie Martini bemerkt hat *).

Von Nanking kam Odoricus an einen Fluß, den er von sehr bedeutender Größe schildert. Im Texte bei Venni wird er Talay genannt, doch heißt er auch Tannay und Dotalay.

Seine Breite beträgt an den schmalsten Stellen noch sieben Meilen. Er fließt mitten durch das Land der Zwerge, deren Stadt Cacham genannt, und als eine der schönsten Städte der Welt geschildert wird. Marco Polo nennt den Fluß Quian, in der Sprache der Mongolen wird er Dalai, d. h. der Große, das Meer genannt. Dieser Fluß ist der Yang-tse-kiang, das heißt der Sohn des Oceans, der auch einfach Kiang oder der große Fluß genannt, auf unsern Karten aber als blauer Fluß angegeben wird, und vor seiner Verbindung mit dem Yahlung-kiang in Yunnan auch den Namen Po-lait-sz führen soll **).

Odoricus setzte über den Fluß und kam nach einer Stadt, die bei Venni Jamzai heißt, in einigen Ausgaben auch Sai, Janzi und Janzu genannt wird.

In dieser Stadt befanden sich ein Kloster der Minoriten und drei Kirchen der Nestorianer. Sie wird von ihm als von bedeutender Größe geschildert, da sie 48 bis 58 Tamans von Feuerstätten zähle. Lebensmittel waren in reichli-

*) Man vergleiche seinen novus atlas Sinensis pag. 117 seq.

**) Man vergleiche William's Geographie, Statistik und Naturgeschichte des chinesischen Reiches. Aus dem Englischen übersetzt von L. Collmann. Cassel 1854. 8. S. 15 und Meinert, Johannes von Marignola. Prag 1820. 8. S. 52.

cher Menge vorhanden. Vom Salze allein bezog der Statthalter große Einkünfte.

In den Verzeichnissen, welche der Franziskanerorden über die einzelnen Klöster in den verschiedenen Ordensprovinzen besitzt, den sogenannten provincialia findet man dieses Kloster nicht aufgeführt, weil überhaupt die Ordenshäuser in Catay nicht genau angegeben sind *).

Auch die Angabe des Odoricus, daß sich in dieser Stadt drei Kirchen der Nestorianer befanden, ist nicht hinreichend, um uns über ihre Lage und wahre Benennung Aufschluß zu geben.

Nestorianer gab es, wie sich aus Marco Polo und den Briefen des Johannes von Montecorvino zeigt, zu jener Zeit in China in großer Zahl.

Von Südchina oder Manzi erzählt Marco Polo, daß der Großchan Kubilai in der Stadt Cian-ghian-fu, dem heutigen Tschinghianfu, einen Nestorianer als Statthalter auf drei Jahre bestellte, welcher dort im Jahre 1274 zwei Kirchen für seine Glaubensgenossen erbauen ließ.

Wahrscheinlich war diese Stadt die Metropole der Nestorianer für Südchina, wie es seit 1268 Peking nach der Vereinigung mit Tangut für Catay oder das nördliche China geworden war **).

Auf die Stadt Tschinghianfu weist aber die Schilderung des Odoricus nicht hin, denn diese liegt noch an der Südseite des Flusses, gerade an der Vereinigung desselben

---

*) Man vergleiche das provinciale, welches Wadding in das Jahr 1314 setzt, in welchem es ad h. a. nro. XII nur heißt: vicariatus de Arabalech (Cambalech) vel Cathay habet quatuor loca und die Beschreibung des Bartholomaeus Albicius de Pisis in dem Abdrucke bei Wadding ad 1400 Num. XII, wo sie mit zwei Handschriften verglichen ist.

**) Man vergleiche Marco Polo in der Ausgabe von Bürck. Leipzig 1845. 8. S. 456 und Assemann bibliotheca orientalis. Romae 1738. fol. T. III. P. II. pag. DXXIII.

mit dem Kaiserkanale, während Odoricus ausdrücklich bemerkt, daß er über den Fluß gesetzt habe, um nach Jamzai kommen zu können.

Die Lage der Stadt kann daher nur aus der übrigen Schilderung, insbesondere aus dem Umstande, daß sie so besonders reich an Salzvorräthen war, ermittelt werden. Diese weisen aber auf die an dem nördlichen Ufer des Flusses gelegene Stadt Yang-tscheu hin, deren Name auch dem von Odoricus angegebenen ähnelt.

Nach der Beschreibung des Jesuiten Martini ist Yangtscheu sehr stark bevölkert, gewerbereich und von vielen Schiffen besucht, besonders seines Salzverschleißes wegen. Die Salinen, in welchen das Salz aus dem Seewasser bereitet wird, befinden sich im Osten der Stadt, die Kaufleute holen es in dieser, und bringen es von da in die inneren Provinzen des Reiches *).

Zehn Meilen von dieser Stadt entfernt liegt an der Mündung des blauen Flusses eine Stadt, die in den verschiedenen Ausgaben Menzu, Mengu, Mensy und Montu genannt, von Mandeville aber als nur fünf Meilen von der Mündung desselben gelegen bezeichnet wird, wahrscheinlich das Kanfu oder Ganfu des Marco Polo.

Hier fand der Reisende die schönste und größte Schiff-

*) Loc. cit. p. 126: Cette ville est fort marchande, peuplée et de grand abord, où l'Empereur a un bureau fort riche et opulent et bien qu'il ayt quantité de toute sorte de marchandises; si est ce que ses principales richesses lui viennent de la distribution et debit du sel; car il y a beaucoup de salines vers l'orient de la ville, où le sel se fait (tout de mesme qu'en plusieurs d'endroits de l'Europe) d'eau de mer; c'est pourquoy il y a grand nombre de fort riches marchands, qui revendent ce sel dans les Provinces qui sont au coeur et au milieu de l'Empire et qui ont rempli cette ville de bastiments très grands et superbes.

fahrt in der Welt, alle Schiffe waren weiß wie Schnee, mit Gyps bestrichen und mit verschiedenen Zierrathen versehen.

Von hier aus gibt Odoricus bis nach Peking nur noch zwei Städte an, und bemerkt, er sei dahin theils per aquam dulcem gekommen, theils indem er den Fluß Caramoras übersetzt habe.

Die erstere Bezeichnung führt auf die nördliche Abtheilung des großen Kaiserkanales hin, auch findet sich wirklich an seinem Ufer die Stadt Linthsing, welche in den Ausgaben Lenzi, Benzin, Laurenza, Lensium und Lencyn genannt wird.

Odoricus setzt sie indessen an das Ufer des Hoangho, welcher von ihm wie von Marco Polo Caramoras genannt, und richtig als der Fluß geschildert wird, der durch seine Ueberschwemmungen großen Schaden hervorbringe.

Die Stadt Linthsing liegt zwar gegenwärtig nicht am Hoangho, sondern nördlich von demselben, allein dieser Umstand dürfte sich dadurch erklären lassen, daß der Reisende wahrscheinlich den Hoangho, dessen in älterer Zeit von dem jetzigen verschiedenes Flußbett zur Anlage des Kaiserkanals benützt worden seyn soll, mit letzterem verwechselte*).

Die zweite Stadt, welche Odoricus angibt, nachdem er über den Caramoras gesetzt hatte, heißt theils Suzumato, theils Sunzomaco und Sucumat, auch Sumacoto.

Sie wird als reich an Seide und an Lebensmitteln aller Art geschildert. Marco Polo nennt (Bd. II. Kap. 53) eine Stadt Singui-matu, die in einem Lande liege, das an allem Ueberfluß habe. Seine Ausleger haben es seit Klaproth als Fingui-matu erklärt. Ist die Lage derselben auf der Karte Pasini's zu seiner Ausgabe des berühmten venetianischen Reise-Werkes richtig angegeben, so dürfte sie mit dem Suzumato des Odoricus identisch seyn.

---

*) Man vergleiche Williams a. a. O. S. 25.

Seine Aufnahme am Hofe zu Peking schildert Odoricus nicht näher. Er bemerkt nur, er habe sich dort drei Jahre hindurch wohl befunden und vielen Festen des Großchan beigewohnt. Die Franziskaner hatten am Hofe einen eigenen Platz angewiesen, sie mußten sich oft dahin begeben und dem Großchan ihren Segen ertheilen *).

Wußten die Brüder, daß der Großchan nach der Hauptstadt komme, so gingen einige von ihnen, worunter der Bischof und Odoricus ihm über zwei Tagereisen weit entgegen. Bei seiner Annäherung befestigten sie das Kreuz auf dem Stamme, so daß es öffentlich gesehen werden konnte, Odoricus schwang ein Rauchfaß, die Brüder aber begannen mit lauter Stimme zu singen: veni creator spiritus. Als der Großchan ihre Stimmen vernahm, hieß er sie in seine Nähe treten, er warf vor dem erhobenen Kreuze, mit dem sie sich näherten, seine Kopfbedeckung von unschätzbarem Werthe zurück und bezeugte dem Kreuze seine Ehrfurcht. Odoricus legte nun Weihrauch in das Rauchfaß, der Bischof empfing es aus seinen Händen und beräucherte den Großchan. Nach alter Sitte erschienen die Brüder vor ihm nie ohne Geschenk, deßhalb brachten sie auch bei dieser Gelegenheit einige Aepfel auf einer Platte, von denen er zwei nahm, von einem etwas genoß, dann den Segen des Bischofes empfing und die Brüder ermahnte, sich vor dem nachfolgendem Zuge zu sichern, damit sie keine Verletzung erleiden würden. Diese entfernten sich und begaben sich zu einigen neubekehrten Vornehmen,

---

*) Venni loc. cit. pag, 73: Ego frater Odoricus fui ibi bene tribus annis in hac civitate, et multociens in istis suis festivitatibus praesens fui, nam nos fratres minores in hac curia sua habemus locum deputatum, et nos sic semper oportet ire et dare sibi benedictionem nostram. Wahrscheinlich ist unter dem locus in curia das an die Residenz angebaute Ordenshaus zu verstehen.

denen sie dasselbe Geschenk darbrachten, welches von ihnen mit größter Freude angenommen wurde*).

Seine Rückreise hat Odoricus zu kurz angegeben, um die Richtung derselben deutlich verfolgen zu können.

Sie ging gegen Westen durch das schon früher erwähnte Land des Priesters Johann, in welchem Johann von Montecorvino sich einige Zeit hindurch aufgehalten hatte, durch eine Provinz, welche Chasan, auch Cassan und Kasan genannt wird nach Tibet. Die weitere Richtung der Reise von Tibet aus ist nicht angegeben. Wahrscheinlich ging sie von da dem persischen Meerbusen zu und auf dem gewöhnlichen Wege der Missionäre über Tauris, Trapezunt und Constantinopel nach der Heimath zurück.

Auf seiner Reise durch die Länder des Priesters Johann kam Odoricus in eine Gegend, in die er den Alten vom Berge setzt.

Bei Marco Polo findet sich ein ähnlicher Bericht; seine Ausleger haben bemerkt, daß die Nachrichten der Kreuzfahrer über den Alten vom Berge, welche den Sitz desselben in den Libanon setzten, mangelhaft waren und nur das westliche Priorat umfaßten, während der Bericht über das östliche Superiorat im Rudbar (d. h. Flußland) des Elburs erst durch Marco Polo nach Europa gekommen sei.

Die Landschaft, in welcher sein Sitz lag, wird in den verschiedenen Texten seines Reiseberichtes Mulehet oder Mulecte, auch Milice genannt.

Bei Odoricus heißt sie Ministorte, auch Melistorte und Milestorite, eine Bezeichnung, die wahrscheinlich identisch ist mit der Landschaft Millescorcä, von welcher es bei Bartholomäus Albitius heißt: in magna Tartaria juxta contratam

*) Venni loc. cit. pag. 81 seq. Mandeville in dem englischen Texte der Ausgabe von Halliwell pag. 244 hat den Bericht des Odoricus benützt, aber einige Aenderungen beigefügt.

Millescorcae fratres habebant plura loca, denn auch Odoricus spricht von einer Niederlassung der Brüder in dieser Landschaft.

Er bemerkt, daß Gott den Minoriten die Gnade verliehen habe in dieser Landschaft, die er gleichfalls zur großen Tartarei rechnet, die Dämonen mit leichter Mühe auszutreiben. Viele Besessene werden nach seinem Berichte zehn Tagereisen weit zu den Brüdern gebracht, von ihnen geheilt und getauft. Die Götzenbilder von Filz, welche die Tataren besitzen, wurden von den Brüdern verbrannt, wodurch Viele zur Annahme der Taufe bewogen wurden*).

Was Odoricus über das Entstehen der Rhabarber in der Provinz Khasan berichtet, weist auf die Provinz Kansu d. h. auf das wilde Alpenland um Si-ning und Koko-Nor, die Heimath dieser Pflanze hin, von wo der Reisende nach Tibet gelangte, dessen Bewohner er ebenso schildert wie Rubruquis und Plano Carpini.

Odoricus hat nicht bloß über Gegenstände berichtet, welche er selbst gesehen, er hat auch Anderes mitgetheilt, was ihm von glaubwürdigen Männern erzählt wurde. Unglaubliches kommt in beiden Beziehungen vor, darf uns aber nicht zu dem Schlusse verleiten, als sei der Berichterstatter nicht in jenen Ländern gewesen, die er beschrieben hat.

Auch Marco Polo's Reisebericht erschien den Zeitgenossen so unglaublich, daß er den Namen Milione erhielt, und doch hat die spätere Forschung gezeigt, wie unrichtig es war, um des Unglaublichen willen den Werth dieses Werkes zu verkennen.

Für die Missionsgeschichte aber ist der Reisebericht von großer Bedeutung sowohl hinsichtlich der allgemeinen, wie der besonderen Verhältnisse.

Im Allgemeinen bestätigt er uns den Muth und die

*) Venni loc. cit. pag. 80.

Freude, mit welcher die Missionäre im vierzehnten Jahrhunderte auf das Wort des Oberen ihre Reisen antraten.

Im Besondern ersehen wir aus demselben die Reiseroute der Missionäre nach Indien und China, die Geschichte der Mission in Tana und die Ausbreitung des Christenthums in China zu einer Zeit, in welcher jede Nachricht von großem Werthe ist, da die wenigen auf uns gekommenen Berichte keine zusammenhängenden Erzählungen, sondern nur spärliche Fragmente sind.

XXV.

Der heilige Stuhl, der Pariser-Congreß und Sardinien.

Montalembert und Corcelles über die römische Regierung. Allgemeine Würdigung der Anklagen.

Noch ist der tiefe Eindruck nicht verwischt — ja da und dort scheint er sich zu steigern — den das sardinische Memorandum vom 27. März, die Conferenz vom 8. April und die Parlamentsdebatten in Turin und London mit ihren Invektiven gegen den heiligen Stuhl in den Herzen aller treuen Katholiken zurückgelassen haben. Ward auch der laute Triumph Cavour's und seiner Genossen nachher vielfach vergällt und geschmälert, die Aufregung, durch die Presse genährt, dauert fort, der Dämon, der das Unheil gesäet, ist es auch

zu hegen und zu pflegen noch rüstig; die Gefahr, wenn auch etwas in die Ferne gerückt, ist noch nicht vom Haupte dessen abgewendet, den alle Katholiken als gemeinsamen Vater verehren, dessen Erniedrigung sie als die eigene mit Recht betrachten*). Während die römischen Journale im vollen Bewußtseyn des Rechts geradezu die heftigen Diatriben vom Po und von der Themse meist nur mit der Bemerkung registrirten, es möge der eingeborene Leser selbst urtheilen, ob dem also sei, während Rom, wie auch die „Neue Preußische Zeitung" anerkannte, die ruhigste und im Vertrauen auf die Wahrheit sicherste Haltung zeigte, während die wenigen Blätter „klerikaler Farbe", die näher diese Anklagen würdigten, die gemessenste und würdevollste Sprache mit einer siegreichen Polemik zu verbinden wußten, wie namentlich die Turiner „Armonia" und die römische „Civiltà cattolica": fuhr die von dem Pariser-Congreß selbst ermuthigte liberale Journalistik fort, einzig auf die dort aufgestellten unerwiesenen Behauptungen gestützt, die Verwerflichkeit und Unverbesserlichkeit des päpstlichen Regime unter fabelhaften Uebertreibungen zu demonstriren, begann, ohne von der Vertheidigung Notiz zu nehmen, ein neues Plaidoyer, in dem sie das alte reproducirte, und hielt auch der vernünftigere Theil bald etwas inne mit diesen Diatriben, kamen die Débats, die Revue des deux mondes, Pays, Presse etc., wie auch Morning-Chronicle zu einigem Nachdenken, ja zu ernsten Bedenken, so donnerte der unvernünftigere, besonders am Po, desto unverdrossener fort in der gewohnten Weise, und auch jener gab definitiv seine Zornergüsse nicht auf, jede Gelegenheit benützend, wo eine nova species facti indicirt schien, und würdigte natürlich keines Blickes die Entgegnung, wie sie auch in England Tablet, Weekly-Register und andere Stimmen versuchten.

Am tiefsten empfand das katholische Frankreich das Un-

*) Vgl. Ami de la religion 5. August 1856.

recht und die beispiellose Petulanz derjenigen, die in seiner Hauptstadt die römische Regierung der öffentlichen Mißbilligung preiszugeben gewagt. Frankreichs Helden haben mit Ruhm stets für die Sache der Kirche gekämpft; es stellte auch jetzt für die Ehre des heiligen Stuhles eine Schaar ritterlicher Apologeten in's Feld, die mit Thatsachen und Beweisen die feindlichen Angriffe zurückzuweisen unternahmen. Mit solchen Waffen, von denen die leidenschaftliche Polemik der Gegner sich weislich ferne gehalten, haben sie der schon triumphirenden Lüge eine Beschämung bereitet, über die sie ohne die gewohnte Effronterie und Heuchelei sich nimmer hinwegzusetzen vermöchte. Während „Univers" und „Ami de la religion" im Einzelnen die Angriffe der Feinde erörterten, hat Msgr. Parisis, Bischof von Arras, in einem einfachen Hirtenbriefe den Gläubigen seine in Rom gemachten Wahrnehmungen mitgetheilt, mit denen er einen Theil jener Beschuldigungen entkräftet; vor Allem aber haben der ritterliche Graf Montalembert in einer geistvollen Abhandlung: „Pius IX. und Lord Palmerston" *), und Hr. von Corcelles in seiner auf eigene Erfahrung gestützten Arbeit „über die päpstliche Regierung" **) jene Diatriben beleuchtet. Wir halten, nachdem wir bereits im vorigen Bande ***) die seit einem Jahre unzähligemal reproducirten Anschuldigungen gegen das päpstliche Gouvernement zu prüfen unternommen — Anschuldigungen, die seitdem nichts an innerer Kraft, aber sehr viel an äußerer Bedeutung gewonnen haben — es für unsere Pflicht, jetzt unter Hinweis auf diese Arbeiten genaueren Bericht zu erstatten, und dasjenige aus ihnen hervorzuheben, was zur Bestätigung und Erweiterung des bereits Gesagten, zur Bildung eines richtigen Urtheils und zur Aufhellung mancher damit zusammen-

*) Correspondant 25. Juni p. 321—350.

**) Ibid. 25. Juli p. 654—674.

***) „Die päpstliche Regierung und ihre neuesten Ankläger". Band XXXVII. S. 113—135.

hängender wichtiger Fragen geeignet scheint, und dann die Tragweite der neuesten Schritte Piemonts und seiner Protektoren, die Stellung desselben zu Italien und die Früchte seiner revolutionirenden Thätigkeit des Näheren zu charakterisiren.

Wir begreifen es, daß es unter den jetzigen Umständen manche treue Katholiken Frankreichs schmerzlich berührt*), daß sie nicht wie die Redner von Turin und London eine parlamentarische Tribune besitzen, von der mit gleicher Notorität die Wahrheit gegen die Lüge und die Entstellung ihr Zeugniß ablegen und ihre beredten Vertreter Triumphe feiern könnten wie unter der Republik von 1849. Wir begreifen es, daß es noch schmerzlicher für sie wurde, gerade den Vertreter Frankreichs auf dem Congresse in dieser Sache die Initiative ergreifen zu sehen, wenn auch sein Auftreten gemäßigt, seine nachherige Haltung befriedigend, seine Absicht eine wohlgemeinte war und als die eigentlichen Urheber der Diskussion im Protokoll 22 nur Englands und Sardiniens Repräsentanten erscheinen**). Wir freuen uns der Wärme und

*) Ami de la relig. 17. Mai p. 406. 10 Juli p. 81. Montalembert p. 349.

**) Die „Civiltà cattolica", 28. Juni p. 638, äußert sich also: „Graf Walewski, von Piemont bestürmt (wie dessen Vertreter in den Kammern erkennen ließ), konnte in einer delikaten Lage als Präsident in den Verhandlungen sich verpflichtet erachten, den liberalen Meinungsäußerungen den Weg zu bahnen, wenn sie auch den Interessen und Absichten der kaiserlichen Politik wenig conform waren. War das die Ursache, die ihn zur Initiative in dieser schlüpfrigen Discussion bewog, so möchte doch unseres Erachtens die an sich lobenswerthe Rücksicht weiter, als nöthig war, getrieben worden seyn, da ein Präsident alle Pflichten der Unparteilichkeit erfüllt, wenn er den Berathenden volle Freiheit gewährt und sichert, auch ohne Exagerationen zu begünstigen. Vielleicht nahm er das selbst wahr, als er Angesichts der Opposition und der Effervescenz im Congresse sich Mühe gab, den Eindruck seiner Rede zu beschwichtigen, zu mitigiren, deren Beziehungen zur Pacifikation des Orients, dem Hauptobjekt der Conferenzen zu

des Eifers der zwei genannten ausgezeichneten Männer, deren schlagende, in die besprochenen Verhältnisse tief einschneidende Argumentation der Sache der Gerechtigkeit einen großen Dienst erzeigt hat. Wir sehen ab von den constitutionellen Sympathien und von der vielleicht zu starken Vorliebe für die polnische und andere Nationalitäten, die hier nicht die Substanz der Sache berühren. Graf Montalembert hat sich seines alten Rufes würdig gezeigt. Er ist bei aller Schärfe der Polemik rücksichtsvoll für seine Gegner; er rühmt an Piemont neben dem Constitutionalismus die Hingebung und Tapferkeit seiner Armee, so tief er es auch beklagt, „daß es seine ruhmreiche historische Mission so schlecht begriffen, der intelligente Vermittler und bewaffnete Beschützer einerseits des päpstlichen Stuhles, der wahren lebendigen Größe Italiens nach Rossi's Ausdruck, andererseits der Unabhängigkeit Italiens zu seyn"*).

---

zeigen, von dem die an diesem Tage gehaltene Rede entfernt zu seyn schien. Aber wie dem auch sei, sicher ließen die ehrfurchtsvollen Ausdrücke, mit denen er vom Papste sprach, die Zurückhaltung Preußens und Rußlands, und das gänzliche Stillschweigen des türkischen Gesandten dem brittischen Gestirn und seinem Trabanten die ganze Aureola dieses Triumphs." Hr. von Corcelles hat inzwischen hervorgehoben, wie Walewski offenbar nur die Frage in bestimmten Schranken zu halten gesucht hat.

*) „In Piemont, sagt Corcelles, opfert man dem Ehrgeize die billige und geregelte Freiheit, die Erfahrung den abenteuerlichen Neigungen, die Sache der Nationalität der systematischen Alteration der alten christlichen, loyalen und liebenswürdigen Sitten, in dem Augenblicke, wo man auf dem Schlachtfelde das, was sie noch an edler Energie besitzen, bewundert. Die Unabhängigkeit vernichtet selbst ihre Rechtstitel und setzt sich der doppelten Knechtschaft aus, welche die Anarchie bereitet. Man nimmt die Haltung theologischer Zänker an, weil man nicht mehr weiß, was man mit dem tapferen Schwerte anfangen soll; aber die erste und schönste Bedingung zu einem wahrhaft repräsentativen Staate, ohne den jede liberale Schminke nur eine revolutionäre Lüge ist, wird mißkannt, und wie man nicht mehr die Rechte des Gewissens seiner Mitbürger zu achten weiß, so ist es auch ganz einfach, daß die Rechte von 180 Millionen Katholiken keinen Skrupel mehr einflößen."

Mit noch größerer Energie wendet er sich an die liberalen Staatsmänner Englands; er will sie nicht an den Fuß der Altäre führen, die sie nicht kennen, nicht zu ihnen die Sprache des Glaubens reden, die sie nicht verstehen, sondern nur auf das Terrain der Thatsachen, der Natur, der Gerechtigkeit, der Politik ihren Blick lenken; er erinnert sie an die Verirrungen und Inconsequenzen, deren sie sich vor aller Welt schuldig gemacht, an das Murren und die ernste Kritik, die aus allen Gegenden Europa's gegen ihr Treiben laut werden, an die Gefahr, die Sympathieen und die Freundschaft ihres Verbündeten völlig zu verlieren. „Die englisch-französische Allianz ist der Schlüssel der modernen Politik und der schönste Sieg der liberalen Civilisation (?). Zu ihrer Dauer und zu ihrer Befestigung ist es aber vor Allem nöthig, daß die englischen Staatsmänner den ungerechten Angriffen auf die Religion Frankreichs, das jetzt dem heiligen Stuhle ergebener ist als je, entsagen". Daß der Katholicismus in Frankreich nicht abgenommen hat, das könnte Palmerston aus dem, was seine umherreisenden Landsleute in Kirchen, Schulen und Schriften gesehen, was seine Krimarmee im Orient beobachtet, zur Genüge erkennen. Wie Frankreich, ist aber auch Oesterreich der Kirche treu; die Katholiken sind schon numerisch eine bedeutende Zahl; schon die Klugheit müßte verbieten, sie in ihren höchsten Interessen zu verletzen. „Die Verschiedenheit der Religion", sagt Montalembert, „der Abgang jedes materiellen und moralischen Conflikts hätten für England dieselbe reservirte und uneigennützige Haltung zur Pflicht gemacht, die Preußen zu beobachten wußte." „Umsichtige und schonende Behandlung des heiligen Stuhles, erklärt Hr. von Corcelles, sind durch eine Pflicht der Delikatesse und der Klugheit gefordert, die mit der allgemeinen Bedeutung der Kirche in Verhältniß stehen; mag man Katholik oder von der Kirche getrennt seyn, das sollte man begreifen. Das Papstthum ist die Würde eines großen Theiles der Menschheit selbst. Ist

die Verehrung in dieser Quelle, an dieser Schule zerstört, wo wird die Entwürdigung ihr Ziel finden"?

Während Montalembert mit allem Feuer seiner Beredsamkeit die Unabhängigkeit des heiligen Stuhles vertheidigt, und ebenso die gehässigen Beschuldigungen als die vorgeschlagenen Mittel, die „anormale Lage seines weltlichen Gebietes zu beseitigen", bekämpft, gibt Hr. von Corcelles, der zweimal (1848 und 1849) Frankreich beim heil. Stuhle vertrat, eine gedrängte Analyse der Verhandlungen und beleuchtet ausführlich die Anklagen auf „barbarische und tyrannische Regierung." Ohne die diplomatische Diskretion zu vergessen, ohne durch Rücksichten des Anstandes gehindert zu seyn, kann er hier der Wahrheit ein Zeugniß ablegen, das größtentheils von unmittelbarer Beobachtung herrührt. In der Hauptsache ganz einverstanden, legen Beide die Wichtigkeit der Diskussion für den Katholicismus dar, sie sehen es klar, daß man sich nicht, wie manche Katholiken glauben, dabei beruhigen dürfe, daß es sich ja nur um die weltliche Macht des heiligen Stuhles handle, die dem Primat nicht wesentlich, und sicher menschlichen Schwächen unterworfen sei. Denn es werden nicht etwa bloß einzelne Mißbräuche gerügt, sondern die klerikale Regierung überhaupt, die weltliche Souverainetät des Papstes an sich wird systematisch bekämpft, mit ihr die Unabhängigkeit des höchsten kirchlichen Hierarchen. „Die freie Ausübung der obersten Kirchengewalt, die Freiheit der katholischen Wahrheit, sagt Montalembert, steht im innigsten Zusammenhange mit der Freiheit und zeitlichen Unabhängigkeit des heiligen Stuhles. Alle treuen Kinder der Kirche wissen es; allein ihre Feinde wissen es noch besser, aber nicht Alle sagen es offen, obschon Alle in diesem Sinne mit imperturbabler Beharrlichkeit agiren." Das heutige Rom ist das Werk des Papstthums und des christlichen Europa, das dafür alle Opfer gebracht hat und unter Gottes Schutz hat die Unabhängigkeit der Päpste sich erhalten, trotz der byzantinischen Exarchen, der Grafen von Tuskulum, der Kaiser und Könige

von Deutschland, trotz Arnold von Brescia und Cola Rienzi. Daß an Rom alle Länder mit katholischen Unterthanen ein großes Interesse haben, daß sie wachen müssen über die ungestörte Ausübung der päpstlichen Autorität, hat 1849 Minister Lansdowne ausdrücklich anerkannt, wie es Napoleon I. und die geschichtliche Erfahrung bestätigen. Wenn es aber wahr ist, daß der Papst den fremden Mächten gegenüber unabhängig seyn muß, ist es nicht auch wahr, daß er unabhängig seyn muß gegenüber seinen eigenen Unterthanen, gegenüber Italien überhaupt? Die Katholiken außer Italien haben nicht mehr Grund den Römern zu gehorchen, als den Russen oder Engländern. Wie, das christliche Europa hätte mit solcher Einmüthigkeit Rom und das Papstthum allen Großmächten entzogen, um beide der italienischen Demokratie zu überliefern? Das hieße die Freiheit der Papstwahl vernichten, alle kirchliche Verwaltung zerstören, ihre Zukunft zugleich turbulenten und tyrannischen Einflüssen unterwerfen, die Weltgeschichte und eines der Fundamentalgesetze der christlichen Civilisation verläugnen. Die Schlußfolge ist einfach: der Papst personificirt die Einheit der katholischen Kirche; er kann das nur, wenn er unabhängig, d. i. wenn er Souverain bleibt; diese Souverainetät kann nur eine kirchliche seyn, wie ihr Haupt, oder höchstens eine theilweise oder provisorisch an Laien delegirte. „Vernichtet den Katholicismus oder bekehrt die Katholiken, wenn ihr könnt; aber solange sie Katholiken bleiben, so prätendirt nicht, sie blind oder gleichgiltig zu machen für eine der Fundamentalbedingungen ihrer Existenz." Treffend sagt Hr. von Corcelles: „Weil die zeitliche Regierung des heiligen Stuhles schwache Seiten darbietet, die mehr oder weniger ganz Europa zeigt, bildet man sich ein, daß das Papstthum seinem Untergang entgegen geht, daß es sich nur darum handelt, einen leichten Sieg über dasselbe zu fördern oder zur Vollendung zu bringen; die Animositäten der politischen Sekten verbinden sich mit Handelsvortheilen, Tarifherabsetzungen,

die man zum Gegendienste für deren Unterstützung hofft. Sonderbare Coalition von Febronius, Bareme und Calvin"?

Es sind in der That die eigensten Worte Mazzini's, die Palmerstons Organ*) ohne Scheu vorbrachte: „Oesterreichs Militärmacht und die geistliche in Rom — das sind die zwei Mühlsteine, die am Halse der italienischen Freiheit hängen; so lange sie nicht abgeworfen sind, ist kein Ende des Mißvergnügens in Italien zu hoffen." Es ist der beste Commentar zu den Reformprojekten Cavours, bei dem über den Sinn der Worte „Abschaffung des kanonischen Rechts" ohnehin kein Zweifel seyn kann, zu der Verbalnote vom 27. März, „der feierlichsten Kriegserklärung gegen das weltliche und geistliche Papstthum" **) — den die Turiner „Opinione" uns gibt: „Man will den Despotismus bekämpfen, der sich auf Oesterreichs Bajonette und die klerikale Superstition stützt, die gemäßigte constitutionelle Partei zum Siege führen, die jetzt nur in Piemont existirt, deren Haupt der König ist, die Umgestaltung der italienischen Territorien verwirklichen, die man so oft, zuletzt 1848 und 1849, versucht hat."

Selbst der eigentliche Verfasser oder intellektuelle Urheber des Projekts über die Legationen, von dem Cavour seine Notizen über dieselben hat, ist zur Genüge bekannt: es ist ein in seinen Erwartungen getäuschter Emigrant, ein undankbarer, treuloser Unterthan des Papstes: C. C. Farini***). Dieser unermüdliche Mann hat die „schlechte Regierung" †) im Kirchenstaate seit Jahr und Tag allenthalben denuncirt; er lieferte nach London das brauchbarste Material, er hat es auch seinem Freunde Cavour an die Hand gegeben. Der

---

*) Morning-Post 24. Mai.

**) La Maga 15. Mai, Num. 59.

***) Ideen und Styl der Note vom 27. März entsprechen auf das Genaueste der Schrift Farini's: Lo stato Romano 1815 — 1850. Vgl. Civiltà cattol. 5. Juli 1856, Num. 151, p. 50.

†) Lord Clarendon's Depesche an den englischen Gesandten in Turin vom 26. Mai.

ganze Plan mit den Legationen liegt am Tage. „Ist einmal der Papst — so schrieb am 3. Februar 1797 das Direktorium zu Paris an General Bonaparte — der Legationen und der Marken beraubt, ist in ganz Italien die Priesterherrschaft verächtlich und verhaßt gemacht, so kann Rom für sich nicht mehr bestehen und wird selbst zur Revolution getrieben" *). Das wäre der Triumph der Flüchtlinge von London und Turin, die für Mißvergnügen und Verächtlichmachung der geistlichen Regierung reichlich gesorgt. Das wäre der Triumph der gesammten Revolution. Das wäre der Triumph der Krämerpolitik. Das wäre der Triumph des Protestantismus, der seinem wüthenden Hasse gegen die Kirche am liebsten in ihrem Centrum Luft machen möchte. „Rom", heißt es in einer von der Evangelical Alliance gekrönten Preisschrift **), „Rom ist das Herz des modernen Heidenthums. Laßt uns Rom erobern! So verliert der Papst den Stuhl Petri in Rom; so hat erstens seine antichristliche Stellung ihren Anspruch, zweitens sein so trefflich organisirtes System seinen Mittelpunkt und seine Einheit verloren." Alle diese Interessen kommen darin überein, den Papst aus Italien zu entfernen; daher die Idee der Verlegung des päpstlichen Sitzes — nach Jerusalem! Erst kürzlich hat eine Broschüre, verfaßt von einem katholischen Geistlichen, wie man glaubt, in gutgemeinter Naivetät ***), gierig ergriffen von den Demagogen, die Idee des Näheren formulirt und die Utopisten der Revolution mit neuer Nahrung erquickt und gesättigt.

Ueber den Geist aller dieser Projekte wollen wir hier kein Wort verlieren. Mit Recht sieht Graf Montalembert in Cavours Vorschlag eine Entthronung des Papstes, ein Attentat auf die Unabhängigkeit der Kirche selbst. Es ist merkwürdig, daß häretische und schismatische Staatsmänner das

*) Correspondance de Bonaparte. vol. II, p. 518, 540 ss.
**) J. A. Wylie, Geschichte des Papstthums. S. 423 der Elberfelder Ausg.
***) La Papauté à Jérusalem. Paris 1856.

Oberhaupt der katholischen Kirche belehren wollen, wie es „den Geist des Jahrhunderts" zur Norm nehmen soll, um seine Unterthanen zu beglücken, und den „Fortschritt der Ideen" anrufen „zur Abschaffung des kanonischen Rechts", als die besten Reformen die Lostrennung von zwei Drittheilen des jetzigen päpstlichen Gebiets mit einer bloß dem Namen nach fortbestehenden Oberhoheit des jetzigen legitimen Regenten, die Einführung der constitutionellen Comödie mit voller Cultus- und Preßfreiheit, natürlich nach sardinischem Muster, die Laicisirung des ganzen Kirchenstaates, den Côde Napoleon u. s. f. in freundschaftlichen, mit Drohungen unterstützten Rathschlägen empfehlen. Es wäre in der That betrübend für die Katholiken, wenn es unmöglich wäre, wie Montalembert meint*), die katholischen Mächte allein als die gemeinsamen Garanten des Kirchenstaats zu betrachten. Hr. von Corcelles theilt diese Ansicht nicht; für ihn hat es nichts Chimärisches und Gewagtes, daß die gemeinsame Garantie der katholischen Mächte auf die doppelte Inviolabilität des apostolischen Stuhles nach Innen wie nach Außen angewendet werde, wie dieser Punkt

*) „Vernunft und Gerechtigkeit", bemerkt der edle Graf, „scheinen zu erheischen, daß nur katholische Staaten sich über die schwierige Lage des heiligen Stuhls und über die Berührungspunkte seiner Autorität mit dem öffentlichen Rechte und den politischen Interessen Europas auszusprechen hätten. So unter ihre Collectiv-Garantie gestellt, würde diese alte und nothwendige Institution vielleicht vor Wechselfällen geschützt seyn. Aber es ist wenig Hoffnung, daß unser Jahrhundert jemals zu dieser Conclusion gelangt. So lange Rußland, Preußen und besonders England im Range europäischer Großmächte stehen, muß man darauf rechnen, sie direkt oder indirekt auf die Geschicke Italiens Einfluß üben zu sehen, und folglich auch auf die Lage der römischen Staaten. Wir werden die Zeit nicht wieder sehen, in der, wie einst im deutschen Reiche, die Bewahrung und Diskussion der Interessen einer Religion den Angehörigen derselben reservirt waren, wo das Corpus Catholicorum und das Corpus Evangelicorum, wenn auch ohne große Erfolge für den einen wie für den andern Theil, getrennte Sitzungen hielten. . . Wir müssen also auch hier in der Sphäre der wichtigsten Angelegenheiten der Welt, wie im bürgerlichen und privaten Leben uns darein ergeben, mit denen zu leben, zu verkehren, zu unterhandeln, die nicht unseres Glaubens sind. Das gemeinsame Terrain für Alle kann nur das der Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit, der natürlichen Billigkeit seyn, sowie sie von allen civilisirten Völkern zwar nicht geübt, aber wenigstens anerkannt und proklamirt sind."

auch die Conferenzen in Rom 1832 und in Gaeta 1849 beschäftigte. Werden auch nicht alle unbefugten Einmischungen der akatholischen Mächte zu beseitigen seyn, so wird doch das innige Einverständniß von Frankreich und Oesterreich, das die piemontesischen Wühler mit Recht als ihr größtes Unglück betrachten, diese Garantie in der befriedigendsten Weise zur Geltung bringen können. Die Vorsehung, die über der Kirche wacht, hat ihr den Schutz starker Monarchen stets in den drohendsten Augenblicken gesendet und Oesterreichs Kaiser, im Bunde mit der Kirche nicht weniger angefeindet als sie, wird über seine und ihre Feinde mit Gottes Hilfe triumphiren.

Wenn auch der heilige Stuhl auf katholische Staaten und Völker kein unbedingtes Vertrauen setzt, wenn auch die katholischen Interessen von der Diplomatie nichts Bedeutendes erwarten, so liegt doch in der einmal richtig erkannten Stellung derselben die moralische Nöthigung, die Kirche energisch zu vertreten und zu schirmen. Wenn Graf Montalembert hervorhebt, die Ereignisse unter Karl V., Ludwig XIV. und Napoleon I. seien wenig geeignet, der römischen Kirche ein blindes Vertrauen auf die am meisten der Natur gemäß zu ihrer Vertheidigung berufenen Potentaten einzuflößen, so ist auch nicht zu vergessen, daß unter Karl dem Großen, unter dem heiligen Heinrich, unter dem Kaiser Lothar die Beschirmung der Kirche durch die Fürsten mehr als eine schöne Idee, vielmehr eine von Gott verwirklichte That war. Wenn „das republikanische Frankreich 1848 das Bollwerk des heiligen Stuhles geworden ist, während Piemont und Spanien, weit mehr ausschließlich katholische Länder, ihm keine Ungerechtigkeit, keine Beleidigung erspart haben“: so zeigt das eben nur die Kraft der Principien der katholischen Kirche, die damals frei in Frankreich agirte, während ihre Aktion jenseits der Pyrenäen und jenseits des Var*) paralysirt war; es zeigt eine

*) Daß die Kirche nichts von der gerühmten sardinischen Freiheit ge-

erhabene Fügung der göttlichen Vorsehung, die auch auf außerordentlichem Wege der Kirche zu Hilfe kommt, ohne daß deßhalb im gewöhnlichen Gang der Dinge die Thätigkeit der dazu zunächst berufenen Fürsten ausgeschlossen werden könnte, wie denn auch 1849 Spanien im Verein mit Frankreich und Neapel zur Wiederherstellung der zeitlichen Herrschaft des heil. Stuhles mitgewirkt hat.

Daß freilich über die Anwendbarkeit der Intervention in fremden Gebieten große Meinungsverschiedenheit besteht, hat der Pariser Congreß neuerdings gelehrt. Oesterreich behauptete mit Recht die Berechtigung zur Intervention in solchen Fällen, wo der Souverain eines Landes sie verlangt; Baron Hübner wies sehr gut auf den Unterschied der österreichischen Besetzung einiger Theile des Kirchenstaats und der nicht verlangten sardinischen Besetzung des Fürstenthums Monaco hin, und Graf Buol hat dieselbe Theorie in der Note vom 18. Mai entwickelt. Während Frankreich dieselbe gelten ließ, focht sie England an, obschon es nicht näher präcisirte Ausnahmsfälle zugestehen wollte; Graf Cavour erklärte aber in der Kammer am 6. Mai entschieden: „Wir haben protestirt gegen die Theorie der Intervention, die Oesterreich ausübt; wir nehmen die Unabhängigkeit der verschiedenen Regierungen an und lassen keine Intervention zu, auch nicht einmal, wenn die betreffende Regierung sie verlangt“; derselbe Cavour, der von keiner Intervention wissen will, auch nicht wo sie eine legitime Regierung verlangt, fällt den Franzosen und Engländern mit einer demüthigen Supplik zu Füßen und bittet

---

nießt, gestand Cavour am 7. Mai selbst in der Kammer mit den beachtenswerthen Worten: „Bei uns ist die öffentliche Meinung nicht in den Dispositionen, die nöthig wären, um zu einer vernünftigen Vereinbarung zu gelangen, weil, wenn man von der einen Seite vom römischen Hofe die Verzichtleistung auf alte Privilegien und die Zustimmung zu Reformen fordern muß, um die Verhältnisse der Kirche mit den unsere bürgerlichen Gesetze informirenden Principien in Einklang zu bringen, es von der andern Seite doch meines Erachtens Bedürfniß wäre, der Kirche gewisse Concessionen zu machen, ihr größeren Spielraum in den Beziehungen zum Staate zu gestatten, kurz sie zum Genuß der Principien der Freiheit zuzulassen.“

einzuschreiten gegen die bejammernswerthen Zustände des Kirchenstaats. Der Papst, sagt er so ziemlich mit dürren Worten, obschon wohlgesinnt, kann die nöthigen Reformen nicht durchführen, die klerikalen Privilegien nicht beseitigen; bäte er um Beistand zur Abstellung der Mißbräuche, ich würde keine Intervention zugeben. Aber weil er nicht darum bittet, so bitte ich im Namen der internationalen Freiheiten, daß der größte und beste Theil seiner Staaten, in seinem Namen, von einem auf zehn Jahre bestellten Regenten mit voller Gewalt regiert werden soll, während dem Papste nur das dominium altum, die Diplomatie und das religiöse Gebiet verbleibt. So hört sicher jede Nothwendigkeit einer fremden Occupation auf, besonders wenn ihr einen Obercommissär abordnet, der nach meiner Art organisirt, unter Beistand des französischen Heeres, das bei der Rückkehr in die Heimath auf dem Landwege in den dem Papste entzogenen Provinzen einen längeren Aufenthalt nehmen könnte. So gibt man den alliirten Mächten einen großen und wohlthätigen Einfluß im Herzen Italiens, sichert die zeitliche Herrschaft des heiligen Stuhls, beschwichtigt diese Provinzen und trägt den Bedürfnissen der Völker gebührend Rechnung. Ein solcher Zustand könnte, ohne ewig zu dauern, für den vorgesetzten Zweck auf lange Zeit genügen. Das ist in der Substanz die Supplik der Vertreter Piemonts an ihre Beschützer, die auch die Bittsteller verstanden zu haben scheinen. Schade, daß Cavour nicht am 8. April die Gelegenheit benützte, näher zu erklären, wie die Verbalnote vom 27. März die weltliche Regierung des Papstes sichern sollte, während sie zugleich deren Unverbesserlichkeit und absolutes Unvermögen behauptete, wozu hier ganz der Ort war, wie Corcelles richtig bemerkt. Um die zeitliche Herrschaft des Papstes zu sichern, soll man ihm die größere Hälfte seiner Staaten abnehmen; um Italien von fremden Truppen*) zu befreien, soll das französische Heer in den Legationen seinen Sitz aufschlagen; um Italien von fremdem

*) Die „fremden Truppen“ sind freilich nur Oesterreicher!

Uebergewicht loszumachen, gibt man den Fremden „einen großen Einfluß im Herzen Italiens"; um einen Staat zur Ruhe und Ordnuug zu bringen, gibt man ihm zwei weder subordinirte noch unabhängige Häupter; um jede Intervention fern zu halten, verlangt man von den fremden Mächten die Absendung eines (Lord) Obercommissärs, sowie den festen Entschluß, den römischen Hof zur Annahme dieses Projektes zu bestimmen. Der Widerspruch und die Inconsequenz ist ebenso offenbar als die bodenlose Heuchelei der Supplikanten*).

Etwas sollte geschehen. Der französische und der englische Bevollmächtigte einigten sich, wie Lord Clarendon am 7. Juni im Oberhause selber erklärte, dahin, daß, da die Frage vollständig mit den Vertretern Sardiniens in zahlreichen Zusammenkünften diskutirt ward, eine schriftliche Antwort auf die Verbalnote vom 27. März nicht vonnöthen sei, und da diese eigentlich nur das Gesuch enthielt, die italienische Frage vor den Congreß zu bringen, so erschien als die beste Antwort, es ipso facto zu thun. Graf Walewski ging von der Occupation Griechenlands auf die anormale Besetzung des Kirchenstaates über und bahnte der Diskussion über Italien den Weg, sie zugleich in etwas restringirend. Clarendon brachte die sardinischen Projekte vor, ohne deren Urheber zu nennen, während Cavour über sein Memorandum selber Stillschweigen beobachtete. So kam das Produkt, wenn auch nicht vollständig, über die Scene, in einer Oesterreich und mit ihm die katholischen und conservativen Interessen tief verletzenden, die Anarchie und Revolution höchlich ermuthigenden, alle Delikatesse, allen Anstand verhöhnenden Weise. In formeller Beziehung schon war der Pariser Congreß in keiner Weise befugt, Italiens Zustände in den Kreis seiner Berathungen zu ziehen und sich zum Richter über fremde, gar nicht vertretene Regierungen aufzuwerfen.

„Durch eine Reihe von Inconsequenzen", sagt der beredte Graf Montalembert, „die ebenso befremdend als unvorhergesehen

*) Civiltà cattol. 21. Juni, Num. 150, p. 642—644.

sind, hat das auf so würdige Weise (?) im Orient gerächte Völkerrecht im Occident mißkannt erscheinen müssen. Man hat vor die Schranken von sieben contrahirenden Mächten andere ebenso unabhängige und souveraine Mächte citirt, deren Vertreter abwesend, ja die nicht einmal von der ihnen bestimmten Rolle in Kenntniß gesetzt waren. Man erklärt (am 18. März) mit der größten Feierlichkeit und unter der nachdrücklichsten Sanktion, daß keine der contrahirenden Mächte das Recht hat, weder für sich allein noch im Verein mit anderen, in die Beziehungen eines Souverains zu seinen Unterthanen oder in die innere Verwaltung seiner Staaten sich einzumischen; und kurz darauf erhebt man sich zum Richter über das Verfahren dieser abwesenden Fürsten und überläßt einer gierigen, keine Schranke kennenden Publicität die Kritik ihrer Autorität, die Censur ihres Verhaltens. Man beginnt mit der Proklamation des Princips der absoluten Unabhängigkeit, der Autonomie der Souveraine, und zu wessen Vortheil? — zum Vortheil der Türkei, die niemals bis jetzt zur großen europäischen Staatenfamilie zugelassen worden war; nachher aber schreibt man mit derselben Feder, die eben diese singuläre Neuerung gezeichnet, die sonst ersprießlich und mit dem Blute so vieler Tausende von Christen besiegelt ist, in die Akten des Congresses die offenbare Verletzung dieses heiligen und unverletzlichen allgemeinen Princips ein, zu wessen Nachtheil? — zum Nachtheil der ältesten und legitimsten Souverainetät der christlichen Welt, eben derjenigen, die ihre Schwäche den zartesten Rücksichten und der aufmerksamsten Behandlung hätte empfehlen müssen. Wenn ferner Niemand behaupten kann, die vom Papste regierten Italiener seien schlimmer daran als die griechischen Christen in der Türkei, deren Protektion Rußland sich aneignete, wenn jede neue Post neue Vergewaltigungen der Christen durch die Türken meldet, wie rechtfertigt man da nicht Rußland, das seine Glaubensgenossen schirmen wollte, indem man den Zustand des Kirchenstaats als anormal bezeichnet und dadurch zu Einmischungen sich berechtigt glaubt, obschon auch nach den grellsten Schilderungen Italiens doch dessen Zustände unendlich besser sind? Und während das besiegte Rußland zur Vertheidigung seiner Interessen und seiner Ehre zugelassen ist, man sich jeder Recrimination gegen dasselbe enthält, werden Souveraine, die zum Congresse weder zugelassen noch berufen sind, auf die Anklagebank versetzt; England und Piemont, notorisch die Feinde des heiligen Stuhles, erheben dort die schwersten Anklagen gegen die römische Regierung; diese ist abwesend, Niemand erhebt die Stimme sie zu vertheidigen; und nachdem es geschehen, übergibt man die Akten des Prozesses der Publicität der ganzen Welt. Ein merkwürdiges Tribunal, wo die Ankläger unter den Richtern sitzen und die Angeklagten nicht einmal Vertheidiger erhalten! Entweder war der Congreß einzig für die Regelung der orientalischen Frage versammelt und wie kommt es dann, daß man vor seine Schranken die Rechte und Interessen von Staaten

vorfordern zu können glaubte, die dem Kriege, seinen Ursachen, wie seinen Folgen absolut fremd geblieben sind? Oder aber es konnte der Congreß, ich weiß nicht durch was für ein stillschweigendes Mandat, das die Uebermacht der Großen der Schwäche der Kleinen auferlegt, sich für berechtigt halten, alle politischen Streitigkeiten zu schlichten, alle Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen, jeden Gewaltmißbrauch zu reprimiren, allenthalben das Reich der Gerechtigkeit und der Tugend wiederherzustellen. Aber weßhalb dann diese willkürliche Wahl zwischen den Streitsachen, zwischen denen, die zu richten waren? Warum schließen diese neuen Amphiktyonen die Augen zur Rechten, um sie zur Linken zu öffnen? Warum bringt man Europa, und selbst vielen Belgiern, die Excesse eines Theils der belgischen Presse zur Kunde und schweigt über die Verirrungen der Journale von Turin und Genua, die ebenso gehässig und noch gefährlicher für ihre Nachbarn sind? Ist etwa Neapel das einzige Land, wo es politische Gefangene und Proscribirte gibt? Hat nicht die Schweiz seit zehn Jahren ihre Bischöfe, ihre Staatsräthe, ihre besten Bürger vertrieben, ihr Exil durch Güterconfiskation erschwert, um sie für das einzige Verbrechen zu bestrafen, daß sie an die Gewissensfreiheit und an die Souverainetät der Cantone geglaubt? So viel Mitleid für die Einen, so völlige Gleichgültigkeit für die Anderen, ist das Gerechtigkeit, ist es auch nur Klugheit? Ihr redet von der Lage Italiens und Griechenlands; aber ist die Lage Spaniens so ruhig, so glücklich und beruhigend? Wir vergessen Polen; und auch ihr, die Bevollmächtigten des westlichen, und wie Einige sagen, des liberalen Europa, auch ihr habt es vergessen. Und doch war euch durch alte Verträge das Recht zu interveniren, wenigstens auf diplomatischem und moralischem Wege, in Bezug auf das Loos dieser zwanzig Millionen unglücklicher Christen zugesichert. Die Akten des Wiener Congresses, an die man so oft erinnert, trugen in das öffentliche Recht Europa's die Garantie dieser polnischen Nationalität ein, die stets mit Füßen getreten und dem Tode geweiht doch immer fort lebt, bald angerufen, bald verrathen wird, je nach den Bedürfnissen der abendländischen Politik. Ich sage nicht, daß die Gelegenheit günstig war, obschon es schwer ist, sich eine natürlichere und mehr unmittelbar indicirte zu denken, ich sage nicht, daß die Pflicht gebieterisch war, obschon man keine heiligere wird anführen können; ich behaupte bloß, daß das große Tribunal für europäische Beschwerden, einmal constituirt, hier zuerst anfangen mußte. Da England und Piemont das Verlangen hegten und sich berechtigt glaubten, anomalen Situationen abzuhelfen, so hatten sie hier einen würdigen Gegenstand ihrer Sorgfalt. Piemont, dem die Krimm nicht zu weit entfernt war, dort das Blut seiner Soldaten hinzugeben und seinen Fahnen neuen Ruhm zu erwerben, konnte weder seine Entfernung noch seine Schwäche vorschützen; England, das so oft die Saiten der öffentlichen Sympathien für Polen zu Gunsten seiner großen Ideen von Freiheit und Humani-

tät vibriren ließ, konnte Mitleid und Entrüstung je nach seiner Bequemlichkeit für dieses edle Volk an den Tag legen, daß die Lage der Italiener auch in den am kläglichsten regierten Ländern noch als eine große Wohlthat betrachten würde. Man hatte vor sich die Bevollmächtigten der drei Mächte, die Polen theilten; man hatte sie nur über die Interpretation und Anwendung des öffentlichen Rechtes zu befragen, das in den Artikeln vom 9. Juni 1815 den Polen eine Repräsentation garantirt; aber nein, in dem Congresse, wo Montenegro nicht vergessen ward, wo Monaco seinen Sachwalter fand, ward Polens Name nicht einmal genannt, obschon eine polnische Hand zuerst den Friedensvertrag unterschrieb" *).

Man kann insbesondere aber fragen: hatten England und Piemont Grund, dergestalt gegen die römische Regierung aufzutreten? Können sie mit stolzer Zuversicht, als sei im eigenen Hause nichts zu bessern, fremde Regierungen wegen etwaiger Mißbräuche verdammen? Man kennt die Torturen in Indien, die Bastonaden in englischen Gefängnissen und bei der Armee, die Jahrhunderte zählende Tyrannei gegen die zu Heloten erniedrigten Irländer, die neuere Tyrannei auf Ceylon und den jonischen Inseln; die schreienden Mißbräuche der englischen Justiz, der Volkserziehung, der Militärverwaltung **); aber leichter ist es, in aufregenden Deklamationen den Sachwalter unterdrückter italienischer Völker zu spielen, und den Splitter im Auge ihrer Regenten zu sehen, als im eigenen Hause zu reformiren. „Während England, bemerkt Hr. von Corcelles, auch in den dringendsten Reformfragen mit der behutsamsten Langsamkeit verfährt,

*) Merkwürdig war Lord Clarendon's Erklärung im Oberhause (11. Juli), man habe deßhalb von Rußland keine Zugeständnisse für Polen gefordert, weil dann die Akte kaiserlicher Milde, die der Czar nach seinem Gutbefinden zu üben das Recht habe, in ihrem Werthe beeinträchtigt, und der Instigation der Mächte allein zugeschrieben worden wären. Der gleiche Grund gilt aber nicht für Rom und Neapel; gegenüber einem großen Staate, wie Rußland, sagt Hr. von Corcelles, ist diese Bemerkung sehr vernünftig; sie müßte es aber nicht weniger in Bezug auf einen kleinen Staat seyn, wie der römische.

**) Sehr treffend sind diese Mißstände zusammengestellt in der ursprünglich französisch, nachher mit mehreren Zusätzen italienisch veröffentlichten Schrift: „Ein Blick auf England" (Un occhiata all' Inghilterra. Versione dal francese con aggiunte del traduttore. Torino 1856), die in sechszehn kurzen Capiteln meist mit officiellen Dokumenten sich über Englands innere und sociale Verhältnisse verbreitet, und in Italien mit großem Interesse gelesen wird.

will es anderwärts sogenannte Reformen überstürzen"; während es daheim nicht im Geringsten den exorbitanten Reichthum der Hofkirche antasten läßt, fügt Montalembert bei, applaudirt es der schändlichsten Plünderung des Kirchengutes in Sardinien und in Spanien; während es an den Großen und Starken selbst das Gröbste nicht zu tadeln wagt und ruhig einen Affront von ihnen hinnimmt, lästert und verfolgt es die Kleinen und Schwachen, wie Toskana und Griechenland, und ermuthigt gegen sie die lauernde Revolution. Doch wer wollte dieses Sündenregister ganz verfolgen? Und Sardinien spielt den Arzt für Anderer Krankheiten, beklagt die schreienden Mißbräuche in anderen Staaten, während die enorme Vermehrung der Verbrechen in diesem sonst so wohlgesitteten Lande*), die unverhältnißmäßig starke Zahl von Hinrichtungen**), die constatirte Unsicherheit der Landstraßen, ja selbst der Hauptstadt, die immer lauter werdenden Klagen des Volkes über unerschwingliche Abgaben und Lasten, über Verhöhnung und Mißachtung seiner religiösen Interessen, über die Dilapidation wohlthätiger, den Armen zur Zuflucht dienenden Stiftungen, über ungerechte Begünstigung ausländischer Flüchtlinge zum Nachtheil der Landeskinder, über Langsamkeit und Unordnung der Justiz***), über die Ueberfüllung der Gefängnisse †), über Elend und Noth an allen En-

*) Man zählte 1854 in Sardinien 114 Mordthaten, 607 Fälle von Straßenraub, 4306 Diebstähle; in der ersten Hälfte von 1855 aber schon 90 Todtschläge, 498 Fälle von Straßenraub, 3491 Diebstähle. Civiltà cattol. 21. Juni.

**) Rede des Deputirten Broferio vom 26. März 1856. — Seit 1848 bis jetzt sah Turin allein 115 Hinrichtungen.

***) Die Voce della libertà Num. 15 vom. Jan. 1855 berichtet, der Appelhof von Turin habe noch 1132 seit mehr als einem Jahre unerledigte Prozesse zu entscheiden, und am 28. März 1856 klagte Valerio in der Kammer, daß oft Unschuldige zwei bis drei Jahre im Gefängnisse sind, ohne zur Aburtheilung zu kommen. Dagegen weist die officielle Uebersicht der Sacra Consulta nach, daß in Rom von 1853 bis 7. April 1856 1844 Prozesse mit 4431 Inquisiten entschieden wurden, und nur noch 40 anhängig waren, wovon mehrere nur auf Antrag der Vertheidigung hinausgeschoben wurden. In Bologna wurden 1851 bis 1853 — 2365 Prozesse völlig erledigt. Nähere Data s. Civiltà cattol. 21. Juni p. 646 bis 648.

†) In Piemont kommt ein Gefangener auf 124 Einwohner, im Kirchenstaate Einer auf 262; beides ist nach den statistischen Tabellen

den*), die in Savoyen immer wachsende Unzufriedenheit, die Klagen selbst liberaler Schriftsteller über den unerhörten Absolutismus**) deutlich genug die cavourianische Politik verurtheilen, und mindestens ebenso gut ein Einschreiten fremder Mächte rechtfertigen könnten. Aber Sardinien ist der Schützling der liberalen, der protestantischen, der mazzinistischen Potenzen, der Papst ist ihnen in der Seele verhaßt; jenes huldigt ihrem „Fortschritt", dieser ist ihm seiner Stellung gemäß entgegen.

Um das Maß voll zu machen, hat man diesen Angriffen auf die römische Regierung die größtmögliche Publicität gegeben, sie vor Europa als „unverbesserlich" denuncirt und schonungslos ihren Feinden preisgegeben. Stets hat der heilige Stuhl wohlwollenden Rathschlägen befreundeter Mächte ein williges Ohr geliehen; alle gewissenhaften Diplomaten, Hr. von Corcelles unter ihnen, geben ihm dieses Zeugniß. „Eine der ersten Vorsichtsmaßregeln", bemerkt Letzterer, „bei Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle über eine Reform im Innern seiner Staaten ist, Lärm und Eklat zu vermeiden, denn das ist für die Revolutionäre nur willkommen, die es erspähen und sich dadurch autorisirt wähnen; dann nehmen sie dem Papste die Bedingungen der Würde, Unabhängigkeit, Freiheit, ohne welche die Verbesserungen ihm weit schwerer werden, sobald sie verlangt sind, als sie es vorher waren." Diese Rücksichtslosigkeit gegen einen Fürsten, der mit Niemand in Feindschaft war, dessen wohlwollende Gesinnungen Niemand in Abrede zu stellen wagte, dessen geistliche Autorität eine welthistorische Bedeutung hat, war sicher ein Tribut an den revolutionären antichristlichen Zeitgeist, an die Demagogie und Heterodoxie, aber auch eine schwere Wunde für die Autorität überhaupt, und jene Diplomatie, die sie begangen oder begünstigt, hat sich in den Augen des conservativen Europa compromittirt.

---

bis April 1856 constatirt. Piemont mit 5 Mill. Seelen zählte 40,453 Gefangene, der Kirchenstaat mit 3,016,000 S. aber 11,544.

*) Ueber das in tragischer Weise beweinte Elend des römischen Volkes gibt die Civiltà cattol. vom 21. Juni Num. 150, p. 656 bis 658 reiche statistische Data.

**) Ein neueres von der „Critica Torinese" und dem „Risorgimento" sehr gerühmtes liberales Geschichtswerk „Storia d'Italia dal 1814 al 1850. Torino 1856." t. II, p. 351 spricht diese Anklage auf das Schärfste aus. Auch die Rivista contemporanea di Torino. vol. VI. fasc. 30, 31 gibt reiche Data über Piemonts Herrlichkeit und den Constitutionalismus der Minister.

XXVI.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

Nordamerika.

3. Die vier Elemente im nordamerikanischen Sekten-Chaos; die methodistische Richtung als das erste Element; die Uebergänge zum baptistischen Princip; die entleerende Tendenz in diesem Element: im Presbyterianismus, Congregationalismus, Quakerismus; Unitarier und Universalisten; der Zersetzungsproceß im amerikanischen Lutherthum; die reformirten Kirchen; die Episcopalisten und ihre Parteien; die Reaktion auf eine reale Kirche oder der Nevinismus; Dr. Nevin, sein großartiger Kirchenbegriff und seine Erfolge; der Uebergang zum vierten Sekten-Element; die socialistischen Sektlein, ihr Unterschied vom Mormonismus.

Bekanntlich ist auch England mit seinem Halbhundert protestantischer Sekten der verschiedensten Denominationen gesegnet. Dennoch hätten wir den geraden Fortschritt unserer Entwicklung unnützer Weise unterbrochen, wenn wir, anstatt sie direkt auf nordamerikanischem Boden zu verfolgen, erst noch in England hätten Einkehr nehmen wollen. So sehr ist die Geschichte des englischen Protestantismus immer noch ein Ding für sich. Und zwar empfängt sie diesen specifischen Charakter durch das historische Moment der bischöflichen Staats-Kirche, um welche sich die ganze Bewegung dreht. Das Da-

seyn dieser Kirche mit ihrer angemaßten apostolischen Succession nimmt zwar von Tag zu Tag eine mißlichere und blamablere Gestalt an; dennoch drückt sie eben durch ihren Gegensatz der ganzen eigentlich englischen Kirchengeschichte eine Signatur auf, die sich natürlich nur in England und sonst nirgends findet. So ist z. B. ein Hauptcharakterzug der neuesten Bewegung auf protestantischem Gebiete, und eben das was uns am meisten an ihr interessirt, die Tendenz nach einer realen, objektiv gegebenen, anstaltlichen Kirche von protestantischem Boden aus. In England findet sich diese Tendenz gar nicht; auffallend aber begreiflich; denn man hatte hier an sich immer eine solche Kirche und — flieht sie. Dagegen findet sich jene Tendenz allerdings in Nordamerika. Wir können also sagen: was uns an der protestantischen Bewegung in England hier interessirt, findet sich ebenso und meist ausgebildeter in Nordamerika wieder; was dagegen jene Bewegung specifisch Englisches an sich trägt, ist bloß eine Sache für sich und interessirt uns hier nicht.

Auch noch in einem andern Punkte, dessen Verfolgung über die deutschen Grenzen hinaus uns wichtig ist, fand die Bewegung in England keinen rechten Raum, in Nordamerika dagegen den unbeschränktesten: ich meine die religiös-socialistischen Sekten. So resummiren wir daher eigentlich unsere ganze bisherige Auseinandersetzung und streifen noch einmal über alle Spitzen der nachmärzlichen Geschichte des Protestantismus hin, indem wir die Hauptgruppen der Sekten der neuen Welt, oder „Denominationen", wie sie dort heißen, wo es keine officielle Kirche gibt, überblicken.

Wir finden vor Allem eine Richtung der bloß persönlichen Gottwohlgefälligkeit ohne Rücksicht auf Glaubensnorm und Kirche; wir sehen aber auch, daß diese Richtung, wie sie in Deutschland bereits zu den überwundenen zählt, in Nord-Amerika eben ihren Culminations-Punkt erreicht hat und in raschem Absteigen begriffen ist. Wir finden zweitens die Rich-

tung auf symbolmäßig von Unten auf sich erbauende Kirche oder Bekenntnißkirche, aber auffallender Weise auch in einer vielsagenden negativen Tendenz bezüglich der Glaubensnorm begriffen. Wir finden drittens, in Reaction gegen diese beiden Richtungen erwachsen und über verschiedene Denominationen verbreitet, die Tendenz auf eine reale anstaltliche Kirche, die sich besonders in der Lehre von den Sakramenten ausdrückt. Wir finden endlich viertens unter zahllosen ephemeren Schwärmer-Sekten das entsprechend befriedigte Bedürfniß, den Social-Politismus wieder für die kirchliche Beeinflußung zu erobern.

Unter diesen Gesichtspunkten dürfte es auch möglich seyn, einige Ordnung in das wüste Chaos zu bringen. Darauf aber kommt es uns an; nicht darauf, von der protestantischen Entwicklung in Nordamerika ein abschreckend grauenvolles Bild zu entwerfen nach der Art eines Herensabbaths auf dem Blocksberg, wozu freilich der Stoff nur allzu reichlich vorhanden wäre. Auch wäre der Mormonismus ganz darnach angethan, den dämonischen Mittelpunkt des zauberischen Kreises zu bilden, in welchem nicht weniger als fünfzig Sekten und Kirchlein sich bewegen. Die größeren davon, indem sie immer auch unter sich wieder in zahlreiche Fraktionen oder Kirchen zerfallen: die Methodisten z. B. in wenigstens zwölf, die Baptisten in wenigstens zehn, die Presbyterianer in wenigstens sechs, die Lutheraner fast in so viele, als sie einzelne Synoden bilden u. s. w. So würde man eigentlich über hundert solcher Kirchengestalten rivalisirend in dem Reigen auftreten sehen. Alle mit dem Prädikat „christlich", wie denn die Gesetzgebungen der Union immer noch wenigstens insofern vom Glauben an den Christen- oder Judengott reden, als sie ihn z. B. als Requisit der Zeugschafts-Fähigkeit fordern. Der Versuch auch diesen Paragraphen noch wegzuräumen, ist im Staate Massachusetts erst vor Kurzem (1853) gescheitert. Also fünfzig, resp. hundert und mehr christliche Kirchen! Den Hintergrund würden dann außer den Juden und den Hunderttausen-

den von „Infidels“ jene 40,000 buddhistischen Chinesen bilden, welche das Christenthum der Union in Californien ganz ungestört Götzentempel bauen und heidnische Processionen halten läßt *).

Indem wir die erste der obengenannten Richtungen in's Auge fassen, den Methodismus nämlich, haben wir zugleich die Sekte vor uns, welche in ihren verschiedenen Kirchen am weitesten über die Union verbreitet ist. Wie gesagt, ist eben der Methodismus die Religion, welche um ihrer Handlichkeit, Graßheit und Fabrikmäßigkeit, kurz um ihres fahrigen Wesens willen der Yankee-Natur ganz besonders zusagen mußte. Ebenso schmeichelt sie dem egoistischen Individualismus derselben. Von einer eigentlichen Gemeinschaft ist beim Methodismus so wenig die Rede, daß er es sogar nie zu einer förmlichen Glaubensnorm gebracht, niemals Einen um dogmatischer Irrthümer willen ausgeschlossen hat, und Anfangs auch durchaus keine eigene Sakramentsverwaltung annehmen wollte. Er gedachte nämlich auch keine Kirche für sich zu bilden, verschmähte das was man Kirche nennt, als ungehöriges „Parteiwesen“, und wollte nur nach Art des deutschen Pietismus insofern der Sauerteig in allen solchen Kirchen seyn, als er in allen seine geistliche Turnschule errichte, um die Einzelnen ihrer persönlichen Gottwohlgefälligkeit zu versichern. Auch jetzt sind die Sakramente der methodistischen Kirchen völlig ausgeleert und bedeutungslos; sie sind im Grunde auch ganz unnöthig, denn das subjektive Moment ist es, was Alles wirken muß, in der Erweckungs-Predigt wie in der „Klasse“, mit andern Worten: es gilt hier nur der egoistische Individualismus. Prof. Schaff in Mercersburg läßt einige Aeußerungen fallen, die einen eigenthümlichen Einblick in die dunkle Scheu gewähren, mit welcher der

*) Vgl. Büchele: Land und Volk der vereinigten Staaten. Stuttgart 1855. S. 304.

Methodismus Alles flieht, was nur von ferne an eine objektiv gegebene Gemeinschaft erinnern könnte:

„Der Methodismus ist mit den gewöhnlichen, von Gott geordneten Gnadenmitteln nicht zufrieden, und weiß mit den Sakramenten eigentlich wenig anzufangen, obwohl er an der Kindertaufe traditionell festhält, und viermal jährlich das heilige Abendmahl als einfaches Gedächtnißmahl feiert. Er hat weit mehr Vertrauen auf subjektive Mittel und aufregende Eindrücke, als auf objektive Institutionen und deren mehr stilles aber sichereres Wirken. Die Methodisten verwerfen nicht nur die Confirmation als einen nutzlosen oder heuchlerischen Formalismus, sondern auch die Idee einer objektiven Taufgnade, und vernachlässigen oft die ganze religiöse Kindererziehung auf eine entsetzliche Weise in der eitlen gottversuchenden Erwartung, daß eine nervenerschütternde Bußpredigt in einer Lagerversammlung, oder ein paar Stunden auf der Angstbank den mühsamen Proceß elterlicher Zucht und Pflege und regelmäßiger pastoralen Unterweisung ersetzen werde. Kein Wunder daher, daß das junge Geschlecht unter solchen Einflüssen so roh und sittenlos aufwächst, und daß in manchen Gegenden, wo das leichte Strohfeuer methodistischer Revivals hoch aufgebrannt hat, ein völliger Tod mit leichtsinnigem Spott über alle Religion sich eingestellt hat" *).

Man könnte schwerlich den Gegensatz des religiösen Individualismus zur erziehenden Mission einer realen Kirche schärfer hinstellen. Auch die „Klassen", in welche die bewährten Gläubigen zur Unterhaltung des Erwecktseyns vertheilt werden, sind nichts weniger als erziehender Natur. Die Mitglieder sollen sich daselbst in offener Beichte gegenseitig ihre „Herzenserfahrungen", Schwächen und Anfechtungen, mittheilen; in Wahrheit beichten sie einander ihre Tugenden und machen sich mit ihren religiösen Vortrefflichkeiten übereinander groß. Von einem erziehenden Moment kann da überhaupt gar nicht die Rede, wo gerade die persönliche Ge-

*) Schaff: Amerika. S. 119 ff. 130.

wißheit des Individuums, daß es von seinen Sünden losgesprochen, von Gott zu Gnaden angenommen, der Rechtfertigung und Seligkeit sicher sei, Bedingung der Aufnahme ist. Diese Gewißheit dem Einzelnen zu verschaffen: das eben war und ist das ganze Ziel des Methodismus, und von den absonderlichen Methoden, die seine Gründer hiezu auserwählten, trägt er den Namen. Die altprotestantische Justifikationstheorie lehrt, daß der Gläubige seiner Seligkeit gewiß seyn müsse. Nun fragte es sich bei Wesley und seinem Anhang ganz einfach: ob es erfahrbare Zeichen gebe, daß die Sündenvergebung eingetreten sei, so gewiß als die Sonne scheine? Die Antwort lautete: ja, der Moment des Durchbruchs und des Uebergangs aus der Verdammung in die Gotteskindschaft muß von spürbaren Zeichen begleitet seyn. Diesen Durchbruch mit seinen Zeichen hervorzulocken, war nun die ganze Kunst des Methodismus; und sie gelang schon seinen Vätern so vortrefflich, daß „sich die Leute bei jeder Predigt aus der dicksten Finsterniß in eine Lichtregion emporgehoben fanden, deren Glanz, weil er plötzlich über sie ausströmte, Anfangs großen Schmerz verursachte“ *).

Diese „plötzliche“ Gewißheit des Gnadenstandes, wie ward sie bewirkt? Ganz einfach. Es handelte sich nur darum, daß ein Prediger die Energie und Vehemenz besaß, die Zuhörer mit einer entsetzlichen Schilderung ihres Sündenelends und seiner Folgen solange anzudonnern, bis sie windelweich waren, und dann mit Einemmale die heißesten Strahlen der Gnade auf die erweichte Masse fallen zu lassen. In der Regel traten auch gleich die körperlichen Wirkungen des Processes hervor, und in ihnen bejubelte man eben die unfehlbaren Zeichen des Durchbruchs. Diese einfache Methode ward nachher noch durch allerlei äußerliche Veranstaltungen complicirt und gehoben. Wesley hatte auf den Straßen, Fel-

*) Vgl. Jakoby: Handbuch des Methodismus. Bremen 1853.

dern und in den Wäldern, auch bei nächtlicher Beleuchtung, gepredigt, weil ihm die Kirchen überall verschlossen waren und er den Verfolgern ausweichen mußte; man bemerkte aber, daß solche Umstände den „Durchbruch" förderten und machte also aus der Ausnahme eine Regel. So entstanden die berüchtigten Camp-meetings, „Feld- oder Lager-Versammlungen." Ebenso bewährte sich die Praxis, daß man die durch die Höllen-Predigt besonders Erweichten an einen eigenen Platz am Altare vorrief und sie hier speciell in Bearbeitung nahm, nach Art des Stockfisch-Bläuens. Wenn dann nach dem Durchbruch lauter Jubel des Entzückens erschallte, wie vor dem Durchbruch die heftigsten Wehklagen, Thränen, Angst-Seufzer und nicht selten convulsivische Zuckungen: so konnte dieß natürlich nicht ohne die aufregendste Wirkung auf die versammelte Gemeinde bleiben. Die „Angstbank" (anxious bench) wurde daher eine ständige Institution des methodistischen Heilswerkes. Ursprünglich ist sie übrigens eine ächt amerikanische Erfindung. Ueberhaupt ist der Methodismus zwar in England entstanden, ihre rechte Ausbildung aber haben die „neuen Maßregeln" — so nennt man dort die Maschinerie seiner besondern Heilsmittel — doch erst in Nordamerika erhalten. Der „Durchbruch" scheint in der alten Welt in der Regel nicht mit der ungemeinen Gewaltsamkeit vor sich zu gehen wie hier in der neuen. Nur ein paar Beispiele von deutschen Augenzeugen. Der Eine hörte den Prediger eben die Verdammniß plastisch und dramatisch schildern und zwar unter dem Bilde von Seelen, die unter Froschgestalt in einen scheußlichen Sumpf gebannt waren, und von Oben gerade das zermalmende — Ewig vernahmen:

„Mehr war nicht zu verstehen, denn die Scene hatte sich plötzlich geändert. In der That ein gräßlicher Traum! Aber das Jammern der armen unseligen Sünderfrösche kann nicht entsetzlicher geklungen haben, als das Wehgeschrei, welches die ganze Gemeinde nach diesem Schlusse ausstieß! Pump! Puff! Pauz! fielen

die Weiber von den Bänken. Mit Uff und Eio wanden sich die Männer, als ob das Gewissen ihnen Bauchgrimmen verursache. An allen Ecken gellten und johlten, meckerten und grunzten, winselten und quieckten zerknirschte Seelen. Dumpf donnerte die Brüllstimme Gott um Erbarmen an. Am Boden zuckten und wälzten sich die Wimmerstimmen, dann und wann ein halberstícktes Krächzen um Gnade ausstoßend. Einige thaten Luftsprünge, als ob eine Kugel sie getroffen, und stürzten dann heulend auf die Kniee. Andere, weniger gelenkig, machten ihren Empfindungen durch Scharren und Trampeln Luft. Wenige nur waren so verständig, den in Ohnmacht gefallenen Weibern zu Hülfe zu kommen, worunter eine kolossale, unmäßig korpulente Mulattin in einem prächtigen Atlaskleide, die mit Gepolter wie der Thurm von Siloam quer über den Mittelgang und mir gerade vor die Füße fiel, des Beistandes besonders bedürftig war. Und immer toller gebärdete sich die Inbrunst, alle denkbaren Thierstimmen, vom Löwen bis zur Ratte, wurden laut. Grimassen, wie sie Höllenbreughel nicht widerlicher erfinden könnte, begegneten dem staunenden Blicke. Mit Einem Worte, es war eine Scene, bei der einem zu Muthe wurde, wie — verzeih mir's der Himmel! — unter betrunkenen Waldteufeln" *).

„Ich habe methodistische Neger in der Kirche bei Gelegenheit einer Bußmahnung von Seiten des Predigers und unter dem Gemeindegesange, der in den extravagantesten Rhythmen wiederholt wurde, auf dem Fußboden sich krümmend und wälzend, stöhnend und heulend angetroffen, bis sie erschöpft an der Sünderbank niedersanken, und besinnungslos von einigen Mitgliedern in einen untern Raum getragen wurden, in welchem sich, in Voraussicht solcher Fälle, ein Bassin mit kaltem Wasser befand. Der Anblick ist unbeschreiblich, das Zuhören gräßlich" **).

Das waren nur ganz gewöhnliche Gottesdienste. Bei den Camp-meetings aber, wo die Uebungen Tage lang fort-

*) Busch: Wanderungen I, 278.

**) „Religion und Kirche in Nordamerika" in den Atlantischen Studien. 1853. II, 164.

gesetzt und häufig bis in die Nacht, unter dem gespenstischen Schein der Fakeln und Feuer, tief in den Wäldern, hineinerstreckt werden, folgt Prediger auf Prediger im Bombardement der verstockten Herzen, bis endlich auch die Hartnäckigsten buchstäblich niedergeworfen sind und die ganze Masse zuckend, zappelnd, quiekend, krächzend zu Boden liegt. Dann tritt der Balsam-Redner auf, um das zerstoßene Rohr wieder aufzurichten, und so geht es weiter, abwechselnd zwischen Jauchzen und Stöhnen, Trost und Schrecken, Glorie und Angstgeheul. Die hiebei hervortretenden körperlichen Erscheinungen hat schon ein Beobachter des großen Revivals von 1799 bis 1801 in vier Kategorien eingetheilt: Fallen, Schlenkern, Tanzen und Bellen.

„Kam das Fallen hauptsächlich beim weiblichen Geschlechte vor, so äußerte sich das Schlenkern (Jerking) häufiger bei Männern, und zwar besonders bei kräftigen, athletisch gebauten Naturen. Es war dieß das eigenthümlichste und für den Zuschauer grauenvolle Zeichen dieser an's Gebiet des religiösen Wahnsinns streifenden Zufälle. Das erste Vorkommen des entsetzlichen Ausbruchs wird von einer Gemeinde im Gebirge von Ostteneffee berichtet, wo mehrere hundert Menschen beiderlei Geschlechts, die sich zum Zwecke der Abendmahlsfeier eingefunden hatten, von dem seltsamsten Muskelkrampfe ergriffen wurden. Der demselben Unterworfene wurde plötzlich von einem elektrischen Zittern und Zucken, welches sich bald allen Sehnen, Nerven und Fasern mittheilte, durchschüttelt. Die nächste Form, in die sich dasselbe umsetzt, war ein Schleudern der Arme abwärts vom Ellbogen, welches außerordentlich schnell geschah und sich in kurzen Pausen folgte. Dieß war die gewöhnlichste und am wenigsten in die Augen fallende Art. Allein die convulsivische Bewegung beschränkte sich nicht auf die Arme, sondern erstreckte sich in vielen Fällen auch auf andere Theile des Körpers. Wenn die Muskeln der Halswirbel ergriffen wurden, warf und schlenkerte sich der Kopf auf die fürchterlichste Weise nach rechts und nach links, nach vorn und nach hinten, und zwar geschah dieß mit einer Blitzesschnelle, die Niemand, der nicht von demselben geheimnißvollen Antriebe bewegt wurde, nachahmen konnte.

Der Busen hob sich, das Athemholen verwandelte sich in angstvolles Keuchen und Röcheln, Stirn und Wangen trieften von Schweiß, die Gesichtszüge wurden zur abscheulichsten Grimasse verstellt, und der Kopf fuhr durch die Luft, daß man sich der Furcht nicht erwehren konnte, der Leidende werde sich das Genick ausrenken, oder gar die Augen aus ihren Höhlen schleudern. Bei Frauen, welche langes Haar trugen, zischten und knallten die Flechten desselben wie eine Peitschenschnur, so daß man es — wenn meine Quelle nicht für diese Einschaltung übertreibt — manchmal 20 Fuß weit hören konnte. Bei Andern endlich fuhr die elektrische Kraft in den ganzen Körper, und riß und warf ihn durch ähnliche Zuckungen und Verdrehungen über umgefallene Baumstämme, oder, wenn es in einer Kirche war, über Tische und Stühle fort mit augenscheinlicher Gefahr von Beulen und Beinbrüchen. Fruchtlos war jeder Versuch, den so Heimgesuchten zu halten, oder zu zwingen; aber ein solcher Versuch wurde, da man abergläubischer Weise meinte, Zwang sei hier Widerstand gegen den heiligen Geist, überhaupt nur selten gewagt, und man ließ gemeiniglich den Paroxismus sich allmählig austoben. Für die unabsichtliche Natur dieser Zustände zeugt schon der Umstand, daß die Zuckungen trotz alles Widerstandes der davon Befallenen fortdauerten, ja sich bei jeder Regung sie zu unterdrücken, sogar in ihrer Heftigkeit steigerten. Aber noch klarer wird dieß durch die Betrachtung, daß Leute, welche gekommen waren, um über die fallenden, zuckenden, sich herumschlenkernden, Gesichter schneidenden, tanzenden und bellenden Gläubigen ihren Spott zu treiben, sogut wie die Uebrigen von der mysteriösen Gewalt gepackt, und häufig noch weit hurtiger und toller umhergeworfen wurden, obwohl sie jeden dieser Krampfanfälle mit Lästerungen und Verwünschungen begleiteten" *).

So wird man also durch die „neuen Maßregeln" plötzlich und in ganz greifbarer Weise ein unfehlbares Kind Gottes, der Seligkeit zweifellos gewiß. Ganz nach dem Geschmack des Amerikaners; ein geistiges Sturzbad, flugs zu nehmen, wenn er einmal auf einen Moment dem unaufhör-

*) Busch a. a. O. I, 173. 326 ff.

lichen Drang der Geschäfte entrinnt; ein Durchbruch in der Seele, geradeso wie er von Zeit zu Zeit, nachdem er sich mit hartem Fett, Gewürz und Fleisch vollgeschlungen hat, ungeheure Dosen Calomel und Castoröl zu sich nimmt, um die Verdauung wieder in Ordnung zu bringen*). Zwar gilt ein solcher Durchbruch nicht Einmal für allemal, obgleich dieß in der That das Natürlichste wäre. Die Consequenz wurde auch auf der calvinischen Seite des Methodismus, welche die Prädestination festhielt, schon im J. 1770 wirklich gezogen, also die Unverlierbarkeit der einmal durchgebrochenen Gnade und die definitive Sündlosigkeit behauptet, der grasseste Antinomismus praktisch gelehrt. Es entstand auch daraus eine förmliche, und zwar die einzige dogmatische, Scheidung innerhalb der Sekte. Aber die äußerste antinomistische Consequenz ward doch niedergearbeitet. Es bedarf daher allerdings periodischer Wiederholung der Gnaden-Assekuranz. Dadurch versichert man sich aber auch immer mehr der höchsten sittlichen Vollkommenheit, deren Erreichbarkeit in diesem Leben der Methodismus lehrt, in sonderbarem Widerspruch mit dem eigenen Grundprincip der Sola-fide-Lehre. Die praktische Wirkung dieser Vollkommenheit und Gewißheit der Seligkeit nach Außen ist dann die, daß Alles was nicht Methodist ist, sich in die bittersten Klagen ergießt über den „pharisäischen Hochmuth" und die „grenzenlose Unverschämtheit", womit sie alle andern Kirchen verläumden und verlästern, „als ob es in diesen gar keine bekehrten und wiedergebornen Menschen, sondern bloß ein todtes Schein- und Namenchristenthum gebe"; über die wüthende Intoleranz, mit der sie, ihren ungebildeten fanatischen Predigern folgend, „alle Nichtmethodisten verdammen, auch wenn diese die frömmsten und gottesfürchtigsten Menschen sind, bloß weil sie nicht zu ihnen gehören, nicht auf ihre Weise bekehrt sind"; über ihre unbeschreibliche

*) Löher: Geschichte 2c. S. 418. ff.

Bekehrungswuth; über die Heuchelei und den geistlichen Stolz, mit dem sie „ihren Stand der Begnadigung" auch in weltlichen Dingen geltend machen; über den bornirten Dünkel, mit dem sie gemeinhin die Gelehrsamkeit und Theologie als der praktischen Frömmigkeit gefährlich verurtheilen. In letzterer Beziehung haben sie indeß jetzt den Zeitumständen etwas nachgegeben; sie treiben heutzutage auch selbst Theologie, und was bemerkt man nun? „Es ist charakteristisch, daß die Methodisten, wenn sie einmal ein Bischen Gelehrsamkeit besitzen, darauf gewöhnlich viel mehr eingebildet sind als andere Leute und selbst auf der Kanzel ein eitles Gepränge davon machen" *).

Die stolze Ausschließlichkeit und kriegslustige Intoleranz der Methodisten ist um so widerlicher, als sie nicht etwa auf die objektiven Güter einer Kirche, allein wahre Lehre, allein reine Sakramente rc. fußt, sondern bloß auf die subjektiven Vorzüge und Mittel des persönlichen Gnadenstandes. Bezüglich jener objektiven Güter verhält sich der Methodismus indifferent. Daher rührt auch der eigenthümliche Umstand, daß die Sekte viel größer und zahlreicher ist, als die zehnerlei methodistischen Kirchen. Wenn sie nur ihre „neuen Maßregeln" an Mann bringt, um Kirchenbildung ist es ihr eigentlich nicht zu thun. Nur gezwungen, weil die bestehenden Kirchen ihre Richtung überall ausstießen, griff sie zu dem Auskunftsmittel eine eigene Kirche zu bilden. Indeß war es stets ihr Hauptaugenmerk, ihre neuen Frömmigkeits-Maschinen auch in andere Kirchen zu verschleppen. Damit ist es ihr denn namentlich unter dem gemeinen Volk ungemein gut gelungen. Ihre Prediger kommen nicht mit dogmatischen Lehren und steifen Liturgien an den Verstand, sondern mit der

*) Schaff a. a. O. S. 269. 119. — Büttner's Briefe II, 24. — Löher a. a. O. S. 420.

leichtfaßlichen Methode der Parforce-Seelenjagd zum Gemüthe, die auch immer gleich ihre interessanten Resultate hat. Ihr Missionswesen vollzieht sich überall rasch, bedarf keiner langen Vorbereitungen; sie stellen ihren geistlichen Geschützpark auf, donnern darauf los und die Schlacht ist geschlagen; sofort sucht man ein anderes Wahlfeld und kommt so viel schneller vorwärts, als alle andern Sekten zusammengenommen, zu den Indianern, zu den zerstreuten Hinterwäldlern, zu allen andern Kirchen. Die Arbeit ist dann freilich auch darnach beschaffen*). Aber die Zahl wächst. Der Methodismus dominirte bis jetzt unbestritten im Volke, namentlich auch im deutsch-protestantischen; die Hirten aller andern protestantischen Gemeinschaften müssen stets auf der Hut und in Waffen seyn, um die Heerde vor den umherschleichenden methodistischen Löwen zu schützen; dennoch ist kaum Eine jener Gemeinschaften, welche nicht durch die Invasion der „neuen Maßregeln" noch einmal in zwei feindliche Lager auseinandergerissen worden wäre, wie dieß namentlich den Lutheranern und den Deutsch-Reformirten in großem Maßstabe begegnete. Man muß diesen Umstand besonders auch bezüglich der methodistischen Statistik im Auge behalten. Die Angaben variiren ungemein, je nachdem sie bloß die eigentlichen Mitglieder der Methodisten-Kirchen oder die Anhänger der neuen Maßregeln

---

*) Ein lutherischer Missionär im Westen erzählt von seinen methodistischen Collegen: „Da sie nicht auf Herzens- und Sinnesänderung sehen, sondern sich am Mitlaufen mit ihrem Haufen und am Mitmachen ihrer bekannten Gebräuche begnügen, wozu die Heiden freilich keinen weitern Unterricht im Worte Gottes bedürfen, so hatten sie bald hie und da einige Eroberungen gemacht, und zwar namentlich unter den spring- und schreilustigen jungen Leuten." „Indianer sind trotz ihrer gänzlichen Unwissenheit von den Methodisten zu umherlaufenden Predigern gemacht worden, und schreien in Ermanglung alles Bessern eben alberne Geschichten und lose Lügen aus." Leipziger Evangel.-luther. Missionsblatt vom 15. Februar 1856.

überhaupt umfassen. Jakoby gibt die Zahl aller Methodisten der Welt bloß auf 2,040,857 an; für Amerika allein hatte der Bostoner Almanac im J. 1847 an methodistischen Communikanten 1,270,000 gerechnet, während die sämmtlichen übrigen Protestanten noch nicht zwei Millionen zählten, dazu fast ebensoviele Prediger als die andern Denominationen zusammengenommen; der Census von 1855 ergab 1,100,000 amerikanische Methodisten; gleichzeitig rechnete aber Dr. Baird deren 6,475,902. Man findet sogar, wo alle Anhänger der neuen Maßregeln mitgezählt sind, noch stärkere Zahlen*).

Indeß bemerkt Hr. Schaff: die Blüthezeit der neuen Maßregeln sei jetzt so ziemlich vorüber, ihr System habe sich bereits überlebt und sei fast nur noch in den westlichen Staaten der Union in Gebrauch**). Dieß ist auch wohl zu glauben und zu begreifen; in England ist der Verfall noch viel auffallender, namentlich wird die junge Generation häufig abtrünnig, und manche Methodistenkirchen sind schon von den — Katholiken angekauft. Die religiöse Zeitbewegung ist eben im Allgemeinen über das Moment bloß persönlicher Gottwohlgefälligkeit hinübergeschritten; sie dreht sich um die Idee der Gemeinschaft, fragt nach Glaubensnorm und Kirche, und auf diese Fragen hat der Methodismus keine Antwort. Es war schon ein schlimmes Zeichen, daß er solchen Fragen gegenüber die gelehrte Theologie, welche er früher als unnütz oder schädlich für die persönliche Gottwohlgefälligkeit verwarf, jetzt zulassen mußte; er hat zu viele Blößen, welche die theologische Wissenschaft nicht zudecken kann, sondern aufdecken muß.

Insbesondere stellt er sich in einem Hauptpunkte als inconsequente Halbheit dar: bezüglich des Verhältnisses zwischen

*) Atlantische Studien 1853. II, 164. — Löher a. a. O. S. 420. 431. — Berliner Protest. K.-Z. vom 5. April 1856.

**) Schaff a. a. O. S. 130. 235.

Prediger und Gemeinde. An diesem Punkte sind auch die meisten Verwirrungen in seinem eigenen Schooße entsprungen. Die erste Trennung entstand dadurch, daß die calvinischen Methodisten unter Whitefield und Lady Hundingdon von der arminianischen Hauptmasse sich absonderten; einige späteren Trennungen hatten die Sklavenfrage zum Grunde; alle andern aber entstanden aus irgendwelcher Auflehnung gegen die hierarchische Ordnung, sei es aus eifersüchtiger Rivalität einzelner Prediger, die sich ihrer Seligkeit gewiß fühlten und dennoch von der Kirchenregierung sich meistern lassen sollten, oder aus Reactionen des unterdrückten Laien-Elements, das in demselben Falle war. Daß der Klerus im Methodismus ein bedeutendes Uebergewicht ansprechen mußte, leuchtet ein; er ist ja oberster subjektiver Inhaber und Leiter des Gnaden-Artillerie-Parks und allein activ in der Durchbruchs-Operation. Daher übergab auch Wesley ihm ausschließlich die Kirchenregierung, in England durch eine repräsentative Conferenz, in Amerika, indem er, obwohl selbst bloß Presbyter, ohne weiters einen Bischof weihte und die episcopale Verfassung einführte. Andererseits mußten aber im Einen wie im andern Falle die einzelnen Prediger unter strengster militärischer Disciplin stehen; schon um der frischen Schneide ihrer Waffen willen wird ungemein oft gewechselt, und darf kein Pastor länger als zwei Jahre an Einem Orte bleiben. So folgte denn bald von den Predigern, bald von den Laien Auflehnung auf Auflehnung gegen das „neue Papstthum"; im Ganzen entstanden in England allmählig acht bis neun, in Amerika sechs bis sieben besondere Methodisten-Kirchen. Dort hat die Rebellion dreier Prediger gegen die Conferenz eben jetzt „ein neues höchst bedenkliches Schisma, gefährlicher als alle früheren", herbeigeführt; hier hat die sogenannte „Protestantische Methodistenkirche", oder Radical Methodists, mit independentischer Verfassung und gleichmäßiger Vertretung der Laien und der Prediger am meisten um sich gegriffen.

Einige früheren Secessionen sind auch bereits ganz im Sand verlaufen und, wie dieß hier öfter geschieht, schließlich um alle Religion gekommen, so daß Jakoby für jetzt im Ganzen noch sechszehn Methodisten-Kirchen zählt*), mit deren Namen wir hier nur nicht das Papier verschwenden wollen.

Verfolgt man die Geschichte dieser Kirchenspaltungen innerhalb des Methodismus genauer, so findet man auf dem tiefern Grunde die Fundamentalfrage: ob Unmittelbarkeit des Bandes zu Christo oder kirchliche Vermittlung? Gegen den bloßen Anschein der letztern, welcher im klerikalen Kirchenregiment verhüllt zu liegen schien, erfolgten eben die fortlaufenden Reactionen. Heutzutage ist die Frage so drängend hervorgetreten, daß der ihr in keiner Weise gewachsene Methodismus allerdings allmählig den überwundenen Standpunkten anheimfallen dürfte. Das Material mag auf den Baptismus oder auch auf die volle Schwärmerei vererben. Für Letzteres ist bereits ein Vorgang in der Kirche der „Albrechtsleute" (Albreght Methodists) oder Jumpers (Springer) vorhanden. Fast gleichzeitig mit den verwandten Ranters (Schreiern) in England, die heute noch ziemlich bedeutend sind, fanden die Methodisten in Pennsylvanien, unter Anführung des Müller-Knechts Albrecht, den Weg, durch die „neuen Maßregeln" in unmittelbaren Verkehr mit dem heiligen Geist zu treten. Durch Schreien, Springen und Gliederverrenken zwingen sie den heiligen Geist zur persönlichen Herablassung und Einkehr. Anfangs war diese Methode des Durchbruchs in äußerster Gewaltsamkeit förmlich ansteckend, und der Tod holte sich häufig Opfer aus den Reihen der Verzückten; heute thut das athemlose Beten, die Krämpfe des Kopfs und der Hand, das fürchterliche Augenverdrehen dieselben Dienste. Die also Begnadigten sind dann vollkommen Heilige. Sie stehen somit in einer demokratischen Verfassung ihrer Kirche, der übri-

*) Jacoby S. 198. — Schaff S. 119 ff.

gens Albrecht selbst als erster Bischof vorstand, und zählen immerhin wenigstens ihre dreihundert Reiseprediger*). Die Albrechtsleute zeigen aber auch zugleich die Brücke vom Methodismus zum Baptismus; ihre ganze Grundanschauung ist, wie man wohl sieht, durchaus baptistisch, und insbesondere sind die neuerdings von ihnen ausgegangenen „Kümmelleute" entschiedene Tunker.

Ueberhaupt liegt offenbar die baptistische Unmittelbarkeit dem Methodismus am nächsten, sobald der letztere für eine Gemeinschaft oder für einen Kirchenbegriff sich zu entscheiden haben wird. Schon die methodistische Praxis, daß die Kinder zwar getauft werden, jetzt auch meistens christlichen Unterricht empfangen, doch aber nicht eher in die Kirche aufgenommen werden, „bis es ihnen rechter Ernst ist, den Herrn zu suchen": weist auf den baptistischen Kirchenbegriff hin, d. i. auf die Kirche als von Unten auf aus den Einzelnen sich ansammelnde, sichtbar gewordene Gemeinde der Heiligen. Der Methodismus brächte für diesen Kirchenbegriff noch ein besonders vortheilhaftes Moment mit, in den äußern Zeichen seines „Durchbruchs" nämlich ein leichtes und sicheres Kriterium der Gotteskindschaft und Zugehörigkeit zur Gemeinde der Heiligen, das der gewöhnliche Baptismus nicht besitzt, es vielmehr durch mühsame, langwierige und schließlich doch unsichere Erforschung der Candidaten ersetzen muß. Ebenso ist auf der andern Seite nicht abzusehen, was denn die Kindertaufe unter den methodistischen Umständen irgend noch bedeuten soll, während die Taufe als Siegel des revivalistischen „Durchbruchs" gewiß an ihrer Stelle wäre.

Es scheint auch, daß in dem endlosen Wechsel der nordamerikanischen Sekten der Uebergang vom Methodismus zum Baptismus eine sehr gewöhnliche Erscheinung ist. Auch eine

*) Löher a. a. O. 436 ff.

förmliche Vereinigung beider existirt bereits in der Sekte der „Gotteskirche" (Church of God), von ihrem Stifter, einem deutsch-reformirten Pastor (1820), auch „Weinbrennianer" genannt. Auf Grund der sich selbst auslegenden Bibel und unter independentischer Verfassung haben sie mit den neuen Maßregeln die Erwachsenen-Taufe durch Untertauchen als Vollendung der Wiedergeburt verbunden, und erscheinen so als natürliches Amalgam des Methodismus und des Baptismus *). Nach Baird zählt „die Kirche Gottes", wie diese Blüthe der zwei Systeme in Einem sich nennt, gegen 18,000 Mitglieder. Andererseits ist aus beiden und dem Zusatz specieller Offenbarung, historisch nachweisbar, der Mormonismus erwachsen, zu dem sich übrigens das System der neuen Maßregeln verhält wie der Weg zum Ziel, wie der steinige Berg-Pfad zu der zionitischen Tempelkühle auf der Höhe. Darum ist auch aus den düstern und schreckhaften Meetings der Methodisten dort am Salzsee heiterer und lustiger Cult mit Spiel, Sang und Tanz geworden.

Insofern die Grundfrage des Baptismus der Kirchenbegriff ist, muß man ihn im Vergleich zu dem bloßen religiösen Individualismus der Methodisten für einen Fortschritt halten, und über sein starkes Umsichgreifen in Nord-Amerika als über ein namhaftes weiteres Entwicklungsmoment sich freuen. Wirklich scheint der Baptismus in Nord-Amerika den Methodismus bereits zu überholen. Zwar sind die statistischen Angaben sehr verschieden: Dr. Baird selbst rühmt bloß, während Amerika im J. 1707 erst siebenzehn Baptisten-Gemeinden gezählt, gebe es jetzt in den verschiedenen Fraktionen nicht weniger als 15,131 Gemeinden mit 8525 Predigern und 1,078,754 Seelen; nach andern Angaben dagegen zählen die Baptisten bereits sechs Millionen.

*) Löher a. a. O. S. 437.

Jedenfalls entwickeln sie eben jetzt erst ihre ganze Energie, reißen durch ihre Demagogie das Volk mit sich fort, und leben der frohen Zuversicht, daß die Zukunft der Welt ihnen gehöre *). Um so schneller wird sich ihr negatives Verdienst entwickeln, und die Unhaltbarkeit auch ihres Standpunktes als Princip kirchlicher Gemeinschaft sich herausstellen. Die volle Schwärmerei oder gänzliche Indifferenz sind die einzigen, von ihm aus möglichen Alternativen.

In beiden Beziehungen entwickelt der nordamerikanische Baptismus auch bereits seine innere Natur. Während er einerseits, insoferne er sichtbare Gemeinde der Heiligen ist, insbesondere als eigentliches Durchgangsmoment für den Mormonismus erscheint, verflüchtigt er andererseits mit dem Bibelbuchstaben, als der einzigen Glaubensnorm, mehr und mehr alle christliche Wahrheit. Selbst wieder in wenigstens zehn Hauptsekten zerfallen, ringen die Einen dem Bibelbuchstaben neue Sakramente ab, z. B. die Fußwaschung, den Liebeskuß, eine wunderthätige Krankensalbung mit Oel, welche die Mormonen gleichfalls mit hinübergenommen haben; die andern finden, daß es mit der Gottessohnschaft nichts sei, und gehen zu den Unitariern über, wie im Einzelnen namentlich bei den General-Baptisten vielfach geschehen. Während die Campbelliten oder „Schüler Christi" ein förmliches System des Indifferentismus auf den Satz bauen: daß die Bibel allein die untrügliche Norm des Glaubens und Lebens seyn müsse, daher alle Glaubensbekenntnisse und Formulare eines Kirchenregiments verwerfen, und von ihren Candidaten nur verlangen, daß sie sich zur Sündenvergebung und Wiedergeburt untertauchen lassen: hat sich fast gleichzeitig im Süden aus den Methodisten, im Norden aus den Baptisten und im Westen aus den Presbyterianern die Sekte der „Chri-

---

*) Vgl. Histor.-polit. Blätter. Bd. XXXVII. S. 307 ff.

stier" (Christian Connexion) herausgebildet, welcher gleichfalls die Bibel einzige Glaubensnorm ist, der klarste Lehrinhalt der Bibel aber der Antitrinitarismus*). Sie zählt nach Baird bereits 35,000 Mitglieder mit 500 Predigern.

Aber auch bei den andern Sekten, wo immer der Kirchenbegriff die Souverainetät des Individuums, sei es nun des sichtbar oder des unsichtbar heiligen, im Reiche Gottes proklamirt, findet sich dieselbe Tendenz zur raschesten dogmatischen Entleerung, mögen auch die althergebrachten Glaubens-Normen noch so bestimmt, fest und bindend, die überwachenden Kirchenregimente noch so streng und unabhängig seyn. Dieß hat namentlich auch der Presbyterianismus erfahren. Seine Gemeinden waren sonst den Presbyterien und Synoden strenge untergeordnet und unwandelbar an die Westminster-Confession gebunden. Die derselben Confession verwandten Independenten oder Congregationalisten wurden fast als Eins mit ihm betrachtet, obwohl die Verfassungsgrundsätze principiell verschieden waren. Während Prediger und Symbol bei den Presbyterianern über der Gemeinde stehen, unterliegen sie bei den Congregationalisten dem Belieben der Gemeinden**), welche freie und unabhängige Kirchen für sich bilden und unter sich nur durch einen Congreß verbunden sind, der jedoch weder ein gemeinschaftliches Symbol hat noch bindende Beschlüsse fassen darf. Hier ist also die Kirche voll-

---

*) Büttner a. a. O. I, 189. 195. 105.

**) Doch versichert Hr. Schaff, die Stellung der Prediger sei sogar bei den anglo-amerikanischen Congregationalisten immer noch ganz anders, als bei vielen deutschen Gemeinden, die nur deßhalb zum Independentismus hinneigten, um in ihrem Haß gegen alle kirchliche Autorität sich einen Prediger wie einen Lohndiener zu miethen, ihn sogar vom Kirchenrath auszuschließen, und also die Würde des geistlichen Amts gänzlich mit Füßen zu treten.

kommen identisch mit der Gemeinde, die erstere das Machwerk der letztern, und die letztere das Machwerk der einzelnen Christen. Doch blieb das Princip lange Zeit unentwickelt, die Confession unangetastet, die Gemeinden unter lebenslänglich gewählten Aeltesten, und daher die Verbindung mit den orthodoxen Presbyterianern so eng, daß sie nicht nur die Pastoren unter sich tauschten, sondern auch die Katheder ihrer Theologen-Schulen gemein hatten. Erst in neuester Zeit gerieth das congregationalistische Princip in Bewegung. Jede Gemeinde hat jetzt ihre eigene Confession durch jeweilige Votirung, kein Gesammtsymbol wird mehr anerkannt, die Kirchenvorsteher nur auf Ruf und Widerruf, ihre Associationen sind durch den eindringenden Unitarismus und Universalismus gesprengt; „während die Einen Gemeinden die unitarischen Prediger für häretisch erklärten, beschlossen andere, daß sie orthodox seien, so daß jetzt diese und selbst Theodor Parker, der Apostel der Aufklärung in Boston, sich als Congregationalisten betrachten"*). Ein Theil der Congregationalisten in Boston war geradezu in das Lager der Trinitäts-Läugner übergegangen. So riß die Verbindung mit den Presbyterianern entzwei; aber nicht ohne daß die Spaltung unter diesen selbst sich fortgesetzt hätte. Ein Theil wollte die Union dennoch beibehalten, und wurde als „neue Schule" ausgeschieden. Weitere Sprengung hat die Sklavenfrage entzündet. Im Ganzen zählt Dr. Baird jetzt sechs Kirchen der ehemals vereinigten Presbyterianer, die sämmtlich nur etwa die Hälfte des baptistischen Bestandes ausmachen; ihre Gemeinden zählen meistens nicht über 50 Seelen, verhältnißmäßig wenige über 100. Die „neue Schule" ist offenbar auf der abschüssigen Bahn zum Unitarismus begriffen, im Schlepptau des Congregationalismus; die jüngste englische Convention des letz-

---

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 3. Mai 1856.

tern hat zur großen Freude der englischen Rationalisten sich für das Princip fortgesetzter Perfektionibilität des Bekenntnisses erklärt. Indeß streitet er in Amerika gegen die Presbyterianer der alten Schule für die Sufficienz der Bibel als einziger Glaubensnorm *). Die aus der früheren Union noch übrige Missionsgesellschaft schickt ihre „Glaubensboten" wirklich ohne Bekenntniß, bloß mit der Bibel unter die Heiden. Als dieselben in Indien dann doch das Bedürfniß eines Symbols für ihre Missions-Gemeinden verspürten, machten sie sich selber ein solches, „eine matte farblose Umschreibung des in seiner Originalgestalt als katholische Tradition ferngehaltenen apostolischen Symbolums, verbunden mit einer zum Theil sehr freien Paraphrase der zehn Gebote; das zweite Gebot beginnt z. B.: ihr sollt keinen Kastenunterschied halten, sondern als Glieder Einer Familie leben" **).

Aehnliche Dinge hatten auch die alten Congregationalisten oder Puritaner aus der Bibel herausgelesen, und aus einer andern Lesart entstand der — Unitarismus. Heute noch hat diese Sekte ihren Mittelpunkt in dem Puritaner-Hauptsitz Boston. Wegen unitarischer Ansichten lieferte einst Calvin den Servet auf den Scheiterhaufen, und wurde auf das Gutachten der Heidelberger Fakultät der Pastor Sylvan von Ladenburg den 23. Dec. 1572 auf offenem Markt zu Heidelberg enthauptet. Aber Feuer und Schwert haben doch nicht verhindert, daß eben unter den consequentesten Anhängern der Lehre Calvins immer wieder socinianische, arianische, unitarische Velleitäten hervorwuchsen, und in unsern Tagen sind sie endlich zu einer Bewegung ausgebildet, welche die ganze calvinische Welt mit sich fortzureißen droht. Bei der jüng-

*) Berliner Protest. K.=Z. vom 21. Juni 1856 und a. a. O. — Vgl. Büttner I, 171. — Schaff S. 98. 104.

**) Halle'sche Missionsnachrichten V, 8.

sten Alliance-Conferenz in London erschien auch ein holländischer Prediger Namens de Liefde, selbst erst von Unitarismus zum Christenglauben zurückgekehrt, und klagte bitterlich, von den 1500 Predigern in Holland predigten 1400 Lehren, welche mit Rationalismus und Unitarismus verknüpft seien, „während kaum 100 die evangelische Wahrheit vortrügen" *). In England wächst der Unitarismus seit ein paar Jahren namhaft stärker als lange Zeit vorher, unter Hülfe und Beifall des jetzt erst in Aufschwung gekommenen Rationalismus. Die unitarischen Zeitungen demonstriren muthig darauf los: nur der Unitarismus könne noch vor gänzlichem Abfalle vom „Christenthume" retten; die Unkirchlichkeit der untern Classen sei „mehr oder weniger direkte Reaction gegen die unhaltbaren Dogmen und abschreckenden Sätze der Orthodoxie"; nun aber vermeide der Unitarismus mit seinen einfachen Grund-Wahrheiten und seiner praktischen Wirkung „alle diese verhängnißvollen Untiefen." Kurz: „in fünfzig Jahren wird die große Masse der Bevölkerung entweder aus unitarischen Christen bestehen, oder dem Christenthume überhaupt den Abschied gegeben haben" **). Die englischen Unitarier genießen auch einen entsprechenden Theil jener 50,000 Pf. St., welche das brittische Budget jährlich zur „Förderung der christlichen Religion" aussetzt. So in Holland und England. Von Holland und England aus ward aber der strenge Calvinismus nach Nordamerika verpflanzt, und erzeugte hier aus seinen empörenden Einseitigkeiten heraus, die er auf dem freien Boden der neuen Welt um so gründlicher entfaltete, auch um so üppiger dieselben Phänomene. In Boston zählt weit über ein Fünftel der Population und zwar eben die reichste und gebildetste Klasse zu den Unitariern. Sie beeinflussen nament-

---

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 14. Juni 1856.

**) Berliner Protestant. K.-Z. vom 5. April 1856.

lich die Volksschulen und machen, da ihnen eigentliche Missionen fehlen, durch sie Propaganda. Uebrigens mündet auch ohne ihr Zuthun, wie wir gesehen, der Abfluß mancher anderen Sekten in ihren Schoos, und zudem ist der Unitarismus in Nordamerika die einzige Form, in welcher der Rationalismus sich kirchlich zu constituiren vermag*).

Letzteres gilt namentlich von der Richtung, welche in Boston die herrschende ist. Sogar auch der Unitarismus ist nämlich noch in mehrere sich bitter verfeindeten Fraktionen gespalten, in welchen wieder eine fortschreitende Tendenz zur Entleerung bemerklich wird. Für's Erste spielt die aus dem holländischen Socinianismus in England entstandene Schule Priestley's auch nach Amerika hinüber. Sie bewahrt immerhin noch mehr positiv christliches Element als manches deutsch-protestantische System der neuern Zeit, und die Vertheidigung der evangelischen Geschichte durch ihren gelehrten Theologen Lardner gegen die Deisten konnte selbst noch in der Polemik gegen Strauß gute Dienste thun. In Nordamerika steht der jüngere Channing an der Spitze einer ähnlichen Richtung. Er behauptete bei dem jüngsten Jubelfest in Liverpool: daß auch schon der ältere Channing, sein berühmter Onkel, am Abend des Lebens immer milder geworden sei gegen die Orthodoxie und immer mehr Christus als den einzigen Mittler zwischen Gott und Menschen betrachtet habe. Ebenso bekennt sich die Partei des Unitarier-Predigers Huntingdon wenigstens mit Worten zu einer gewissen Göttlichkeit der Person Christi; ihre Zeitschrift gibt zu, daß „auch andere Parteien als die Unitarier der Kirche der Zukunft Etwas mitzutheilen haben." Alle diese Richtungen liegen im Krieg mit dem ungleich populärern und eigentlich amerikanischen Unitarismus, den der Prediger Theodor Parker in Boston vertritt. Leider

*) Büttner a. a. O. II, 16.

„ein Theologe von deutscher Bildung", hat er „die Kirche in einen Sprechsaal für Aufklärung über Allerlei verwandelt"; weil kein Bethaus groß genug ist für seine Zuhörer-Menge, predigt er im größten Concertsaale der Stadt, und zwar angeblich positiv über „biblische Moral", negativ über Dogmatik. Alles specifisch amerikanisch. Wie Christus, die Propheten und Apostel inspirirt waren, geradeso sind es gewisse Menschen heute noch, die erfahrenen und naturkundigen nämlich. Daher die Handgreiflichkeit der Parker'schen Argumente; wo ein deutscher Rationalist an die Philosophie appellirt, da beruft sich Parker auf die Naturwissenschaften, auf Physik und Chemie, auf die Resultate des Maschinenbaues ꝛc. Er bildet den Pendant zur methodistischen Ascese, indem er Standes-Predigten für ein Industrie- und Handelsvolk hält; damit bricht er der specifisch-amerikanischen Religion der Zukunft Bahn. Unter andern Wahrheiten dieser Religion hat er namentlich auch schon die der Weiberemancipation entdeckt*).

Gerade diese äußerste unitarische Richtung erhält noch von einer Seite her, und zwar direkt, Zufluß, wo man es am wenigsten hätte erwarten sollen: von den Quäkern. Sogar die enge Krippen-Wirthschaft der zitternden Gemeindlein vermag auf nordamerikanischem Boden nicht zusammenzuhalten. Bekanntlich haben die Quäker alle äußere Kirche, alle Vermittlung der Sakramente und des objektiven Worts weggeräumt, um das „innere Licht" in der Unmittelbarkeit des Bandes zu Christus von allen Seiten freizustellen. Dieser Glaube hält sie in contemplativer Spannung fest, solange ihnen nicht das innere Licht in successivem Uebergang mit der natürlichen Vernunft sich identificirt. Nun bemerkt man aber, daß die

---

*) Darmst. K.-Z. vom 27. Oct. 1853. — Berliner Protestant. K.-Z. vom 27. Jan. und 25. August 1855. — Dr. Baird a. a. O. S. 99. — Atlantische Studien 1853. II, 174.

jüngere Generation der Gefahr dieses Wechsels sehr ausgesetzt ist, ebenso wie die der Mennoniten. „Ihre Jugend", sagt Hr. Schaff, „aus den reichern und vornehmern Familien verläuft sich großentheils, entweder (Anstandshalber) in der bischöflichen Kirche, oder in der indifferenten Welt", ebenso wie es auch mit den jüngern Methodisten geht. Es hat sich aber unter den amerikanischen Quäkern außerdem auch noch eine förmliche „neue Schule" gebildet, die der Hicksiten, welche ex officio die unitarischen Lehren von der Trinität und der Gottheit Christi vertritt, und zwar im Anschluß an den extremsten Unitarismus. „Diese liberalen Quäker", erzählt Hr. Schaff, „sind mit die lautesten Vertreter der wildesten Extravaganzen des Abolitionismus, der Garrison'schen Schule und der Weiberemancipation. So habe ich selbst eine Quäkerin, Lucretia Mott von Philadelphia, in Gemeinschaft mit Garrison und mit Hintansetzung aller ächten Weiblichkeit vor gemischter Versammlung von Weißen und Negern ganz fanatische Reden gegen die amerikanische Constitution und für die völlige Gleichstellung nicht nur aller Raçen, sondern auch der beiden Geschlechter halten hören." Bezüglich des letztern Punktes ist übrigens nicht zu verkennen, daß er dem Quakerismus sehr nahe liegen muß, nachdem dieser ohnehin schon das allgemeine Priester- und Prophetenthum auch auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt hat, wie denn Hr. Schaff selber einem großen Quäker-Feste beiwohnte, wo acht Frauen und bloß Ein Mann vom Geiste Gottes ergriffen wurden und zu predigen anfingen *).

Die „biblische Moral" will, wie gesagt, sogar auch Parker noch festhalten, ohne zu bemerken, daß derselben ihre Basis entzogen ist, sobald der Eckstein wankt oder ausgezogen wird:

---

*) Schaff a. a. O. S. 136 ff.

das Centraldogma der göttlichen Erlösungsthat und also der allgemeinen Schuld. Jene nicht ohne diese: dafür hat eine dem Unitarismus nahe verwandte Sekte noch ganz andere Beweise geliefert, als bloß das vereinzelte Symptom der Weiber-Emancipation. Wir meinen den Universalismus. Auffallender Weise waren es wieder steif puritanische Staaten, Massachusetts und verschiedene Theile von Neuengland, wo in dem nämlichen Jahre 1780 Gemeinden sich ausschieden, die zwar sonst in der Lehre keineswegs einig waren, aber die Hauptlehre von der Wiederbringung aller Dinge gemein hatten, und zwar in der Tendenz, daß es ewige Strafen nicht gebe, sondern die schließliche Seligkeit Allen gewiß sei. Wer diesen Glauben bekennt und in irgendeinem Sinne „Christum" nennt, sei es trinitarisch oder unitarisch, methodistisch oder presbyterianisch, baptistisch oder wie immer, der kann Mitglied der Universalisten-Kirche seyn. Sonderbarer Weise vermochte aber sogar auch diese Kirche trotz ihrer ungemeinen Weitherzigkeit dennoch nicht in Einigkeit sich zu erhalten. Noch im J. 1827 schied eine neue Universalisten-Kirche aus, welche eine Bestrafung der Bösen im Jenseits zuläßt, wenn auch nur eine temporäre, die sogleich aufhöre, wenn die unglückliche Seele sich zu rechter Reue und Buße entschließe. Die Hauptsekte dagegen erhielt sich bei ihrer Popularität und bei ihrer Läugnung jeder Belohnung und Bestrafung im künftigen Leben. Dafür bestrafen die Universalisten ihre dogmatischen Gegner um so schärfer im Dießseits *).

---

*) „Die Universalisten", schreibt 1851 ein Deutscher aus Detroit, „sind des Glaubens, daß Gerechte und Sünder, Gläubige und Ungläubige, kurz alle Welt erlöst wird. Das ist eine sehr liebreiche Doctrin; aber nirgends habe ich mehr Bitterkeit gefunden, als in der Controverse, in welcher diese mildthätige Lehre begründet ward. Fast schien es, als ob der Theolog, welcher die fraglichen Artikel geschrieben, sich durch Insultirung seiner Gegner habe für

Auch sie passiren übrigens noch als „Christen"; nur im Staate Georgien sind die Universalisten von der Eidesleistung ausgeschlossen, weil sie an keine Bestrafung nach dem Tode glauben*).

Wenn solche Richtungen immer noch als „christliche Kirchen" auftreten und als solche mit großem Eifer geltend gemacht werden können: so mag man sich einfach vorstellen, was es um die Rationalisten, Indifferentisten und Infidels seyn muß. Um so unbedenklicher konnte aber der Mormonismus in eigenthümlicher Weise die Resultate und Errungenschaften auch von diesen äußersten Denominationen in sich aufnehmen und verarbeiten: die Erwachsenen-Taufe der Baptisten so gut, wie den Christus der Unitarier, das Jenseits der Universalisten, den Geisterverkehr der Spiritualisten, so daß man auch in dieser Beziehung ihn als die Krone des amerikanischen Sektenthums betrachten muß.

---

den Kummer entschädigen wollen, sie in einer andern Welt nicht verdammen zu können". Bran's Minerva 1853. III, 265.

*) Vgl. Büttner a. a. O. I, 215.

(Schluß folgt.)

XXVII.

Friedrich von Gagern's Leben von Heinrich von Gagern *).

Von einem Buche, welches schon lange Zeit mit großem Interesse erwartet wurde, liegt nun der erste Band (außer der Vorrede 611 Seiten stark) vor uns. Dieser erste Band ist dem Leben des niederländischen Generals Friedrich Freiherrn von Gagern bis zum Jahre 1830 gewidmet; der zweite Band soll die folgenden achtzehn Lebensjahre umfassen; der dritte wird, wie wir vernehmen, den literarischen Nachlaß bringen. Doch sind auch diesem ersten Theile schon einige Denkschriften — zur Ergänzung der geschichtlichen Darstellung — eingefügt. Außerdem enthält der erste Band ziemlich zahlreiche und umfassende historische und politische Abschweifungen, die ohne Zweifel mancher Leser lieber entbehren würde; die stärkste Rechtfertigung dieser umfassenden Zuthat des überlebenden Bruders dürfte wohl in der Uebereinstimmung beider Brüder in ihren politischen Gesinnungen und Lebensanschauungen „bis zur Solidarität" liegen; fand diese

*) Das Leben des Generals **Friedrich von Gagern**, von Heinrich von Gagern. Erster Band. Leipzig und Heidelberg. Winter'sche Verlagshandlung. 1856. gr. 8. (Mit einem treuen Bildnisse Friedrich's von Gagern.)

wirklich statt — und wir können es für alles Wesentliche nicht bezweifeln, nur bekräftigen — so spricht zu uns in diesen eingeflochtenen Erörterungen der verstorbene Bruder durch den überlebenden. Doch, wie man auch hierüber urtheilen mag, wir fassen lieber die Hauptsache in's Auge. Die eigentlichen Lebensnachrichten und Charakterschilderungen enthalten des Erfreuenden und Belehrenden so viel, daß wir nicht anstehen können, den politisch gebildeten Deutschen aller Parteien die Durchlesung und — guten Theiles — das Studium dieses Buches zu empfehlen. Am lehrreichsten wird die Lectüre vielleicht gerade für diejenigen seyn, welche, wie wir selbst, damit wir es von vornherein offen bekennen, die politischen Gesinnungen dieser Brüder nicht theilen, oder wenigstens die Grundansichten, von denen sie ausgegangen, die Endzwecke, denen sie nachgestrebt, und endlich die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke nicht freisprechen können von großen Irrthümern und Verirrungen.

Dieser erste Band ist in fünf Capitel von sehr verschiedenem Umfange eingetheilt. Das erste Capitel (bis S. 65) bespricht die Jugend- und Familienverhältnisse des Fr. v. Gagern; das zweite (bis S. 99) den österreichischen Kriegs-Dienst; das dritte ist eine große Episode, der Gestaltung des Königreiches der Niederlande im Jahre 1813 u. s. w. gewidmet. Die letzten Capitel durchlaufen beide den Zeitraum von 1816 bis 1830; das vierte Capitel nämlich bespricht die Beziehungen Gagern's zu Deutschland während dieses Zeitraumes, das fünfte aber das Leben desselben in den Niederlanden. Diese Trennung seines deutschen und niederländischen Lebens findet in dem Umstande ihre Rechtfertigung, daß Fr. v. Gagern zwar wirklich, nachdem er in den niederländischen Dienst getreten, sein deutsches Leben durch regelmäßige Besuche, beständigen Briefwechsel und durch Lectüre ununterbrochen fortsetzte, daß aber die gleichlaufende Darstellung dieses Doppellebens bei der nur spärlichen inneren Verflechtung

für das Ganze von geringem Vortheile, und für die beiden Theile von nicht unerheblichem Nachtheile gewesen seyn würde.

Soviel über die Einrichtung des Buches. Gehen wir nun an die einzelnen Abschnitte.

Das erste Capitel, „Jugend- und Familienverhältnisse, ist ziemlich kurz, aber reich und schön. Es ist da natürlich von den Eltern die Rede. Der Vater ist bekannt genug, und wir werden auch im Verlaufe der Schrift sehr oft zu ihm zurückgeleitet. Wir ziehen es hier vor, dem Leser ein Bild der Mutter vor Augen zu stellen.

„Bis in diese waldgrüne Umgebung der Wiege reichten die ersten Erinnerungen zurück, die Fritz mit wenigen Namen in jenes Gedenkbuch eingeschrieben hat. Der Eltern erwähnt er natürlich im Eingange nicht; der Mutter überhaupt nur selten. Man zeichnet für sich nicht auf, was vergessen zu können man nicht fürchtet. Unter den Banden menschlicher Seelen gibt es solche, denen durch Berührung in Worten schon Einbuße droht. Die Handlungen eines verehrten Vaters vor der Welt zu vertreten, ist Söhnen eine Freude; dagegen widerstrebt es ihnen, öffentlich ein mütterliches Lob zu verkünden, je mehr es verdient ist. Gerne würde auch ich hier dem schweigsamen Beispiele des Bruders folgen, oder mit des Vaters eigenen Worten den Werth der Mutter verschleiern (Mein Antheil an der Politik. I. S. 32): „„Man beschuldigt uns oft, der Mensch sei nie zufrieden. Es paßt nicht auf mich. Ich erinnere mich der Jahre, wo jeder meiner Wünsche erfüllt war, wo ich es oft fromm und dankbar gegen den Schöpfer anerkannte, und in dieser Stimmung im düstern Thale der Weil auf meine Kniee sank.““ Aber da ich es einmal unternommen, das Wesen und Werden des Charakters eines Bruders zu beschreiben, so muß ich die Scheu überwinden, gegenüber selbst der mütterlichen Demuth. Denn ihr mildes Auge hat frühe die heftigen, ungeduldigen Bewegungen des kräftigen Knaben gebannt, ihre sanfte Stimme die schroffe Consequenz seines frühreifen Urtheils gezügelt. Ehe des Vaters Wissen und Trachten, ehe dessen ihm so eigenthümliches „„Wohlwollen gegen die menschliche Gattung““ dem Jünglinge

wirklich statt — und wir können es für alles Wesentliche nicht bezweifeln, nur bekräftigen — so spricht zu uns in diesen eingeflochtenen Erörterungen der verstorbene Bruder durch den überlebenden. Doch, wie man auch hierüber urtheilen mag, wir fassen lieber die Hauptsache in's Auge. Die eigentlichen Lebensnachrichten und Charakterschilderungen enthalten des Erfreuenden und Belehrenden so viel, daß wir nicht anstehen können, den politisch gebildeten Deutschen aller Parteien die Durchlesung und — guten Theiles — das Studium dieses Buches zu empfehlen. Am lehrreichsten wird die Lectüre vielleicht gerade für diejenigen seyn, welche, wie wir selbst, damit wir es von vornherein offen bekennen, die politischen Gesinnungen dieser Brüder nicht theilen, oder wenigstens die Grundansichten, von denen sie ausgegangen, die Endzwecke, denen sie nachgestrebt, und endlich die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke nicht freisprechen können von großen Irrthümern und Verirrungen.

Dieser erste Band ist in fünf Capitel von sehr verschiedenem Umfange eingetheilt. Das erste Capitel (bis S. 65) bespricht die Jugend- und Familienverhältnisse des Fr. v. Gagern; das zweite (bis S. 99) den österreichischen Kriegs-Dienst; das dritte ist eine große Episode, der Gestaltung des Königreiches der Niederlande im Jahre 1813 u. s. w. gewidmet. Die letzten Capitel durchlaufen beide den Zeitraum von 1816 bis 1830; das vierte Capitel nämlich bespricht die Beziehungen Gagern's zu Deutschland während dieses Zeitraumes, das fünfte aber das Leben desselben in den Niederlanden. Diese Trennung seines deutschen und niederländischen Lebens findet in dem Umstande ihre Rechtfertigung, daß Fr. v. Gagern zwar wirklich, nachdem er in den niederländischen Dienst getreten, sein deutsches Leben durch regelmäßige Besuche, beständigen Briefwechsel und durch Lectüre ununterbrochen fortsetzte, daß aber die gleichlaufende Darstellung dieses Doppellebens bei der nur spärlichen inneren Verflechtung

für das Ganze von geringem Vortheile, und für die beiden Theile von nicht unerheblichem Nachtheile gewesen seyn würde.

Soviel über die Einrichtung des Buches. Gehen wir nun an die einzelnen Abschnitte.

Das erste Capitel, „Jugend- und Familienverhältnisse, ist ziemlich kurz, aber reich und schön. Es ist da natürlich von den Eltern die Rede. Der Vater ist bekannt genug, und wir werden auch im Verlaufe der Schrift sehr oft zu ihm zurückgeleitet. Wir ziehen es hier vor, dem Leser ein Bild der Mutter vor Augen zu stellen.

„Bis in diese waldgrüne Umgebung der Wiege reichten die ersten Erinnerungen zurück, die Fritz mit wenigen Namen in jenes Gedenkbuch eingeschrieben hat. Der Eltern erwähnt er natürlich im Eingange nicht; der Mutter überhaupt nur selten. Man zeichnet für sich nicht auf, was vergessen zu können man nicht fürchtet. Unter den Banden menschlicher Seelen gibt es solche, denen durch Berührung in Worten schon Einbuße droht. Die Handlungen eines verehrten Vaters vor der Welt zu vertreten, ist Söhnen eine Freude; dagegen widerstrebt es ihnen, öffentlich ein mütterliches Lob zu verkünden, je mehr es verdient ist. Gerne würde auch ich hier dem schweigsamen Beispiele des Bruders folgen, oder mit des Vaters eigenen Worten den Werth der Mutter verschleiern (Mein Antheil an der Politik. I. S. 32): „„Man beschuldigt uns oft, der Mensch sei nie zufrieden. Es paßt nicht auf mich. Ich erinnere mich der Jahre, wo jeder meiner Wünsche erfüllt war, wo ich es oft fromm und dankbar gegen den Schöpfer anerkannte, und in dieser Stimmung im düstern Thale der Weil auf meine Kniee sank.““ Aber da ich es einmal unternommen, das Wesen und Werden des Charakters eines Bruders zu beschreiben, so muß ich die Scheu überwinden, gegenüber selbst der mütterlichen Demuth. Denn ihr mildes Auge hat frühe die heftigen, ungeduldigen Bewegungen des kräftigen Knaben gebannt, ihre sanfte Stimme die schroffe Consequenz seines frühreifen Urtheils gezügelt. Ehe des Vaters Wissen und Trachten, ehe dessen ihm so eigenthümliches „„Wohlwollen gegen die menschliche Gattung““ dem Jünglinge

verständlich ward, hatte sich das der Mutter eigenthümliche, in Worten und Werken ausgedrückte anmuthige Ebenmaß als Gegenstand der Bewunderung für immer seiner Seele eingeprägt, und ihr Bild blieb ihm Maßstab aller Weiblichkeit. Das Verständniß einer einzigen unterdrückten Thräne kann ein fruchtbareres Andenken für ein Leben werden, um das Bild der Mutter mit der Liebe zu ihr für alle Zeiten in das Herz einzugraben, als die Erinnerung an häufige und laute Ermahnungen."

„Die Mutter, Charlotte Freiin von Gaugreben, geboren in der damals kurpfälzischen Stadt Düsseldorf, war mit sechszehn Jahren aus dem Kloster der englischen Damen zu Lüttich nach Zweibrücken als Hoffräulein zur Herzogin Marie Amalie, einer kursächsischen Prinzessin, gekommen, von wo sie, schon nach einem Jahre meinem Vater vermählt, mit ihm für's Nächste die Ehren der ersten Beamtenstelle in einer kleinen Residenz theilen, für das ganze spätere Leben aber die Mühen eines großen, an Mitteln oft beschränkten Hauswesens während vielfach stürmischer Zeiten übernehmen sollte."

„Aus dem Kloster hatte sie nicht bloß äußerliche Vorzüge zurückgebracht, eine fast vollendete musikalische Durchbildung, einen ungewöhnlichen Wohllaut der Stimme, der auch den wohlgeschulten und höchst lieblichen Vortrag im Gesang vermittelte, eine vollkommene Uebung in der englischen und französischen Unterhaltung — und, was damals noch seltener war, eine schöne und richtige deutsche Sprache und Schrift; sondern sie hatte der Erziehung der Ordensschwestern das Höchste zu verdanken: jene Schule des Willens und der Widmung, die sie rein und stark in das Leben der Welt hinübertrug, in ein Leben, welches sie die ersten dreißig Jahre ihrer Ehe in überwiegend protestantischem Lande und inmitten der eigenen confessionell nach den Geschlechtern getheilten Familie durchlebte. Denn so war es im Ehevertrag, nach damaliger Weise in diesen Gegenden, festgesetzt worden."

„Die Söhne genossen, nach dem übereinstimmenden Gutfinden beider Eltern, schon im Knabenalter großer Freiheit, und alle haben zum Zweck der Fortbildung frühzeitig das elterliche Haus verlassen. Wenn darum auch die Mutter nicht lange unmittelbar

bildend und lenkend auf die Wege der Söhne einwirkte, so erhielt sie sich doch ihren mütterlichen Einfluß über das gewöhnliche Maß hinaus, und gleichmäßig über acht erwachsene, unter sich sehr verschiedene Kinder, durch das sinnige Walten, wodurch sie die Verbindung mit allen von ihr getrennten unterhielt. Sie war weniger mit einem glänzenden, als mit einem klaren und besonnenen Verstande begabt; ihr Geist, ohne sentimentalen oder die Anstrengung verrathenden Aufschwung, war für das Höchste empfänglich. Ihre gewöhnliche Stimmung zeugte bei ruhiger Heiterkeit stets von einer Selbstvergessenheit, die ihren höchsten Genuß darin fand, soweit die Mittel reichten — und etwas weiter — Gutes um sich her, und Freude nah und fern zu verbreiten. Bei den allerschwersten Schlägen, die ein Mutterherz treffen können, schien ihre würdevolle Selbstbeherrschung und tief innerliche Fassung sich mit dem Grade des Schmerzes selbst zu steigern, und so traf sie auch im hohen Alter der größte Schmerz — der Tod des Aeltesten. Ihr Urtheil, wo es sich berufen hielt, war treffend richtig, bei gewöhnlichen Vorkommenheiten zu großer Milde geneigt. Sobald aber die Pflicht ihr sagte, daß in den gegebenen Verhältnissen der Ihrigen ein Entschluß gefaßt werden müsse, und daß dieser, wenn auch der härteste, durch ihr Zuthun gefördert werden könne, so ruhte sie nicht, sondern faßte den Muth, und ergriff dann zu gelegener Stunde das Wort; oder schrieb den Abwesenden in früher Morgenstunde, noch in den letzten Jahren zuweilen vor fünf Uhr bei Lichte im Bette sitzend, ihre ganze Meinung, mild in Worten, aber bestimmt und in schweren Fällen schonungslos. Außerhalb des Familienkreises haben sich gewiß nicht viele Frauen ihres Standes durch ihr einfach würdevolles Wesen und ihren sicheren Charakter eine allgemeinere Achtung aller, und auch der höchsten Klassen erworben; es dürfte von ihr gesagt werden: sie hatte keinen Feind, viele Bewunderer, und Alle nahten sich ihr respectvoll. So konnte sie, die ergebene Gattin eines die Selbstständigkeit mehr, als es mit abhängigen Verhältnissen verträglich war, liebenden Mannes, der, durch innern Drang geleitet, öffentlich und gemeinnützig zu wirken, im Staatsdienste oder auf eigene Hand oft lange von den Seinigen entfernt war, über ein „halbes Jahrhundert die Seele des heimischen Heerdes bleiben.““ (S. 5 bis 8.)

Wir können es uns nicht versagen, neben der Mutter Bild das Bild der Wärterin zu stellen.

„„Die alte Lisbeth Birkin““, erwähnt das Gedenkbuch; sie ist neben den Eltern die früheste persönliche Bekanntschaft des Kindes, und des Andenkens werth. Sie hat uns zehn Geschwister, wovon wie gesagt die beiden ältesten Brüder in Weilburg, die älteste Schwester Amalie auf Schloß Eremitage, ich in Baireuth, die jüngeren wieder in Weilburg zur Welt kamen, dann aus der folgenden Generation noch fünf Enkel, Kinder der Schwester Amalie (vermählt an Anton Frhrn. v. Breidbach-Bürresheim) mit Liebe und Sorgfalt gewartet, und ruht nun auch im Grabe bei den Unsrigen, auf dem Friedhofe von Hornau. Sie war, frühe Wittwe, längere Zeit die einzige Dienerin unserer stillthätigen, sanften Mutter, schon an der Wiege des Erstgebornen, ein Gepräge, wie es in der dienenden Classe heute schon selten mehr vorkommt. Eine in Ehrfurcht zwar, aber auch in Sicherheit wurzelnde Ergebenheit gegen die Herrschaft, eine still sich verneigende Grandezza, die aber in ihrem eigenen Wirkungskreise als Autorität wieder auftauchte, würde uns Kinder niemals haben errathen oder daran denken lassen, daß sie um Lohn diente. Stetig bewegte sich die kräftige Gestalt. Eine hohe gestülpte, hinten fächerartig sich entfaltende buntgestickte Haube von weißem Piqué faßte mit schwarzem Sammet-Bande das gelbe Angesicht und die dunkeln Augen ein, und auch im Uebrigen blieb sie der früheren, zum Theil noch erhaltenen Volkstracht pfälzischer Bürgersfrauen ihr Leben hindurch treu. Die weite blaue Schürze mit der rasselnden Schlüsseltasche ließ die Verschließerin köstlicher Dinge errathen. Beim Lesen in der Bibel oder im Gesangbuche folgte in vorgerückterem Alter ihr Hals Zeile um Zeile hin und her der brillengesattelten Nase. Des Schreibens war sie nicht kundig; doch vermochte sie, die treueste Pflegerin, ein Stammbuchblatt zu dictiren, wie das folgende: „„Lieber Max, vergiß Gott nicht und die Pflege deiner Eltern.““ Ein lebendiger Schatz überlieferter Erfahrung, hielt sie in einem Winkel der Kinderstube stets ihre eigene Apotheke. Im Gartenhause stellte sie den geruchlosen neumodischen Gewächsen mit stillem Triumph ihre üppigen Grasnelken und Winterlevkoyen, Geranien und dunkeln Goldlack

gegenüber. In der Küche trat sie, später zwar nur am Vorabend hoher Festtage, mit ihren altdeutschen Zauberkünsten auf; — aber die Marzipanlämmchen zu Weihnachten, das Fastnachtsgebäck und gar die nie wieder mit solcher Vollendung gefärbt gesehenen Oster-Eier, neben dem gebackenen Osterhasen, mit Augen von Wachholderbeeren, das blieb bis an ihr Ende ihre unbestrittene Küchen-Domaine, und diese Wunder der Jugend sind, fürchte ich, mit ihr zu Grabe gegangen. Munter konnte man diese alte Lisbeth eigentlich nicht nennen, doch versagte ihr die Stimme weder zum Schlaf-Liede, noch zum vorhergegangenen Märchen. Von ihr hörte schon unser Aeltester das echte Schneewittchen und Falada und den Däumerling." (S. 8 ff.)

Wir denken, wen diese Auszüge nicht einladen, das Ganze der Jugendgeschichte zu lesen, für den wären auch weitere Mittheilungen verloren. Was auf uns den tiefsten Eindruck gemacht, ist die S. 17 ff. abgedruckte „kurze Abhandlung über mich selbst", die der vierzehnjährige Primaner auf Veranlassung des Vaters im Jahre 1809 geschrieben. Wir wollen nur einige Worte hervorheben:

„Der Ehrgeiz und die Herrschsucht, meine größten Fehler, ruhen jetzt, da ihnen alle Nahrung benommen ist. Aber sie schlafen nur, gestorben sind sie nicht. Eine gewisse Widerspenstigkeit und Starrsinn im Charakter müssen sich durch Umgang abschleifen. Furcht kenne ich gar nicht, eher habe ich zu viel Muth, der an Tollkühnheit grenzt. Sonst zwar heftig, sehe ich doch Allem mit großer Ruhe entgegen." (S. 19.)

„Von meinen Wünschen. Ich freue mich, diesen Theil so kurz als möglich abfassen zu können, denn ich kann mich rühmen, so wenig als möglich mit Wünschen und Hoffnungen mich abzugeben. Ich bin nicht zu bescheiden, um zu wünschen, aber zu stolz, um etwas gewünscht zu haben, das das Schicksal mir abschlagen könnte. Jeder Hoffnung folgt Furcht auf dem Fuße nach. Der einzige chimärische Wunsch, mit dem ich mich jemals abgegeben habe, war, an diesem Kriege Theil zu nehmen; doch Ueberlegung hat ihn gedämpft. — Schluß. Ich bereite mich vor, Soldat zu

werden; dazu wird Gehorsam, Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit erfordert, ich bin hingegen widerspenstig, distrait und in vielen Dingen ungeschickt, und ich vermuthe, Paris ist der Ort, mir dieses abzugewöhnen. Dreier negativer Tugenden kann ich mich rühmen: Ich erinnere mich nicht, mich je gefürchtet, mich je mit der Zunge übereilt und etwas sehr heftig gewünscht zu haben." (S. 20.)

Man vergleiche damit, was der Vater als zwölfjähriger Knabe zum Abschiede von seinen Lehrern, den „würdigen Vätern" in Worms (den Jesuiten), geschrieben (S. 29 ff.); man muß erstaunen über eine fast unerhörte, diesem Geschlechte angestammte geistige Kraft, zumal von Frühreife Niemand reden wird, der den achtzigjährigen Vater gesehen, oder seine Schriften gelesen hat. Uebrigens war gerade dieser Sohn in vielen Stücken mehr der Gegensatz, als das Abbild des Vaters:

„Zwischen Beiden war eigentlich weniger Aehnlichkeit der Charaktere oder Uebereinstimmung des Geschmacks, als gegenseitige Ergänzung und Anziehung, gegenseitige vollkommen richtige Beurtheilung. Von Natur waren Beide mit gesunden scharfen Sinnen begabt; der Vater mehr von sanguinischem Temperament, von leichterem Bau, von lebhaftem Auge und einnehmendem Ausdruck. Die Schärfe der Züge war gemindert durch die freie hohe Stirn, und zuweilen durch ein freies Lächeln, das um die Mundwinkel spielen konnte; in der Unterredung war er rasch von Auffassung und Erwiederung. Der älteste Sohn dagegen war von hoher Gestalt, breit in der Brust, von stämmigem Unterbau und kräftigem „„drallem"" Gang. Kraft war auch das vorherrschende Gepräge der breiten offenen Stirn und des tiefen ruhigen Auges; der Ausdruck der Züge — später freundlich ernst, gewinnend, und Vertrauen fast ertrotzend — war in der früheren Jugend mürrisch zugleich und neckisch; seine Bewegungen — später kraftvoll gemessen — in der Ungeduld nur oder in der Zerstreutheit schroff, müssen wohl während der Kinderzeit etwas Ungelenkes gehabt haben, da auf den ersten Blick schon Talleyrand bei dem zwölfjährigen Knaben den maître de grâces vermißt hatte."

„Beiden Männern gestand man einen scharfen Verstand zu; beide hatten Thätigkeitstrieb und Arbeitskraft; Ehrgeiz und ein reges Bedürfniß, die großen Aufgaben des menschlichen Geistes, insbesondere die den Staat berührenden, von der höchsten ihnen zugänglichen Höhe zu betrachten; der Vater mit dem Anspruch, sie lösen zu helfen, ihre Lösung durch Schrift und Beispiel zu fördern — der Sohn mehr kritisch als productiv. Es war der Vater mit einem starken Gedächtniß begabt, einer originellen Phantasie, raschem und weitem Ueberblick, feiner instinctiver Beobachtungsgabe. Mit der Zuversicht auf eigenen Tact und Inspiration verband er gewandtes Erfassen des Augenblicks, besaß er einen glücklichen Compaß, vermeidbare Klippen zu umschiffen."

„Heiterer, argloser Scherz lag ihm nahe, fremd aber war seiner Natur Ironie und Satire. Eigenthümlich war ihm in Rede und Schrift das rasch Abspringende, scheinbar Unzusammenhängende, aber meist mit glücklicher Unmittelbarkeit Treffende im Ausdruck."

„Viel langsamer von Auffassung war der Geist des Sohnes. Viel minder reich ausgestattet mit Einbildungskraft und jeder Divinationsgabe, drang er auf den wissenschaftlichen Gebieten ohne Gedankensprünge regelrechter vor, und strebte nach dem Ende und Ergebniß mit Anstrengung und Ueberwindung auch größeren Widerstandes; früher schon verlangte er an sich und Andern Zusammenhang, System, richtige Stellung der Probleme; er war schon in der Anlage ein mathematischer Kopf. Von Gemüthsart waren Beide entschieden wohlwollend; zwar heftig Beide, aber großmüthig." (S. 27 ff.)

Um dieses Familiengemälde zu ergänzen, dürfen wir wohl einmal vorgreifen, und eine Schilderung hier anfügen, welche sich im vierten Capitel S. 348 ff. findet, herrührend von der (ersten) Gattin Heinrichs von Gagern, einer überaus liebenswürdigen und geistreichen Dame:

„Ich finde bei meinen Brüdern Verachtung der Lebensgenüsse oder, man könnte bei einigen wohl sagen, Unkenntniß des Bedürfnisses. In dieser Unabhängigkeit, die wir an Heinrich kennen, ist

er von zweien seiner Brüder noch übertroffen. Dem ältesten fehlt im Leben — ich glaube nicht im Wollen und Denken — die Selbstlosigkeit und vielleicht die Fähigkeit so ganz in einem anderen Leben zu leben . . . Der männliche tiefe Schmerz um das Verdorbene im Menschen und in der Welt ist so sehr in ihm, daß es ein erhebendes seliges Gefühl ist, etwas zu seyn, woran sein edler Sinn sich freuen kann. Dabei ist er — das gibt nur leicht ein mißverstandenes Bild — blöde und scheu; bei der freiesten Männlichkeit in allen Aeußerungen ganz bescheiden; eine Geißel aller Schwächen, z. B. in seinen jüngeren Brüdern; ein wahres Eisenbad für alle, die ihn kennen . . . Ich will damit sagen, sein Wesen macht, daß man sich alles dessen in sich schämt, was nicht Kraft ist oder Reinheit; das ist stärkend, denn wo man die Schwächlichkeit fühlt, da verschwindet sie. Naiver ist er, als du dir denken kannst; . . . mir ist er sehr gut, ohne daß ich dir sagen könnte, woher ich das weiß. Neulich bekam ich einen Brief von Heinrich; als ich ihn gelesen hatte, kam er ganz glänzend freundlich zu mir und mit einem weichen sich mitfreuenden Blick reichte er ganz zutraulich nach meinem Briefe; ich mußte ihn ihm geben. Es war ein lieber Brief und ich hörte seiner Stimme an, wie sehr er das fühlte, da er ihn mir zurückgab; bei den ersten Zeilen sagte er ganz warm: Bravo, recht gut, dann aber kein Wort mehr. Wenn er einmal über etwas warm wird, so hat er eine ganz eigene Weise und besonders einen Ton der Stimme, den ich gar zu gern höre. Nachher war von Jemand anderem die Rede und ich merkte das nicht, und wie ich die Frage hörte: „„wann glaubst du, daß er kommt?““ dachte ich natürlich an meinen Heinrich und sagte ganz schnell: „„Gewiß schon Samstag.““ Fritz merkte gleich den Irrthum und war so gerührt davon, daß er mir mit feuchten Augen, ganz wie väterlich, die Hand reichte und mit rechtem Wohlgefallen mich ansah — du bist ein liebes Kind, sagte der Blick.“

„Rührend war mir's schon öfter, mit welcher Zartheit zugleich und Unbeholfenheit er bei Tische fühlt, was mir verletzend seyn könnte, und es verhindern will. Der Vater sagt manchmal Neckereien, die ich nicht gern höre; aber so empfindlich, wie Fritz in meine Seele ist, bin ich selbst kaum; er weiß dann nicht, wie

er es anfangen soll, dem Gespräch eine Wendung zu geben und den Vater abzubringen; denn im Reden ist er noch viel schwerfälliger wie Heinrich. „„Unbegreiflich, lieber Vater““ — sagte er neulich, da das Uebel geschehen war. Doch ich glaube, ich bin langweilig, verzeih! — . . . An einem schönen Abend, da Heinrich noch da war, gingen wir alle auf eine Wiese, die nahe am Garten liegt. Die Brüder brachten uns Bänke und führten dann gymnastische Spiele vor uns auf. Max und Fritz sprangen über die Stange mit ungeheurer Kraft und Gewandtheit; Karl, der weniger Gesundheit, aber eine Geschicklichkeit hat, in der keiner der anderen ihn erreicht, warf eine Kugel und spielte mit wahrer Anmuth mit ihr, indem er sie immer wieder auf Stäbchen auffing. Moritz spielte mit Heinrich Federball. Ich äußerte mein Vergnügen an all den Dingen und konnte keinen Blick von den großen Gestalten wenden. Wie sie ganz ermüdet waren, kamen sie alle nacheinander und legten mir ein Jeder sein Werkzeug zu Füßen, recht ritterlich, wie sie überhaupt gegen alle Frauen, Mutter und Schwestern die ersten, voll Galanterie sind; und dann lagerten sie sich im Halbkreis um uns herum . . . Vater und Mutter sahen ganz stolz und zärtlich auf sie herab und ich kann dir nicht sagen, wie das alles schön war! Es ist so eine Seele in ihnen und ich fühle, daß — vielleicht ist's Uebermuth, dann verzeih mir's o Gott — ich leicht die Seele der Seele werden könnte, so lieben sie mich alle — mit der Mutter zusammen, versteht sich. Ach, J.... ich will nicht übermüthig seyn, wenn ich das sage; ich hoffe auch nicht, daß ich's bin, aber sieh, sie sind so gut gegen mich, ich kann mich eines Gefühls des Triumphs manchmal nicht erwehren; — gibt's denn keinen frommen Triumph? Seit gestern ist auch die älteste Schwester, Frau von Breidbach, mit ihrem Manne, allen Kindern, Hofmeister und Gouvernante da; sie ist eine sehr verständige schöne Frau, wie mir scheint aber kälter als alle andern, die ich wahrhaft, den Vater mit eingerechnet, lieben muß; von ihr kann ich erst sagen, daß ich sie lieben möchte . . . Karoline reitet viel mit den Brüdern und wir fahren mit Max; sie sitzt sehr sicher und sieht recht gut aus. Fritz wollte mich auch schon auf den Sattel heben, der Vater verbietet es aber, bis Heinrich kommt. Max ist von allen Brüdern der geistreichste und lebendigste, er ist noch ganz

jünglingsfrisch. Sein Aeußeres hat noch keine Reife und sein Gesicht kann nie schön werden. Eine frohe Kühnheit hat er in seinem Wesen, aber gar nichts Inniges und Liebendes bis jetzt. Alles angeregte Gefühl, was ich noch in ihm sah, drückte sich dann nur durch Ernst aus, aber rechten . . . Sein ältester Bruder hat sichtlich Freude an ihm; er greift ihn immer an in seinen Worten und tadelt ihn oft streng, aber man sieht die Freude in seinen Augen leuchten, wenn er sich tüchtig wehrt, und, wie es fast immer ist, Sieger bleibt; nicht daß er mit schärferem Verstand spräche — nur mit mehr Muthwillen und Keckheit."

Kehren wir nun zum Geschichtlichen zurück. — Nach dem Abschied von dem Gymnasium in Weilburg sollte Fr. v. G. seine Studien in Paris fortsetzen, wohin ihn der Vater im Herbst 1809 zunächst in eine vorbereitende Pension schickte. Fleißige mathematische Studien bildeten den Kern seiner Thätigkeit; der Aufnahme in die polytechnische Schule stand aber im Wege, daß er nicht geborner Franzose sei. Darauf ging er nach Göttingen zur Universität (1810 und 1811). Obschon er auch hier fleißig studirte, so gab doch die Bekämpfung der „Königl. Neuwestphalen" durch die ihm befreundeten deutschgesinnten Hannoveraner und Rheinländer Anlaß zu zahlreichen Duellen. Im März 1812 kehrte er heim mit dem consilium abeundi, was der Vater leicht verschmerzte.

Hiermit beginnt das zweite Capitel: der österreichische Dienst. Dieses Capitel ist sehr anziehend; es enthält eine ziemlich große Zahl meist kleiner, aber lebensfrischer Briefe, die der Sohn mit dem Vater wechselte; da läßt sich nichts ausziehen; man muß Alles lesen. Dieser Feldzug, die Schlacht bei Leipzig, die Verfolgung des Feindes 2c. war unzweifelhaft die schönste Zeit seines Lebens.

Aber mit dem dritten Capitel verrückt in schmerzlichster Weise die politische Geschäftigkeit des Vaters den Schauplatz auch seiner jugendlichen Thätigkeit. Bedeutsam steht da

S. 98 eine briefliche Aeußerung der Mutter über die unruhigen Bestrebungen ihres Gemahls: „Nous avons été trop souvent et trop longtemps séparés, mon excellent ami . . . le désir de vous faire un nom dans le monde, l'ambition s'emparant de cette ame autrefois si bienveillante, a étouffé une partie de vos sentiments de tendresse pour nous . . . mais plus de reproches là-dessus, vous sentez souvent votre tort vous-même." — Wie der Sohn hierüber dachte, läßt sich aus einer späteren Expectoration ersehen (S. 334 ff.): „Ich will Thatsachen sprechen lassen, die den Zustand der Nation schildern. In welchen Verhältnissen stehen oder standen die Staatsmänner, welche in der letzten Zeit den größten Einfluß auf deutsche Politik gehabt haben, die Männer, die im guten oder bösen Sinne am meisten genannt werden? 1) Der Fürst Metternich veräußert seine deutschen Güter, um andere, Gott weiß wo, in Croatien oder Slavonien zu kaufen, und bald wird er in Deutschland nichts mehr besitzen. 2) Graf Münster war in Wien ein Mann von großem Einfluß. Es ist bekannt, daß seine hochschwangere Frau sich einschiffen mußte, um in London von einem — Engländer zu genesen. 3) Der Freiherr von Stein hat die Centralverwaltung der Verbündeten in Deutschland geleitet als — Russischer Staatsminister. 4) Freiherr von Gagern trat in Wien und Frankfurt auf als — Niederländischer Gesandter. 5) Der deutsche Ritter, der bei der Krönung des deutschen Kaisers aufgerufen wurde, der Stammherr des Hauses Dalberg, erschien beim Congreß zu Wien — als Französischer Gesandter, Herzog und Pair. Ist es nöthig, Folgerungen zu ziehen? Viele der Männer, welchen Deutschland seine politische Gestaltung verdankt — wurden von fremden ausländischen Interessen — vielleicht geleitet — ganz gewiß durch diese auswärtigen Dienstverhältnisse in ihrer Thätigkeit gehemmt; und es ist klar, daß diese Herren, nachdem sie unser und unserer Kinder Wohl so fest begründet haben, für das

ihrer eigenen Kinder am besten zu sorgen glaubten, wenn sie ihnen den Jammer sparten — Deutsche zu seyn." Diese Aeußerung ist zwar viel später geschrieben; aber man sieht leicht, daß der Sohn schon damals, als sein Vater ihn aus Oesterreich in die Niederlande verpflanzte, ähnlich dachte und empfand. Desto rühmlicher seine stille Ergebung in den Willen des Vaters.

Fast das ganze dritte Capitel (S. 99—229) hätte weit mehr Anspruch, einer Lebensgeschichte des Vaters, als der des Sohnes eingereihet zu werden. Schon die Ueberschrift: „Oranien und die Gestaltung des Königreichs der Niederlande" drückt dieß aus. Auch sucht der Verfasser diese Unregelmäßigkeit nur zu entschuldigen, nicht zu verschleiern. „Mein Vater", so sagt er S. 102 ff., „war der höchste Beamte des Prinzen von Oranien, als König später Wilhelm I. genannt, da dieser von Land und Leuten vertrieben, noch im Exil, für sich und sein Haus eine Herrschaft erst wieder suchte — ungewiß wo? und wo nicht"?

„Mein Bruder Fritz war Zeuge der ersten Wiedereinrichtung der Oranier in Holland, nachdem dieses sich eben erhoben hatte, und bevor noch die alten österreichischen Niederlande hinzukamen. Dieser Bruder sowohl, als endlich auch der jüngste, Max, waren dann auch, den leitenden Personen und den entscheidenden Ereignissen nahe gestellt, Zeugen der Wiederauflösung."

„In dieser Stellung und Betheiligung mehrerer Mitglieder meiner Familie liegt an sich schon eine Rechtfertigung nicht nur, sondern Aufforderung, deren Erlebnisse und Urtheile über die Ereignisse mitzutheilen. Dazu kommt, daß mein Vater, der im Uebrigen von seiner politischen Wirksamkeit ausführlich Rechenschaft abgelegt hat, in seinen Denkwürdigkeiten zwischen dem ersten Bande, welcher mit dem für die zurückeroberten deutschen Länder unter Stein eingesetzten Verwaltungsrath abschließt, und dem zweiten, der sogleich zum Wiener Congreß übergeht, absichtlich und aus Rücksichten für den damals lebenden König Wilhelm I. eine Lücke ge-

lassen hat, in welche die Schöpfungsperiode der oranischen Politik und der Anfang ihrer Herrschaft fällt. Endlich ist von Allem dem in den Niederlanden so wenig Kunde und Erinnerung geblieben, daß auch dadurch die Aufforderung, das historische Gedächtniß aufzufrischen, vermehrt wird. Aus allen diesen Gründen glaube ich sowohl einem historischen Interesse zu dienen, als eine Pflicht der Pietät zu erfüllen, wenn ich hier ausführlicher in die Entstehungs-Geschichte des Königreichs der Niederlande eingehe."

Wir gehen an dieser Episode vorüber, wollen aber dabei nicht verschweigen, daß wir sie mit großem Interesse gelesen und uns der schlagenden Abfertigung, welche die bekannten hämischen Angriffe der Herren Pertz und Gervinus gegen den alten Minister von Gagern hier gefunden, herzlich gefreut haben, einigermaßen auch eines Durchbruches ritterlichen Selbstgefühles in dem Briefe vom 28. Mai 1815, an König Wilhelm gerichtet, zumal über das Zuviel in diesen Zorn-Worten der Vater selbst in späteren Jahren sich schön ausgesprochen hat, schöner, als sein Sohn Heinrich bei der Herausgabe des Briefes. (S. 210.)

Erst S. 215 wird die Lebensgeschichte Friedrich's wieder aufgenommen. Wir wollen uns hier nur auf zwei Auszüge beschränken. Im Feldzuge von 1814 wurde Friedr. v. G. bei Quatre-Bras verwundet. „Zu Pferd führte Fritz als Generalstabsofficier bei Quatre-Bras eine Kette niederländischer Tirailleurs durch ein hohes Kornfeld in's Feuer, als er, von französischen reitenden Jägern umringt, einen Schuß auf kurze Entfernung durch den linken Unterarm erhielt und dem Angriff des einen der Reiter erlegen seyn würde, wenn dieser nicht in demselben Augenblicke von dem ersten heraneilenden niederländischen Flanqueur tödtlich getroffen worden wäre. Da mein Bruder augenblicklich kampfunfähig geworden war, konnte er seinen braven Vertheidiger nicht sofort, aber auch später trotz vielfacher Erkundigungen nicht wiederfinden. Im Jahre 1843 hielt ein erblindeter Mann aus

Dortrecht beim König um das Kreuz und die Pension des Wilhelmsordens an und zwar auf Grund von Angaben aus dem Treffen von Quatre-Bras, die nur auf meinen Bruder zutrafen, der dann glücklich war, durch sein Zeugniß dem wieder erkannten Retter die Belohnung zu verschaffen. Aus religiösem Grundsatz hatte dieser, so lange bis Armuth und Erblindung ihn heimsuchten, seinen billigen Anspruch verschwiegen." (S. 220 ff.) — Ueber die Schlachten vom 16. und 17. Juni schrieb Fr. einige Jahre später folgendes militärisch-politische Urtheil:

„Der kurze Feldzug von 1815 ist hinreichend bekannt; denn in den Thatsachen stimmen alle Berichte überein; nur im Lob und Tadel sind viele einseitig. Napoleon hatte in drei Monaten ein neues Heer gebildet; die alten Soldaten, welche aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt waren, kamen ihm zu Statten; von der französischen Nation wurde er nur lau unterstützt. Aber von der andern Seite waren auch die besten englischen Regimenter damals in Nordamerika. Das, worauf es im Kriege am Meisten ankommt, Selbstvertrauen und Vertrauen auf den Feldherrn besaßen alle Heere in gleichem Maße. Den Feldherrn werden Fehler vorgeworfen; aber in vier Schlachten fochten die Heere mit großer Tapferkeit. Bei Ligny siegten die Franzosen, bei Quatre-Bras wurden sie abgewiesen, bei Wavres festgehalten, bei Waterloo geschlagen. Auf kleinem Raum wurde bei Waterloo gefochten, die Front der Schlacht-Ordnung betrug kaum eine halbe Stunde. Die Streitkräfte waren anfangs gleich, der Boden gab Niemand entschiedenen Vortheil. Drei heftige Angriffe der Franzosen hielt die Armee unter Wellington standhaft aus; das Erscheinen der Preußen entschied. Der 70jährige Greis, der am 16. von feindlichen Reitern umringt unter dem Pferde gelegen hatte, verfolgte am 18. den Feind bis tief in die Nacht. Bei Waterloo hat Wellington das Meiste gethan, Blücher das Meiste gewagt; das größte Lob gebührt diesem, weil er zum Wohle des Ganzen das eigene auf's Spiel setzte. Denkwürdig ist diese Schlacht, denn sie schloß die Laufbahn des Mannes, der zwanzig Jahre lang in Europa der erste gewesen war; sie bewahrte

das junge Königreich der Niederlande vor feindlicher Occupation und die Sieger erwarben sich Ruhm, der auch ein Element der Macht ist. Aber diejenigen überschätzen die Wichtigkeit dieser Schlacht, welche meinen, ein anderer Ausgang würde Napoleon wieder auf dem Throne befestigt haben. Die Uebermacht der Alliirten war zu groß, ihre Einigkeit zu wohl begründet, als daß ein Tag sie hätte vernichten können. Nein, wenn der Krieg sich in die Länge gezogen hätte, wäre die Erbitterung gestiegen, und die Sieger würden wahrscheinlich härtere Bedingungen gemacht haben. So hat der Friede Deutschland wenigstens um die Früchte des Sieges betrogen. Es verdient Erwähnung, daß die Hälfte des Heeres unter Wellington aus Deutschen bestand: Hannoveranern, Nassauern, Braunschweigern, Hanseaten und der englisch-deutschen Legion; beinahe ein Drittheil des Ganzen waren Niederländer." (S. 227 ff.)

Das vierte Capitel (S. 229—557) bespricht, wie wir schon oben bemerkten, die Theilnahme Friedrich's v. G. an den deutschen Begebnissen in Politik und Familie während der Jahre 1816—1830. Der erste Theil dieser Lebensperiode fällt sogar dem bleibenden Aufenthalte nach Deutschland zu, trotz dem niederländischen Dienste des jungen Kriegers.

„Der Vater war von dem Könige der Niederlande bestimmt, um als dessen Gesandter bei der deutschen Bundesversammlung, die sich in Frankfurt a. M. zu constituiren hatte, die Luxemburgische Stimme zu führen. Unter seiner Mitwirkung sollte sofort die Lösung des Problems versucht werden, wie das in so viele und so ungleiche souveraine Staaten gespaltene Deutschland als förderative Gesammtmacht seinen gebührenden Rang unter den europäischen Nationen wieder einnehmen und im Innern das Bedürfniß und das Verlangen zahlreicher Bevölkerungen nach nationaler Gesammt-Existenz befriedigen werde. Mein Vater hatte sich ausgebeten, daß sein Sohn, der niederländische Hauptmann im Generalstab, ihn nach Frankfurt begleiten dürfe; denn es waren ihm auch noch besondere, auf die Bundesfestung Luxemburg und die Grenzverhältnisse mit Preußen bezügliche Aufträge geworden, die in Frankfurt ihre Erledigung finden sollten, bei welchen militärische Rücksichten zur

Sprache kommen, und die Frist Veranlassung bieten konnten, militärische Kenntnisse sowohl zu entfalten als zu erweitern." (S. 231 ff.) — „Die Eröffnung der Bundesversammlung verzögerte sich; auch die besondern Geschäfte, die meinem Vater oblagen, nahmen den Sohn nicht in Anspruch. Dieser glaubte daher seine Zeit besser benutzen zu können, und statt nach Art junger Diplomaten den Vergnügungen des geselligen Lebens und dem dolce far niente sich hinzugeben, erhielt mein Bruder gern die Erlaubniß des Vaters, für den Sommercursus von 1816 nach Heidelberg zu gehen, um sich gründlicher von dem Geiste deutscher Wissenschaft durchdringen zu lassen, der nach den unmittelbar vorausgegangenen großen Ereignissen und nach dem Aufschwung der Nation lebendig und anregend die akademische Gemeinschaft, Lehrer wie Schüler, anwehte". (S. 233.) — „Im Sommer des Jahres 1816 fing das Gefühl der Enttäuschung zuerst das ältere Geschlecht zu beunruhigen an. Die Jugend war eben zahlreich von den Schlachtfeldern, aus den Freiheitskriegen zurückgekehrt. An die Kraft und zugleich an das Urtheil der Nation war der Ruf ergangen gewesen; die gerechte Sache des Vaterlandes hatte sie in den Kampf geführt; sie hoffte nun auch nach dem Frieden hinter keiner an Freiheit und Geltung zurückzustehen. Sieg schnaubend hatte diese Jugend eben das Schwert eingesteckt, von ihren kriegerischen Erinnerungen ganz noch erfüllt; und im Gefühl der Kraft, gewohnt an das Schwert zu schlagen, träumte ihr nicht, daß gerechte Forderungen und so bestimmte Verheißungen unerfüllt bleiben könnten. Wie hätte sie, im frischen Bewußtseyn blutig verdienten Kampfpreises, alsobald daran zweifeln mögen, daß die Lenker der Nation, die dankbaren Fürsten, sich wetteifernd beeilen würden die neuen Amphiktyonen Deutschlands mit jeglicher Vollmacht auszustatten, um das Gemeinwohl des Vaterlandes nach allen Richtungen hin zu berathen und zu fördern! Sie füllte die Hörsäle der Wissenschaft; und mit stärker klopfenden Herzschlägen saß sie da, der Lehre der Weisheit, die dem neuerwachten nationalen Leben förderliche Richtung geben sollte — ebenso wie der politischen Dinge gewärtig, die da nothwendig so recht erst kommen müßten. Unter solchen Jünglingen nahmen zu Heidelberg auch ein niederländischer Hauptmann und ein nassaui-

scher Lieutenant Platz, Friedrich und Heinrich von Gagern." (S. 234 ff.)

Die Summe des Inhaltes dieses ganzen Capitels ergibt sich aus diesen Thatsachen von selbst. In das Einzelne der Tagesgeschichte und der sich ihr anschließenden Auszüge aus Fr. v. Gagern's politisch-literarischem Nachlasse können wir hier nicht eingehen. Wir heben nur einige Züge hervor. Hören wir z. B., wie der junge Officier damals über Preußens politische Zukunft dachte:

„Von der Weichsel bis zum Rheine und der Maas besitzt es zehn Millionen Deutsche; eine ständische Verfassung ist auf dem Punkte sich zu bilden, und Preußen darf nur eine kluge und kühne Politik befolgen, so wird es von ihm abhängen, Deutschland in ein Reich zu vereinigen. — Dazu wird nur erfordert, daß es den preußischen Namen in dem deutschen untergehen lasse, daß es die Kammern der verschiedenen deutschen Staaten zusammenberufe, aus den Mediatisirten in ganz Deutschland eine Pairskammer bilde und allen Officieren der kleineren deutschen Heere ihren Rang zusichere. Wer an dem Erfolge zweifelt, bedenke, daß die Sachsen ihre Spaltung schwer ertragen, daß die Hannoveraner über die unverhältnißmäßige Bevorrechtung des Adels unzufrieden sind, daß die Regenten der meisten übrigen Staaten gehaßt oder gering geschätzt werden, und daß die ganze Nation einsehen gelernt hat, daß diese Vereinigung der einzige Schutz gegen das drohende Hereinbrechen fremder Mächte und gegen die Last unerschwinglicher Abgaben ist. — Ich will die Mittel näher betrachten, welche Preußen zu Gebote stehen. Mag man es Oesterreichs Verhältnissen oder seiner Ungeschicklichkeit zuschreiben — es hat seine Popularität in Deutschland verloren; nichts ist jetzt populär, als Mißbehagen und Unzufriedenheit; Hoffnungen, Wünsche, Zuneigung schweben in der Luft — eine res nullius, die auf den wartet, der sie sich zueignen will. Und Preußen kann und muß sie sich zueignen, weil Ehrgeiz die Bedingung seiner Existenz ist; und sollte auch, um Großes auszuführen, der jetzige Augenblick nicht günstig erscheinen, jeder ist günstig genug, um Großes vorzubereiten. Wie schwach und klein erscheint jetzt

Preußen in allen Staatshandlungen, in allen öffentlichen Aeußerungen. Das wird anders werden, sobald es den geistigen Keimen, welche dort schlummern, ein Feld der Entwickelung gönnt und die wärmende Sonne des Tages. — Sobald Preußen Reichsstände hat, werden diese wie ein Magnet die übrigen deutschen Kammern anziehen." (S. 284 ff.) — „Ich behaupte, daß die Opposition bei uns den Grundsatz der Einheit des deutschen Staatskörpers auffassen und dem Isolirungssystem entgegenstellen muß. Die Regierungen streben offenbar nach Vereinzelung aus Eitelkeit, oder weil sie ihre Unabhängigkeit so mehr gesichert glauben, oder weil ein streng föderalistisches System mehr Schwierigkeiten darbietet. Dem muß die Opposition widerstreben. Fast alle politischen Fragen sind damit verwandt oder lassen sich damit in Beziehung setzen. Kein Gegenstand ist populärer, reichhaltiger, größer. Es ist eine starke und zugleich sehr künstliche Waffe, länger, kürzer, spitz, zweischneidig, nach dem Willen und der Geschicklichkeit dessen, der sie führt. Dieser Grundsatz der Einheit ist ein wahrer Proteus, er kann sich nach Umständen so klein machen, daß er sich unter den Tisch des Bundestags verkriechen, oder so groß und stark, daß er diesen Tisch umwerfen kann. Er kann so leise reden, daß man ihn kaum beschuldigen kann, geredet zu haben, oder so laut, daß sein zehnfaches Echo in allen deutschen Kammern und an allen deutschen Bergen wiederhallt.

„Sollte diese Partei auch anfangs — bei der Timidität der Mehrzahl, welche leider nicht geläugnet werden kann — nur schwach seyn, so wird sie sich doch in den Kammern selbst alsobald verstärken, sobald sie in den auswärtigen Verhältnissen eine Stütze findet. Diese Partei muß in allen deutschen Kammern Sitz fassen und überall nach Verabredung und in der größten Uebereinstimmung handeln. So kann sie auf die öffentliche Meinung wirken, so kann sie endlich — auf Preußens Ruf — zusammentreten, und ein deutsches Parlament steht da." (S. 286 ff.) — „Das Wichtigste ist nun noch zu betrachten übrig: die Heere. — Sie scheinen auf den ersten Anblick die zuverlässigste Schutzwehr der Fürsten zu seyn, aber eine nähere Beleuchtung wird diese Illusion zerstören. Alle Heere werden jetzt durch Conscription gebildet, durch das Be-

urlaubungssystem befinden sie sich den größten Theil der Dienstzeit in dem Schooße ihrer Familien; es ist also durchaus nicht zu erwarten, daß bei dem Soldaten eine große Anhänglichkeit an den Fürsten bleibe, wenn dieser bei dem Volke nicht beliebt ist. Und wo hat der Ländertausch, der Druck der Abgaben und das Mißtrauen selbst — noch viel Liebe übrig gelassen? Sobald der Wunsch nach Veränderung bei dem Volke wach geworden ist, wird er sich auch den Soldaten mittheilen. — Die langwierigen Kriege, welche den Anfang dieses Jahrhunderts ausfüllten, haben viele Männer dem Officiersstande zugewandt, die durch ihre Bildung mit den Ideen bekannt sind, welche unsere Zeit bewegen, und deren Ehrgeiz in einem kleinen Dienste und bei dauerndem Frieden wenig Befriedigung findet. Unter Napoleon sind sie an großen Wechsel gewöhnt worden, auch sind wohl neuere Ereignisse nicht ohne Einfluß auf ihr Gemüth geblieben. — Wenn sie das Andenken Napoleons so hoch halten, wenn sie seine Zeit zurückwünschen, so kann das bei Deutschen keinen andern vernünftigen Sinn haben, als den Wunsch: Möchte doch ein großer Mann unter uns aufstehen, der uns unseren kleinlichen Verhältnissen entrisse und uns die Bahn des Ruhmes eröffnete." (S. 287 ff.) — „Die Rechte beider Religionen sind gleich, wie die Zahl ihrer Bekenner; in Städten und Dörfern leben diese seit Jahrhunderten friedlich nebeneinander. Polemik und Bekehrungssucht stehen isolirt da, und das Publikum gibt mehr den lächelnden Zuschauer als eifrigen Theilnehmer ab. Die Klügsten haben einsehen gelernt, daß den Abstractionen des Verstandes nicht mehr Realität zukommt, als den Bildern der Phantasie. — Der Protestantismus lavirt zwischen den Ufern der Offenbarung und der Philosophie. — Die unabhängigen Denker sind es müde geworden, mit peinlicher Anstrengung die Offenbarung der Philosophie nachzuschleifen; Einige wollen erstere als allegorische Einkleidung benutzen; Viele glauben, daß man zu weit gegangen ist, und ertheilen in sonderbarer Selbsttäuschung ihrer Ueberzeugung den Befehl umzukehren — als wäre das eine willkürliche Bewegung; noch Andere, sei es, daß sie sich auf dem Kopfkissen des Zweifels zu hart gebettet finden, sei es, daß sie das Bedürfniß fühlen, die Leere der Phantasie auszufüllen, kehren zum Katholicismus zurück, der in starrer Consequenz auf seinem Felsenfundamente ruht. Ich

glaube, daß keine der beiden Confessionen von der Vereinigung Deutschlands in Einen Staat etwas zu fürchten hat, daß sie vielmehr beide dadurch mehr Consistenz und Würde erhalten werden. Die katholische hat bei einer politischen Veränderung nichts zu fürchten, denn ihrer Schätze, ihrer Macht ist sie durch die Säcularisationen des Lüneviller Friedens ohnehin längst beraubt; und die Erfahrung wird lehren, daß ihre Hierarchie zu imposant ist, um in den kleinen protestantischen Staaten ohne Reibung zu bestehen. Die protestantische fühlt das Bedürfniß, mehr Zusammenhang und Halt zu gewinnen, und dieß wird leichter seyn, sobald sie in einem großen Staate zusammengehalten wird. — Um den Zweck deutscher Einheit zu erreichen, wäre es Thorheit, es mit einer von beiden Confessionen zu verderben, da es so leicht ist, sie aus dem Spiele zu lassen; ja da es mit kluger Behandlung vielleicht möglich ist, die Geistlichkeit beider für diese Sache zu gewinnen. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß es jetzt gut wäre, wenn eine die andere ganz verschlänge; an eine volle Vereinigung durch Uebereinkunft ist ohnehin bei dem schroffen Gegensatze der Grundsätze nie zu denken. — Mag die christliche Religion in zwei Kirchen fortbestehen, nach der Analogie zweier Kammern — eine historische und erhaltende — eine philosophische und erneuernde Kirche. Klugheit und Menschenliebe gebieten, religiösen Fanatismus von der Politik ferne zu halten. Die Klugheit, weil sie einen Bundesgenossen fürchtet, der ihren Rath, ihren Einfluß nicht anerkennt; die Menschenliebe, weil sie nur mit Schmerz das letzte Asyl mit Hader erfüllt sieht, wo der Mensch von den Kämpfen des Lebens auszuruhen berechtigt und ungestört seyn sollte." (S. 289 ff.)

Der Verfasser der Lebensbeschreibung, Heinrich von Gagern, bemerkt an diesem Orte (S. 291), daß die Denkschriften, welchen wir diese Auszüge entnommen, ihm damals unbekannt geblieben seien, daß aber derselbe Stoff zum Oefteren Gegenstand der Tischgespräche gewesen. Seite 336 fügt er hinzu: „Waren mir gleich jene Aufsätze fremd geblieben, so wurde ich doch mit den Ansichten des Bruders vertraut, theilte sie, und machte jenen leitenden Einheitsge-

danken zum Compaß meines politischen Strebens und Handelns" u. s. w. *) Die Consequenzen ergeben sich von selbst.

Nicht zufällig scheint uns, daß Heinrich von Gagern ganz vorzüglich die Verwandtschaft hervorhebt, welche er zwischen den Ideen seines Bruders und denjenigen Ideen findet, die Görres in seiner Schrift: „Teutschland und die Revolution", schon im Jahre 1819 ausgesprochen habe. Die Verwandtschaft ist, was thatsächliche Auffassungen betrifft, nicht ganz zu bestreiten; auch können wir nicht läugnen, daß Görres damals noch nicht zu jener Klarheit und Festigkeit der politischen Principien gereift war, von welchen sein späteres Leben geleitet, seine jüngeren Schriften dictirt wurden. Aber daß Görres auch schon damals, weit entfernt, auf die Revolution als ein Mittel der Verwirklichung ideeller Staatszwecke zu speculiren oder gar hinzuwirken, die Revolution mit eifriger Anstrengung, wenn auch mit persönlicher Mäßigung und mit einer gewissen, durch die augenblickliche Lage ihm vorgezeichneten Einseitigkeit **), bekämpfte, dafür zeugt die ganze Schrift und insbesondere der Abschnitt selbst, auf den sich Hr. v. Gagern bezieht, den wir aber zur Steuer der Wahrheit in seinem vollen Zusammenhange hier aufzunehmen uns gedrungen fühlen.

---

*) „Oft habe ich zu jener Zeit mich gefragt, was wohl mein Bruder Fritz an meiner Stelle gedacht und gethan haben würde, nach seiner Leitung mich gesehnt." (S. 457.)

**) Er suchte damals vorzugsweise die in ihrer scheinbaren Stärke übermüthigen Regierungen in diejenige Bahn zu leiten, auf welcher sie der drohenden Revolution entgehen möchten; er richtete aber zugleich seinen ernsten Mahnruf an alle Demagogen. Diese fanden ebenso viel Stoff zur Anklage wegen eines Bündnisses mit dem Despotismus, wie der Despotismus zur entgegengesetzten Beschuldigung gefunden hat.

„Da das verwegene Spiel nun schon die längste Zeit gedauert, ist denn plötzlich der Gedanke an die Möglichkeit einer Revolution hereingebrochen, und von beiden Seiten gleich unwürdig, hier mit tödtlicher Angst, dort zum Theil mit sträflichem Leichtsinn, empfangen worden. Revolutionen sind wie der Tod, vor dem nur Feige zagen, mit dem aber nur die Frivolität zu spielen wagt. So furchtbarer Bedeutung sind die Katastrophen in der Geschichte, und so ernsten tiefen Inhalts, daß nur Verrückte und Verzweifelte sie herbei wünschen mögen. Eine Staatsumwälzung kann einzig das Werk der Leidenschaften seyn; darum ist Religion, Sitte, Geist, Wissenschaft, Erfahrung, Alles ihr nur hinderlich; und wie die Natur im stärksten Fieberanfall mitleidig durch Delirien den Geist verhüllt, daß er durch sein Einschauen nicht die Lebenskräfte in der Tiefe stört, so muß auch in solchem Paroxism ein Volk zum Wahnsinn kommen, wenn die Krankheit wirklich zu einer kräftigen Krise gedeihen soll. Darum ist es wohl anfangs ein leichtes Ding, daß die Schwachen weichen müssen größerem Talente; auch läßt sich wohl Alles vielversprechend an, indem ein ungewöhnliches Lebensgefühl, und eine frische Begeisterung das Bessere leicht in die Höhe treibt, und die ersten Parteien wohl die meisten Gutgesinnten in sich beschließen. Aber da die Axe, die alle Elemente des Vereines zusammenhält, gebrochen ist, und nun jedes seiner eigenen Schwerkraft folgt, so kann die Herrschaft des Geistigen, das wesentlich gemessen und geordnet ist, nicht lange bestehen, und nach den pathetischen Kräften müssen, allmählig absteigend, die thierischen ihr Recht behaupten, und das Regiment führen in einer Zeit, die wesentlich dem Walten physischer Mächte anheimgefallen. Darum muß jede folgende Partei nothwendig der vorhergehenden in jeder Art von Uebertreibung den Rang ablaufen; jede, der es gelingt, die Angelegenheiten um einen Schritt näher zum Extrem zu treiben, wird sicher die gemäßigtere stürzen und verderben; den Protesters und Resolutioners werden, wie in England, die Millennarier folgen, die keine Regierung anerkennen; diesen die Levellers, die auf Gleichheit des Vermögens dringen; endlich die Antinomianer, die sogar selbst die ethischen Pflichten als Tyrannei verwerfen, gerade wie in Frankreich die Girondisten, Jacobiner, Cordeliers sich vertrieben, und in den Niederlanden den Geusen bald die Bilderstürmer sich

angeschlossen, weil immer die Raserei der vorigen Stufe der folgenden als eine kalte Lauigkeit erscheint, bis endlich Schritt vor Schritt die ganze Leiter menschlichen Frevels durchlaufen, alles Bestehende gestürzt, alles Feste zerschmettert, alles Hohe geschleift, aller Besitz gewechselt ist."

„Wenn aber nun in solcher Weise die Natur in anarchischem Wüthen sich erschöpft, tritt als nothwendiger Gegensatz wieder die Herrschaft der Einheit ein, die anfangs die ermüdeten Kräfte leicht bezwingt, dann aber, da das im Innersten aufgeregte Leben große Widersprüche und die heftigsten centrifugalen Richtungen geweckt, nothwendig scharf und eng die Masse zusammengreifend, nach und nach sich zum höchsten Despotism steigert, und wieder eine andere entgegengesetzte Stufenfolge von Freveln durchläuft, bis endlich eine äußere oder innere Katastrophe, nun ein ganzer Umlauf vollendet ist, die Extreme wieder gegen die Mitte lenkt. Das ist der Gang, den die englische wie die französische und jede andere Revolution genommen; eine deutsche würde von dieser Naturordnung keine Ausnahme machen, indem was kälteres Blut vielleicht mildern könnte, leicht durch geistige Getränke ersetzt werden mag, wie der Bauern-Krieg ausgewiesen. Zu den Ideen, die Frankreich bis zur gänzlichen Umwälzung bewegt, ist bei uns noch eine neue hinzugekommen, die in dieser kaum gewirkt, die der Einheit nämlich, und eine solche Vermehrung des Fermentes muß nothwendig zur verstärkten Gährung führen. Eine deutsche Revolution würde mit der Vertreibung aller herrschenden Dynastien, mit der Zerbrechung aller kirchlichen Formen, mit der Ausrottung des Adels, mit der Einführung einer republikanischen Verfassung unausbleiblich endigen."

Mögen die Leser dieser Zeitschrift, eingedenk dessen, was wir in Obigem von der Gagern'schen Einheitsbestrebung, von den zu verabredenden Oppositionsplanen zur Schwächung der bestehenden Zustände, von der auf die wankende Treue der deutschen Heere gegründeten Hoffnung rc. vernommen haben, selbst entscheiden, ob Görres im Jahre 1819 die Gagern'schen Bestrebungen im Wesentlichen getheilt,

oder ob er sie, bei genauester Kenntniß und gründlichster Würdigung der politischen Lage Deutschlands, verworfen und bekämpft habe.

Heutzutage weiß nun wohl jeder, daß überhaupt mit christlicher Weltanschauung in keiner Weise jene Gagern'sche Ansicht sich vereinigen läßt, wonach „bewußte Staatseinheit" das höchste Ziel des nationalen Lebens, der Compaß des politischen Handelns und Strebens ist (S. 291 ff., 336); wonach Vaterlands*liebe* unzertrennlich ist von Vaterlands*stolz*, wonach man nur das Vaterland lieben kann, durch das man sich geehrt fühlt (S. 37). — Wer einmal begriffen, daß aller Menschen höchstes Ziel die Ehre Gottes und das eigene ewige Heil ist; daß es für jedes menschliche Handeln und Streben nur *einen* Compaß, den Willen Gottes, das *Recht*, gibt, dann daß jede wahre *Liebe* ein Tugendact, und jeder *Stolz* eine Versündigung ist: dem erscheinen jene Gagern'schen Fundamentalsätze wie baare Ketzereien*). Die staatlichen und nationalen Verhältnisse kann er zuletzt doch nur wie andere irdische Dinge betrachten; er bessert, was er bessern kann, unermüdlich, opferwillig; aber in das wahrhaft Unverbesserliche fügt er sich endlich, gibt die Hülfe Gott anheim; leichteren Muthes, wenn er erkennt, daß er, indem er unerlaubter Selbsthülfe entsagt, nur ein Phantom opfert, daß das ihm sittlich Unmögliche auch factisch unmöglich ist, daß es dahin gekommen, wo jede erdenkliche Neuerung nothwendig denselben Keim des Verderbens in sich trägt, aus dem die Fäulniß des Bestehenden entsprungen ist!

Dieses ist also unsere Ueberzeugung: zwischen dem Gagern'schen Einheitsstreben und dem ächten Conservatismus

*) Inconsequenzen sind dabei im Einzelnen immer noch möglich, und aus Unklarheit oder Schwäche zu erklären; wir denken an Radowitz und viele Andere.

gibt es keine Versöhnung und Vermittlung; aber troß des Gegensatzes der Principien haben Ehrenmänner in der einen und anderen Stellung allen Grund, sich mit Vertrauen und Hochachtung nahe zu treten. In dem Bewußtseyn von der Verdorbenheit und Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände und in der Sehnsucht nach einer Heilung dieser unläugbaren Gebrechen werden sie kaum von einander abweichen. Der Gegensatz, der übrig bleibt, ist kein schlimmerer, kaum ein anderer, als der der christlichen Confessionen; und wie groß auch diese Kluft ist, Liebe und Achtung bringt hinüber.

Ueber das fünfte Capitel, den Dienst im niederländischen Generalstabe und das Leben in Belgien von 1816 bis 1830 besprechend (S. 557 bis zu Ende), gehen wir rasch hinweg, da es für Deutschland von untergeordnetem Interesse ist, und doch auch für die Niederlande nur als Einleitung zu den Ereignissen dient, welche dem nächsten Bande vorbehalten bleiben. Immerhin wird es den Lesern wohlthun, die tüchtige, ja eminente wissenschaftliche und praktische Entwickelung des deutschen Officiers zu verfolgen. Ueber eine an sich geringfügige Thatsache, das Verhältniß Gagern's zur Freimaurerei, nehmen wir hier zum Schluß nur darum die belehrende Mittheilung des Bruders auf, weil man in Deutschland durch unbegründete Angaben die Gagern'sche Bewegung und das Freimaurerthum in Verbindung zu bringen bemüht gewesen ist.

„Ich vermuthe daher, es wird nur durch die Langeweile einer kleinstädtischen Garnison gekommen seyn, daß er sich in die Freimaurerloge „„Stern von Chaudfontaine"" aufnehmen ließ. Allerdings war dieß in den Niederlanden auch bei Officieren ziemlich allgemeiner Gebrauch, und wenn die geheime Gesellschaft politisch irgend verfänglich gewesen wäre, hätte sie die Großmeisterschaft eines Prinzen des königlichen Hauses, der den alten schottischen Ritus durch einen neuen ersetzte, gewiß vollständig entgiftet. Allein ich hoffe meinem Bruder nichts zu vergeben, wenn ich verrathe, daß er, auch nachdem er selbst die Meisterschaft erreicht hatte, nie-

mals sehr ernstlich bei der Sache und eifrig gewesen ist, vielmehr dazu neigte, die Freimaurerei und die Wichtigkeit, womit Andere sie betrieben, mit leiser Ironie zu behandeln. Des überraschenden Eindrucks bleibe ich eingedenk, den es auf mich machte, als er während eines Urlaubs (wir fanden uns in Monsheim zusammen und wohnten nebeneinander), des Morgens ganz früh, faselnackt, das Schurzfell vor und mit den übrigen Insignien der Maurerei behangen, doch dabei eine Keule in der Hand, vor meinem Bette erschien, und in solch' komisch-imposantem Aufzug des Schlafs mich schnell vergessen ließ. Von Geheimlehren überhaupt pflegte er zu sagen: „„ich frage nicht, was ist darin? sondern was kann darin seyn?""

XXVIII.

Literatur.

I.

Classische Studien in der christlichen Gesellschaft. Von dem hochw. P. Daniel, S. J. Aus dem Französischen übersetzt von J. M. Gaißer. Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1855. 8. 335. VIII.

Die vorliegende sehr gelungene Uebersetzung des zeitgemäßen Werkes von P. Daniel, über das bereits Band XXXIV, S. 629 bis 644 dieser Blätter eingehender Bericht erstattet wurde, darf mit Recht den deutschen Philologen und Schulmännern, sowie überhaupt allen Freunden humanistischer Bildung empfohlen werden. Die von Abbé Gaume angeregte Streitfrage über den Gebrauch der heidnischen Classiker in christlichen Schulen hat in Frankreich lebhafte Erörterungen hervorgerufen, die auch in Deutschland nachklangen. Das Er-

gebniß war übrigens hier wie dort, und am heiligen Stuhle selber, daß im Ganzen die bisherige Methode beizubehalten und fortzufahren sei, die heidnischen Classiker als ein wesentliches Bildungsmittel bei dem gelehrten Schulunterrichte zu verwenden, ohne jedoch christliche Schriftsteller auszuschließen. Studium der Profanschriftsteller auf christlicher Grundlage: das ist der leitende Gedanke des Daniel'schen Werkes. Die Realisirung dieses Gedankens in der Praxis der katholischen Kirche aller Zeitalter aufzuzeigen: war die mit wahrhaft deutscher Gründlichkeit vortrefflich gelöste Aufgabe des geschichtskundigen Verfassers.

„P. Daniel", bemerkt der Uebersetzer in seiner Vorrede, „hat im Laufe dieser Untersuchung sehr reiche und interessante Materialien über den Unterricht an den gelehrten Mittelschulen zu Tage gefördert, und manches herrliche Bild von wahrhaft christlichen Lehrern — namentlich aus den Orden des heiligen Benediktus und Ignatius — gezeichnet, von Männern, die neben der Verkündigung des Evangeliums zugleich trefflich Schule zu halten wußten, und bei denen auch das heutige Geschlecht sich noch manchen guten Rath holen könnte." Hr. Gaißer hat mit seiner Uebertragung der Sache wirklich einen Dienst geleistet.

II.

Praktische Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische von Fr. Teipel, Doktor der Theologie und der Philosophie und Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Coesfeld. Erster Theil. Aufgaben für Tertia und Sekunda. Paderborn bei Schöningh. 1855. XII und 340 S.

Es ist eine häufige und nur zu gerechte Klage, daß viele Jünglinge von den Lehranstalten eine unkirchliche, protestan-

tisirende Denk- und Anschauungsweise mit auf die Hochschule und von da in's bürgerliche Leben hinübernehmen, aus dem Grunde, weil die Lehrer, theilweise selbst indifferent oder kirchenfeindlich gesinnt, an dem Lehrstoffe, der sich ihnen in Chrestomathien, Handbüchern, Leitfäden u. s. w. darbietet, nur zu vielfache Gelegenheit finden, ihre irreligiöse, mit dem Scheine eines vulgären Liberalismus prunkende Denkungsart den offenen Gemüthern der Jugend nach und nach einzupflanzen. Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes in manche bislang noch im Gebrauch gewesene „Anleitungen zu Styl-Uebungen", „Lehrbücher der Geschichte" u. dgl. sowohl für die unteren als die oberen Classen der Gymnasien, um sich zu überzeugen, daß weitaus die meisten Uebersetzungs- und Lesestücke, sofern sie geschichtlichen Inhaltes sind, dem Gebiete der heidnischen Götterlehre, einer ganz rationalistischen Moral, oder der Profangeschichte entnommen sind. Kirchengeschichtliches wird darin mit sichtlicher Scheu vermieden, oder auf eine Weise eingestreut, die in den jugendlichen Gemüthern die Ahnung erwecken muß, es sei das barbarisches Zeug gegen das Humane, Noble und Geniale, das sich in den Erzeugnissen des classischen Heidenthums und der Profangeschichte der Völker abspiegele, und es lohne sich kaum der Mühe, ja es sei gewissermaßen philisterhaft, sich darum zu kümmern. Oder, wenn je einmal Kirchengeschichtliches gar nicht umgangen werden kann, z. B. Personen wie Wicleff, Huß, Luther, Gustav Adolph u. A., so erscheinen diese nicht anders als ruhmgekrönte Lichtgestalten unter ihren obscuren Zeitgenossen, als Genien ihrer Zeit, denen Mit- und Nach-Welt zum höchsten Dank verpflichtet sind, wobei dann natürlich die obligaten Seitenhiebe auf das gründliche Verderbniß der Kirche nicht fehlen dürfen.

Um so erfreulicher ist es, im Gebiete des höheren Unterrichtswesens Männern zu begegnen, die, für ihre eigene Person katholisch vom Scheitel bis zur Fußsohle, auch

dahin streben, ihren Schülern und Zöglingen Hochachtung und Liebe gegen ihre Mutterkirche auf eben dem Wege beizubringen, dessen sich unsere Gegner zur Erzielung des Gegentheiles bedienten, nämlich durch Anknüpfung des classischen Unterrichtes an einen selbstgewählten, von christlichem Geiste getragenen, antike Classicität mit christlicher Bildung ungesucht und schön verschmelzenden Lehrstoff, als Surrogat des bisher (nur mit wenigen Ausnahmen in neuerer Zeit) fast ausschließlich profanen, heidnisch-protestantisch gefärbten. Zu diesen Männern gehört der Hr. Verfasser des obengenannten Werkes, Dr. Teipel, dessen im J. 1854 erschienene „Praktische Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische u. s. w." in diesen Blättern und in andern Zeitschriften mit vielem Beifall begrüßt worden, und über welche auch die im J. 1854 zu Soest in Westphalen gehaltene Directoren-Conferenz, namentlich einem ähnlichen vielgebrauchten Werke gegenüber, sich empfehlend ausgesprochen hat. Wenn bei dieser Gelegenheit an dem Teipel'schen Buche die Ausstellung gemacht worden ist, als enthalte es nur Kirchenhistorisches, so beruht dieses auf einem Irrthume, indem überall auf die Profangeschichte Rücksicht genommen ist; Männer, wie der Philosoph Seneca, Marc Aurel, der jüngere Plinius, Kaiser Constantin, Boethius, Theodorich der Ostgothe rc. sind näher besprochen, und bei Gelegenheit der Frage, was die Heiden veranlaßt habe auf Verbrennung der Schriften Cicero's anzutragen, ist über Cicero's Charakter Einläßliches beigebracht.

Behandelte nun jener Theil die Profan- und Kirchengeschichte der ersten christlichen Jahrhunderte, so leitete in dem vorliegenden Theile den Verfasser bei der Auswahl der Uebersetzungsstücke vorwaltend die Absicht, die jungen Leser mit dem inneren Leben der bedeutendsten alten Culturvölker, insbesondere der Griechen und Römer (dem im Allgemeinen allerdings zu wenig Rechnung getragen wird), vertraut zu

machen, so jedoch, daß der Zweck, das heidnische Bildungs-Element mit dem christlichen Hand in Hand gehen zu lassen, nirgends aus dem Auge gelassen wird, und auch in der Besprechung jener Charaktere und Ereignisse, welche in die Geschichte des israelitischen Volkes oder in die Urzeit des Christenthums hineinragen, und über diese Licht verbreiten, sichtlich hervortritt. Von hohem Interesse ist in dieser Beziehung das, was der Verfasser, mit steter Rücksicht auf die Bildungs-Stufe der Schüler, für die er schreibt, z. B. über Athanasius, Gregor von Nazianz, Basilius den Großen, Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Ephrem sagt. Auch einzelnen hervorragenden Männern unserer deutschen Vorzeit, insbesondere insofern sich culturgeschichtliche Momente an ihre Namen knüpfen, ist die gebührende Beachtung zu Theil geworden. Die deutsche Diktion ist rein, verständlich und klar, trotzdem sich der Verfasser bemüht hat, zur Erleichterung für die Schüler den deutschen Ausdruck der lateinischen Sprachanschauung zu nähern. Die grammatischen und stylistischen Anmerkungen zeugen von einer gründlichen Kenntniß der lateinischen Sprache, und verbinden mit der Gediegenheit eine Kürze, die den Schüler zum Denken veranlassen soll.

XXIX.

Der heilige Stuhl, der Pariser-Congreß und Sardinien.

II.

Die speciellen Inzichten gegen das jetzige Regime in Rom.

Man kann mit Recht fragen, welche Thatsachen und Dokumente man anzuführen hat, die anormale, beklagenswerthe Lage des Kirchenstaates zu erweisen, die man als ein Skandal für Europa, als ein immenses Hinderniß der Pacifikation Italiens proklamirte. Das Nächste und Augenfälligste, was man hier geltend machen kann, ist wohl „die militärische Besetzung durch fremde Truppen." Allein abgesehen davon, daß kein Katholik im Kirchenstaate ein Fremder ist, alle in Rom ein gemeinsames Vaterland verehren, wie Graf Montalembert mit beredten Worten hervorhebt, abgesehen davon, daß nach competenten Zeugnissen die Regierung Pius' IX. sehr wohl die Sorge für ein tüchtiges Militär in's Auge gefaßt hat, die, obwohl kleine, päpstliche Armee gut organisirt ist, und dem Mangel eines durchgebildeten Officierskorps die vom jetzigen Papste errichtete Bildungsanstalt für Officiere nach Verlauf einiger Jahre die beste Abhilfe und gute Früchte verspricht, die freilich im Momente noch nicht handgreiflich

seyn können: es gibt noch eine kategorische Antwort auf diesen Vorwurf und dessen Hintergedanken, die vor Allem Beachtung verdient. Wir finden sie ausgesprochen in einer römischen Correspondenz der „Armonia", vom Anfang des Juni, die sicher aus der Feder eines Mannes floß, der mit den höchsten Kreisen daselbst Berührung hat:

„Wenn man den anormalen Zustand eines Landes nach der Nothwendigkeit, fremde Garnisonen zum Beistand zu haben, bemessen muß, dann ist die päpstliche Regierung sicher in dieser Lage. Hierin hat der Graf Walewski eine Thatsache angeführt, indem er die Ursache, die sie hervorrief, verschwieg, wahrscheinlich weil er es nicht für schicklich halten mochte, sich mit einer dem Congresse fremden Frage zu lange zu beschäftigen. Er hätte erklären können, daß wenn der heilige Stuhl des Beistandes fremder Truppen bedarf, das nicht deßwegen der Fall ist, weil seiner Regierung gute Gesetze und Institutionen fehlen, noch weil sie despotisch herrsche*), wie die Verläumder sagen, sondern weil sie der Zielpunkt aller Agitatoren ist, die unaufhörlich proklamiren, Italien könne nie einig und unabhängig werden, solange die zeitliche Herrschaft des heiligen Stuhles daure**), der Zielpunkt aller Revolutionäre, die nicht aus Verirrung, sondern aus beharrlicher Verkehrtheit***) die verderblichste Demokratie für die Völker träumen. Nicht zunächst die Angehörigen der römischen Staaten suchen die päpstliche Regierung zu stürzen, sondern die Revolutionäre in Piemont und Toskana, in der Lombardei und Neapel, mit diesen verbinden sich alle Feinde des Katholicismus und des heiligen Stuhles, seien es Völker, seien es Regierungen. Solchen Angriffen war noch kaum ein Gouvernement ausgesetzt, und weit geringeren Umtrieben sind um Vieles stärkere Regierungen erlegen. Um den Zweck zu erreichen, den

*) Das ist nach Lord Palmerston der Grund der italienischen Revolutionen (Rede im Unterhaus vom 6. Mai).

**) Schon Machiavelli hat so gelehrt!

***) Walewski beantragte „wohlverstandene Akte der Milde gegen die esprits égarés et non pervertis."

man sich vorsetzt, müßten erst die Mächte mit vereinten Kräften in Italien das Feuer der Agitation und der Anarchie auslöschen, die Macht der Revolutionäre in ihren Asylen zähmen, die Wunden der Revolution heilen helfen, statt sie abermals aufzureißen. Die Räumung des Kirchenstaates von fremden Truppen hätte längst erfolgen können, hätte nicht England, das systematisch den päpstlichen Stuhl bekämpft, mittelst der Presse und des Parlaments die Principien des Aufruhrs unter dessen Unterthanen ausgestreut, hätte es sich nicht zum Beschützer der Agitatoren und Anarchisten gemacht, hielte nicht Piemont durch seine Presse, durch den Schutz der Rebellen des Kirchenstaates, durch die in den übrigen Italienern genährten Illusionen den Kampf gegen die geistliche und weltliche Gewalt des Papstes zugleich aufrecht. Der erste Bevollmächtigte Frankreichs hat die Publikationen der belgischen Presse als ebensoviele Kriegsmaschinen bezeichnet, welche die Feinde der socialen Ordnung gegen Frankreichs Ruhe und Gedeihen richten. Aber ist dasselbe nicht auch in Piemont der Fall? Ist dessen Presse nicht noch heftiger, ausschweifender, ihre Wirkung in Italien nicht viel lebhafter und gefährlicher *)? Die „Marianne" beunruhigt die Regierung Napoleon's III., der eine zahlreiche und tapfere Armee zur Seite hat, und stark und mächtig ist; und die Sekte Mazzini's, die schon so lange dieselben Tendenzen verfolgt, sollte die päpstliche Regierung nicht beunruhigen, nachdem so viele Insurrektionen und Insurrektionsversuche von ihr vorliegen? Walewski's Worten gegen die belgische Presse stimmten selbst Clarendon und Cavour bei, die Vertheidiger der Preßfreiheit; der regierende Papst hat vor dem Angesichte Europas sich bitter über die Excesse der sardinischen Presse beklagt; aber kein Minister dieses Landes hat seinen gerechten Klagen Recht widerfahren lassen, weil der Papst nicht eine halbe Million Soldaten hat, mit denen er nicht bloß Belgien, sondern selbst England imponiren könnte. Ja, die päpstliche Regierung hätte in Bälde die Wünsche des Grafen Walewski Betreffs der fremden

*) Noch im Anfang April erhob der französische Gesandte in Turin Klage über die „Alpenzeitung", die Napoleon III. einen zweiten Pianori gewünscht, dessen kühnes Unternehmen besserer Erfolg kröne.

Truppen erfüllen können, hätten Europas Repräsentanten im Congreß, anstatt durch die Conferenz vom 8. April den Geist der Feindseligkeit gegen den heiligen Stuhl zu ermuntern, gemeinsam die Mittel zur Unterdrückung der Agitation berathen. Hätte der heilige Stuhl einen Vertreter im Congreß gehabt, oder hätte nicht die Klugheit eines der anwesenden Bevollmächtigten zum Schweigen gerathen, so hätte man sehr gut sagen können, daß wenn Oesterreichs Truppen in Bologna und Parma eine „„stete Gefahr für Sardinien““ sind, das politische System Sardiniens eine nicht geringere Gefahr für Italiens Ruhe in sich schließt“ *).

Es ist eine weit verbreitete Lüge, wenn man mit Cavour behauptet, das Volk hege eine unüberwindliche Antipathie gegen das klerikale Regime. Die Note vom 27. März geht auf das Jahr 1796 zurück und versichert, die französisch-republikanische Armee sei vom Volke mit lautem Enthusiasmus empfangen worden. Dieses „Volk“ waren laut der Geschichte die italienischen Jakobiner, die sich mit den französischen vereinigt, dasselbe Volk, das in Piemont bei der Expulsion der savoyischen Dynastie jubelte, das heute die Kirche beraubt, die Bischöfe exilirt, die Religion des Landes verhöhnt. Von diesem Volke ist die Behauptung wahr: „Hätte Cavour mit Augen gesehen oder doch in den Journalen und in Pacca's Memoiren gelesen, mit welchem Enthusiasmus Pius VII. 1814 in den Legationen empfangen ward, so hätte er vielleicht noch ein anderes Volk entdeckt, das nach seinen eigenen Worten und Giordani's Zeugniß unter den Päpsten Privilegien und Freiheiten genoß, die wenigstens in der inneren Verwaltung die Legationen fast unabhängig machten, das der päpstlichen Regierung von selbst eine beträchtliche Schaar von Freiwilligen anbot, das heute noch sich geistliche

*) Trefflich sind diese Gedanken entwickelt in dem Aufsatze der Civiltà cattolica (vom 5. bis 19. Juli d. Js. Num. 151, 152): „Wer trägt die Schuld?“

Gouverneure erfleht. Dieses treue Volk dem rebellischen Volke hintanzusetzen, das kann wohl jenes Kabinet thun, das kein Volk kennt als das der Linken; aber Napoleon III. hat genugsam auf seine Kosten das Volk der sechs Millionen Stimmen von dem Volke der Marianne unterscheiden gelernt"*). Und doch will man dem Neffen schmeicheln mit der Verherrlichung des Oheims: „Die Romagna und die Legationen blühten seit der Emancipation von der Priesterherrschaft rasch und vielverheißend auf, Dank einer unparteiischen Justiz, einer starken Administration, eines Zustandes von Reichthum und militärischer Größe." Sonderbarer Erfolg dieser Blüthe, daß damals (in Folge der großartigen Plünderung) so viele Familien verarmten, daß gerade damals die geheimen Gesellschaften und der Dolch die lange Reihe von Unordnungen hervorzurufen begannen, welche die päpstlich gebliebenen Provinzen nur mit Gewalt später sich aufdringen ließen**)!

„Aber die päpstliche Herrschaft ist absolut, willkürlich; hartnäckig weiset sie alle Reformen von sich." Wie wird man es beweisen? Hören wir hier vor Allem die Antwort Montalembert's:

„Muß man daraus, daß die kirchliche Souverainetät des Papstes unabhängig und unverletzlich seyn soll, den Schluß ziehen, seine Regierung müsse nothwendig absolut, despotisch, ohne Regel und Controle seyn, seine Unterthanen weltlichen Standes von aller Theilnahme an Gesetzgebung, Verwaltung und den öffentlichen Interessen ausgeschlossen? Wer wagte das zu behaupten unter dem

---

*) Civiltà cattol. 21. Juni, p. 645, 646.

**) Es ist erwiesen, daß bei der Revolution von 1848 nur verhältnißmäßig wenige päpstliche Unterthanen der südlichen Provinzen aktiv hervortraten; nach den Erhebungen des Generals Oudinot, sagt Montalembert, waren unter 19,500 Mann, die Rom und die „nationale Republik" vertheidigten, zusammen nur 6000 Mann aus allen päpstlichen Provinzen.

Pontifikate Pius' IX., der sicher der Souverain war, der am meisten unter allen freiwillig die Bahn der Reformen betrat und am meisten that für die Freiheit seines Volkes? . . . Welchen traurigen Ausgang auch die 1846 von ihm augurirten Reformen hatten, jeder unparteiische und aufgeklärte Richter muß sich dazu Glück wünschen. Hätte er jede Concession an den Zeitgeist verweigert, die Revolution wäre nichtsdestoweniger nach der Februarkatastrophe in Rom ausgebrochen, und dann hätte man gesagt: der Papst hätte diese Leiden seinem Volke ersparen können; aber er hat es nicht gewollt; er blieb hartnäckig bei einem unmöglichen Widerstande und hat gezeigt, daß das Papstthum eine veraltete, mit dem modernen Geiste unverträgliche Institution ist. Pius IX. hat, ohne ein Recht oder eine Pflicht einer eitlen Popularität zu opfern, diese Sophismen Lügen gestraft; er hat der Revolution jeden ehrbaren Vorwand genommen. Aber die Verläumdung zu entwaffnen gelang ihm nicht. Hört man die Reden von Lord Palmerston und seinen Anhängern, so ist man versucht zu glauben, der Papst habe eben eine Jahrhunderte alte Constitution, eine in den römischen Staaten tiefgewurzelte Freiheit vernichtet. Wer aber hat denn diese Freiheit eingeführt, fragen wir, wer hat sie nicht blos gesegnet und sanktionirt, sondern oktroyirt, erfunden, geschaffen, wenn nicht der Papst? Und wer hat sie zerstört, wenn nicht Ihr, ja Ihr, durch euere Clienten, die Radikalen und Revolutionäre, die schon übermäßig durch die Mission des Lord Minto ermuthigt waren, durch diese Brandreise eines halb officiellen Bevollmächtigten, der allenthalben das Recht sich beilegte, öffentlich die Souveraine zu kritisiren, und die schon leicht entzündbare Bevölkerung zu erhitzen? ... Warum also macht Ihr Pius IX. das zum Vorwurf, was das ausschließliche Verbrechen eurer Freunde, eurer Alliirten, eurer Protegirten von heute ist" ? . . .

„Warum ward der Papst verfolgt, belagert, bewacht, zum Exil und zur Absetzung verurtheilt? Nicht weil er Freiheiten oder Garantien den ungestümsten Drängern, den undankbarsten der von ihm begnadigten Verurtheilten verweigert, er hatte mehr gegeben, als man von ihm erwartet, ja vielleicht mehr als man wünschte, sondern einzig und allein, weil er nicht selbst den Krieg an Oester-

reich erklären und den Charakter der höchsten Neutralität und friedfertigen Unparteilichkeit aufopfern wollte, die ihm seine erhabene Mission auf Erden auflegt. Kein Minister, kein dieses Namens würdiger Staatsmann sollte je dieses edle Beispiel moralischen Muthes und politischer Einsicht vergessen. Man lese oder höre die Erzählungen der Theilnehmer an jener Crise und man wird sehen, daß die Allokution vom 29. April 1848 das Signal des dem Papste erklärten Krieges war*). Was mich betrifft, so werde ich nie die Wirkung vergessen, die in Paris die Ankunft dieser Allokution auf mich und Andere hervorbrachte, die gleich mir in dieser kritischen Epoche durch die doppelte Gefahr des Vaterlandes und der Kirche ihre Seele beängstigt fühlten. Die Nationalversammlung trat zusammen; einander noch fast ganz unbekannt, suchten wir uns zu erkennen, zu errathen, uns zu nähern, zu trösten, in dieser unübersehbaren Masse, die so verschiedene Elemente in sich schloß, aus denen aber die zwei Majoritäten hervorgehen sollten, die in zwei verschiedenen Momenten das Land gerettet haben. Die Zukunft von Italien und Rom schien so düster, so drohend, wie die von Frankreich. Als dieses Wort des Statthalters Christi in unsere Ohren drang, da kam große Ruhe in unsere Herzen und helles Licht. Der, den wir schon als den Gefangenen der Revolution betrachtet, erschien uns in der ganzen Fülle seiner sanften Majestät und seiner unüberwindlichen Gewalt. Wir sagten einander: Habemus Papam. Jene unter uns, die gewohnt waren von der Gegenwart auf die Vergangenheit ihre Gedanken zu richten, riefen sich Pius VII. in's Gedächtniß, der seiner Staaten beraubt und in die härteste Gefangenschaft geschleppt ward, weil er nicht auf Napoleon's I. Befehl seine Häfen den Engländern verschließen und ihnen den Krieg erklären wollte**); wir bewunderten

---

*) Vgl. die Schrift: La Rivoluzione Romana. Firenze 1850. L. I, cap. 11, S. 99 ff. der deutschen Ausgabe. Augsburg 1852.

**) Napoleons Dekret vom 2. April und Note des Cardinals Gabrielli vom 19. Mai 1808. „Jeder gewissenhafte Engländer, bemerkt Montalembert, müßte erröthen, wenn er diese Worte des Cardinals mit der jetzigen Sprache seiner Regierung vergleicht.“

die blinde Undankbarkeit der Menschen und die Standhaftigkeit des neunten Pius, der vierzig Jahre später in Folge derselben unparteiischen Mäßigung derselben ungerechten Gewalt ausgesetzt war, und von verschiedenen Leidenschaften verfolgt, diesesmal nicht durch Englands Feinde, sondern durch seine Schützlinge entthront ward."

„Pius IX. wird, Dank den Waffen Frankreichs, wieder in seine Herrschaft eingesetzt. Was verlangt ihr von ihm, ihr, unsere Alliirten, ihr englischen Staatsmänner, die ihr soviel beigetragen zu seinem Sturze und nichts gethan für seine Restauration? Was wollt ihr ihm auflegen? Sicher nicht die Repräsentativ-Verfassung, so wie er sie vorher freiwillig eingeführt. Als wir 1849 über die Bedingungen seiner Wiedereinsetzung mit den französischen Republikanern debattirten, begnügten wir uns zu sagen, man könne nicht daran denken, von ihm die Rückkehr jener Versammlung zu verlangen, die ohne sich zu regen dem Meuchelmord seines ersten Ministers zusah, seinen Sturz proklamiren ließ und die von ihm empfangene Gewalt gegen ihn kehrte. Heutzutage ist der Einwand viel stärker: ohne die wenigstens passive Mitwirkung Frankreichs vermögen England und sein Client Sardinien nichts wider Rom und sicher können sie sich nicht einbilden, daß sie den gegenwärtigen Beherrscher Frankreichs bestimmen, sich in ein Unternehmen einzulassen, das die Aufrichtung einer in seinem eigenen Reiche aufgehobenen Regierungsform zum Zweck hat."

Man hat es aber von anderer Seite nicht bloß dem neapolitanischen, sondern auch dem römischen Gouvernement zum Vorwurf gemacht, daß die Restauration von 1814 nicht die alten Provincial- und Municipalrechte, wiederherstellte, die von der französischen Occupation aufgehoben worden waren, und nicht das Mindeste seither für diesen Zweck geschah *). Allein wenn auf der einen Seite gewiß ist, daß die päpstliche Regierung unmöglich die alten Institutionen wieder vollständig resuscitiren konnte, die namentlich in den Legationen seit dem Frieden von Tolentino (1797) beseitigt wa-

*) So die Kreuzzeitung vom 18. Juli d. Js.

ren, so hat sie gerade am meisten die alten Volksfreiheiten geachtet und das Wesentliche derselben in ihrer Legislation gerettet, wie die Provincial-Organisation vom 23. Nov. und die Communal-Organisation vom 24. Nov. 1850 beweisen. Diese Edikte verbunden mit anderen ebenso zweckmäßigen Maßnahmen geben, wie Graf Montalembert richtig bemerkt, „hundertmal mehr Freiheit als Frankreich oder Italien unter dem ersten Kaiserreiche besaßen. Es ist das nicht jene große politische Freiheit (die im Kirchenstaate nirgends existirte), deren die Römer sich unfähig erwiesen, als Pius IX. sie concedirt; aber es ist eine provincielle, municipale und administrative Freiheit, weit größer als die, deren Abgang Frankreich unter der Restauration bedauerte und nicht weit von derjenigen entfernt, die es 1830 in den verschiedenen Branchen des öffentlichen Lebens erlangt."

Welche Reformen will man vom Papste, die nicht theils angebahnt oder eingeführt, theils aber unpraktisch und mit der Natur des Kirchenstaates unverträglich wären? Man wollte Zulassung der Laien zu den Staatsämtern. Seit Pius IX. ist die Mehrzahl der Beamten weltlichen Standes; 1849 kamen 5049 weltliche Beamte auf 233 geistliche; noch Niemand hat die vom Grafen Montalembert angegebenen Ziffern widerlegt. Ja sogar bei den rein kirchlichen Dikasterien finden sich 316 Laien auf 161 Geistliche. Daß die höchsten Beamten in der Regel Geistliche sind, ist durch die Natur des päpstlichen Regime geboten, ist für den Staatshaushalt ein großes Ersparniß, ist von der Bevölkerung selbst gewünscht. Mehrere Provinzen, die weltliche Gouverneure erhalten hatten, baten den Papst, ihnen wieder geistliche Delegaten zu senden; Bologna, Forli und Ravenna erbaten sich wieder einen Cardinallegaten nach dem alten Brauche. In der Justiz und Administration der Legationen finden sich nur drei Stellen in den Händen der Geistlichen, und doch hat man diesen die Räubereien daselbst zur Last gelegt, während Griechenland, die Insel Sar-

vinien, Spanien und Irland, die keine geistlichen Staats-Diener haben, noch mehr Räuber zählen, während Umbrien und die Marken, wo das gleiche administrative System herrscht, frei von Räubereien sind. Die von den Flüchtlingen in Piemont projektirte Laicisirung würde sicher nur dasselbe Aussaugungssystem zur Folge haben, womit demagogische Aerzte und Advokaten ihre Lüsternheit nach einträglichen Posten befriedigen, so daß die Aemter nur der Personen wegen da sind, nicht um des Volkes willen; würde allen Umtrieben der Sektirer den freiesten Spielraum gestatten, die hierarchische Herrschaft in ihren Fundamenten untergraben.

Man wollte einen Staatsrath und ein Ministerconseil an der Seite des Monarchen; beides ist durch die Edikte vom 10. und 18. Sept. 1850 in der besten Weise geschehen und Laien bilden die Mehrzahl der Staatsräthe. Man wollte die Provinzen in Finanzsachen zu Rathe gezogen wissen; auch dieser Wunsch wurde, wie auch ganz unparteiische Stimmen*) gestehen, in befriedigender Weise erfüllt, und die Finanzconsulta, durch Edikt vom 28. Okt. 1850 neu organisirt, wirkt mit voller Freiheit. Man wollte Aufhebung des Monopols von Salz und Tabak; es geschah und bereits wurde dadurch, wie durch die Zunahme der Mautheinkünfte, ein beträchtliches Sinken des jährlichen Deficits erzielt. Man verlangte Verbesserung der Gesetze; aber man hat sie nie in ihrem Zusammenhange studirt. Ein ganz unverdächtiger französischer Jurist sagt: „Das römische Recht war stets die wichtigste Basis der bürgerlichen Gesetzgebung in den römischen Staaten. Oft fühlte man das Bedürfniß, das römische und kanonische Recht mit neueren Gesetzen in einem Codex zu verschmelzen; bis jetzt aber sind die einzigen Schritte dieser Art die von Gregor XVI. am 10. Nov. 1834 sanktionirten Bestimmungen." Obschon der Autor Manches daran zu tadeln weiß, so bemerkt er doch am

*) Annuaire de la Revue des deux mondes 1854. p. 217, 220.

Schlusse: „Welches immer die Fehler dieser Gesetzgebung seyn mögen, so bietet sie doch sehr glückliche Anordnungen dar; indem sie sich weit mehr als jedes andere an das alte Recht anschließt, hat sie eine bewunderungswürdige Basis“ *). Was das provisorische Handelsgesetzbuch betrifft, nach dem Professor Roncagli in Bologna sein geschätztes „Handelsrecht“ ausgearbeitet, so stimmt es größtentheils mit dem französischen überein. Was aber für die Interessen des Handels, der Gewerbe, der öffentlichen Arbeiten in den letzten Jahren geschehen ist, haben wir großentheils schon früher erörtert.

Aber Palmerston sagt: „die päpstliche Regierung ist schlecht und tyrannisch“. Der Premier ist noch so gnädig, bemerkt Montalembert, den Papst selbst „gut und human“ zu nennen; aber Jene, die in seinem Namen regieren, beschuldigt er geradezu der Tyrannei. „Allein er gibt die Akte der Tyrannei nicht an, nennt keine Personen, hat keine Thatsachen, er wiederholt nur Deklamationen von Flüchtlingen oder Apostaten, die in seiner Antichambre sich hören ließen; er hat keine beglaubigten Agenten in den römischen Staaten, die ihm die dortigen Vorgänge berichten könnten; aber er hält dort heimliche oder mehr als verdächtige Agenten, wie jenen Freeborn, der in dem officiellen Berichte des Generals Niel, der 1850 der Nationalversammlung übergeben ward, der schändlichsten Verläumdungen gegen Frankreich und die französische Armee angeklagt und überführt ist, begangen durch das von ihm inspirirte und unterzeichnete Memorandum, worin er die von den Belagerten zu Rom, denen er seine Sympathien zuwandte und die er in jeder Weise ermuthigte, angerichteten Verwüstungen und Verheerungen unseren Soldaten zur Last gelegt hat; diesem Berichte hat Freeborn nichts als kluges Stillschweigen entgegengestellt.“ Von solcher Art sind die Zeugen, die einzigen Autoritäten Palmerston's; es sind die

*) Annuaire l. c. p. 226.

Flüchtlinge und revolutionsfreundlichen Spione. Warum hat er nicht auch den anderen Theil gehört? Wo sind die Dokumente, wo die „blauen Bücher", wo die sonstige englische Scrupulosität in wichtigen Fragen?

Aber über Leichtgläubigkeit und leichtfertige Präcipitation hinaus geht das, was Palmerston weiter zu behaupten wagte: „Rom war nie besser regiert als während der Abwesenheit des Papstes unter dem Triumvirat." Mit edler Entrüstung bespricht Hr. von Montalembert diese schamlose Behauptung, diese Apotheose des systematischen Meuchelmordes, mit der Palmerston in der That England ärger beschimpft hat, als seine schlimmsten Feinde vermocht hätten. Und in demselben Athem wagt man der päpstlichen Regierung „Tyrannei und Grausamkeit" vorzuwerfen. Hr. von Corcelles versteht sich wohl auf Amnestien; als Gesandter der französischen Republik, die sehr lebendig hiefür agirte, hatte er vielfach solche zu verlangen; dazu hatte die französische Armee mit Zustimmung des heiligen Vaters ihre eigene Polizei, die eifrig und thätig war und von demselben Franzosen geleitet wurde, der noch heute ihr vorsteht; er kannte also alle Arrestationen, alle Verbannungs- und Strafdekrete. Die Lage war außerordentlich schwierig; die entschlossensten Revolutionäre, die im Norden unterlegen waren, hatten sich in Rom versammelt, um dort ihre letzte und wichtigste Partie zu spielen; „man täuscht sich, wenn man glaubt, alle Feinde des heiligen Stuhles seien beim Herannahen der Franzosen aus Rom entflohen." Ein beträchtlicher Theil der dort organisirten Militärmacht unterwarf sich dem Papste; viele Angestellte und selbst schwer Compromittirte, entfernten sich nicht. Vom 3. Juli bis 18. Sept. 1849 wurden 738 Pässe in's Ausland, 1024 in's Innere des Landes und 515 Reisekarten für's Innere ertheilt, zusammen 2277 Reiselegitimationen. Darunter befanden sich mehrere für solche, die nur die Belagerung in Rom zurückgehalten, aber auch mehrere für Ausländer, die in ihre Heimath

zurückkehrten; auch viele Andere reisten ab, die von den Consuln Pässe erhielten. Eine Amnestie Sr. Heiligkeit, die gleichzeitig mit dem noch jetzt constitutiven Motu-proprio vom 18. Sept. erschien, regelte erst die Verhältnisse der Compromittirten. Es wurden alle Theilnehmer der Revolution amnestirt mit Ausnahme der Mitglieder der provisorischen Regierung, der aktiven Mitglieder der Constituante, die an den Berathungen Theil genommen, der Triumvirn und Glieder der Republikregierung, der Chefs der Militärkorps, dann derjenigen, die, im Jahre 1846 begnadigt, ihr Wort gebrochen, oder die außer den politischen Verbrechen sich noch gemeiner Verbrechen schuldig gemacht. Die nicht näher definirten Worte „Glieder der Regierung" hätten auf viele Beamte sich anwenden, viele Arrestationen und Verfolgungen sich vornehmen lassen, deßgleichen bei den anderen Kategorien.

„Gleichwohl fand keine präventive politische Arrestation in den ersten sechs Monaten unserer Occupation statt, kein Todesurtheil, keine Güterconfiskation noch Bestrafung wurde ausgesprochen. Seine Heiligkeit glaubte nicht und Niemand wird annehmen, daß Deren Regierung möglich wäre ohne alle Autorität der Justiz und alle Pönalsanktion in Bezug auf diejenigen, die eben den Staat zum Umsturz gebracht und mit Blut befleckt hatten. Von einer anderen Seite wußte der heilige Vater, daß Arrestationen, Verbannungen, Strafen für mehrere Regierungen ein Gegenstand der Apprehension und der Verlegenheiten waren, die er vermeiden wollte. Deßhalb änderte er in seiner hohen Umsicht und in seiner vollen Freiheit, besonders aber in seiner unvergleichlichen Herzensgüte die Anwendung des Aktes der Amnestie, ohne allen pönalen und comminatorischen Charakter zu verwischen. So wurden noch mehrere „Constituants", die nicht Theil genommen am Sturze des Papstes, noch nach dem 18. Sept. amnestirt, obschon sie unter jene Kategorien gehörten; die Worte „Chefs von Militärkorps" wurden so interpretirt, daß sie nur acht oder neun höhere Offiziere begriffen. Nebstdem erklärte die päpstliche Regierung, daß nur die alten Minister als „Glieder der republikanischen Regierung" zu betrachten

seien, die ohnehin zur Constituante gehörten. So wurden die Ausnahmen der Amnestie bedeutend reducirt, ja nur auf wenige Personen beschränkt. Von sechszehnhundert Amnestirten des Jahres 1846 hatten 600 trotz ihres Ehrenworts Aemter der Republik angenommen; und auch diese fanden noch Milde. Der heilige Vater gestattete der französischen Autorität den von der Amnestie ausgeschlossenen Compromittirten noch Pässe zu ertheilen. Zwei bis dreihundert Personen hätten nach den ersten Bestimmungen gerichtlich verfolgt werden können, obschon auch diese schon sehr reducirt waren; es wurden bloß 38 gerichtlich verfolgt. Vierzehn Individuen erhielten noch Reiseunterstützung. Am 1. Okt. 1849 reisten zwanzig Glieder der Constituante nach Frankreich oder Piemont ab, am 5. fünfzehn Compromittirte, drei andere etwas später. Die Kategorie der „Korpschefs" ward nur für zwei Individuen Anlaß zur Abreise, die der recidiven Amnestirten nur für ein einziges."

Solche Milde wurde gegen Hochverräther geübt, die ihr jetzt mit Schmähungen und Verläumdungen lohnen, die sich beleidigt finden, daß man sie nicht auf die höchsten Posten der Verwaltung erhoben, und noch tagtäglich gegen den mildesten aller Souveraine conspiriren! Graf Cavour hat die päpstliche Regierung „unverbesserlich" genannt; welcher Mann von Ehre und Gewissen muß nicht deren Feinde unverbesserlich nennen! Welcher Staatsmann kann sagen, daß man nicht eher zu Viele als zu Wenige amnestirt hat? Doch hören wir Hrn. v. Corcelles weiter.

„Man hat vorgegeben, die römische Regierung habe ihre Feinde gemeiner Verbrechen anzuklagen gesucht, um einen Vorwand zu finden, sie ihrer Freiheit zu berauben. Ein Document, welches das Resultat der sorgfältigsten Recherchen ist, antwortet auf diese Verläumdung. Im Monat August 1849 befanden sich in den Gefängnissen Roms 270 Individuen, wovon 120 wegen Diebstahl und wegen ihrer Attentate gegen Personen, die übrigen wegen anderer gewöhnlichen Verbrechen inhaftirt waren *). Im October überstieg

*) Im Jahre 1841 war die Zahl der Detinirten um das Fünffache stärker, wie die von Fulchiron (Voyage dans l'Italie méridionale

die Hälfte der Zahl von Verbrechen aller Art in den päpstlichen Staaten nicht die der Jahre vor 1848. Einige geistliche Verbrechen konnten mit weltlichen vermischt sein; aber das Verdienst der letzteren in den Augen der Revolutionspartei konnte, wie man zugestehen wird, nicht die Schwere der ersteren in den Augen der päpstlichen Autorität vermindern. In allen Fällen waren nur sieben Priester in besonderen Gefängnissen detinirt, weil man sie nicht mit den gewöhnlichen Missethätern vermischen wollte. Diese Zahl sollte diejenigen beruhigen, die sich einbildeten, das Vicariat halte eine große Zahl von Geistlichen gefangen: denn die erwähnten sieben waren seiner wesentlich disciplinären Jurisdiktion unterworfen."

Herr von Corcelles zeigt noch durch einige Anekdoten*), daß die römischen und französischen Behörden sich wohl keine solche Atrocitäten zu Schulden kommen ließen, wie sie Lord Palmerston vorzugeben beliebt, und geht dann auf die Frage über, ob nach dieser Zeit etwa die Strenge in Rom zugenommen hat? Hier zeigt sich nun weit eher das Gegentheil. Der heilige Vater setzte eine Commission ein, zur Revision oder Annullation aller noch anhängigen Prozesse, die sich mehr oder weniger auf die letzte Revolution bezogen. Ein sehr großer Theil derselben ward theils durch dieses Conseil, theils auf dessen Bericht

---

t. III, p. 321) mitgetheilte Uebersicht zeigt. Das scheint fast anzuzeigen, daß die gewöhnliche Polizei aus Mangel einer einheitlichen Leitung eher durch Insufficienz, als durch Uebermaß des Einschreitens gefehlt hat.

*) Z. B. Einer der Leiter der Vertheidigung Roms ward als Corps-Chef verfolgt; die französische Behörde bot ihm einen Paß an; er vernachlässigte es, davon Gebrauch zu machen. Einige Zeit später brachte eine bei ihm in Gegenwart seiner Familie vorgenommene Haussuchung an den Tag, daß er 2134 Bände einer öffentlichen Bibliothek, eine kostbare Waffensammlung einer fremden, in Rom residirenden Fürstin, sowie eine Quantität von Spitzen, die Eigenthum von Kirchen waren, entwendet. „Wird man uns verzeihen, daß wir nicht die Autorität des heiligen Stuhles angetastet, um diesen gelehrten Besitzer schöner Sammlungen zu be-

durch den heiligen Vater selbst niedergeschlagen*). „Die Akte der Gnade", bemerkt die angeführte römische Correspondenz der Armonia, „die der Papst übt, sind nicht stets durch die Presse verkündigt, aber sie sind zahlreich und häufig. Allein, wenn von diesen Gnadenakten die aus dem Exil Zurückberufenen, oder aus dem Gefängnisse Befreiten Vortheil haben, so dienen sie nicht dazu, den Geist der äußeren Aggression zu beschwichtigen, den nur Regierungen zu zähmen vermögen, die gegen die Empörer die Sprache führen können, wie sie in Betracht Belgiens der erste Bevollmächtigte Frankreichs geführt hat."

Eines haben aber Palmerston und Cavour vergessen: die Kerker der römischen Inquisition herbeizuziehen, die ihrem Zwecke sehr dienlich gewesen wären, und mit denen man oft die Einbildungskraft erhitzt hat. Hr. v. Corcelles gesteht, daß auch ihm diese Apprehension viel zu schaffen machte; aber „er war der Einzige, den das S. Officio auf die Folter brachte." Er fand bestätigt, was Hr. von Tournon, französischer Präfekt in Rom von 1810 bis 1814, über dasselbe schrieb **), und

schützen?" Ein andermal intervenirt man zu Gunsten eines neapolitanischen Deserteurs, den die päpstliche Regierung in Folge des zwischen beiden Staaten bestehenden Auslieferungsvertrags dem König von Neapel auszuliefern sich verpflichtet glaubte. Die Sache ward leicht mit den Höfen von Portici und Neapel arrangirt. „Im Momente, in dem der fragliche Neapolitaner mit seinem Passe nach einem andern Lande sich einschifft, traf gegen ihn eine Klage wegen Prellerei und Bigamie ein; es war zu spät."

*) Annuaire de la Revue des deux mondes 1854. pag. 200. Hr. von Corcelles erinnert an die Deportationen in England und Frankreich, und führt betreffs der brittischen Intercessionen ein bon mot des seligen Fürsten Schwarzenberg an, der in gewissen Salons zu Wien geäußert haben soll: „Ich hätte gute Lust, auch über die Insurgenten von Genua und die armen jonischen Bauern Noten zu machen."

**) Tournon Etudes statistiques sur Rome. t. II, p. 47: „Die

als die Republik 1849 mit großem Eklat dessen Kerker öffnete, um dem Volke die Scheußlichkeiten des klerikalen Regime's zu zeigen*), fand man dort einen einzigen Priester, der wegen Schriftfälschung verurtheilt war. Ueberhaupt war die Milde der geistlichen Regierung, die große Freiheit der Bewegung, die sie gestattete, zu allen Zeiten auch von vielen ihrer Gegner**), anerkannt. Hr. von Corcelles weist mit Entrüstung die Behauptung von grausamer Verfolgung der Verdächtigen zurück, die nicht einmal die „Montagne" der Nationalversammlung vorzubringen wagte, nachdem der Minister des Aeußern, Hr. von Tocqueville, am 18. Oct. 1849 erklärt: „Sicher ist, daß bis jetzt diese Revolution, die mit Gewalt und Meuchelmord begonnen, mit Gewalt und Wahnsinn fortgesetzt ward, (bei der Wiederherstellung der Ordnung) Keinem die Freiheit, die Güter oder das Leben gekostet hat;" er zeigt, wie nur in zwei Fällen die Todesstrafe verhängt ward, einmal für die ruchlosen Mörder des Grafen Rossi, dann für das Attentat auf den Cardinal Antonelli, „einen Staatsmann, der den gewandtesten und weisesten Regierungen alle Ehre machen würde"; der edle Minister Sr. Heiligkeit, den man als Barbaren zu bezeichnen nicht erröthet, sicherte der Familie des Mörders, dessen Begnadigung er nicht erlangen konnte,

---

Funktionen der Congregatio S. Officii sind wohl bekannt, aber was weniger bekannt ist, ist die Vorsicht und Zurückhaltung in ihren Entscheidungen und die jetzige Milde in ihren Processen. Man fand einen evidenten Beweis, als die Franzosen sich Roms bemächtigten; denn sie fanden das Gefängniß fast ganz leer, gesund, reinlich, das Verfahren sehr human; man konnte fast ohne Veränderung daraus ein treffliches Arresthaus machen."

*) Welche Anstalten hiefür die glorreiche Republik traf, erzählt ausführlich die Schrift: La rivoluzione Romana. Firenze 1850. L. II, c. 14.

**) Hr. von Corcelles citirt hier den Präsidenten de Brosses 1740 (L'Italie il y a cent ans. t. II, p. 147) und Voltaire (Diction. philosoph. art. S. Pierre, art. Cour de Rome.

eine Pension zu. Am Schlusse seiner Erörterung gibt uns der ehemalige Gesandte Frankreichs beim heiligen Stuhle eine begeisterte Schilderung von Pius IX., auf den er Bossuet's Worte über den heiligen Franz von Sales anwendet: „Um eine Idee von dieser evangelischen Milde zu haben, wäre es genug, däucht mir, sein Angesicht zu betrachten. Dennoch wollen wir bis in sein Herz die Quelle dieser anziehenden Milde suchen, die, nachdem sie das Innere erfüllt, sofort über das Aeußere eine einfache und ungeschminkte Anmuth, und einen Zug von besonnener Herzlichkeit verbreitet, die nur eine durchaus heilige Gemüthsstimmung athmet — die Liebe, die mit sich die Geduld hat, um die Fehler zu ertragen, das Mitleid, um sie zu beweinen, die Herablassung, um sie zu heilen."

Es bleibt also wahr: das Unglück der Unterthanen des Papstes besteht in den steten Umtrieben der Demagogen, in dem Aufwand aller destructiven Kräfte, sie theils zu verführen, theils zu beunruhigen; das allein ist die Ursache und Quelle ihrer Leiden: die vergangene Revolution und die unablässig betriebene Explosion einer neuen, vor der sie jetzt nur eine starke Militärmacht schützen kann. Einen Dienst haben aber die Diatriben in Paris, London und Turin den Katholiken geleistet; sie haben das Ihrige beigetragen, daß wir auch von dieser Seite den heiligen Stuhl besser schätzen, achten und lieben; sie haben neue Sympathien für Pius IX. erweckt, der, nachdem er die schmachvollste aller Revolutionen erduldet, nun auch die heftigsten Angriffe von Seiten einer verkehrten Politik und einer falschen Staatsweisheit mit ebensoviel Muth als Geduld ertragen hat.

III.

Sardinien während der Pariser-Conferenzen und nach denselben. Die Rüstungen zur „dritten Erhebung."

Graf Cavour, vorwärts gedrängt von der „öffentlichen Meinung", die er selbst in dem von ihm regierten Lande groß gezogen, von der Stellung, in die er sich seit dem Connubium mit Ratazzi festgebannt, von den ehrgeizigen Hoffnungen, die er sich und Anderen zu erhalten gewußt, konnte keinen günstigeren Moment ergreifen, seine Absichten kund zu geben, als die Pariser-Conferenz, wo Piemont als activer Theilnehmer am Kriege eine so Achtung gebietende Stellung errungen zu haben glaubte. Mit kindischem Hochmuth rühmte man sich seines Sitzes im Congresse, als hätte man damit schon die Gränzen Sardiniens erweitert. Mit noch größerer Naivetät brachte man das Projekt der Separation und Säkularisation der Legationen ein, als könne Niemand dabei egoistische Hintergedanken vermuthen. Mit allem Eifer drang man auf Intervention im Kirchenstaate, als könnte nicht auch Frankreich mit demselben Rechte in dem mißvergnügten Savoyen *) interveniren; ernstlich vermied man das Wort „Intervention", als wäre das neue Projekt dadurch allein vor solcher Deutung gesichert. Heftig ereifert sich Cavour über die österreichischen Truppen in Bologna und Parma; aber über die Franzosen in Rom schweigt er stille, bis Hr. von Hübner ihn daran erinnert; er ruft die Wiener-Verträge an, die er, noch ehe er einen Ministersitz erlangt, so glorreich hatte verletzen helfen; er denuncirt die conservativste Macht Europas als sicherheitsgefährlich, während er selber die revolutionärste Rolle spielt; er zittert vor den Oesterrei-

*) Courrier des Alpes 17. April.

chern in der Lombardei, in Parma, im Norden des Kirchen-Staats, und sieht in dieser schlagfertigen Armee eine stete Drohung für Italien; aber die anderen Regierungen der Halbinsel dürfen an keine Gefahr denken wegen der 40,000 Mann Englands in Malta und auf den jonischen Inseln, die in jedem Augenblicke an einer beliebigen Küste Italiens gelandet werden könnten. Er erklärt im Congreß, Sardinien sei bereit, seine Truppen von Mentone zurückzuziehen, während bisher eben diese Truppen alle Demonstrationen zu Gunsten des Fürsten von Monaco unterdrückten, dem der Graf seine Gebiete restituiren will. Man läugnet, daß die Revolution in Italien neue Thätigkeit entfalte, während man ihr selber den ungemessensten Spielraum gönnt, während Mazzini selbst in der Nähe weilt, die Helden der Erhebung an der ligurischen Küste um Garibaldi sich schaaren, die 1849 zum Tod verurtheilten Hochverräther zurückkehren, zu Genua im Theater Doria zweimal feierlich mit lautem Jubel die Marseillaise zum glücklichen Omen intonirt wird! Beengt von der Stellung eines Mittelstaates, geängstigt von der einstigen Rechenschaft, die zu einer andern Zeit die besseren Elemente des Landes über ihren Haushalt fordern könnten, geängstigt von einer neuen Züchtigung durch Oesterreich, die sie sich zu verdienen alle Mühe geben, haben Cavour und seine Freunde Alles aufgeboten, einen Schritt vorwärts zu thun zu der von Manin gepredigten „Unifikation Italiens", und, nachdem sie lange genug officiell und extraofficiell ihre Gedanken bloßgelegt, durch fortwährende Schmeicheleien und eine gut gespielte Bedientenrolle sich hohe Protektoren zu verschaffen, die ohne sich um die eigenen Thaten ihrer Clienten zu bekümmern, wider deren Gegner Front machen, ihnen selbst aber zum gewünschten Avancement verhelfen sollten. Großmüthig übernahm man bereits die Surveillance und Obervormundschaft der übrigen Staaten italienischer Zunge, die man dem sonst stets verhaßten Auslande zu geeigneter Umge-

staltung darbot; man sprach und handelte im Namen Italiens, wofür man von keiner Seite ein Mandat besaß, außer von Mazzini und seinen Handlangern, die schon längst Piemont als das einzige Land erklärten, in dem anjetzt noch Italien existire; die eben zuerst sich beeilten, in glänzenden Dankadressen ihre Zustimmung zu der energischen und festen Vertretung Italiens durch den hochherzigen Grafen zu erklären *).

Aber die glänzenden Aussichten wurden bald etwas trüber. Die Projekte Cavours kamen im Congreß nur in geringem Maße und bei Weitem nicht in der von ihm gewünschten Ausdehnung zur Sprache; das Thema ward schon anfangs limitirt, und fand überhaupt nicht den erhofften fast allgemeinen Anklang, durch den man Oesterreich isoliren zu können geglaubt; der Vertrag vom 15. April und gar manches Andere zeigten nachher die freundschaftlichste Stimmung zwischen Frankreich und Oesterreich. Schon am 16. April erklärten Cavour und Villamarina in einer an die Vertreter Englands und Frankreichs gerichteten Note: „Unsere Hoffnung ward getäuscht. Trotz des guten Willens von England und Frankreich und ihrer wohlwollenden Bemühungen ist das Bestehen Oesterreichs auf der Forderung, daß die Diskussionen des Congresses auf den vor dessen Zusammentritt vorgezeichneten Kreis beschränkt bleiben sollten, die Ursache, daß die Versammlung sich auflöst, ohne daß sie den Leiden Italiens die geringste Linderung gebracht hat.“ Ohne aber deßhalb die früheren Ideen aufzugeben, ja unter noch stärkeren Deklamationen über die Lage Italiens, die niemals

---

*) Risorgimento 22. Juni. Hier ist eine Dankadresse der Römer an den um Italien hochverdienten Premier Sardiniens veröffentlicht, freilich ohne daß bemerkt wäre, wie viele und welche Römer sie unterschrieben. Eine etwas abkühlende andere Römeradresse brachte die „Armonia“.

trostloser gewesen sei, über die Verzweiflung der Italiener, die „in der Ueberzeugung, daß sie nichts mehr von der Diplomatie zu erwarten haben, mit südlichem Feuer in die Reihen der Umsturzpartei treten, und Italien von Neuem zum Herde der Conspirationen und Unordnungen machen werden", rufen Sardiniens Bevollmächtigte von Neuem die Thätigkeit Englands und Frankreichs an, um „im Einvernehmen mit Sardinien" an das Mittel der Abhilfe zu denken. Und wenn auch später im Mai und Juni Graf Cavour in den Kammern nicht mehr so schwarz sieht, ja sich sogar zu einem gewissen Erfolge gratulirt, weil alle Mächte den anormalen Zustand Italiens constatirt, noch durch seine Schritte und seine Worte „die südliche Hitze" seiner Landsleute aufzuregen fürchtet, so fand doch selbst im englischen Parlamente seine Politik manche Gegner *), und seine Protektoren traten den Rückzug an **), während die übrigen italienischen Regierungen gegen die von Piemont usurpirte Mission für Gesammt-Italien protestirten, und sich um so fester an Oesterreich anschloßen. Mit Zorn sah man, daß Oesterreich aus den Conferenzen ohne Nachtheil hervorging, und Piemont bald so ziemlich isolirt stand, daß in den auf die Conferenz folgenden drei Monaten die päpstliche Regierung noch keine officielle Note, wie man sie erwartet, erhielt, und an eine ernstlichere Unterstützung für die sardinische „Idee" noch lange nicht zu denken war. Nach mehreren nicht ungewichtigen Indicien

*) So außer Bowyer selbst Gladstone und Sidney Herbert.

**) Dahin gehört vor Allem Clarendon's Bemerkung im Oberhause 5. Juni: Die englische Regierung könne sich nicht mit der zweiten sardinischen Note befassen, weil Frankreich und Oesterreich, die das päpstliche Gebiet besetzt hielten, die einzig dazu berufenen Mächte seien, einen Stand der Dinge zu schaffen, der ein gefahrloses Zurückziehen ihrer Truppen vorbereite, daß aber die zwei Regierungen ernstlich auf dieses Resultat beim römischen Hofe hinzuwirken suchten.

und den Berichten verschiedener Journale wandte sich Cavour an Rußland und Preußen, um diese für die „Idee" zu gewinnen; Alles ist recht, um nur zum Ziele zu kommen, so gering auch die Aussicht auf Erfolg ist. Sardinien bekämpfte Rußland, dem das angemaßte Protektorat über die griechischen Christen der Türkei zum Verbrechen gemacht ward, und nun soll ihm dieses zum Protektorat über Italien verhelfen. Derselbe Cavour, der am 6. Februar den Deputirten gesagt, es könne nie mehr irgend eine Sympathie zwischen Rußland und dem Hause Savoyen bestehen, das sich mit den Principien der Freiheit und des Fortschritts indentificirt habe, erklärte am 6. Mai seine frohe Hoffnung, die alten Bande der Freundschaft mit der nordischen Großmacht in der schönsten Weise wiederhergestellt zu sehen. Und als Tags darauf der radikale Stifter der Akademie der filosofia italica, T. Mamiani, sich heftig gegen Rußland erhob, wies ihn der Deputirte Brofferio eifrig zurecht, daß er Cavour's Worte von gestern vergessen, denen die Kammer lauten Beifall gezollt. Und General Durando, der 1847 in einer Broschüre bewies, Italien könne nur auf Rußland seine Hoffnung setzen, 1855 aber ebenso kräftig das Gegentheil demonstrirte, kehrte frei zu seiner ersten „Ueberzeugung" zurück — die Stimmung Rußlands gegen Oesterreich zeigt die Motive. Aus gleichem Grunde suchte man engeren Anschluß an Preußen und die von ihm influenzirten Staaten im deutschen Bunde.

Der unerwartet schnell abgeschlossene Friede versetzte die Italianissimi in eine gränzenlose Wuth, wie es die stärkste Niederlage in der Krimm nicht vermocht haben würde. Die Presse kannte keine Gränzen mehr. Schon während Cavour in Paris weilte, neue Anlehensprojekte mit den Unificationsprojekten entwarf, dazu noch die englische und französische Journalistik mit „richtigen Auffassungen" möglichst zu versorgen bemüht war, hatten die Schooßkinder daheim tumultuirt im buntesten Gewirre, und die Vertreter von Pie-

mont-Italien auf dem Congresse beschworen, ihre Sache zu verfechten, da sie bereits mit leeren Händen heimzukehren schienen. Daß der schnelle Friedensvertrag so viele Hoffnungen vereitelt, daß so viele Opfer ohne augenfälligen Gewinn bleiben sollten, daran hatten nach dem Piemonte die „Clerikalen", nach dem Espero der Kaiser von Oesterreich, nach der Opinione die „treulose Schlangenpolitik von Wien und Petersburg" die Schuld, nach der Gazzetta del popolo „jener Napoleon, der sein Land zur Sklaverei erniedrigt." Als am 27. April der Friedenstraktat publicirt ward, da nahm man es übel, nicht im Eingang ein specielles Lob auf Piemont, nicht unter den Beilagen Cavours Memorandum, und überhaupt nur viermal (8. 25. März 8. 14. April) Reden des Grafen zu finden, meistens von untergeordneter Natur. In der Kammer wurde der Traktat ohne alle Feierlichkeit, während einer geräuschvollen Pause, von Ratazzi mit höchst dürren Worten verkündigt. Die ministeriellen Blätter tadelten denselben als pace ristretta limitata, wie ihrer Ansicht nach auch der Krieg ein allzu limitirter war. Weßhalb, das sagten deutlich die Invektiven gegen Oesterreich. Man hatte wie 1848 im Trüben fischen wollen; und jetzt keine Eroberungen! Statt des halbofficiellen „Piemonte", dem die Friedenskunde das Todessignal ward, erstand das seit 1852 begrabene „Risorgimento" wieder, dessen Name schon, ebenso wie die ersten Nummern, eine Drohung für Oesterreich seyn sollte. Die alte Sprache von 1849 kam wieder in Gang; wie sie am 27. Febr. jenes Jahres der Deputirte Josti geführt: „Könnt ihr euch nicht mit der Ordnung von dem Fremden befreien, so thut es mit der Unordnung; wenn ihr euch nur frei macht; die Ordnung kommt nachher. Damit Italien aus dem Grabe erstehe, lasse ich für meine Person auch den Dolch des Brutus gelten" *). Neuer Krieg, neue

*) Atti uffiziali della Camera de' Deputati Nr. 115.

Revolution — das wurde in der Presse des ganzen Landes das Losungswort **).

Inzwischen kam Cavour, der am 17. April nach London gegangen war, um dort sein vierzehntes Anlehen zu Stande zu bringen, am 29. April nach Turin zurück, wo er alsbald mit dem höchsten piemontesischen Orden, dem der Annunciata, geschmückt ward, dessen altväterliche Verpflichtungen freilich mit seinen neueren Thaten in seltsamem Contraste standen. Schon am 30. April kündigte Buffa seine Interpellationen in der Kammer sowohl über die „italienische Frage“ als über die harten Aeußerungen Walewski's gegen die belgische Presse an, die in den piemontesischen Journalisten keine geringen Besorgnisse erregt hatten. Nachdem der Premier erklärt, er werde mit der Zurückhaltung, die noch nicht zu Ende gebrachte delikate Verhandlungen erheischen, die nöthigen Aufschlüsse ertheilen, verbreitete er sich endlich in seiner Rede vom 6. Mai über die Thätigkeit der sardinischen Bevollmächtigten beim Pariser Congreß. „Als Piemont den Allianz-Traktat unterzeichnete“, begann er, „ward noch nichts über dessen Theilnahme an dem zukünftigen Congreß bestimmt; aber sein Befehlshaber hatte im Felde großen Einfluß, und die Bevollmächtigten desselben wurden ohne Rückhalt eingeladen zu den

---

*) Tempo von Casale 22. April Num. 8. — Unione 6. Mai. — Eco delle Alpi Cozie 9. April — 20. April. — Diritto 23. April Num. 88. — Opinione Num. 114: „Es herrscht üble Laune in Italien, und die Pariser-Conferenzen haben sie nur vergrößert.“ — Cittadino von Asti Num. 59: „Wir schreiten auf's Neue zur Revolution vor.“ — Italia e Popolo Num. 113: „Die Italiener sollen sich jetzt erheben und nicht ferner mit der Gewalt unterhandeln, gegen die sie aufstehen.“ — Gazzetta del popolo 2. Mai: „Es ist anzunehmen, daß jetzt alle Illusionen betreffs des Pariser-Congresses zerstört sind, Italien muß handeln.“ — Die meisten dieser Journale werden mit bedeutenden Summen von der Regierung unterstützt. Vgl. Civiltà cattol. 2. August p. 350.

Conferenzen. Dieselben verfolgten einen doppelten Zweck, einmal den Friedensvertrag feststellen zu helfen, was bei der loyalen und versöhnlichen Gesinnung Rußlands sehr leicht ward, dann das Schicksal Italiens zur Sprache zu bringen, das dringend nach Hilfe sich sehnt." Den Vorwurf, daß er nicht das auch von Piemont vertretene Princip der Preßfreiheit gegen Walewski in Schutz genommen, wies Cavour in der für die Kammer überzeugendsten Weise damit ab, daß ein solches Auftreten der italienischen Frage, weit entfernt ihr zu nützen, vielmehr nur ein großes Präjudiz hätte bringen können. Was diese quistione italiana selbst betreffe, so sei die über den Kirchenstaat von Sardiniens Bevollmächtigten den beiden Alliirten überreichte Note von England sehr gut aufgenommen worden, während Frankreich noch Rücksichten hegen zu müssen geglaubt, da der Papst nicht bloß weltliches Oberhaupt eines Staates von drei Millionen Einwohnern, sondern auch religiöses Oberhaupt der Katholiken, insbesondere von 33 Millionen Franzosen sei — Rücksichten, deren natürlich das minder skrupulöse, antipäpstlich-katholische*) Piemont von vorneherein überhoben war. Nachdem Cavour von Oesterreichs Vertretern berichtet, daß sie keine Instruktionen zur Diskussion über Italien erhalten zu haben erklärten, fuhr er fort: „Aber Sardinien und Oesterreich trennten sich mit der festen Ueberzeugung, daß die Principien beider Theile unvereinbar sind. Diese Thatsache kann manche Schwierigkeiten bereiten, aber sie ist eine unvermeidliche Consequenz jenes entschieden loyalen und liberalen Systems, das König Viktor Emmanuel bei seiner Thronbesteigung inaugurirt hat." Durch diese Rede ermuthigt, ergriff der Interpellant Buffa

---

*) England ist Sardiniens Muster, „jenes England, das seine Größe und Wohlfahrt dem mit Ausmerzung des Papstthums beibehaltenen und purificirten Katholicismus verdankt." Rivista contemporanea von Turin. VI. vol. p. 120.

das Wort, um Kriegsklänge gegen Oesterreich erschallen zu lassen, dem Piemont „immer und überall" widerstehen müsse, weßhalb auch die geringste Reduktion des Heeres nicht räthlich sei. Während diese beiden Reden mit lautem Applaus von den Gallerien begrüßt wurden, konnte Graf Solaro della Margarita nur unter Lärm und Zischen seine besonnene Kritik der Heldenthaten Cavour's und der eitlen Hoffnungen, es würden die zwei Großmächte für Piemonts Plane das Schwert ziehen, zu Ende bringen; rufe man eine Intervention in Neapel an, bemerkte er, so sei das ebensoviel als sie für Turin herausfordern; achte man die Rücksichten einer katholischen Großmacht gegen den heiligen Stuhl, so hätte sie Piemont um so weniger selbst vergessen sollen. Dann trat der radikale Brofferio auf mit seiner Frage: Wo sind die Früchte unserer Opfer? Keine materiellen, keine politischen und moralischen sind zu finden; die vielen Glückwünsche wiegen unsere 80 Millionen nicht auf. Im Wiener Congreß von 1814 bis 1815 war Piemont nicht vertreten und erhielt doch 24 Millionen Entschädigung von Frankreich, erhielt seine Provinzen zurück, und dazu noch Ligurien; dagegen 1856 hatten wir zwei Vertreter in Paris und gar keinen Gewinn. „Ich muß also schließen", setzte er unter allgemeiner Heiterkeit bei, „in gewissen Congressen ist das Nichtvertretenseyn besser als das Vertretenseyn." Cavour antwortete: „Ich habe bereits gesagt, und ich wiederhole es, hätte der Krieg länger gedauert, hätte sich sein Schauplatz erweitert*), so hätte man vielleicht mehr für uns erlangen können und unsere Hoffnungen hätten sich gehoben; aber wie dem auch sei, mir scheint, daß man weder

*) Gallenga in der Rivista contemporanea l. c. p. 475, 476: „Die Kanonen vom 30. März haben uns den Wein in Essig verwandelt. Wir hatten gehofft, daß die Sache anders ende, und die Revolution die Spitze des gezückten Schwertes noch weiter treiben müsse, daß Oesterreich auf jeden Fall in den Kampf eintrete, sei es als Freund oder als Feind."

von Seite des Landes wegen nicht erfüllter Verheißungen die Regierung, noch von unserer Seite in ähnlicher Weise unsere Alliirten zu tadeln berechtigt ist." Nachdem noch Mamiani, ohne sonderliches Glück, und Andere ihre Gedanken in einer Debatte von zwei Tagen entwickelt, approbirte die Kammer „die nationale Politik von Sr. Majestät Regierung und das Verhalten der Vertreter des Landes auf dem Friedenscongreß", indem sie zugleich die Zuversicht aussprach, das Ministerium werde fest bei dieser Politik beharren*).

Die Berichte über diese Sitzungen der Deputirten sowie die folgende des Senates wurden in Tausenden von Abdrücken durch ganz Italien verbreitet, wohl nicht um die „südliche Hitze", von der Cavour sprach, abzukühlen und zu moderiren. Massimo d'Azeglio und Valerio sprachen ihre Freude darüber aus, daß trotz der fremden Polizei das Alles in den übrigen italienischen Staaten mit größter Begierde und unter dem freudigsten Anklang gelesen werde. Ebenso ward in demselben Monat Mai das Jahresfest der Constitution benützt, die Aufregung zu erhöhen, obschon die Mehrzahl der Turiner Bevölkerung sich sehr ruhig und gleichgültig verhielt. Die Turiner Studenten, animirt von ihrem Rektor, dem von uns öfter erwähnten Professor Nuyts, zogen mit der tricoloren Fahne durch die Straßen unter lauten Vivats auf den König von Italien, die italienische Unabhängigkeit, die terza riscossa, die cacciata dello straniero**). Der Tumult in der Presse wurde fürchterlich, und wurden auch einige Journale wegen der niedrigsten Schmähungen bestraft***), wo besondere

*) Rendiconto uffiz. della Cam. 1856. Nr. 254, p. 953 seq.

**) Civiltà cattol. 7. Juni. Die Armonia hatte diese bimbi d'Italia zu verspotten gewagt; sie ward confiscirt und von der Polizei schutzlos den rohesten Demonstrationen der hoffnungsvollen Jugend preisgegeben.

***) Die „Alpenzeitung" von Cuneo, die Napoleon III. einen zweiten

Requisitionen vorhanden waren, so ließ man doch das Meiste völlig ungeahndet und dadurch ermuthigt kam die radikale Journalistik zu solchen Ergüssen*), gegen welche sicher die von Walewski denuncirte belgische Presse noch edel und gemäßigt erscheint. Bis dahin war England allein für diese Koryphäen der Nation noch unantastbar geblieben als das geistige Mutterland, aber als die englische Note vom 26. Mai bekannt ward, fiel man mit der größten Wuth auch über dieses her. „Vertraut nicht auf Palmerston", predigte die Unione (23. Juni Nr. 172), „er ist ein Januskopf, eine Krämerseele, ein Verräther." Man erinnerte an die Doppelzüngigkeit des englischen Premiers, der 1856 erklärt, England habe mit der Regierung und dem Parlamente von Sicilien gebrochen, weil sie sich vom König von Neapel, Englands Alliirten, lostrennen wollten, während sein vertrautester Agent Lord Minto 1849 die Erklärung abgab, England empfehle den Herzog von Genua der Wahl der Sicilianer und ver-

---

Pianeri gewünscht, ward mit dreihundert Liren Geldbuße und einigen Tagen Gefängniß bestraft; der Espero (Organ Ratazzi's), der den Kaiser von Oesterreich ladrone und spergiuro nannte, mit hundert Liren und sechs Tage Gefängniß.

*) Es genügen wenige Proben. Die Maga von Genua 8. Mai, Num. 56: „Die Marianne ist die Dame und das Idol unseres Herzens; sie löscht noch den Ruhm des 2. Decembers aus; sie ist unsere einzige Hoffnung." Die genannte Rivista contemporanea, für höhere Stände berechnet, sagt (vol. VI, fasc. 31, p. 468—476): „England hätte nie sich an Frankreich anschließen sollen, dessen Beherrscher die dortige Presse erst schmähte, dann bis in die Sterne erhob. Wir aber leben in einem Lande, wo wir sicher es sagen dürfen, daß wir keinen Schatten von Zuneigung für Napoleon III. hegen. Der konnte leicht 1852 einen Sturm beschwichtigen, nachdem Cavaignac die Wege gebahnt; der Affe bediente sich der Katzenpfoten, die Kastanien aus dem Feuer zu holen." „Frankreich konnte sich keinem Achilles ergeben; so ergab es sich einem Thersites." — Dann wird noch die Geburt des kaiserlichen Prinzen verhöhnt, der „bald ein Kind des Todes seyn soll."

pflichte sich, sofort ihn anzuerkennen*); wie England damals die von ihm in jeder Art ermuthigte Revolution im Stiche gelassen, so werde es jetzt wieder treulos seyn; England hätte vor Allem gegen Oesterreich sich erheben müssen, aber es ist egoistisch, dem Frieden und dem Gedeihen seines Handels opfert es die von ihm festgestellten Freiheiten Siciliens, die Unabhängigkeit Italiens, die letzten Reste der polnischen Nationalität, die Sache der Nationen und des Völkerrechts und zuletzt sogar seine eigene Würde**); es ist zu Allem fähig je nach seinem Interesse***). „Die Diplomatie", klagt der Monitore di Torino (15. Juni) in seiner zweiten Nummer, „begnügt sich mit Worten, überläßt die Wahl und Ausführung der Reformen den Unterdrückern, Frankreich kettet sich enger an Oesterreich, England thut nichts; verleitet durch die zuckersüßen Rapporte eines seiner Stellvertreter, der im Alter verwirft, was er in der Jugend vertheidigt, sucht es sich von den guten Absichten des Papstthums für das Wohl seiner Unterthanen zu überreden." — „Was hilft uns", sagt Brofferio, „die öffentliche Meinung? Die hatten wir schon lange für uns. Wir brauchen Geld, Waffen, Soldaten; geben uns unsere Alliirten das nicht, so haben sie für uns keinen Nutzen. Wir selber, wir müssen uns jetzt erheben."

Und um die Agitation noch mehr zu steigern, benützt man jede österreichische Truppenbewegung, redet bald vom Uebermuth, bald von der Furcht Oesterreichs; die Befestigung Alessandria's, für die man Millionen auszugeben im Begriffe steht, die Nationalsubscription zur Anschaffung von hundert Kanonen für dieselbe, die mazzinische für 10,000 Flinten steigern den Fanatismus der Italianissimi bis zum Wahnsinn, und von Neuem hört man das Lied: „Es hoffe, es jauchze

*) Vgl. Journal des Débats 30. Mai.

**) Rivista contempor. l. c. fasc. 30, p. 140.

***) Ib. fasc. 31, p. 493.

Italiens Boden; der große Tag der Erlösung naht und die Niederlage des räuberischen Croatien soll Italiens Tapferkeit erweisen"! „Ganz Italien", sagt das Risorgimento, „birgt einen furchtbaren Brand; der erste Funke wird ihn zeigen. Piemont erwartet ruhig und entschlossen die Gelegenheit. Mag es Oesterreich gefallen oder nicht, sie kommt und dann werden Thatsachen beweisen, daß Piemont vorbereitet war sie zu gebrauchen, und Italien reif seinen Gewinn und sein Heil zu sehen. Hört Oesterreichs Herrschaft in der Lombardei auf, dann ist die italienische Frage gelöst." Und welches Geständniß legt das ministerielle Blatt uns ferner ab, wenn es sagt: „Der Corriere italiano (in Wien) plagt sich ab zu beweisen, daß Piemont die Revolution in Italien angefacht hat. O felix culpa! Wir wollten es gerne glauben, wenn wir es beweisen könnten. Wir gestehen, daß Piemont es zu thun wünschte, aber man muß doch den Regierungen der Halbinsel, und indesondere Oesterreich, die Gerechtigkeit erweisen, zu sagen, daß sie ihm dazu nicht Zeit gelassen haben. Die Revolution brütet in Italien; Piemont konnte nur mit seinen Wünschen sie beschleunigen, sie besser zu unterstützen behält es seiner Zeit vor."

Was sagen jene deutschen Blätter, die immer noch Cavours Regime in Schutz nehmen, die mit seinen Erfolgen und Mißerfolgen so lebhaft sympathisiren, zu solchem unumwundenen Geständniß, zu einer solchen Wucht von Thatsachen, die hier sich drängen? Italien ist Herd der Revolution; aber das Centrum desselben ist Sardinien, das liberale, protestantenfreundliche, papstfeindliche Sardinien. Es ist außer Zweifel, daß in Turin die verruchtesten Plane gegen die Nachbarstaaten geschmiedet, die lebhafteste Correspondenz der Revolutionäre geführt, die von Viktor Hugo, Daniel Manin und besonders von Mazzini so eindringlich empfohlene Agitation dirigirt, auf Briefpapier gedruckte Journale der rothesten Farbe in den kleinsten Formaten, durch

Briefcouverts vor den Augen der noch das Postgeheimniß achtenden Polizeibehörden Mittel-Italiens geschützt, an viele Orte, besonders in die Legationen gesendet werden. Es ist Thatsache, daß selbst die officiellen Blätter, und besonders die in Turin erscheinende lithographirte Correspondance italienne, die ganz den Zwecken Cavours dienstbar überall die sardinische Politik verherrlicht, nicht weniger als die Mazzini'sche Italia e Popolo, nur in feineren Formen, den offenen Aufruhr mit Piemont an der Spitze predigen; es ist Thatsache, daß wiederholt nach der Lombardei bestimmte Waffendepots an den Grenzen Sardiniens entdeckt wurden und mehrfache Streifzüge der Legionäre gegen Modena statt hatten; es ist glaublich verbürgt, daß Mazzini selber in diesem Sommer im Tessin und in Sardinien sich blicken ließ, die angestellte Mazzini-Jagd ein leeres Scheinmanöver war, die Insurrektionsversuche im Modenesischen hauptsächlich wegen Mangel an Zusammenwirken und verspätetem Eintreffen der erwarteten Legionäre so bald vereitelt wurden, daß die Mordthaten in Parma nicht vereinzelt stehen, sondern ein über ganz Italien verbreitetes Revolutionsnetz auch an diesen die Urheberschaft haben muß, ebenso die Meucheleien in Modena. Man zählte im vorigen Monate in den Herzogthümern allein das hundert- und dreißigste Opfer politischen Mordes seit — zwei Jahren.

Der Sturm, den Palmerston und Cavour heraufbeschworen, wird sich nicht so bald wieder legen, so sehr auch die Diplomatie, namentlich von Frankreich aus, in Turin vernünftige Vorstellungen geltend machen wird. Oesterreich stützt sich indessen auf sein gutes Recht wie auf sein gutes Schwert; jenes wird ihm alle conservativen Elemente Italiens um so fester verbinden, dieses wird den Tumultuanten am Po die gehörige Achtung, und wenn sie es herausfordern sollten, die nöthige Züchtigung beizubringen wissen. Daß es seinen Gegner in Italien genau versteht und abschätzt, hat die Note des

Grafen Buol an die Gesandten Oesterreichs bei den übrigen italienischen Staaten vom 18. Mai genugsam beurkundet; daß es aufrichtig die Unabhängigkeit der italienischen Regierungen aufrecht halten und schirmen will, haben die Vorfälle in Parma und sein ganzes Benehmen in Sachen der italienischen Frage zu erkennen gegeben. Oesterreich war es allein, das den König beider Sicilien, dem man eine muthige und würdevolle Haltung gegenüber der englisch-sardinischen Aggression und dem seine Unabhängigkeit verletzenden Ansinnen der Westmächte nicht absprechen kann, zu jenen theilweisen Concessionen bestimmt hat, welche für's Erste die letzteren beschwichtigen konnten; Oesterreich hat seinen Einfluß bei den Höfen von Mittel- und Süd-Italien befestigt und durch das Concordat die katholischen Sympathien gewonnen. Die Revolution aber ist in sich gespalten, Manin und Mazzini gehen auseinander, entscheidender Succurs ist für jetzt von England noch nicht zu hoffen. Was aber Cavour und seine Partei erringen, das erringen sie nicht für Viktor Emmanuel, sondern für Mazzini; der nächste Schritt stürzt sie in einen Abgrund, aus dem sie sich nicht mehr erretten. Mag England über moralische Niederlagen in Paris, in Madrid, in Asien und Amerika ernstlich grollen, soweit wird Frankreichs Condescendenz nie gehen, Italien schutzlos seinen Intriguen preiszugeben, und Oesterreich kann und darf es nicht verlassen, am wenigsten den heiligen Stuhl, dessen Freunde und dessen Feinde sich laut auch als die seinigen erklärt haben. Nur solange Sardinien in seiner jetzigen Haltung bleibt und nur solange es Hoffnung auf Protektion von Außen hegen kann, bleibt Italien fortwährend gefährdet; aber solange noch im Centrum Italiens der Stuhl Petri fortbesteht, den die Vorsehung nicht in Jerusalem, sondern in Rom errichtet hat, geht auch Italien nicht rettungslos verloren.

XXX.

Herrn Capefigue's Exempel historischer Treue und academische Krönungen.

In Band XXIX, Heft V und VI (J. 1852) dieser Blätter ist zum Schlusse einer Recension S. 360 von akademischen Krönungen etwas bemerkt worden, das dem Schreiber dieses ungemein auffiel und ihm wieder frisch in's Gedächtniß kam, als er folgendes, leider auch an deutschen Lehranstalten vorfindliches opus durchging: „Histoire de Philippe-Auguste par M. Capefigue, ouvrage couronné par l'Institut. Paris 1829. 4 T." — Dort war auf eine deutsche Krönung hingedeutet, und hier hat man als würdiges Gegenstück eine französische. Zum voraus versteht sich, wäre Capefigue ein Christ und etwa gar ein katholischer, so wäre damals gewiß nicht couronné par l'Institut auf den Titel seines Werkes zu stehen gekommen, wie er denn auch die vollendetste Ignoranz in Betreff des Kirchenwesens zur Schau trägt. Nun, das ist kein Schade, eher ein Vorzug in den Augen des Zeitgeistes. Es fand sich aber bei genauerem Durchsehen neben der Ignoranz noch eine Impudenz, die kaum Jemand irgendwo, selbst nicht in Paris vermuthen dürfte, und da sie unsers Wissens bis jetzt nicht aufgedeckt worden ist, soll es hier geschehen; denn man hat da gewiß einen beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte des wissenschaftlichen Lebens und Treibens in unserm Jahrhundert. Capefigue gibt sich durchweg den Anschein, als wären seine Behauptungen aus den reinsten Quellen geschöpft, die er denn häufig citirt, vornämlich die Briefe des Papstes Innocenz III. Mit Staunen las ich T. II. p. 162, bei dem Jahr 1202: Innocent écrivait lettre sur lettre pour solliciter le roi d'accomplir ses devoirs d'époux: „Essayez

encore deux ou trois fois l'oeuvre selon la chair etc." Die Feder sträubt sich, alles abzuschreiben; es schließen die lateinischen Worte per tactum et osculum, als wären sie genau dem lateinischen Breve entnommen. Citirt ist Epist. Innocent 42, l. X. t. II, nämlich die wunderschöne Ermahnung dat. Lateran 2. April 1207: es möge der König seine Abneigung doch so weit überwinden, daß er die fromme Gemahlin, die Tochter eines Königs u. s. f. ihrem Stande gemäß ehrenvoll behandle. Weder in diesem noch in einem andern Schreiben des großen Papstes, die ich alle genau kenne, begegnet man auch nur der leisesten Hindeutung auf l'oeuvre la selon chair, und nun gar einer so lasciven, wie sie der Gekrönte gibt. — Schon vorher p. 117 heißt es: Innocent écrivit au roi de France, pour lui reprocher son alliance avec l'ennemi de l'Eglise (Herzog Philipp von Schwaben), il le somma, en termes impérieux, de renoncer à de telles prétentions. Epist. Innocent. lib. II. ep. 24. p. 345. Der Brief dat. Lateran 26. März 1199 drückt die Freude des Papstes aus, daß der französische König endlich im Jänner 1199 mit dem König Richard Löwenherz Frieden schloß, und gedenket des Hohenstaufen mit keiner Sylbe. Aehnliches fingirt Capefigue S. 111, 112, 138; ja so oft er sich auf die Briefe des Papstes beruft, stellt sich klar heraus, daß er sie gar nicht gelesen hat. Mit andern Citationen von Belang steht es in der Regel nicht besser, der zahllosen theils durch Oberflächlichkeit, theils durch bösen Willen zu Tage geförderten Verschiebungen und Verdrehungen, falschen Namen und Zeitangaben nicht zu gedenken. Agnes von Andechs-Meran z. B. nennt er T. II, S. 131: soeur d'Othon, duc de Moravie, marquis d'Istrie etc. S. 225: Au mois d'octobre 1203 (statt 1202) l'embarquement des barons français pour Zara commença etc. S. 275: Baudouin fut couronné et sacré le jour de l'Incarnation de l'année 1205, statt 16. Mai 1204. So spöttlich ist die Chronologie vernachlässigt. Eine Scene, an deren Schilderung der gekrönte Historiker all seine Wortfülle verschwendet hat, verdient noch berührt zu werden. In T. II. p. 137 bis 155 ist die Rede von dem Interdict, welches der Cardinallegat Petrus, nicht im Dec. 1199 auf der Synode zu Dijon, sondern erst im Jänner 1200 auf der zu Vienne verhängt hat, keineswegs blos wegen Ingeborg, sondern noch wegen vielen andern Sachen und vorzüglich weil K. Philipp den Legaten fortjagte und jeden Verkehr mit dem apostolischen Stuhle verhindern wollte. Davon weiß Capefigue nicht das Mindeste und es ist verzeihlich, da Bessere als er den wichtigen Punkt übersehen haben; auch steht er keineswegs einsam mit dem grundlosen Vorgeben, das Interdict sei in strengster Weise auf ganz Frankreich gelegt, selbst das christliche Beerdigen der Gestorbenen, Kreuzfahrer

ausgenommen u. dgl. verboten worden, da doch nur an jenen Orten, wo sich der König nebst Agnes aufhielt, der Gottesdienst, das Läuten, u. s. f. unterbleiben mußte, wie urkundlich feststeht. Denn dat. Lateran 14. Okt. 1199 setzte der Papst die französischen Prälaten in Kenntniß, er habe dem Cardinallegaten für den Fall, daß der König allen guten Vorstellungen die Ohren verschließe und die Agnes nicht von sich entferne, den Auftrag ertheilt, tam Regi quam superinductae ac eorum familiis (Hofgesind), praeter poenitentias morientium, omni prorsus appellatione remota interdicat omnia divina officia et ecclesiastica sacramenta, et ubicunque praesentes fuerint, eis praesentibus (so lange sie am Orte verweilen), praeter baptisma parvulorum et poenitentias morientium, tam sacramenta divina quam ecclesiastica prohibeat officia celebrari. (Baluz. T. I. p. 465). In T. II. p. 229 lesen wir noch schlagender dat. Lateran 9. Dec. 1208, daß so schonend verfahren wurde, als nur immer das offenkundige ungeheure Aergerniß erlaubte: Nos etsi protulerimus sententiam interdicti, non quidem in totum regnum, sed in partem aliquam regni tui, non tamen te vel superinductam excommunicationi subjecimus etc. Kam der König ohne Agnes in eine Ortschaft, so hatte der Gottesdienst seinen Fortgang und er durfte ihm beiwohnen, weil er nicht excommunicirt war, und das Gleiche ist bei Agnes der Fall gewesen.

Doch außerdem, daß Capefigue gleich vielen Vortretern ganz Frankreich unter der Last des Interdictes seufzen läßt und den Papst anschuldigt, er habe dadurch das Volk zur Empörung aufstacheln wollen, weiß der Gekrönte noch etwas Schreckliches, das vor ihm kein Menschenauge am großen Werke der Finsterniß wahrgenommen hatte; S. 142 schreibt er: Le Christ des autels était voilé; *on avait consumé dans les flammes les dernières hosties consacrées*, et descendu dans les caveaux les corps saints et les images des patrons des églises. Das heißt die gründliche Wissenschaft fördern, solche historische Arbeiten muß ein kostbares gelehrtes Institut frönen und einem nach Aufklärung dürstenden Publikum empfehlen!

XXXI.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

Nordamerika.

3. Die vier Elemente im nordamerikanischen Sekten-Chaos; die methodistische Richtung als das erste Element; die Uebergänge zum baptistischen Princip; die entleerende Tendenz in diesem Element: im Presbyterianismus, Congregationalismus, Quakerismus; Unitarier und Universalisten; der Zersetzungsproceß im amerikanischen Lutherthum; die reformirten Kirchen; die Episcopalisten und ihre Parteien; die Reaktion auf eine reale Kirche oder der Nevinismus; Dr. Nevin, sein großartiger Kirchenbegriff und seine Erfolge; der Uebergang zum vierten Sekten-Element; die socialistischen Sektlein, ihr Unterschied vom Mormonismus.

(Schluß.)

Unter allen amerikanischen Denominationen hat doch das Lutherthum die reichste Erbschaft an bestimmt formulirten und historisch entwickelten Glaubensnormen mitgebracht; aber gerade der Zustand des Lutherthums zeigt hier am klarsten, was aus einem solchen Depositum überall da werden muß, wo keine staatskirchlichen Bande mehr die Mehrheiten gefesselt halten. Im Gegensatz zu allen englisch-calvinischen Kirchen-Bildungen, welche sich vorherrschend als Kirchen freier Wahl darstellen, bildet das Lutherthum überall Erbkirchen, in welche

die Mitglieder hineingeboren werden; dennoch vererben sie nichts als Spaltungen aufeinander, und hat sich das dogmatische Vermögen von Generation zu Generation reißend schnell vermindert. Da wir schon bei einer andern Gelegenheit das amerikanische Lutherthum in's Auge gefaßt haben*), können wir uns hier kürzer fassen. Dasselbe zerfällt vor Allem in zwei Haupttheile, die sich auf's schroffste gegenüberstehen: in die Einwanderer frühern und in die jüngern Datums. Soweit die letztern compakt beisammen sitzen, haben sie den Inhalt ihrer symbolischen Bücher noch conservirt; aber es ist eine andere Frage zwischen sie gefahren, die um den Kirchen- und Amts-Begriff, und hat sie in drei Fraktionen auseinandergesprengt, von denen wenigstens zwei für und wider das allgemeine Priesterthum im heftigsten Kriege liegen: die Preußen in Missouri, die Sachsen in Buffalo, die Bayern in Jowa. Von den älteren Lutheranern sind diese Elemente sämmtlich auf's schärfste geschieden; es gibt Städte, in welchen die verschiedensten deutsch-lutherischen Kirchen vertreten sind, wie z. B. in Buffalo ihrer nicht weniger als drei einander excommuniciren und verdammen. Die amerikanischen Lutheraner ältern Datums ihrerseits wurden zunächst wieder in zwei Richtungen auseinander gerissen durch die Invasion der methodistischen neuen Maßregeln. Ein Theil der Lutheraner nahm dieselben an, ein anderer stieß sie als lästerlichen Unfug zurück; von der Gemeinde zu Newyork aus wurde eine förmliche Liga gegen die Methodisten-Lutheraner aufgebracht. Noch verwüstender wirkte die Bekenntnißfrage selber. Die große Masse der einzelnen Synoden war allgemach völlig in die negative Tendenz des anglo-amerikanischen Puritanismus versunken. Daher schied sich eine „deutsch-lutherische Kirche" unter dem Namen der Ohiosynode aus. Da aber auch bei ihr noch immer die englisch-reformirte Tendenz die Symbole zu sehr be-

*) Histor.-polit. Blätter. Bd. XXXVI. S. 323 ff.

einträchtigte, so ging sie noch einmal in zwei Theile, deren Einer sich nachher mit den Missouriern vereinigte. In der zurückgebliebenen Masse der „Generalsynode", welche 23 einzelne Synoden umfaßt, unterscheidet man auch wieder eine gemäßigt-lutherische Partei von der ausgesprochen zwinglisch-puritanischen; von den „neuen Maßregeln" sind oder waren beide durchsäuert. Als der Reformirte Dr. Nevin vom Mercersburger-Seminar im J. 1846 die „geistig reale Gegenwart" im Abendmahl vertheidigte, ward seine Lehre von dieser lutherischen Partei aus „als romanisirend, abergläubisch, unsinnig, lächerlich" in einer Weise angegriffen, daß selbst der gleichfalls reformirte Prof. Schaff urtheilt, das sei nicht einmal mehr Zwinglianismus, geschweige denn Lutherthum, sondern der purste Rationalismus.

Wie denn alle diese lutherischen Kirchen wo möglich eigene theologischen Seminare gegeneinander aufgestellt haben, so ist insbesondere die letztgenannte oder die Generalsynode durch das Seminar von Gettysburg vertreten. Hier hat man im vorigen Jahre das Bedürfniß gefühlt, für die „amerikanisch-lutherische Kirche" ein eigenes artikulirtes Symbol zu haben. Prof. Dr. Schmucker hat eine solche Confession entworfen, welche von nun an den wahren Inhalt der bisher allein als Glaubensnorm angenommenen Bibel angeben soll. Das Document enthält das apostolische Symbolum, jedoch ohne den Artikel von der Höllenfahrt, welcher gestrichen ward, dann die censurirte Augsb. Confession von 1530, in der ebenfalls mehrere Artikel gestrichen sind („amerikanische Recension Augsb. Confession"), endlich ein reiches Verzeichniß von den „Irrthümern der symbolischen Bücher" der alten lutherischen Kirche, wobei namentlich die Sakramente der Taufe und des Abendmahls gänzlich entleert, die Ubiquität nach Gebühr durchgehechelt, der Exorcismus, Privatbeichte und Absolution verworfen werden. Drei westliche Synoden haben dieses Symbol wirklich angenommen, andere haben es ausdrücklich

und „mit großer Entrüstung" verworfen, wieder andere es einfach zurückgewiesen. Das Merkwürdigste ist noch die Veranlassung der Schmucker'schen Revision. Sie ist nämlich eine Reaction gegen die jetzt auch in der Generalsynode eingebrochenen „hochkirchlichen Tendenzen", wider eine Art amerikanischen Neulutherthums, welches unter dem Namen des Revinismus überhaupt in den amerikanischen Kirchen zu grassiren beginnt. Daher kommt es, daß auch unter den Lutheranern ältern Datums seit geraumer Zeit flammender Widerstreit eingerissen ist zwischen der „evangelischen Freiheit, welcher die Bibel nach der Interpretation des gesunden Menschen-Verstandes als Norm der Kirche genügt", und andererseits den „romanisirenden Tendenzen" mit ihrer „Engherzigkeit dogmatischer Beschränkung", ihrem „eintönigen Murmeln von Liturgien", ihrem „Geheimniß übernatürlicher Zauberei in den Sakramenten." So ist nun der Hader, und zwar der durchschneidendste, doppelt und dreifach auch auf dem weitherzigen Gebiet der Generalsynode entbrannt, und es stehen abermals einige neuen „lutherischen Kirchen" in Aussicht. Indeß hat auch ein Unions-Versuch zwischen Lutheranern und Reformirten im Westen der Union dasselbe Resultat gehabt. „Mit der Union", sagt Hr. Schaff, „ging es in Amerika wie in Deutschland: statt, wie sie beabsichtigte, lutherische und reformirte Confession zu Einem Körper zu verschmelzen, ist sie zunächst eine dritte Kirche neben den beiden ersten geworden"*).

Die Reformirten zählen im Ganzen kaum hunderttausend Mitglieder, doch sind sie nach der Nationalität wieder in zwei sich beeifersüchtigende und wenig freundlich gesinnte Kirchen gespalten, in die holländisch-reformirte und die deutsch-reformirte. In der letztern hat namentlich die Invasion der methodistischen Revivals den Anstoß zu einer Richtung gegeben, welche als die „hochkirch-

*) Schaff a. a. O. S. 222 ff. 259. — Büttner II, 174. — Darmst. K.-Z. vom 15. März 1856. — Berliner Protestant. K.-Z. vom 19. Jan. 1856.

liche Theologie" von Mercersburg bezeichnet wird und erst in neuester Zeit zu einer neuen Trennung Anlaß gegeben hat, indem eine Classe von Nordkarolina ihre Opposition bis zum Austritt aus der deutsch-reformirten Kirche trieb. Die Ausgetretenen wollten sich der holländisch-reformirten Kirche anschließen, wo sich aber plötzlich ein neuer Anstand ergab. Nordkarolina ist nämlich ein Sklavenstaat und es stellte sich heraus, daß nicht nur Glieder jener ausgetretenen Gemeinden, sondern selbst ihre Prediger Sklaven hielten. Also mußte die sklavenfreie Holländer-Kirche sie abweisen. Aussicht genug auf eine zweite deutsch-reformirte Kirche*).

Die nordamerikanische Episcopal-Kirche nimmt gewissermaßen dieselbe Stellung ein wie in England. Schwach an Zahl — wir finden bloß gegen 68,000 Glieder angegeben — aber altbegründet und sehr reich, ist sie um dieser Eigenschaften und um ihrer Stabilität willen die bevorzugte Gemeinschaft der Haute-Volée. Es kommt vor, daß ebendeßhalb reichgewordene Mitglieder anderer Sekten, z. B. selbst der Quäker, zu ihr übergehen; ebenso werden jüngere Methodisten hier wie in England häufig Mitglieder der bischöflichen Kirche. Um so erklärlicher ist es, daß auch in ihr dieselbe Partei stark vertreten ist, welche man in England die „niederkirchliche" heißt, und die auch in Amerika die gleiche Tendenz verfolgt, nämlich „die niedrigsten und kühlsten Ansichten von den Sakramenten und der Kirche geltend zu machen", wie Hr. Schaff sich ausdrückt. Den episcopalen Standpunkt bis zum ächtprotestantischen von der unvermittelten Souverainetät des Individuums in geistlichen Dingen zu erniedrigen: das ist das eigentliche Ziel der Niederkirchen-Partei dießseits wie jenseits des Oceans. So ist auch hier ganz natürlich die Reaction des Puseyismus oder der „hochkirchlichen" Richtung erwachsen. Sie hält die reale Anstaltlichkeit der Kirche und der apostolischen Succession in ihr, die leibhafte

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 16. August 1856.

Wirklichkeit und objektive Wirksamkeit der Sakramente, kurz die ganze Idee der kirchlichen Vermittlung aufrecht. Dabei führt sie nothwendig auf Erwägungen hinsichtlich des Verhältnisses zur Einen allgemeinen Kirche, welche der protestantischen Anschauung höchst ungünstig sind. Daher kommen auch in der bischöflichen Kirche von Nordamerika nicht selten Uebertritte zum katholischen Glauben vor. Großes Aufsehen machte der des Bischofs Dr. Ives von Nordkarolina im J. 1852, sowie der des Archidiakons Doane, eines Sohnes des Bischofs von New-Jersey, im J. 1855. Als damals der eigene Vater die Amtsentsetzung des Sohnes verkündete, war dieser der vierte Priester, den die Episcopalen innerhalb sechs Monaten an die alte Kirche verloren hatten*). Und bis auf die jüngsten Tage ist der Episcopalismus für Viele der Durchgang nach Rom; die katholischen Blätter melden nur die meisten Conversionen nicht. Somit erscheint zwar die materiell so reiche und angesehene Episcopalkirche an sich hier ebenso impotent wie ihre Mutter in England, aber um so wirksamer sind ihre Parteien, die Eine im heilsamen, die andere im heillosen Sinne.

Dennoch ist die merkwürdige Richtung, welche jetzt auch in Nordamerika die Tendenz nach einer realen anstaltlichen Kirche, nach kirchlicher Vermittlung verfolgt, und zwar auf theologisch-wissenschaftlichem Gebiet, auf dem Wege der Schule — nicht aus der Episkopal-Kirche hervorgegangen. Dazu gehörte nothwendig deutsch-protestantische Anschauung und ihr Ausgangspunkt. Auffallender Weise ist sie aber auch nicht hervorgegangen aus dem amerikanischen Lutherthum; hier fand sich der rechte Mann nicht. Sondern als dieser Mann fand sich durch eine denkwürdige Fügung ein geborner Schotte unter den Deutsch-Reformirten, und was noch sonderbarer ist, gerade auch unter den Deutsch-Reformirten hat sich die in Deutschland neulutherisch genannte Ten-

*) Amerikanische Notizen des Ami de la religion vom 13. Oct. und 3. Nov. 1855.

denz zuerst und am meisten verbreitet: die obengenannte „hochkirchliche Theologie von Mercersburg.“

Wenn man den Mormonen-Katechismus aufschlägt, stößt man vor Allem auf ein Bild von dem furchtbaren Chaos des amerikanischen Sektenwesens und auf die Frage: ob unter diesen Umständen eine neue Offenbarung, der Neubau der Kirche, durch wiederholte Pfingsten und Wiedererweckung einer lebendigen höchsten Autorität in der Kirche, nicht dringend nöthig und unumgänglich gewesen? Bei den groben Tölpeln, die jetzt am Salzsee hausen, war dieß gesagt und gethan; sie machten sich die neue reale Kirche und lebendige Autorität. Ein Decennium später warf ein geistreicher feingebildeter Theologe seine Augen auf dasselbe Chaos. Es gehörte damals eben noch, wie er selber erzählt, zum „guten Tone“, aus dem Gesichtspunkte der Arbeitstheilung den grassirenden Sektengeist sogar für einen Segen der Kirche anzusehen, der deßhalb selbst im Millennium noch fortdauern werde. Er aber, unser Theologe, hatte einen bestimmten Begriff, und zwar nicht einen schwärmerischen sondern einen historischen, von der Einen heiligen allgemeinen Kirche gefaßt; er entsetzte sich daher bei dem Anblick; Alles, was er in der protestantischen Entwicklung überhaupt und in der amerikanischen insbesondere wahrnahm, „legte sich wie ein düsteres Nacht-Gemälde um sein Gemüth, verfolgt ihn früh und spät und will ihn beinahe erdrücken.“ „So ist er“, nach dem Zeugniß seines Freundes und Collegen Prof. Schaff, „eine Verkörperung des Kirchenschmerzes, der durch viele der ernstesten und tiefsten Geister der Zeit hindurchgeht.“ „Ich glaube nicht“, fährt Hr. Schaff fort, „daß irgend ein Theologe der alten oder neuen Welt diesen Kirchenschmerz lebhafter fühlt und eifriger dafür betet als er, denn ich bin seit Jahren Augen- und Ohrenzeuge seiner schweren Kämpfe gewesen.“ „Für Dr. Nevin“ — so heißt nämlich der Gründer des nordamerikanischen Neulutherthums — „ist die Kirchenfrage

im weitesten Umfange nicht nur das größte theologische Problem der Gegenwart, sondern zugleich eine Frage der persönlichen Seligkeit" *).

Was die rechte Kirche und wo sie sei? — das war die große Kirchenfrage und der Kirchenschmerz Nevin's. Die furchtbare Verwüstung aus dem religiösen Egoismus, dem autoritätslosen Individualismus, der geistlichen Souverainetät des Einzelnen, kurz „der Thronbesteigung der Individualität in allen Dingen", wie sie in Amerika bereits entfaltet vor Nevin's Augen lag, hatte ihm schon einige Jahre früher dieselbe große protestantische Kirchenfrage, d. i. Frage nach der Kirche aufgedrungen, in welche nachher die Kliefoth, Münchmeyer, Löhe, Vilmar rc. auf deutschem Boden verwickelt wurden. Den Letzteren geschah es im Moment des Jahres 1848, als mit den staatskirchlichen Fesseln auch die letzte Schranke vor den ächten Consequenzen des protestantischen Geistes fallen zu müssen schien. Damals erst entstand in Deutschland die Ahnung von einer realen Kirche, aus der allein wirklich Autorität und Einheit kommen könne. Dagegen war Nevin's merkwürdige Schrift: „Antichrist oder der Sekten-Geist" schon im J. 1847 erschienen. Sie ist nichts Anderes als eine energische und geistvolle, doch aber noch halb unbewußte Protestation gegen den symbolmäßigen protestantischen Kirchenbegriff mit seiner Unsichtbarkeit der eigentlichen Kirche, und eine ebenso unwillkürliche Umschreibung des ächtkatholischen Kirchenbegriffs, der Kirche als realer, leiblicher, objektiv gegebener Anstalt Gottes zur Erziehung der Menschheit.

Nevin ging von dem Grundgedanken aus: die reale historische Kirche sei nur die Fortsetzung des Mysteriums der Incarnation durch alle Zeiten bis an's Ende der Welt; die Läugnung der „objektiven, substanziellen Realität" der Kirche sei ganz dasselbe, was der alte Gnosticismus, Manichäismus,

*) Schaff: Amerika. S. 246 ff.

Arianismus, Doketismus am Mysterium der Incarnation selber gethan, indem sie aus dem leibhaften Christus eine nebelhafte Fiktion gemacht: Ein Antichristenthum wie das andere. Schon in frühern Aufsätzen Nevin's tritt diese tiefsinnige Verknüpfung hervor zwischen dem christlichen Central-Dogma von der Menschwerdung und dem Begriff der Kirche als einer Fortsetzung jener unermeßlichen Thatsache, als einer ununterbrochenen Succession des gottmenschlichen Lebens Christi in der Geschichte der Menschheit mit den Attributen der Einheit, Allgemeinheit, Heiligkeit, Apostolicität, Unfehlbarkeit und Unzerstörbarkeit. In seiner Schrift von 1847 aber applicirte er nun diese Verknüpfung und griff, wie Hr. Schaff sagt, „das ganze amerikanische Sektenwesen und den willkürlichen, subjektiven, die Geschichte verachtenden und selbstsüchtige Partei-Interessen verfolgenden Sektengeist als das Antichristenthum des modernen Protestantismus schonungslos an, im schroffen Gegensatz zu der öffentlichen Meinung, welche das Antichristenthum auf das Papstthum beschränkt und mit ihm identificirt." Nur die Erweckung „kirchlichen" Sinnes statt des subjektiv „christlichen", nur „ernster Glaube an die Kirche" — sagt Dr. Nevin — könne aus diesem Antichristenthum des sektischen Kirchenbegriffs retten:

„Die Kirche, welche in dem tiefen Sinne des apostolischen Symbolums Gegenstand des Glaubens ist, kann kein bloßer Begriff oder eine Abstraktion seyn. Es ist das Unglück der Gegenwart, daß sie von diesem Glauben abgefallen ist, und zwar in solchem Grade, daß es jetzt Manche für das Zeichen des Antichrists halten, mit der alten Kirche zu bekennen: „„ich glaube eine heilige allgemeine Kirche"" — während doch in Wahrheit die Läugnung, oder eine bloß gnostische Auffassung dieses Artikels ein Kennzeichen des Antichrist ist. Durch diesen Defekt leidet unsere ganze Religion; die Kirche ist ihrer eigentlichen Kraft beraubt. Man wird durchweg finden, daß der Sekten-Christus der wahrhaften Realität für den Geist ermangelt; nach dieser Anschauung konnte natürlich auch der Kirche keine substanzielle Realität zugeschrie-

ben werden; mit ihr ist nothwendig ein Mangel an Vertrauen zur Kirche als einer wirklichen, übernatürlichen, in der Welt fortwährend gegenwärtigen Anstalt verbunden. Der Antichrist anerkennt natürlich die Existenz der Kirche; allein die so zugestandene Kirche bringt es zu keiner wahrhaften organisch-historischen Offenbarung in dem Leben der Welt. Sein geselliges Christenthum ist eine Aggregation lebendiger Atome, deren jedes sich für sich selbst zu Christo hingezogen fühlt. Der Sektengeist bewegt sich durchweg auf der Voraussetzung, daß Christus keine wirkliche Kirche in der Welt habe, sondern bloß ein unsichtbares geistiges Christenthum, welches die Menschen nach ihrem Gutdünken mit Hülfe der Bibel formen und modeln können. Der Geist der Spaltung glaubt nicht an die heilige allgemeine Kirche, hält schon den Ausdruck für papistisch, und die Sache für leeren Wind, es sei denn, daß er darunter seine Fiktion einer Kirche verstehen kann, welche objektiv bloß in den Wolken, im besten Falle in der Bibel existirt. Daher stets eine niedrige Ansicht vom geistlichen Amt, von den Sakramenten und vom Gottesdienst überhaupt. Die Kirche ist eben nicht die Niederlage objektiv gegebener und bleibender übernatürlichen Kräfte. Es gehört daher zum Charakter des Antichrist unter all seinen Gestalten, die Idee des geistlichen Amts zu unterschätzen. Ebenso sind die Sakramente der Sekten doketisch und phantastisch, rein geistig und aus der Region der Wolken entlehnt, haben eine bloß subjektive Wirklichkeit in der Phantasie des Anbeters. Daher die Neigung bei den Sekten, die Sakramente entweder ganz bei Seite zu setzen, oder ihnen wenigstens einen andern Sinn unterzulegen. Besonders liegt das baptistische Princip ihrer ganzen Religionstheorie zu Grunde. Der Sektengeist schreckt durchweg vor der Anerkennung einer objektiven Wirkung der Taufe oder des Abendmahls zurück. Die religiösen Lieder und Melodien der Sekten tragen denselben Stempel extremer Subjektivität an sich, ja sie betrachten diese gerade als ihren höchsten Werth und Schmuck, indem sie den Anbeter in direkte persönliche Verbindung mit der überirdischen Welt zu bringen scheint. Der antichristliche Geist zeigt sich ferner in der Verachtung aller Geschichte und Autorität. Es ist durchaus nicht möglich, an eine wirkliche Kirche zu glauben, ohne in ihr

zugleich die fortwährende Gegenwart des göttlichen Lebens der Menschwerdung anzuerkennen, nicht als eine todte eintönige Ueberlieferung, sondern als ein organischer Lebensproceß, durch alle Zeitalter existirend. Der Natur der Sache nach muß daher das Einzelne vom Allgemeinen, der Theil vom Ganzen abhängig seyn. Daher die Idee der kirchlichen Autorität und vernünftigen Tradition. Der Glaube an einen realen, in der Kirche fortwährend gegenwärtigen, und durch sie als sein Organ sich bethätigenden Christus macht es für die Christen unmöglich, die Kirche der Vergangenheit und Gegenwart zu verachten. Dagegen gehört es zum innersten Wesen der Sekten, sich selbstgefällig auf ihr Privaturtheil und ihre individuelle Freiheit zu steifen, und mit vornehmer Geringschätzung auf das ganze kirchliche Alterthum herabzublicken. Das Christenthum weiß nichts von einer solchen rein subjektiven Freiheit. Die Sekten aber wollen die Kirche nicht hören, denn das sei die Stimme von Menschen; in der Bibel dagegen spricht Gott, und zwar direkt und unmittelbar zu jedem Individuum insbesondere; sie glauben daher an die Bibel, aber sie glauben nicht an die Kirche. Das Christenthum ist für sie nur ein übernatürliches Herabfallen des Lebens auf das einzelne Subjekt. Das so aufgestellte Princip rechtfertigt endlose Spaltungen. Alles aber läuft auf das Schema eines unüberwindlichen Dualismus hinaus; hier der Mensch, dort Gott in endlosem abstrakten Gegensatz, alle Communikation zwischen beiden bloß magisch und phantastisch, nicht historisch wirklich; die Kirche eine Idee, die Sakramente leere Zeichen; die Bibel ein vom Himmel gefallenes Meteor; der ganze Proceß der Erlösung eine Art von göttlichem Taschenspielerstück, das in der Seele mit Hülfe unsichtbarer Kräfte aufgeführt wird; Alles zuletzt wunderbar zusammentreffend mit der craß subjektiven neologischen Theologie des Socinianers oder Deisten, mit Ausnahme eines gewissen übernatürlichen Apparats, der als ein caput mortuum von der Kirche noch beibehalten wird" *).

---

*) Die Schrift Nevin's, aus der wir diese Grundzüge zusammengestellt haben, ist abgedruckt in Ullmann's und Umbreit's „Theologischen Studien und Kritiken." 1849. II, 989 ff.

Die letzten verächtlichen Aeußerungen Nevin's beziehen sich direkt auf den Methodismus, in dessen „neuen Maßregeln" ihm die schmählichsten Ausgeburten des kirchenlosen Individualismus vor Augen traten, gegen welchen er auch, namentlich durch seine berühmte Schrift: „Die Angstbank", eigens und mit aller Energie seines Abscheus sich erhob. Hiebei war es auch, daß Nevin auf seine Untersuchungen über den Kirchenbegriff gerieth. Was das Resultat war, zeigt der oberflächlichste Blick auf die angeführten Thesen: eine Kirche, die ächt katholisch ist und jedes Moment des symbolmäßig protestantischen Kirchenbegriffs auf's schneidendste der Lüge zeiht. Betrachten wir nur! Reale Vermittlung und Anstaltlichkeit statt der Unmittelbarkeit des Bandes zu Christus; objektiv gegebene Realität statt Sammlung der Glaubenden; leibliche Sichtbarkeit statt Unsichtbarkeit der Gemeinde der Heiligen; göttliche Anstalt von oben statt der von unten auf sich erbauenden Bekenntnißkirche; historisch hergebracht, statt immer neu aus den Einzelnen sich bildend; durchaus die Ecclesia docens et imperans, audiens et obediens statt der Kirche, welche nicht Christen macht, sondern von den Christen gemacht wird; reale Vermittlerin realer Gnadenmittel statt der subjektiv begnadigten Gemeinde; also ein vermittelndes Amt mit der Vollmacht über die Heilmittel, ein göttlich gestifteter Stand der Priester; die Sakramente opus operatum; eine lebendige Autorität für die Glaubensnorm; Alles durch die göttliche Vermittlungs-Anstalt, Nichts unmittelbar durch den Einzelnen — das war Nevin's wahre Kirche. Es fragte sich nur: wo ist diese Kirche zu finden? Und diese Frage ist für Nevin, wie für die deutschen Neulutheraner der mißlichste Punkt. Wer sollte es glauben, daß Nevin im J. 1847, wenn man ihn fragte: wo denn nun die historische Kirche sei, an die zu glauben, und der zu glauben er vorschreibe? — daß Nevin antwortete: daß man gleich anfangs die wahre Form der Kirche angeben, und

gleich eine genaue geographische Beschreibung des verheißenen Landes liefern könne, dieß sei „durchaus nicht nöthig“ *)!

Nevin trug sich damals noch mit der Idee, daß sich die Kirche in ihrer Zerrissenheit jetzt eben noch auf einer „Uebergangsstufe“ befinde. Ja, er hoffte sogar mit seinem Freunde Schaff eben von Amerika die rechte Kirche der Zukunft, als ein Amalgam von Katholicismus und Protestantismus, und gerade in den Stürmen des Jahres 1848 erblickte er Anfangs „die Symptome des drohenden Untergangs Europas und des beginnenden Aufgangs Amerikas.“ Wenigstens in letzterer Beziehung hat sich aber seitdem Nevin's Anschauung völlig umgekehrt. Er sieht jetzt ein, daß Amerika vorangeht „in der allmähligen Auflösung des protestantischen Princips, wo nicht in pure Negation und Atomismus, so doch in bloßen Humanismus und Naturalismus“ **). Um so dringender fordert er immer wieder, „daß man wie ein Kind in's Reich Gottes eingehen, und sich zunächst einer infallibeln göttlichen Autorität absolut unterwerfen müsse.“ Immer präciser erschallte seine Predigt, wie sie soeben ein Pastor in Ohio charakterisirt: „die Kirche alleiniges Rüsthaus der Gnade, in ihr allein Seligkeit zu finden, sie deßhalb auch ununterbrochen sichtbar; der Prediger mit Schlüsselgewalt alleiniger Vertreter Christi, Mittler zwischen Laien und Christo; die Sakramente nicht allein ein Zeichen, sondern von einer gewissen mystischen Kraft; das Privaturtheil der Laien über den wahren Inhalt und Sinn der Bibel streitend wider die Rechte der Kirche, zu Sektenwesen führend, deßhalb Auslegung der Bibel durch die Kirche mittelst der Symbole und Confessionen“ ***)! Immer ängstlicher sucht Nevin diese Kirche. Hr. Schaff tröstet zwar: am Ende bleibe immer noch der

---

*) A. a. O. S. 1037.

**) Schaff S. 246 ff.

***) Berliner Protestant. K.-Z. vom 17. Mai 1856.

hoffnungsvolle Hinausblick auf die herrliche Wiederkunft Christi als die letzte und völlige Lösung der tiefsten Räthsel der Kirchengeschichte. Offenbar aber vermag Nevin's historischer Sinn damit sich nicht zu beruhigen; Hr. Schaff gesteht das eigentlich auch selbst:

„Hunderte von frommen Protestanten nicht nur in der deutsch-reformirten, sondern auch in andern Kirchen Amerikas beten für die befriedigende Lösung seiner Zweifel, und für die baldige Beruhigung seines in den innersten Tiefen bewegten Geistes. Die gegenwärtige Krisis des Protestantismus verlangt aber ihre Opfer, und ehe sie vorüber ist, werden noch manche ernste und edle Menschen denselben verzweifelnd verlassen, oder in seinem Schooße gebrochenen Herzens am Kirchenschmerz sterben" *).

Nevin's „Kirchenschmerz" hat auch, allen Nachrichten zufolge, wirklich eine gewisse ansteckende Kraft bewährt. Der Mann selbst erscheint wie eine göttliche Fügung, die ihre Mission für Nordamerika hat. Seine Lehre ist, wie gesagt, enge verwandt mit dem deutschen Neulutherthum; aber wer den Nevinismus (ein in Amerika bereits geläufiger Ausdruck) näher betrachtet, wird bald erfahren, daß er ungleich tiefer, allseitiger und geistvoller ist, als jene deutsche Richtung und namentlich als ihre amerikanische Fortsetzung. Wir haben früher dargestellt, wie die deutschen Neulutheraner Namens der Synoden von Buffalo und Jowa mit der Missouri-Synode in heftigem Hader liegen und gegen diese gleichfalls behaupten, die symbolischen Bücher seien im Punkt von der Kirche und vom Amt unfertig und mangelhaft, einer endlichen Revision höchst bedürftig. Sie meinen eine Revision so ziemlich im Sinne Nevins; aber ihre Anschauung dreht sich doch immerhin sehr engherzig um das praktische Bedürfniß des geistlichen Amts und um die Artikel ihrer Augustana, während Nevin seinen Kirchenbegriff groß, frei und aus dem Princip

*) Schaff S. 255.

gefaßt hat. Um so wunderbarer, als Hr. Nevin ursprünglich, wie gesagt, aus dem plattesten und dürrsten Gegensatze der realen Kirche herkam, aus der schottischen Presbyterianer-Kirche!

Dr. John W. Nevin ward nämlich um das Jahr 1836 vom presbyterianischen Katheder zu Newalbany her für die damals einzige Professur am theologischen Seminar der Deutsch-Reformirten zu Mercersburg in Pennsylvanien berufen. Der confessionelle Unterschied kam damals zwischen den beiden Kirchen überhaupt nicht zur Frage, und zudem war „die reformirte Kirche zu jener Zeit ganz unter methodistischem und puritanischem Einfluß; ohne eigene Theologie wurde sie von den herrschenden amerikanischen Tendenzen in's Schlepptau genommen für Angstbank, religiöse Aufregungs-Mittel, Paulus-Bekehrungen rc."*). Nevin trat vor Allem diesem methodistischen Unfug entgegen. Als Lehrer für Deutsche fühlte er sich aber auch zum Studium der deutschen Theologie und Philosophie, namentlich Schelling's, verpflichtet. Sein geschichtlicher Sinn führte ihn bald noch weiter rückwärts und zu gründlicherm Studium der patristischen Theologie; „und da wurde ihm denn", wie Hr. Schaff selbst sagt, „die große Differenz derselben von unserm modernen protestantischen Christenthum immer klarer." Zugleich traten ihm alle andern protestantischen Fragen völlig in den Hintergrund vor dem tiefen Interesse, mit dem er die ganze puseyitische Controverse und namentlich die Schriften Newman's verfolgte; „da", erzählt Hr. Schaff, „wurde ihm Alles Nebensache gegenüber dem colossalen Gegensatz von Katholicismus und Protestantismus, welcher in der Lehre von der Kirche und ihrer Autorität seinen Mittelpunkt habe." Hr. Nevin sprach seine wachsenden Erkenntnisse im Mercersburg Review stets ganz unverholen aus. Das Aufsehen wurde größer und größer. Zwar erfolgte nirgendsher eine wissenschaftliche Entgegnung,

---

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 17. Mai 1856.

aber „das allgemeine Geschrei war und ist: dieß führe direkt nach Rom". Das Aergste war noch das lebhafte Interesse, mit welchem die katholischen Organe in Amerika Hrn. Nevin's Schritte verfolgten; mehrmals forderten sie ihre Leser zum Gebete für ihn auf, und bald fing man in einzelnen katholischen Kirchen wirklich an, für die Rückkehr eines hochgestellten Lehrers der Andersgläubigen zu beten. Das brach dem Faß den Boden aus. „Jedenfalls", sagt Hr. Schaff, „ist die Kirchenfrage bei Dr. Nevin an einer solchen Krisis angelangt, daß er als grundehrlicher Mann für seine Pflicht hielt, sein Amt als Professor der Theologie 1851 niederzulegen." Nicht jedoch, als wenn seine Synode ihn dazu gezwungen hätte. Die deutsch-reformirte Kirche selbst war zwar um seinetwillen sehr in's Gedränge gekommen; die holländisch-reformirte Synode kündigte ihr die Correspondenz und Freundschaft auf, die Presbyterianer drohten dasselbe an, worauf die deutsch-reformirte Synode mit ihrer Aufkündigung zuvorkam; in die sonst freundliche Verbindung mit der lutherischen Generalsynode und der westlichen Union kam gleichfalls scharfe Spannung, so daß jene Kirche nun ziemlich isolirt ist. Dennoch hätte sie Hrn. Nevin gehalten. Daß einige Unzufriedenen sich anderen Sekten anschloßen und jüngst eine ganze Classe aus dem Kirchenverband austrat, beweist allerdings dafür, daß wirklich, wie berichtet wird, „die jetzt vorherrschende, man kann wohl sagen alleinherrschende, Partei in der deutsch-reformirten Kirche die hochkirchliche Nevins ist." Eine wunderliche Erscheinung am Calvinismus, übrigens wohl durch dieselbe Reaction erklärlich, welche auch in Deutschland gerade manche reformirt Gebornen, wie Vilmar, Leo 2c., an die Spitze des Neulutherthums stellte! Neueste Berichte besagen, daß jetzt auch in den amerikanisch-lutherischen Kirchen „eine dem Nevinismus entsprechende Partei immer stärker geworden sei", womit zudem nichteinmal die neulutherische Richtung in den neuen Synoden Buffalo, Jowa 2c., sondern die „hochkirchliche

Tendenz" sogar in der Generalsynode selber gemeint ist. Dr. Schmuckers saubere „Reinigung der Augustana" erscheint eben als die Reaction gegen die bedrohliche Invasion derselben Tendenz. Ja, ein ähnlicher Zug wie der Nevinismus geht auch durch solche Kirchen, welche noch viel entschiedener, wie ein über den sonderbaren Anblick höchst verwunderter Pastor sich ausdrückt, „ihrem Ursprung und ihrer Geschichte nach dem Individualismus im Gegensatz zum Kirchenthum angehören." Jener Zug manifestirt sich vorderhand wenigstens in äußerer Wiederfüllung der entleerten Kirchen. „Auch in der presbyterianischen, congregationalistischen, ja sogar in der Baptisten-Communion haben sich seit geraumer Zeit immer lautere Stimmen zu Gunsten von Liturgie, Kirchenschmuck, Katechisation der Jugend u. dgl. vernehmen lassen, worüber sich die alten Puritaner in ihren Gräbern umwenden möchten; es hat sogar eine presbyterianische Gemeinde in Rochester wirklich gemalte Fenster, eine besondere Liturgie, Responsorien und Chöre eingeführt und ist nicht deßhalb von der Synode ausgeschlossen" *). Das sind allerdings Wunder und Zeichen! Ueberhaupt erscheint der Nevinismus in Nordamerika intensiv und extensiv viel lebensfrischer und kräftiger, als das deutsche Neuluthertum. Gott segne beiden den Ausgang und die Heimkehr!

Welcher Fortschritt, wenn jetzt die Richtung Nevin's in der Weise, wie früher die methodistischen „neuen Maßregeln", allmählig die amerikanischen Kirchen durchdränge! Außer dem furchtbaren Sekten-Chaos wäre noch ein anderes großes Motiv vorhanden zur Förderung des Begriffs der realen Kirche. Ich meine die Beziehungslosigkeit der fiktiven unsichtbaren Kirche zum wirklichen Leben. Dieselbe ist ganz allgemein, hat aber im Methodismus, als der Kunst des pur persönli-

*) Berichte der Berliner Protestantischen K.-Z. vom 19. Januar und 17. Mai 1856.

chen Verhältnisses zu Gott, den stärksten und handgreiflichsten Ausdruck gefunden. Dr. Nevin hat auch diese ungeheure Thatsache sehr wohl erkannt, wenn auch noch nicht die entsprechenden Folgerungen aus ihr gezogen. Der Sektengeist, sagt er, kennt keine „wirkliche Vermittlung" zwischen Gott und den Menschen; der „alte Dualismus" wird nicht überwunden; „die Erlösung bleibt eine rein subjektive" — es kommt nirgends zu einer wirklichen Erziehung, weil eben die vermittelnde Kirche fehlt. Dr. Nevin hat den Begriff der „Sonntagskirche" schon im J. 1847 in einer Weise auseinandergesetzt, daß man meinen könnte, wir selbst hätten unsere Schlagworte von ihm abgeschrieben, obwohl wir in Wahrheit seine Schrift erst nachträglich gelesen:

„Der Sektengeist erkennt das Uebernatürliche an, aber auf Kosten des Natürlichen, und darum zum Nachtheil auch des erstern, indem er es in's Magische verwandelt und über die gewöhnliche Welt einen schwarzen manichäischen Schatten wirft. Er erkennt die Geschichte nicht an; ihm ist die Vergangenheit nicht der mütterliche Boden der Gegenwart im Leben der Kirche. Sekten glauben an keine Taufgnade, an keine durch Erziehung vermittelte Religion. Bekehrung ist ihnen immer ein abrupter plötzlicher Akt, und die Frömmigkeit, die darauf folgt, trägt denselben Charakter; sie ist an gewisse Zeiten und Gelegenheiten gebunden, und kommt zu keiner bleibenden Einheit mit dem gesammten Leben. Die Religion, welche heute Nacht im Betsaal den Himmel zu stürmen sich anmaßt, hat morgen keine Kraft, ja nicht einmal den Wunsch, den Kaufladen und das Geschäftszimmer zu heiligen. Sie bewegt sich dualistisch zwischen zwei Leben, und macht kaum einen Versuch, sie zu vereinigen. Das Christenthum ist seiner ganzen Natur nach weltumfassend und strebt darnach, alle Gebiete des Lebens zu verklären und zu heiligen. Die Sekten aber können sich auf einen solchen katholischen Standpunkt nicht erheben; sie betrachten Wissenschaft, Kunst und geselliges Leben als mehr oder weniger profan; ihr gnostischer Christus verurtheilt sie in eine fortwährende öde Gefangenschaft in dem Labyrinth einer manichäischen Welt. Der Sektengeist ist ferner

rastlos, heftig, ungeduldig, extravagant und zu Extremen geneigt. Er ist immer fanatisch, sei es nun in der Form wilder Aufregung oder ruhiger Bigotterie. Er affektirt Stärke, und hat in der That doch keine. Sein Ernst geht in unnatürliche Leidenschaft über, und endigt in Erschöpfung und Abspannung. Bloß die kirchliche Frömmigkeit, welche auf dem Glauben an die durch Christum objektiv in der Kirche vorhandenen göttlichen Kräfte ruht, verbindet in sich den tiefsten Ernst mit der tiefsten Ruhe" *).

Nur sie, nur die reale ursprüngliche Kirche kann erziehend in alle Gebiete des Lebens eingreifen; alles andere Kirchenthum bleibt auf seine Abstraktionen beschränkt. So ist das Leben dem protestantischen Kirchenthum abhanden gekommen, am meisten natürlich das social-politische Leben.

Wir haben aber gesehen, welchen Schäden und Auswüchsen, welcher Entartung dieses Leben in seiner kirchlichen Verlassenheit anheimfiel. Der an Grausenhaftigkeit täglich wachsende Anblick mußte selbst in unserer alten Welt ernstere Gemüther da und dort mit der Sehnsucht nach kirchlicher Wiedereroberung des Social-Politismus erfüllen, um wie viel mehr in der weiten und freien „neuen Welt". Es fragte sich nur: wie diese Wiedereroberung vor sich gehen solle? bei dem hergebrachten Mangel aller erziehenden Vermittlung, bei dem herrschenden unvermittelten Dualismus? Antwort: man griff zu dem Ausweg, den faktischen Dualismus kurzweg zu läugnen, die Identität von Kirche und Welt, von Reich Gottes und Social-Politismus als nothwendiges End-Ziel hinzustellen. Es ist dieß der Grundzug, der sich in allen protestantischen Versuchen vorfindet, das social-politische Leben wieder an ihre Kirche zu knüpfen. Derselbe Zug liegt, wie wir früher bereits auseinandergesetzt, schon im protestantischen Kirchenbegriff selber. Die katholische Kirche als reale göttliche Anstalt zur Erziehung der Menschheit setzt stets schon

*) Studien und Kritiken S. 1011, 1023 und 24.

als Erziehungsobjekt eine Welt voraus, die an sich noch nicht Reich Gottes ist und ihre volle Freiheit hat, wie weit sie es jeweilig werden will oder nicht; alle protestantische Kirche dagegen, die nicht objektiv gegebene Anstalt, sondern bloße Gemeinde der jeweilig Glaubenden ist, muß sich allerdings unerträglich mangelhaft fühlen ohne die vollendete Hereinziehung der Welt, oder ohne die Identität von Reich Gottes und dieser Welt. Mit andern Worten, sie muß der natürlichen Ordnung alle Berechtigung absprechen. Dieß ist insbesondere der Fall, wo es sich um Hereinziehung des Social-Politismus handelt. Sie kann nur einen Social-Politismus der Unnatur dazu brauchen. Ein Social-Politismus natürlicher Ordnung kann nur durch kirchliche Vermittlung in Beziehung zum Reich Gottes gebracht werden; diese Vermittlung aber verwirft sie als papistisch; sie muß also die Identität beider anstreben, und diese ist nur dadurch möglich, daß dem Social-Politismus erst die natürliche Seele ausgetrieben wird: die Freiheit. Was dann übrig bleibt, ist Socialismus und Communismus.

Daher sind alle auf dem Grunde des protestantischen Kirchenbegriffs ruhenden social-politischen Sekten socialistisch. Sie sind aber alle auch zugleich schwärmerisch. Denn wieder nur auf dem Wege der Unnatur, mittelst Unterbrechung der natürlichen Ordnung durch erdichtete neue Weltperiode, durch außerordentliche und gewaltsame Eingriffe von Oben, Zeichen und Wunder, bereits gegenwärtige oder erst noch erwartete — kann die menschliche Freiheit aus dem Social-Politismus ausgetrieben werden. Die allseitige Wirkung der Schwärmerei gegen die Freiheit liegt aber so sehr in der Natur oder Unnatur der Sache, daß auch umgekehrt die schwärmerischen Sekten aller Zeiten und aller Orten meistens zugleich socialistisch waren. Nach diesem Schema ordnet sich sehr leicht der grause Wust theokratisch-socialistischer Winkelkirchlein, welche die neue Welt beherbergt.

Insbesondere ist dabei auch für das Wesen der Sache gleichgültig, ob diese Kirchlein bereits im tausendjährigen Reich zu stehen glauben, oder sich erst an der Schwelle desselben wähnen.

Bei den socialen Zuständen Nordamerikas, die an tiefster Versunkenheit allen andern in der Welt vorangehen, wäre es zu verwundern, wenn die socialistischen Theorien überhaupt nicht manigfachen Anklang fänden. Dieß ist auch wirklich der Fall. Eines der angesehensten Journale der Union, die „Newyork-Tribune", geht mit einer Art Socialismus voran, den sie selbst als „conservativen Socialismus" betitelt, weil er gegen die herrschende Raffsucht gerichtet sei, die kein anderes Lebensziel kenne als Gelderwerb, also eine Reaction des Geistes und der Wissenschaft gegen die grobmaterialistischen Tendenzen der Yankee's. Den eigentlichen Communismus dagegen predigen ein paar Flüchtlings-Journale. Auf eine förmliche Socialisten-Partei unter den Yankee's darf man aus diesen journalistischen Velleitäten freilich noch nicht schließen. Doch scheint die Richtung seit einigen Jahren bedeutende Verstärkung erlangt zu haben, und zwar durch den nekromantischen Spiritualismus. Es zeigte sich hier wieder der auffallende sympathetische Zug zwischen der Schwärmerei und dem Socialismus in seiner ganzen Stärke. Die Socialisten nahmen Partei für die Geisterklopfer und umgekehrt; die socialistischen Journale boten sich überall als die Organe des Spiritualismus an, und die spiritualistischen Zeitungen predigten den Socialismus; zu Mountain-Cor in Virginien arbeiteten die Geister, nach Alfred Maury's Bericht, einen neuen Pentateuch gemäß den Lehren Saint Simons und Fouriers aus, zu Chicago in Illinois nahmen sie die gefallene Bank Proudhon's wieder auf. Andere praktischen Versuche, die vereinigten socialistisch-spiritualistischen Ansichten durchzuführen, wurden zwar schon häufig angekündigt, jedoch unseres Wissens bis jetzt noch nicht in's Werk gesetzt.

Sonst hat es an socialistischen Gründungen in Nord-Amerika nicht gefehlt. Sie gingen aber fast durchaus von Fremden aus, und es erwies sich dabei die bemerkenswerthe Thatsache, daß alle diese Gemeinschaften nur dann dauern und nicht alsbald sich wieder auflösen, wenn sie auf religiöser Grundlage ruhen, d. i. unter dem Bann eines Schwarmglaubens, und unter dem Zwang eines Sekten-Häuptlings stehen. So sind die Communisten-Gemeinden des Schneiders Weitling, Koch u. s. w. zu Communia, Guttenberg u. a. O., die des Engländers Owen, die Ikarier-Colonie des Franzosen Cabet zu Nauvoo, die socialistische Phalanx in New-Jersey, letztere indeß doch erst nach dreizehnjährigem Bestehen, zu Grunde gegangen. Dagegen bestehen in dem erwünschtesten materiellen Gedeihen und in ziemlicher Anzahl die verschiedenen schwärmerischen Socialisten-Gemeinden fort: die schwäbischen Rappisten in Economy Staat Newyork, die hessisch-sächsischen Inspirirten zu Ebnezer bei Buffalo, die Würtemberger zu Zoar in Ohio, die Jünger Keils zu Bethel in Missouri, die „Patrioten“, die „Adamiten“, die „heiligen Brüder“, die „Kirche der Zukunft“, die „Grassöhne“, die „Perfektibilisten“ ꝛc. Von den meisten dieser Sektlein ist auf dem Continent nicht mehr als der Name bekannt; unter den letztgenannten scheinen in Amerika selbst die Perfektibilisten einiges Aufsehen zu machen; sie sollen des nahen Milleniums warten in Gütergemeinschaft, und namentlich auch in Ehelosigkeit, wofür ihnen der „Communismus der Liebe“ Ersatz biete. Daran schließen sich wenigstens in der Theorie und eventuellen Praxis die verschiedenen Kirchlein vom „Neuen Jerusalem“ an; die „Neulichter“, deren erste Gemeinde (Springfield-Presbytery) von fünf Presbyterianer-Predigern aus den Swedenborgianern abgeleitet ward; dann die ungezählte Species anderer Millennarier, oder Millerianer, sogenannt von dem Propheten William Miller, der den 21. März 1844 als den Tag des

Weltuntergangs aus der Bibel berechnet, und damit Tausende zu den wahnwitzigsten Narrheiten verleitet hatte; endlich die alten Shaker mit ihren Socialisten-Klöstern *).

Die Bekanntesten unter allen diesen religiösen Socialisten sind wohl die Brüder der „Harmonie-Gesellschaft" von Economy, gegründet durch den Schuhmacher Rapp, einen Mann von ungemeiner Energie und Herrscheranlage. Sie sind einst aus Deutschland ausgezogen, als aus einem Babel, um über dem Meer ungestört ihres Glaubens leben zu können. Dort aber setzte Rapp sonderbarer Weise wieder alle Hoffnung für das Reich Gottes auf das deutsche Volk, und warf seine tiefste Verachtung auf Amerika als das Land der völlig losgebundenen Selbstsucht, wo die Menschen wie wilde Thiere sich zerrissen und selbst ihr Gericht herbeischleppten. In seiner Gemeinde stellte Rapp diesem Wesen das Reich der völlig gebundenen Selbstsucht entgegen. Aber sein Nachfolger als Haupt der Sekte erzählt auch unumwunden: nur durch ein streng religiöses Band könnten solche Gemeinden gedeihen, und selbst dann dürften sie nie aus mehr als höchstens 1000 Individuen bestehen; der wahre Friede sei auch bei ihnen erst eingekehrt, als die Brüder auf ein kleines Häuflein Getreuer zusammengeschmolzen, und Zeit und Alter ihrem ganzen Dichten und Trachten eine mehr geistlich-mönchische Richtung gegeben. Und die junge Generation? Rapp getraute sich nicht zu, den „wahren Frieden" auch noch auf eine solche zu vererben; es gibt daher keine junge Generation, denn Rapp hatte — die Ehe und die Familie verboten. Verheirathete mußten ihr eheliches Band lösen und als Brüder und Schwestern leben, Unverheirathete zum ewigen Cölibat schwören. Die Rappisten sind eine Art von Universalisten, lehren die

*) Wagner und Scherzer: Reisen in Nordamerika. I, 466; Löher: Reiseskizzen. II, 35; Büchele. S. 305; Atlantische Studien 1853. II, 173; Allg. Zeitung vom 19. August 1855.

Wiederbringung aller Dinge und harren dem Millennium erst entgegen; es liegt daher in ihrer Lehre an sich keinerlei Grund zum Eheverbot, welches vielmehr allein aus dem politischen Motiv hervorging, daß die „Harmonie" ihrem Gründer anders nicht zu erhalten schien. Ebendeßhalb, wie es scheint, griff er auch nicht zum Princip der Adoption. So geht denn das Schwabendorf in düsterer Stille dem Aussterben entgegen und schon grübelt der Yankee nach dem Erben für den nahen Fall, daß der letzte der Rappistenbrüder sterben und das ganze kolossale Gemeinde-Vermögen von mehreren Millionen Dollars herrenlos hinterlassen wird. — Die Socialisten von Zoar blühen unter ihrem König und Hohenpriester Bäumler, der zugleich einer der tüchtigsten Finanziers ist, materiell vortrefflich. Auch ihnen drohte im harten Anfang ihrer Ansiedlung ein absolutes Eheverbot; Bäumler untersagte den Eheleuten den Beischlaf und den Ledigen das Heirathen. Das Cölibats-Gesetz scheiterte nur an dem Umstande, daß der Prophet sich selber vergaß, Vater wurde und sich daher ohne Umstände durch den Gemeinde-Bierbrauer mit seiner Magd trauen ließ, wofür er vom Gerichtshof in eine Strafe von 500 Dollars verfällt wurde. — Auch die Inspirirten zu Ebnezer leben zwar „nach ächt christlichen Grundsätzen" in völliger Gütergemeinschaft, aber ohne Ehe-Verbot. So bieten sie mit ihren hundert jungen Inspirirten zwar nicht den traurigen Anblick hinsterbender Resignation wie die Rappisten; dennoch aber, sagt einer ihrer neuesten deutschen Gäste, „gleicht ihr Zustand mehr einem stillen Vegetiren als einer freudig gedeihenden, geistig und sittlich sich entwickelnden Existenz, sie haben es zu Vermögen und bürgerlichem Ansehen gebracht, aber an geistiger Regsamkeit sind sie vielleicht ärmer als zur Zeit, wo sie mit Christian Metz aus Hessen eingewandert sind." Ueberhaupt urtheilt derselbe Reisende wohlwollend von allen diesen Gemeinden, gesteht aber schließlich: „nur durch die Anlegung einer geistigen

Zwangsjacke, durch religiöse Tyrannei, kurz mit soviel widerlichem Beigeschmack sehen wir den Socialismus verwirklicht, daß derselbe für das Aufgeben seines edelsten Ichs, außer der Sorglosigkeit des materiellen Lebens, keinerlei würdige Entschädigung und Genuß bietet"*).

So macht die Unnatur des der edlen Freiheit beraubten Social-Politismus überall den widerlichen Eindruck totaler geistigen Verrottung, auch da, wo nicht die fantastisch-wilden Hallucinationen des Schwarmgeistes mit ihm verbunden sind. Letzteres ist in hohem Grade bei den Shakern der Fall. Kein Reisender sieht ohne Grausen die unheimlichen Tänze, Luftsprünge und Wirbel unter gellend eintönigen Gesängen, worin ihr ganzer Gottesdienst besteht und wobei sie hüpfenden Leichen gleich den Tanz Davids vor der Bundeslade zu feiern glauben. Bei aller materiellen Wohlhabenheit ihrer Communitäten und bei der reichlichsten Pflege verräth sich der dumpfe geistige Druck, mit dem die Offenbarung ihres weiblichen Christus auf ihnen lastet, in ihren blasirten Zügen. Und doch stehen sie bereits im freudenreichen Millennium, sind die „vereinigte Gesellschaft der Gläubigen von der 1000jährigen Kirche", wie sie sich selber nennen. Auch sie sind durch die strengste Pflicht des Cölibats gebunden, vermehren sich daher nur durch freiwilligen Beitritt und Adoption. Und zwar gründet ihr Eheverbot in ihrer Offenbarung selber, „daß die Wurzel aller menschlichen Verderbtheit in der Vermischung der Geschlechter zu suchen sei". In diesen Punkten das gerade Widerspiel des heitern und weiberreichen Mormonismus, haben die Shaker doch sonst viele besonderen Specialitäten gerade mit den Mormonen gemein. Auch bei den Shakern ist z. B. die Bibel abgewürdigt und durch neue Offenbarungen übertroffen, und zwar erst noch im J. 1842 durch „Ver-

*) Wagner und Scherzer: Reisen. I, 447. 458. 461. 464. 467. — Vgl. Löher: Reiseskizzen. II, 38. 42 ff.; Büttner. II, 120.

leihung einer heiligen Rolle enthaltend das neue Evangelium", welche dem Philemon Stewart zu New-Libanon unter ganz ähnlichen Wundern und Engelserscheinungen wie einst dem Mormonen-Propheten zu Theil ward; auch sie haben außerdem noch eine der Bibel ganz gleichgeachtete historisch-dogmatische Tradition; auch ihre Vorsteher sind unumgänglich nothwendige Mittelspersonen zwischen den Gläubigen und dem Himmel, hören gleichfalls Beichte und schreiben sich die Gabe der Krankenheilung zu; auch bei ihnen vermittelten sonst die Aeltesten den Verkehr mit dem Jenseits, während jetzt allerdings auch andere Glieder der Gemeinde in methodistische Ekstasen fallen, ihre Seelen zu „Mutter Lee" hinüber reisen und mit ihren Aufträgen wiederkehren. Kurz, der ganze schwärmerische Apparat beider Sekten zeigt die auffallendsten Aehnlichkeiten, und doch gibt es nicht leicht zwei unähnlichere Gestalten, als den lichtscheuen ascetischen Shaker und den weltstürmenden lebensfrohen Mormonen*)! Woher diese Erscheinung?

Sie erklärt sich aus einem Umstande, um dessen willen eben der Mormonismus ein so interessantes Phänomen für uns ist. Wir weisen zurück auf unsere vorstehende Ableitung der theokratisch-socialistischen Winkelkirchlein aus dem protestantischen Kirchenbegriff. Mit diesem letztern hatte der Mormonismus von Anfang an nichts zu schaffen; er war vielmehr stets die dämonische Carrikatur der anstaltlichen Kirche. Darum war er auch bei seiner Hereinziehung des Social-Politismus nicht genöthigt, erst die Freiheit aus diesem auszutreiben. Der Mormonismus ist daher Alles, was von einer amerikanischen Religion nur immer gefordert werden kann, er ist zudem auch eine social-politische Sekte; aber er ist keine eigentlich socialistische, keine communistische Sekte. Wohl aber ist er dafür, daß bei ihm nicht das schwärmerische Element alle natürliche Freiheit ertödtet hat — die Kirche des gröbsten Materialismus.

*) Vgl. Wagner und Scherzer. III, 242; Löher a. a. O. II, 79; Busch: Wanderungen I, 139 ff.; Büttner I, 37 ff.

XXXII.

Ueber Philosophie, ihr Verhältniß zur Natur-Wissenschaft ꝛc.

Man braucht eben kein Naturforscher zu seyn, um einzusehen, daß die Produktionen der Herren Vogt und Consorten unmöglich auf Wahrheit beruhen können. Zu dieser Einsicht ist es nicht nothwendig, daß man die betreffenden Gegenstände selbst erforscht hat, um durch die Vergleichung der Resultate der falschen Forschung mit denen der wahren jene verwerfen zu können; auch ist es nicht nöthig, daß man jenen falschen Naturforschern auf ihrem Gange nachgeht, um ihnen nachzuweisen, wie sie in den einzelnen Schritten, durch Annahme falscher Hypothesen, willkürlicher Voraussetzungen ꝛc. fehlen: zur allgemeinen Erkenntniß der gänzlichen Unwahrheit ihres Standpunkts und Systems und in ihm aller seiner einzelnen Ergebnisse genügt es vollkommen, die Einsicht zu gewinnen, daß ihr Denken nicht etwa bloß in seinen Resultaten, nicht etwa nur in dem Wege zu denselben, sondern an und in sich selbst ein falsches ist, d. h. daß es falsch ist schon in den denkenden Subjecten.

Ist das Denken falsch in den denkenden Subjecten, so kann es unmöglich richtig seyn in Beziehung zu seinen Ob-

jecten, in seinen objectiven Resultaten; ein an sich logisch mangelhaftes Denken kann durch keinerlei Anwendung auf einen bestimmten Gegenstand, die Natur z. B., ein wahres werden. Ein logisch falsches Denken ist nothwendiger Weise auch naturwissenschaftlich falsch. Es gibt also außer der objectiven Behandlung und Kritik einer Wissenschaft auch eine subjective, die nicht sowohl den Gegenstand im Denken, als das Denken selbst zu ihrem Vorwurfe hat.

Alle und jede Wissenschaft hat nothwendig diese zwei Seiten, eine subjective und eine objective, zwei Factoren, aus deren Berührung und Ineinanderwirken die Erkenntniß hervorgeht, nämlich die erkennenden Subjecte und zu erkennenden Objecte. So wenig sich auf der einen Seite die Welt aus dem bloßen Denken construiren läßt, so wenig kann auf der andern Seite die Welt erfaßt werden ohne Denken, ohne denkende Subjecte. Das Object mag seyn, was und wie es will: seine richtige Erkenntniß hängt nicht allein von ihm selbst, von dem Eindruck, den es auf die Objecte macht, sondern auch von der richtigen Auffassung dieses Eindrucks von Seiten der erkennenden Subjecte ab. Die richtige subjective Auffassung der objectiven Thatsachen ist aber von der richtigen Wirksamkeit und Anwendung der auch thatsächlich gegebenen Denkgesetze im Menschen bedingt, setzt also die richtige Verfassung der erkennenden Subjecte in ihrem Denken voraus.

Heutzutage wird die Wichtigkeit der subjectiven Seite in der gewöhnlichen Wissenschaft thatsächlich gar zu sehr übersehen, sowohl in der Beurtheilung wissenschaftlicher Betreffe als auch in der praktischen Ausübung und Bearbeitung der Wissenschaft aller Art. Namentlich treiben die Naturforscher ihr Denken in der Regel so, daß sie sich dabei nicht im mindesten um sich selbst, die Natur und Wesenheit ihres Denkens, seine Gesetze, Wirkungsweisen ꝛc. kümmern, sondern immer nur auf die Objecte sehen, womit sie zu thun haben;

während das größte Gewicht auf die Herstellung und Constatirung und Beobachtung des objectiven Thatbestandes gelegt wird, sieht fast Niemand auf die rechte Herstellung und Constatirung des subjectiven Thatbestandes: um die Beschaffung eines möglichst vollständigen und vollkommenen Exemplars der zu untersuchenden Pflanzen oder Mineralien gibt man sich alle mögliche Mühe, keine aber wendet man auf die Untersuchung und Herstellung des Denkens, welches doch gleichsam das Instrument ist, womit die Untersuchung vorgenommen werden soll. Man thut, als ob diese subjective Seite für das Erkennen und seine Resultate von sehr untergeordneter und secundärer Bedeutung sei, so daß man gar nicht zu wissen brauche, welche die ursprünglichen Gesetze des Denkherganges selbst sind, wie sie wirken, unter welchen Bedingen sie falsch, unter welchen sie wahr seyn können rc., man scheint fast zu meinen, als ob Jeder in jedem Augenblick, wie er stehe oder gehe, richtig denken könne, sogar ohne einige Aufmerksamkeit auf das Denken als solches selbst zu verwenden. Man läßt sich so ganz an den Objecten gehen, als ob das Denken aus ihnen, nicht aus dem Menschen käme, und wenn man zugesteht, daß einige Nachhülfe durch die Erziehung und stete Selbstbeobachtung dazu gehört, um in menschlich schöner, d. h. der menschlichen Natur entsprechender Weise, auch die allernatürlichsten und einfachsten Functionen, wie Essen und Trinken verrichten zu können, spricht man thatsächlich dem Denken die Nothwendigkeit der Zucht und innerer selbstbewußter Regelung ab, läßt sich gehen und kömmt darum auch zu einem Denken, welches, wie man sagt, darnach ist.

Die Seite, deren Abgang und Mangel in dem heutigen Denken wir hier hervorgehoben haben, ist die philosophische, d. h. die Seite, welche gesundere Zeiten, als die gegenwärtigen sind, in dem Studium der Philosophie als eine theoretische Selbsterkenntniß und praktische Ascese des Geistes

sich erwarben und von dort her in die Fachwissenschaften mit herüber brachten.

Heutzutage versteht man allerdings unter Philosophie etwas Anderes, als in jenen bessern christlichen Zeiten, nämlich zuvörderst und zumeist einen babylonischen Thurmbau abstracter Speculationen, die sich als selbstständige Vernunft-Wissenschaft von aller thatsächlichen Erfahrung losgetrennt und über alle Thatsachen und Wirklichkeit hinaus auf sich selbst in die Luft gestellt haben. Eine der bedauernswerthesten Folgen dieser abstrakten philosophischen Kartenhaus-Bauerei ist eben die, daß sie den Namen der Philosophie in Verruf gebracht. Andererseits wurde durch diese Luftspiegelungen, in denen die meisten philosophischen Genie's und Talente der neuern Zeit ihre besten Kräfte vergeudet, der wirkliche An- und Fortbau der wahren, mit dem Glauben und den realen Wissenschaften in Einklang stehenden Erfahrungs-Philosophie verhindert, das, was aus alten Zeiten in Gestalt der formalen Logik rc. noch übrig war, wurde in seiner früheren, nun antiquirten Gestalt gelassen, blieb ungenießbar und unfaßbar für unsere Gegenwart, die bei ganz veränderten Bildungs-Verhältnissen vor allen Dingen auch einer denselben entsprechenden Entwicklung der vernünftigen Erfahrungs-Philosophie zu einer zeitgemäßen Form und Fassung bedurft hätte. So kam es, daß die Männer von fast allen positiven Fachwissenschaften, auf der einen Seite zurückgeschreckt und angewidert von dem fratzenhaften phantastischen Unwesen dessen, was sich als Philosophie geltend machte, auf der andern Seite von der realen Erfahrungs-Philosophie im Stich gelassen, da sie die alten Formen derselben nicht mehr verstehen und gebrauchen konnten, nun aller Philosophie zum Theil grundsätzlich absagten und in einem ausdrücklichen Gegensatz gegen sie ihre Fachwissenschaften so trieben, wie sie eben Männer treiben können, die über das Denken und Wissen selbst kein ausgebildetes Selbstbewußtseyn haben und

ohne alle philosophische Geistes-Gymnastik sind. Ein Zustand der Anarchie und Verwirrung, die in den Wissenschaften ebenso groß sind, als in staatlichen und socialen Verhältnissen heutiger Tage, ist die Folge dieses gänzlichen Mangels an philosophischer Selbst-Kenntniß und Beherrschung. Wenn unsere Naturwissenschaft bei so gänzlicher Vernachlässigung der Philosophie und deren Folgen dennoch anerkannter Maßen große Fortschritte gemacht hat, so erklärt sich das leicht durch die einfache Bemerkung, daß diese Fortschritte da gemacht worden sind, nach solchen Richtungen und Seiten der Natur hin, wo es auf sinnliche Beobachtung ankömmt und das Denken von wenig Einfluß ist. Wir wollen den Werth dieser durch sinnliche Beobachtung und Experimente gemachten äußern Fortschritte gewiß nicht unterschätzen, sondern nur bemerken, daß es sehr verkehrt seyn würde, wenn man diesen partiellen und äußern Fortschritt für einen ganzen Fortschritt halten wollte. Leider geschieht dieß in unserer Zeit nur zu oft; man läßt sich nur gar zu leicht durch die äußern Erfolge der sinnlichen Natur-Erfahrung imponiren, und indem man über dem in die Augen springenden Schein der vorliegenden Leistungen vergißt, was ihnen an höherer und tieferer Wahrheits-Auffassung fehlt, legt man den in noch sehr roher Gestalt gebliebenen Naturkenntnissen eine Wichtigkeit und Entscheidungskraft für das Wahrheits-Interesse bei, die nur dem höhern Denken angehören können*). Wie

---

*) Wir meinen, daß der bisherige naturwissenschaftliche Fortschritt eben nur ein partieller ist, daß ihm, um ihn zu einem vollständigen werden zu lassen, das Denken zu Hülfe kommen muß, um die Masse des vorliegenden, durch sinnliche Beobachtung gefundenen Stoffs in eine höhere und wahre Auffassung zu bringen. — Unsere Ansicht von der Wichtigkeit und Vernachlässigung der subjectiven Seite des Gedankens in der Naturwissenschaft findet sich vom Standpunkte dieser klar und bestimmt ausgesprochen in der zu Münster erscheinenden Zeitschrift: „Natur und Offenbarung.“

sehr die Seite des Gedankens in der Naturforschung in ihrer ausschließlichen Richtung auf den sinnlichen Stoff unausgebildet geblieben ist und im Argen liegt, läßt sich an ihr selbst sehr leicht nachweisen. Wir wollen beispielsweise nur einen Punkt hervorheben, der die falsche Anwendung der Kategorien betrifft.

Besonders ist es die Gedankenbestimmung von Ursache und Wirkung, deren Nichtverständniß und Mißbrauch in der Wissenschaft selbst die ärgste Verwirrung erzeugt und dieselbe in den häufigsten Conflict mit dem Christenthume gebracht hat. Das Denkgesetz der Causalität hat in aller Wissenschaft vollständige Gültigkeit, und es gibt keine Wissenschaft, und es hat nie eine gegeben, in der nicht nach Causalität gedacht worden wäre. Die Art aber, wie nach der Ursache der Dinge geforscht wird, hängt natürlich von dem Verständniß des Causalitätsbegriffs selbst und der verschiedenen Arten der causalen Beziehungen ab. Heutzutage nun ist es sehr gewöhnlich, den Begriff der Ursache der Dinge bloß auf ihre Reihenfolge im äußern Aufeinander-, Nacheinander- und Nebeneinander-Bestehen zu beschränken, und demgemäß ihre Gründe und Ursachen durchaus nicht in dem Zusammenhang zu suchen, den alles Zeitliche in jedem Moment seines Daseyns mit der Ewigkeit, mit der über und außer und in jeder zeitlichen Erscheinung stehenden ewigen Wirklichkeit hat, sondern man

---

Gleich in der Einleitung derselben im ersten Heft des ersten Bandes wird die Abwehr der falschen subjectiven Auffassungen als Aufgabe des Kampfes gegen die ungläubige Naturwissenschaft bezeichnet. „Nicht die Thatsachen, sondern nur die subjectiven und willkürlichen Auffassungen und Zuthaten sind es, die den scheinbaren Widerspruch zwischen den wirklichen Thatsachen der Wissenschaft und des Glaubens erzeugen und unterhalten" rc. Solcher Tendenz muß man gleich ebenso aus philosophischen wie aus religiösen Beweggründen Glück und Erfolg wünschen.

pflegt die Gründe und Ursachen von allen Dingen nur in ebenso endlichen andern Dingen und Verhältnissen zu begreifen. In solcher Beschränkung des Begriffs der Ursachen auf den äußern Causal-Nexus erklären z. B. manche Naturforscher die Abstammung der verschiedenen Menschen-Raçen von einem Paare darum für unmöglich, weil sich die ständigen Raçenverschiedenheiten durch keine andern endlichen Ursachen als solche, die in der ursprünglichen Artanlage lägen, erklären ließen. Das heißt: man will für die jetzige Verschiedenheit der Raçen absolut endliche Ursachen zur Erklärung haben. Nun lassen sich solche Ursachen, die diese Verschiedenheit genügend erklärten, nicht leicht finden: die Einflüsse der verschiedenen Climata und Anderes dergleichen scheinen nicht hinreichend zur Erklärung so großer Verschiedenheiten. Wenn man nun doch nach nur endlichen Ursachen sucht, so bleibt am Ende nichts übrig, als anzunehmen, daß die Ursachen der besagten Raçenverschiedenheit ursprüngliche seyn, in einer ganz verschiedenen Anlage, und mithin Entstehung des Menschengeschlechts liegen müßten, daß also die Menschheit nicht von Einem Paare abstammen könnte.

Es gibt aber zweierlei Ursachen: außer solchen, die vorübergehender endlicher Art sind, auch solche, die in dem unmittelbaren Zusammenhange des Innern der Dinge mit der ewigen Wirklichkeit liegen. Einflüsse des Klimas, der Bodenbeschaffenheit auf den Menschen u. dgl. mögen immerhin die Verschiedenheit der Raçen nicht genügend erklären: zugegeben auch, daß die Geschichte der Menschheit, sofern man sie als eine Reihenfolge von Acten faßt, durch die sich der eine Stamm nach der Offenbarung mehr versündigte, als der andere, die Unterscheidung der Raçen durchaus nicht genügend begreiflich machte: so läßt sich doch immer die eine erklärende Ursache finden, wenn man nur den Begriff der Ursache anders und richtig faßt, und das Denken nach Causalität von dem ganz endlichen Zusammenhang der Dinge

auf die Verbindung mit der ewigen und unendlichen Wirklichkeit überträgt, die ja doch in allem Wechsel der Erscheinungen ihr realer Hintergrund und Mittelpunkt bleibt. Wir erblicken in der Beziehung der endlichen Welt zur ewigen Wirklichkeit die principiellen Ursachen der Raçenverschiedenheit darin, daß sich das innere Verhältniß der verschiedenen Stämme zu Gott durch geschichtliche Thaten verschieden gestaltet. Nicht die geschichtlichen Thaten selbst, wie die Sünde des Cham und der sie begleitende Fluch, mögen in ihrer Einzelheit die große auch körperliche Depravation der Chamiten erklären: anders aber erscheint die Sache, wohl läßt sich in solchen geschichtlichen Thaten in sofern die Ursache der weitgreifendsten Veränderungen der Geschlechter finden, wenn man erwägt, daß durch die Thaten ein ganz anderes allgemeines Verhältniß zum ewigen Grunde aller Dinge herbeigeführt wurde. Einzelne Thaten haben auch im gewöhnlichen Leben ihre Bedeutung und Wichtigkeit nicht sowohl in sich selbst, als vielmehr darin, daß sie unser allgemeines Verhältniß in der Gemeinschaft Gottes und der Menschheit tangiren und modificiren; die Beleidigung auch eines Menschen führt eine ganz andere Stellung zu ihm herbei, welche viel wichtiger und rückwirkend wirksamer ist, als der einzelne Act, durch welchen die Beleidigung geschah und die unmittelbaren Folgen, welche er herbeiführt. Nimmt man also an, daß durch geschichtliche Thaten das ganze Verhältniß des Menschen zu Gott bei einigen Stammvätern des Geschlechts ein anderes geworden ist, als es anfänglich war und bei andern blieb, so läßt sich in dieser Verhältniß-Aenderung die zur Erklärung der Raçenverschiedenheit völlig genügende principielle Ursache erkennen. Es läßt sich nämlich recht wohl begreifen, wie eine totale Veränderung des Verhältnisses des Menschen zu Gott einen so großen Einfluß auf sein Wesen ausüben kann, während es sich wohl nicht erklären ließ, wie einzelne vorübergehende Thaten an

und für sich so wirksam sollten seyn können. Die vorübergehende Ursache der sündigen That Chams ꝛc. erklärt an sich nicht die Degeneration seiner Nachkommen, wohl aber erklärt sich dieselbe aus der principiellen Ursache, welche jene vorübergehende herbeizog, nämlich aus der verkehrten und durch die fortwuchernde Sünde sich stets noch verschlimmernden Stellung der Chamiten zu ihrem Wesens-Ursprung durch die ganze Reihe der Jahrtausende *).

---

*) Nichts ist wirklicher und wirksamer auch für die physische Constitution des Menschen, als sein Verhältniß zu Gott. Ein Beweis dessen findet sich in der täglichen Erfahrung: wir sehen z. B. ganze Familien und Geschlechter in Folge der Sünde, d. h. in Folge der Alteration ihres Verhältnisses zu Gott so ausgeartet, daß sie ganz unähnlich ihren Vorfahren werden. Wer unter diesem Gesichtspunkt die heutigen Nachkommen berühmter Fürsten- und Adelsgeschlechter ansieht, muß es ganz begreiflich finden, daß die Chamiten ꝛc. in Folge noch größerer und von Gott ausdrücklich mit Fluch beladener Sünde, und während eines Zeitraums von Jahrtausenden zu einer so sehr weit vom ursprünglichen Menschen-Typus abweichenden Formation kommen konnten. — Daß die hier beispielsweise angeführte Erklärung der Raçenverschiedenheit der christlichen Offenbarung und Ueberlieferung entnommen ist, würde auch ihrem objectiven wissenschaftlichen Werthe keinen Eintrag thun, soweit es sich für die Erklärung der Thatsache hier nur um erklärende Hypothesen handeln kann. Anderes als Hypothesen haben die Naturforscher auf diesem Gebiete nicht hervorgebracht, und müssen daher auch christliche Hypothesen für diesen Gegenstand gelten lassen, obgleich sie für den Christen Offenbarungs-Wahrheiten sind. Uebrigens versteht sich von selbst, daß unchristliche Naturforscher diese Hypothesen nicht wegen ihrer wissenschaftlichen Unbrauchbarkeit als Hypothese, sondern wegen ihrer Unvereinbarkeit mit ihrem subjectiven Standpunkte verwerfen. Der subjective Standpunkt ist nothwendig für den nichtchristlichen Naturforscher ein anderer, als für den christlichen. Alle aber haben nothwendig einen bestimmten Standpunkt, aus welchem sie die Dinge betrachten. Wenn gleich es daher wahr wäre, daß die Lehrsätze der Religion nicht mit der Betrachtung der Natur-Gegenstände

Um die Unterscheidung und Verwechslung noch an einem andern Beispiele und aus anderem Gebiete zu zeigen, führen wir an, wie man sehr gewöhnlich die Revolutionen als die **Ursachen** der durch sie nöthig werdenden Militär-Despotien, die Maschinen als den eigentlichen Grund der Verarmung des bürgerlichen Mittelstandes betrachtet. Wir läugnen nicht den causalen Zusammenhang zwischen diesen verschiedenen Dingen, wir läugnen aber, daß es richtig ist, wenn man die einen so als die Ursachen der andern betont, als ob sie deren Wesen vollständig erklärten. Die Ursache z. B. der napoleonischen Despotie war die Auflösung der politischen Volksgemeinschaft, welche es so zusagen nothwendig und dem Einzelnen möglich machte, durch äußern Zwang an Stelle des frühern organischen einen gewissen äußerlich mechanischen Zusammenhang durch den Willen eines Gewaltherrschers herzustellen. Dieselbe Auflösung der politischen Volksgemeinschaft war auch die Ursache der Revolution. Beide, Revolution und Despotie, sind also Wirkungen einer gemeinsamen und bleibenden innern Ursache. Wenn jene dieser vorhergeht und im äußern Zusammenhang zu ihr hinführt, so ist darum doch nicht zu sagen, die Revolution habe die Despotie gemacht, sie hat sie nur veranlaßt. In der Entfaltung des wahrhaft principiellen Grundes der politischen

---

in Verbindung gebracht werden dürften an den **Objecten**, so wäre es doch nicht wahr, daß überhaupt kein Zusammenhang bestehe: es besteht ein solcher in den **Subjecten**. Der christliche Denker kann nicht anders, als mit einem von den Lehrbegriffen des Christenthums erfüllten Bewußtseyn, also mit christlichem Auge und aus christlichen Gesichtspunkten die Dinge betrachten, und er hat dazu, zur Geltendmachung seines subjectiven Standpunkts in der objectiven Wissenschaft, ein ebenso gutes formelles Recht, als der Anhänger irgend einer philosophischen oder andern Richtung für die Bethätigung seines subjectiven Bewußtseyns nur immer in Anspruch nehmen kann, auch nur rein wissenschaftlich die Sache betrachtet.

Krankheitsgeschichte ist die Revolution nur das erste Stadium, die Despotie das zweite; im Causal-Zusammenhang steht diese mit jener nur in sofern, als das erste Stadium einer Krankheitsentwicklung nicht bloß der Zeit nach dem zweiten vorhergeht, sondern dasselbe auch als veranlassende Ursache causaliter mit herbeiführt, da das zweite Stadium nicht möglich ist ohne das erste; in sofern weiter hin, als das erste Stadium, an sich nur Wirkung tieferliegender principieller Ursachen, doch auf dieselben zurückwirkt, und ihre Entfaltung nach innen und Weiter-Wirkung nach außen befördert. In gleichem Verhältniß ist das Maschinenwesen und das Proletariat in ganz anderer causaler Verbindung miteinander, als sich die Gegenwart gewöhnlich vorstellt. Die Auflösung der wirthschaftlichen Gemeinschaft unter den Menschen ist erst der Grund, daß die Maschinen so, wie heute, im Dienste des Egoismus gebraucht werden können; die Auflösung der Gemeinschaft macht es möglich, daß die Einzelnen ohne Rücksicht auf das Gesammtwohl mit Maschinen bloß für sich sorgen, in unbeschränkter willkürlicher Verfügung Alles nur so einrichten, daß sie recht viel erwerben, und dadurch das kleinere Gewerbe unmöglich machen und die Arbeiter ausbeuten; dieser Egoismus in der Auflösung der Gemeinschaft ist offenbar der wahre Grund des volkswirthschaftlichen Verderbens heutiger Tage, nicht die Maschinen, die ohne diesen Egoismus und ihren Mißbrauch von Seiten desselben wohlthätig für die Gesammtheit wirken könnten und würden.

Wir haben an diesen Beispielen gesehen, wie die wesentlichen und principiellen Ursachen der Dinge mit den endlichen und vorübergehenden verwechselt werden, und wie die Verwechslung zu den gröbsten Mißverständnissen, Verwirrungen und Irrungen führt. Von solchen Mißverständnissen und Irrungen ist unser ganzes wissenschaftliches und tägliches Gedankenleben voll: in jedem Gebiet der öffentlichen

Meinung, in jedem Fach der Wissenschaft begegnet man mit jedem Schritte den auffallendsten Vermischungen und Verwechslungen oft sehr verschiedener Gedanken-Bestimmungen, unaufhörlich werden die Kategorien des Denkens da nicht recht angewandt, wohin sie gehören, und im wirren Chaos durcheinander geworfen da herbeigezogen, wohin sie nicht gehören. In diesem Gewirr des modernen Denkens läßt sich nicht eher wieder auf eine Ordnung hoffen, als bis das Denken selbst sich wieder aus den äußern Gegenständen, an die es sich verloren hat, sammelt und, statt immer nur die Dinge außer sich zu betrachten, sich einmal wieder selbst zum Gegenstande seiner eigenen Erkenntniß macht. Am Mangel der Selbsterkenntniß des Denkens liegt offenbar die nächste Schuld seiner Kritiklosigkeit über sich selbst, und des bewußtlosen Hineinstürzens in Denkfehler und Irrwege, die oft so auffallend mit allen menschlichen Denkgesetzen contrastiren, daß sie nur aus gänzlicher Abwesenheit aller logischen und philosophischen Begriffe erklärt werden können. Nennen wir solche Selbst-Erkenntniß des Geistes in seinem Denken Philosophie, so können wir sagen, daß das, was unsern realen Wissenschaften fehlt, eben ihre philosophische Seite, die Philosophie ist.

Im Gegensatz gegen den heutigen Sprachgebrauch, aber in wesentlicher Uebereinstimmung der Denk- und Sprachweise unserer christlichen Vorfahren nennen wir Philosophie die Erkenntniß des Denkens als Gegenstandes seiner selbst. Erkenntniß des Denkens als Gegenstandes seiner selbst: 1) in seiner Natur und Anlage, 2) in seiner Ausführung und Wirksamkeit, und 3) in seinen Resultaten und Ausgestaltungen zu den objectiven Realitäten der Wissenschaften aller Art, ist nach unserer Ansicht das eigenthümliche Gebiet und Ziel der Philosophie. In dieser Ansicht sind wir also keineswegs einverstanden mit den Strebungen der neuern Philosophie, sofern diese sich nicht auf einen besondern Gegenstand der Wirklichkeit als ihr eigenthümliches Gebiet beschränkte, son-

dern ihre Aufgabe bis in's Unendliche ausdehnte, sich selbst zu einem Universum des Wissens machen wollte, und reinweg alle Gegenstände, die Gottheit wie die Natur, den Staat, den Menschen ꝛc. unter ihre ausschließliche, unabhängige und selbstständige höchste Jurisdiction nehmen wollte, und zwar das Alles unter keinem andern Rechtstitel, als dem der eignen höchsten Würde und Souverainetät. Bei solcher Stellung, die die Philosophie beanspruchte, wäre sie eigentlich wissenschaftlich Alles in Allem gewesen. Die Erfahrungs-Wissenschaften wären von solcher Tyrannei theils absorbirt, theils zu bloßen Handlangern herabgedrückt worden. Das alte Verhältniß der Philosophie zu den Erfahrungs-Wissenschaften und namentlich zur Theologie war demnach durch diese Strebungen ganz auf den Kopf gestellt und verkehrt. Je höher die Prätensionen waren, desto schneller mußten sie zum Falle kommen. Bald trat in der Philosophie ein innerer Verfall ein, der den Bestrebungen nach der Universal-Herrschaft schnell ein Ende machte, und auch den erfahrungsmäßigen thatsächlichen Beweis lieferte, daß die angestrebte Stellung für die Philosophie eine falsche sei, und daß sie wieder im Wesentlichen in die Position zurückkehren müsse, die ihr die Ansicht unserer christlichen Vorfahren zuwies als einer Wissenschaft neben andern Wissenschaften.

Wie alle andern Wissenschaften hat die Philosophie einen besondern Gegenstand, nämlich das Denken selbst; sie unterscheidet sich also n i c h t von diesen andern Wissenschaften durch den Universalismus ihrer Gegenstände. Die Philosophie unterscheidet sich auch nicht von andern Wissenschaften, wie man ebenfalls in neuerer Zeit angenommen hat, durch eine ganz besondere Art des Denkens: es gibt keinen Gegensatz von rein speculativem und nur erfahrungsmäßigem Denken. Der Gegenstand der Philosophie, das Denken, kann natürlich, wie jede andere Sache, höher oder tiefer, bald mehr in seiner Idee, bald mehr in seiner äußern Erscheinung er-

faßt werden: immer aber bleibt dieser Gegenstand Sache der Erfahrung, wird nie Aufgabe bloßer Speculation. Eine reine Speculation im Gegensatze von Erfahrung, ist etwas nicht Existirendes, ein Unding. Auch die spontanste Speculation ist ein Produkt der menschlichen Geistes-Natur im Denken. Der Geist des Menschen, sein Denken, ist aber in allen seinen Gesetzen und Formen ein Gegebenes, der Geist kann nur die Gedanken-Bestimmungen aus sich heraussetzen, die in ihm liegend gegeben sind. Die adäquate Form für die Darstellung des in ihm liegenden, geschehenden und geschehenen Denkens ist also die der Erfahrung, der Erfahrung über ein Gegebenes, über die gegebenen innern Denk-Thatsachen im Subject *). Das Denken selbst, seine Form, seine Gesetze sind zwar im Menschen, darum doch innere Thatsachen, zwar dem denkenden Subject angehörig, darum aber doch in ihrer Natur immer objectiv gegeben. Als Thatsache, als gegebene Thatsache, ist auch das innerste und subjectivste Denken nothwendig Gegenstand der Erfahrung. Philosophie unterscheidet sich also ebensowenig, wie durch den Universalismus ihrer Gegenstände, durch eine specifische Verschiedenheit ihres Denkens als eines rein speculativen von allen andern auf Erfahrung beruhenden Wissenschaften.

Die Philosophie unterscheidet sich aber doch dadurch von

*) Daß die Haltung und Form der Erfahrung über innere und subjective Thatsachen in der Philosophie in neuerer Zeit so sehr verlassen worden ist, und daß das denkende Subject sein Denken, seine Gesetze, Formen, Wirksamkeit ꝛc. nicht mehr als ihm gegebene faßte und darstellte, sondern that, als ob es seine Gedanken lediglich aus sich selbst gesetzt und erzeugt hätte, hängt auf das Genaueste zusammen mit der subjectivistisch-revolutionären Richtung unseres Zeitalters überhaupt. Wenn man philosophische Systeme als Productionen des Menschen hinstellt, so ist das gar nichts anderes, als wenn man Staaten rein aus der Freiheit nach der Zweckmäßigkeits-Berechnung, sogenannten Vernunft, construirt. In beiden Fällen dieselbe Abstraction vom objectiven gegebenen Seyn und Wesen der Dinge, hier in der Außen-, dort in der Innenwelt.

den andern Wissenschaften, daß sie ein eigenthümliches Verhältniß zu denselben hat, welches kein reciprokes ist, und die Philosophie zwar nicht zur unbeschränkten Herrscherin, wohl aber zur Dienerin und zugleich zur Führerin aller andern Disciplinen macht. Die Philosophie erstreckt sich nämlich zwar nicht über die realen Gebiete und Gegenstände der andern Disciplinen, wohl aber über diese andern Wissenschaften selbst; sofern diese ja alle aus dem Denken hervorgehen, seine Verwirklichungen und Ausgestaltungen sind. Das Denken bringt ja die Wissenschaft eines jeden Gegenstandes hervor, indem es denselben in und mit der sinnlichen Erfahrung in sich aufnimmt, und ihm gleichsam neues Daseyn im Bewußtseyn gibt. Weil es keine Fachwissenschaft gibt, die als solche ohne Denken zu Stande kommen könnte, so kann es auch keine geben, die nicht in ihrem Ursprung, ihrem Werden und ihrer Ausbildung Gegenstand der Philosophie seyn könnte und müßte; wiefern ja alle Wissenschaft Denken ist, und das Denken in seiner Anlage, seiner Verwirklichung und seinen Resultaten den Gegenstand der Philosophie bildet, sofern hat also alle Wissenschaft eine Seite, die sie zum Vorwurf der Philosophie macht. So kann also auch die Naturwissenschaft Gegenstand der Philosophie seyn, d. h. die Naturwissenschaft als solche kann als Denken begrifflich vom Denken erfaßt und behandelt werden.

Von solcher Philosophie der positiven Wissenschaften, die als solche selbst Thatsachen sind, und als solche erfahrungsmäßig vom Denken erfaßt werden, sind aber, wie gesagt, sehr zu unterscheiden diese Wissenschaften selbst. Die Wissenschaften der Natur, des Rechts, des Staats 2c. haben es mit den genannten Gegenständen an sich selbst zu thun: die Philosophie dieser Wissenschaften hat nicht diese Gegenstände, der Natur, des Rechts, des Staats, sondern die Wissenschaft über sie zu ihrem Object; nicht die Natur ist Gegenstand der Philosophie, sondern das Denken in der wissenschaftlichen Erfassung der Natur. Wo die Philosophie über die Natur

als solche urtheilen will, geht sie über ihren eigentlichen Fach-Gegenstand heraus, hört auf Philosophie zu seyn. Es gibt keine zwei Wissenschaften über ein und denselben Gegenstand, eine philosophische und empirische, es gibt nur eine Natur-Wissenschaft, eine Rechtswissenschaft, und so philosophisch einzelne Erfassungen derselben seyn mögen, so beruhen sie einerseits doch alle auf Erfahrung, und sind andererseits nicht Philosophien dieser Gegenstände zu nennen, sondern mehr oder minder mit Hülfe der Philosophie speculativ entwickelte Erfahrungswissenschaften. Kann es von keinem Gegenstande zwei, im Princip und Wesen verschiedene Wissenschaften geben, so kann doch die eine Wissenschaft der Natur, des Rechts, des Staats ꝛc. in sehr verschiedener Art und Weise erfaßt und behandelt werden. Bald kann mehr der sinnliche Erfahrungsstoff in der Auffassung überwiegen, bald mehr die innern Gesetze in den Dingen, hier mehr die materielle Seite, dort mehr die ideelle zur Beachtung und Erkenntniß kommen ꝛc. ꝛc. Immer und überall ist es aber das Denken, welches die sinnliche Kenntniß zur eigentlichen Wissenschaft macht; von der Beschaffenheit dieses Denkens hängt also der Werth der Wissenschaft als solcher ab. Nun ist klar, daß die Erkenntniß dieses Denkens in seinen innern Gesetzen, seinen Wirksamkeits-Wegen und Ausgestaltungen von dem größten Einfluß auf alle und jede Uebung des Denkens in jeder Wissenschaft seyn muß, und somit ist dargethan, daß die Philosophie als die Wissenschaft vom Denken auch außer ihrer selbstzwecklichen Bedeutung an sich, und abgesehen von der besondern Stellung, die sie im ganzen Organismus der Wissenschaften einnimmt, auch eine sehr große unmittelbare Einwirkung auf alle anderen Wissenschaften ausüben könne.

Dieser directe Einfluß der Philosophie auf die andern Wissenschaften ist ein doppelter: a) ein theoretischer, b) ein praktischer. In theoretischer Hinsicht heben wir besonders

hervor, daß die Philosophie als Denk- und Wissenschafts-Lehre zunächst die Kritik dieser Wissenschaften nach ihrer subjektiven Seite hin involvirt. Der Begriff jeder Sache enthält zugleich deren Kritik, der Begriff einer Wissenschaft als des in ihr verkörperten Denkens enthält nothwendig auch die Erkenntniß seiner Mängel und Fehler, und mithin auch die Widerlegung der begangenen Irrthümer. In der Erkenntniß der Fehler und Irrthümer liegt dann weiter, mit einer gewissen Verwahrung und Bürgschaft gegen ihre Wiederholung, die Einsicht in den Weg der Verbesserung und Entwicklung. Wer eine Wissenschaft als solche begrifflich zur Erkenntniß bringt, sieht den in ihrer Construction und Anlage vorgezeichneten Gang ihres fortschreitenden Ausbaues ebenso, wie etwa der Architekt aus den vorhandenen Theilen eines unvollendeten Gebäudes den Plan des Ganzen, die Richtung und Weise erkennt, in denen fortgebaut werden muß.

Wichtiger aber noch, als dieser theoretische Einfluß der Philosophie auf die Wissenschaft, ist ohne Zweifel ihre unmittelbare praktische Einwirkung auf die ganze Haltung der wissenschaftlichen Praxis. Alles wissenschaftliche Denken ist eben auch Praxis, nämlich Praxis des Denkens; das Denken und Erkennen ist an sich That, nicht bloß Zustand. Während nun die andern Wissenschaften die That und Praxis des Denkens unmittelbar auf ihre Gegenstände zu richten pflegen, wie dieselbe außer dem Denken sind, hat die Philosophie, weil der ihr eigenthümliche Gegenstand eben das Denken selbst ist, das Denken im Denken auf sich selbst zu richten. Diese Selbst-Beziehung des Denkens auf sich selbst hat aber für dasselbe eine tiefe praktisch-reale Bedeutung: der Geist erstarkt durch diese Beschäftigung mit seinem eigenen Denken, macht sich freier, selbstständiger den Objecten gegenüber, so daß er in die Verfassung gelangt, den Andrang der äußern Dinge im Denken zu überwinden, und in freier Selbstbeherrschung unabhängig von allen äußern Einflüssen

und den übergreifenden Eindrücken der Objecte sein Erkennen frei nach dessen eigensten, innersten Gesetzen walten zu lassen. Die Philosophie ist nach dieser Seite hin für das Denken etwas ähnliches, was die Gymnastik für den Körper, und was die Ascese für das ethische Leben ist: praktische Wissenschaft und Kunst der Uebung, und Kräftigung und Vervollkommnung der Praxis des Denkens als solchem. Dem Betrieb der Philosophie muß, wenn man ihn unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, natürlich die allerfolgenreichste Bedeutung für alles menschliche und insbesondere alles wissenschaftliche Denken beigelegt werden! Es läßt sich gar wohl sagen, daß alles Denken um so vollkommener seyn muß, je mehr es durch die Philosophie hindurchgegangen und in sich selbst philosophisch ist, d. h. je mehr es durch die Beschäftigung mit sich selbst dazu gelangt, frei und unabhängig von den Gegenständen auf sich selbst zu beruhen, gleichsam frei mit sich selbst zu operiren, in seiner Action spontan von sich selbst auszugehen, und die Beziehung zu den Gegenständen, die seinen Vorwurf bilden, als eine secundäre ein- und unterzuordnen der Beziehung, die es in seiner Thätigkeit zu sich selbst einnimmt und ausübt. In diesem Sinne besonders haben alle Wissenschaften ihrer Idee und ihrem Begriff nach die Bestimmung und Aufgabe, die Philosophie in sich aufzunehmen, d. h. zwar nicht selbst zur Philosophie, wohl aber zu philosophisch gebildeten Erfahrungs-Wissenschaften zu werden.

Das Allerwichtigste aber, was die Philosophie für alles Wissen und Denken zu thun hat, besteht darin, daß sie dieselben mit der Erkenntniß ihrer selbst zu der Einsicht bringt, wie die erkennende Thätigkeit so gut wie jede andere, als eine Seite am wirklichen concreten Menschen, in ihren Beschaffenheiten und ihren Resultaten, ganz und gar von dem Zustande des erkennenden Subjects abhängt, und daß mithin das menschliche Denken in Folge der Sünde ebenso verdorben und erlösungsbedürftig ist, wie irgend etwas anderes,

was im oder am Menschen besteht. Die Philosophie hat die Verdorbenheit des Denkens nicht doctrinär aus den Lehrsätzen der Religion durch logische Schlußverkettungen abzuleiten, sondern am Gegenstande selbst nachzuweisen, nachzuweisen durch die Vergleichung der erkennbaren ursprünglichen Grundverhältnisse der menschlichen Natur mit ihrem jetzigen Zustande im Denken. Durch die Erkenntniß, wie sehr der jetzige Zustand des Denkens abweicht von seinen ursprünglichen Gesetzen, wird gleichsam wie durch eine Art von Aufruf zur Buße das Denken auf die Erlösung hingewiesen, die es, wie alle andern Seiten und Thätigkeiten im Menschen, in und mit ihm, dem ganzen Menschen, nur in Christo und der Kirche finden kann. So ist also die Philosophie, die als Wissenschaft vom Denken die Erkenntniß seines verdorbenen Zustandes und mithin seine Erlösungsbedürftigkeit einschließt, und überhaupt das Denken als ein Wirkliches, eine wirkliche Thätigkeit im Menschen der Religion und religiösen Gesichtspunkten subsummiren lehrt, und mithin nothwendig auch zu einer religiösen Uebung und Praxis des Denkens hinführt — auch heute noch eine Vorbereitung, ein Pädagog auf Christus hin.

Wir haben oben die Nothwendigkeit der Philosophie, und ihren Mangel im heutigen Denken und Wissen nur in einer einzigen Beziehung näher an Beispielen gezeigt, indem wir nämlich nachwiesen wie das falsche Verständniß und die unrichtige Anwendung der ursprünglichen Denkbestimmungen des Geistes, auf falsche Wege und auf falsche Ergebnisse des Erkennens führt. Diese Folge und Seite der Abwesenheit der Philosophie in dem heutigen Wissen ist aber am Ende von verhältnißmäßig geringem Belang im Vergleich mit den Nachtheilen, die für das Denken aus der Abwesenheit und Entbehrung der praktisch-philosophischen Geistes-Gymnastik erwachsen. Die Neigung unserer Zeit zu materialistischen Anschauungsweisen möchten wir zum großen Theil

der Schwäche und falschen Stellung der Geister zu den materiellen Objecten zuschreiben. Geister, die in gymnastischer Uebung, wie sie die Philosophie bietet, gestählt und gestärkt worden sind, die in ihrem Denken, durch dessen Beschäftigung mit sich selbst, eine größere Abgezogenheit und Unabhängigkeit von materiellen Objecten erlangt und durch das Alles sich als Geister kennen, fühlen, wollen gelernt haben, die können unmöglich dem Materialismus verfallen. Materialistische Anschauungen in der Theorie sind nach der Physiologie des Geistes nur daraus erklärbar, daß der Geist selbst praktisch vermaterialisirt ist und den materiellen Dingen gegenüber seine Freiheit und Selbstständigkeit als Geist verloren hat. Hat die Materie den Geist praktisch und factisch in sich hineingezogen, dann theilt sich natürlich ihre Natur auch seiner theoretischen Anschauungsweise so mit, daß er nichts anders mehr erkennt und anerkennt, als was Materie ist. Solche Ueberwältigung des Geistes durch die materielle Natur setzt aber voraus, daß der Geist in sich schwach ist und sich nicht selbst als Geist erfahren und unabhängig von der Natur erfaßt und gestellt hat. Sofern nun die Philosophie es ist, die den Geist zur Selbst-Erfahrung seiner geistigen Wirklichkeit bringt und seine Freiheit und Selbstständigkeit allen äußern Objecten gegenüber mit bewirkt, läßt sich aus dem Abgang der Philosophie theilweise die so vorwiegende Hinneigung unseres Zeitalters zu materialistischen Theorien herleiten.

Die Hauptsache freilich, die unserm Denken fehlt, ist Religion und religiöse Erhebung. Das Denken gehört zum ganzen Wirklichseyn des Menschen als integrirendes Moment, ebensogut wie das Thun*). Aus diesem Verhältniß des

*) Die Sache, der Zusammenhang des Denkens mit dem ganzen Menschen und in ihm mit der Religion, also die Einordnung des wissenschaftlichen in das religiöse Leben und dessen Verhältnisse und Gesetze ist so einfach, daß wir füglich die so allgemein gewordene Läugnung dieses Zusammenhangs, den Gedanken einer

Denkens zum Menschen folgt ganz von selbst, daß das Denken als reale Thätigkeit im Menschen sich stets genau in demselben Zustande befinden wird und muß, in dem der ganze Mensch steht. Ist der ganze Mensch in die Welt versunken, so ist es auch sein Denken; steht er in solcher Verweltlichung in einem falschen Verhältniß zu den Objecten seines Thuns, so ist nothwendig ebenso falsch das Verhältniß, in dem die Dinge und sein Denken aufeinander einwirken und mithin falsch der ganze Hergang (und wenn wir sagen dürfen: der ganze reale Prozeß) des Erkennens. Aus falschen Erkenntnißhergängen können aber nur falsche Ergebnisse folgen! Mithin ist klar, daß auch für die Wissenschaft als solche, beträfe sie auch rein natürliche Gegenstände, wahres Erkennen nur unter der Voraussetzung realiter möglich ist, daß der Geist im rechten Verhältniß zu seinen Erkenntniß-Objecten steht. Dieses rechte Verhältniß zu den zu erkennenden Dingen ist aber natürlich von der allgemeinen Stellung des Menschen im Universum zu allen Dingen überhaupt bedingt. Die rechte Stellung des Menschen in und zu der gesammten Wirklichkeit hängt aber ab von seinem Verhältniß zu Gott. Zu Gott, in die Sphäre Seiner Wirklichkeit muß sich der Mensch von den geschaffenen Dingen erheben, wenn er nur irgend etwas richtig erkennen will. — Da die Philosophie durch die Selbsterkenntniß des Denkens ꝛc. den Geist mit seinem Erkennen zur Religion und mithin zur religiösen Erhebung in Gott hinzuführen berufen ist, so ist sie für das Denken und Wissen unserer Zeit, dessen größter Fehler in seiner völligen Verweltlichung besteht, nicht nur ein bloß wissenschaftliches, sie ist als Mittel geradezu ein religiöses Desiderium*).

Emancipation des Wissens von der Religion, als ein höchst schlagendes Beispiel der aus dem Mangel der Philosophie erwachsenen grenzenlosen Begriffs-Confusionen hätten anführen können.

*) Indem wir die christliche Philosophie als Desiderium bezeichnen, übersehen wir keineswegs die bisherigen Bestrebungen zu ihrer Wiederbelebung, und wollen dieselben nicht gering anschlagen. Wir

Als Desiderium muß aber die Philosophie erst wieder recht erkannt, lebendig muß ihr Bedürfniß gefühlt werden, bevor sie in wahrhafter Erneuerung wieder zu einer solchen Stellung und Einwirkung gelangen kann, wie sie in der scholastischen Wissenschaft einnahm und ausübte. Inzwischen dürfte das in großem Umfange geradezu seelenmörderische Treiben der modernen Naturwissenschaften ganz dazu angethan seyn, die Nothwendigkeit einer größeren Ausbildung einer wahren christlichen Philosophie nach den Bedürfnissen unserer Zeit sehr bald auch den blödesten Augen und den annoch widerwilligsten Geistern auf eine unwidersprechliche Weise sichtbar zu machen.

---

meinen aber: daß einerseits das Geleistete noch zu keinem einigermaßen entsprechenden Einfluß auf andere Wissenschaften gekommen, und dieß zum großen Theile darum nicht, weil andererseits die Bestrebungen auch der katholischen Philosophen neuester Zeit zum großen Theil noch immer gar sehr von den in den protestantischen Schulen herrschenden universalistischen und absolutistischen Vorstellungen über Begriff und Stellung der Philosophie beeinflußt und getrübt sind. Im Gegensatz gegen alle modern heidnische Philosophie scheint es uns vor Allem sich darum zu handeln, daß die Philosophie sich selbst beschränke, ihre übertriebenen Begriffe von sich aufgebe, und aus der selbstgemachten Höhe herabsteige in eine solche Stellung, wie sie ihr nach ihrem Wesen in der Kirche allein zukommen kann und einst zuerkannt wurde! Auch die Philosophie muß sich erst beschränken und demüthigen, bevor sie auf Erhebung hoffen kann! Erst wenn die Philosophie mit ihrer Selbst-Demüthigung zugleich die Unterwerfung unter die Religion (im denkenden Subject!) und ihre richtige Grenzbestimmung im Verhältniß zur Theologie und den andern Wissenschaften wiedergefunden hat, kann sie an wirklicher Wichtigkeit und Wirksamkeit hundertfach wieder gewinnen, was sie an angemaßter Würde und unwahrer Stellung aufgibt, das ihrem Wesen gebührende Ansehen und den ihr nach der Natur der Sache zukommenden gewaltigen Einfluß im ganzen Umfang des wissenschaftlichen Lebens wieder erlangen.

XXXIII.

Die Missionen in Indien und China im vierzehnten Jahrhundert.

Fünfter Artikel.

Der Reisebericht des Johannes Marignola.

Mit dem Beginne des Jahres 1338 traf in Avignon eine Gesandtschaft des Großchan's der Tataren ein, welche bei dem Papste auf eine fortwährende Verbindung durch häufig wechselnde Gesandtschaften antrug*).

*) Wadding ad 1338, nr. II gibt die Vollmacht der Gesandten, in welcher es heißt, sie sei bestimmt ad aperiendum viam nunciis saepe mittendis per nos ad papam et per papam ad nos etc. In der achten Lebensbeschreibung Papst Benedict XII. wird von einem Ungenannten über diese Gesandtschaft Folgendes berichtet: anno eodem quarto ejusdem pontificatus Grandis Dominus Tartarorum misit ambassiatores, litteras, et essenia ad dictum dominum Papam Benedictum; quos dictus Papa habitis multis tractatibus cum Cardinalibus honorifice pertractavit, et unum scutiferum Tartarorum ipsorum ambassiatorum servientem armorum suorum creavit; et dicto Domino Tartarorum litteras continentes articulos catholicae fidei et exhortationes bonas et pulchra essenia destinavit. Baluzii vitae paparum Avenionensium. Tom. I. Parisiis 1693. 4. pag. 242.

Benedict XII. versprach in den Schreiben, welche er diesen Gesandten mitgab, sowohl dem Großchane, wie dem Chan Cazan der Bucharei und dem Chan Uzbek von Kaptschak oder Kiptschak ihnen eigene Gesandte zu schicken, und empfahl dieselben ihrer wohlwollenden Aufnahme. Die Gesandten verließen Avignon im Monat Juli mit Empfehlungs-Schreiben des Papstes an den Dogen von Venedig und den König von Sicilien *).

Auch dem Könige von Frankreich hatte Benedict XII. die Aufnahme der Gesandtschaft, wie seinen Vorsatz, mit den Fürsten der Tatarei in fortwährende Verbindung zu treten, angezeigt **).

Im Herbste desselben Jahres hielt es Benedict XII. für gelegen, sein Versprechen zu erfüllen, und bestimmte vier Minoriten zu Gesandten an die Fürsten der Tataren, welche zwar mit ausgedehnten Vollmachten, jedoch ohne Beschränkung der bischöflichen Rechte, dahin abgehen sollten.

Die Ernannten waren Nicolaus Boneti, Professor der Theologie zu Bologna, Nicolaus von Molano, Johannes Marignola, nach seinem Geburtsorte der Florentiner genannt, früher gleichfalls Professor in Bologna, und Gregor aus Ungarn ***).

Ein Bericht über ihre Reise ist nicht bloß bei den Schriftstellern des Ordens, sondern auch in einem von Marignola selbst verfaßten Werke, in letzterem wenigstens theilweise, enthalten. Leider hat Marignola die Schilderung seiner Reise nicht zur Aufgabe eines selbstständigen, zusammenhängenden Berich-

---

*) Wadding ad 1338, nr. IV.

**) Raynald ad 1338, nr. 73 gibt das Schreiben des Papstes datum Avenione IX Kal. Julii anno IV.

***) Man vergleiche das päpstliche Schreiben an die Genannten bei Wadding ad 1338, nr. XI mit dem Datum Avenione II Kal. Novembris anno IV.

tes gemacht, sondern, wie schon früher bemerkt wurde, nur abgebrochene Erinnerungen uns überliefert, welche er in Gestalt von Erläuterungen der biblischen Geschichte in seiner lateinischen Chronik von Böhmen niedergelegt hat *).

Letztere wurde, wie es scheint, außerhalb Böhmen nicht abgeschrieben, im Lande selbst wurde sie im Laufe von vier Jahrhunderten nur von zwei slavischen Schriftstellern erwähnt; sie scheint durch die Zerstörungen des Hussitenkrieges und des dreißigjährigen Krieges so selten geworden zu seyn, daß man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Prag nur eine Handschrift in der Bibliothek der Kreuzherren fand, aus welcher sie Dobner mit seinen Denkmälern der böhmischen Geschichte abgedruckt hat **).

Nach dem Berichte dieser Chronik verließ Marignola Avignon im December des Jahres 1334, allein die päpstliche Ernennung, welche erst im Herbste des Jahres 1338 ausgefertigt wurde, zeigt, daß diese Jahreszahl unrichtig und nach dem Datum des päpstlichen Schreibens zu ändern ist.

Damit stimmt auch die weitere Angabe überein, Marignola sei mit dem Beginne der Fasten in Neapel angekommen, und habe dort auf die Gesandten des Großchanes bis zum Osterfeste gewartet, welches Fest in das Ende des März gefallen sei; denn Ostern fiel im Jahre 1339 auf den 28. März. In Neapel schiffte sich Marignola mit den Gesandten und übrigen Begleitern ein.

Wer diese Begleiter waren, wird von ihm nicht näher bezeichnet, denn er sagt nur im Allgemeinen, er sei mit An-

---

*) Man vergleiche die Schrift von Meinert: Johannes von Marignola minderen Bruders und päpstlichen Legaten Reise in das Morgenland vom J. 1339 bis 1353. Prag 1820. S. 9.

**) Man vergleiche *Dobner* monumenta historica Boemiae nusquam antehac edita. Pragae 1768. 4. Tom. II, pag. 68 seq. und Meinert a. a. O. S. 14.

deren (cum aliis) vom Papste Benedict XII. als Gesandter und Legat an den Großchan abgeordnet worden *).

In dem päpstlichen Ernennungsschreiben sind zwar noch drei Gesandte angegeben, welche gemeinschaftlich mit Marignola wirken sollten, auch sind ihre Namen in den Empfehlungsschreiben des Papstes an den Großchan und die Chane der Tatarei wiederholt, doch kann Nicolaus Boneti, wenn er nicht während der Reise selbst wieder zurückkehrte, nicht unter ihnen gewesen seyn, denn er wurde gegen das Ende des Jahres 1342 von Clemens VI. auf das Bisthum Malta in der Erzdiöcese Palermo erhoben **).

Am ersten Mai kam die Gesandtschaft nach Constantinopel, wo sie in der Vorstadt Pera bis zum Feste Johannes des Täufers verweilte, jedoch nicht müssig, wie Marignola bemerkt, sondern beschäftigt mit Streitigkeiten über den Glauben gegen den griechischen Patriarchen und seine Synode, welche im Sophienpallaste statt fanden, und von Seite der Abendländer mit Erfolg geführt wurden ***).

Ueber das schwarze Meer gelangten die Reisenden von

*) Dobner a. a. O. p. 84. Nach der Chronik des Johann von Winterthur bei Eccard corpus hist. medii aevi T. I. col. 1852 sandte der Papst 50 Minoriten ab, Marignola selbst gibt die Anzahl seiner Begleiter in Cambalu auf 32 an.

**) Man vergleiche das Schreiben Clemens VI. dilecto filio Nicolao Boneti electo *Milevitano* mit dem Datum Avenione V Kal Decembris anno I bei Wadding im regestum pontificium ad 1342, nr. XI und Sicilia sacra auctore Roccho *Pirro*. Panormi 1733. fol. T. II, p. 906.

***) Marignola sagt a. a. O. p. 85: pervenimus autem in *Constantinopolim* per mare in Kalendis May, et fuimus in *Peyra* usque ad festum sancti *Johannis Baptiste* non ociose, quia summam disputationem habuimus cum Patriarcha *Grecorum* et toto concilio eorum in pallacio Sancte *Sophie* etc. Dieses totum concilium ist ohne Zweifel die permanente, jedem Patriarchen des Morgenlandes gleich einem Domcapitel zur Seite stehende Synode.

da in acht Tagen nach Kaffa, wo dem Berichterstatter die Verschiedenheit der christlichen Sekten auffiel.

Von Kaffa aus kamen sie in das erste Gebiet eines tatarischen Fürsten, nämlich des Chanes von Kiptschak, welcher damals Uzbek war.

Ihm überreichten sie die päpstlichen Briefe, die Tücher, ein gepanzertes Pferd, gebranntes Wasser, cytiaca genannt, wie die anderen Geschenke des Papstes, und brachten den Rest des Jahres und die Winterzeit des kommenden (1340) bei ihm zu, von welchem sie mit vollkommener Gastfreundschaft aufgenommen wurden.

Die große Strecke Weges von Kaffa, in dessen Nähe das Reich von Kiptschak begann, bis zur Residenz des Chanes gibt Marignola nicht an. Sie läßt sich aber leicht näher bestimmen, da der abendländische Handel sich bereits Wege in die Bucharei, und von da nach Nordchina gebahnt hatte. Nach der Beschreibung Pegolotti's, eines gleichzeitigen florentinischen Kaufmannes und Handelsgenossen des großen Handlungshauses Bardi in Florenz, war Tana am asowischen Meere, eine Colonie der Venetianer, der gewöhnliche Ausgangspunkt, von welchem diese Handelsreisen nach Kiptschak angetreten wurden.

Man kam von Tana auf mit Ochsen bespannten Karren in fünfundzwanzig Tagen, auf solchen, die mit Pferden bespannt waren, schon in zehn bis zwölf Tagen nach Gintarchan, dem spätern Astrachan. Auf dem Wege begegnete man zahlreichen Schaaren von bewaffneten Mongolen. Von da gelangte man zu Lande wie zu Wasser in einer Tagreise nach Sarai, der Hauptstadt von Kiptschak *).

*) Man vergleiche das Handelsbuch des Pegolotti im dritten Bande des von Pagnini veranstalteten aber anonym erschienenen Werkes della decima e delle altre gravezze imposte dal commune di Firenze. Lisbona e Lucca 1766. 4. cap. I, und die trefflichen

Von dieser Stadt haben sich nur noch Ruinen erhalten, welche sich längs den Ufern der Wolga, an den Mündungen der Tsarewka und Solaenka ausdehnen.

Nach dem Zeugnisse des gleichzeitigen Abulfeda war die Stadt, damals ein großer Stapelplatz für Kaufleute, besonders durch Sklavenhandel bekannt, am nordöstlichen Ufer der Wolga gelegen. Ebenso schildert sie der Minorit Wilhelm von Rubruquis oder Ruisbroek in Brabant, der 1253 vom Papste an den Großchan gesendet wurde. Er bemerkt, daß die Wolga sich in drei Arme theile, von denen jeder so breit sei, als der Nil bei Damiette. Außerdem bilde sie aber noch vier kleinere Arme, so daß er diesen Fluß mit seinen Gefährten siebenmal überschifft habe. Am mittleren Arme liege die Stadt, welche die Sommerresidenz genannt werde, sie sei nicht von Mauern, sondern bei dem Anschwellen des Flusses von Wasser umgeben. Am östlichen Ufer des Flusses liege Sarai und der Pallast des Chans Batu, des Gründers der Stadt *).

Bemerkungen, welche Elie de la Primaudaye hiezu in seinen études sur le commerce au moyen âge. Paris 1848. 8. pag. 150 seq. geliefert hat.

*) Man vergleiche Géographie d'Aboulféda traduite par Reinaud Tome II, P. I, pag. 322 seq. Wilhelm von Rubruquis K. 49. Wilhelm sagt: super medium brachium est villa quae dicitur Summerkeur absque muro.

Ibn Batuta sagt von der Stadt Astrachan, die er Hadbj Terkhan nennt: Le sultan séjourne en cet endroit jusqu'à ce que le froid devienne violent, et que le fleuve géle, ainsi que les rivières qui s'y réunissent. Der Ausdruck summerkeur ist offenbar aus den Worten summer und keur, d. h. wählen, zusammengesetzt, und bezieht sich nach Ibn Batuta's Zeugniß auf die Stadt Astrachan. Ueber die Lage der Stadt Sarai vergleiche man die Literatur in von Hammer's Geschichte der goldnen Horde S. XLV und Abulfeda ed. Reinaud a. a. O. p. 323. Ueber die wahre Benennung der angeblichen Stadt Summerkent vergleiche man mei-

Die Stadt Sarai, die Winterresidenz des Chans, dürfen wir mit großer Wahrscheinlichkeit als den Platz annehmen, wo Marignola mit seinen Gefährten überwinterte.

Sarai, vom Chan Batu gegründet, war schon frühe ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der Missionäre aus dem Orden des heiligen Franciskus, weil die Stadt theilweise von Christen bewohnt war, und sich deßhalb eine leichtere Bekehrung derselben erwarten ließ.

Nach Ibn Batuta's Zeugniß war sie von verschiedenen Völkern bewohnt, von denen er den größeren Theil als Christen bezeichnet. Er nennt als Muselmänner die Mongolen und die Aſſ (Osseten), als Christen die Kiptschaken (Petschenegen), Tscherkessen, Russen und Griechen. Abulfeda bezeichnet auch die Aſſe als Christen. Nach ihm sind die Aſſ oder Asen gleichen Ursprunges mit den öfter in den päpstlichen Bullen genannten christlichen Alanen. Beide sind türkische Stämme gemeinsamen Glaubens und gleicher Abstammung. Daraus erklärt sich auch, daß die Alanen von Rubruquis und Plano Carpini als Aſſen bezeichnet werden*).

Als Custodie der Franciskaner wird Sarai schon im Verzeichnisse der Ordensprovinzen von 1260 aufgezählt.

Eine andere Custodie bestand für die Krimm. Beide zusammen waren damals die einzigen Bestandtheile der Vicarie des Nordens.

Beide waren unter der langjährigen Regierung des Chan Batu entstanden, welcher dem Christenthume geneigt war, weßhalb man ihn selbst als Christen bezeichnet hat**).

---

nen Aufsatz im Bulletin der bayerischen Akademie der Wissenschaften vom 1. August dieses Jahrganges.

*) Man vergleiche Ibn Batuta nach der Ausgabe von Defrémery und Sanguinetti in der collection d'ouvrages orientaux publiée par la société asiatique. Tome II, pag. 448 und Albufeda a. a. O. T. II, P. I, p. 287.

**) Man vergleiche von Hammer Geschichte der Ilchane, das ist der

Der unermüdeten Thätigkeit des Ordens gelang die Verbreitung der wahren Lehre in dem Maße, daß in dem Verzeichnisse der Ordensprovinzen vom Jahre 1314 die Vicarie des Nordens damals schon siebzehn Custodien zählte, von denen mehrere zum Reiche Kiptschak gehörten.

In Kaffa waren zwei Custodien, in Maxerien im Süd-Osten des kaspischen Meeres ebenso viele, in Soldaia oder Sudagh bestand die gleiche Zahl.

Einzelne Custodien befanden sich in Solcat, in Karasu, in Ackhermann, auch maurum castrum genannt, in Wiza (Vicena) am schwarzen Meere und in Cembalo, dem heutigen Balaklawa.

Eine bestand in der venetianischen Colonie Tana, eine andere in Sarai, eine in Urgenz, der Hauptstadt von Chowaresm, eine wahrscheinlich auf der von Abulfeda angeführten Dnieperinsel Beber, eine in St. Johann, drei Meilen von Sarai entfernt, endlich zwei in Iberien im Westen des kaspischen Meeres *).

Bei dieser Verbreitung der Missionen und ihrem schnellen Wachsthume ist es wohl erklärlich, daß wir den Papst Jo-

---

Mongolen in Persien. Darmstadt 1842. 8. Bd. I, S. 415 und das Schreiben Innocenz IV. an Sartach, den Sohn des Chan Batu, der Christ geworden war, bei Wadding ad 1254. nr. 45.

*) Bei Wadding ad 1314 nr. 12 heißt es: Vicariatus Tartariae Aquilonaris habet loca septemdecim, Cafa ubi sunt duo loca: Majeria ubi alia duo, Sardaya, similiter Cata, Baraton, Marum castrum, Vicena, Cimbulum, Tana, Saray, Ugalet, Beler, sanctus Johannes. Item in regno Vieriae duo loca.

Weit richtiger sind diese Worte bei Wadding ad 1400, nr. XII aus einer vatikanischen Handschrift angegeben, in welcher es heißt: Vicariatus Tartariae Aquilonaris habet loca 17: Cafa ubi sunt duo loca, Majeria ubi alia duo loca, Sodaya, Solcata, Barasou, Maurum Castrum, Vicena, Cimbulum, Tana, Saray, Ugelz, Beler, S. Joannes. Item in regno Vieriae duo loca.

hann XXII. wie seinen Nachfolger Benedict XII. in mehrfachem Briefwechsel mit dem Chan Uzbek oder Euzbek von Kiptschak finden, in welchem die Päpste jede Veranlassung zu benützen suchen, um die christliche Lehre zu fördern.

Chan Uzbek hielt zwar streng an der Beobachtung des Islam, er duldete indessen die freie Religionsübung der Christen, hatte aber doch entstandener Streitigkeiten wegen das Glockengeläute verboten, weßhalb Johann XXII., in dem ersten seiner an den Chan vorhandenen Schreiben, ihn ersuchte auch hierin die Freiheit des Gottesdienstes nicht zu beschränken *).

Mit der gleichzeitigen Errichtung des Bisthumes Caffa (1318, 24. März) schuf Johann XXII. einen Centralpunkt für die zum Reiche Kiptschak gehörigen Missionen der Franciskaner in der Krimm, da er einen Ordensgenossen, den Bruder Hieronymus, welchen Clemens V. (1311) als Suffragan-Bischof von Cambalu ernannt hatte, zum Bischofe des neugeschaffenen Bisthumes erhob, und letzterem den großen Flächenraum von Varna in der Bulgarei bis zu der Stadt Sarai als Grenzen anwies **).

Die Thätigkeit des neuernannten Bischofes wußte in dem dem Reiche Kiptschak unterworfenen Theile der Krimm der katholischen Lehre unter den Tataren bald Anhänger zu gewinnen, welche das Gedeihen der Missionen beschützen konnten; denn der neuernannte Bischof konnte schon im folgenden Jahre dem Papste persönlich die Nachricht bringen, daß der Chan Abus, der Sohn des Chanes Coso, welchem der Titel

*) Man vergleiche über den Chan Uzbek Ibn Batuta a. a. O. S. 382 und Notices et Extraits T. XIII, pag. 264. Das Schreiben Johann's XXII. steht bei Raynald ad 1318, nr. 2.

**) Die päpstliche Ernennung des Hieronymus zum Bischofe ist vollständig abgedruckt bei Wadding im regestum pontificium ad 1320. nr. 84 mit dem Datum Avenione IV Kal. Martii anno IV, theilweise bei Raynald ad 1322, nr. 45 mit der unrichtigen Zahl anno VI.

eines Königes gegeben wird, die christliche Lehre angenommen habe.

Der Papst drückt hierüber in zwei Schreiben an den Chan Abus seine Freude aus und ermahnt ihn, auch seine Untergebenen zur Taufe zu veranlassen. Da in der Krimm kein anderes tatarisches Reich als das von Kiptschak bestand, so können wir den Chan Abus nur als Sohn des Kothlobeg betrachten, welcher Letztere als Statthalter in der Krimm während der Regierung Uzbek's aufgeführt wird*).

Mehrere Jahre später (1323) wandte sich Johann XXII. wieder an den Chan Uzbek. Er wiederholte seine frühere Bitte um Schutz der Christen und bat insbesondere für die durch die Saracenen aus der Stadt Soldaia (Sudag) verjagten Christen, wobei er von der Gottesfurcht des Chan's erwartet, daß Uzbek den Christen erlaube, in die Stadt zurückzukehren, und befehle, ihnen ihre Kirchen, die in Moscheen verwandelt worden waren, zurückzugeben, ihre Glocken wiederherzustellen, und ihnen das Glockengeläute zu erlauben**).

Auch den Erzbischof Nicolaus von Cambalu, wie die

---

*) Das erste dieser Schreiben mit dem Datum Avenione X Kal. Sept. anno VI und der Ueberschrift dilecto filio nobili viro Abuscano, nato clarae memoriae Cosogani regis in partibus Tartariae, steht bei Wadding ad 1321, nr. 36 und bei Raynald ad 1321 nr. 1. Das zweite Schreiben mit dem Datum Avenione IV Kal. Martii anno VI, in welchem der Papst unter Wiederholung eines Theiles des früheren Schreibens dem Chan Abus Ablaß für den fleißigen Besuch des heiligen Meßopfers ertheilt, steht nur bei Raynald ad 1322, nr. 44, Wadding erwähnt seiner ad 1322, nr. 31 nur vorübergehend.

In diesem zweiten Schreiben wird der Vater des Chan Abus als Cotoganus aufgeführt, was um so mehr auf den Beg Kothlo hinweist, dessen Hammer in der Geschichte der goldnen Horde in Kiptschak, das ist der Mongolen in Rußland, S. 303 erwähnt.

**) Man vergleiche das Schreiben des Papstes mit dem Datum Avenione V Kal. Octobris anno VIII bei Raynald ad 1323, nr. 2.

ihn begleitenden Minoriten, hatte Johann XXII. (1333) dem Uzbek, sowie allen tatarischen Fürsten empfohlen, um ihnen Schutz auf der Durchreise und freie Predigt der christlichen Lehre zu erwirken *).

Das Gesuch des Großchans, welches an Papst Benedict XII. gestellt wurde, veranlaßte den Papst, auch an die tatarischen Fürsten zu schreiben, durch deren Gebiete die Gesandtschaften ziehen mußten.

Im ersten Schreiben dankt der Nachfolger Johann's XXII. dem Uzbek für den Schutz, den er den Christen in seinem Reiche angedeihen lasse sowohl im Allgemeinen, wie im Besondern für die Begünstigung, durch welche er den im Reiche Kiptschak weilenden Minoriten einen gelegenen und tauglichen Ort in einer Stadt, welche neu gebaut werde, angewiesen habe.

Zugleich bittet er ihn, seine Gunst für die Christen auch dahin auszudehnen, daß Kirchen theils wieder hergestellt, theils neu gebaut würden, um in ihnen, nach dem Ritus der römischen Kirche, das heilige Meßopfer zu feiern und das Wort Gottes frei zu lehren **).

Die Stadt, in welcher den Minoriten außer der schon vorhandenen Ordenshäuser ein neuer Wirkungskreis ange-

---

*) Das Empfehlungsschreiben des Papstes ist in der Ausfertigung, welche es für den Statthalter des Großchans in Karakorum erhielt, abgedruckt bei Wadding ad 1333 nr. 3 und bei Raynald ad 1333 nr. 35. In beiden Ausgaben wird der Statthalter König von Corum genannt, im Abdrucke bei Wadding heißt er Sochus de Chigista, in dem bei Raynald Secede de Chigista. Wadding bemerkt, daß dieses Schreiben in ähnlicher Weise an alle Tatarischen Fürsten, sowie an Uzbek, welchen er nur als Chan der Krimm aufführt, ausgefertigt worden sei.

**) Dieses erste Schreiben Benedict's XII. mit dem Datum Avenione Idibus Junii anno IV steht bei Wadding ad 1338, nr. 9, von Raynald wird es ad 1338, nr. 80 nur vorübergehend erwähnt.

wiesen wurde, läßt sich zwar nicht mit Bestimmtheit ermitteln, war aber wahrscheinlich Neu-Sarai, welches mit Seraitschik am Ural identisch seyn dürfte, denn diese Stadt kommt unter der Regierung Usbek's zum erstenmale vor *).

Das Empfehlungsschreiben, welches der Papst dem Johannes Marignola an Usbek mitgab, ist gleichlautend mit dem für den Chan der Bucharei. Beide sind nur in allgemeinen Ausdrücken zum Schutze der Betreffenden, wie der Christen überhaupt abgefaßt **).

Marignola erhielt aber noch zwei andere Schreiben welche auf die Vermehrung der Christenheit im Reiche Kiptschak Licht werfen.

Das erste ist an den ältesten Sohn des Usbek, den Prinzen Tynybech (von Ibn Batuta wird er Tina bec genannt) gerichtet, das zweite an einen Minoriten aus Ungarn, den Bruder Elias. Im ersten dankt der Papst dem Prinzen für das Wohlwollen, das er den Christen wie allen Unterthanen bezeige, und bittet ihn diese Gesinnung, welche ihm die Verehrung Aller erworben habe, ihnen auch ferner zu Theil werden zu lassen. Im zweiten bezeugt er dem Bruder Elias seine Freude darüber, daß er den Prinzen, soweit es füglich geschehen könne, auf den Weg des Heiles leite, und ihn gegen die Christen günstig stimme. Er empfiehlt ihm den Marignola und seine Begleiter zur freundlichen Aufnahme und besondern Befürwortung bei dem Prinzen, und trägt ihm auf, Letzterem insbesondere die freundliche Gesinnung des apostolischen Stuhles zu erläutern ***).

Sarai war auch ein für die Bildung der Missionäre, die nach der Tatarei gesandt wurden, tauglicher Platz, denn

---

*) Man vergleiche von Hammer Geschichte der goldnen Horde S. 280.

**) Die Ausfertigung an den Chan der Bucharei steht bei Wadding mit dem Datum Avenione II Kal. Nov. anno IV ad 1338, nr. 13.

***) Wadding ad 1338, nr. 14 und 15.

der Bruder Paschalis aus Vittoria, welcher 1336 dahin gekommen war, hielt sich über ein Jahr dort auf, um die Sprache der Cumanen und das Alphabet der Viguren kennen zu lernen, welcher sich nach seiner Versicherung sowohl Tataren wie Perser bedienten *).

Marignola und seine Begleiter überwinterten in Sarai. Sie wurden dort gut gehalten, wohl verpflegt, gekleidet, großartig beschenkt, und konnten ihre Reise nach Verlauf des Winters auf Kosten des Usbek und mit seinen Pferden bis nach Almaligh (von den Lateinern Armalec und Armalecco genannt), der Hauptstadt des Reiches Tschagatai in der heutigen Bucharei, fortsetzen **).

Von dieser geneigten Aufnahme erhielt auch Benedict XII. noch in demselben Jahre Nachricht durch eine Gesandtschaft Usbek's und seines ältesten Sohnes Tynybech, bei der sich Bruder Elias als Gesandter des Prinzen befand. Die Gesandten hoben es als ein besonderes Zeichen der Ehrfurcht des Usbek gegen den apostolischen Stuhl hervor, daß er den Marignola und seine Begleiter wohlwollend aufgenommen,

---

*) Man vergleiche das Schreiben des Bruder Paschalis mit dem Datum Armalech in festo sancti Laurentii 1338, bei Wadding ad 1342, nr. 10, in welchem es heißt: per dei gratiam addidici linguam Chamanicam et litteram Viguricam, qua quidem lingua et littera utuntur communiter per omnia ista regna, seu imperia Tartarorum, Persarum, Chaldaeorum, Medorum et Cathay. Die Leseart Chamanicam steht hier unrichtig für Chumanicam. Man vergleiche hiezu den Reisebericht des Wilhelm von Rubruquis c. 27 und 28 und Abel Rémusat recherches sur les langues Tartares. Paris 1820. 4. Tome I, p. 255 seq. Auch Pegolotti sagt lingua cumanesca.

**) Dobner a. a. O. p. 86: et post hiemem bene pasti, vestiti et remunerati magnifice, et cum ejus equis et expensis pervenimus in Armalec imperii medii etc.

mit allen Bedürfnissen versehen und mit großartigem Aufwande auf dem Wege nach Catay habe geleiten lassen *).

Den Weg von Sarai nach Almaligh, im Reiche der Mitte, hat Marignola nicht beschrieben. Wir lernen ihn aber sowohl aus dem Briefe des Bruder Paschalis, wie aus dem Handelsbuche Pegolotti's kennen.

Bruder Paschalis bestieg mit Armeniern, über die er keine weitere Nachricht gibt, von denen wir aber aus der gleichzeitigen catalanischen Karte wissen, daß sie am Nordrande des See's Issikul ein Kloster hatten, ein Schiff, fuhr am Ufer des kaspischen Meeres bis zur Mündung des Flusses Ural, welchen er Tigris nennt, und kam im Verlauf von zwölf Tagen nach der schon erwähnten Stadt Seraitschik. Von dieser Stadt an bediente er sich eines von einem Kameele gezogenen Karrens und kam am fünfzigsten Tage in Urgenz an. Er verwechselte diese Stadt, welche an der Grenze des persischen Mongolenreiches und des tatarischen Reiches von Tschagatai lag, wahrscheinlich mit der im Westen des kaspischen Meeres liegenden Stadt Räscht oder Husum, denn er bemerkt, die Stadt heiße auch Hus, und schließt, vermuthlich durch die Aehnlichkeit dieser Bezeichnung mit der des Landes Uz bewogen, weiter, es sei hier Hiob begraben. Von da kam er mit einer Caravane von Saracenen, aufgehalten durch die Furcht vor einem drohenden Kriege, auf einem Wege welchen er nicht näher beschreibt, erst in fünf Monaten nach Almaligh **).

---

*) Man vergleiche das Schreiben Benedict XII. datum Avenione XVI Kal. Septembris anno VI an den Usbek bei Wadding ad 1340, nr. 2.

**) Bei Wadding ad 1342 nr. 10 heißt es nach der Schilderung von Sarai: inde ascendens in quoddam navigium cum Armenis per fluvium qui vocatur Tygris, et per ripam maris Vatuk (unrichtig statt Bacu) nomine, usque Sarachuk deveni per

Nach Pegolotti kamen die Kaufleute, welche nach Catay reisten, von Seraitschik entweder in zwanzig Tagen nach Urgenz und von da in fünfunddreißig bis vierzig Tagen nach Oltrarre, oder direkt von Seraitschik mit Kameelen in fünfzig Tagen nach Oltrarre. Von letzterer Stadt gelangte man auf Maulthieren in fünfundvierzig Tagen nach Almaligh *).

Almaligh wird in den älteren Verzeichnissen der Ordens-Provinzen der Franciskaner nicht aufgeführt. In früherer Zeit predigten zwar dort die Brüder Benedict aus Polen und Johannes von Plano, die Innocenz IV. nach Persien, wahrscheinlich zum Chan Hulagu, dem Gründer des dortigen Mongolenreiches gesandt hatte; allein die christliche Lehre fand dort keinen günstigen Boden und die Missionäre mußten für diesen Versuch ihr Leben lassen **).

---

duodecim dietas. Inde ascendens currum camelorum, cujus equitatus terribilis est, quinquagesimo die in Wrgant deveni, quae est civitas in fine imperii Tartarorum et Persarum; quae civitas alio nomine vocatur Hus; ubi est corpus beati Job etc. Pegolotti sagt: E da Saracanco infino in Organci sià 20 giornate di carro di cammello.

*) Man vergleiche über diese Handelsstraße das Werk von (Pagnini) della decima T. III, cap. I, von Humboldt: Centralasien. Berlin 1844. 8. Bd. I, Th. I, S. 485, und la Primaudaye a. a. O. p. 150. Von dem Wege nach Urgenz insbesondere handelt die im Jahre 1557 von Jenkinson unternommene Reise nach Bokhara in der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Th. VII, S. 519 seq. und das journal asiatique Tome IV. Paris 1824. 8. p. 292 seq. Oltrarre erklärt von Humboldt für das heutige Otrar in Turkestan am Sir oder Sihun, la Primaudaye hat p. 152 bemerkt, daß es auch den Namen Farab führe.

**) Bei Wadding ad 1248 nr. 3 in supplemento heißt es: sub hoc tempus Innocentius IV. summus pontifex ex majori Polonia oriundum beatum Benedictum cum beato Joanne de Plano in Tartariam Persidem legatos misit, qui ibidem pro Christi nomine multa passi, telorum ictibus confossi, ad extremum gla-

Johann XXII. hatte den Erzbischof Nicolaus von Cambalu, damit er seine Reise von der Krimm nach Catay ungefährdet vollenden könne, an alle tatarischen Fürsten empfohlen*).

Diese Empfehlung war von dem Chan Cazan von Tschagatai so wohlwollend aufgenommen worden und fiel für die Christen in Tschagatai von so günstigem Erfolge aus, daß Benedict XII. sich veranlaßt sah, dem Chan hiefür eigens zu danken.

Mit dem Erzbischofe von Cambalu waren aber auch Minoriten gekommen, welche Almaligh nicht mehr verließen, sondern zur Stätte ihres Wirkens bestimmten, denn wir finden von nun an auch einen Bischof aus dem Orden der Minoriten, den Bruder Richard aus Burgund erwähnt, der in dieser Stadt den Märtyrertod erlitt.

Aus dem Schreiben, welches der Papst an den Chan Cazan richtete, ersieht man, daß dieser dem Erzbischof erlaubte, die zerstörten Kirchen wieder herzustellen, neue zu errichten und das Wort Gottes frei Allen denjenigen zu predigen, welche es gerne hören würden.

In einem zweiten Schreiben, welches der Papst an zwei angesehene Christen Carasmon und Johanan, die Vertrauten des Chan Cazan richtete, dankt er ihnen für den Schutz, welchen sie den anderen Christen erwiesen, für ihre Verwendung zu Gunsten derselben bei dem Chane, insbesondere dafür, daß sie mit Hintansetzung des Zeitlichen dem Bischofe aus dem Orden der Minoriten, der sich in der Stadt Armalech aufhalte, zu eigenem Troste wie zu dem ihrer Glaubens-

---

dio jugulati sunt et in civitate Armaloch die XX Junii hujus anni 1248 sepulti. Mosheim hat in seiner Kirchengeschichte der Tataren p. 45 die Gesandtschaft des Johannes von Plano mit der des Johannes de Plano Carpini verwechselt, und daher Letzterem irrthümlich den Benedict als Begleiter beigegeben.

*) Wadding ad 1333, nr. 3.

Genossen in dieser Stadt, ihr bestes Grundstück geschenkt hätten, auf welchem man eine schöne Kirche zum Lobe des göttlichen Namens zu erbauen begonnen habe*).

Die Mission war indessen nicht von langer Dauer, obgleich sie noch in demselben Jahre, in welchem die päpstlichen Schreiben ausgefertigt sind, ein neues Mitglied in der Person des Bruder Paschalis erhalten hatte, dessen Reisebericht an seine Ordensoberen wir bereits kennen gelernt haben.

Dieser Bericht, welcher am Lorenztage (10. August) des Jahres 1338 zu Almaligh geschrieben wurde, zeigt, daß die Verhältnisse für die Christen dort nicht so günstig waren, als man sie dem Papste geschildert hatte.

Bruder Paschalis erzählt nämlich, daß er während der fünfmonatlichen Dauer seiner Reise von Urgenz nach Almaligh von seinen Reisegefährten, lauter Saracenen, fortwährend mißhandelt worden sei, daß man ihm öfters Gift gegeben, ihn in das Wasser geworfen und ihn körperlich mißhandelt habe.

Er fügt sodann hinzu, daß er aber hier noch mehr erwarte, nämlich zur Vergebung seiner Sünden und als sicheren Leitstern zum Himmel den Tod im Namen Jesu erdulden zu dürfen.

Die Erwartung des frommen Missionärs ging bald in Erfüllung, denn wir müssen nach dem Berichte Marignola's den Tod desselben schon in das Jahr 1339 setzen, wenn auch Wadding hievon abweicht, der das Zeugniß Marignola's nicht genug beachtet hat.

Marignola brachte den Winter des Jahres 1340 in Sarai zu. Von dieser Stadt bis nach Almaligh brauchte man gewöhnlich nicht vier Monate, denn Bruder Paschalis,

---

*) Beide Schreiben mit dem Datum Avenione Idibus Junii anno IV stehen bei Wadding ad 1338, nr. 7 und 8.

der fünf Monate unterwegs war, bemerkt ausdrücklich, daß sich die Reise durch die Kriegsgerüchte verzögerte *).

Marignola muß also jedenfalls noch im Jahre 1340, wenn auch vielleicht am Ende desselben, in Almaligh angekommen seyn. Im vorhergehenden Jahre hatte aber nach seinem Zeugnisse der Tod der Missionäre stattgefunden, folglich kann dieser nicht weiter hinausgerückt werden, als an das Ende des Jahres 1339.

Marignola gibt die Zahl der Martyrer aus dem Orden der Minoriten auf sieben an, welche er aber nicht Alle namentlich aufführt. Er nennt nur den Bischof Richard aus Burgund, den Bruder Franz aus Alexandrien, den Bruder Paschal aus Spanien, den Bruder Lorenz aus Ancona, den Bruder Petrus, einen Bruder aus Indien, der den Missionären als Dollmetscher diente, und einen Kaufmann Gilotti. Wadding führt als sechsten Missionär den Bruder Raimund Ruffi aus Alexandrien an, den Bruder Lorenz läßt er gleichfalls aus Alexandrien abstammen, den genuesischen Kaufmann aber, welcher an dem Martyrthume Theil nahm, nennt er Wilhelm von Modena.

Die Verfolgung dieser Missionäre schreiben die Schriftsteller des Ordens einer Veränderung der Regierung zu. Nach ihrem Berichte war der den Missionären günstige Chan, der ihnen sogar seinen Sohn zur Erziehung übergeben hatte, vergiftet worden, seine vier Kinder wurden getödtet, und ein Thronräuber, Namens Alisolda, der aus der Familie des Chans abstammte, aber Saracene war, hatte die Regierung an sich gerissen **).

Dieser Bericht stimmt indessen mit der Geschichte nicht

---

*) Bei Wadding ad 1342 nr. 10 heißt es: et caravana Sarracenorum, cum qua ibam, detenta est per viam in civitatibus Sarracenorum timentibus guerram et suorum expoliationem.

**) Man vergleiche Wadding ad 1342, nr. 7 und 8.

zusammen, denn Chan Cazan wurde nicht vergiftet, starb auch nicht im Jahre 1339, sondern fiel zehn Jahre später in einer Schlacht gegen Amircasagan.

Ein durch Alisolda herbeigeführter Thronwechsel konnte also die Verfolgung nicht veranlaßt haben. Soll unter diesem Namen (Ali Soldan) der Sultan Ali gemeint seyn, der allerdings in Tschagatai regierte, so haben die übrigen Ordens-Schriftsteller offenbar eine unrichtige Zeitangabe gebracht, denn Sultan Ali gehört unter die Vorfahren Cazan's *).

Die Verfolgung kann auch von keiner langen Dauer gewesen seyn, sondern scheint nur kurze Zeit gedauert zu haben, denn Marignola berichtet, sie hätten schon das nächste Jahr darauf die Kirche wieder hergestellt, ein Grundstück gekauft, ein Kaufhaus angelegt, den Gottesdienst verrichtet, die Taufe gespendet und das Wort Gottes frei gepredigt **).

(Schluß folgt.)

---

*) Man vergleiche Abulgasi Bagadur Chans Geschlechtsbuch der Mungalisch-Mogulischen oder Mogorischen Chanen, übersetzt von Messerschmidt. Göttingen 1780. 8. S. 156, und die Geschlechtstafel bei d'Ohsson histoire des Mongols im vierten Bande. Ersterer setzt den Tod Cazan's in das Jahr 1349, Letzterer in das Jahr 1346.

**) Bei Dobner T. II, p. 86 heißt es: pervenimus in Armalec imperii medii, ubi fecimus ecclesiam, emimus aream, fecimus fontes (fonticum?), cantavimus missas, baptizavimus plures, libere et publice predicantes non obstante, quod anno praecedenti solempne martirium passi sunt ibidem pro Christo episcopus et sex alii fratres minores etc.

XXXIV.

Zeitläufe.

Neueste Situationen deutscher Politik; Preußen und das dritte Deutschland; René Taillandier, Professor in Montpellier, und seine deutschen Reisen.

Man könnte zweifeln, ob es sich jetzt verlohne, über Politik in Deutschland etwas sagen zu wollen. Doch ist stets, und auch heute, neuer Anlaß genug vorhanden, das alte deutsche Jammerlied zu intoniren; warum sollten wir also den Schmerzensgang unserer politischen Rundschau nicht abermals bei uns selbst beginnen? Stellen wir auch Oesterreich vorderhand zurück. Man ist dort jetzt ohnehin fast ausschließlich in zwei Richtungen beschäftigt, welche noch nicht über das diplomatische Geheimniß hinausgediehen sind. Es gilt, Italien wenigstens wieder auf weitere sechs Monate zu assekuriren. Zweitens gilt es, den Christen in der Türkei von den feierlich und im Angesicht der ganzen Welt ihnen gemachten Versprechungen möglichst wenig, und am liebsten gar nichts zu halten. Leider entspringt auch dieses letztere Bestreben nicht etwa aus freien Stücken, sondern ist ein trauriges Gebot der Lage, einer Lage, welche nur allzu laut predigt, was „versäumte Gelegenheiten" in der großen Politik besagen wollen. Und nicht einmal der Lohn, den Herr von Bruck dafür zugesagt,

ist flüssig geworden; denn die Valuta sinkt schon wieder, zwar langsam aber beharrlich.

Mit der diplomatischen Stille an der Donau steht der Lärm in sonderbarem Contrast, der neuestens Einmal über das Anderemal von Berlin ausgeht. Wir meinen zunächst nicht den vielbesprochenen Flottenangriff des preußischen Prinz-Admirals auf die Riff-Piraten an der Seespitze des Kaiserthums von Marokko. Es war denn doch wohl unbedachte Ruhm- und Neugierde eines commandirenden Neulings zur See, und nicht die Absicht, den heimathlichen Kriegsruhm auch an der afrikanischen Küste und zu Schiff geltend zu machen, was die leidige Affaire herbeiführte; und nachdem der gerechte Schmerz über die unglücklichen Opfer der prinzlichen Unbekanntschaft mit Piraten-Manieren sich gelegt hat, wird doch, wie es scheint, keine direkte Kriegserklärung an Marokko als nominellen Oberherrn des Riffs, oder an besagte Piraten selber die Folge des Unfalls seyn.

Sehr ernst ist dagegen die Neuenburger-Frage, welche jüngst in so unerwarteter und bedauerlicher Weise zur unaufschiebbaren Lösung sich angemeldet. Wir haben vor Kurzem noch unser Erstaunen ausgesprochen, wie eine Großmacht, die eben noch auch in der Isolirung stets so reichlichen Gebrauch von ihrem unwiderstehlichen Schwerte zu machen pflegte, in Drohworten nämlich, wie eine solche Großmacht sich vom schweizerischen Radikalismus ganz ruhig ihr gutes Recht auf ein altes Land ihrer Dynastie acht Jahre lang unterschlagen und höhnisch vorenthalten lassen konnte. Es ist wahr, Preußen hat keine Gelegenheit versäumt, gegen den kecken Griff zu „protestiren", mit dem die Neuschweiz im Frühjahre 1848 das preußische Fürstenthum Neuenburg in eine republikanische Provinz des Berner Bundesraths verwandelte. Noch auf der Pariser-Conferenz protestirte Preußen. Aber es t h a t immer nichts, um den kecken Griff wirklich rückgängig zu machen. Im Gegentheil, noch jene Protestation

in Paris ward in der Presse gleich von der Versicherung begleitet, man gedenke im Geringsten nicht faktisch wegen Neuenburg's vorzugehen, sondern wolle „die Ereignisse abwarten". Nun glauben wir zwar nicht, daß das „Ereigniß" der neuenburgischen Erhebung von Berlin aus amtlich angezettelt worden, wie die Schweizer-Radikalen behaupteten; aber erklärlich ist es, wenn die Häupter der Royalisten in Neuenburg ihrerseits solche „Ereignisse" herbeiführen zu müssen meinten. Jedenfalls hat die endlos „zuwartende" Berliner-Politik die unerträgliche Lage verschuldet, in welcher diese Royalisten sich befanden, aufgehängt zwischen Himmel und Erde, zwischen der Verpflichtung gegen den legitimen Herrn und gegen die faktische Obrigkeit, Rebellen gegen diese oder jenem untreu, ohne die Möglichkeit eines Dritten. Auch dem legitimen Rechte an sich und der europäischen Ordnung überhaupt hat die unpolitische Halbheit großen Eintrag gethan, mit der Preußen sein unanfechtbares Recht weder gutwillig an die Räuber desselben zu überlassen, noch es thätlich zurückzufordern wußte. Jetzt freilich steht man in Berlin unausweichlich vor dieser Wahl. Die unglücklichen Theilnehmer und Verwandten der Erhebung müssen endlich wissen, wem sie angehören. Eine preußische Restauration in Neuenburg wäre völkerrechtlich geboten; aber sie dürfte auf eigene Faust schwer zu ermöglichen, und schon die bloße Connivenz der andern Mächte, geschweige denn ihre Beihülfe zur Exekution gegen die Schweiz, die sich auf das Recht der Volkssouverainetät stützt, sehr zweifelhaft seyn, namentlich jetzt, nach der nur allzu übel angeschriebenen Haltung Preußens im orientalischen Kriege. Die Sache ist zwar überhaupt noch nicht reif für unsere definitive Beurtheilung; aber wir fürchten, die preußische Souverainetät in Neuenburg werde das Schicksal der alten Souverainetäten des Sonderbunds theilen, d. i. im Stiche gelassen werden. Daß erstere niemals ein Haar mehr Recht hatte als letztere, liegt ohnehin auf der Hand,

und jedenfalls war sie es nicht, welche tapferer vertheidigt wurde.

Gerade in den letzten Monaten ist uns die Haltung Preußens in der Neuenburger Sache immer unbegreiflicher geworden. Während man dem Manteu[illegible]hen Protest in Berlin selber jede weitere Bedeutung a[illegible]ach, als einer bloßen Sache pro forma, entwickelte man dagegen die rührigste Thätigkeit in andern Dingen, die zu der dort so schmerzlich berührten preußischen Ehre nicht im Entferntesten in Berührung standen. Es ist, als wenn man das Bedürfniß fühlte, für die thatlose Politik des „Zuwartens" in der Orient-Frage und für den Sitz post festum in der Pariser-Conferenz sich jetzt dadurch zu entschädigen, daß man um das Doppelte des gewöhnlichen Maßes von sich reden mache. Was aber noch besonders auffallend ist, man hat gerade den Orient zum Schauplatz der energischesten Thätigkeit gewählt. Nachdem in der Zeit der Krisis mehr als zwei Jahre lang kein anderes Wort aus dem Munde Preußens zu vernehmen war, als von den „fremden Interessen" im Orient, „fremd" sowohl Deutschland als der Großmacht Preußen, sollte man nun meinen, keine Macht wäre am Orient näher betheiligt, als dasselbe Preußen. So hastig ist es bei der Hand, die durch den Pariser-Frieden ihm bewilligten Stellungen auszufüllen, z. B. sein Stationsschiff für die Donaumündungen abzuschicken, und insbesondere in den Donaufürstenthümern selber sich geltend zu machen. Aller der neuen Thätigkeit liegt jedoch immer das alte Programm seiner orientalischen Politik zu Grunde: „Nichts außer im Interesse Rußlands und alles Mögliche zum Nachtheile Oesterreichs." Wenn Oesterreich z. B. die Vereinigung der Moldau-Walachei gewünscht hätte, so hätten Rußland und Preußen sicherlich aus allen Kräften dagegen agitirt; nun aber Oesterreich auf's Aeußerste gegen solche Maßregeln sich anstrengte, bethätigte der preußische Consul einen vorlauten Enthusiasmus dafür, über

welchen officiöse Wiener-Stimmen die bitterbösesten Worte fallen ließen. Preußen hat bekanntlich im eigenen Lande die ängstlichsten und rücksichtslosesten Maßregeln gegen die Banken und Creditmobiliers in den kleinen Staaten und die Einschleppung ihres Papiergelds getroffen; in der Moldau aber wußte es zu bewirken, daß der Hospodar Ghika noch zum Schlusse seines phanariotischen Regiments das moldauische Bankprivilegium den Oesterreichern vor dem Munde wegnahm und es an die Dessauer-Bank verhandelte. Die Pforte hat diese Concession als unberechtigt umgestoßen. „Deutsche Interessen an der untern Donau, warum nicht gar!" — hatte man dritthalb Jahre lang von Berlin aus den Nationalen zugehöhnt. Jetzt aber rühmt sich der Direktor der Dessauer-Bank, Preußen werde die Interessen derselben Bank in Constantinopel „mit der allergrößten Energie" vertreten. Hätte die Pforte einer Ghika'schen Concessions-Verleihung zum Nachtheil Oesterreichs den Consens verweigert, dann wäre in Berlin das Urtheil sicher ganz für die türkische Berechtigung ausgefallen. Was ist klarer als die „deutsche Politik" und die deutsche Einigkeit an der untern Donau!

Sie hat sich aber zugleich auch am entgegengesetzten Ende Deutschlands nicht minder vortrefflich bewährt. Man besitzt in Frankfurt schon lange kein Recht mehr, von „Deutschen" in den Bundesländern Schleswig und Holstein zu reden, es gibt dort nur mehr dänische Rajah. Das demokratisch-bureaukratische Maitressen-Regiment in Kopenhagen hat sich in einer Weise ausgestaltet, daß ein deutsches, in der dänischen Hauptstadt selbst erscheinendes Blatt offene Debatten veranstalten kann über die Frage: ob wohl das Dänenthum bloß todtkrank, oder wahnsinnig, oder vom Teufel besessen sei? Auch die Mitglieder der Ritterschaft in den Herzogthümern, welche in den Wirren von 1848 entschieden auf die Seite des Königs getreten waren, sind jetzt in die Opposition gedrängt. Sie haben in

Holstein zur Minister-Anklage ihre Zuflucht genommen; es hat sich aber gezeigt, was von solcher Einmischung politischer Fragen und Verhältnisse in's reine Rechtsgebiet zu erwarten ist: das Oberappellations-Gericht hat sich incompetent erklärt. Ohne Zweifel lag schon in solcher Durchführung der sogenannten dänischen Gesammtstaats-Verfassung der rücksichtsloseste Bruch der feierlichsten den deutschen Großmächten gegebenen Zusicherungen vor, und hätte der Bund zum Schutz der Rechte der Herzogthümer längst sich provocirt fühlen sollen. Allein es kam noch ärger; der dänische Reichstag beschloß ohne weiters den Verkauf der deutschen (holstein-lauenburgischen) Domänen, d. i. er verfügte über Werthe, die gar nicht den Dänen gehören. Aergere Schmach konnte den deutschen Mächten wohl nicht mehr zugemuthet werden. Und was thaten diese Mächte? Oesterreich trat mit einer drohenden Note ein. Preußen aber? Es fühlte sich sehr gekränkt durch eine solche Voreiligkeit, und seine inspirirte Presse bezeichnete die „unberufene" Einmischung des kaiserlichen Kabinets als eine feine Intrigue, um Preußen in schlimme Händel zu verwickeln und in europäische Verlegenheiten zu bringen. Auch nachdem das Berliner Kabinet mit seiner Protest-Note (wie man sagt, sie zurückdatirend, um Oesterreich den Vorsprung zu nehmen), sich angeschlossen hatte, erklärte die inspirirte Presse, daß es durchaus nicht so gemeint sei, als ob man diesen diplomatischen Schritten in Berlin „eine weitere Folge zu geben" gedenke, insbesondere verbitte man sich jede Anhängigmachung der Sache am Bunde. Dänemark schritt über die deutschen Proteste hinüber und mit keckem Hohne faktisch vorwärts. Neue Noten aus Wien und Berlin, von hier aber zugleich neue Versicherungen, man werde sich durch Oesterreich, welches die Angelegenheit für seine Bundes-Reform-Projekte auszubeuten trachte, nicht überlisten lassen, kurz, es werde beim Protestiren sein Bewenden haben. Man möchte versucht seyn, solchen kalten Spott auf die Pflich-

ten und Rechte deutscher Länder für unglaublich zu halten, aber leider ganz mit Unrecht. Das Organ der Berliner Hofpartei, die „Kreuzzeitung“, ist empört über das dänische Willkür-Regiment, sie kann den „Conservativen“ und der Ritterschaft in den Herzogthümern ihr tiefstes Mitgefühl nicht versagen, sie schreibt fulminante Artikel, aber deutsche Intercession, Bundeshülfe? — nur das nicht! Man hat gemeint, die Rücksicht auf Rußland, mit dem die dänische Politik und nahezu Dänemark selber identisch ist, zur Erklärung beiziehen zu müssen. Es bedarf aber dessen nicht. Allerdings hat Preußen unmittelbar nach dem Tage von Olmütz in der Denkschrift vom 3. Dec. 1850 erklärt: „es ist das Mittel gefunden, in der Vertheidigung der Sache der Herzogthümer die lange entbehrte Action des ganzen Bundes wieder eintreten zu lassen.“ Aber hat man denn die dürren und klaren Worte vergessen, in denen die Kreuzzeitung am Anfang des orientalischen Handels sich über das wahre Programm der „Bundespolitik Preußens“ auseinandersetzte? „Negativ“ nannte sie diese Politik; denn ihr Grundsatz lautet: was etwa zur Verbesserung in Deutschland geschehen muß, nie und nimmer durch den Bund, respective im Verein mit Oesterreich, sondern immer durch Preußen allein! Was sollen demnach Oesterreich und der Bund in Schleswig, Holstein und Lauenburg? was ist einfacher, als daß man Preußen allein im Einverständniß mit Rußland walten lasse?

Natürlich vermag unter diesen Umständen sogar die verächtliche Zwerggestalt des dänischen Pöbel- und Gantirer-Regiments die heiligsten Rechte Deutschlands und deutscher Bundesbrüder unbesorgt mit Füßen zu treten. Seien wir übrigens gerecht: es ist dieß nicht Preußens Schuld allein. Ein conservatives Blatt in Kopenhagen bemerkt ganz richtig: „Da eine allgemeine Furcht vorhanden ist, die bereits in Gährung befindlichen Stoffe, die nationalen Elemente Deutschlands zu entzünden, so wird man es bei Worten be-

wenden lassen, weil die Folgen von Thaten unberechenbar sind" *).

Es gibt noch Andere, die von jener „Gährung" mehr zu besorgen haben als Preußen, und denen mit gutem Grund vor dem Tag der Abrechnung grauen mag. Dieß sind die Mittelstaaten. Ein Blick auf die Art, wie sie mit den nationalen Elementen ein Abkommen zu treffen meinen, ist eben jetzt von Interesse, nicht nur für die Lage Deutschlands überhaupt, sondern auch für die Preußens insbesondere. Man erinnert sich wohl an die fürchterlichen Drohungen mit dem „letzten Hauch von Mann und Roß", welche 1852 über der Frage wegen Erweiterung des Zollvereins aus Berlin ergingen; jener große Rumor war nur ein mattes Vorspiel der Verlegenheiten, welche dem Berliner-Kabinet von daher unausweichlich noch drohen. Denn erst jetzt hat sich bei den Mittelstaaten der Gedanke ausdrücklich festgesetzt, die berechtigten Ansprüche auf deutsche Einheit, Bundesreform rc. seien in keiner anderen Weise zu begütigen, als durch die Einheit der materiellen Interessen. Unter dem Vorwand der materiellen Interessen hat man die Ehre und Weltstellung Deutschlands soeben noch neuerdings geopfert. Jede Reform, welche dem Bunde ein wirkliches politisches Leben verleihen könnte, z. B. der vielbegehrte Bundesgerichtshof, fordert ein Opfer von der Souverainetät; es zu bringen, hat man zwar heilig und feierlich versprochen, will es aber doch nicht; also tröstet man damit, es gelte vor Allem die Verwirklichung der deutschen Einheit und die Bethätigung des Bundes auf dem Gebiet der materiellen Interessen. Man erinnere sich der ministeriellen Erklärungen in der bayerischen Kammer. Mit dieser Auskunft kann nun zwar Oesterreich sehr wohl zufrieden seyn. Denn erstens ist es seine natürliche Aufgabe, die Identität seiner materiellen Interessen mit den deutschen zu reali-

*) Deutsche „Kopenhagener Zeitung" vom 26. August 1856.

siren. Zudem hat Hr. von Bruck jetzt auch noch die ganze österreichische Politik nach dem Grundsatze eingerichtet: „die Form der Verwaltung des Gemeinwesens verdiene nur insoferne Berücksichtigung, als sie den Erwerb fördert oder hindert" — wie man sieht, ganz dasselbe Princip, welches auch der Bundespolitik der Mittelstaaten zu Grunde liegt. Also bei beiden die vollkommenste Solidarität deutscher Politik aus dem Gesichtspunkte der materiellen Interessen. Zweitens aber gibt es kein besseres Mittel des Nivellements und der Vereinerleiung als eben die Einheit dieser Interessen, und da auch diese Wirkung für Oesterreich eher nützlich als schädlich ist, so kann es die Bundespolitik der Mittelstaaten in aller Ruhe und Zuversicht gewähren lassen. Nicht zwar die Reform des Bundes (denn er ist unreformirbar), aber wohl der Bund der Reform würde sich auf diesem Wege ganz von selbst machen. Von Allem, was man sonst über eigentliche Bundes-Reform-Projekte Oesterreichs zu erzählen weiß, glauben wir absolut nichts. Hingegen steht die mittelstaatliche Bundespolitik der materiellen Interessen dem Preußenthum in jeder Hinsicht feindlich und höchst gefährlich gegenüber. Weder sind dem Preußenthum diese Interessen mit den deutschen gemein und identisch, noch kann es jemals ihre nivellirende und vereinerleiende Wirkung zulassen. Durch solchen Gegensatz ist die deutsche Stellung Preußens in entschiedenem Nachtheile. Der Gegensatz wird aber bald genug offen hervortreten, z. B. bei den nächsten besten Zolleinigungs-Debatten. Es wird sich dann zeigen, daß Berlins unglaublicher Zorn über die Darmstädter-Coalition von 1852 im preußischen Standpunkt nur allzu begründet war.

Damit ist aber der Verlegenheiten Preußens noch kein Ende. Man befindet sich zu Berlin mitten in der Erndte des schlimmen Lohns für die Haltung in der orientalischen Krisis: dieß wird aus dem Organ der Hofpartei selber immer klarer, und wir haben es oft genug prophezeit. Vor Allem ist

das vereinigte Kleindeutschland der Russischgesinnten schon wieder in Theile gegangen: die Bamberger-Conferenz besteht wieder für sich. Man meinte häufig, die Mittelstaaten bildeten nur den Schweif Preußens im Russen-Enthusiasmus; im Gegentheile, es war fast umgekehrt. Jedenfalls sind sie nicht gesonnen, etwa aus Dankbarkeit in der entente cordiale zu verharren, sondern aus der Darmstädter-Coalition und der glorreichen Bamberger-Conferenz soll eine selbstständige Bildung erwachsen. Eine Trias, ein drittes Deutschland, ein „neuer Rheinbund", wie die Preußen es nennen. Die Idee ist leider nicht neu, seit einiger Zeit ist sie aber offenbar beflissen, sich von Neuem zu insinuiren. Doch überraschte es uns, am 6. Sept. die Kreuzzeitung selber klagen zu hören, daß sogar „süddeutsche Freunde" von ihr für diese Idee sich begeistert hätten. Es ist der Mühe werth, zu sehen, was das Organ über den Trias-Plan berichtet, von dem übrigens zugestanden werde, daß er allerdings „etwas dem Rheinbunde Aehnliches" zu Tage brächte:

„Die Zwistigkeiten zwischen Oesterreich und Preußen beunruhigen nicht allein die Verhältnisse des deutschen Bundes, sondern auch das übrige Europa. Sind beide einig, so sind sie auch die unbedingten Herrscher innerhalb des deutschen Bundes, und die kleinen deutschen Fürsten haben sich willenlos ihren Vorschriften zu unterwerfen. Sind Oesterreich und Preußen verschiedener Meinung, so rangiren die kleinern Staaten sich nach Sympathien, Verwandtschaften und örtlichen Bedingungen auf die eine oder andere Seite, und wieder ist der deutsche Bund in zwei feindliche, oder doch divergirende Lager gespalten. Diesem Mißverhältnisse ein Ende zu machen, gibt es nur ein, aber dafür auch ein unbedingt wirksames Mittel. Sämmtliche deutsche Staaten, außer Oesterreich und Preußen, müssen eine feste Gruppirung unter sich schließen, eine dritte gleichstarke Macht bilden, die bei allen vorkommenden Zwistigkeiten, je nachdem sie sich zwischen die Streitenden oder auf die Seite des Einen derselben stellt, unter allen Umstän-

den die Entscheidung in der Hand behält, und vor allen Dingen sich dem Uebergewichte beider entzieht."

Dieß wäre also das „dritte Deutschland" statt des einigen Deutschlands, welches die Herren in gefährlicher Zeit vor Gott und der Welt den Völkern versprochen haben. Wir werden uns übrigens hüten, für oder gegen, uns zu echauffiren. Der Bundestag würde in diesem Falle natürlich zur völligen Nullität; von einer Reform wäre um so weniger mehr die Rede, als das „dritte Deutschland" eigentlich der erklärte Bruch der Bundesverfassung selber wäre. Indeß hat die Trias dem Wesen nach bereits eine ganze Reihe von Jahren bestanden; sie hat Deutschland in der jüngsten Krisis um den letzten Rest von Credit, Ehre und Ansehen gebracht; ob sie sich auch förmlich constituire oder nicht, das verschlägt an sich äußerst wenig. Oesterreich insbesondere kann auch dazu lachen. Als Ersatz einer wirklichen deutschen Einheit muß ja eben dieses „dritte Deutschland" wenigstens eine Einheit der materiellen Interessen Deutschlands für die grollenden Völker bereit halten. Preußen dagegen! Was sollen wir uns aufhalten bei der Aufzählung aller integrirenden Theile seines großen Hegemonie-Planes, welche das „dritte Deutschland" Stück für Stück unter die Füße treten wird, unter dieselben Füße, die mit ihm vereint eben noch so fest für Rußland gestanden sind? Gehen wir lieber gleich zur Hauptsache über. Vorher aber nur noch eine Bemerkung. Ein größeres katholisches Blatt, welches sich jüngst bemüßigt fand, eine Reihe enthusiastischer Trias-Artikel zu veröffentlichen, bemerkt in denselben: die Trias sei nicht etwa eine neubayerische Erfindung, sondern schon eine Lieblingsidee des großen Görres gewesen, namentlich zur Zeit der Kölner Irrung. Was glaubt aber der Herr Verfasser wohl, daß Görres heute sagen würde, wenn er die heutigen Leute ein „drittes Deutschland" machen sehen würde, statt des von ihnen feierlich versprochenen einigen?

Wie gesagt, bestand das dritte Deutschland dem Wesen nach bisher schon; aber es bestand keinen Augenblick, und vermag seiner Natur nach niemals zu bestehen, ohne auswärtigen Schutz. Bis zum Fall des Malakoff am 8. Sept. 1855 war Rußland der Protektor; in dem berüchtigten russischen Memorandum von 1834 liegt bereits das ganze Programm des vom Czarthum protegirten „dritten Deutschlands“ vor, und man erinnert sich wohl, wie das hannover'sche Ministerium in der Kammer erst kürzlich noch die Unterhaltung eines Gesandten in Petersburg mit der Hoffnung gerechtfertigt hat, daß Rußland fortfahren werde, die Existenz der kleineren deutschen Dynastien zu schützen. Bliebe es auch ferner dabei, so würde der Schrecken in Berlin ungleich kleiner seyn. Denn bei der vorausgesetzten innigen Verbindung Rußlands mit Preußen bestünde dieselbe Verbindung wenigstens indirekt auch mit dem „dritten Deutschland“, und wäre die Dreitheilung eigentlich bloßer Schein. Aber — und das ist eben die Hauptsache — die Kreuzzeitung selber gibt das russische Protektorat verloren, sie sieht das neue „dritte Deutschland“ unverkennbar gegen Frankreich hin gravitiren. Uns überrascht dieß nicht; wir wissen unter Anderm, daß die Mächte der Bamberger-Conferenz ihre bedenkliche Stellung für den Fall, daß einmal Oesterreich und Frankreich ihnen Einen kategorischen Willen zu wissen thäten, schon in der jüngsten Krisis recht wohl erwogen haben. Andererseits wird auch der unglaublichste Krönungspomp von Moskau den gesunkenen Credit Rußlands nicht heben. Die Kreuzzeitung lamentirt daher mit gutem Grund: schon Italien, schon Spanien unter französischer Direktion, und nun auch noch das — dritte Deutschland! Sie erinnert sich, was der Rhein-Bund schon einmal war, und was abermals aus ihm werden könnte. Alles sehr wahr! Aber wer hat all' Das verschuldet? wer hat den Dualismus in Deutschland zum Naturgesetz erhoben? wer hat Deutschland die schmähliche Rolle

des jüngsten Krieges spielen lassen? wer hat den Schemmel gezimmert, auf dem Napoleon III. mit Frankreich zur europäischen Hegemonie emporstieg? Etwa nicht Preußen, Preußen und wieder Preußen? Alles das haben wir vorhergesagt in denselben Heften, welche man uns in Preußen regelmäßig confiscirt hat. Als wir Hrn. von Gerlach's letzte Rundschau und seine Kritik der orientalischen Politik Rußlands in ihr lasen, vermochten wir uns kaum zu fassen vor Erstaunen, so sehr sagt dieser Sprecher der Partei jetzt das pure Gegentheil von dem, was er drei Jahre lang in der Kammer und in der Presse in aller Hitze behauptet, und eben das, was wir drei Jahre lang im Kampfe gegen das Organ der in Preußen herrschenden Partei aufrecht gehalten. Vielleicht werden es der unwillkürlichen Zugeständnisse noch mehrere!

Bereits scheint sich auch die Vorhersagung zu erwahren, daß Rußland der preußischen Haltung den gehofften Dank nicht wissen werde. Auch privatim hat schon verschiedentlich verlautet, Rußland wolle sich von den europäischen Dingen möglichst und ganz auf sich selber zurückziehen, nur mehr den Verbesserungen im Innern sich widmen; neuestens verlautet auch von einem diplomatischen Cirkulare des gleichen Inhalts. Sonderbarer Weise zeigt sich gerade die Kreuz-Zeitung in allem Ernste geängstigt durch einen solchen Entschluß des Czarthums, „sich schmollend zurückzuziehen“. Sie hat sich schon mehrmals sorgenvoll darüber geäußert, und soeben (18. und 19. Sept.) von Neuem, gegen die Schmoll-Politik des russischen Nord: es könne nicht seyn und dürfe nicht seyn. Sie verspricht den besten Erfolg vom Gegentheil, und ist nicht ungeneigt, sogar gewisse Fehler der Nikolai'schen Politik als die Ursache der jüngsten Niederlage des Czarthums zuzugestehen. „So zart als es sich für ihre Ehrfurcht vor dem verewigten Kaiser Nikolaus schickt“, deutet sie an, „daß er es zuerst und zwar bei Gelegenheit des Krieges ge-

gen die Türkei 1828 und 1829 gewesen, welcher sich kalt zeigte gegen die höchsten Ziele der heiligen Allianz"; sie meint sogar, „es sei durchaus gerechtfertigt, wenn Rußland künftig mehr wählerisch sei mit seiner Einmischung in die europäischen Angelegenheiten." Aber sich ganz zurückziehen wollen, Preußen allein stehen lassen! das wäre entsetzlich. Und was uns noch interessanter ist: die Kreuzzeitung empfiehlt nicht etwa die Wiederherstellung der „heiligen Allianz", sie gesteht indirekt deren Unmöglichkeit zu, wie es denn wirklich der Hauptgewinn aus der jüngsten Krisis war, daß sie den definitiven Schluß bildete für die Zeit jener russischen Maskerade. Sie weiß auch nicht die Herstellung einer andern politischen Dreieinheit zu empfehlen, denn mit England ist noch immer nichts zu machen. Sie empfiehlt vorderhand nur jenen europäischen Areopag, dessen im Pariser-Traktat vorübergehende Erwähnung geschieht, der kräftigsten Betheiligung Rußlands, „daß nichts Gewaltsames in Europa geschehen soll ohne die Einwilligung der übrigen Großmächte miteinander." Die Aermste sieht nicht, daß es eben darum dem Czarthum nie und nimmer zu thun war, sondern im Gegentheil stets nur um einen Bund, der es bei seinen gewaltthätigen Uebergriffen schützen würde. Einen solchen Bund, und keinen andern, sucht Rußland auch heute wieder; bis es ihn gefunden, mag es allerdings im Schmollwinkel zu sitzen scheinen. Eine ferne Ahnung davon dämmert ja auch in der Kreuzzeitung selber auf, wenn sie klagt: „Die entente cordiale so vieler Russen springt gerade jetzt über ihre nächsten Nachbarn hinweg, und sucht sich blendende Huldigungen im fernsten europäischen Westen, so sehr, daß namentlich le Nord und seine Correspondenten nur noch zwei Nationen zu kennen scheinen, die ein Recht auf fernere Existenz in Europa haben: Franzosen und Russen."

Wer kann die tiefste Verstimmung in diesen Worten verkennen, und zugleich die bangste Sorge vor einer gänzli-

chen Umkehr der russischen Richtungen? Ja wohl, die Berliner-Hofpartei hat Grund, die unerhörte Spannung zu bejammern, die jetzt in allen europäischen Verhältnissen besteht, daß jede Macht für sich isolirt und mit Mißtrauen gegen jede andere erfüllt, keine ihrer Ziele mehr sicher sei. Aber will denn die Partei nicht endlich ihr Gewissen fragen: wer wohl die Schuld an solcher Frucht der Orient-Krisis und insbesondere daran trage, daß Deutschland nicht als der stolze Fels über dieses Meer von Verwirrung emporragt? Jene furchtbare und letzte Schicksalsmahnung, in Berlin verspottet und verhöhnt wie eitel Narrenwort, sollte ohne ihre Folgen bleiben? Und bezüglich des speciellen Punktes, daß jetzt „so viele Russen über die nächsten Nachbarn hinwegspringen" weiß sich denn die Kreuzzeitung auf gar keinen selbstverschuldeten Grund solcher Geringschätzung zu entsinnen? Man erzählt sich doch eben jetzt von einem Vorgange in Berlin, der sie sehr leicht auf die rechte Spur leiten könnte!

Wir haben früher von dem Scandal des Potsdamer Depeschen-Diebstahls gesprochen, welcher an den Vertrautesten des Königs, den Herren von Gerlach und Niebuhr, durch Bestechung ihrer Kammerdiener von einem Polizei-Agenten verübt wurde und zwar, wie gleich Anfangs behauptet ward, zu doppeltem Zwecke. Erstens um eine Controlle über die Camarilla zu ermöglichen, angeblich dem Minister-Präsidenten selber; zweitens um die geheimen Pläne derselben Camarilla einer fremden Macht zu verrathen. Dadurch, hieß es, daß der preußische Gesandte bei dieser Macht plötzlich bemerkt habe, wie die geheimsten Absichten seiner Regierung vor dem betreffenden Hofe (Paris?) völlig entschleiert seien, sei man dem Verbrechen auf die Spur gekommen. Jüngst ward nun wirklich der Thäter vor dem Berliner Staats-Gerichtshof abgeurtheilt, und zwar wegen „Landesverraths"; also nicht insoferne er sein Verbrechen in höherm Auftrag (des im Duell erschossenen Polizeiministers Hinckeldey) be-

gangen, sondern insofern er aus demselben nebenbei noch eine Privatspekulation für sich gemacht, und „wichtige Correspondenzen im Interesse auswärtiger Mächte entwendet.“ Diese Correspondenzen betrafen den Verkehr der Camarilla mit St. Petersburg, und liefen fortwährend neben der amtlichen Correspondenz Preußens mit Rußland her. Die erstern meldeten stets das gerade Gegentheil von den letztern, wie die „Oesterreichische Zeitung“ vor zwei Monaten schon (am 28. Juli) berichtete, ohne irgend Widerspruch zu erfahren. Der Minister-Präsident von Manteuffel schrieb amtlich: „Rechnen Sie nicht auf uns, wir bleiben neutral und können Ihnen nicht folgen; können Sie Ihr Beginnen nicht allein zu Ende führen, so halten Sie inne.“ Die Camarilla schrieb außeramtlich: „Se. Majestät gibt dem Einflusse Manteuffels nur mit Schmerz nach, und wird zweifelsohne bald eine andere Politik einschlagen; das Ende muß seyn, daß wir auf Rußlands Seite treten; alle Sympathien des Königs sichern Ihnen binnen kurzer Frist den Beistand Preußens.“ Wir haben die Kreuzzeitung vom Anfang der Krisis an nicht aus den Augen gelassen, und wer immer dasselbe that, der konnte nicht verkennen, daß eben die preußische Politik es war, was Rußland in seinem Trotze erst bestärkt, dann hinausgezögert, endlich im Stiche gelassen. Darum haben wir wiederholt geäußert, an dem Unglück Rußlands trage Niemand anders als Preußen und Preußen allein die Schuld. Wenn also die Kreuzzeitung jetzt Zeichen russischer Geringschätzung vermerkt, sollte das wirklich gar so verwunderlich seyn?

Wir können unsern Fuß dießmal nicht weiter setzen, ohne erst noch einen Blick auf das präsumtive Haupt des dritten Deutschlands zu werfen. Die „Zeitläufe“ haben sonst mit

den weltbewegenden Erscheinungen des Tages allzu viel zu schaffen, als daß sie öfter im Stande wären, mit den kleineren Verhältnissen und ihren Capricen eigens sich zu befassen. Ihre Bedeutung schwindet ohnehin mit jeder neuen Meile der Eisenstraßen mehr zusammen und der Geist, welcher früher dann und wann den Mangel räumlicher Ausdehnung wirklich ersetzte, ist jetzt auf den Frosch in der Fabel reducirt. Einem freien Wort sind solche Stimmungen nicht zugänglich; jedenfalls vermag es nie zu verbessern; man weiß es vielmehr sehr geschickt zu benützen, um erhöhte Gereiztheit und immer dichtere Befangenheit zu bewirken. Doch müssen wir dießmal mit Bayern eine Ausnahme machen. Die Veranlassung bietet uns ein Aufsatz in der Revue des deux mondes. Paris 1. Juillet 1856, überschrieben: „Deutschland während des Pariser Congresses. Preußen, Oesterreich und die Mittelstaaten im J. 1856, von M. Saint-René Taillandier.“ Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ hat das Schriftstück bereits zweimal besprochen; aber sie hat klüglich erachtet, die Hauptsache secretiren zu müssen. Wir dagegen erachten es als ein Gebot der Ehre für uns und das Land, auf dem wir stehen, sie nicht zu secretiren. Hören wir also einfach den Thatbestand!

Hr. René Taillandier, Professor in Montpellier, hat seine besondern Studien den deutschen Dingen gewidmet. Schon im J. 1846 gab er ein Buch über die religiöse Bewegung in Deutschland heraus, wo er kurz vorher selbst längere Zeit verweilt hatte. Seiner Gesinnung nach müßte man ihn als Rongeaner bezeichnen, wenn er nicht Franzose und also Voltairianer wäre; im Uebrigen Liberaler von reinstem Wasser, passirt er zur Zeit als guter Bonapartist. Hr. René hat in derselben Revue noch einen andern Artikel „über deutsche Literatur“ geschrieben; so viel wir bei einer flüchtigen Durchsicht des breiten Machwerks gesehen, kennt er in ganz Deutschland keinen einzigen katholischen Gelehrten. Leicht er-

klärlich. Hr. René läßt sich an gewisse anderen Persönlichkeiten in Deutschland empfehlen, und was er von ihnen hört und sieht, das weiß und schreibt er, außerdem existirt für Hrn. René in deutschen Landen nichts. Dieser Umstand ist für unsern Bericht von Wichtigkeit; wir werden bei der Partie „München" sehen, mit welcher peinlichen Genauigkeit Hr. René Alles referirt, was er von Monsieur Maurice Carrière etc. zu vernehmen das Glück hatte, sonst aber Nichts.

Unser Forscher begab sich aus dem Lande der Gallier erst nach Berlin. Daselbst hatte er sich vor 15 Jahren schon aufgehalten; aber ach! er erkannte fast die gute Stadt nicht wieder, so sehr hatten die Dinge in der kurzen Spanne Zeit sich verändert. Hr. René hielt sich in Berlin an etliche Bunsianischen Literaten. Um so mehr sah er natürlich die Veränderung im schwärzesten Lichte, und so schildert er sie auch ab, wofür die „Kreuzzeitung" nicht verfehlte, ein paar ihrer massivsten Zornesschalen über den armen professeur auszugießen. Seine liberalen Berliner Freunde von ehemals sah er jetzt entweder nach Sachsen ausgewandert, oder seufzend unter dem Kreuz officieller Ungunst, den Ritter Bunsen Excellenz hinausgeschoben, den Hrn. von Hinckeldey gar erschossen, ausschließlich am Brett die „Krautjunker" (hobereaux) und Stahl den „Juden". So weit sei es mit des Königs Majestät, der einst in vertrautesten Beziehungen zu Hrn. Bunsen gestanden, jetzt gekommen durch die sonderbare Phantasie, daß er ein „protestantisches Mittelalter" herstellen wolle. Das „Mittelalter" haßt aber Hr. Taillandier über Alles. Daher die gerechte Strafe, daß Preußen, welchem vor fünfzehn Jahren als dem unbestrittenen Haupte Deutschlands alle deutschen Herzen entgegengeschlagen, jetzt so tief gesunken und von Oesterreich überholt sei, daß die drückendste Entmuthigung an die Stelle des vorigen Hochgefühles im Preußenvolk getreten und viele Preußen ihre heutigen Sympathien sogar Oesterreich zuwendeten, als dem neuen Hoffnungssterne Deutsch-

lands. Doch hoffen die liberalen Herren nicht von Oesterreich allein. „Ein sehr angesehener Mann“, erzählt Hr. René, „der mir kein Hehl gemacht hatte aus seiner Trauer über die preußische Politik, sagte eines Tages zu mir: Mit München werden Sie zufrieden seyn.“ Er wollte sagen: was man in Norddeutschland seit 1848 gewogen und zu leicht befunden hat, das schwimmt jetzt in München obenauf.

Indeß richtete Hr. René seine Reise vorerst nach Wien. Hier gerieth er unter den specifischen Anhang des Finanzministers Hrn. von Bruck. Also natürlich das ungemessenste Lob dieses Staatsmannes, des „deutschen Franklin“, seiner „moralité supérieure“ 2c., seiner „Neugestaltung Oesterreichs durch die Arbeit“; nicht etwa der Kaiser, sondern Hr. von Bruck „hält zur Zeit die Geschicke des Reichs in seiner Hand.“ Wo es damit gut geht, da gebührt ihm der Dank; wo es damit etwa schlecht geht, da trägt der Minister des Innern Freiherr von Bach die Schuld. Dieser Herr ist überhaupt bei Hrn. René sehr übel angeschrieben, deßgleichen der Cultusminister Graf Thun. Hr. von Bruck sei heute noch ganz so „liberal“ wie immer, seine beiden Collegen dagegen seien nicht mehr liberal; und was der Hauptfehler ist, sie sind weder Preußen noch Protestanten wie der Finanzminister, demnach immer der Gefahr ausgesetzt, völlig in's „Mittelalter“ zurückzusinken. Indeß fand sich Hr. René doch mitten unter dem Glanz finanzpolitischer Thee's von gewissen unbehaglichen Eindrücken beschlichen, er ist auch allzusehr ehrliche Haut, das nicht offen einzugestehen. Es wollte ihn bedünken, als wenn das frühere Uebermaß nationalöconomischer Gemessenheit allzu rasch in's andere Extrem umgeschlagen habe, in eine fieberhafte Spannung, ein fièvre d'activité, welches bei aller Sicherheit, die Herr von Bruck gewähre, doch zu bösen Anstößen führen könnte. Außerdem wünscht Hr. René bloß noch, Oesterreich möge sich ganz auf den Orient verlegen und da-

für Italien fahren lassen, wo es sich doch nur Verlegenheiten bereite.

Sofort segelte Hr. René nach dem dritten Deutschland. „Mit München werden Sie zufrieden seyn"! hatte der sehr angesehene Mann in Berlin ihm gesagt. Hr. René gesteht: er habe die „ganz besondere Betonung", mit der diese Worte gesprochen worden, Anfangs gar nicht recht verstanden. Das volle Verständniß ging ihm erst auf, als er sich leibhaft in der bayerischen Hauptstadt umsah. „Ich habe", ruft er erstaunt aus, „München vor fünfzehn Jahren gesehen, welcher Unterschied zwischen dem Bayern Ludwig's I. und dem Bayern Maximilian's II."! Die Brüder, welche Hrn. René in München mit offenen Armen empfingen, werden wir ihn später selbst nennen hören; er war und ist voll des Lobes, wie vortrefflich sie ihre Arbeit gethan. Aber auch hier ein tiefer schwarzer Schatten! Nicht etwa das immer noch unter den Füßen der Brüder sich bäumende „Mittelalter", sondern etwas noch viel Schlimmeres. Denn in der wichtigsten amtlichen Stellung verfügt ein Mann, der gar nicht so arbeitet, wie die Brüder es wünschen müssen. Sie haben ihren ganzen Kummer darüber in Hrn. René's Schooß ausgeschüttet. Der Mann ist kein Anderer als der Ministerpräsident Baron von der Pfordten selber. Einen der übrigen bayerischen Minister zu nennen, findet Hr. René nicht der Mühe werth, nicht einmal Hrn. von Zwehl, soviel er auch über dessen Ressort verhandelt. Dagegen consummirt er zur Abmahlung von der Pfordtens mindestens zweimal so viel Schwärze, als er für Hrn. von Bach, ja selbst für Dr. Stahl aufgewendet. Mit Schmähungen unser Papier zu besudeln, ist nicht unsere Sache, wir vermögen daher nicht der ganzen Auseinandersetzung René's (vielmehr der Münchener Fremdenlegion durch seinen Mund) über Hrn. von der Pfordten zu folgen. Doch dürfen wir Einen sehr interessanten Punkt in derselben nicht ignoriren.

Hr. René ist sehr wohl zufrieden mit der Idee des „dritten Deutschlands“, das an den Ministern von der Pfordten und Baron Beust in Dresden seine Gründer und Pflegeväter habe; zwar tadelt er natürlich, daß dieses dritte Deutschland während der jüngsten zwei oder drei Jahre nichts Anderes als „eine Art Kleinrußland mitten in der deutschen Nation“ gewesen; aber es entgeht ihm doch nicht, daß demselben dritten Deutschland unter Umständen auch die Fähigkeit beiwohnen werde, ein Kleinfrankreich zu werden. Kurz, unsere Ausstellungen an der Pfordten'schen Politik sind es nicht, was Hrn. René gegen ihren Urheber so sehr erbittert; eigentlich ist's auch nicht einmal die hessische Exekution, überhaupt nicht Begehungs-, sondern Unterlassungs-Sünden und zwar in der innern Politik. Hr. von der Pfordten habe nicht geleistet, was man von ihm erwartet. „Unter den verschiedenen Parteien, deren keine stark genug ist, die andern zu beherrschen, hätte es eines entschlossenen Ministers bedurft, der ohne weiters seine Fahne entfaltet und durch eine ergiebige Thätigkeit allmählig die feindlichen Einflüsse neutralisirt hätte; man hoffte von v. d. Pfordten die Durchführung dieser Rolle; anstatt dessen aber macht er der Reihe nach den Liberalen, den Ultramontanen und der Aristokratie den Hof.“ So sei er, sagte man Hrn. René, allerdings ein nothwendiges Uebel geworden. Aber schwerlich gebe es unter allen Classen der Münchener Gesellschaft einen isolirtern Menschen, als der Minister-Präsident sei. „Der Souverain, erst noch sein Freund, steht nur mehr in amtlichem Verkehr mit ihm; die literarische Welt, der er einst angehört, diese glänzende Welt des Geistes, die Maximilian II. umgibt, sie kennt Hrn. von der Pfordten nicht.“ Und das Interesse des Staats, ist dem mit diesem Schmollen gedient? Allerdings, antwortete man Hrn. René, „sein dereinstiger Nachfolger wird die Geister ebenso zerrissen finden, wie sie einst am Tage nach den Stürmen von 1848 waren, und dieser Nachfolger wird vielleicht

der feudalen Partei angehören." Nur vor den Ultramontanen, meint Hr. René, sei man sicher, qui savent bien, que sous Maximilien II. le pouvoir ne leur appartiendra jamais. Aber um des Himmels willen! wenn es mit dem jetzigen Kabinet so gethan wäre, warum macht denn die Krone nicht Gebrauch von ihrem constitutionellen Rechte? Auf diese Frage hat man Hrn. René einfach erwidert: „Der König, welcher die Schwierigkeiten und Kämpfe scheut, läßt ihn nach Belieben zwischen den Parteien manövriren."

So berichteten die Brüder Hrn. René und berichtet Hr. René durch die gelesenste Pariser Revue aller Welt über die Besorgung der höchsten Staatsinteressen in Bayern. Was vermöchte unser Widerspruch dagegen? Würde nicht Hr. René erwidern: meine Gewährsmänner sitzen an der Quelle, ihr Ultramontanen dagegen, tausend Meilen ferngehalten, was wollt ihr denn besser wissen? Uns gebührt also nur, in stummem Schmerz zu hören, was Hr. René uns erzählt. Das sind freilich traurige Geschichten mit diesem Minister! sagt er; aber er verräth uns auch, daß seine Freunde mit einem Nachfolger zunächst bei der Hand sind. „Der Berliner hat mir gesagt: Sie werden zufrieden seyn mit München! und er hat recht gehabt; solange wir auf dem Throne einen Souverain erblicken, von den besten Intentionen erfüllt, und umgeben von der geistigen Elite des Landes, werden wir nicht verzweifeln an Bayern!"

„Verzweifeln"? Wollte man jetzt an's Verzweifeln denken, was hätte man erst vor 15 Jahren thun müssen! Hr. René hat damals einen wahrhaft fürchterlichen Eindruck von München mit fortgenommen, den die Herrn Gewährsmänner ihm jetzt neuerdings verschärft haben. Um nichts kümmerte man sich damals, aber auch um gar nichts, als um die bildenden Künste, und noch dazu hatte ihre Pflege für erhabenere Geister etwas „eigenthümlich Verdächtiges"; denn sie mußten

den Werken eines Cornelius und Kaulbach, geschweige denn der Künstler niederer Ordnung, sogleich anmerken, daß hinter dieser sogenannten Wiederbelebung der deutschen Schule etwas ganz Anderes stecke, die „Rückkehr in's Mittelalter" nämlich, wie denn auch wirklich damals den Ultramontanen die Staats-Regierung ganz überlassen war:

„Kurz, München bot vor nicht lange noch einen höchst traurigen Anblick. Heute ist Alles anders. Die Kirche ist frei auf dem Gebiet des Glaubens, die Religion genießt Achtung und Ehre, aber die Leute, welche den Katholicismus zum Banner und Programm einer Partei gemacht hatten, sind zur Ohnmacht verurtheilt. Mehrere Privilegien (?), deren die Ultramontanen sich angemaßt hatten, sind seit 1848 verschwunden, ohne daß die Religion davon Schaden genommen hätte. Ein weiser, loyaler, lernbegieriger und lichtliebender Fürst hat eminente Gelehrte zu München versammelt, nicht aus Luxus und zu fürstlichem Pomp, sondern um selbst von den Reichthümern zu profitiren, die er seinem Reiche schenkt. Es ist eine ganze Pleiade von Historikern, Philosophen, Juristen und andern Gelehrten. Wenn man solche Männer aus allen Theilen Deutschlands da versammelt sieht, wenn man da einen Chemiker findet wie Liebig, einen Historiker wie Fallmerayer, einen Literatur-Kundigen wie Adolph von Schack*), einen Philosophen wie Moriz Carrière, einen Juristen wie Bluntschli — ist es möglich, eine Zeit zurückzuwünschen, wo Mahler und Architekten fast allein, und wir haben gesagt in welchem Sinne, das geistige Leben in Bayern repräsentirten"!

Niemand wird darauf eine Erwiderung von uns erwarten; was brauchte es auch eine solche? Allerdings, als die Mahler und Architekten „fast allein" in Bayern geistig thätig waren, hatten wir bloß Philosophen wie Schelling, Baader, Görres**), jetzt dagegen haben wir „einen Philoso-

*) Volontair aus Mecklenburg.

**) Die übrigens Hr. René so wenig als irgend einen andern bayerischen Gelehrten auch nur dem Namen nach kennt.

phen wie Moritz Carrière." In einigen andern Fächern ist unser Tausch nicht weniger glücklich ausgefallen. Hören wir aber, was Hrn. René weiter über diese Angelegenheiten mitgetheilt ward!

„Ein wichtiger Punkt ist der, daß alle diese Männer verschiedenen Ländern Deutschlands angehören und daß der König, ehe er sie berief, nicht gefragt hat, ob sie Protestanten seien oder Katholiken? Es ward ihnen auch nicht auferlegt, aus ihren gewohnten Bahnen zu weichen; viele von ihnen sind Professoren an der Universität; man hat aber auch mehr als Einen berufen, welcher Staatsbesoldung bezieht, ohne eine andere Verpflichtung auf sich zu haben, als in München zu wohnen und da seine Zeit zuzubringen."

Nun haben wir sonst gute Gründe, Hrn. René möglichst ungestört erzählen zu lassen; das aber können wir ihm nicht zugeben, daß in diesen Fragen ohne weiters „Protestanten" und „Katholiken" einander entgegengesetzt werden. Es stehen auch ebensowohl Protestanten auf unserer, als Namenkatholiken auf der andern Seite. „Protestant" ist überhaupt ein sehr weiter Begriff und nirgends mehr genaue Unterscheidung nöthig als hier. Die herrschende Richtung der Berufenen würde sich sehr täuschen, wenn sie unter den bayerischen Protestanten mehr Sympathien suchen wollte, als unter den Katholiken. Die akatholischen Regierungen selber, insbesondere die preußische, wollen seit 1848 so gesinnte Männer lieber aus dem Lande gehen als bleiben sehen. Dort mißachtet oder weggeworfen, soll man sie hier als Heilande und Erlöser für Land und Leute begrüßen! Mit dem bloßen Namen „Protestanten" ist so viel wie nichts gesagt, es bedarf näherer Definitionen. Zum Beispiel: geistige Väter und Brüder eines Vogt und Büchner. Hr. Carl Vogt aus Gießen kann auf Neu-München deuten und die Personen anklagen, die ihn geistig erzeugt, genährt und großgezogen, ihn jetzt aber nach Rabenvater-Art verläugnen wollen. Ferner: bekannte Demokraten, an denen mittelst Verpflanzung die wunderbare Ver-

wandlung in Hofzierden vor sich gegangen. Namentlich aber: Gothaer von schärfster Qualität, Leute, von denen man 1848 in officiösen Blättern hierorts lesen konnte, sie wollten „den bayerischen Souverain zum preußischen Präfekten degradiren." Der bedeutendste Publicist dieser Partei ist erst neuestens noch für München gewonnen, und ihr glänzendstes Organ, die „Grenzboten", läßt ihn mit der sichern Ueberzeugung ziehen, daß ihre Politik nun auch auf den Münchener Kathedern einen kräftigen Vertreter haben werde. Verstehen wir also wohl, was es heißen will, wenn Hr. René erzählt: ohne alle Absicht, durch einen reinen, ganz unvorgesehenen Zufall sei es gekommen, daß die Berufenen fast lauter „Protestanten" gewesen.

„Es ist leicht zu erachten, wie verschiedenartige Elemente diese Gelehrten-Pleiade in München eingeführt hat, welche Manigfaltigkeit von Ideen, Principien, von originellem und freiem Leben, und wie fern man von jener Epoche ist, wo die stummen zeichnenden Künste allein das Wort führten. Nun hat es sich, ohne daß der König darauf gedacht hätte, getroffen, daß diese Männer größtentheils der protestantischen Religion angehörten. Dieß allein hat den Anhängern des alten Königs den Stoff zu Beschuldigungen und Klagen geboten. Die Leute, welche sich nach dem gefallenen Regime zurücksehnen, der Theil des Klerus, welcher über den Staat herrschen möchte, kurz alle die, welchen durch die Ereignisse vom März 1848 (?!) Einfluß und Macht entgangen ist — sprengen nun überall aus, man wolle Bayern protestantisiren."

Hr. René spricht hier sehr ungenau. Die Katholiken wissen recht wohl, daß die Zeit der oberpfälzischen Religions-Aenderungen vorbei ist. Aber sie behaupten: man verdränge sie vom Gebiet der Wissenschaften, und zwar zu Gunsten ihrer fanatisirtesten Feinde. Ob das wahr ist oder nicht, lehrt der Augenschein und wird die nächste beste Münchener Rektorswahl zur Evidenz darthun. Sie behaupten: die Universität München sei unbestreitbar stiftungsmäßig katholisch,

und nach den Populations-Verhältnissen in Bayern gebührten der völkerrechtlich anerkannten katholischen Kirche ebensogut ihre zwei katholischen Universitäten, wie der völkerrechtlich anerkannten protestantischen Confession ihre rein protestantische Universität Erlangen noch niemals von ihnen angetastet worden sei. Das Recht der Katholiken auf die Münchener Hochschule steht nicht weniger fest, als das der bayerischen Souverainetät selber. Einen ausschließlichen Gebrauch — wie er dagegen in Erlangen allerdings vor wenigen Jahren noch strengstes System war und heute noch bloßen Schein-Ausnahmen unterliegt — wollten die Katholiken von demselben Rechte niemals gemacht wissen. Jetzt aber müssen sie das Rechtsverhältniß geradezu umgekehrt sehen. Fühlt sich ja Hr. René selber gedrängt, zu der sonderbaren Ausrede und Entschuldigung zu greifen: es sei gar nicht so beabsichtigt gewesen, es sei ein reiner Zufall, man habe gar nicht daran gedacht, daß die Berufenen meistens „Protestanten" seien! Hat Hr. René nicht bedacht, welche unerhörte Beleidigung er damit ausspricht? Und wenn es auch wahr wäre, daß nach der religiösen und politischen Gesinnung der Berufenen nicht im Geringsten gefragt worden sei, wie kommt es denn, daß bei den Nicht-Berufenen allerdings und zwar auf's Skrupuloseste darnach gefragt wird? So zwar, daß höhere Beamten es unumwunden als unverbrüchliches System hinstellen, es dürfe kein „Ultramontaner" zu einer irgend bedeutendern Stelle gelangen? Es ist unter Anderm Thatsache, daß einem Candidaten für eine gewisse Professur geradeaus zugemuthet wurde, durch unverdächtige Zeugnisse zu erweisen, daß er „nicht ultramontan sei". Es sollte uns eine Ehre und eine Freude seyn, Hrn. René gegenüber solche Thatsachen vor Gericht in ihren Details zu erweisen. Wir haben damals einen Mitwissenden gefragt: was denn unter „ultramontan" verstanden, welcher Unterschied festgehalten werde zwischen einem „Ultramontanen" und einem Katholiken, der,

dem Geiste der Kirche treu, seinen Glauben auch durch das Leben bekenne? Ein stummes Achselzucken war die ganze Antwort. Selbst ihre Haltung im J. 1848 kommt der Rechtfertigung dieser Ultramontanen nicht zu gute, eher das Gegentheil; sie sind und waren immer die „gefährlichsten Revolutionäre". Es ist wahr, solche Macht der Verdächtigung hat uns sonst unbegreiflich geschienen. Dieß ist aber anders geworden, seitdem wir Hrn. René aus dem Munde seiner Münchener Freunde berichten hörten, wie folgt:

„Man behauptet sogar, daß König Ludwig, seine voreilige Abdankung jetzt bitter bereuend, in seiner reizbaren Lebhaftigkeit oft sonderbaren Gedanken zugänglich sei; man erzählt, daß er schon öfter als einmal von seinem Wittelsbacher Palais herabgestiegen sei, um sich bei Volksfesten unter das Volk zu mischen, und — Mißtrauen zu säen gegen seinen königlichen Sohn."

So Hr. René. Feder und Haare sträuben sich uns, die Tragweite solcher gräßlichen Verdächtigung nur obenhin anzudeuten. Was sollen simple „Ultramontanen" weiterhin noch klagen, daß die Schlangen am Busen Bayerns unablässig nach ihnen zischen? Hr. René selbst kann sich nicht enthalten, jenen Mittheilungen seiner Freunde die Bemerkung beizufügen: „ich glaube gerne, daß solchen Erzählungen viel Uebertreibung zu Grunde liegt"; um so weniger brauchen wir die Infamie des Weitern zu brandmarken. Aber Eines erlauben wir uns zu bemerken: welch' traurigen Einblick eröffnen solche Dinge in die Wirkung des Systems nach Unten?

Es ist allenthalben eine Saat des Mißtrauens gesäet, welcher gegenüber selbst die verbissenste Opposition unter dem Abel'schen Ministerium noch als cordiale Offenherzigkeit erscheint. Und was das Bedenklichste ist, die Erndte der bittern Früchte von solcher Saat reicht in eine dunkle Zukunft hinein, der ohnehin kein Einsichtiger anders als mit klopfendem Herzen entgegensieht!

Wäre aber vielleicht in dieser düstern Seite unserer Lage denn doch nur das Unkraut zu erkennen, das immer auch unter den besten Waizen sich mischt? In diesem Falle müßte man wohl weiter fragen: nun, wo und wie zeigt sich denn also die reine Frucht? Viele haben schon vergebens darnach gefragt. Vielleicht aber haben wir die gehoffte Frucht erst von der Zukunft zu erwarten? Leider benimmt ein Blick auf die bayerische Geschichte seit 1801 auch diese Aussicht ganz und gar. Was jetzt bei uns vorgeht, ist eigentlich nur ein Abklatsch dessen, was unter Maximilian I. von 1801 bis 1810 vorging. Es war damals ein wahrer Exodus illuminatischer Gelahrtheit vom Norden nach den bayerischen Grenzen im Gang; ihren Kampf gegen die hergebrachte „Finsterniß" haben wir früher schon beschrieben *). Was fruchteten aber diese gewaltigen Anstrengungen? Antwort: sie verzehrten sich selbst; die „Finsterniß" erhob sich wieder kräftiger als zuvor, und nachdem, laut Hrn. René's Versicherung, Maler und Architekten ausschließlich 23 Jahre lang das geistige Leben Bayerns repräsentirt, mußte man nun eben da wieder anfangen, wo man 1801 angefangen hatte, d. i. neuerdings dieselbe Fremden-Invasion herbeirufen.

Nichts ist natürlicher. Unmöglich kann unter solchen ewigen Systemwechseln das einheimische Geistesleben je einmal zu der Reife gedeihen, zu welcher es durch seine innere Kraft befähigt wäre. Nicht nur die Katholiken, sondern alle Vernünftigen und Unbefangenen müssen darin den Tod der wirklichen Volksbildung erkennen, daß es immer nur ein jeweiliges persönliches Belieben seyn soll, das da willkürlich über die höchsten geistigen Interessen verfügt. Kaum ist eine Generation zu ihrer relativen Ausbildung gelangt, so sieht

---

*) „Historischer Commentar zu den neulichen Berufungen in Bayern." Histor.-polit. Blätter. Bd. XXX. 3. u. flgde. Hefte.

sie auch schon die ihr feindseligsten Elemente aus der Fremde hereinströmen und ihr sozusagen das Brod vom Munde wegnehmen. Der stetige Gang der Bildung unterliegt so einem Geschick, das nur mit dem bekannten Schicksal der Oberpfalz zu vergleichen ist, welche unter dem kurpfälzischen Hause im sechszehnten Jahrhundert sechsmal ihre Religion wechseln mußte, weil der kurfürstliche Stuhl sie eben so oft wechselte. Die unvermeidlichen Folgen hat der Naturforscher Schrank schon vor vierzig Jahren sehr richtig vorhergesehen: Bayern ist und bleibt unter solchen Umständen das einzige Land in Deutschland, welches die nöthigen Kräfte für seine gelehrten Katheder aus eigenem Fond nicht zu erzeugen vermag!

Was dagegen in solcher Lage vortrefflich gedeiht und auf's üppigste emporschießt, und zwar als ihre ganz natürliche Frucht, das ist eine, heutzutage und bei der herrschenden Schwüle der allgemeinen politischen Zustände, doppelt gefährliche Giftpflanze. Ich meine die grassirende Charakterlosigkeit bei Jungen und Alten. Hr. Löher hat in der Allg. Zeitung vom 1. Juli goldene Worte darüber gesprochen. „Es gilt," sagt er, „jetzt vor Allem Männer und Charaktere zu bilden, an welchen wir keinen großen Ueberfluß mehr haben." Wenn das wahr ist — und gewiß ist nichts wahrer — so gibt es in aller Welt nichts Verkehrteres und Verderblicheres als die neue Münchener Pflanzschule und ihre Situation; denn was sie pflanzt, ist nicht Charakter, sondern Verderben des Charakters, ja Charakterlosigkeit aus Charakterlosigkeit. Faktische Beispiele der bedauerlichsten Art lägen uns nur zu nahe; aber Fama hat sie ja ohnehin zum Theil schon in's Land getragen, sogar auch darüber hinaus.

Wie ein Charakter in solcher Umgebung wirken muß, das hat die Rektorats-Rede des Geheimen Raths Hrn. Dr. von Ringseis im Dec. v. Js. zur Evidenz erwiesen. In nichts Anderm, als in diesem Erweis lag die eigentliche Bedeutung

des Entrüstungssturms, welcher über den verehrten Greis losbrach. Nicht die etwas offensiven Noten zu der Rede waren es, was den Sturm hervorrief: denn er brauste schon an den Thüren der Aula, und ehe die Noten noch gedruckt waren. Jedermann weiß, daß Hr. von Ringseis ein treuer und unerschrockener Katholik voll edelmüthigster Hingebung, ein altbayerischer Patriot voll reinster Begeisterung ist; aber er hätte das als Rektor magnificus nicht zu erkennen geben sollen; daß er es that, ward als eine Beleidigung für die — Universität und noch höher hinauf dargestellt. Hr. von Ringseis hat in keinem Moment eines langen segensreichen Lebens seine wahre Gesinnung nicht ausgesprochen; er hat sie auch damals, vor mehr als fünfzig Jahren, nicht verhehlt, als ein Vivat auf „Deutschlands Freiheit" und gegen den gewaltigen französischen Zwingherrn mit augenscheinlichster Lebensgefahr verbunden war; und jetzt hätte er, der katholische Rektor der katholischen Universität, vor „einem Philosophen wie Carrière", vor dem Hrn. Schwiegerpapa rc. sich geniren und den Mantel nach dem Wind hängen sollen? und weil er es nicht that, beantragte der Hr. Schwiegerpapa bei competenter Stelle sogar seine — Absetzung! Allerdings hatte Hr. von Ringseis, statt mit bedecktem Schild aufzutreten, sogar über „den unzertrennlichsten Zusammenhang der Autorität in Kirche und Staat mit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft" zu sprechen gewagt. Kurz gesagt: er wagte nicht nur, selber seinen Charakter nicht zu verläugnen, sondern auch Andern — Charakter zuzumuthen. Das war allerdings zu arg; nicht zwar für die „Protestanten", bei welchen die Rede vielmehr im Inlande wie im Auslande nicht weniger Dank fand als bei Katholiken, wohl aber bei der „Pleiade" und ihren Verwandten. Auch blieb der amtliche Verweis nicht aus, für den „mannhaften mittelalterlichen Ritter", wie die Gegner höhnten. Sie selbst sind freilich vor dem Vorwurf der Ritterlichkeit durchaus sicher gewesen, und deßfalls heute noch

nicht gefährdet. Sollte es sich aber treffen, daß man zu einer nähern oder entferntern Zeit wieder einmal der verworfenen Güter der Autorität, des Vertrauens, des Charakters bedürftig wäre — dann dürften die „mannhaften mittelalterlichen Ritter" schwieriger zu finden seyn, als sie es 1848 noch waren.

Seit den lehrreichen Ereignissen des genannten Jahres sind die meisten Regierungen in Europa zu sich gekommen, und haben durch thätige Reue die neugewonnene Erkenntniß bezeugt, wohin ihre früheren Verirrungen nothwendig führen mußten. Preußens Umkehr ist weltbekannt, sogar Baden ist in sich gegangen. Nur mit Bayern ist es umgekehrt gekommen. Sardiniens nicht zu vergessen! könnte man sagen. Allein Sardinien weiß doch wenigstens, was es will, wenn es mit der ganzen Geschichte seines Volkes gebrochen hat; Sardinien kann ein ganz bestimmtes Ziel benennen, welchem es auf seinen verhängnißvollen Wegen zustrebt. Bayern aber, was soll und will Bayern in diesen unsern Tagen mit den Tendenzen vom vorigen Jahrhundert erzielen? Ebendeßhalb ist unsere Lage allen ruhigen Beobachtern so ganz unbegreiflich. „Mit München werden Sie zufrieden seyn!" — hat der Berliner Freund zu Hrn. René gesagt. Der Berliner mag allerdings die besten Gründe zur Zufriedenheit haben. Wir aber erhalten selten einen fremden Besuch, ohne daß uns zum Gruß die Frage entgegenkäme: „Wie ist es denn nur möglich, daß die Dinge bei Ihnen also stehen?"

Was soll man antworten? Wir leben in einem erstaunlichen Anachronismus. Wer die Zeit ansieht, wie sie jetzt ist, und die Welt, wie sie bis heute hergekommen ist, dem muß wohl Alles das unerklärlich erscheinen. Aber nicht mehr, wenn es Einem gelingt, in Gedanken recht lebhaft um wenigstens fünfzig Jahre sich zurückzuversetzen. Bayern ist „zurückgeblieben"! war sonst eine beliebte liberale Rede; in Wahrheit aber haben wir erst seit einigen Jahren angefangen

zurückzubleiben und zurückzuschreiten. Unsere Lage gleicht der des Kranken, der Jahrelang den Fuß nicht mehr über die Schwelle des dumpfen Krankenzimmers gesetzt, der nichts liest, nichts hört, nichts erfährt, als was die Aerzte und Wärter ihm zubringen, welche sich aber unter einander verschworen haben, eitel Mährlein aus längst verschwundenen Tagen als wahre Thatsachen des gegenwärtigen Weltlaufs zu hinterbringen.

Unter allen Umständen aber haben die sogenannten Ultramontanen für sich selber Ursache, die Fügung des Herrn zu preisen. Litten sie je unter dem Schein einer „Partei" auf katholischem Boden, so haben die Verhältnisse nun für Abstreifung eines solchen Scheines gründlich gesorgt. Manche Spannungen sind ausgeglichen, manche Mißverständnisse gelöst, unter der einigenden Kraft gemeinsamer Noth. Nach Außen aber gehen die Führer der katholischen Sache in Bayern um so sichreren Schrittes einer verhängnißvoll drohenden Zukunft entgegen, als dießmal nicht mehr das Odium einer herrschenden Partei auf ihnen lastet. Die Zeiten sind schwer und nützen die öffentlichen Personen irreparabel ab; nie mehr als jetzt gilt das Wort: bene ei qui procul a negotiis. Den Vortheil davon haben die Katholiken bei den letzten Revolutionen in Frankreich und Spanien reichlich erfahren; die unberechenbaren Nachtheile entgegengesetzter Antecedentien sind hinwiederum bei der letzten Wendung unserer Dinge nur allzu schwer auf den bayerischen Katholiken gelegen. Dießmal werden sie nichts zu verantworten haben.

Es wäre aber Undank, wollten wir zum Schlusse nicht auch noch einer hohen Freude erwähnen, die neuester Zeit wohlthuend in jedes katholische Herz eingezogen ist. Das Land wird in diesen Tagen des Prinzen Adalbert Hoheit, den

Lieblingssohn des königlichen Vaters, und seine hohe Neuvermählte mit den wärmsten Segenswünschen empfangen. Bekanntlich ist oder war Se. Hoheit präsumtiver Thronfolger für Griechenland, unter einer gleichfalls sattsam bekannten Bedingung. Uebrigens war es doch erst am 20. Nov. 1852, daß Bayern mit den drei Schutzmächten Griechenlands in London eine Convention unterzeichnete, mit der Bestimmung, daß nach Vorschrift des Art. 40 der griechischen Charte der jeweilige Beherrscher Griechenlands aus der bayerischen Dynastie sich zur (schismatisch) orthodoxen Kirche bekennen müsse. Durch die ausdrückliche Erklärung eines griechisch inspirirten Artikels der Allgemeinen Zeitung hat man jüngst auch noch mit Bestimmtheit erfahren, daß zu dem Ende der betreffende bayerische Prinz vor Allem einer zweiten (der orthodoxen) Taufe sich unterziehen müßte. Von anderer Seite erfährt man zwar, die Wiedertaufe wäre äußersten Falls noch nachgesehen worden. Prinz Adalbert aber wies entschieden jede Zumuthung zurück, aus der Kirche in's Schisma überzutreten; die spanische Heirath war nur das Siegel seiner beharrlichen Treue. Er hat eine unauslöschliche Makel, soviel an ihm war, von seinem Hause abgewendet, und der Kirche den hehren Ruhm gerettet, daß ihre Fürsten es verschmähen, um zeitlicher Ehren willen ihren Taufbund zu verläugnen. Als zu derselben Zeit ein russischer Großfürst am sächsischen Hofe die nämliche Erfahrung machte: stellte ein protestantischer Pastor in Paris, unter Hinweisung auf die zahlreichen Religionswechsel deutscher Fürstinen protestantischen Bekenntnisses zum Behufe russischer Heirathen, öffentlich die Frage auf: woher dieser Unterschied? Daß der Unterschied ohne Ausnahme bis heute besteht, verdanken wir der ritterlichen Treue des hohen Prinzen. Wir verdanken ihm einen hellen Strahl durch Sturmesgewölk, zum Zeichen, daß unsere Sonne nur verhüllt ist, nicht gestorben!

XXXV.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

Der Mormonismus.

1. Die relative Anziehungskraft der Mormonen-Kirche; ihr Wesen: Realität und Autorität; ihr Judaismus und andere Propheten-Schüler; ihr historisch-genealogischer Hang und ihre Succession; ihre social-politischen Beweggründe und Ziele.

„Das größte Wunder des neunzehnten Jahrhunderts“ — diese Bezeichnung des Mormonismus ist bereits stereotyp geworden. Andrerseits hat Hr. Gelzer gewiß ganz recht, wenn er es als Eines der warnenden Zeichen der Zeit betrachtet, daß ein solches Werk des schamlosesten Betrugs zu einer Macht sich erheben und nach allen Weltgegenden seine Sendlinge ausschicken könne*). Dennoch aber hat eine ganz natürliche Entwicklung zum Mormonismus gedrängt, geradeso wie sie einst in den Zeiten der Reformation zum zionitischen Schneider-Königthum von Münster drängte. Man mochte allerdings vor dreißig Jahren einen solchen Gräuel in derartigem Umfange sich noch nicht träumen; aber jetzt, nachdem er in leibhafter Existenz ist, sieht man wohl: die protestan-

*) Protestantische Monatsblätter 1853. Mai. S. 443.

tische Welt wäre nicht ganz ohne den Mormonismus. Sie ist auch nicht im Sprung zu ihm gelangt, sondern stattlich Schritt für Schritt sich vorwärts bewegend. Wir ziehen es immer vor, solche Gedanken nicht mit unsern eigenen, sondern mit fremden und protestantischen Worten auszuführen. Wirklich hat auch unter Anderm eine bedeutende englische Zeitschrift jene Thatsache klar erkannt, und zwar bei der besondern Gelegenheit, daß sie eine neueste Mormonen-Statistik prüfte und sah, mit welchen gewaltigen Zahlen England und Skandinavien da vertreten sind, fast gar nicht hingegen die katholischen Völker*). Die Zeitschrift äußert sich darüber wie folgt:

„Hieraus ersieht man, daß das protestantische England am meisten zur Vermehrung der Mormonen-Kirche beigetragen hat. Sehr selten treten Katholiken zu den Mormonen über, selten Irländer, Italiener, Spanier, Franzosen, oder selbst Deutsche. Mehr Proselyten werden unter Hindus und Chinesen gemacht, als unter den amerikanischen Indianern oder unter den Juden, obgleich die Mormonen eine besondere Mission in Palästina haben. Es ist dieses die natürliche und nothwendige Folge der großen Unwissenheit der englischen Bauern, die nichts gelehrt werden, als in der Bibel zu lesen und auf die Bibel, als auf ein übernatürliches Buch, zu vertrauen, ohne irgend einen andern Unterricht oder eine Erklärung derselben. Daher, wenn ein Aeltester der Mormonen auf dem Lande in England erscheint, mit seiner wunderbaren Salbe, denken die Bauern, das müsse endlich die wahre Kirche seyn; denn sie lesen in der Bibel von Wundern und von Salbung mit Oel, und von Aeltesten, die über die Kranken im Namen des Herrn beten. Wenn sie von Joe Smith als dem Propheten reden hören, so finden sie gleicherweise in ihren Bibeln, daß der Prophet vor

---

*) „Very few Romanists become Mormons, few Irish, Italians, Spaniards, French or even Germans." *Westminster Review* April 1856. p. 575. Die Sache hätte dem Review noch auffallender vorkommen müssen, wenn es hinsichtlich des protestantischen Deutschlands die Ausnahmezustände bedacht hätte, welche die Polizei hier für den Mormonismus geschaffen hat.

der Ankunft des Herrn wird gesandt werden, und daß der Herr kommen wird, das predigt ihnen beständig sowohl der Geistliche der Evangelicals, als der methodistische Wortsdiener vor. Es macht keinen ungünstigen Eindruck auf sie, daß der Mormone predigt, es sei außer seiner Kirche kein Heil, denn das ist die Lehre aller Secten, welche sich um die Seele des Engländers streiten. Da sie bereits schon zwei- oder dreimal getauft worden, in der Kirche, von dem Baptisten, von dem Ranter*), so stehen sie nicht an, sich noch einmal taufen zu lassen, und da außer der wahren Taufe kein Heil ist, so müssen sie auch für ihre verstorbenen Freunde, die noch im Fegfeuer sind, getauft werden, wie der Mormone erklärt. Und ebensowenig denken wir, daß die Polygamie der Mormonen das moralische Gefühl der englischen Bauern, welche die Bibel ohne Anmerkung oder Auslegung verehren, beleidigen würde, wenn das Landesgesetz gestattet hätte diesen Punkt zu berühren."

Was bewegt nun aber diese Bibelforscher, den als möglich erkannten Schritt wirklich zu thun? Man könnte kurz antworten: eben der Trieb, daß sie der Last des Bibelforschens definitiv überhoben seyn wollen. Mit andern Worten: das lockt sie am Mormonismus, daß er die Carrikatur der realen anstaltlichen Kirche ist, wie wir wiederholt bemerkt haben. Sie sind es müde, eine ungewisse Wahrheit zu suchen; sie wollen dieselbe sich objektiv vorgetragen und vorgestellt haben. Sie sind der faden Genüsse der Unmittelbarkeit satt, sie wollen eine kirchliche Vermittlung — eine Ecclesia docens et imperans, und eine solche bietet der Mormonismus. Allerdings übt derselbe auch durch seinen Social-Politismus einen verlockenden Einfluß, und wir wollen diese sociale Zug-Kraft nicht unterschätzen. Aber zweierlei ist doch dabei wohl zu beachten. Erstens ist nachgewiesen, daß von den 3500 Personen, welche mindestens alljährlich nach dem Salzsee-Staat auswandern, nur 400 die ungeheuer weite, beschwerliche und gefährliche Reise selbst aus Europa auf Kosten der mormo-

*) (Die Schreier) eine Methodisten-Sekte.

nischen Einwanderungs-Kasse machen. Alle Anderen sind also nichts weniger als ganz von Mitteln entblößt. Zweitens aber kann Niemand in diesen Social-Politismus eingehen, ohne vorher in jene Kirche eingegangen zu seyn. Daß die letztere bei der großen Menge der Uebertritte auch wirklich nicht das Mittel, sondern der eigentliche Zweck sei: dieß ist in solchen Sektenfragen überhaupt meist anzunehmen, und hier insbesondere sind es nicht wir allein, die das behaupten. Eine sehr angesehene schottische Zeitschrift sagt geradezu: es sei im Grunde nur Ein und dasselbe religiöse oder vielmehr Kirchen-Bedürfniß, welches diese Leute treibe, wenn so viele unterrichteten und gebildeten Engländer katholisch würden, die ungebildete Masse aber mit ihren unverwüstlichen protestantischen Vorurtheilen dem Mormonenthum zulaufe:

„Die erste und gewichtigste Ursache der dauernden Macht des Mormonismus ist der vorgebliche Besitz eines lebendigen Propheten und ständiger Inspiration. Seine Anhänger sagen uns: sie seien nicht wie andere Leute in beängstigender Ungewißheit gelassen, sondern bei jedem Schritte geleitet von der hörbaren Stimme und der sichtbaren Hand Gottes. In jedem Zeitalter gibt es Massen, welche sich die übersinnlichen-Probleme des Lebens gerne gelöst seyn lassen durch eine äußere Autorität, und eine durch religiösen Eifer ausgezeichnete Zeit wird den Lockungen derer besonders ausgesetzt seyn, welche sich berühmen, den Willen des Himmels mit endgültiger Bestimmtheit zu offenbaren. Das hat sich in unsern Tagen am deutlichsten in den häufigen Uebertritten Wahrheit suchender Männer zur römischen Kirche bewiesen. Wir haben alle die enthusiastischen Schilderungen gehört von ihrem gegenwärtigen Glück im Gegensatz zu ihren vorigen Trübsalen. Damals mußten sie in der Finsterniß ihres Weges tappen, oder nur geführt von dem trüben Lichtlein ihres Pflichtgefühls und streitiger Bibelstellen. Nun ist der helle Sonnenschein des himmlischen Tages über ihnen aufgegangen, und sie haben bei jedem Anstand nur der Stimme zu folgen, welche ihnen so deutlich ruft: das ist der Weg, den ihr gehen sollt! Die Conversionen zur römischen Kirche beschränken sich aber haupt-

sächlich auf die höheren Klassen. Engländer aus den niederern und ungebildetern Schichten finden sich selten zur römischen Kirche hingezogen; sie fühlen sich abgestoßen von ihrem antinationalen Charakter und dem Götzendienst ihres Ceremonials. Die kühne Prätension einer protestantischen Sekte dagegen, mehr noch als römische Unfehlbarkeit zu besitzen, befriedigt ihr Verlangen nach religiöser Gewißheit, ohne gegen ihre angebornen Instinkte zu verstoßen. Die Gewalt einer solchen Anziehung beweist sich durch die Thatsache, daß selbst die Irvingianische Kirche in vielen großen Städten noch Gemeindlein besitzt, obwohl ihre gerühmten Wundergaben in Abzehrung und bedenkliches Stocken gerathen sind, und ihre Glieder nicht fanatische Proselytenmacher, sondern ruhige unaufdringliche Träumer sind. Die Mormoniten sind ganz andern Temperaments. Ungestüm und ungeduldig für Ausbreitung ihrer Sekte bemüht, fordern sie rücksichtslose Unterwerfung; nichts weniger als befangen in ihren Behauptungen, versprechen sie ihren Proselyten unbedenklich absolute Gewißheit in Glaubenssachen. Durch ihre Offenbarungen, Wunder und Prophezien ist der Glaube in Schauen verwandelt. So sagt uns ihr Organ: „„Die Letzten-Tages-Heiligen wissen, daß der Herr hat gesprochen in dieser Zeit, sie wissen, daß die Engel nun verkehren mit den Menschen; sie wissen, daß die Gaben des heiligen Geistes in diesen Tagen sich offenbaren durch Träume, Visionen, Einsprechungen, Zungenreden, Prophezien, Wunder, Krankenheilungen; die Letzten-Tages-Heiligen sind zum Wissen der Wahrheit gelangt"" *).

Demnach wäre also der Uebertritt zum Mormonismus nichts Anderes als die Flucht aus der kirchen- und deßhalb haltpunkt-losen Unmittelbarkeit des Bandes zu Christus nach der realen, anstaltlichen, vermittelnden Kirche hin, aus der autoritätslosen Freiheit des Bibelprincips in die Obedienz einer lebendigen höchsten Autorität, kurz die Wiederherstellung jenes Verhältnisses von Autorität und Unterwerfung, von dem Hr. Dr. Stahl sagt, daß die Reformation es umgestürzt habe

*) Edinburgh Review. January ss. 1854. p. 378.

nach Christi Willen. Dennoch aber hört hier der Uebertretende nicht auf, Protestant zu seyn; denn die Mormonen-Kirche an sich ist ein Protest, und zwar gegen die ganze christliche Geschichte und gegen die Bibel selber; ja, sie stellt sich eben als die vom Himmel erweckte Heerschaar zum Kampf wider Gog und Magog und zur endlichen Vernichtung des römischen Antichrist dar.

„Christlich" ist der Mormonismus nicht mehr, er ist nicht einmal mehr deistisch; seine Theologie lehrt den pursten materialistischen Poly- und Pantheismus. Es fragt sich aber: ob die Sekte vor protestantischem Forum nicht dennoch immerhin noch als „protestantisch" angesehen werden müsse? Freilich eine intrikate Frage, in der die Meinungen nicht umsonst so merkwürdig auseinandergehen. In der That liegen auch die Fäden zu offen am Tage, durch welche der Mormonismus mit den verschiedensten protestantischen Sekten, und also wenigstens mittelbar mit den allgemeinen Principien des Protestantismus zusammenhängt. Als Preußen vor drei Jahren jede mormonische Werbung mit Landesverweisung bedrohte, sprach das Mandat nur von Vorwürfen, „welche gegen die Grundsätze der Sekte über die Ehe und einige anderen socialen Gegenstände erhoben seien", und gab als Hauptmotiv des Verbots „Verleitung der Unterthanen zur Auswanderung" an. In ähnlicher Fassung rufen eben jetzt Stimmen in der Schweiz zu „unnachsichtigem Einschreiten der Polizei" gegen den Mormonen-Unfug auf. Die eigentliche Frage: ob protestantisch oder nicht? ist aber in England auch ausdrücklich zum Spruche gekommen. Die „reißenden Fortschritte" der zahlreichen mormonischen Betsäle zu London und an andern Orten, die Thatsache, daß, wie damals die Kreuzzeitung gestand, „keine Sekte, auch die sonst so rüstigen Wesleyaner nicht, im Werbekampf ihnen die Stirne zu bieten vermochte", regten vor ein paar Jahren die Prediger Lon-

dons dergestalt auf, daß selbst die Bischöflichen zur Controverspredigt auf die Straße herabstiegen. Dabei begeisterte sich ein Schotte soweit, daß er, „vom Geiste berufen", in einen mormonischen Betsaal einbrach und Skandal darin machte. Die Mormonen aber klagten als „Protestant Dissenters" vor dem Polizeigericht auf Gottesdienst-Störung. Vergebens protestirte der Schotte: Kläger seien keine Protestanten, vielmehr antichristlich und ihre Bibel vom Teufel nachgemacht. Der Spruch gestand dem Mormonen-Cult den Polizei-Schutz „unter der Anerkennung zu, daß er ihnen als protestantischen Christen gebühre." Freilich scandalisirten sich selbst die „Times" über dieses Urtheil: wenn Einer, meinten sie, Narr oder Spitzbube genug sei, das mormonische Bekenntniß anzunehmen, so möge man ihn immerhin ungeschoren lassen; einen Mormonen aber als Bekenner einer christlichen Sekte gelten lassen, das sei doch zu arg. Nichts destoweniger erging im Oberhause erst jüngst noch, als Lord Shaftesbury amtliche Untersuchung der gotteslästerlichen und gesetzwidrigen Lehren beantragte, welche die Mormonen als „protestantische Dissenters" predigten, die Erklärung des Lordkanzlers: ehe man gegen sie einschreite, „müsse ein recht auffallender Fall vorliegen" *).

So kann man also in England Mormone werden, ohne deßhalb aufzuhören, Protestant zu seyn, obgleich die Kirche am Salzsee alle Nicht-Mormonen officiell als blinde „Heiden" verdammt, die dereinst vom Schwert der Heiligen allesammt wie weiland durch Mahomets Säbel weggemäht werden müßten. Soweit nämlich, bis zur Ausschließung aller Christen als „Heiden", hat die Mormonen-Kirche wirklich

---

*) Kreuzzeitung vom 19. Mai 1853; 21. Sept. und 23. Sept. 1854. — Darmst. K.-Z. vom 14. Dec. 1854. — Allg. Zeitung vom 4. Mai und 26. Juli 1856.

ihren alleinseligmachenden Charakter als reale Anstalt sogar noch überspannt.

Die Mormonen beginnen ihre Zeitrechnung nicht von der Geburt Christi, sondern vom Tode ihres Propheten. Nicht nur am Salzsee in der Zionsstadt, sondern auch in Californien und überall, wo sie sonst in der Welt zerstreut sind, führen sie die neue Zeitrechnung ein*). So gänzlich haben sie mit der alten christlichen Welt und Geschichte gebrochen, so scharf ist ihre neue Weltperiode, der latter-day, d. i. „spätere Tag", von dem sie sich nennen, abgeschnitten von der christlich genannten „Heiden"-Periode vorher. Nur Eines konnten sie sich füglich ersparen: nämlich die neue Incarnation. Es fehlt sonst in Amerika nicht an neuen Incarnationen, mit der Modifikation, daß sie, entsprechend der Stellung des amerikanischen Weibes, in der Regel weiblichen Geschlechtes sind. Die Shaker beten heute noch die Schmiedsfrau Anna Lee als menschgewordenen Gott an; ebenso trat die Quäkerin Jemimah Wilkinson als neue Incarnation Christi auf; die Engländerin Jane Southcot ward ebenfalls von Tausenden als neuer Messias angenommen, und noch besteht ihre Gemeinde zu Newyork, in welcher nebst andern Ceremonien auch die Beschneidung obligatorisch ist**). Bei den Mormonen dagegen hätte schon die entgegengesetzte Stellung des Weibes eine weibliche Incarnation nicht zugelassen, einer neuen männlichen aber konnten sie um so leichter entrathen, als nach ihrer Gotteslehre Joe Smith auch als einfacher Prophet wenigstens nicht unter, wenn nicht über dem Heiland Jesus stand und steht. Sie begnügten sich also,

*) Atlantische Studien 1854. V, 115.
**) Busch: die Mormonen S. 4.

von dem historischen Christus zu lehren, daß er nach vollbrachter Arbeit im palästinensischen Jerusalem auch zu den ausgewanderten Juden in Altamerika gekommen, um hier gleichfalls sein Missionswerk in Stand zu setzen, und zwar mit ungleich glänzenderm Erfolge, als im Osten der alten Welt. Dieß ist der „amerikanische Christus", den die Mormonenlehre dem eitlen Yankee vorspiegelt.

Es war, wie ihre Bibel erzählt, ein großes und herrliches Christen-Reich, das in Amerika damals erwuchs, als der Herr nach der Auferstehung dort Einkehr nahm. Durch einreißenden Abfall aber blieb schließlich nichts Anderes mehr davon übrig, als jene verwilderten, in's finsterste Heidenthum versunkenen Rothhäute, welche die europäischen Entdecker vorfanden. Mit der östlichen Hälfte der Gründung Christi ging es um kein Haar besser. Von der Kirche Christi blieb auch hier keine Spur mehr übrig; die sogenannte „christliche Welt" war und ist nur ein verwirrtes Chaos von Götzendienern und Heiden, „eine abgefallene Kirche voll Schändlichkeiten jeglicher Art während siebenzehnhundert Jahren", wie P. Pratt in seinem Lehrbuch sagt*). Der Apostel Pratt findet daselbst nicht Worte genug, das Elend dieser Jahrhunderte zu schildern, wo „die Gründung jeder Kirche auf Erden aufgehört hat", und die Ursachen ihres Aufhörens anzuzeigen. Der Mormonismus fällt an diesem Punkte völlig mit dem Irvingianismus zusammen. Die Kirche, sagt Pratt, besteht nur durch die wahren Bevollmächtigten und Bestallten des Herrn; diese Bevollmächtigung und Bestallung geschieht aber nur durch „unmittelbare göttliche Eingebung und Beru-

*) „Eine Stimme der Warnung und Belehrung für alle Völker, oder eine Einleitung zu dem Glauben und den Lehren der Kirche Jesu Christi, der Heiligen der letzten Tage. Von Parley P. Pratt." Für Deutschland aus dem Englischen übersetzt von Daniel Carn (dem Apostel für Hamburg). Hamburg 1853. kl. 8. 124 S.

fung"; und zum Beweise derselben hätten die Amtsträger „Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, durch Handauflegung Kranke gesund machen, Gesichte sehen, Träume haben, prophezeien sollen." Das thaten sie aber nicht; also, schließt P. Pratt, „finden wir das Reich Gottes in keiner andern Zeit, bis es wieder in den letzten Tagen erneuert wurde, denn weder bestand es jemals, noch wird es jemals bestehen ohne Apostel und Propheten und alle die andern Gaben des Geistes; sollten wir die Kirchen durchgehen von den Tagen an, wo jene göttliche Eingebung aufhörte, bis jetzt, so würden wir nichts sehen als einen Antichristen statt Christi." Wir haben an einem andern Orte gesehen, daß es eine Partei deutscher Theologen von der Zukunftskirche gibt, welche eben in dem Gefühle, daß sie selbst die rechte Kirche noch nicht besitzen, auch nicht mehr wagen, den Juden die Taufe zuzumuthen. Ganz richtig! sagt P. Pratt, nur gilt ihm dieß nicht etwa bloß von den Juden, sondern auch von den Heiden, und zwar für die vollen siebenzehnhundert Jahre der vorigen Weltperiode. Sowohl die Heiden als die Juden haben durch die Verwerfung des Christenthums nicht nur Gott nicht mißfallen, sondern haben daran ganz recht gethan. „Denn jeder, der da sagt, daß den Juden (oder einem Heiden) befohlen worden ist, Buße zu thun und sich taufen zu lassen, während der letzten siebenzehnhundert Jahre, sagt etwas, was er nicht beweisen kann; Gott hat keinen Boten zu ihnen gesandt, folglich haben sie keinen verworfen." Erst „in diesen letzten Tagen", schließt P. Pratt, hat Gott wiederum Männer zu den Juden und den Heiden gesendet, und wenn diese jetzt nicht hören, sind sie verdammt; denn endlich hat Gott den „neuen Bund" aufgerichtet, „um die Wenigen zu retten, die nicht verdorren sollen" *).

Soviel ist aus vorstehender Begründung bereits klar,

---

*) Pratt's Lehrbuch S. 3. 21. 30. 51 ff. 110.

daß der ganzen Anschauung die ausgeprägte Idee einer realen anstaltlichen Kirche zu Grunde liegt. Dieß wird aber noch klarer, wenn man die Polemik in's Auge faßt, durch welche Pratt die Nothwendigkeit fortdauernder Offenbarung beweist. Er stellt sich dabei ausschließlich dem protestantischen Bibelprincip und Kirchenbegriff entgegen, indem er beiden faktische Beweise entgegenhält, die freilich nur allzu sehr unläugbar sind. Die katholische Kirche ist weit entfernt zu glauben, daß Christus der Herr keine andere Versicherung der Wahrheit hinterlassen habe, als den Bibelbuchstaben und die problematische Erleuchtung des einzelnen Lesers desselben, sie steht vielmehr selber als ununterbrochene Offenbarung und fortdauernde Inhaberin aller Gnadengaben des Herrn da. Hingegen bemerkt P. Pratt von seinen protestantischen Gegnern ganz richtig: „Fragt sie, und ihre Antwort wird seyn, daß die Bibel genug enthält, und daß, seitdem die Schrift ist, Offenbarungen nicht mehr nöthig sind.“ Man kann die Sieghaftigkeit nicht verkennen, mit der P. Pratt sofort diese Anschauung angreift und dabei im Grunde nichts Anderes vertheidigt, als die Nothwendigkeit einer lebendigen höchsten Autorität in einer anstaltlichen Kirche:

„Warum gehen die jetzigen Kirchen so verschiedene Wege und haben so viele von einander abweichenden Lehren? Warum brauchen sie ganze Bibliotheken von Predigten, Traktaten, Streit-Schriften, Beweisen und Meinungen, die alle von der Weisheit der Menschen geschrieben sind? Es gibt zwei große Ursachen für diese Blindheit. Die erste ist: die Menschen sind der Meinung, daß eine unmittelbare göttliche Eingebung durch den heiligen Geist nicht für alle Zeiten der Kirche beabsichtigt war, sondern nur für die erste Zeit; daher suchten sie mit ihrer eigenen Weisheit und Gelehrsamkeit das zu verstehen, was immer nur durch den Geist der Wahrheit verstanden werden konnte. Die zweite Ursache ist: da sie den Geist der göttlichen Eingebung verloren hatten, so fingen sie an, ihre eigenen Meinungen und besondern Auslegungen über das Wort Gottes aufzustellen, anstatt an die geschriebenen

Dinge zu glauben. Und sobald sie von der wörtlichen Bedeutung abwichen, war die Auslegung eines Mannes eben so gut, wie die eines andern. Um Etwas aus der Schrift zu beweisen, muß zuerst eine gewisse bestimmte untrügliche Regel der Auslegung aufgestellt werden, ohne welche sich der Geist in Unwissenheit und Zweifel verliert, immer lernt und nie zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen kann. Die Vernachlässigung einer solchen Regel hat die Menschen in die größte Verwirrung und Unwissenheit in allen ihren biblischen Nachforschungen versetzt. In der That, solange es den Menschen überlassen ist, das Wort Gottes zu verändern, oder auf eine geistige ungewisse oder besondere Weise auszulegen, ist Alles Ungewißheit. So wäre die Bibel von allen Büchern dasjenige, dessen Nutzen am ungewissesten ist. Weit besser würde es alsdann für die Menschen gewesen seyn, wenn Gott ihnen Nichts geoffenbart hätte, als ein Buch geoffenbart zu haben, welches sie in Zweifel und Ungewißheit ließe, um miteinander von einer Zeit zur andern über die Bedeutung seines Inhalts zu streiten" *).

Somit ist eine lebendige höchste Autorität und respektive eine anstaltliche Kirche absolut nöthig. Streitet aber der Mormone mit Protestanten darüber, wie und wo dieselbe zu finden sei? so ist doch gewiß nichts natürlicher als seine Behauptung: dieselbe habe ganz neu von Gott aufgerichtet werden müssen. Besteht nicht der Protestantismus eben darin, daß er der Kirche vor ihm den Charakter abspricht, die rechte Kirche gewesen zu seyn? Irvingianismus und Mormonismus nun thun ihm selber bloß ebenso nach dem Recht der Wiedervergeltung. Wenn P. Pratt von der siebenzehnhundertjährigen kirchenlosen Verlassenheit der alten Christenwelt spricht, so kennt er zwar die entsprechenden Kraftsentenzen der deutschen Reformatoren nicht, doch vergißt er auch nicht z. B. anzuführen, wie die Kirche von England in einer ihrer Homilien selber bezeuge, daß die ganze Christenheit ohne alle Ausnahme „achthundert Jahre und länger im gräulichsten

---

*) P. Pratt a. a. O. S. 52. 46. 1. 2 ff.

Götzendienst gelegen" (bis auf das Jahr 1517 nämlich), und daß Wesley bestätigend beifüge: die Gaben des heiligen Geistes seien von der Kirche gewichen, „weil die Christen wieder zu Heiden geworden." Irvingianer und Mormonen behaupten bloß noch dazu hin: es sei nach 1517 auch nicht besser geworden; das ist der ganze Unterschied. Beide datiren daher ihre wahre Kirche erst vom Jahre 1830. Als aber die Apostel der mormonischen Kirche sie zum erstenmale der Welt ankündigten, durch die große Proklamation dd. Newyork 6. April 1845, stellten sie dieselbe scharf und deutlich hin als die Eine allgemeine sichtbare Kirche zur unfehlbaren Lehre und zur Erziehung der Menschheit. Alle geistlichen und weltlichen Herren, namentlich die Höfe von Rom, London, Paris, Constantinopel und Petersburg, werden aufgefordert, sich zu unterwerfen und zu huldigen, und ihre Beiträge zu liefern „an den Einen großen Mittelpunkt, dem Einen mächtigen Herrscher." Denn:

„Wisset, daß das Reich Gottes gekommen ist, als vorausgesagt wurde von den alten Propheten, was man erfleht hat zu allen Zeiten, dasselbe Reich, welches die Erde erfüllen und ewig währen soll. Dem großen Elohim Jehova hat es gefallen, wieder vom Himmel herabzusprechen, wieder mit den Menschen auf Erden zu verkehren, durch das Mittel beglaubigter Gesichte und den Dienst heiliger Boten. Dadurch ist das große und ewige Hohepriesterthum nach der Weise seines Sohnes wiederhergestellt und zurückgekehrt auf Erden. Dieß Hohepriesterthum oder die Apostelschaft hat die Schlüssel des Reichs Gottes, in allen Dingen nach Ordnung, Einrichtung, Leitung und Regierung des Reichs Gottes zu verfahren" *).

Die unsichtbare oder bloß subjektive Bekenntnißkirche, die Gemeinde der stillen Herzen, wie die protestantischen Sym-

---

*) Im English Review. 1850. XIV, 267 ff.

bole sie lehren, und aus der nun Irvingianer und Mormonen zur neuen sichtbaren, objektiv-gegebenen Kirche sich erschwungen haben, ist auch fortwährend der Gegenstand ausdrücklicher mormonischen Proteste. Ueberall erscheint ihre Kirche als die Vermittlerin der Gemeinschaft zwischen Gott und Menschen, als die unfehlbare Lehrerin der Wahrheit, die „lebendige Zeugin und Erklärerin des todten Buchstabens alter Urkunden." Gegen die Unsichtbarkeit der rechten Kirche, die so überall und nirgends wäre, insbesondere protestirt einer der beliebtesten Mormonen-Hymnen, welcher anfängt: „Der Gott, zu welchem Andre fleh'n ꝛc.". Zwar sind in demselben Hymnus auch die lästerlichsten Lehren der mormonischen Theologie eingetragen, der gröbste Anthropomorphismus („Der Gott, zu welchem Andre fleh'n, ist nicht der Gott für mich, er hat nicht Körpertheile, er hört und sieht dich nicht") — und der materialistische Eudämonismus („Der Himmel der Sektirer ist der Himmel nicht für mich, ich hab' den Himmel auf der Erd'" ꝛc.). Doch entwickelt der Hymnus zugleich einen solchen Schwung gegen den falschen Spiritualismus, daß eine katholische Zeitschrift Irlands mit Bezug darauf sagen konnte: er offenbare einen warmen, glühenden, fast katholischen Geist *):

„Die Kirche ohne Sammlung ist die Kirche nicht für mich;
Der Herr erkennt sie nicht, o das ist sicherlich.
Ich hab' die Kirche, die ist frei
Von Irrthum, Furcht und Zweifelei,
Die auserlesene Gemeine. O, das ist die Kirch' für mich." **).

Die neue Kirche der Mormonen ist nun auch nicht etwa auf das Jenseitige consignirt, bloß auf die Besorgung der himmlischen Angelegenheiten beschränkt, mit andern Worten

*) Dublin Review 1852. Oct. p. 91 ff.
**) Christian Remembrancer 1852. Jan. p. 194.

aufgehängt zwischen Himmel und Erde wie Mahomets Sarg, gleich den andern protestantischen Kirchenthümern. Auch hat sie nicht etwa thatlos und passiv der Wiederkunft des Herrn und ihrer Entrückung durch die Luft entgegenzuharren, wie die irvingianische. Sondern sie hat frisch einzugreifen, um Erde und Menschheit der neuen Weltperiode gemäß umzugestalten, welche sie eröffnet hat. Dieß zu thun ist sie auch nach Kräften bestrebt. „Die Mormonen", berichtet Lieutenant Gunnison aus der Salzseestadt, „sind von der festen Ueberzeugung durchdrungen, ihnen sei von der Gottheit die hohe Aufgabe und Sendung geworden, die Erde und das Leben auf derselben von Grund aus umzugestalten." Wie sie das angehen, gehört an einen Ort. Ein eigenthümlicher Zug aber in ihrer Stellung zu der noch hereinragenden vorigen Weltperiode oder zur alten christlichen Welt ist hier zu erwähnen. Bis die Mormonen-Kirche einst mit dem Schwerte in der Hand über die letztere triumphiren wird, fällt sie einstweilen als die bestellte Richterin über sie ihre Urtheile in contumaciam. Die „Heiligen" führen Buch und Urkunde über jedes mißliche Symptom an der alten Christenheit, sie haben Schreiber bestellt und organisirt zur Abfassung der schrecklichen Berichte von allen Enden der Erde, und in ihren Kirchenarchiven ist Alles einregistrirt, was überall vorgeht an Unglück und Elend, an Verbrechen und Thorheiten, Verirrungen der Priester und Prediger, Mißgriffen der Gesetzgeber und Regenten, politischen Bewegungen und religiösen Spaltungen, Kriegen und Revolutionen; sie steigen hinab in die dunklen Gäßchen bevölkerter Städte, dringen in die geheimen Gesellschaften der berüchtigten Viertel ein, und was sie da an Sünd und Laster sammeln und protokolliren, soll weiland Sodoma und Gomorrha weit übertreffen. Sie stützen auf ihre grauenvollen Register die Bestätigung und die Hoffnung ihrer Kirche, als auf die „Wehen des Messias"; und so entschieden weiß sich ihre Kirche als die Vermittlerin zwischen Himmel und

Erde, daß sie dieselben Bücher auch bereit hält zur Vorlage am Tage des Gerichts*).

Die nämlichen Schrecken in der Geschichte der heutigen Menschheit und insbesondere die unsägliche religiöse Zerfahrenheit ihres protestantischen Theiles haben die Erscheinung erzeugt, welcher wir bei jedem Schritte unter dem letztern in Amerika wie in Deutschland begegnen. „Zukunftskirche", „reichere Ausgießung des hl. Geistes", „neues Pfingstfest", „Wiederkunft des Herrn"! — so erschallt es von allen Seiten her, wo man eine eigentliche Kirche noch gar nicht zu haben sich bewußt ist, oder an ihren ordentlichen Mitteln verzweifelt, d. i. aus fast allen gläubig protestantischen Seelen. Ihnen allen stellt sich das Mormonenthum keck gegenüber mit den Worten: da habt ihr mich und mit mir Alles in Allem, was ihr nur immer vom außerordentlichen Eingreifen Gottes erwarten könnt! Wir haben früher schon auseinandergesetzt, wie z. B. so unglaublich viele lutherischen Skandinavier ohne Weiteres zustimmten. Und je mehr irgendwo der herrschende falsche Spiritualismus alle Realität in Religion und Kirchenthum verflüchtigt hat, desto mehr muß das Mormonenthum als entsprechende Reaktion erscheinen. Selbst dem profanen Auge kann diese Wahrnehmung nicht entgehen:

„Wir wiederholen es: ein Exceß gebiehrt den andern. Die hierarchische Neigung mußte aus der anarchischen Uebertreibung entspringen, der Drang nach Disciplin aus der Leidenschaft für die Individualität, eine materielle, brutale Religion aus jenem trostlosen Spiritualismus, welchen der extreme Calvinismus aus dem

*) *Gunnison* bei Dr. Andree: Journal „Westland" 1852. V, 1. S. 5 ff. — Busch: die Mormonen S. 135.

furchtbaren Dogma der verhängnißvollen Prädestination und der kleinen Zahl der Auserwählten schöpft" *).

Der Mormonismus an sich hat aber noch eine ganz besondere Berechtigung gegenüber jener bekannten Wendung, welche der falsche kirchenlose Spiritualismus wie aus einem Naturdrang gewöhnlich nimmt. Für die Verflüchtigung der gegenwärtigen Kirche entschädigt sich Letzterer durch die fleischliche Erwartung des zukünftigen Milleniums. Dazu drängen ihn schon die biblischen Prophezien und Verheißungen, und zwar durch eine eigenthümliche aber natürliche Verwickelung. Gläubigkeit außerhalb einer realen Kirche hängt naturgemäß um so hartnäckiger am groben körperlichen Buchstaben der Bibel. Dieser aber verheißt kirchliche Realitäten, welche unmöglich von dem unsichtbar-spirituellen Verhältniß des religiösen Individualismus verstanden werden können. So bleibt nichts übrig, als eine zukünftige, dennoch aber irdische Erfüllung anzunehmen — im tausendjährigen Reich. Wir haben früher gesehen, wie der fadeste Spiritualismus auf diesem Wege unmittelbar in den gröbsten Materialismus übergeht. Man hat in England die Erfahrung gemacht, daß dieser indirekte Dienst dem Mormonismus nicht weniger förderlich ist, als jener direkte. Der Mormone vermag von seiner neuen Weltperiode genau in dem Style zu reden, welcher als der stereotyp prophetische auf den gewöhnlichen protestantischen Kanzeln heimisch und ihren Hörern durchaus geläufig ist:

„Die Aehnlichkeiten der Lehre unserer populären Pietisten und der Mormonen rühren von ihrer gemeinsamen materialistischen Tendenz her. Daher kommt es, daß sie beide gleichmäßig die Bilder-Sprache der Schrift durch eine buchstäbliche Interpretation falsch auslegen, und die biblischen Prophezien verdrehen durch eine fleischliche Auffassung. So kann man denn die nämlichen mormonischen

*) Bran's „Minerva" 1855. I. Beiblatt S. 4.

Spekulationen von der Wiederherstellung der Juden und vom Millennium oft genug auch von den puritanischen Kanzeln herab hören. Mit gleicher Vorliebe sprechen beide Schulen über die Schlacht von Armageddon, und geben die genaueste Beschreibung von ihren Heerhaufen" rc.*).

Die Mormonen sind auch sehr beflissen, den Buchstaben der Propheten sich dienstbar zu machen. Alle die alttestamentlichen Stellen, auf welche die süddeutschen Prophetenschulen ihre millennarische Zukunftskirche bauen, bezeugen in mormonischem Munde unisono, daß die Kirche der neuen Weltperiode in der Mormonen-Kirche bereits vorhanden sei. Jesaias und Hesekiel, Daniel und Sacharja, mit welchen unsere armen Prophetenschüler ihre fruchtlose Sisyphus-Arbeit treiben, sprechen andererseits mit der erstaunlichsten Bestimmtheit von dem Zion am Salzsee als der Erfüllung ihrer Verheißungen. Namentlich redet Daniel ganz deutlich von dem „Stein herabgeworfen vom Gebirg ohne Hand", der das Welt-Götzenbild zerschmettern wird rc., was doch sicherlich nichts Anderes bedeuten kann, als die Lage der Kirche der Heiligen „in den Thälern zwischen den Felsbergen", wie die Gebirge des Utahthales heißen. Und wenn z. B. Jesaias sagt (29, 4): „du sollst vom Boden herausreden" rc., konnte dieses Wort, fragt Pratt, vollständiger erfüllt werden, als durch die Ausgrabung des Buches Mormon im Hügel Cumorah? So ist die ganze prophetische Partie der Bibel voll von Zeugnissen für die Mormonen-Kirche; „sie alle sind deutlich und haben eine buchstäbliche Erfüllung", sagt Pratt's Lehrbuch. „Warum", fragt der erstaunte Neophyt, „habe ich denn niemals etwas davon in den Kirchen der Erde gehört?" Hr. Pratt antwortet genau, wie dereinst Luther: „weil du zu einer Zeit lebtest, in welcher das Volk die Bibel nicht verstand; ach, wegen der falschen Lehrer, die den Völkern sagen, die Bibel müsse geistig ausgelegt werden." Luther hat dereinst gesagt: bis auf

*) Edinburgh Review, 1854. Jan. p. 353.

ihn habe Niemand recht gewußt, was das Reich Gottes sei; jetzt fügt der Mormonen-Katechismus bloß noch bei: diese Unwissenheit habe sich noch weiter und bis auf das Jahr 1830 erstreckt: „Das Reich Gottes wird von jedem andern Religionssystem, was jetzt auf Erden ist, so verschieden seyn, daß man sich wundern wird, wie Jemand, der die Bibel liest, die Systeme der Menschen für das Reich Gottes halten konnte" *).

Unter diesen Umständen ist es ganz natürlich, daß die Mormonen-Apologetik mit Vorliebe das Alte Testament cultivirt. Dieselbe Neigung treibt aber auch den Protestantismus überhaupt, um zwar in dem Maße mehr oder weniger, als seine Fraktionen den Kirchenbegriff mehr oder weniger spiritualisirt haben. Denn in demselben Maße verachten sie die tausendjährige Geschichte der christlichen Kirche, erwarten das sichtbare Reich Gottes auf Erden erst von der Zukunft, und sinken also folgerichtig auf den Standpunkt der alten Juden und ihrer messianischen Hoffnungen zurück. Auch für sie ist das Erlösungswerk noch nicht vollbracht, der rechte Christus noch gar nicht gekommen. Daher die in so vielen protestantischen Fraktionen auf's schneidenste ausgeprägte judaisirende Tendenz. Sie greift jetzt in Deutschland, und selbst im Lutherthum, reißend um sich, in England und Nordamerika ist sie altbegründet, und längst fast allgemein verbreitet. Auch dieser Tendenz kommt der Mormonismus zur vollsten Befriedigung entgegen. Er erscheint selbst als ein amerikanisch modernisirtes Judenthum, und zwar als das der unmittelbaren Erfüllung; denn mit seiner realen Kirche, theokratischen Verfassung und neuen Weltperiode knüpft er unmittelbar da an, wo Christus — nach irvingianischer und hoffmannianischer, wie nach mormonischer Lehre — die messianischen Hoffnungen des Judenvolks zu verwirklichen ge

*) P. Pratt a. a. O. S. 31—41.

dachte, aber für's erstemal mit seinem Plane scheiterte, und die Sache bis auf das Jahr 1830 vertagen mußte. In England hat man die Folgen dieser mormonischen Verwandtschaft mit dem populären Judaismus handgreiflich genug verspürt:

„Ein anderer und vielleicht nicht der geringste Einfluß, der dem mormonischen Proselytismus zu Gute kommt, liegt in dem Zusammentreffen der materialistischen Theologie der Mormonen mit dem System gewisser äußersten Fraktionen des volksthümlichen Protestantismus. Jener judaisirende Geist, welcher das neue Testament im alten untergehen läßt, welcher die mosaischen Vorschriften als christliches Gesetz hinstellt, welcher den neuen Bund selbst in eine Kette von Buchstaben-Götzen verdreht: er bereitet die Gemüther vor für die entsprechenden Dogmen des Mormonismus. Indem aber die Mormonen-Lehrer mit diesem populären System zusammentreffen, verleihen sie seiner fleischlichen Anschauung auch gleich eine logischere Entwicklung. So haben sie jene jüdischen Tendenzen bis zum wirklichen Judaismus gesteigert" *).

Insofern kann man allerdings sagen, daß der Mormonismus den protestantischen Judaismus auf die Spitze getrieben habe, als er nicht nur in die Zukunft, sondern auch in die Gegenwart und Vergangenheit des Judenvolks eingreift. Indeß stellt er sich andererseits doch allzufest als die reale Kirche hin, als daß er in der Deferenz gegen die Juden so weit gehen könnte, wie die Irvingianer und die Mehrheit der süddeutschen Prophetenschüler. Bekanntlich überlassen die Irvingianer nicht nur den Vorsitz im tausendjährigen Reich an die Juden, sondern die Juden, die noch ungetauften, sind es auch, welche dem Millennium hier auf Erden Bahn zu brechen haben, während der Rest der Christenkirche sich vor dem Antichrist in die Lüfte salvirt. Ebenso gestehen jene Prophetenschüler den noch ungetauften Juden das Recht des Vortritts zu, durch ihre Rückkehr in's gelobte Land das Sig-

*) Edinburgh Review. Jan. ss. 1854. p. 380.

nal zum Anbruch der tausendjährigen Kirche zu geben, wobei den Heidenchristen nur bittweise der Anschluß erlaubt seyn soll. Umgekehrt der Mormonismus: er fordert die Juden zum Eintritt in seine Kirche auf, räumt ihnen nur unter dieser Bedingung Gleichberechtigung ein, und lehrt überhaupt, daß das Reich Gottes nicht wieder, wie das erstemal, und zwar vergebens, vom Osten nach dem Westen gehe, sondern dießmal umgekehrt vom Westen nach dem Osten, so daß also das alte Palästina, welches die geängstigten Gemüther der andern Prophetenschüler vollständig in Beschlag nimmt — Herrn Chr. Hoffmann von Ludwigsburg z. B. — hier vorderhand gar nicht in Frage kommt.

Dagegen hat die Mormonenkirche für die Juden, respektive ihre Leviten, eine ganze Abtheilung jener freilich niedrigeren Ordnung in ihrer Hierarchie, welche im Unterschied von der melchisedek'schen Priesterschaft die aaronische genannt wird, vorbehalten. Nur provisorisch, weil jetzt noch keine ächten Leviten sich am Salzsee finden, wird dieselbe Priester-Klasse mit Nichtjuden bestellt. Sobald einmal der Tempel-Bau in der Utah-Stadt vollendet seyn wird, werden auch Leviten beitreten, und den aaronischen Tempeldienst übernehmen, welchem hauptsächlich obliegt, „für die täglichen Sünden des Volkes Thieropfer zu bringen." Ueber das weitere Verhältniß der neuen Kirche zu den Juden sagt das officielle Symbolum: „wir glauben, daß Israel buchstäblich gesammelt werden wird, wir glauben an die Wiederbringung der verlorenen zehn Stämme Israels, und an die Aufrichtung Zions auf dem westlichen Festlande", worauf dann die Parousie und die Apokatastasis folgen wird.

Gewiß wäre es zu verwundern gewesen, wenn der Mormonismus nicht auch die fixe Idee der Amerikaner von „den verlorenen zehn Stämmen" in sich aufgenommen hätte. Sie spielen bei ihm eine bedeutende Rolle. Zur Zeit wohnen diese Stämme in einem geheimnißvollen Nordlande jen-

seits des ewigen Polareises, von dem noch kein Schiffer Kunde gebracht, oder gar auf einem von dem Mutterplaneten losgerissenen Stück Erde, das sich lose um den Nordpol bewegt. Deßhalb sehen die Mormonen — und sonderbarer Weise ebenso und aus ähnlichen Gründen auch die nekromantischen Spiritualisten — mit größter Spannung nach dem Nordpol und auf die dahin gerichteten Expeditionen. Denn sobald einmal die zehn Stämme hervortreten, wird die ganze Welt zum großen Kampfe sich für und wider sondern, sämmtliche Juden werden nach Palästina ziehen, den alten Tempel wieder bauen, und endlich mit ihren Brüdern im Westen trockenen Fußes sich vereinigen. Der Riß nämlich, den die Sündfluth zwischen Amerika und dem Continent gemacht hat, wird in der Apokatastase sich schließen und ein reizender Luft-Pfad vom westlichen Zionstempel nach dem östlichen reichen, „wie es am Morgen der Schöpfung war.“ Auch die altamerikanischen Juden, d. i. die Indianer, werden dann in der großen Völkereinheit gleichwürdig umfangen seyn, denn sobald die Krisis beginnt, wird sich auch an den Rothhäuten der (von Prof. Auberlen in Basel den Negern zugedachte) millennarische Proceß vollziehen: „ein Volk wird in Einem Tage geboren“, und die Indianer in eine Nation von schönem Aeußern und weißer Hautfarbe verwandelt werden. Daß eine Deputation der zehn Stämme in Nordamerika lande und somit die Reihenfolge aller dieser Verwandlungen anhebe: davor glauben sich die Heiligen am Salzsee keine Stunde sicher*).

Wir treffen also hier noch eine dritte Art von Juden, die altamerikanischen, von welchen heute nur mehr die indianischen Rothhäute vorhanden sind. Dieß ist eine mormonische Eigenthümlichkeit vor allen andern Prophetenschulen.

---

*) Busch: die Mormonen. S. 99. 74. 136. 55. — Busch: Wanderungen &c. II, 76. — Journal „Westland“. V, 1. S. 7. — Pratt's Lehrbuch. S. 85—89.

Das Buch Mormon hat nämlich geoffenbart, daß einmal zur Zeit der babylonischen Sprachverwirrung, und später unter den alten jüdischen Königen noch eine zweimalige Auswanderung von Juden aus Palästina nach dem amerikanischen Continent stattgefunden und diesen bevölkert habe. Ihre Schicksale sind es eben, was die Mormonenbibel erzählt, aus welcher man auch erfährt, daß Christus den amerikanischen Boden nach der Auferstehung nicht minder selbstpersönlich geheiligt habe, als den palästinensischen vor der Auferstehung. Damit ist der verwickelte protestantische Streit um die Bedeutung Palästina's für die Zukunftskirche und über die Präcedenz der Juden kurzab entschieden; damit hat auch die Mormonenkirche einen nicht minder geheiligten realen Boden gewonnen, als wenn sie im gelobten Lande selber stünde. Dieß ist selbst äußerlich dadurch angezeigt, daß die Mormonen mit Vorliebe palästinensische Namen für ihre Flüsse, Seen, Ortschaften &c. wählen, obwohl die Namen und der Originaltext ihrer Bibel „neuägyptisch" sind. Ebendarum trägt jede mormonische Ansiedlung den Namen Stakes of Zion („Pfeiler Zion's"). Auch ist der Platz für das eigentliche neue „Zion" bereits ausgesteckt, zu Jackson County in Missouri, ebenda wo der Prophet beim ersten Tempelbau trotz gegentheiliger Offenbarungen vertrieben wurde. „Neujerusalem" im Utahthale ist nur der Platz des provisorischen Tempels. Kurz, Amerika ist nicht nur dem alten Palästina ebenbürtig, sondern es geht ihm für jetzt auch voran, weil es das Palästina der neuen Weltperiode ist. „Amerika", sagt Hr. Pratt, „ist der Ort des neuen Jerusalems, welches vom Himmel auf die Erde herabfahren wird; Amerika ist ein vor allen Ländern auserwähltes Land des Herren; Amerika ist das Land, welches den Nachkommen Joseph's verheißen wurde." Alles dieß steht nicht etwa nur deutlich im Buche Mormon zu lesen, sondern ebenso im Alten Testament. Wenn z. B. im Segen Jakobs Ephraim, der Sohn Josephs, gesegnet wird „bis zur fernsten Grenze der ewigen Hügel", so

ist nichts klarer, als daß der Altvater hiemit das dem Ephraim verheißene Land Amerika meint; denn, sagt Hr. Pratt, „wenn wir unsern Standpunkt in Aegypten nehmen, wo Jakob diese Worte sprach, und messen bis zur Tiefe, die unten liegt, so kommen wir mitten nach Amerika hinein." Und wenn es bei Josua 11, 10 heißt: „wenn der Herr brüllen wird, werden die Kinder zittern von Westen" — ist da nicht wieder klärlich auf die Nachkommen Ephraims in Amerika hingewiesen*)?

Man sieht, die Solidität der Fundamente für die amerikanische Zukunftsreligion läßt nichts zu wünschen übrig. Auch der allgemeine protestantische Judaismus kann über spärliche Rücksichtnahme sich nicht beschweren; die einzige Neuerung, welche ihm dabei zugemuthet wird, besteht in der Einsicht, daß das Reich Gottes jetzt nicht mehr von Ost nach West, sondern umgekehrt vom Westen nach Osten gehe. Ganz begreiflich, nachdem nun der amerikanische Christus im Westen das gescheiterte Werk des östlichen Christus aufgenommen hat! Wir für unsere Person finden es nicht weniger natürlich als billig, daß die wirren Phantasiestücke von der Einen Seite durch noch wildere Phantasiestücke von der andern Seite überboten werden. Zudem entdecken wir in den letztern noch einen in solcher Umgebung sehr bezeichnenden Zug, der auch einer noch bezeichnenderen Erklärung nicht entbehrt. Unläugbar hat nämlich der Mormonismus ein leidenschaftliches Verlangen nach historischer Begründung seines Daseyns; er will nicht vom Himmel gefallen seyn wie z. B. die Irvingianer-Kirche, sondern er will Genealogie und Stammbaum haben, und

*) Edinburgh Review l. c. p. 342. — Busch: Mormonen S. 56. — P. Pratt a. a. O. S. 85 ff. 89. — Darmst. K.-Z. vom 18. Jan. 1853.

dieß aus keinem andern Grunde, als weil er sich instinktiv als reale sichtbare Kirche an dem bestimmten Fleck Erde fühlt.

Als neue Kirche kann er zwar auf keiner Tradition fußen; seine lebendige höchste Autorität kann nur durch permanente unmittelbare Offenbarung Gottes an ihren jeweiligen Träger bestehen. „Die christliche Offenbarung, obgleich bindend im Anfange, sei jetzt durch ihre eigene beseitigt“, sagen die „Heiligen“, und sie sind ungemein stolz auf den Ersatz. „Die Briefe der ehemaligen Apostel, Paul, Peter, Johannes, sind todte Buchstaben verglichen mit den Briefen, die an die Heiligen unserer Tage durch die Priesterschaft geschrieben sind“ *). Gewiß hätte daher die Mormonen-Kirche nicht nöthig, irgend um eine historische Herleitung oder Verbindung mit frühern Phasen der Offenbarung sich zu bemühen. Dennoch thut sie dieß mit großem Eifer; sie behängt sich so verwegen über und über mit historischem Flitterstaat der lächerlichsten Lügen und Erdichtungen, daß man nothwendig noch ein anderes Motiv dahinter suchen muß, als die bloße Liebhaberei des Yankee und selbst das genealogische Bedürfniß einer realen Kirche. Es ist auch wirklich gar nicht zu bezweifeln, daß gerade dieser historische Aplomb, mit dem der Mormonismus auftritt, auf gewisse in der Oede kirchenloser Unmittelbarkeit ausgehungerten Gemüther die Wirkung einer saftig grünen Trift ausübt.

Schon der Inhalt des Buches Mormon und die Geschichte seiner Auffindung in der Steinkiste des Hügels Cumorah, wo es 1400 Jahre lang vergraben gelegen habe, bietet unerschöpflichen Stoff zu einer specifisch-mormonischen Kirchengeschichte, die für den groben Plebs Nordamerika's besonders pikant und schmeichelhaft für den gränzenlosen National-Dünkel des Yankee ist. Die Archive Nordamerika's sind von sehr jungem Datum; der Yankee will aber durchaus

*) Edinburgh Review l. c. p. 359.

eine alte und uralte Geschichte seines Landes haben. Die Rothhäute besitzen keine Urkunden und Annalen; es gibt aber, namentlich in Centralamerika, zahlreiche Ruinen und Alterthümer, welche allerdings beweisen, daß die alten Einwohner Amerika's von einer höhern Culturstufe auf eine niedrigere und die niedrigste herabgesunken sind. Dieser Monumente und Städtetrümmer haben sich die Alterthumsforscher bemächtigt, und darauf ihre Hypothesen erbaut, unter aufmerksamster Spannung ihrer Landsleute. So vertiefen sich die amerikanischen Blätter z. B. in die merkwürdigen Ruinen von San Diego, die zum Theil denen von Palenque am mexikanischen Golf, zum Theil den altägyptischen und phönicischen Monumenten gleichen, und doch wieder von allen diesen Denkmälern verschieden seyn sollen. Das Letztere ist zwar das Richtige; auch reichen diese Ruinen meistens nicht über die spanische Invasion hinauf. Aber die Phantasie erhält mit jedem neuen Scherbenhaufen neue Nahrung. Die Meinung von der orientalischen, speciell palästinensischen Abstammung der Indianer behält entschieden die Oberhand; sie hat auch schon eine ganze Literatur, welche bis in die spanisch-katholischen Zeiten hinauf reicht. Neuestens bewies Josiah Priest, daß es „Tribus Israels" gewesen, welche Amerika bevölkert, das Wort „Arsareth" bei Esdras bedeute Amerika. Auch George Jones gibt den Rothhäuten Tyrier und Juden zu Ahnherren. Man hat die indianischen Sagen untersucht, und will darin Spuren von einem großen civilisirten Volke gefunden haben, das von seinen verwilderten Nachkommen gänzlich vertilgt worden sei. In den Sitten und Gebräuchen der Rothhäute selbst finden die Alterthümler und Missionäre aller Denominationen immer noch unverkennbar hebräische Anklänge, z. B. in der Sprache selber, in der Todtenklage, in der Behandlung Menstruirender, in den Waschungen der Weiber, im Gebrauch des Fastens rc. Die jüdische Abstammung der Indianer war auch schon von alten spanischen Missionären viel-

fach projektirt. Andere freilich führen jetzt ihre Denkmäler auf die ältesten Aegypter, den Ursprung der ersten Einwohner bis über die Sündfluth und selbst bis auf die Weltschöpfung zurück. Allein die öffentliche Meinung beharrt unbestritten bei der jüdischen Abstammung. Ein neues Moment der Untersuchung hat noch die Entdeckung einiger Forscher beigefügt, daß die Steinruinen von Städten und Häusern Süd- und Mittel-Amerika's die deutlichsten Zeichen einer furchtbaren Feuerlohe an sich trügen, in der sie geschmolzen und verbrannt, von einer elementarischen oder kosmischen Feuerkatastrophe, in der ganze alte Culturvölker untergegangen seyn müßten.

Genau so und wie das Alles zugegangen, erzählt nun das Buch Mormon, sogenannt von Mormon, dem Vater Moroni's, des letzten Propheten jener jüdisch-christlichen Culturvölker, welcher unmittelbar vor der Katastrophe ihre Annalen oder die Aufzeichnungen ihrer Propheten noch sammelte und sie, auf Goldplatten geschrieben, dem kühlen Schooß der Erde anvertraute. Die mormonische Bibel ist nämlich ursprünglich nichts Anderes, als ein aus Anlaß aller der verschiedenen Untersuchungen und Meinungen amerikanischer Alterthümler verfaßter und auf sie fußender — chronikalischer Roman. Die Mormonen aber beweisen nun umgekehrt die Wahrheit und Aechtheit ihrer Bibel aus der Uebereinstimmung jener wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Forschungen mit deren Inhalt. P. Pratt's Religions-Lehrbuch legt großes Gewicht auf dieses Argument. Er citirt ausführlich Priest's amerikanische Alterthümer, Boudinot's indianische Sagen, Berichte von Aufgrabungen, wo achtzig bis neunzig Fuß tief unter der Erde Pergamentstreifen mit hebräischen Stellen aus dem A. T., verkohlte Baumstämme rc. gefunden worden seien*).

---

*) Dr. Andree Allg. Zeitung vom 28. Jan. 1854; vgl. Alfred Maury in der Revue des deux mondes. — Wagner und Scherzer: Reisen rc. III, 61 ff. — P. Pratt a. a. O. S. 72—81.

Man mag diesen historischen Stoff immerhin spaßhaft finden, gewiß ist, daß die Sekte ihn mit großer Vorliebe als die Unterlage ihrer Kirchengeschichte behandelt. Ihr historischer Zug treibt sie aber auch noch weiter. Nicht bloß durch den todten Buchstaben soll die lebendige Autorität in ihrer Kirche mit den früheren Phasen der Offenbarung verbunden seyn; sie soll vielmehr in irgend einer Art auch förmlicher Succession sich rühmen können. Die Herstellung des geschichtlich-lebendigen Bandes mochte schwierig erscheinen; den Dogmatikern aber, welche zum Ausbau des mormonischen Lehrgebäudes ihre manigfaltigen Kräfte vereinigten, war nichts unmöglich. Sie stellten zum Zwecke der Succession die Lehre von den „alten Zeugen" auf. Schon bei der zweiten Taufe Smiths, des Propheten, am 15. Mai 1829 erschienen, laut der officiellen Mormonen-Dogmatik „Doctrines and Covenants", als Tauf-Zeugen die Geister von Moses und Elias, in der Eigenschaft von Repräsentanten des Judenthums, dann die Apostel Petrus, Jakobus und Johannes, welche „die Regierung der ersten christlichen Kirche" vertraten, und zwar die letztern nicht als Geister, sondern leibhaft, denn sie sind nach der Mormonenlehre niemals gestorben. Sie standen also bei der neuen oder zweiten Kirche zu Gevatter; dabei hatte es aber noch nicht sein Bewenden. Auch von der durch Christus in Amerika gegründeten Kirche blieben drei Zeugen des Todes überhoben; mit dem Evangelisten Johannes vereinigt durchwandern die Vier in leibhafter Menschengestalt, unter den Kleidertrachten und mit den Sprachen der verschiedenen Völker, alle Länder der Erde; bei einzelnen Heiligen der Mormonen haben sie schon persönlich Besuch gemacht, und je treuer der Gehorsam ist, mit dem die neue Kirche ihrem Ziele entgegengeführt wird, desto bälder werden die vier Zeugen vor allem Volk auf der Kanzel auftreten und ihm den großen Triumph über die „Heiden" ansagen. Inzwischen ist durch sie die Verbindung und Succession mit der weiland ostchristlichen und

der weiland westchristlichen Kirche hergestellt und unterhalten *).

Augenscheinlich hat die Mormonenlehre hierin einen bekannten Volksglauben verarbeitet; wie uns erzählt wird, soll z. B. auch der bekannte Pastor Lavater in Zürich fest überzeugt gewesen seyn, daß der Liebesjünger leibhaftig auf Erden wandle, und er ihm noch irgendwie begegnen werde. Daß aber die Sekte diesen Glauben so sorgsam verarbeitete und ihm eine so bedeutende Stelle in ihrem System anwies: das zeugt deutlich von dem ihr inwohnenden Bedürfniß einer historischen Vermittlung ihrer Kirche. Die mormonische Succession ist schauerig und geisterhaft ausgefallen; aber zu läugnen ist doch nicht, daß die Verbindung mit dem kirchlichen Alterthum bei den meisten protestantischen Denominationen noch ungleich hohler und geisterhafter sich darstellt, die Mormonen-Sekte überhaupt mehr historischen Stoff — wie immer beschaffenen — mit sich trägt, als sie alle zusammen.

Es erübrigt uns noch ein principaler Charakterzug der mormonischen Kirche. Die ernsten Freunde jener andern Kirchenthümer klagen dießseits und jenseits des Oceans wie aus Einem Munde über die Entfremdung der Kirche vom Leben, daß sie ausschließlich verwiesen sei auf das Reich der körperlosen Geister und hierunten auf Erden Alles ohne sie vor sich gehe. Dieß liegt zwar schon im Begriff der unsichtbaren Kirche; doch traten eben in unsern Tagen die Folgen so grell hervor, daß überall die Klagen durchdrangen über die „Geistlichkeitskirche", „Sonntagsschule" rc., worauf die rechte Kirche

*) Olshausen: Geschichte der Mormonen S. 30. — Journal „Westland". V, 1. S. 7.

jetzt reducirt sei. Die Innere Mission nahm daher das große Wort „Volkskirche" in den Mund; freilich in etwas verworrener Conception, doch wollte sie damit offenbar sagen, der Social-Politismus solle wieder unter kirchlichen Einfluß gebracht werden. Am deutlichsten sprach Hr. Hoffmann von Ludwigsburg die Idee aus, wenn er sagte: entweder müsse die Kirche die social-politischen Schäden heilen können, oder sie sei keine rechte Kirche; ein Christenthum, welches die höheren ewigen Güter zusichere, den niederen zeitlichen Bedürfnissen aber nicht genügen könne — was das für ein Widerspruch sei!

Genau dasselbe war von Anfang an die Idee des Mormonismus; eine solche „Volkskirche" wollte er bilden; ja, die Regelung des Social-Politismus zum Glück und Wohlseyn Aller erachtet er für die Hauptaufgabe der Kirche als realer Anstalt. Die furchtbare Verderbniß und Verkehrtheit des heutigen Social-Politismus, während das erste Christenthum in seiner Jugendkraft so außerordentlich wohlthätig gerade in socialer Beziehung gewirkt habe, ist Eines seiner gewichtigsten Argumente gegen die jetzigen christlichen Kirchen. So äußert z. B. ein Brief aus der Mormonenstadt:

„Das Christenthum ist nun veraltet und verdorben durch verkehrte Auslegung und eigennützige Anwendung, ist ein altes morsches Wesen geworden, das seine Kinder frieren und hungern läßt, während jenes (neue mormonische) Christenthum Leib und Seele erwärmt — nicht nur mit kalten unfruchtbaren Lehren und Satzungen, sondern mit solchen, die zur wirklichen That der Nächsten- und Bruderliebe werden" *).

So erscheint der Mormonismus wesentlich als die Kirche der Unglücklichen, der Paria's, welche der moderne Social-Politismus in immer größern Massen ausscheidet. Er hat das Krebsübel erkannt, das die Gesellschaft verwüstet, seitdem

*) Atlantische Studien 1853/4. III, 211.

sie die Präservative der christlichen Idee von sich ausgestoßen und von dem kirchlichen Einfluß sich völlig emancipirt hat: den schrankenlosen Individualismus. Er hat diesem Ungeheuer Zügel anzulegen verstanden, ohne doch der persönlichen Freiheit allen berechtigten Spielraum zu entziehen. Als daher der Aelteste Taylor mit einem französischen Communisten von der Ikarier-Colonie conferirte, pries er ihm den Mormonismus vor Allem aus dem social-politischen Gesichtspunkte an: „daß die Heiligen Alles das gethan, was den französischen Communisten zu thun mißlungen war“ *). Darin suchen die Mormonen ihren Hauptruhm und Erfolg, die Rechtfertigung zur Erhebung ihrer Kirche über die ganze übrige Menschheit und über das alte Christenthum selber als über eitel blinde „Heiden“. Der oben angeführte Brief fährt daher fort:

„Den Mormonismus betrachte ich als das natürliche, ja nothwendige Resultat der Verdorbenheit der Zeit. Der üble gesellschaftliche Zustand der Menschheit im Allgemeinen erzeugt den natürlichen Drang des Einzelnen, wo möglich einen bessern Zustand aufzusuchen. Sehen wir, wie schwer es nicht allein dem Einzelnen, ja ganzen Volksklassen wird, gegen dieses allgemeine Verderben und Versinken in moralische und physische Erniedrigung anzukämpfen, besonders in dem veralteten Europa, so ist die rasche Entwicklung des Mormonismus leicht begreiflich; denn gerade das, was der übrigen Menschheit fehlt, wird hier in höherem Grade gewährt, dem Egoismus des Einzelnen gegen das Ganze wird mit Erfolg entgegengetreten, und die Gemeinde verlangt von dem Einzelnen nur soviel, als für das Wohl des Ganzen erforderlich ist“ **).

Diese social-politische Wirkung unterscheidet sich aber durch einen besondern Umstand wesentlich von der parallelen Wirkung des „Christenthums in seiner vollen Jugendkraft“ und in der mittleren Zeit. Die Kirche hat den Social-Politismus immer nur als Mittel gepflegt; der Mormonismus

*) Edinburgh Review l. c. p. 379.
**) Atlantische Studien a. a. O.

pflegt ihn als Zweck. „Ich hab' den Himmel auf der Erd'" — das ist bei ihm ganz buchstäblich und sehr ernstlich zu verstehen. Die Mormonen-Kirche ist im schnurgeraden Gegensatz zu den Kirchen, die sich nur mit dem Jenseits abgeben, die Kirche, welche sich nur mit dem Dießseits abgibt; sie kennt gar keine jenseitige, von der dießseitigen unabhängige Glückseligkeit, mit andern Worten sie ist pure die Religion des Materialismus. Wie diese Tendenz mit der Lehre vom tausendjährigen Reich und von der Apokatastase zusammenhängt, ist leicht zu erkennen; andererseits hat sie den Ausgangspunkt geboten zu einem durchaus eigenthümlichen Cult von ganz utilitarischer und merkantiler Färbung und zu einer entsprechenden rein materialistischen Theologie, deren verrückte Phantasmata nur aus demselben Princip zu begreifen sind: „der Himmel auf der Erd'". Kurz, die reale Kirche der Mormonen ist eine total — materialisirte Kirche!

Die social-politische Ordnung der Mormonen ist also allerdings ganz neu, wenn nicht in der Form, so doch im Princip. Ohne das letztere hätte man sie als berechtigte Reaction gegen das sogenannte Christenthum und das social-politische Leben Nordamerika's auffassen können. In diesem Falle hätte der Mormonismus aber auch erkennen müssen, daß nicht der christliche Geist, sondern die Negation des wahren christlichen Geistes dem egoistischen Individualismus die unumschränkte Herrschaft bereitet hat. Statt dessen greift er mit derselben Wuth, wie diese Consequenz der Negation, das Christenthum selber an. Als die Mormonen im J. 1846 zum drittenmale blutiger Verfolgung unterlagen und, von der Societät der Union ausgeworfen, ihren schauerlichen Zug durch die schneebedeckte Wüste ein paar tausend Meilen weit nach den Felsengebirgen antraten: da wiederhallte die Steppe von ihren Hymnen voll Verwünschungen und Flüchen; roth vor Zorn schreit „der Sklave", „er wolle und werde seine Ketten zerreißen"; er schreit gegen die Republikaner der Union,

die „Pharaone und Nebucadnezare", gegen die „Knechtschaft der Demokratie"; er schreit aber noch lauter gegen das „tolle, verworfene, blutige Christenthum": „so leb' denn wohl, du thöricht Christenthum! in welchem Gerechtigkeit keine Stätte mehr findet; leb' wohl, du altes Land der Ungerechtigkeit! fern von deinem blutgetränkten Boden wird für uns Raum, Freude und Gedeihen seyn — satanisches Christenthum" *)!

Es waren dieselben altcalvinischen Lieder, mit denen die Puritaner einst das Brechen der kirchlichen Ketten, und die Mormonen jetzt das Brechen der social-politischen Ketten feierten. An die Stelle des religiösen Protestantismus ist bei ihnen der social-politische Protestantismus getreten und überwiegt in ihrer ganzen Erscheinung so sehr, daß der Mormonismus in der That vor Allem als social-politische Sekte betrachtet werden muß. Da jener erste Protestantismus es eben ist, der den socialen Individualismus erzeugt hat, gegen welchen die Sekte protestirt, so ist es natürlich, daß derselbe Protestantismus, d. i. der falsch spiritualistische, von ihr verschlungen werden muß. Daher der reale Charakter der Mormonenkirche. An sie tritt aber sofort die materialistische Anschauung vom Social-Politismus heran. Es fragt sich, welches Verhältniß zwischen beiden möglich ist? Antwort: der Social-Politismus muß Selbstzweck bleiben, also kann er sich nicht von der Kirche als dem Reich Gottes hinaufziehen lassen, sondern er zieht umgekehrt die Kirche oder das Reich Gottes zu sich herab. Die Kirche erzieht und vermittelt allerdings als eine reale Anstalt, aber sie erzieht nicht für ein höheres und ewiges, sondern für dieses irdisch zeitliche Leben. Daraus ergibt sich eine Identität der Mittel und Zwecke, also wieder jene häretische Identität von Kirche oder Reich Gottes und Social-Politismus oder Welt. Aber in der mormonischen Identität ist doch eine besondere Eigenthüm-

*) Bran's „Minerva" 1854. Bd. IV, 7. 9. Beil.

lichkeit wohl zu unterscheiden. Sie hat nicht die natürliche Ordnung in die übernatürliche hineingezwungen, sondern umgekehrt die übernatürliche Ordnung in die natürliche. Nicht die natürliche Ordnung ist daher hier um ihre Freiheit gekommen und zur Unnatur verkehrt wie bei andern Schwärmerkirchen, sondern umgekehrt ist es hier die übernatürliche Ordnung, welche in den Staub gezogen und zur Unnatur des Materialismus verkehrt ist. Der Mormonismus ist daher nicht nothwendig socialistisch, aber seine Kirche ist nothwendig materialistisch. Dieß ist die logische Geschichte, und zugleich der volle Begriff, der materialisirten Utilitäts-Kirche der Mormonen.

Auf ein solches Gebilde also ist die amerikanische Reaction gegen das absolute Schreckensregiment des egoistischen Individualismus hinausgelaufen. Letzterer ist hier niedergearbeitet, das Princip des Materialismus aber ist geblieben, nur mit dem Unterschied, daß dasselbe jetzt Allen in Gemeinschaft zukommen soll. Allen soll wohl und behaglich seyn, aber keinem wohl und behaglich auf Kosten, sondern immer nur zu Gunsten des Andern. Dafür hat die Kirche oder der Social-Politismus in ihr zu sorgen. Dazu dient der ganze Apparat neuer Offenbarung und neuer Kirchengründung. Darin unterscheidet sich die neue Weltperiode von der frühern des „satanischen" Christenthums und seines Social-Politismus. Damit ist auch schon ihre Verfassung nothwendig gegeben. Zwei für sich gedachte Ordnungen, geistlich und weltlich, sind in der neuen Weltperiode nicht denkbar, sondern nur ihre Identität; daher ist auch ein Unterschied von kirchlich und staatlich nicht mehr möglich, sondern Kirche und Staat sind völlig Eins. Somit erscheint der Mormonismus als der gerade Gegensatz eben des amerikanischen Social-Politismus: Theokratie statt des Freiwilligkeits-Systems, centralisirte Disciplin über den Einzelnen im Namen des Ganzen statt atomistischer Demokratie, strenge Maßregelung des Einzelnen statt der vagen Freiheit.

Man hat gesagt: die Mormonen bildeten keine eigentliche Sekte, sondern vielmehr ein ganz eigenthümliches Volk in gründlichster Opposition zu den Vereinigten Staaten. „Volk" ist aber noch zu wenig gesagt. Das Glaubensbekenntniß der Mormonen schließt mit den Worten: „Ein träger und fauler Mensch kann kein Christ seyn und nicht selig werden, er ist eine Drohne und bestimmt, getödtet und hinausgeworfen zu werden aus dem Bienenstocke" *). Nichts ist bezeichnender. Disciplinirte Arbeit, und ihre Früchte organisirt unter Einem Herrn und Meister zum allgemeinen Genuß, das ist nicht nur das sociale, sondern auch das kirchliche Ideal des Mormonismus. Nur was zu diesem Zwecke nöthig scheint, ist unwandelbar in seiner Kirche; alles Andere, namentlich die Dogmen, ist dem Wechsel unterworfen. „Volkskirche" wäre daher zu wenig gesagt; wollen wir das Ding nicht Dampffabrik-Kirche nennen, so bleibt der bezeichnendste Name „materialisirte Utilitätskirche".

Auch ist dieselbe bestimmt, noch vor dem Anbruch des Millenniums Weltkirche zu werden, und alle Dinge neu zu machen, auch alle Wissenschaften, die Mathematik und Astronomie nicht ausgenommen, wie wir später sehen werden. Alles dieß liegt schon in ihrem Namen. „Latter-day-saints" übersetzt man gewöhnlich „Heilige des letzten Tages", und versteht darunter den „jüngsten Tag" oder das tausendjährige Reich, als wenn es last- oder latest-day hieße. Latter-day bedeutet aber: der „weitere", oder spätere, oder „zweite Tag", und seine „Heiligen" sind die Männer, welche eine neue Weltgeschichte gründen werden im Gegensatz zu der Weltgeschichte der Männer des „ersten Tages", der „Heiden". Unter andern Kirchen oder Staaten können die Mormonen ebendeßhalb niemals leben, ihr ganzes System fordert, daß sie herrschen oder untergehen. Nordamerika erträgt die grauenvollsten

*) Olshausen S. 75.

Sekten in seinem Schooße, die Mormonen aber hat es dreimal ausgestoßen. Jetzt haben sie einen Ruhepunkt gefunden mitten in den ringsum isolirten und durch ungeheure Wüsteneien abgesonderten Felsengebirgen des großen californischen Binnenbeckens. Aber unablässig schreiben sie dort und ihre Missionäre aus allen Enden der Welt an dem „Criminal-Kalender" der Christenheit des ersten Tages, und sie hoffen, daß er bald „in den Himmel hinauf stinken werde." Dann werden sie bereit seyn die Erbschaft anzutreten in Güte oder mit Gewalt. Die nordamerikanischen Staaten sind nur die Ersten, auf welche es abgesehen ist. Von da zuerst, glauben sie, dürfte der Ruf an sie ergehen, herabzusteigen von ihren Bergen und die Constitution gegen ihre Verderber, die Phantasten und Aufrührer, zu schützen. „Der hehre Adler Amerika's", sagen sie, „horste nun im Gebirg und schaue ängstlich auf den unsteten Flug der Jungen, bis diese ihrer Flügel mächtiger geworden, damit das Eltern-Paar sie sammle und sichere" — und nach denselben die ganze Erde. Man mag lachen über die ungeheure Prätension der materialisirten Utilitätskirche des „zweiten Tages"; doch hat der ganze Anblick einen nichts weniger als kopfhängerischen Beobachter zu dem Ausruf gedrängt: „die Welt geht mehr als je mit ungeheuren Ereignissen schwanger und zwar gerade von religiösem Boden aus" *). Sollten wir aber das Ziel der Mormonen-Kirche nach ihrer social-politischen Seite kurz bezeichnen, so könnten wir sagen: sie will ein — protestantisches Mittelalter!

*) Vgl. The Mormons etc. by Lieut. J. W. *Gunnison.* Philadelphia 1852. p. 84. — Bran's „Minerva" 1854. IV. Beiblatt S. 10.

XXXVI.

Volksfeste und Polizei.

Rheinpreußen im Herbst 1856.

Bekanntlich hat die Polizei im Bunde mit der Aufklärung seit langen Jahren Krieg gegen die Volksfeste geführt. Beide verstanden die Volksfeste und ihre relative Nützlichkeit und Nothwendigkeit nicht. Die Aufklärung verstand dieselben nicht, weil sie sich nicht nach äußerer Zweckmäßigkeit, der Hauptkategorie der aufgeklärten Leute, als äußerlich nützlich berechnen lassen. Die Polizei verstand die Volksfeste erst recht nicht, weil sie offenbar im Widerspruch sind mit dem Idealzustand der modernen Polizei, einer äußern Ordnung, die der Ruhe des Kirchhofs so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Dazu waren diese Volksfeste wirklich zum größten Theil sehr entartet. Das abgestorbene Leben der letzten Jahrhunderte war zu matt, hatte nicht Kraft und Fülle genug, um die Volksfeste in ihrer alten Frische zu erhalten. Das Volk, welches sie zum Theil nur aus Gewohnheit fortfeierte und in ihnen nicht mehr das innere Behagen fand, mit welchem sie in kräftigern Zeiten begangen wurden, verlief sich in Ermangelung rechter religiöser Zucht und innerer Befriedigung am einfach natürlichen Vergnügen nur gar zu sehr zu Excessen, Rohheiten und Bestialitäten aller Art. Das gab dann der Polizei Grund und Veranlassung mit dem Mißbrauch auch den Gebrauch auszurotten.

Trotz aller Kämpfe ist es aber der Polizei nicht ganz gelungen, mit den Volksfesten völlig **tabula rasa** zu machen. So viele derselben auch gefallen sind, immer bestehen noch einige dürftige Reste, selbst auch in unsern nach allen Richtungen dem Einfluß des Zeitgeistes in Aufklärung und Polizei offen gewesenen rheinischen Gegenden. So z. B. besteht unter der Dorfjugend an vielen Orten noch der letzte Rest einer Maifeier. Die jungen Leute versammeln sich am Abend des letzten Aprils auf einer Wiese zu einem altherkömmlichen Spiel, welches darin besteht, daß man sich gegenseitig Maifrauen ausruft. Zu Pfingsten werden von den jungen Leuten mit Gesang nach uralter Sitte vor den Häusern der wohlhabendern Bewohner Eier zu einem gemeinsamen Essen gesammelt u. s. w.

Auch noch gegen diese dürftigen Reste der alten Volksfeste scheint die Polizei hier ihre feindselige Haltung fortsetzen zu wollen. Während sonst Herkommen- und Gewohnheitsrecht in vielen Beziehungen nur gar zu sehr von den florirenden reactionären Richtungen geschützt und wiederhergestellt werden, genießt das Herkommen in diesen das Volksleben betreffenden Dingen wohl noch immer eines zu geringen Respektes. Man scheint noch immer kein rechtes Verständniß davon zu haben, ihre Bedeutung und die Folgen der Unterdrückung solcher Volksvergnügungen weit zu unterschätzen! Auf Veranlassung von ein paar starken Fällen polizeilich revolutionären Anstürmens gegen solche uralten, durch Gewohnheit zu Recht bestehenden Dinge, die wir kürzlich erlebt haben, hoffen wir durch einige Bemerkungen über ihre innere Bedeutung ein Scherflein dazu beizutragen, daß diese Feste mehr und mehr aus richtigen Gesichtspunkten betrachtet und von der öffentlichen Meinung gegen die verneinende Gewalt der Polizei geschützt werden.

Der erste Gesichtspunkt, der hier in Betracht kommt, ist, daß derlei Feste natürliche Aeußerungen natürlichen Lebens sind, welche sich zwar innerlich läutern und geistig verklären, nicht aber polizeilich abschaffen lassen. Will die Polizei dergleichen Aeußerungen unterdrücken, so gibt sie nur Anlaß, daß die in ihnen wirksamen Lebensregungen der menschlichen Natur ein anderes Feld ihrer Be-



thätigung suchen und von allenfallsigen Rohheiten zu wirklichen Sünden führen.

Ein zweiter in Betracht kommender Punkt ist, daß dergleichen Feste die einzige Form und Weise bilden, in der den geringern Klassen ein öffentliches Auftreten möglich ist. Die mehrsten Menschen haben nun einmal ein Bedürfniß, sich bisweilen öffentlich sehen und hören zu lassen, vor dem Publikum durch irgend eine That rc., irgend ein Hervortreten, bemerklich und geltend zu machen. Bleibt solches Bedürfniß von wegen der Verhinderung von Seiten der Polizei unbefriedigt, so wird sich der betreffende Theil des Volks in seinem Ehrgefühl gekränkt und innerlich mehr unterdrückt fühlen, als wenn man es materiell benachtheiligt. In solchem Fall kommt dann den Leuten der Gedanke, daß sie niemals und nirgends und in keiner Weise etwas sein könnten in der Welt, und von keiner Seite irgend wie und irgend wann Beachtung erwarten dürften. Dieser Gedanke ist sehr bitter für die menschliche Natur und regt nicht allein zu einem innerlichen Ingrimm und gelegentlicher äußerlichen Widersetzlichkeit, überhaupt zu einer feindseligen Haltung gegen die Polizei selbst an, sondern verkürzt auch geradezu das bürgerliche Ehrgefühl. Ein Mann, oder ein junger Mensch, der vielleicht nur einmal im Jahre als Theilnehmer bei einem Volksfeste einige Aufmerksamkeit und Beachtung von dem Publicum seines Dorfes erhält, wird sicher viel mehr auf seinen bürgerlichen Namen und guten Ruf Werth legen, als ein anderer, der sich nie anders denn als eine Null vor den Menschen hat fühlen gelernt, dem sein Name daher ziemlich gleichgültig ist und dem es gar nicht auf ein bischen schlechtern Ruf ankömmt, weil der Ruf überhaupt für ihn als absolute Privatperson eine gleichgültige Sache erscheint. So führt also die Unterdrückung der Gelegenheiten zum öffentlichen Auftreten in Volksfesten zu einer Verminderung des bürgerlichen Ehrgefühls, der Werthschätzung des Rufes. Wie wichtig dieser Umstand in Beziehung auf allerhand Vergehen und Verbrechen ist, sollte gerade die Polizei am allerbesten beurtheilen können.

Drittens kömmt in dieser Sache in Betracht, daß Volksfeste auch die Form und die Gelegenheit zur Vereinigung der verschie-

densten Individuen bieten. Unsere Zeit krankt ganz vorzüglich an der Auflösung des Volks und aller Volksgemeinschaften in lauter zerstreute Atome. Es ist daher sehr erfreulich, wenn man sieht, daß Volksfeste zuweilen noch Veranlassung zu einer Vereinigung des Zerstreuten geben. Leute, die sich sonst nicht sehen, in starrer Selbstsucht abgeschlossen einander gegenüber stehen, treten an solchen Festfeiern zu gemeinsamer Aktivität zusammen. Volksfeste mildern also die Selbstsucht. Die Polizei befördert die Selbstsucht, indem sie die Volksfeste stört.

Statt die Volksfeste zu stören, sollte die Polizei dieselben aus den angeführten und noch vielen andern Gründen und Gesichtspunkten fördern, und dies auch in ihrem eigenen, wie im Interesse des Staats und der Gesellschaft. Die Polizei könnte immerhin das Verkehrte und Gefährliche zu entfernen suchen, die Sache selbst aber dabei bestehen lassen und wo möglich fördern. Die Polizei würde bei solcher Verfahrungsweise ganz im Geiste der Kirche handeln, die noch viel besser als die Polizei weiß, daß an dergleichen Begehungen manches Fehlerhafte und selbst Gefährliche ist, und sie doch bestehen läßt. Die Kirche läßt sie bestehen und hat sie bestehen lassen seit undenklichen Zeiten, weil sie an diesen Dingen auch eine positiv natürliche gute Seite anerkennt; weil sie weiß, daß an die Stelle des Bösen, das mit den Volksfesten auch verknüpft zu sein pflegt, ein weit größeres Uebel treten würde, wenn man sie ganz abschaffen wollte; und weil sie endlich die menschliche Freiheit respektirt, keinen Menschen mit Gewalt anders, heilig, stiller und frömmer machen, und am wenigsten die im Geräusch öffentlicher Spiele und Aufzüge rc. hervortretenden Schäden und Mängel der menschlichen Natur von den äußern in die inneren edleren Theile zurücktreiben will.

XXXVII.

Die Missionen in Indien und China im vierzehnten Jahrhundert.

Fünfter Artikel.

Der Reisebericht des Johannes Marignola.

(Schluß.)

Am Ende des dritten Jahres nach seiner Abreise von Avignon (im December 1338) verließ Marignola Almaligh, und begab sich nach Cambalu.

Welche von den Routen er eingeschlagen habe, die damals gebräuchlich waren, bezeichnet er nicht näher, sondern bemerkt nur, er habe die Sandhügel der Wüste zweimal überschritten, was sich wahrscheinlich auf die Strecke von der Stadt Lop bis zur Stadt Kantscheu, und von dieser durch die Wüste Cobi nach Cambalu bezieht. Auf dieser Route erwähnt er nur einer Stadt, die er Camul nennt, in welcher sich Khamil, die Hauptstadt des gleichnamigen Landes, leicht erkennen läßt. Er bezeichnet die Stadt als Missionsstation, und bemerkt, die Eingebornen hätten sich erst dann bereit erklärt, die Taufe zu empfangen, nachdem man sie darüber beruhigt hatte, daß sie von ihren zeitlichen Gütern Nichts her-

geben dürften, sondern man überdieß ihre Bedürftigen unterstützen werde *).

Marignola übergab dem Großchan die päpstlichen Bullen, die Briefe des Königes Robert von Sicilien, die Pferde und anderen Geschenke, und wurde von ihm auf das Freundlichste aufgenommen.

Die päpstlichen Schreiben, die an den Großchan gerichtet waren, sind alle auf uns gekommen. Einige derselben hatte der Papst schon den Gesandten des Großchans mitgegeben, als sie Avignon verließen, andere erhielt Marignola zur eignen Besorgung.

Beiderlei Schreiben sind an den Großchan und an fünf christliche Fürsten der Alanen gerichtet.

Benedict XII. dankte in dem früheren Schreiben dem Großchan für den Schutz, welchen er den christlichen Fürsten der Alanen habe angedeihen lassen, er bittet ihn, damit fortzufahren und den Katholiken zu erlauben, durch das ganze Reich Kirchen zu errichten und das Wort Gottes frei in ihnen predigen zu dürfen. Am Schlusse versichert er den Großchan, daß er seine Gesandten wohlwollend aufnehmen, und ihm eine eigene Gesandtschaft senden werde, welche letz-

*) Ueber die verschiedenen Routen von Almaligh nach Cambalu vergleiche man la Primaudaye a. a. O. p. 151 und Notices et Extraits T. XIII, p. 225. Marignola sagt von dieser Reise nur: Anno tertio post nostrum recessum de curia circa fines de Armalec recedentes pervenimus ad *Cyollos Kagon*, id est ad montes arene quos faciunt venti, ultra quos ante *Thartaros* nullus putavit terram habitabilem, nec putabatur ultra aliquam terram esse. Thartari autem voluntate Dei mirabili industria transierunt et fuerunt in campo maximo, ubi dicitur *Torrida Zona* et inpertransibilis a philosophis, quam tamen Thartari transierunt, et ego eciam bis, de qua in psalmo David: posuit desertum etc. Von Camul handelt Marignola loc. cit. p. 123.

tere er ihm gleichfalls zur geneigten Aufnahme empfiehlt, damit der Same, den sie ausstreuen würden, auf guten Boden falle, und er ihn einst zu den Auserwählten zählen könne.

Das Schreiben an die fünf Fürsten der Alanen, welches für Jeden in gleichlautender Form erlassen wurde, ist noch in der Ausfertigung vorhanden, welche an den Fürsten Fodim Jovens erging.

Die Alanen waren nach dem Berichte des Wilhelm von Rubruquis Christen, welche zwar den Ritus der griechischen Kirche befolgten, griechische Priester hatten, und sich griechischer Buchstaben bedienten, aber keine Schismatiker waren.

Der Papst dankte auch den Fürsten für die Ehrfurcht, die sie durch ihre Gesandten dem heiligen Stuhle bezeugt hätten, er ermahnt sie, die Alanen und die übrigen Christen im Reiche auch fernerhin zu beschützen, und ihnen das Wohlwollen des Großchans zuzuwenden. Er ermuntert sie insbesondere, für die Erweiterung des katholischen Glaubens Sorge zu tragen, daß die Christen durch das ganze Reich Kirchen errichten, das Wort Gottes frei predigen, und die Wahrheit der christlichen Lehre verkündigen könnten *).

In den späteren Schreiben, welche Marignola selbst überbrachte, erinnerte der Papst den Großchan an seine frühere Zusicherung, zu ihm Gesandte schicken zu wollen, und bemerkte ihm, er habe es jetzt für gelegen erachtet, ihm zur Erfüllung seines Versprechens vier Minoriten zu senden, welche er ihm sowohl hinsichtlich ihrer Person, wie hinsichtlich ihrer ungehemmten Thätigkeit als Missionäre besonders empfehle.

In dem zweiten Schreiben an die Fürsten der Alanen bemerkte ihnen der Papst, er habe durch ihre Gesandtschaft erfahren, daß der Arbeiter in ihrem Lande zu wenige seien

*) Man vergleiche die Schreiben bei Wadding ad 1338, nr. 5 und 6 mit dem Datum Avenione Idibus Junii anno IV.

für die große Ernte, welche dort zu erwarten stehe, und deßhalb beschlossen, ihnen vier Minoriten zu senden, welche dem Dienste des göttlichen Wortes ganz ergeben seien. Er bat sie, dieselben mit ihren Begleitern gnädig aufzunehmen, und ihnen eine vollkommen freie Religionsübung zu erwirken *).

Die Briefe des Königes Robert von Sicilien sind bisher nicht bekannt geworden.

Marignola erschien vor dem Großchan in feierlicher Kleidung, er ließ sich, wohl in seiner Eigenschaft als päpstlicher Legat, ein sehr schönes Kreuz vortragen, begleitet von Lichterträgern und dem Träger eines Rauchfasses.

Er stimmte das Credo an, indem er mit seinen Begleitern in den Palast des Großchans eintrat, und ertheilte diesem, nach Vollendung des Gesanges, einen vollkommenen Segen, welchen er demüthig empfing.

Nach der Mittheilung der alten Franciskanerchronik, deren Wadding zu diesem Jahre (1342, Num. 11) erwähnt, empfing der Großchan jeden Tag, ehe er sich zur Ruhe begab, von den Missionären den Segen.

Das Ordenshaus der Brüder war an den Palast des Großchans angebaut, und von ihm erhielten sie ihren täglichen Unterhalt.

Marignola und seinen Begleitern wurde ihre Wohnung am kaiserlichen Hoflager selbst in höchst ehrenvoller Weise angewiesen.

Zwei Fürsten, wahrscheinlich aus der Zahl der christlichen Fürsten der Alanen, wurden beauftragt, für sie Sorge zu tragen, welche durch kaiserliche Diener für reichliche Speisen und Getränke, wie für alle Bedürfnisse bis zu dem Papyrus für die Laternen, sorgen ließen.

---

*) Man vergleiche die Schreiben bei Wadding ad 1338, nr. 12 und 16 mit dem Datum Avenione II Kal. Novembris anno IV.

Beinahe vier Jahre hindurch wurde ihnen in dieser Weise alle Ehre erwiesen, auch wurden sie, einschließlich ihrer Dienerschaft, mit kostbaren Kleidern beschenkt, so daß der Aufwand für Alle zusammen, welche sich auf 32 Personen beliefen, nach Marignola's Berechnung über 4000 Mark betrug. Nur ungern willigte der Großchan in Marignola's Rückreise, er gab sie erst dann zu, als er sah, daß sich der Legat auf keine Weise zum längeren Aufenthalte bewegen lasse.

Er vergütete ihm die Reisekosten für die nächsten drei Jahre, gab ihm Geschenke für den Papst mit, fügte aber die Bedingung hinzu, daß er selbst oder ein anderer Cardinal, der zugleich Bischof sei, bald möglichst wieder in Cambalu eintreffe.

Von seiner Wirksamkeit für die Erweiterung des Glaubens erzählt Marignola nur, daß während seines Aufenthaltes in Cambalu viele Glaubensstreitigkeiten mit Juden und anderen Sekten gehalten, aber auch viele Seelen geerntet wurden *).

Marignola's Rückreise von Cambalu muß, da er sich fast vier Jahre in dieser Stadt aufgehalten hatte, in das Jahr 1346 gefallen seyn, denn er hatte Almaligh erst am Ende des Jahres 1341 verlassen, und bedurfte zur Reise von da nach Cambalu, wenn sie in ungestörter Weise vor sich ging, doch immer eines Zeitraumes von fünf Monaten.

Pegolotti, der die gewöhnliche Handelsroute angibt, rechnet von Almaligh nach Camexu, dem Campion des Marco Polo, dem heutigen Kantscheu in der Provinz Kansu, siebenzig Tage zu Esel, von da zu Pferde nach Cassai, dem Kinsai des Marco Polo, dem heutigen Hang-tscheu, wo das Silber

---

*) Bei Dobner T. II, p. 87, wo der Aufenthalt in Cambalu beschrieben ist, heißt es: fuerunt autem disputationes facte contra Judeos et alias sectas multe et gloriose, sed et multus animarum fructus in illo Imperio factus est.

gegen Papiergeld vertauscht wurde, 45 Tage, endlich von da nach Gamalecco, wie er Cambalu nennt, noch 30 Tagreisen.

Marignola trat seine Rückreise mit zweihundert Pferden, die ihm der Kaiser gesendet, und mit Allem auf dessen Kosten reichlich versehen, durch Manzi oder Südchina an. Städte, Länder und Flecken, die er auf dieser Reise sah, beschreibt er als so wundervoll, daß keine Sprache sie hinlänglich schildern könne *).

Die Ursache, warum Marignola den Weg, auf welchem er gekommen war, nicht mehr zur Rückreise erwählte, gibt er selbst dahin an, daß ihm dieser Landweg durch Kriege verschlossen war **).

Auf der Reise durch Catay bis zu den Grenzen der Provinz Manzi hat Marignola nur wenige Notizen gegeben, welche in seinen Erklärungen biblischer Stellen gewissermaßen verborgen liegen.

Marignola hält den Hoangho, den er mit seinem tatarischen Namen Caramora aufführt, für den Phison der Ge-

---

*) Bei Dobner a. a. O. p. 88 heißt es: fuimus autem in Cambalec annis *quasi tribus*, inde per Manzi iter nostrum direximus cum expensis Imperatoris magnificis, et equis quasi ducentis, et vidimus gloriam mundi in tot civitatibus, terris, villis et rebus, quae nulla lingua posset reprimere sufficienter.

Kurz zuvor p. 87 erzählt Marignola von den kaiserlichen Bedienten in Cambalu, welche ihm und seinen Begleitern beigegeben waren: et sic per annos *quasi quatuor* servierunt infinitis semper honoribus. Meinert hat S. 48 den Widerspruch hinsichtlich der Zeitangabe ausgleichen wollen, indem er annimmt, die Alanen, welche die fast vierjährigen Dienste geleistet hatten, hätten den Marignola noch bis an die Grenze des Reiches begleitet. Ist aber die Jahreszahl 1353, welche Wadding für die Wiederankunft des Marignola in Avignon angibt, richtig, so ist eher anzunehmen, daß sich Marignola in Cambalu fast vier Jahre aufgehalten habe.

**) Bei Dobner a. a. O. p. 95.

nesis. Er erklärt den Namen Caramora durch schwarzes Wasser, der in Catay so genannt werde, weil dort ein schwarzer Baum (bédellium) wachse, und man den Stein Onyx dort finde. Er erklärt ihn für den größten Fluß von süßem Wasser, den er überschifft habe; an seinen Ufern fand er sehr große, herrliche und besonders goldreiche Städte. Auf dem Flusse selbst wohnten für beständig in hölzernen Häusern die geschicktesten Handwerker, besonders Seidenweber und Verfertiger von Goldstoffen in solcher Menge, wie sie in ganz Italien nicht zu finden waren. An den Ufern gab es mehr Seide, als in der ganzen Welt, und die Arbeiter schifften mit ihren Häusern, ohne Etwas daran zu verändern, und ihren Familien *).

Ueber den Hoangho kam Marignola nach Manzi oder Südchina, dessen bedeutendste Städte er zu 30,000 angibt, ohne die kleineren Städte und Flecken zu zählen.

Als die berühmteste von allen schildert er Campsay, das heutige Hang-tscheu-fu, die Hauptstadt der Provinz Tschekiang. Sie ist nach ihm am meisten zu bewundern, denn sie ist die schönste, reichste, bevölkertste Stadt, mit den größten Genüssen und den schönsten Gebäuden, besonders an Tempeln. Ihre Klöster zählen 1000 bis 2000 Bewohner, wie sie keine andere Stadt hat. Nach dem Zeugnisse der Schriftsteller hat sie 10,000 Brücken von Stein mit Verzierungen und den Bildnissen der Fürsten in ihrer Rüstung.

In einem der Tempel fand der Reisende einen Cultus, der wahrscheinlich der Feier der Lichtmesse nachgebildet war, denn er erzählt, es werde dort das Bildniß einer Jungfrau aufbewahrt, die, ohne einen Mann zu erkennen, einen Sohn geboren habe, ihr Fest werde mit brennenden Kerzen am

---

*) Dobner a. a. O. p. 91. La Primaudaye bemerkt von dem Hoangho p. 153, daß er im Tatarischen den Namen Kara-Muren führe.

Tage des Neumondes im Februar, der in Catay der erste Monat ist, die ganze Nacht hindurch gefeiert *).

Noch schildert Marignola die Stadt Zaiton, das heutige Tsiuan-Tscheu-fu, als einen bewunderungswürdigen Hafen. Die Minoriten hatten dort drei sehr schöne und reiche Kirchen, ein gestiftetes Bad und eine Niederlage für alle Waaren. Sie besaßen auch sehr schöne und gute Glocken. Marignola selbst ließ zwei machen, und mit großer Feierlichkeit mitten unter den Saracenen aufrichten; die eine derselben, die größere, ließ er Johanna, die andere Antonia taufen.

Der Bischofssitz, welchen von den Suffraganbischöfen, die Clemens V. dem Erzbischofe Johannes von Montecorvino gesandt hatte, drei nacheinander, nämlich die Minoriten Gerardus, Peregrinus und Andreas, eingenommen hatten, war ohne Zweifel ebenso, wie Cambalu selbst zu Marignola's Zeit erledigt, denn er erwähnt weder eines Erzbischofes, noch eines Bischofes **).

Marignola hat die Dauer seiner Reise von Cambalu bis Zaiton nicht angegeben. Nach dem übereinstimmenden Zeugnisse Marco Polo's und Pegolotti's brauchte man von Cambalu nach Campsay dreißig Tagereisen. Von letzterer Stadt nach Zaiton aber darf man noch mehr als die Hälfte dieser Zahl hinzufügen; es ist daher gewiß anzunehmen, daß der Bischof von Zaiton, Andreas von Perugia, der nur eine Reise von drei Wochen für erforderlich erklärt, um in die Hauptstadt zu kommen, entweder sich nur höchst allgemein und unbestimmt ausgedrückt habe, oder der Text einer Berichtigung bedürfe ***).

---

*) Bei Dobner a. a. O. p. 95 und p. 253.

**) Bei Dobner a. a. O. p. 95 seq.

***) In seinem Schreiben aus Zaiton an den Franciskaner-Guardian zu Perugia vom Januar 1326 bei Wadding ad 1326, nr. 2 sagt

Wir dürfen wohl annehmen, daß Marignola die Provinz Manzi nicht verließ, ohne im Ordenshause zu Zaiton längere Zeit hindurch zu verweilen. Es ist daher fraglich, ob er am Anfange des nächsten Jahres schon sich eingeschifft, oder noch ein Jahr bei seinen Ordensgenossen verweilt habe.

Er verließ die Stadt am Stephanstage (2. Dec.), da die Winde in dieser Jahreszeit die Fahrt begünstigten, und langte am Mittwoch in der Charwoche in Columbo an. Wahrscheinlich geschah dieß im Jahre 1348, in welchem der Ostersonntag erst auf den 20. April fiel, so daß die Zeit der Ueberfahrt erklärlicher wird, als im vorhergehenden Jahre, in welchem dieses Fest bereits am ersten desselben Monates stattfand *).

Columbo schildert der Reisende nicht ohne Uebertreibung. Sie ist nach ihm die berühmteste Stadt Indiens, wo aller Pfeffer der ganzen Welt wächst **).

Am Bau des letzteren nahm er besonderen Antheil, denn er beschreibt ihn näher dahin, daß er auf Reben wachse, die genau wie Weinstöcke gepflanzt würden. Auf ihnen bilde sich zuerst eine Art von Trauben, die von grüner Farbe seien, darauf eine zweite Art, welche rothen Wein enthielten, den er selbst mit eigener Hand zur Brühe (pro salsa) ausgedrückt habe. Diese Trauben würden auf dem Baume reif und tro-

---

der Bischof von der Stadt Zaiton: quae distat a Cambaliech itinere hebdomadarum fere trium.

*) Man vergleiche den Artikel über die Mission in Columbo im vorhergehenden Bande Heft II, S. 147, wo die Jahreszahl 1345 hienach zu berichtigen ist.

**) Dobner a. a. O. S. 88 pervenimus ad nobilissimam civitatem *Indie* nomine *Columbum*, ubi nascitur piper totius orbis etc.

cken, nachdem sie durch die Sonnenhitze dürr geworden seien, mit Stöcken abgeschlagen und auf unterbreiteten Linnen gesammelt. Falsch sei es, daß der Pfeffer gebrannt werde, auch wachse er nicht in Wüsten, sondern in Gärten.

Was Marignola hier vom Pfefferbau berichtet, kann sich wohl nicht auf die Umgebung der Stadt Columbo allein beziehen, sondern nur auf das Reich Columbo, das, wie wir gesehen haben, sich auf der catalanischen Karte auf beide Küsten Vorderindiens ausdehnt, oder wie er selbst sich ausdrückt, auf das columbinische Indien.

Dieses letztere wird nicht genauer bezeichnet, denn der Reisende erwähnt es nur, indem er seine Meinung über die Lage des Paradieses dahin abgiebt, daß dasselbe jenseits des columbinischen Indiens dem Adamspik gegenüber liege *).

Die Herren des Pfeffers waren nicht Saracenen, sondern Christen des heiligen Thomas, Modilial oder Pfeffer-Herren genannt. Sie erhoben von jedem Pfunde, das versendet wurde, einen kleinen Ausgangszoll (stater), und räumten auch dem Reisenden wegen seines Amtes als päpstlicher Legat davon einen monatlichen Bezug ein, den sie zuerst auf hundert, später auf tausend kleine indische Goldmünzen, Fanos genannt, festsetzten.

Marignola verweilte vierzehn Monate in Columbo an der lateinischen Kirche des heiligen Georg, die er mit schönen Gemälden verziert und zur bleibenden Stätte für den Unterricht im Christenthume erwählt hatte.

Vor dieser Kirche stand er eines Morgens mit den vornehmen Christen, den Modilial, als ein Greis von ehrwürdiger Gestalt zu ihm trat. Sein Bart war schneeweiß, er

*) Bei Dobner a. a. O. S. 90.

trug um den sonst nackten Leib nur einen Mantel, der gleich der Stole eines Diakons auf einer Seite mit dem Knoten eines Strickes befestigt war. Der Greis warf sich anbetend in den Sand, berührte dreimal mit seinem Kopfe die Erde, erhob sich dann, ergriff Marignola's Füße und verlangte sie zu küssen, was ihm verweigert wurde.

Er stand hierauf auf, setzte sich aber dann wieder in den Sand, und ließ nun den Umstehenden durch seinen Sohn, der, ehemals von Seeräubern gefangen, an einen genuesischen Handelsmann verkauft und getauft worden war, sich aber zufällig in Columbo befand und seinen Vater erkannt hatte, seinen ganzen Lebenslauf erzählen.

Nach diesem Berichte hatte er nie Fleisch gegessen, nie berauschende Getränke genossen, nur einmal ein Kind erzeugt. Vier Monate im Jahre fastete er streng, denn er aß nur spät am Abend etwas Reis in Wasser gekocht, Früchte und Kräuter. Die Nächte brachte er mit Gebet zu, ehe er sein Betgemach betrat, wusch er den ganzen Körper, und zog ein ganz reines Linnenkleid an, das eigens hiezu bestimmt war. Dann erst betrat er das Gemach, und verehrte in seinem Götzen den Teufel mit der reinsten Andacht.

Er war der Priester einer ganzen Insel, die an den äußersten Grenzen Indiens liegt. Gott, der die Reinheit seines Herzens sah, erleuchtete ihn zuerst durch seine Weisheit. Durch den Mund des Götzen mußte ihm dann der Dämon sagen: du bist nicht auf dem Wege des Heiles, Gott befiehlt dir daher, die zweijährige Reise nach Columbo über das Meer zu unternehmen, dort wirst du einen Boten Gottes finden, der dich den Weg des Heiles lehren wird. Siehe, sprach er zu Marignola, so bin ich nun bis zu deinen Füßen gekommen, ja, was noch mehr ist, ich habe in Träumen dein Angesicht gesehen, wie ich es jetzt wieder erkenne. Marignola brach mit den Umstehenden in Thränen

aus, man betete für ihn, tröstete ihn und gab ihm seinen getauften Sohn zum Dolmetscher und Lehrer. Nach dreimonatlichem Unterrichte taufte ihn Marignola, nannte ihn Michael, und entließ ihn mit dem Versprechen, den Glauben, den er kennen gelernt hatte, auch Anderen zu predigen *).

Marignola's Aufenthalt auf Columbo war indessen keineswegs ohne Leiden, denn Habsüchtige, welche sein Eigenthum an sich reißen wollten, hatten ihm Gift beigebracht, an dessen Folgen er lange leiden mußte. Er verließ Columbo, um sich auf Junken, welche aus Niederindien kamen, nach Meliapor einzuschiffen **).

Die Zeit der Abfahrt von Columbo hat Marignola nicht angegeben, sie fand wahrscheinlich im August (1349) statt, denn der Reisende bedurfte jetzt anderer Winde, weil er, statt seine Reise nach Europa fortzusetzen, zurückreisen mußte, um nach Meliapor zu kommen, welches als die Ruhestätte des heiligen Thomas von allen christlichen Reisenden jener Zeit besucht wurde.

Aus dieser Angabe ergibt sich wieder, daß die Stadt Columbo wahrscheinlich auf der Küste Coromandel lag, wie

---

*) Bei Dobner a. a. O. S. 89 und 114.

**) Marignola berichtet wiederholt p. 88 und 89, daß er sich vierzehn Monate in Columbo aufgehalten habe; p. 96 sagt er, daß er am vierten Tage der Osterwoche nach Columbo gekommen sei, den Tag der Abfahrt von Columbo hat er nicht angegeben. Meinert hat die Stelle ascendentes Junkos de inferiori India que Nimbar vocatur *in vigilia sancti Georgii* tot procellis ferebamur etc. in seiner Abhandlung S. 65 dahin ausgelegt, daß sich Marignola am Vorabend des heiligen Georg (23sten April) auf Junken eingeschifft habe, und aus Niederindien nach Mirapolis gekommen sei; allein die wiederholte Versicherung Marignola's weist darauf hin, daß nicht die Abfahrt, sondern der Sturm am Vorabende von St. Georg stattgefunden habe, weil er sonst von einem Aufenthalte von vierzehn Monaten nicht sprechen könnte.

schon früher behauptet wurde*); denn der Reisende, der von da nach Meliapor wollte, hätte sich doch schwerlich zuerst nach Columbo gewendet, wenn es auf der Küste Malabar gelegen gewesen wäre, er hätte sich ja dadurch der unnützen und zeitraubenden Mühe ausgesetzt, das Cap Comorin in kurzer Zeit zweimal umschiffen zu müssen.

In Meliapor verweilte Marignola nur vier Tage, er schildert die Stadt nicht, sondern spricht nur von der dort vorhandenen äußerst ergiebigen Perlenfischerei **).

Von Meliapor kam der Reisende zu einer Insel, welche er, wie ihre Beherrscherin, mit dem für beide gleichlautenden Namen Saba bezeichnet. Dobner hat sich nicht bestimmt über sie erklärt, Meinert hat sie für Java gehalten, was voraussetzen würde, daß Marignola, statt der kurzen Rückreise nach Meliapor, ohne Ziel und Zweck eine sehr lange und beschwerliche wieder angetreten habe, denn die Insel Java hätte er von Zaiton aus recht leicht besuchen können.

Meinert gründete seine Ansicht auf die astronomische Bestimmung der Lage, welche Marignola von der Insel Saba gibt. Dieser sagt nämlich, bei der Königin Saba gehe die Sonne gerade an der entgegengesetzten Seite als bei uns auf, zur Mittagszeit falle der Schatten eines Mannes dort zur rechten Seite, wie er bei uns zur linken falle, der Nordpol stehe sechs Grade unter dem Gesichtskreise, der Südpol eben so viele Grade über dem Gesichtskreise, wie ein vornehmer Sterndeuter Lemon aus Genua ihnen mit vielen andern Wundern der Sternenwelt gezeigt habe ***).

---

*) Man vergleiche Bd. 37, Heft 2, S. 149.

**) Dobner a. a. O. S. 111.

***) Bei Dobner a. a. O. S. 114 erzählt Marignola, er habe von den monstris, die man nach Indien verlege, Nichts erfahren können, nec eciam apud Reginam Saba, ubi tamen oritur sol modo opposito nobis, et in meridie transit umbra viri ad

Meinert hat diese Messung, deren Text offenbar unrichtig ist, für richtig angenommen, und ist dadurch veranlaßt worden, die Insel für Java zu erklären, weil letztere unter dem sechsten Grade der südlichen Breite liegt.

Leicht ließe sich der Text wenigstens annähernd dadurch verbessern, daß man auf den Nordpol überträgt, was vom Südpole gesagt ist, und letzteren ganz wegläßt. Bedenkt man jedoch, daß die Richtung der Reise von Meliapor nach Europa ging, so führen der Name der Insel wie die Schilderung ihrer damaligen Verhältnisse auf eine Inselgruppe, welche sich vom ersten Grade der südlichen Breite an durch mehrere Grade nach Norden ausdehnt. Wahrscheinlich wollte Marignola ausdrücken, daß diese Inselgruppe ebenso weit nördlich als südlich vom Aequator entfernt sei, denn das Ergebniß einer Messung, wie er sie anführt, ist nur am Aequator möglich; statt der näheren Bezeichnung der Inselgruppe aber hat er nur den Namen der Hauptinsel angegeben, welche er Saba nennt.

Die Veranlassung von dieser Insel zu sprechen, nimmt Marignola bei seinem Berichte über die Königin Semiramis*).

Semiramis soll in Indien im Geheimen eine Tochter geboren haben, welche sie, nachdem sie erwachsen war, zur Königin der besten Insel, die es in der Welt gebe, nämlich der Insel Saba machte.

Auf dieser Insel hielt sich Marignola längere Zeit auf, denn er hatte eilf Monate zu thun, um sich von den Wirkungen des Giftes zu befreien, das man ihm in Columbo beigebracht hatte, und bediente sich hiezu des Rathes einer Frau, welche der Königin als Leibarzt diente, und ihn durch

---

dextrum, sicut hic ad sinistrum, et occultatur ibi polus articus nobis gradibus sex, et antarticus totidem elevatur, sicut Dominus *Lemon de Janua* nobilis Astrologus nobis ostendit, et multa in astris mira.

*) Bei Dobner a. a. O. p. 119.

Kräutersäfte und Fasten wieder herstellte, denn auf der Insel herrschten die Weiber gemeinschaftlich über die Männer.

Marignola sah die Königin häufig, er ertheilte ihr feierlich den Segen, er ritt auf ihrem Elephanten, dessen Klugheit er bewundert, nahm an ihrem Festmahle Theil, und wurde von ihr, während sie ihn auf ihrem Throne sitzen ließ, vor allen Einwohnern der ganzen Stadt großmüthig beschenkt. Er nennt als solche Geschenke eine goldene Schärpe, wie sie die Vornehmen bei ihrer Ernennung erhielten, dann Kleider, endlich einhundertfünfzig ganze Goldstücke, fein und werthvoll, von denen er fünf für den Papst, fünf für sich nahm, seinen angeseheneren Begleitern zwei, den geringeren drei gab, und alle übrigen in ihrem Beiseyn an ihre umstehenden Dienerinen vertheilte, was mit großem Beifalle aufgenommen wurde*).

Marignola hat der Königin denselben Namen wie der Insel selbst gegeben. Von dem gleichzeitigen Ibn Batuta, der gleichfalls dahin kam, erfahren wir, daß die Insel den Namen Zabiah El Mohl, d. h. die Insel der Maldiven führe, und die Königin Khodija dort regierte, deren Gemahl Jamal Oddin die Rolle ihres ersten Ministers spielte**).

Nach Marignola stammte aber die Herrschaft der Weiber auf der Insel nicht aus der jüngsten Zeit, wie nach Ibn Batuta, welcher bemerkt, daß der letzte König keine männliche Nach-

---

*) Bei Dobner a. a. O. p. 246.

**) Man vergleiche the travels of Ibn Batuta in der Ausgabe von Lee. London 1829. 4. p. 181. Dulaurier im nouveau journal asiatique. Série IV, Vol. 8, p. 173 erklärt die Leseart Zabia als unrichtig, und bemerkt, daß nach seiner Handschrift gelesen werden müsse: djezâyir dhiba mahal, d. h. die Inseln der Malediven. Ist diese Bemerkung richtig, so kann das Saba des Marignola nicht, wie es den Anschein hat, aus Zabia entstanden seyn, sondern Marignola muß bloß dadurch, daß eine Frau regierte, auf den Einfall gekommen seyn, sich hier im Lande der Königin Saba zu befinden.

kommenschaft hinterlassen habe, sondern gehörte schon einer früheren Zeit an.

Marignola begründet dieß dadurch, daß er im Palaste der Königin geschichtliche Gemälde sah, auf welchen die Frauen auf dem Throne saßen, die Männer aber sie mit gebogenen Knien verehrten*).

Auch diese Angabe wird durch ein Zeugniß bestätigt, welches dem zwölften Jahrhundert angehört. Edrisi bemerkt nämlich, daß auf den Maldiven, welche er Roibahat nennt, die Frau des Königes, Namens Demhera, die Gerechtigkeit handhabe und unverschleiert zum Volke spreche. Sie erscheint, fährt Edrisi fort, bei einzelnen Veranlassungen wie bei großen Festen öffentlich mit ihrem weiblichen Gefolge auf vielen Elephanten, begleitet von Trompetern und Fahnenträgern, ihr Gemahl und seine Vezire dürfen nur in gewisser Entfernung folgen.

Die Insel, welche König und Königin bewohnen, nennt Edrisi Anberia**).

Marignola erzählt aber außerdem noch andere Verhältnisse der Insel, welche sich durch kein fremdes Zeugniß bestätigen lassen.

Er sieht in ihr das Vaterland der drei Könige, welche hier in jener Nacht, da Christus geboren ward und ihnen der Stern erschien, auf dem höchsten Berge Namens Gybeit gebetet haben sollen.

Auf diesem Berge soll Elias nach göttlichem Auftrage sich verborgen gehalten und aus der Quelle am Fuße desselben getrunken haben, auch gegenwärtig dort noch erscheinen.

Marignola mag wohl durch die gewöhnliche arabische Bezeichnung eines Berges, die Gibel oder Dschebel lautet,

---

*) Bei Dobner a. a. O. p. 119.

**) Man vergleiche géographie d'Edrisi par P. Amadée Jaubert. Paris 1836. 4. Tome I, p. 67 seq.

veranlaßt worden seyn, hier den Berg zu suchen, der dem Elias zur Wohnstätte gedient hatte.

Auch Christen, aber nur in geringer Zahl, will Marignola auf der Insel gefunden haben.

Von den Malediven kam der Reisende nach der Insel Ceylon, oder vielmehr er wurde durch einen Sturm genöthigt, dahin zurückzukehren. Am Vorabende des heil. Georg (23. April 1350) erhob sich ein solcher Sturm, daß die Junke, auf welcher er fuhr, mehr als sechzigmal bis in den Abgrund des Meeres versenkt wurde, und die Reisenden nur durch ein Wunder ihr Leben behielten. Sie sahen das Meer brennen, feuerspeiende Drachen über sie herfliegen und viele Personen auf den anderen Junken tödten, während die ihrige durch die Kraft des Allerheiligsten, welches Marignola bei sich trug, wie durch die Verdienste der glorreichen Jungfrau und der heiligen Klara unversehrt blieb. Er forderte alle Christen auf, sich bußfertig zu zeigen, man zog während des Sturmes die Segel auf, überließ sich ganz der Leitung Gottes und lief, von seiner Barmherzigkeit geführt, am Tage der Kreuzerfindung (3. Mai) in einem unansehnlichen Hafen der Insel Ceylon ein, welchen ein verruchter Mensch, der verschnittene Saracene, Coya Jaan, beherrschte, der sich gegen den wahren Herrscher erhoben und ihm durch seine unermeßlichen Schätze einen großen Theil des Landes abgenommen hatte*).

Marignola und seine Begleiter wurden von ihm mit verstellter Freundlichkeit aufgenommen. Unter dem Namen eines Darlehens nahm er ihnen an Gold, Silber, Seide, Edelsteinen und Gewürzen einen Werth von 60,000 Mark ab, Gegenstände, die sie selbst vom Großchan und andern Fürsten zum Geschenke erhalten, oder die diese dem Papste bestimmt hatten. Vier Monate hindurch hielt er sie

*) Bei Dobner a. a. O. p. 96.

in einer Art von Gefangenschaft, die durch Höflichkeit verdeckt war.

Ceylon wurde, wie Marignola berichtet, von vielen saracenischen Pilgern besucht, welche dahin zur Wohnstätte Adams wallfahrteten.

Gemeinschaftlich mit einem solchen Pilger aus Spanien maß er die Fußstapfen Adams, welche er in einer Länge von dritthalb Spannen in einem Marmorblock zurückgelassen hatte. Auch der Adamsberg, auf welchen er nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese versetzt wurde, das Haus Adams, von ihm aus großen nicht gemauerten, sondern aufgeschichteten Marmortafeln, in Form eines länglichen Viereckes, wie ein Grabmal erbaut, wie Adams Garten werden von ihm geschildert. Kain soll gleichfalls auf der Insel geboren worden seyn, und die Stadt Kota, in welcher sich Marignola aufhielt, erbaut haben, obgleich die am Fuße des Adamsberges lebenden Mönche, weder durch Kain noch durch Seth, sondern durch andere Söhne von ihm abstammen wollen.

Sie führen einen wahrhaft heiligen Wandel nach einer besonderen Lebensweise, die von Enoch herrühren soll, und von ihnen wie von den Braminen befolgt wird.

Ihre Reinlichkeit ist so groß, daß keiner ein Haus bewohnen würde, in welchem Jemand ausgespuckt hätte. Obgleich sie selten ausspucken, so entfernen sie sich doch sowohl deßhalb, wie anderer Bedürfnisse wegen sehr weit. Sie essen nur einmal des Tages, niemals zweimal, trinken nur Wasser und Milch, beten mit der größten Reinheit des Herzens, lehren die Knaben Buchstabenschrift, indem sie anfänglich mit dem Finger in den Sand zeichnen, später aber mit eisernem Griffel auf die Blätter von Papyrus, d. h. von irgend einem Baume schreiben. In ihrem Kloster stehen zwei dem Blatte nach von allen übrigen verschiedene Bäume, umgeben von goldnen Kronen, Edelsteinen und Lichtern. Sie verehren und beten diese Bäume an, indem sie vorgeben, daß sie diesen Gebrauch durch

eine Ueberlieferung Adams erhalten haben, weil Adam vom Holze das künftige Heil gehofft habe. Sie bewahren in ihrem Hause nie Etwas für den morgigen Tag auf, liegen im Sande, gehen nackt einher, tragen eine Kutte wie die der Minoriten ohne Kapuze, und begnügen sich mit einem Mantel, der nach der Art der Apostel über eine Schulter geschlagen ist. Jeden Morgen gehen sie in feierlichen Zügen, um sich Reis für ihr Mittagessen zu erbetteln. Vornehme wie Geringe kommen ihnen mit großer Ehrfurcht entgegen, und geben ihnen nach Bedürfniß und Zahl der Personen davon, welchen sie dann, im Wasser gesotten, mit indischen Nüssen und Feigen verzehren. Marignola berichtet hier als Augenzeuge, sie hatten ihn so festlich aufgenommen, als ob er von ihrem Orden wäre *).

In Adams Garten sah er seltene Bäume und Früchte. Er beschreibt die indische Feige (musa), die indische Nuß (nargillus) und einige andere näher **).

Aus den lockeren und trockenen Fäden, welche unter der Rinde der Zweige wachsen, meint Marignola, habe Gott dem ersten Elternpaare ihre Kleidung gemacht, aus Fasern, nicht aus Fellen. Diese Kleider, die besonders als Schutz gegen den Regen von den Einwohnern und den Juden gebraucht werden, nennt Marignola camalli. Er selbst trug ein solches Kleid bis nach Florenz, wo er es in der Sakristei der Minoritenkirche zum heiligen Johann dem Täufer niederlegte ***).

---

*) Man vergleiche Dobner a. a. O. p. 101.

**) Bei Dobner a. a. O. p. 97.

***) Marignola erwähnt dieser Kleidung zweimal: p. 94 sagt er nur im Vorübergehen: fecit autem eis tunicas pelliceas, nos communiter dicimus pelliceas, melius tamen dicitur *filiceas*, quia de quadam materia, que filorum est, que nascitur inter surculos nargillorum ad modum rethis, sicut portavi et dimisi Florencie. Weitläufiger dagegen handelt er davon p. 100 in ei-

Von Adams Haus erzählten ihm die Mönche, die Sündfluth sei nie dahin gekommen, deßhalb habe sich das Haus erhalten. Zu fernerem Beweise dafür wiesen sie auch auf eine große Zahl herumziehender, unstät lebender Menschen hin, welche sich Söhne Kain's nennen.

Diese haben fremdartige Gesichter, so scheußlich und abschreckend, daß sich Jedermann vor ihnen fürchtet und Niemand sie leiden mag.

Niemals können sie sich länger als zwei Tage an einem Orte aufhalten, denn sie würden einen solchen Geruch verbreiten, daß Niemand ihn ertragen könnte. Sie kommen zwar selten zum Vorschein, doch treiben sie Handel und führen Weiber und Kinder, die mit ähnlichen Larven ausgestattet sind, auf Eseln mit sich *).

Die Rückreise Marignola's läßt sich nur aus einzelnen hingeworfenen Bemerkungen in allgemeinen Umrissen entnehmen.

Er kam von Ceylon aus nach der Insel Ormus, welche er als einen von allen Kaufleuten der Welt besuchten Platz schildert **).

Von da gelangte er wahrscheinlich zu Wasser an die Mündung der Flüsse Euphrat und Tigris, und setzte seine Reise stromaufwärts fort.

Auf den Ruinen von Ninive, welchen gegenüber die Stadt Mosul gebaut ist, hielt er sich vierzehn Tage auf. Er ließ sich dort die Stelle zeigen, welche noch gegenwärtig für das Grabmal des Jonas ausgegeben wird, besuchte die benachbarten Städte, die sich auf den Ruinen erhoben, und

---

nem eigenen Abschnitte unter der Ueberschrift de amictu parentum.

*) Bei Dobner a. a. O. p. 97 und p. 106.

**) Bei Dobner a. a. O. p. 113.

erwähnt der dortigen köstlichen Früchte, insbesondere der Granatäpfel von bewundernswerther Süßigkeit und Größe*).

Von seiner weiteren Reise berichtet er nur, daß er vier Tage in der Stadt des Königes Abgarus (dem alten Edessa, dem heutigen Orfa) in großer Furcht verlebt habe, ohne jedoch die Ursache anzugeben. Von da kam er über den Euphrat nach den Städten Haleb und Damascus, endlich durch Samarien über Nazareth nach Jerusalem zu dem Grabe des Herrn **).

Auf dem Berge Sion erhob sich damals noch an der Stelle, wo der Herr das Abendmahl einsetzte, ein Kloster der Minoriten. Marignola bemerkt, daß man aus dem Schlafzimmer desselben das todte Meer sehen könne ***).

Marignola kehrte über Cypern zurück, denn er bemerkt, Noe habe dort einen Weinberg angelegt, welcher gegenwärtig dem Erzbischof von Nicosia gehöre †).

Er kam gegen das Ende des Jahres 1353 nach Avignon, wo ihn Innocenz VI. freudig empfing und sogleich bemüht war, durch neue Sendboten für die Mission in China zu sorgen ††).

---

*) Bei Dobner a. a. O. p. 91.

**) Bei Dobner a. a. O. p. 91 seq.

***) Bei Dobner a. a. O. p. 257 und 120.

†) Bei Dobner a. a. O. p. 109.

††) Wadding ad 1353 nr. 1.

XXXVIII.

Der Kirchenbau in der Mehrerau.

(Aufruf zur Sammlung milder Gaben.)

Contra spem in spem credidit.
Röm. 4, 18.

Nahezu zwei Jahre sind dahin gegangen, seit in diesen Blättern „Wettingen und die Mehrerau" bei Bregenz ausführlich besprochen ward. Das Wiederaufleben eines Ordensstiftes am Ufer des Bodensee's auf der Grenzscheide der süddeutschen Staaten, Oesterreichs und der Schweiz wurde als ein bedeutendes und glückliches Ereigniß in dieser trüben Gegenwart begrüßt. Es lohnt sich nun wohl der Mühe unseren Blick auf das abgelaufene Jahr zurückzuwenden und zu prüfen, wie das neue Stift darin seine schwere Aufgabe erfaßt, wie es die Tage der ersten Zeit für seine tiefere Begründung und allseitige Ausgestaltung zu benützen verstand. Bei dieser Betrachtung können wir eine Erinnerung an Wettingen nicht unterdrücken, die uns in das Jahr 1830 zurückführt. Fünfundzwanzig Jahre sind nun abgelaufen, als nach der Juli-Revolution, durch die Zschokke-Troxler'sche Schule aufgeregt, das katholische Volk des obern Aargau's nach Aarau zog, dort die Regierung sprengte und jene Ordnung der Dinge in's Leben rief, die den Katholiken des Aargau's und der übrigen Schweiz seither so viele bitteren Früchte trug. Schon damals erkannte der greise Abt Al-

berich von Wettingen den kirchenfeindlichen Geist, der sich immer mehr der ganzen politischen Bewegung bemächtigte und verkündete seinen Ordenssöhnen mit ganzer Sicherheit den herannahenden Untergang des geliebten Stiftes und die nachfolgende Zerstreuung der Brüder. Allein der fromme Greis unterließ nicht, sie unter Thränen zu mahnen, sie sollten, wenn die Prüfungsstunde angebrochen, sich nicht gänzlich von einander trennen, sondern um jeden Preis an einem andern Orte sich wieder sammeln, um mit vereinten Kräften Gutes zu wirken und ihr ehrwürdiges Stift, wenn auch in armer und unscheinbarer Form, in eine bessere Zeit hinüberzuretten. Wer liest in dieser Ahnung des ehrwürdigen Greisen nicht die Prophetie des großen Dichters von sich selber (Dante, Parad. XVII, 48).

„Wie Hippolyt Athen verlassen mußt'
Der untreu schändlichen Stiefmutter wegen,
So müßt ihr dereinst vom Vaterland euch trennen.
Dieß will man und dieß wird mit aller List betrieben,
Und bald wird es vollbringen, der es aussann.
Der Ruf der Schuld wird dem gekränkten Theile
Nachfolgen wie gewöhnlich — doch die Rache
Wird zeugen von der Wahrheit, die da rächet.
Ihr werdet dann verlassen alle Dinge,
Die euch die liebsten sind, dieß wird der erste
Theil seyn, den der Verbannung Bogen abschnellt;
Dann werdet ihr noch kosten, wie nach Salze schmecket
Das fremde Brod, und welch ein harter Gang ist
Das Auf- und Niedersteigen fremder Treppen!"

Dieß Alles ging an Wettingen in traurige Erfüllung, allein während Unrecht und Gewalt über die Unterdrückten den vollsten Triumph feierten, bewahrten der Herr Abt und seine Conventualen die Mahnung ihres heimgegangenen Vaters und den Glauben, der im Unglück auf Gott hoffen lehrt, welcher „die Todten lebendig macht und dem ruft, was nicht ist, wie wenn es schon wäre"; und da sie selbst „wider die Hoffnung an die Hoffnung geglaubt", so führte die schwere Prüfung nicht zum Tode sondern zur Auferstehung, so hat ihr Feuer, wie bei der Läuterung des Goldes, nur die Schlacken getilgt, dann aber von den zweifelhaften, die reinen Elemente lösend, diese zu einer neuen Formation zusammenverbunden.

Wer die Mehrerau seit zwei Jahren nicht mehr sah, wird sie jetzt im Innern und Aeußern ganz verändert finden. Unausgesetzt war man dort bemüht, die Trümmer und den Schutt früherer Zerstörungen aufzuräumen, das Gebäude wieder wohnbar einzurichten und die nöthigen Grundlagen für die klösterliche Ordnung und die öffentliche Wirksamkeit allmählig festzusetzen. Manches Kloster hatte sich zu Anfang dieses Jahrhunderts überlebt, weil es zu einem erstorbenen oder verwilderten Baume ausgeartet war, der für die menschliche Gesellschaft entweder keine oder selbst schlimme Früchte trug. Die einst so currente Phrase aber: „die Klöster passen nicht mehr für unsere Zeit“ — ist schon durch das Wiederaufleben der alten Orden und das Entstehen so vieler neuen zur Genüge widerlegt. Was auf der Wahrheit einer ewigen Idee beruht und sich zugleich praktisch nützlich für das menschliche Leben erweist, kann seine Bedeutung in der Geschichte nie, oder dann meistens nur durch eigene Schuld verlieren. Der erhabene Sinn, in religiösen Innungen sein Bischen Selbst Gott und der Menschheit ganz zu weihen, dem unser Deutschland alles Große, was es einst besaß, alles Glück, das es einst genoß, zu verdanken hat — ist im Gemüthe des deutschen Volkes und seiner Jugend noch keineswegs erstorben, was man auch immer unternahm, ihm das „Mönchthum“ so verhaßt als möglich zu machen. Vielmehr regt es sich noch allerwärts und es fehlen ihm nur noch die Orte und Organe, um sich wieder so glänzend wie in den besseren Tagen der Vergangenheit in der Kirche geltend zu machen. Dieß hat sich auch bei der Wiedereröffnung des Stifts Mehrerau bewährt; denn kaum hatte sich der neue Convent dort constituirt, als schon eine Menge Meldungen von ältern und jüngern Männern um Aufnahme in das neue Institut nachsuchten, wobei allerdings die erforderliche Vorsicht waltete, nur würdige, erprobte und tüchtige Glieder aufzunehmen, die sich für das Kloster, die Verwaltung der Seelsorge und die Jugend-Erziehung eignen. So wurde der Convent im ersten Jahre schon um vier Mitglieder aus dem Weltpriesterstande vermehrt, während zwei jüngere Alumnen auf auswärtigen Schulen ihrer weiteren Ausbildung oblagen.

Inzwischen wurde auch die Lehranstalt um zwei Jahres-Kurse erweitert und das Pensionat für die Zöglinge im Kloster-

bäude selbst gehörig eingerichtet. Schon für den ersten Anfang erhielten zwanzig Knaben darin Unterricht und Verpflegung, eine gleich große Zahl von Anmeldungen konnte wegen der beschränkten Räumlichkeit noch nicht berücksichtigt werden. Unstreitig gewähren für die eigentliche Erziehung Lehranstalten von geistlichen Corporationen geleitet, größere Garantien als die öffentlichen Schulen sie im allgemeinen zu bieten vermögen, die ganze Einrichtung, die Aufsicht, das einträchtige Wirken des Lehrpersonals lassen bei Letztern gar vieles zu wünschen übrig. Weiß nun ein Kloster auch in der Sphäre des Unterrichtes mit den Leistungen der öffentlichen Schulen gleichen Schritt zu halten, so darf es für seine Anstalt auf die zahlreichste Frequenz und die ausgebreitetste Wirksamkeit sicher zählen. Dabei weiß der Herr Abt von Mehrerau bei der Organisation der neuen Schule die erforderliche Rücksicht auf die gegenwärtige Zeit und ihre Verhältnisse wohl in's Auge zu fassen, was allerdings durchaus nöthig ist. Denn die Klosterschulen alten Styles reichen für die Anforderungen unserer Tage nicht mehr aus; abgesehen davon, daß in den jetzigen Gymnasialcursen selbst der untern Stufe neben dem Studium der classischen und neuern Sprachen auch die mathematischen, historischen und naturwissenschaftlichen Fächer ihre Berücksichtigung verlangen, darf die Masse der Söhne, die sich der Industrie, dem Gewerbe, der Beamtung, dem Militär-Stande widmet, nicht unberücksichtiget bleiben, und auch für diese soll eine zweckmäßige Vorschule von einigen Jahrescursen in der neuen Lehranstalt der Mehrerau geboten seyn. Die Erweiterung wird aber das Postulat zur Folge haben, die ganze Anstalt mit dem Pensionat in das ehevorige Gymnasialgebäude überzusetzen und dieß Letztere hiefür zweckmäßig umzubauen und einzurichten, sobald die erforderlichen materiellen Kräfte hiefür vorhanden sind. Wird die Schule nach solchem Plane erweitert, dann kann sie für das Vorarlberg, für die umliegenden Nachbarlande und selbst für österreichisch Italien eine Pflanzschule von geistigem Segen werden, denn ihrer Wirksamkeit steht kein Hinderniß entgegen. Unter dem Schutze der erleuchteten Regierung Oesterreichs, die folgend der Devise des ruhmvollen Kaisers allen guten Kräften in Kirche und Staat die freieste Entwicklung gönnt, und gerade darin ihre Stärke und Größe wie auch das Glück ihrer Völker sucht, werden die segensreichen

Erfolge für die Bestrebungen nicht ausbleiben, denen die wiedererstandene Mehrerau ihre Kräfte widmet, und sie hat hiefür auf dem romantischen Punkte, den der fromme Graf Ulrich IV. von Montfort ihr anwies, eine ganz geeignete Stätte aufgefunden.

Eine der unerläßlichsten Bedingungen aber für diese Wirksamkeit wie für den Fortbestand des Stiftes ist die Wiederherstellung seiner Kirche! Ihr Wiederaufbau ist rasch vorangeschritten. Schon am 16. Juli v. Js., am Festtage des heil. Abtes Stephanus, des Nachfolgers des heil. Bernhard, wurde der Grundstein gelegt. Um Ersparnisse zu erzielen, und dennoch eine edlere Kunst-Form für den neuen Tempel zu wählen, ist der frühere Rococo-Styl aufgegeben und nach den Grundlinien des alten Fundamentes durch Hrn. Baudirektor Riedl von München der neue Bauriß im rein byzantinischen Style gefertigt worden. Nach diesem neuen Plane wurde der Bau unausgesetzt fortgeführt, so daß das Gebäude bereits aufgeführt und in den jüngsten Tagen unter Dach gebracht worden ist. Aber der Voranschlag der Ausgaben für die Rohbauten allein hat schon die Summe von 30,000 Gulden erfordert; eine ebenso große Summe wird die innere Einrichtung und Ornamentirung des Tempels erheischen. So bedeutend diese Summe erscheint und so vielseitig und erschöpfend im Laufe dieser Jahre die zahlreichen Ansprüche waren und noch sind, mit denen für kirchliche und sociale Zwecke der Mildthätigkeitssinn in Deutschland in einer Weise behelligt worden, daß neue Bitten beinahe unübersteiglichen Hindernissen begegnen müssen, so ist dennoch die frühere Ansprache von Abt und Convent für den Kirchen-Bau in der Mehrerau so sichtbar vom Segen Gottes begleitet gewesen, daß nunmehr alle Aussicht vorhanden ist, das begonnene Werk vollenden zu können, wenn für dasselbe in den süddeutschen Staaten, und namentlich in Bayern und in Würtemberg, diejenige Theilnahme rege wird, die ihm bisher in Oesterreich und in der Schweiz auf so wohlwollende Weise zugewendet wurde. Hiefür sollte sich die hochwürdige Pfarrgeistlichkeit in ihren Kreisen besonders interessiren, sowie auch alle diejenigen, deren Herz warm schlägt für die Förderung der Ehre Gottes und die Erhöhung der katholischen

Kirche, die mit einem Worte die Bedeutung des wiedererstandenen Stiftes für die Gegenwart und Zukunft unserer Kirche zu würdigen im Stande sind.

In dem alten Nekrolog der Mehrerau hat einer der letzten Conventualen die Namen seiner verstorbenen Mitbrüder, die er überlebt, bis in's Jahr 1843 zum ewigen Gedächtniß eingetragen; dort steht dem Namen Eines derselben ein dreifaches w — dreimal wehe angefügt; es ist dieß der Name desjenigen Conventualen, auf dessen Anstiftung hin die damalige bayerische Regierung im Jahre 1808 den schönen Tempel der Mehrerau der Zerstörung preisgab. Bis in's höchste Alter hat dieser verirrte Sohn die an der eigenen Mutter begangene Sünde nachmals tief bereut, und sein Auge war betrübt, er hörte nicht auf zu weinen, weil ihm keine Ruhe ward (Jer. Klagl. 3. 49). Oft ließ er sich im Krankenstuhle vor die Fenster seiner Wohnung tragen und jedesmal traten ihm die Thränen in die Augen, wenn er über den Wasserspiegel des Bodensee's auf die verödeten Räume der geliebten Mehrerau und auf die zerstreuten Steine ihres einst so majestätischen Tempels hinüberschaute. Möchten die Thränen dieses Verstorbenen wieder getrocknet, die frommen Wünsche des Volkes erfüllt werden! Möchte der erprobte Sinn deutscher Mildthätigkeit zur Verherrlichung Gottes bei diesem Werke sich wieder großmüthig wie allzeit offenbaren und beitragen, daß der verwüstete Tempel erstehe in neuer Pracht und der Tochter Sions der gebührende Schmuck wieder werde, der ihr unrechtmäßig entrissen worden. Dann wird wenigstens wieder eine Kirche an der Stätte, wo sie zwölf Jahrhunderte lang so segenreich gewirkt, das Fest ihrer Auferstehung feiern können. Wer soll die großen Verwickelungen des socialen Lebens lösen, die sich immer schwieriger gestalten? Wahrlich thut es Noth, den edleren Organen des Volkes, der aufwachsenden Jugend Glaube und Liebe, Biederkeit und Gesittung, Treue und Gehorsam gegen die Fürsten frühzeitig einzuprägen und dem Volke Muth und Kraft beizubringen, seine herben Schicksale mit Ergebenheit in den göttlichen Willen zu ertragen. Dieß kann es nur, wenn der Glaube in ihm erhalten wird, daß diese jammervolle Erde nicht das Paradies sei, das der Mensch zu suchen hat, und daß dieß kurze Zeitleben nicht das einzige sei, das dem Men-

schen beschieden, sondern der fromme Dulder auf dem Wege des Kreuzes einem bessern und ewig dauernden entgegengehe. Kostbar und unschätzbar sind alle Kräfte, Vereine und Innungen, die diesen Glauben in unseren Tagen gegen die zerstörenden Mächte im Volke schützen und erhalten. Zwar haben in einer noch nicht längstvergangenen Zeit die oberen und obersten Lenker der Staaten es vielfach übersehen, den Wagen des Völkerwohles auf dieser Kreuzesspur zu leiten, indem sie gleich dem unbesonnenen Wagenlenker Phaeton aus dem Geleise wichen, das die ewige Weisheit ihnen im Christenthume vorgezeichnet; aber nach so vielen und bitteren Erfahrungen ist eine neue bessere Zeit nun eingetreten und der jugendliche Herrscher, auf dem die Hoffnungen aller Guten ruhen, hat sie mit den Worten eingeleitet, die er an die Spitze seines Concordats mit der Kirche schrieb: „unser Streben ist fortan darauf gerichtet, daß Glaube, Frömmigkeit und sittliche Kraft im Kaiserthume Oesterreich bewahrt und gemehrt werde."

Die Redaktion der historisch-politischen Blätter ist bereit, die einlaufenden Beiträge für den Kirchenbau in der Mehrerau in Empfang zu nehmen, und wird darüber durch ein fortlaufendes Verzeichniß der Geber und der Gaben Ausweis geben.

Nach bayerischen Gesetzen ist zur Veranstaltung öffentlicher Sammlungen für irgendwelche Zwecke specielle Genehmigung der obersten Verwaltungs-Behörde erforderlich. Nachdem dieselbe, laut eines uns vorliegenden Schreibens der k. k. Kreis-Behörde Bregenz, vom Stifte Mehrerau erwirkt worden ist, schließt sich die unterzeichnete Redaktion der vorstehenden Bitte an. Sie weiß wohl, daß die gegenwärtige Zeit an sich dem Unternehmen wenig günstig ist und die Mildthätigkeit von allen Seiten über die Kräfte in Anspruch genommen wird. Aber es gilt ein Schärflein für die Wiederauferstehung eines Gotteshauses an uralt geheiligter Stätte, und welcher unserer Leser hätte sich nicht schon im Innersten empört gefühlt

über die kirchenräuberischen Gewaltthaten, deren Opfer auch dieselben verjagten Cisterzienser-Religiosen wurden, welche nun am wohlgelegenen Ufer des Bodensee's dem Herrn wieder ihre Altäre bauen und der Gesellschaft ihre Dienste weihen wollen? Kaiser Franz Joseph von Oesterreich ist mit einer Schankung alten Kloster-Waldlandes in der Unterstützung des Werkes vorangegangen. Aber sein Wahlspruch ist: viribus unitis; und wir wagen zu hoffen, daß auch vorstehender Aufruf nicht ganz ohne Nachfolge seyn werde.

Die Redaktion.

XXXIX.

Zeitläufe.

I.

Die Differenzen über die Reorganisation in der Moldau-Walachei.

Wir haben doch nicht fehlgegriffen, indem wir seit Jahren gerade die Donaufürstenthümer als den Wärmemesser abendländisch-orientalischer Politik hinstellten. Bekanntlich hat die Pariser-Conferenz beschlossen, es sollten über die Reorganisation dieser Länder „die Wünsche der Bevölkerungen" vernommen werden. Der Thermometer schien also damals eine ganz angenehme Temperatur anzuzeigen. Allein noch ist die Vernehmung nicht eingeleitet, und schon erfährt man aus Wien von sehr absonderlichen Interpretationen. Erstens: nicht vom lokalen Gesichtspunkte sei die moldau-walachische Reorganisation von den Mächten zu berathen, sondern vom

schen beschieden, sondern der fromme Dulder auf dem Wege des Kreuzes einem bessern und ewig dauernden entgegengehe. Kostbar und unschätzbar sind alle Kräfte, Vereine und Innungen, die diesen Glauben in unseren Tagen gegen die zerstörenden Mächte im Volke schützen und erhalten. Zwar haben in einer noch nicht längstvergangenen Zeit die oberen und obersten Lenker der Staaten es vielfach übersehen, den Wagen des Völkerwohles auf dieser Kreuzesspur zu leiten, indem sie gleich dem unbesonnenen Wagenlenker Phaeton aus dem Geleise wichen, das die ewige Weisheit ihnen im Christenthume vorgezeichnet; aber nach so vielen und bitteren Erfahrungen ist eine neue bessere Zeit nun eingetreten und der jugendliche Herrscher, auf dem die Hoffnungen aller Guten ruhen, hat sie mit den Worten eingeleitet, die er an die Spitze seines Concordats mit der Kirche schrieb: „unser Streben ist fortan darauf gerichtet, daß Glaube, Frömmigkeit und sittliche Kraft im Kaiserthume Oesterreich bewahrt und gemehrt werde."

Die Redaktion der historisch-politischen Blätter ist bereit, die einlaufenden Beiträge für den Kirchenbau in der Mehrerau in Empfang zu nehmen, und wird darüber durch ein fortlaufendes Verzeichniß der Geber und der Gaben Ausweis geben.

Nach bayerischen Gesetzen ist zur Veranstaltung öffentlicher Sammlungen für irgendwelche Zwecke specielle Genehmigung der obersten Verwaltungs-Behörde erforderlich. Nachdem dieselbe, laut eines uns vorliegenden Schreibens der k. k. Kreis-Behörde Bregenz, vom Stifte Mehrerau erwirkt worden ist, schließt sich die unterzeichnete Redaktion der vorstehenden Bitte an. Sie weiß wohl, daß die gegenwärtige Zeit an sich dem Unternehmen wenig günstig ist und die Mildthätigkeit von allen Seiten über die Kräfte in Anspruch genommen wird. Aber es gilt ein Schärflein für die Wiederauferstehung eines Gotteshauses an uralt geheiligter Stätte, und welcher unserer Leser hätte sich nicht schon im Innersten empört gefühlt

über die kirchenräuberischen Gewaltthaten, deren Opfer auch dieselben verjagten Cisterzienser-Religiosen wurden, welche nun am wohlgelegenen Ufer des Bodensee's dem Herrn wieder ihre Altäre bauen und der Gesellschaft ihre Dienste weihen wollen? Kaiser Franz Joseph von Oesterreich ist mit einer Schankung alten Kloster-Waldlandes in der Unterstützung des Werkes vorangegangen. Aber sein Wahlspruch ist: viribus unitis; und wir wagen zu hoffen, daß auch vorstehender Aufruf nicht ganz ohne Nachfolge seyn werde.

Die Redaktion.

XXXIX.

Zeitläufe.

I.

Die Differenzen über die Reorganisation in der Moldau-Walachei.

Wir haben doch nicht fehlgegriffen, indem wir seit Jahren gerade die Donaufürstenthümer als den Wärmemesser abendländisch-orientalischer Politik hinstellten. Bekanntlich hat die Pariser-Conferenz beschlossen, es sollten über die Reorganisation dieser Länder „die Wünsche der Bevölkerungen" vernommen werden. Der Thermometer schien also damals eine ganz angenehme Temperatur anzuzeigen. Allein noch ist die Vernehmung nicht eingeleitet, und schon erfährt man aus Wien von sehr absonderlichen Interpretationen. Erstens: nicht vom lokalen Gesichtspunkte sei die moldau-walachische Reorganisation von den Mächten zu berathen, sondern vom

entsprächen; mit andern Worten: nicht das staatliche Gedeihen und die zukünftige Wohlfahrt dieser Länder dürfe maßgebend seyn, sondern das politische Interesse der ad hoc alliirten Mächte. Es kommt also eigentlich nicht darauf an, was die Moldau-Walachen „wünschen", sondern darauf, was diese Mächte „wünschen". Da aber die Wünsche der Letzteren sehr weit auseinander gegangen sind oder noch auseinander gehen, so ist zweitens das endgültig Ausschlag gebende Moment der — Wille der Türkei. Um die Erhaltung der Türkei, und nur darum handelt es sich, was aber für ihre Erhaltung gut ist oder nicht, das muß Niemand besser wissen, als die Türkei selber: so lautete nun der tägliche Refrain der österreichischen Correspondenzen. Kein Vernünftiger wird das anders verstehen können, als daß es also im Grunde nicht im Mindesten auf die „Wünsche der Bevölkerungen" an der untern Donau, sondern nur auf die Wünsche der Pforte ankomme. Somit ist eine der Hauptbestimmungen des Pariser-Traktats, soviel an Oesterreich war und an der Türkei, nun geradezu auf den Kopf gestellt, und der Thermometer der armen Christen unter dem Halbmond ist unter den Gefrierpunkt gesunken. Das Gegentheil von dem, was wir stets für die einzig mögliche Lösung der orientalischen Frage hielten, ist im Begriff sich zu vollziehen, und die nothwendige Folge ist, daß die Dinge ungleich schlimmer stehen werden als zuvor.

Diese principielle Umkehr, daß der Wille der Pforte jetzt maßgebend seyn soll, ist die Hauptsache an der merkwürdigen Entwicklung des Pariser-Traktats in dieser Richtung. Die Streitfrage als solche, aus welcher sich das Princip entwickelt, ist somit zur Nebensache herabgesunken. Sie handelt bekanntlich um die Vereinigung oder Nichtvereinigung der Moldau und der Walachei. Oesterreich hat sich in dem Streit von Anfang an hinter die Pforte gesteckt; die Regierung des Sultans will die Vereinigung nicht, also darf sie nicht geschehen

hen: das war stets das Hauptargument, welches man an der Donau vorhielt. Die Türkei aber hat man in ihrem Nichtwollen dermaßen bestärkt, daß sie schon die bloße Diskussion der Vereinigungsfrage durch die Divans der Donau-Länder und durch die nachträgliche Pariser-Conferenz sich verbittet; denn ihr sei, sagt sie, durch Artikel 22 des Traktats vom 30. März präjudicirt, da wo von „Belassen" der „Fürstenthümer" bei ihren „bestehenden" Vorrechten die Rede sei. Daß diese Interpretation den Sinn des Traktats total umkehrt und die stipulirte Vernehmung der „Wünsche der Bevölkerungen" absolut illusorisch macht, bedarf keiner weitern Bemerkung. Auch interessiren uns nicht so fast die österreichisch-türkischen Interpretationen an sich, als vielmehr ihre Motive.

Vor Allem ist bezüglich der moldau-walachischen Frage Eines nicht zu übersehen: daß nämlich die eigentlich opponirende Macht, Oesterreich, in der Lage ist, den wahren Grund ihres Widerstandes sorgfältig unter der Decke behalten zu müssen. Wir haben uns stets entschieden dahin ausgesprochen, daß der Kaiserstaat eine Vereinigung der Fürstenthümer unter Einem tributären erblichen Herrscher immer nur unter der Bedingung zugeben könnte, daß er der ewigen Bundesgenossenschaft desselben sicher wäre, sein eigenes Blut in demselben wissen könnte. Es besteht kaum mehr ein Zweifel, daß Frankreich, als es bei der Wiener-Conferenz das Vereinigungs-Projekt aufstellte, den Vorschlag ganz in diesem Oesterreich günstigen Sinne verstand. Aber bekanntlich nahm die Wiener-Politik eben damals ihre verhängnißvolle Wendung, die österreichische Allianz verlor sich in absoluter Passivität, und versäumte die Gelegenheit, sich um die West-Mächte verdient zu machen. Dadurch war es, daß die Keime ebensowohl der italienischen, als der moldau-walachischen Wirren in den Schooß Europas sich einschlichen. Die Aussichten Oesterreichs auf eine gesicherte Stellung an der

untern. Donau sanken; dagegen stieg die Möglichkeit, daß eine politische Veränderung in den türkischen Vasallen-Ländern diesen oder jenen Repräsentanten einer Oesterreich feindlichen Politik dort etablire. Mit einem Worte: die Personen-Frage mußte in den Vordergrund treten.

Bald hörte man, daß Preußen und Rußland bereits ihre Candidaten für den eventuellen moldau-walachischen Fürstensitz in petto hätten. England deßgleichen, wenn nicht gar im Einverständniß mit Frankreich einen sardinischen Prinzen. Andererseits entwarf der Notablen-Verein zu Jassy ein Programm, dessen erster Artikel „die Vereinigung der Fürstenthümer" proponirt, und zwar „unter einem fremden Prinzen aus einer der herrschenden Familien Europa's, aber — mit Ausnahme der Dynastien angrenzender Staaten." Nach Allem, was man von der Agitation des preußischen General-Consuls von Meusebach zu Buchareft und Jassy vernahm, ist kein Zweifel, daß auch Preußen dabei die Hand im Spiele hatte. Ebenso natürlich ist es, daß Oesterreich in dem Maße, als die Aussicht schwand, seine eigene Hand auf die Neubildung an der untern Donau decken zu können, gegen diese Neubildung selber auftrat. Seine Presse hatte zu dem auf der Wiener-Conferenz vorgebrachten Projekte Frankreichs geschwiegen; noch die an Rußland gestellten Propositionen vom Dec. 1855 nahmen die Fürstenthümer als Ein Ganzes, indem sie von Einverleibung der russischen Abtretung von Bessarabien, nicht in die Moldau, sondern in „die Fürstenthümer" sprachen. Erst um die Zeit des Zusammentritts der Pariser-Conferenz, und als die nachtheilige Stellung Oesterreichs täglich klarer wurde, stellte die ganze Wiener-Presse sich mit einem Male gegen die projektirte Vereinigung auf. Aber sie berührte mit keinem Worte das eigentliche Motiv: die Personenfrage; sondern sie griff die Vereinigungs-Maßregel selber an als weder möglich noch förderlich, weder im lokalen, noch im europäischen Interesse.

Dadurch ist die österreichische Diplomatie in eine mißliche Lage gerathen. Denn gegen die Förderlichkeit der gedachten Neubildung an sich ist eben einfach gar nicht aufzukommen. Wir sind allen Widerlegungs-Versuchen aufmerksam gefolgt, wurden aber in unserer Ansicht immer nur mehr bestärkt, daß zwar allerdings, und leider! Oesterreich unter den obwaltenden Umständen mit aller Kraft gegen das Projekt sich stemmen müsse, daß aber in demselben nichts destoweniger der erste Schritt zu einer Neubildung des zerfallenden Türken-Reichs unwidersprechlich vorläge. Schon die Eine Thatsache muß im höchsten Grade auffallen, daß die österreichische Polemik sich genöthigt sieht, die widersprechendsten und einander selbst aufhebenden Gründe gegen das Projekt zu acceptiren, und auch selber vorzubringen. Bald ist es die Stärke, zu der die moldau-walachische Neubildung sich emporschwingen würde, bis zur Gefährdung der türkischen Integrität, bald ist es die Schwäche, zu der sie ewiglich verdammt bleiben müßte, was die Maßregel unmöglich macht. Bald geschähe Rußland damit die unverzeihlichste Beleidigung, bald der größte Gefallen. Indeß hat Rußland klüglich die Personen-Frage in's Spiel geworfen, und sobald es dadurch sicher war, daß Oesterreich eine solche Combination nie und nimmer zugeben werde, hat es die wärmsten Sympathien dafür verrathen. Preußen secundirte darin mit solch hitzigem Eifer, und die officielle „preußische Correspondenz" machte sich mit solcher Beflissenheit zum Organ der Unions-Wühlereien moldauischer Bojaren, daß am 10. Juli selbst die Allgemeine Zeitung darüber in Entrüstung gerieth. Natürlich! Rußland restaurirt sich dadurch den Heiligenschein uneigennützigsten Wohlwollens gegen die glaubensverwandten Moldau-Walachen, und wälzt auf Oesterreich die ganze Wucht des Vorwurfs, ihr Glück und staatliches Gedeihen verhindert zu haben; es macht sich populär und zugleich seinen gefürchtetsten Gegner absolut unpopulär, ohne daß es nur einen Augenblick von dem geraden Pfade seiner alten Pläne abweichen müßte.

Wer — um vorerst den europäischen Gesichtspunkt der Frage festzuhalten — daran zweifeln könnte, daß die vorgeschlagene staatliche Neubildung an der untern Donau an und für sich die größte Calamität wäre für die russische Politik, sowie die Durchsetzung des österreichischen Widerspruchs ihr größter Triumph: der müßte von der Geschichte dieser Politik in jenen Ländern nie ein Wort vernommen haben. So plump sind die Manöver, durch welche Rußland stets jede Consolidirung der moldau-walachischen Verhältnisse zu hintertreiben wußte, selbst gegen die bessern Intentionen des Sultans. Es geschah dieß erstens durch Aufrechthaltung der Wählbarkeit der Hospodare; denn man hatte schon an Polen und an der Krim erfahren, was Vortreffliches es um ein benachbartes Wahlreich sei. Zweitens geschah es durch Verleihung einer modernen Constitution; denn Rußland, der Czar Nikolaus, sonst der ausgesprochene Todfeind alles Constitutionswesens, war es, welcher in den Reglements von 1834 den armen Rumänen eine Repräsentativ-Verfassung diktirte, d. h. die Gewalt der wählbaren Fürsten auch noch unter die bunte Masse eines lüderlichen Papier-Adels, des Bojarenthums, vertheilte. Die Welt weiß, welche ekelhafte Saat der Verwirrung aus diesem Saamen aufging. Der vorige Sultan kam selbst noch zu der Einsicht des bösen Spieles, und gedachte, es durch Errichtung *erblicher* Fürstenthümer zu vereiteln. Hören wir von einem tüchtigen Kenner der Donauländer, was weiter erfolgte:

„Immer mehr erkannte Mahmud die Nothwendigkeit, eine starke Regierung in den Fürstenthümern zu begründen, als das wirksamste Mittel zur Vereitlung der Plane Rußlands, und da er sowohl mit Stourdza als auch mit Ghika, und insbesondere mit dem letztern sehr zufrieden war, so verfiel er auf die Idee, die Fürstenwürde in diesen zwei Familien *erblich* zu machen. Dieser Gedanke Mahmuds entging der russischen Diplomatie nicht, und sie erkannte richtig, daß, wenn er verwirklicht werden würde, *die russischen Pläne mit einemmale vereitelt werden*

würden; denn da in den bisherigen Verträgen die politischen Institutionen dieser Länder mit keinem Worte berührt worden waren, so hatte Rußland kein Recht, etwas dagegen einzuwenden. Stroganoff und andere Diplomaten Rußlands beeilten sich nun, der den russischen Einfluß bedrohenden Gefahr vorzubeugen, und hierin liegt die wahre Ursache des die Moldau und Walachei betreffenden Separatakteś zu der Convention von Akjerman, in welchem Rußland zum erstenmale als Regulator der politischen Verhältnisse der Moldau und Walachei auftritt."

„Die zwei Fürstenthümer lagen den russischen Zwecken zunächst im Wege, und wurden bei allen Zwistigkeiten Rußlands mit der Pforte von dem Kriegsheere der erstern Macht überzogen und gegen die Pforte aufgewühlt. Wie es also sehr natürlich war, daß Rußland in seinen Verträgen mit der Pforte einige Clauseln zu Gunsten der von ihm selbst zum Aufstande gegen die letztere aufgereizten Länder mit einschaltete, so forderte andererseits das Interesse Rußlands, den Gedanken von Selbstständigkeit und eigener Macht in diesen Ländern nicht aufkommen zu lassen, sondern sie vorerst durch das Gefühl der Dankbarkeit von sich abhängig zu machen, bis die Zeit komme, wo sie gänzlich unterjocht werden sollten" *).

Man beliebt gemeinhin, Rußland als den Schöpfer aller Rechte und Freiheiten der Rumänen-Länder zu betrachten, wie es sich selbst als solchen hingestellt hat. In Wahrheit ist das Gegentheil der Fall. Der Sturz der Phanarioten war nicht sein Werk, sondern gegen seine angestrengtesten Bemühungen das Werk der nationalen Erhebung unter Wladimirescu (1822), der dafür von den russisch-gesinnten Häteristen unter dem Phanarioten Ypsilanti hingerichtet wurde. Von da an ging Rußlands ganzes Streben dahin, nicht etwa die sogenannten alten Capitulationen der beiden Länder

---

*) J. F. Neigebaur (langjähriger preußischer Generalconsul in der Moldau-Walachei): Die Donaufürstenthümer. Breslau 1856. S. 44. 56.

der Pforte gegenüber zu vertreten, sondern im Gegentheile dieselben soweit herabzudrücken, daß die russische Interventions-Note von 1848 mit allem Rechte behaupten konnte, die Donauländer „hätten politisch gar keine Existenz, als nur so weit die zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossenen Verträge in Betracht kommen.“ Das heißt: man emancipirte die beiden Länder nach dem Maße, daß man die Hoheits-Rechte über sie bequem mit der Pforte theilen und sich dabei den Löwentheil zueignen konnte; ebensoweit reducirte man ihre altverbrieften Rechte. Die Amtsdauer zum Beispiel der früher doch lebenslänglichen Regenten ward im Vertrag von Akjerman (1826) auf sieben Jahre festgesetzt, und dabei blieb es bekanntlich bis in die neueste Zeit, obwohl der Vertrag von Adrianopel (1829), auf dem Papier, die lebenslängliche Amtsdauer wiederhergestellt hatte. Rußland fand die siebenjährige Regentschaft doch wieder bequemer. Selbst der Name der Regenten ward dem System anbequemt. Zu Kainardschi (1774) waren sie von Rußland selbst noch „Souveraine“ (Domni) genannt worden, zu Akjerman hießen sie jetzt auf slavisch „Hospodare“. Dem ganzen Befreiungswerk setzte dann die russische Constitution von 1834 die Krone auf. Die Donauländer standen nun unter dem Zwitter-Regiment russisch-türkischer constitutionellen Halbfürsten.

Konnte der Weg, auf dem die Donauländer vor den nordischen Fängen zu sichern wären, deutlicher gewiesen werden, als hier von Rußland selber geschah? Sie sollten um jeden Preis keine selbstständige „politische Existenz“ gewinnen, so wollte es das Czarthum. Nun, so verschaffe man ihnen jetzt eine eigene „politische Existenz“! Aber man erwidert jetzt umgekehrt von Seite Oesterreichs: dieß könne nicht geschehen, ohne flagrante Störung der „türkischen Integrität“, um deren Erhaltung willen man eben den jüngsten Krieg geführt habe. Nichts ist unrichtiger. Es handelt sich nicht im Geringsten um eine Neuerung gegen die Türkei, sondern nur

um Geltendmachung der alten Capitulationen, welche erst durch Rußland gänzlich hinweg escamotirt sind. Von Rechtswegen waren die Donauländer niemals türkische Provinzen, weil sie nicht erobert waren, wie z. B. Serbien, sondern immer bloß schutzverwandte Gebiete. Die Rumänen machen daher auch der Pforte mit gutem Grund den Vorwurf, sie selber habe schon dadurch das Rechtsverhältniß gebrochen, daß sie integrirende Theile der schutzverwandten Länder, die Bukowina und Bessarabien, abgetreten habe, als wären es türkische Provinzen gewesen. Zwar ist es um die alten Capitulationen (von der Walachei 1393 und von der Moldau 1515) eine controverse Frage, weil ihre authentischen Texte bis jetzt nicht aufgefunden werden konnten; aber Rußland selber berief sich zur Vertheidigung seines Verfahrens gegen die Türkei auf dieselben, die Pforte anerkannte sie wiederholt, und die bewährtesten Völkerrechtslehrer sind darin einig, daß die Donauländer trotz Tribut und Schutzherrlichkeit im Uebrigen vollkommen souverain seien. Sie hatten daher auch ihre eigenen Gesandten an der Pforte, und schloßen sogar mit fremden Mächten von sich aus Verträge. Man hat für das eigenthümliche Verhältniß den Ausdruck „Souzerain" erfunden, und noch der Pariser-Traktat nennt den Sultan nicht Souverain, sondern „Souzerain" der Moldau und der Walachei.

Was thut nun aber die Pforte? Die russisch-türkischen Verträge sind durch den jüngsten Frieden sämmtlich aufgehoben, also auch diejenigen, welche den Donauländern ihre bisherige „politische Existenz" verbürgten. Die Pforte selbst beruft sich bei Gelegenheit auf die Annullirung jener Traktate. Dennoch redet sie wieder von „bestehenden Rechten" der Fürstenthümer. Was versteht sie darunter? Etwa das Recht der alten Capitulationen? Nichts weniger als das! Sondern sie versteht darunter doch wieder die bisherigen Reglements, wie sie von Rußland diktirt worden, nur sollen sie

von nun an bloß mehr zu Gunsten der sultanischen Souverainetät allein verstanden werden. Rußland und die Pforte gingen bisher in Maßregelung der Donauländer vertragsmäßig Hand in Hand; das russische Protektorat ist jetzt weggefallen, und als den ausschließlichen Erben des ganzen Verhältnisses stellt sich nun die Türkei hin; von einem Wiederaufleben der alten Capitulationen ist an der Pforte so wenig die Rede, als wenn sie nie existirt hätten. Nur das, was die Verträge mit Rußland davon aufgenommen haben, scheint noch in die jetzige Behandlung hinüberzuspielen, wenn das neueste Pforten-Circulare die Donauländer als eigentliche „Provinzen" des Osmanenreichs hinstellt, dann aber doch wieder gesteht, daß sie als „integrirende Theile" der Türkei bisher nicht betrachtet worden seien. Das eben, sagt das Circulare, werde ihr kräftigster Schutz gegen Rußland seyn, daß sie künftig solche „integrirende Theile" oder „Provinzen" des türkischen Reichs seyn würden, dessen eigene Integrität hinwiederum von allen Großmächten verbürgt sei. Wir haben also das Constantinopler-Protokoll vom 11. Febr. nur allzu richtig verstanden.

Welche Mächte werden aber dazu beihelfen, daß die Moldau und Walachei wieder zu türkischen „Provinzen" degradirt, und darauf angewiesen werden, ihr Heil in strengerer Unterordnung unter die hoffnungsvolle Central-Regierung am Bosporus zu suchen? Es ist leider unzweifelhaft, daß Oesterreich darin mit der Türkei Hand in Hand geht. Erst in neuester Zeit haben die Wiener-Nachrichten triumphirend angezeigt, daß auch England und in letzter Stunde noch selbst Frankreich von ihrer frühern Sympathie für eine Neubildung an der untern Donau zurückgekommen seien. Rußland und Preußen werden zwar immer gerade das wollen, was Oesterreich nicht will; aber sie wären hienach überstimmt, und die Centralisations-Gelüste der Türkei des Sieges sicher. Insofern geht die Pforte auch bereits faktisch vor,

als sie ihr Vertheidigungssystem auch auf das linke Donau-Ufer ausdehnt. Vor dem Pariser-Traktat durfte kein bewaffneter Türke das moldau-walachische Gebiet betreten, überhaupt kein Muselman sich daselbst niederlassen; jetzt haben die jenseitigen Festungen bereits türkische Besatzungen. So weit weg ist die Idee bereits geworfen, daß die Donauländer selber die militärische Barrière gegen Rußland, die Vorhut der Türkei bilden sollten.

Aehnlich verhält es sich auch mit ihrer vertragsmäßig unzweifelhaften Unabhängigkeit in den innern Angelegenheiten. Die Annullirung, welche die Pforte gegen die Verleihung des moldauischen Bank-Privilegiums aussprach, ist ein ebenso flagranter Eingriff in jene Autonomie, wie die Annullirung des an eine französische Gesellschaft verliehenen Schiff-Fahrts-Privilegiums auf dem Pruth und Sereth. Gegen die letztere Maßregel legte zwar Frankreich scharfen Protest ein. Aber in beiden Fällen war es Oesterreich, auf dessen Andringen die Pforte einschritt, und beidemal hat sich nur soviel bewiesen, daß Oesterreich um keinen Preis irgend welche fremde Bevorzugung in den Donauländern dulden kann. Auf ebendieselbe Einsicht hat sich nun zwar unsere eigene politische Anschauung von der Sachlage gestützt. Aber wir hätten gewünscht, daß Oesterreich seine Interessen an der untern Donau in ganz anderer Weise zu sichern suche, als dadurch, daß es das Schicksal der Donauländer wieder völlig mit dem des Osmanenreichs identificirt. Denn dadurch mögen jene Interessen zwar heute gesichert seyn, aber niemals morgen.

Was wird die lokale Folge dieser Politik Oesterreichs seyn? Antwort: das, was man jetzt zu fürchten vorgibt, wird man in Wirklichkeit pflanzen — endlose revolutionäre Bewegungen. Sie werden in dem steigenden Haß gegen Oesterreich stets reichliche Nahrung finden, und umgekehrt. Wie sollte man auch jenen Ländern etwas Anderes, als die tiefste

Entrüstung, zumuthen können gegenüber den betreffenden Grundsätzen österreichischer Politik: die eigenen Interessen der Donauländer als die kleineren müßten stets zurückstehen hinter den europäischen (d. i. den österreichischen) als den größeren, ihre Stärke hätten sie zu suchen in ihrer relativen Schwäche, d. i. als Provinzen der Türkei! Kein Volk läßt sich auf die Länge eine solche Erniedrigung zum bloßen Werkzeug des Beliebens Anderer gefallen, und nun gar eine Erniedrigung unter die schandvolle Türken-Regierung! Das moldau-walachische Volk hat noch dazu ein verbrieftes Recht auf sein Selbst. Man hat die Unions-Agitation „revolutionär" genannt. Sie war aber an sich ganz legitim, und Sache der alliirten Mächte, namentlich Oesterreichs, wäre es gewesen, sie in ihren legitimen Schranken zu halten. Statt dessen wich man alsbald von den Principien des Pariser-Traktats selber wieder zurück, und öffnete so den revolutionären Elementen die Schleußen. Und sobald dieß geschehen war, schrie man über Revolution, die den Mächten Zwang anthun wolle, wies man auf die lächerliche socialistisch-demokratische Erhebung von 1848 für ein „daco-romanisches Reich", und auf die damals ausgesprochene Absicht, dieses Reich auch über die österreichischen Gebiete der siebenbürgischen Rumänen und über die Bukowina auszudehnen. Nur das Eine wollte man nicht sehen, daß die Befriedigung des billigen Strebens der Rumänen nach einer „politischen Existenz" allen diesen Excessen den Boden weggezogen hätte. Statt dessen schützte man abermals, geradeso wie Rußland im J. 1848 gethan, die „Integrität der Pforte" vor, und polemisirt so mit ganz denselben Gründen gegen jede Herstellung einer „politischen Existenz" für die Donauländer, mit denen auch das Czarthum damals gegen die, ursprünglich wider seine eigene corrumpirende Oberherrlichkeit gerichtete, Bewegung der Rumänen auftrat.

Wie denn die ganze Polemik gegen Verleihung einer

politischen Existenz an die Donauländer in Widersprüchen aufgeht, so erscheint auch gleich neben der Drohung mit dem revolutionären Geiste hinwieder die Behauptung, nur in einem kleinen Kreise würden die Unionstendenzen gehegt. In Wahrheit verhält es sich umgekehrt, wenigstens was die Herstellung einer wahren politischen Existenz an sich betrifft. Wer sie nicht will, das ist die russische oder Phanarioten-Partei, und die Bojaren-Familien, welche aus der Corruption des siebenjährigen Hospodariats bisher überhaupt ihren persönlichen Vortheil zogen. Ebendeßhalb sind die drei Mächte, wie man hört, auch jetzt noch, schon über die Zusammensetzung der Divans uneinig, welche die „Wünsche der Bevölkerungen" aussprechen sollen. In sehr bezeichnender Weise wird berichtet, daß Oesterreich nur die Großbojaren, England auch den kleinern Adel und die Mittelklassen (welche übrigens an der untern Donau gar nicht existiren), Frankreich dagegen gar kein allgemeines Stimmrecht herangezogen wissen wolle. Was indeß die „künstliche" Agitation betrifft, so hat keine Partei der andern etwas vorzuwerfen. Solange die beiden Hospodare noch am Regiment waren, ließ dieses selber alle Minen für die Union springen; jetzt, seitdem die türkischen Kaimakams an der Regierung sind, überschwemmen ihre Agenten das Land, und sammeln Unterschriften gegen die Union, übrigens, wie man sagt, nur mit spärlichem Erfolg. Das Beste wäre es allerdings gewesen, wenn die drei Mächte von Anfang an eine offene und ernste positive Politik bezüglich der Donauländer verfolgt, und dadurch Vertrauen statt der Aufregung gesäet hätten, welche nun vor Allem und nothwendig in die bitterste Feindseligkeit gegen Oesterreich ausläuft.

Insbesondere Oesterreichs eigenste Aufgabe wäre es gewesen, die moldau-walachische Reorganisations-Frage den Parteien im Lande selbst gänzlich zu entwinden. Dieß wäre erzielt worden durch eine uneigennützig wohlwollende Politik zur Emancipation des rumänischen Volkes von der es erdrückenden Fremdherrschaft der Bojaren. Das Rumänen-Volk

ist Oesterreich nicht feindlich, aber die Parteien über ihm sind Oesterreich feindlich. Sie sind aber zugleich auch die Feinde des Volkes und fremde Eindringlinge. Der alte rumänische Adel ist auf ein Häuflein steuerfreier Bauern herabgesunken, seitdem der erste phanariotische Fürst der Walachei, Nikolaus Maurokordatos, 1716 den Anfang damit machte, eine Masse levantinischer Abenteurer herbeizuziehen, und ihnen Land und Aemter als Beute hinzuwerfen. Dieß war der Ursprung der neuen Aristokratie oder des Bojarenthums. Sie ward nachher organisirt und vermehrt durch Einführung der russischen Einrichtung des Beamten- und Papier-Adels. So zählt jetzt die Moldau 2800, die Walachei 3200 Bojaren-Familien, worunter dort 300, hier 70 Groß-Bojaren. Diese in ihren eigenen Reihen selber stets wechselnde Aristokratie hat alle Gewalt in Händen; dagegen trägt sie nichts an den öffentlichen Lasten, und hat auch sonst keine Pflichten gegen den Staat. Der Regent ist wählbar und auch wieder anklagbar durch diese Bojaren, die unter sich im ewigen Hader liegen zur Ausbeutung des Staats für ihre Privatzwecke. Einzig und allein nur Mitglieder der verschiedenen Bojaren-Classen, welchen der höhere Klerus natürlich gleichfalls angehört, sitzen in der Volksvertretung, welche die von Rußland diktirte Repräsentativ-Verfassung der beiden Länder geschaffen hat. Die herrschende Corruption dieser Oligarchie ist eingestandenermaßen unglaublich; und unter solcher Fremden-Regierung schmachten die eigentlichen Rumänen, etwa 120,000 freie und mehr als drei Millionen Frohn-Bauern, um nicht lieber gleich zu sagen Leibeigene — ein Volk, das an sich von gutem Charakter und trefflichen Anlagen ist, unter einer verworfenen Räuberbande. Und was schlägt nun Oesterreich vor, um die fruchtbarsten Länder Europas hart an seiner Grenze aus solcher unwürdigen Versunkenheit zu befreien? Antwort: strengere Unterordnung unter die Centralregierung in — Constantinopel.

Wir haben den französischen Plan, eine fremde Dynastie

an der untern Donau anzupflanzen, deßhalb von Anfang an freudig begrüßt, weil wir keinem einheimischen Fürsten die Kraft oder auch nur den Willen zutrauen konnten, der Bojaren-Wirthschaft Meister zu werden. Das Allerwenigste aber, was zur Rettung der Donauländer geschehen müßte, wäre die Gründung erblicher Hospodariate. Man sollte meinen, wenigstens diese Maßregel wäre ganz unzweifelhaft. Wie viel der russischen Politik daran gelegen ist, daß es bei der Besetzung der moldau-walachischen Throne durch Wahl sein Verbleiben habe, das liegt auf platter Hand. Das Czarthum hat, solange dieses System dauert, nicht zu fürchten, daß es auch nur zur bescheidensten politischen Existenz an der untern Donau komme. Trotzdem, oder vielmehr gerade deßhalb, will die Pforte (laut Protokoll vom 11. Februar) nur lebenslängliche Hospodare zugestehen. Um auch noch diese Concession zu würdigen, muß man wissen, daß sie schon im Vertrag von Adrianopel gemacht wurde, dennoch aber in den achtzehn Jahren, von 1834 bis 1853, in der Moldau zwei, in der Walachei drei Hospodare regierten, und alle fünf heute noch im rüstigen Mannesalter stehen. So einfach weiß man die „Lebensdauer" politisch abzukürzen, und so leicht reducirt sich die „lebenslängliche" Amtsdauer wieder auf die bösen Sieben. Eine solche Concession ändert also nichts an den Wirkungen des Systems nach Außen, und ebensowenig an denen nach Innen.

Gerade die letzteren aber sind in neuester Zeit vielleicht mehr als je offenkundig geworden. Seitdem vor einigen Monaten die letzten Hospodare, Stirbey und Ghika, von provisorischen Regierungen oder türkischen Kaimakams abgelöst wurden, sind aus Wien selber überreiche Notizen darüber ausgegangen, was es um ein solches Wahl- und Partei-Regiment ist. Natürlich fingen die Kaimakams, türkisch-gesinnt und antiunionistisch wie sich von selbst versteht, ihre Verwaltung gleich damit an, daß sie die Anhänger der vorigen Fürsten aus ihren Aemtern trieben, und die eigenen

Parteimänner und Creaturen an die Stelle setzten. Hatten es ja ihre Vorgänger ebenso gemacht. Namentlich über Ghika von der Moldau verlautet nun eine höchst erbauliche Regierungsgeschichte; die böse Welt will aber wissen, Stirbey von der Walachei, der schließlich entschieden österreichisch gesinnt war, sei nicht viel besser gewesen. Ghika spielte, wie wir früher schon bemerkten, mit seinen politischen Sympathien in allen Farben des diplomatischen Regenbogens, je nachdem gerade die eine oder die andere für seine Stellung Trumpf zu seyn schien. Erst rücksichtsloser Türkenfreund, wurde er plötzlich entschiedener Russen-Liebhaber, und jagte alle nicht russisch gesinnten Beamten davon; nach dem Rückzug der Russen wieder eingesetzt, war er enthusiastischer Verehrer Oesterreichs, zugleich aber ergebenster Diener der Pforte. In beiden Eigenschaften expektorirte er sich als erklärten Feind der projektirten Union; aber dieselbe schien nachgerade Chancen zu gewinnen, und was er eben noch als das größte Uebel für das Land beklagt, pries er nun als das größte Gut. Frankreichs Vorschlag für die Union sank jedoch bald wieder, und der Wille der Pforte schien siegreich zu bleiben; Ghika war daher im Begriffe, nochmals Unionsgegner zu werden, als die Gewißheit der Kaimakamie eintrat, und den abtretenden Fürsten bei seinen französischen Sympathien befestigte. Indeß hatte er sich auf seinen Rückzug vorbereitet, wie einem fürsichtigen Wahlfürsten zukommt. Die Hülfsquellen des Landes sollen förmlich ausgeplündert von ihm hinterlassen worden seyn. Trotz neuer Steuern und Anlehen sind alle Kassen erschöpft, oder im Deficit, verschiedene reichen Einkünfte sogar auf mehrere Jahre verpfändet; mit derselben Willkür benützte er die Zigeuner-Emancipation und die Proclamirung vollständiger Preßfreiheit, die Verleihung des Bankprivilegiums an die preußisch-russischen Concurrenten und des Monopols der Pruth- und Sereth-Schifffahrt an die Franzosen, um sich theils Geld, theils Gunst zu machen, ohne die Interessen des Landes im Geringsten zu fragen, und zu allerletzt gab er für vollwichtige Dukaten noch Bojaren-Patente in Masse aus. So schil-

dern österreichische Stimmen die Verwaltung eines der jüngsten rumänischen Wahlfürsten; Niemand aber wird behaupten wollen, daß er nur eine Ausnahme von der Regel gebildet habe.

Was wird nun Oesterreich thun, um die Donauländer vor solchen Gräueln retten und sichern zu helfen? Wird es wenigstens die Erblichkeit der Hospodariate beantragen? Dadurch wäre den Rumänen mindestens eine politische Existenz, wenn auch eine sehr bescheidene, ermöglicht, und wirklich hat schon verlautet, Oesterreich werde soweit nachgeben, und durch Gründung erblicher Hospodariate den nationalen Wünschen der Moldau-Walachen zu genügen suchen. Aber wir glauben nicht daran. Oesterreich wird gar nicht mehr wollen, als die Türkei will, und was die Türkei will, das haben wir gesehen. Zur Erklärung dieser Politik reicht das Axiom vollständig aus, daß Oesterreich um keinen Preis irgendwelche fremde Bevorzugung in den Donauländern dulden kann. Sich selbst seinen Einfluß definitiv zu sichern, dazu hat es durch seine verhängnißvolle Wendung in der jüngsten Krisis die Gelegenheit nicht nur versäumt, sondern auch an Andere verscherzt. Unter diesen Umständen wäre schon die Gründung erblicher Throne höchst präjudiciell. Das orientalische Programm Oesterreichs muß unter den gegenwärtigen Umständen vielmehr lauten: was du selbst nicht haben kannst, das soll auch kein Anderer haben. Darum dürfen unter Anderm die Donaufürstenthümer keine politische Existenz gewinnen; sie müssen vielmehr dem heilwärtigen türkischen Scepter wieder unmittelbarer unterstellt werden. Den wahren Grund dieser Interpretation des Pariser-Traktats kann man anständiger Weise nicht heraussagen, um so lauter debattirt man daher: so und nicht anders forderten es die „Integrität der Türkei", die „europäischen Interessen", ja, eine politische Existenz wäre sogar lokal für die Fürstenthümer nicht gut; sie müßte schon ihre Geschichte beeinträchtigen, welche von Anbeginn nichts als innere Parteiungen und Raçenhaß berichtet!

Also keine politische Existenz an der untern Donau!

Dennoch aber will Oesterreich an einer Regeneration der beiden Länder arbeiten, es will sie zu heben suchen — auf „volkswirthschaftlichem Wege". Diese Parole ward vor einigen Monaten förmlich ausgetheilt; man machte von ihr nur deßhalb nicht reichlichern Gebrauch, weil die Schlauesten von Berlin her alsbald von „volkswirthschaftlichen Incorporations-Versuchen" munkelten. Indeß war es nicht so böse gemeint. Es galt nur, auch auf die Moldau und Walachei jenen großen Satz anzuwenden: „daß die Form der Verwaltung des Gemeinwesens nur insoferne Berücksichtigung verdiene, als sie den Erwerb fördert oder hindert." Diese „Richtung der Geister" begriffen zu haben, wird offen als das „große Verdienst unseres Finanzministers" gerühmt, „aus welchem alle seine übrigen Verdienste sich herleiten" *). Warum sollten nicht auch die Moldau-Walachen in diese Richtung der Geister eingehen? Das Eine freilich hat man vergessen, wenn man ihnen anräth, sich nach der Decke zu strecken: daß sie nämlich keine Decke haben. Die volkswirthschaftlichen Lebensmächte sollen dort unten einen bessern Zustand der Dinge begründen; zu Hülfe ruft man aber die — Türken! Und was die Krone der Naivetät bildet, unter dem unmittelbaren Dominat der Türken soll namentlich Deutschland seine Schuldigkeit thun, und seine colonisirenden Kräfte in die Donauländer senden! Denn selbst nach dem Protokoll vom 11. Febr. wagt man hin und wieder auch noch davon zu reden.

Kurz, auf den prosperirenden Bestand des Türkenthums einzig und allein ist die österreichische Politik im Orient gebaut. Wenn aber das unschätzbare Türkenthum früher oder später über Nacht versterben sollte, was wird sie dann für Vorbereitungen für diesen Fall getroffen haben? Bis jetzt sieht man sie nur von der Hand in den Mund leben — den kommenden Dingen gegenüber ein Anblick, der leider nirgends ohne seinen Eindruck bleiben kann.

*) Aus Wien Allg. Zeitung vom 16. Juni 1856.

II.

Die Türkei unter der Herrschaft des Hat-Humayum; seine Wirkungen in Bosnien und Bulgarien; neue Risse im griechischen Schisma.

Serbiens Haltung in der letzten Krisis beweist, daß die Verleihung einer politischen Existenz an gewisse türkischen Appertinenzien an sich noch keineswegs die Oberhoheit der Pforte in Frage stellt, wie man zu Wien in Einem fort lamentirt. Wohl aber ist dieselbe die einzig mögliche Vorbereitung für jene Zeit, wo es eine Oberhoheit der Pforte nicht mehr geben dürfte. Daß eine solche Zeit eher früher als später eintreten wird, glaubt Jedermann, außer der Diplomatie. In diesem Falle wird es nur Eine Alternative für die gedachten Appertinenzien geben: entweder sie vermögen für sich zu bestehen, oder aber — sie fallen Rußland anheim. Wir glaubten nun, es wäre die beste Politik, sie frühzeitig zur Einübung auf Ersteres zu veranlassen. Die Alliirten glaubten das Gegentheil, weil sie die ewige Dauer des Türkenregiments voraussetzen; daraus entstand die Politik des Hat-Humayum. Unser Gegensatz zur Diplomatie im Orient ist ein ganz durchgehender; was sie fürchtet und verdammt, das begrüßen wir mit Freuden. Dabei haben wir aber den Trost, daß die Ereignisse durchaus auf unsere Seite treten, nicht auf die der Diplomatie.

Wenn man den Donauländern eine kräftige politische Existenz verliehe, wie würde und müßte solches Beispiel und Muster auf andere Christenvölker des Osmanenreichs zurückwirken? — so hat die Diplomatie ängstlich gefragt, und erst jüngst noch hat sie mit Schrecken darauf verwiesen, wie in Bulgarien wirklich bereits Petitionen an den Sultan circulirten, um eine eigene Verfassung für dieses Land zu erhalten, wie Bosnien ganz ähnlichen Verhältnissen nachstrebe, wie Serbien eine Verfassungs-Revision zum Behufe größerer Unabhängigkeit betreibe. Die französische „Patrie" läßt ver-

spüren, daß man selbst in Paris darüber stutzig geworden. Wir aber haben stets eben um dieser Rückwirkungen willen uns so warm für eine kräftige Organisation in den Donau-Ländern ausgesprochen; in der Zuversicht, daß eine politische Existenz, hier etablirt, bald auch in Bulgarien, in Bosnien, in Albanien, in den griechischen Provinzen Nacheiferung fände, haben wir gerade in ihr den rechten Anfang zur Lösung der orientalischen Frage erblickt; wenn diese Nacheiferung jetzt schon so ernstlich hervortritt, daß sie der Diplomatie Angst und Sorge verursacht, so ist uns dieß ein höchst erfreulicher Beweis, daß wirklich noch ein anderer Erbe des kranken Mannes vorhanden ist, als Rußland. Was aber die „Oberhoheit der Pforte“ betrifft, so dürfte sie immer noch hinlänglich Spielraum für die Bethätigung ihres Administrations-Talents haben, wenn auch einige vorherrschend christlichen Provinzen zu einem Selfgovernement gelangen, das sich dem Serbiens und der Moldau-Walachei annähert. Man konnte dieser unserer Anschauung bisher den Einwurf machen: die betreffenden Christen-Stämme seien einer solchen Politik gar nicht fähig, sie seien noch so unreif oder zum Theil schon so erstorben, daß sie derselben gar nicht begehrten. Jetzt aber beweisen die Thatsachen das Gegentheil.

Kurz, was der Hat-Humayum *nicht* wollte, das ist nun Alles im Begriff zu geschehen; von Allem aber, was er wollte, ist *Nichts* geschehen. Am 21. Februar hat der Hat das Licht der Welt erblickt; die Diplomatie war voll des Jubels über die also gesicherte Zukunft des türkischen Reiches, dessen Völker nun alle gleich seien vor dem Gesetze. Wir dagegen meinten, daß *dieser* Weg der Reform nur zwei Ausgänge habe: entweder noch hülflosere Sklaverei der Christen im Reich, oder aber ein Vernichtungskrieg zwischen ihnen und den Moslims. Heute können wir bereits aus der „österreichischen Zeitung“ selber die Beweise holen, daß unsere Vorhersage nur allzu sehr eingetroffen ist. Sie gesteht jetzt offen zu, daß von den Reformen des Hat nicht nur keine Spur zu entdecken sei, sondern daß er sogar noch die spärlichen

Keime erstickt habe, welche der frühere Hattischerif von Gulhane etwa noch zurückgelassen. Drollig genug erzählen andererseits auch die „Times“, die sonst gleichfalls vernarrt waren in die Politik des Hat: sogar der Sultan selber, dessen „Wohlwollen“ gegen die Rajah sonst von Niemanden bezweifelt wird, sei wie aus den Wolken gefallen gewesen, und habe außer sich vor Zorn den Vezier aus seinem Palaste gejagt, als er nachträglich vermerkte, daß die unter falschen Vorspiegelungen ihm abgelockten Dekrete zu Gunsten der Christen vom Ministerium ernstlich genommen würden.

Indeß gedieh der Hat in Einem Punkte allerdings zur Ausführung; aber in einem Punkte und in einer Weise, welche unabänderlich darthut, daß der Hat wenn je, doch keinenfalls zu Gunsten der Christen realisirt werden kann und darf. Bekanntlich hebt der Hat die Kopfsteuer auf und verleiht dafür das Waffenrecht, resp. die Militärpflicht, auch an die Rajah. Die Diplomatie machte bereits die Grimasse, als träume sie wirklich von einer türkischen Christenarmee zum Schutz des sultanischen Thrones. Es ist kein Zweifel, daß dieß die erste Bedingung zur Verwirklichung der Reformen vom 21. Febr. gewesen wäre. Bald hieß es zwar, nur ein Theil der christlichen Militärpflicht werde in natura erhoben, der andere in Geld geleistet werden. Auch dieß wäre immerhin noch eine gewagte Demonstration gegen den Islam gewesen. Aber was geschah? Man ließ die Patriarchen in Constantinopel sich versammeln und Namens ihrer Nationalen an die hohe Gnade des Sultans die Bitte richten: er möchte die Christen des Reiches von der Conscription befreien, und eine Geldsteuer dafür nehmen. Ohne Zweifel war es den elenden levantinischen Griechen mit ihren Phanarioten damit vollkommen Ernst; andere Nationalen, namentlich die Katholiken in Syrien und Albanien, protestirten, und wollten in Person statt in Geld ihrer Militärpflicht genügen. Aber vergebens. Die Rajah muß sich loskaufen. Je 100 Christen-Familien haben zwei Mann zu stellen, d. h. für jeden 5000 Piaster zu bezahlen, also fast das Doppelte der frühern Kopf-

Steuer. Das ist die große Reform „zu Gunsten" der Christen: die armseligen Leute steuern noch einmal so viel als früher; sie sind ebenso recht- und schutzlos wie zuvor; die Moslims aber sind um das Zweifache haßerfüllter und übermüthiger als vorher.

Man sollte meinen, auch der fanatischste Muselman müßte zu solcher Ausführung des Hat sich in's Fäustchen lachen. Dem ist aber nicht so. Der Sultan hat nun einmal den Hat, wenn auch nur zum Schein, erlassen, die Giaurs berufen sich darauf, und in demselben Dokument ist, Dank der Bornirtheit des pharisäischen Zelotismus auf englischer Seite, auch die Bestimmung aufgenommen, daß der Moslim straflos den Propheten verläugnen, und zu den Giaurs abfallen könne. Wir haben die unvermeidliche Rückwirkung davon auf die Stimmung der Moslims niemals verkannt; wir wundern uns nicht über die Berichte, daß nicht wenige Lesepulte der Ulema's von der donnernden Predigt des Religions- und Vernichtungs-Kriegs wiederhallten. Auch rührt sich jener Krater bereits, von dem vorauszusehen war, daß er zuerst und am heftigsten gegen das Sultanat selber sich entladen würde.

Bosnien, die Herzegowina, Albanien, die Hauptsitze der nichtosmanischen Alttürken, stehen auf dem Punkte, sich gegen die in Constantinopel angestrebte Centralisation und die daselbst gewagte, wenn auch nur in Worten vollzogene Verletzung des Koran zu erheben. Wäre nicht diese direkte Opposition im Spiele, so hätte die Pforte vielleicht nicht so sehr Eile gehabt, die moslemischen Frevel gegen die Katholiken von Skutari und Umgegend mit Militärgewalt zu strafen. Auch die türkische Rüstung gegen Montenegro scheint nicht so fast dem unruhigen Senat in Cetinje zu gelten, als den Alttürken der genannten Provinzen. Was Omer Pascha vor fünf Jahren nicht vermochte, soll jetzt durchgesetzt werden: die Unterdrückung des dortigen moslemischen Adels. Die Rekrutirung und Entwaffnung des Landes ist es, was die Centralregierung in Constantinopel gegen die rebellischen Vasal-

len durchsetzen will. Die Letzteren rüsten gleichfalls, und seit Wochen ist schon davon die Rede, daß die albanesischen Moslims, gleichfalls lauter Nicht-Osmanen, den Christenstämmen von Hochalbanien, namentlich den katholischen Miriditen, ein Schutz- und Trutzbündniß angeboten hätten, worin sie ihnen ihre Religion garantiren, auf den Fall, daß sie den Sultan mit der Einführung des Nizam und der Landes-Entwaffnung zurücktreiben helfen wollten. So läßt sich Alles zu einer blutigen Beleuchtung an, welche der Hat-Humayum nächstens hart an den österreichischen Grenzen erhalten dürfte.

Die Allg. Zeitung hat erst jüngst, angeblich aus dem Munde von Augen- und Ohrenzeugen, einen Artikel veröffentlicht, demgemäß die gänzliche Vernichtung aller Christen im Osmanenreich, namentlich in Asien und insbesondere in Palästina, bei den Türken beschlossene Sache wäre. Nach dieser Darstellung interpretirten sich die Türken die ihnen garantirte „Integrität" in dem Sinne, daß eine Rajah-Erhebung wider irgend ein Belieben ihrer Willkür Rebellion gegen ganz Europa wäre, und den Mächten nichts Glücklicheres begegnen könnte, als die einfache Lösung der orientalischen Frage, vermöge welcher endlich einmal alle Christen im Reich erschlagen würden. So die Allg. Zeitung. Das heißt nun freilich die Farben in byzantinischem Kaiser-Eifer stark auftragen. Wer immer aber die lange Reihe blutiger Thatsachen von der Metzelei in Naplus bis zu den jüngsten Christenhetzen in Bosnien aufmerksamer betrachtet, der kann nicht umhin, für die armen Christen überall da, wo sie in der Minorität sind, ernstlich zu zittern auf den Fall, daß der Hat nur den leisesten Versuch machte lebendig zu werden. Aber dieser Fall, meinen wir, wird nicht eintreten. Es liegt mehr als Eines der nicht seltenen Organe vor uns, welche vor Kurzem noch für die herrliche Entwicklung schwärmten, die der Türkei durch den Hat gesichert sei; jetzt aber findet man da nichts mehr als Schauderberichte über absolute Ohnmacht der Regierung, über strafloses Faustrecht, principielle Rechtsunsicherheit, mörderische Selbsthülfe am hellen Tage, heillose Finanzlage und

Banquerott des — sultanischen Harems selber. Dazu nun die Frage: was sollen da die Reformen des Hat?

Werden aber die Christen da, wo sie compakter beisammensitzen, es sich gefallen lassen, daß die von den alliirten Mächten selber ihnen vorgespiegelten Hoffnungen ohne Weiteres in ihr Gegentheil umschlagen? Das ist eine andere Frage, und hinsichtlich ihrer tritt jetzt **Bulgarien** in den Vordergrund. Die Bulgaren sind ein unkriegerisches, gutmüthiges Volk; dennoch vernimmt man seit Wochen gerade von ihnen unruhige Bewegungen wegen der treulosen Taktik der Pforte mit dem Hat, namentlich mit der Rekrutensteuer. Seit einigen Tagen ist aber klareres Licht auf die Vorgänge in Bulgarien gefallen. Es zeigt sich jetzt, daß ihr Ziel ein doppeltes ist: gegen ihren Metropoliten Neophyt zu Trnowa und gegen den Hat. Sonderbarer Weise hat die „Oesterreich. Zeitung" die letztere Richtung als eine Bewegung **für** den Hat und dessen Ausführung verstanden, während doch ihr Princip dem des Hat diametral entgegengesetzt ist. **Separation**, wie sie in diesen Blättern stets vertreten ward, wollen die Bulgaren, nicht Emancipation oder Vermischung und Gleichstellung mit den Muselmanen. Das Recht, einen gebornen Bulgaren zum Patriarchen und einen gebornen Bulgaren zum Civilgouverneur zu erwählen, fordert ihre Petition. Letzterer soll unter direkter Aufsicht der Pforte ohne andere Einmischung die Provinz regieren, die Beamten präsentiren, eine nationale Truppe zur Exekutive commandiren; wenn der Sultan Soldaten von den Bulgaren will, so sollen es ganz bulgarische und von Nationalen befehligte Regimenter seyn; die Türken in Bulgarien aber sollen eine ähnliche Organisation für sich haben, und nur in gemeinsamen Fällen gemischte Gerichte entscheiden. Wir haben wiederholt schon über die Grundsätze solcher Separation gesprochen; in der bulgarischen Petition sind sie genau specialisirt. Kämen sie hier wirklich zur Geltung, so würde der unfruchtbare Hat begraben und ein fruchtbares Princip an die Stelle gesetzt. Jedenfalls beweist die bulgarische Petition, daß die Krisis nicht spurlos an der [illegible]

jah vorüber gegangen ist, daß diese Slavenstämme wissen, was sie wollen und wollen müssen.

Sie wollen eine „politische Existenz" für sich und gönnen sie auch den Türken für sich, wenn diese ihrer fähig sind. Der Hat dagegen sprach beiden Theilen die politische Existenz ab, um einen Civilisations-Brei herzustellen, der durch Eisenbahnnetze, Landstraßen, Bank-, Credit- und andere Anstalten des Weitern durcheinander gerührt werden sollte. Werfen wir nur einen Blick auf die Bildungsmittel dieses Emancipationswerks! Die Allg. Zeitung vom 10. Juni und 28. Juli hat schlagende Recepte geliefert. Da läßt z. B. Einer die englischen Officiere des türkischen Contingents berichten, wie leicht die Türkenfrage zu lösen wäre: „Von den Vorurtheilen ist nur noch sehr wenig wahrzunehmen; die würdigen osmanischen Kämpfer für Freiheit und Recht unter englischem Banner sind an Körper und Seele verändert. Im Anfange wies der Soldat des Contingents die ihm angebotene Brandy-Portion mit Entrüstung zurück; jetzt kann der gute Osmanli kaum die Zeit abwarten, daß ihm dieser süße Labetrunk gereicht wird. Der Ramazan verbietet dem Türken den Genuß des Tabaks während der Tageszeit; auch das sind für die englisch-türkischen Freiheitskämpfer tempi passati, sie rauchen, als wenn der Ramazan gar nicht im türkischen Kalender stünde. Wer die türkischen Truppen von ehemals kennt, und das koranwidrige Contingent von heute sieht, der wird begreifen, daß die Engländer das gescheidteste Mittel erwählten, eine Art T a u f e en masse zu bewerkstelligen." Ein anderer Beobachter am Bosporus meint: mit Missionären und Magistern gehe es allzu langsam, man müsse sich direkt an die türkischen Frauen machen: „Aber welche Mittel ich dazu vorschlage? Sehr einfache: Stiefelchen und Schnürleibchen, Fashionhüte und Modekleider, nebst Modistinen, Kleider- und Haarkünstlern, Oper und Ballet nebst Tanz- und Musikmeistern ꝛc." Das nennt man eine Nation auf „volkswirthschaftlichem Wege" heben; die Bulgaren dagegen haben den altmodischen Weg einer politischen Existenz vorgezogen.

Das Ziel ihrer Bewegung ist aber, wie gesagt, noch ein anderes, insofern sie sich insbesondere gegen den Metropoliten Neophyt richtet. Neophyt ist ein levantinischer Grieche, vom Patriarchen in Constantinopel über die Bulgaren gesetzt, und wie alle diese Blutsauger allgemein verhaßt. Vergebens suchte er die türkischen Behörden gegen seine störrigen Schäflein aufzubringen, eine Sturmpetition an den Sultan ist bereits im Werk, eine Riesen-Deputation an den Großvezier abgegangen; dieser lächelt huldvoll wie immer in solchen Dingen, die Synode aber mit ihrem Patriarchen zittert. Denn was die Bulgaren wollen, ist nichts Anderes als das Recht, sich selber ein nationales Haupt ihrer Kirche zu geben, also Trennung vom öcumenischen Patriarchat, Herstellung einer besondern bulgarisch-slavischen Kirche — ein neues Schisma im Schisma. Die „österreichische Zeitung" (7. Oct.) bringt über diese Verhältnisse sehr lehrreiche Nachrichten aus Bulgarien selbst:

„Der Kampf zwischen den Phanarioten und dem niedern slavischen Klerus *) ist nunmehr entbrannt. Seit Jahrhunderten bringen die Phanarioten die schönsten Pfründen käuflich an sich, dulden in ihrem Kirchensprengel keine Bücher in bulgarischer oder serbischer Sprache, belegen die Abonnenten des „Czarihradsky Wjestnik" mit Strafen, ja der Gräcisirungseifer des Metropoliten Neophyt von Trnowa geht so weit, daß er die Werke aus der Druckerei des österreichischen (schismatischen) Patriarchen Rajacic als ketzerisch öffentlich verbrennen ließ, ebenso auch einige bulgarischen Incunabeln (? Handschriften) aus dem 9ten Jahrhundert. Der Trnowaer Lehrer Kosta Kesarewitsch protestirte gegen einen solchen Vandalismus; er wurde sofort eingekerkert, und nur den Bemühungen des k. k. Consuls aus Rustschuk ist es gelungen, daß er wieder frei wurde. Der Aufstand in Grabova ist das erste Symptom, daß die slavische Geistlichkeit und Bevölkerung das Joch der im Solde der russischen Synode stehenden Phanarioten abzuschütteln gedenke. Der Patriarch von Constantinopel und die Metropoliten in den Ejalets können dem Uebel nicht mehr steuern, und es hat den Anschein, als ob eine religiöse Erhebung der Slaven den Beweis liefern dürfte, daß nicht die türkischen Reichsgroßen, sondern die hohe phanariotische Geistlichkeit zur Ausrottung des slavischen Ele-

*) In dem nämlichen Blatt vom 28. Sept. berichtet ein Augenzeuge neuerdings über die Lage dieses Klerus im Allgemeinen, wie folgt: „Die Priester der Rumänen sind im Aeußern nur durch einen langen Bart von den Landleuten unterschieden, sie sind den gleichen Mühen und Dienstbarkeiten unterworfen, und theilen ihr Elend wie ihre Unwissenheit. Die Mehrzahl unter ihnen kann weder lesen noch schreiben, und muß die Formeln des Ritus auswendig lernen. Kurz, der moldau-walachische Klerus befindet sich in demselben Zustand geistiger Verkommenheit und Unfähigkeit, wie der griechische Klerus in der Türkei."

ments das Messer an die Wurzel gesetzt habe, welches die Slaven den Phanarioten jetzt aus der Hand reißen wollen."

Es ist kein Zweifel, daß diese kirchlichen Bewegungen mit dem Hat insofern zusammenhängen, als er unter Anderm bestimmt, daß der orthodoxen Hierarchie die Civil-Jurisdiktion abgenommen, und sie ausschließlich auf die kirchliche Regierung beschränkt werden solle. Bisher war der Patriarch von Constantinopel zugleich eine Art von Vice-Kaiser aller Orthodoxen, und eine Erhebung gegen seine Autorität wäre zugleich eine höchst gefährliche politische Rebellion gewesen. Jetzt ist es anders; und wenn die Bulgaren mit ihrer nationalen Bewegung durchdringen, dürften dem levantinischen Patriarchat leicht alle Südslaven entgehen. Die Folgen davon wären unberechenbar. Nur das Patriarchat selber scheint sie noch nicht ganz zu ermessen, wenigstens beweisen in diesem Augenblicke gewisse Vorgänge in Bosnien, daß es in simonistischer Blindheit nicht aufhört, dem eigenen Verderben zuzurennen.

In Bosnien nämlich ist der Kampf der Schismatiker gegen den Metropoliten oder Vladika, Prokopie zu Sarajewo, und den ganzen hohen Klerus noch ungleich erbitterter als in Bulgarien. Zweimal haben die bosnischen Orthodoxen den „Blutsauger" bei der Synode verklagt; sie schuldigen ihn öffentlich der entsetzlichsten Laster und Verbrechen an: nicht nur plündere er seine Gläubigen förmlich aus und habe ihnen in vierthalb Jahren 45,000 Dukaten bloß an indirekten Kirchensteuern abgenommen, sondern er sei auch ein offenkundiger Mörder, habe Priester erschlagen und zwar einen derselben am Altare zu Sarajewo. Dennoch komme Prokopie sammt seinem Protosingel Sofronie, dem „alten Verbrecher", nun wieder gerechtfertigt vom Richterstuhl des Patriarchen nach Sarajewo zurück; denn er sende getreulich den gebührenden Theil seiner Beute an die Synode ein, deßhalb habe der Patriarch ihre Klagen zurückgewiesen: so sagen die bosnischen Orthodoxen. Sie rufen nun den Sultan und die türkische Justiz gegen das „himmelschreiende" Gebahren ihres Kirchenhauptes an, „mit dem Beifügen, daß ihnen wohl nichts Anderes übrig bleiben dürfte, als in den Schooß der weit gerechter administrirten katholischen Kirche von Bosnien zurückzukehren" *). Bei den wunderlichen Verhältnissen Bosniens wäre allerdings auch dieß nicht unmöglich. Sonderbarer Weise sind jetzt die bosnischen Schismatiker ihrer kirchlichen Centralgewalt gegenüber ganz in derselben Lage, wie die moslemischen Sahibi's oder Feudalherren, d. i. die früher

---

*) Oesterreichische Zeitung vom 4. Oct. 1856.

christliche Aristokratie des Landes, gegenüber dem Sultanat. Sonst die grausamsten Bedrücker der Rajah, haben sie doch schon öfter als einmal zu verstehen gegeben, daß sie, von der osmanischen Centralisation gedrängt und in ihren Privilegien bedroht, wohl noch dahin kommen könnten, sich Oesterreich und dem Christenthum in die Arme zu werfen.

Wir haben die Nachrichten über diese zukunftsschwangeren Bewegungen hauptsächlich der „Oesterreich. Zeitung" entnommen. Vergebens haben wir bis jetzt auch von der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" Stimmen über so interessante Erscheinungen erwartet. Sie ist wohl voll von Jammerberichten levantinischer Griechen und ihrer Partei über die Existenz und Nicht-Existenz des Hat, aber sie schweigt von den neuerwachten Richtungen unter den Südslaven. Freilich sind dieselben auch das schlagendste Dementi ihrer und anderer griechisch-byzantinischen Kaiser-Träumereien. Weder jetzt noch in Zukunft werden jene kräftigen slavischen Stämme von dem verrotteten Griechenthume sich beherrschen lassen: das wird nun gegen den Patriarchen von Byzanz handgreiflich genug bewiesen. Sie werden sich ebensowenig von Rußland beherrschen lassen wollen, wenn sie nicht müssen: das beweisen jetzt die Bulgaren durch ihre Versuche der Selbstconstituirung ebenso wie die Rumänen durch die ihrigen. Gewiß muß beides den Russen und Russenfreunden ebenso zuwider seyn, wie den Schwärmern des griechisch-byzantinischen Kaiserthums.

Auch die Mächte haben nichts dazu gethan; sie haben vielmehr orientalische Politik getrieben, als wollten sie Urquhart's Satz zum europäischen Axiom erheben: „wenn es keine Türkei gäbe, so müßten wir eine machen." Aber noch wäre es Zeit, den Hat bei den Todten zu lassen, denen er gehört, dagegen das rechte Princip türkischer Reorganisation zu ergreifen, wie es nun in Bulgarien von selbst zum Leben erwacht ist. Namentlich dürfte Oesterreich endlich einsehen, daß es nur Eine Bahn gibt, in welcher die orientalischen Dinge ruhiger verlaufen könnten. In diesem Augenblicke gehen seine Verlegenheiten mit Montenegro neuerdings wieder in Scene. Warum will dieses Ländchen denn gar nicht sich zur Ruhe geben? Man sagt freilich: „Räubervolk", russische Hetzereien &c."! Aber hätte man dem tapfern Bergvolk früher eine politische Existenz unter der Oberherrlichkeit des Sultans verschafft, so fände es sich jetzt nicht gedrungen, eine politische Existenz in absoluter Unabhängigkeit immer wieder auf blutigem Wege anzustreben!

XL.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

Der Mormonismus.

2. Seine Gründung, das Buch Mormon, Persönlichkeiten der Gründer; Joe Smith und das Prophetenthum bis zur Katastrophe von Nauvoo; Wunder- und Gnadengaben; Inspirations-Communismus und Inspirations-Monopol, Separatisten und Sekten im Mormonismus.

Mit einer Maskengarderobe möchte der Totaleindruck des Mormonismus nach seinen verschiedenen Beziehungen am besten verglichen werden. Von allen möglichen Religionssystemen finden sich da Gewandungen. Man hat sich die undankbare Mühe gegeben, dieselben nach ihren ursprünglichen Eignern auszuscheiden, und dabei neben den jüdischen namentlich auch muhamedanische gefunden. Z. B. die an den Koran erinnernde Geschichte des Buches Mormon, die Polygamie, die sensualistische Theologie, die politisch aggressive Welt-Religion und die blutige Bedrohung der ganzen Christenheit. Andererseits steht gerade die Hauptsache am Mormonismus, seine social-politische Idee, im schärfsten Widerspruch zu Muhameds Weltanschauung. Ueberhaupt kommt bei solchen Vergleichs-Spielereien wenig oder gar kein substantieller Werth heraus.

Wichtiger dagegen ist die Thatsache, daß trotz aller äußern Verwandtschaften der Mormonismus dennoch keines seiner einzelnen Momente von Außen aufgenommen hat. Vielmehr ist das ganze bunte Aggregat derselben aus ihm selber herausgewachsen, successive je nach Befund und Bedürfniß des Augenblicks, Stück für Stück und je als Erwiederung auf irgend eine protestantische Negation. Folgerichtig ist denn auch die Reihe jener Momente weder in sich unwandelbar festgesetzt, noch der Zahl nach abgeschlossen. Sogar in der Dogmatik, und gerade in ihr, ist eine Entwicklung je nach den Umständen vorbehalten, um so mehr in andern Dingen. Die Polygamie z. B. ward erst in der Nauvoo-Periode eingeführt, und soll später ebenso wieder aufgehoben werden.

Diese Sachlage ist es hauptsächlich, was wir hier eingehender zu behandeln haben. Eine eigentliche Erzählung von der Geschichte des Mormonismus kann nicht unsere Absicht seyn. Zu diesem Zwecke liegen ohnehin auch bereits ein paar deutsche Monographien vor, welche in der Sache soviel leisten, als zur Zeit zu leisten ist*). Die Akten sind nämlich noch keineswegs geschlossen. Man hat zwar zwei verlässige Werke von zwei Officieren der Union, welche sich zum Zwecke der Landesvermessung und topographisch-physikalischer Untersuchungen längere Zeit im Mormonen-Staate aufhielten **).

*) Für's Erste hat M. Busch seine Berichte in den „Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi" zu einem Büchlein („Die Mormonen." Leipzig 1855) ausgearbeitet, welches auch unter Lorck's „Eisenbahnbücher" aufgenommen ist. Später hat Theodor Olshausen zu St. Louis im Staate Missouri seine sehr ruhig und kritisch gehaltene „Geschichte der Mormonen oder Jüngsten-Tages-Heiligen in Nordamerika" (Göttingen 1856) erscheinen lassen.

**) Das obengenannte Werk Gunnison's, Ingenieur-Lieutenants der Vereinigten Staaten, beschäftigt sich sehr eingehend mit der Kirche und dem Social-Politismus der Mormonen. Das Werk des Ingenieur-Kapitains Howard Stansbury dagegen (An Expedition

Auch ist die Mormonen-Literatur in englischer Sprache bereits zu einer ganzen Bibliothek angewachsen, wie die Uebersichten der brittischen Review's bezeugen. Alles aber, außer den Werken Gunnison's und Stansbury's, rührt entweder aus secundären Quellen her, oder von literarischen Spekulanten, oder von abtrünnigen Mormonen, welche die Farben faustdick auftragen, oder von Mormonen selber, welche eben das und soviel sagen, als ihnen zweckdienlich erscheint.

Indeß scheinen uns die bisherigen Untersuchungen doch die interessante Thatsache, bezüglich der Entstehung der Sekte, unzweifelhaft herausgestellt zu haben, daß sie nicht etwa, weder ganz noch zum Theile, in dem Kopfe ihres Gründers prämeditirt war. Sie machte sich vielmehr allmählig und gleichsam zufällig, so wie sie ist. Eben dadurch beweist jedes Moment ihrer Genesis und ihrer Ausbildung unwidersprechlich, daß das Phänomen nichts Anderes als ein ganz natürliches Produkt der specifisch amerikanischen Religions- und social-politischen Zustände ist. Als solches haben wir hier zunächst die Mormonen-Kirche im Einzelnen zu betrachten. Vor Allem trägt schon die Geschichte der Entdeckung des Buches Mormon und seiner Erhebung zum altamerikanischen Evangelium den Stempel der Zufälligkeit.

Smith, der nachherige Prophet, Sohn einer in der ganzen Umgegend von Sharon im Staate Vermont, seinem Geburtsorte, und dann von Palmyra im Staate Newyork verrufenen Familie, war Schatzgräber und Hexenmeister von Handwerk, wie sein Vater; er galt überhaupt als ein selbst nach amerikanischen Verhältnissen großartiger Schwindler. Die

---

to the valley of the great Salt-Lake of Utah. Philadelphia 1852) ist mehr topographisch-physikalischer Natur. Gunnison's Urtheile verrathen viel Sympathie mit den Mormonen. Der Verfasser selbst ward vor Kurzem, noch vor Beendigung seiner Mission in Utah, angeblich von den Indianern, auf einer seiner Erforschungsreisen überfallen und getödtet.

ganze Sippe lebte vom Betrug, suchte übrigens wohl auch für sich selber ihr Glück in den Indianer-Gräbern der Gegend. Andererseits war die Sage vom Evangelium der alten Indianer, und daß ihre „goldene Bibel" wieder aufgefunden werden solle, weit in Nordamerika verbreitet. Was Wunder, wenn der geriebene, talentvolle siebzehnjährige Schatzgräber seit dem 23. Sept. 1823 Offenbarungen erhielt, daß er der glückliche Finder seyn werde? Am 27. Sept. 1827 geschah es denn auch wirklich, daß er das Evangelium, unter Beistand eines Engels, aus einem benachbarten Hügel ausgrub, und zwar in Gestalt vergoldeter Messingplatten mit „neuägyptischen" Charakteren beschrieben, dazu noch das „Urim und Thumim", oder die Prophetenbrille, dann das Schwert Labans und einen mystischen Brustharnisch, letztere Kleinodien als ziemlich müßige Beigabe. Ein Nachbar will aus seinem eigenen Munde gehört haben, daß er mit der „Goldbibel" anfangs nur seine eigene Familie zu äffen gedachte, der überraschende Erfolg seines Märchens ihn aber zu weitern Plänen bestimmt habe. Wie, wenn man daraus eine ergiebige literarische Spekulation machen konnte? Der Gedanke mußte nahe liegen; aber selbst die Prophetenbrille des Urim und Thumim reichte nicht aus zur Herstellung des nöthigen Textes. Da führte der Zufall einen gewissen Rigdon, zur Zeit Baptisten-Prediger, früher Buchdrucker-Gehülfe, mit Smith zusammen, und dieser wußte Rath. Im J. 1830 erschien das „Buch Mormon", oder die „goldene Bibel" im Druck, und machte bald ungemeines Aufsehen. Die Forscher sind aber meist darüber einig, daß auch noch bei der Drucklegung, wenigstens Anfangs, weder Smith noch Rigdon an die Gründung einer neuen Religion gedacht, sondern der phantastische Aufputz von Engelerscheinungen, Offenbarungen ꝛc. nur dahin abgezielt habe, die Indianer-Bibel zu einer glänzenden Buchhändler-Speculation zu machen. Auch hier scheint erst der Erfolg, das wachsende Interesse für die Entdeckung, die Urheber ermu-

thigt zu haben, daß sie weiter vorschritten. Im März 1830 erging an einen gewissen Harris die Offenbarung, daß er sein ganzes Vermögen zur Vollendung des Drucks der Mormonen-Bibel herzugeben habe; den 6 April 1830 wurde schon zur Gründung der „Kirche aus den Heiden“ geschritten*).

Zum Zwecke des Zusammenarbeitens mit Rigdon war Smith sammt seinen Goldplatten nach Susquehanna in Pennsylvanien zu seinem Schwiegervater übergesiedelt. Wie es mit den Platten eigentlich stand, ob sie von Smith bloß fingirt, oder irgend welcher Vorlage wirklich nachgebildet waren, oder ob er in der That solche Alterthümer, wie sie nachher allerdings zu Tage kamen, gefunden hatte: das ist noch immer nicht ausgemacht. Eilf im Mormonenbuch angeführte Zeugen und das Gutachten eines Newyorker-Professors scheinen das Zweite anzudeuten. Jedenfalls forderte der Engel alle die wunderbaren Sachen nach gemachtem Gebrauch wieder zurück, so daß eine nachträgliche Untersuchung nicht mehr möglich war. Mit völliger Sicherheit haben dagegen die Nachforschungen den Originaltext aufgewiesen, welchen Smith angeblich von den Platten ablas und übersetzte. Diesen Text eben hatte Rigdon geliefert, und er bestand in nichts Anderm, als in einem chronikalischen Roman, dessen verlegene Handschrift in einer Pittsburger-Druckerei, zwölf Jahre nach dem Tode des Autors, in die Hände Rigdon's gefallen war. Unter dem Titel „Gefundenes Manuscript“ hatte ein gewisser S. Spaulding, der sich bald als Sekten-Prediger, bald als Handelsmann herumtrieb, in der an indianischen Antiquitäten, Höhlen und Grüften reichen Stadt Salem die historischen Sagen Amerikas zu einem dicken Buche in alttestamentlicher Sprache und biblischer Form verarbeitet (um 1812), ohne jedoch dasselbe zum Drucke bringen zu können. Für den

---

*) Olshausen S. 16 ff. — Busch S. 14 ff. — Edinburgh Review l. c. p. 324.

jetzigen Eigner des Werkes, Rigdon, konnte nichts gelegener kommen, als Smith's Platten-Fund, d. i. der schwärmerisch abergläubische Nimbus für die literarische Publikation, welche er projektirt hatte. Die Beiden verstanden sich. Obengenannter Harris wurde zum Amanuensis behufs der Uebersetzung der Platten ernannt; er schrieb, was Smith hinter einem Vorhang hervor diktirte. Dort saß der Prophet mit den Platten und dem wunderbaren Urim und Thumim, durch das er die neuägyptische Inschrift lesen und übersetzen konnte; das heißt, er diktirte Spaulding's Roman mit eingewebten eigenen Zusätzen, Bibelstellen, Auszügen und Paraphrasen, und so entstand das „Buch Mormon". Spaulding's Freunde erkannten in ihm alsbald das „Gefundene Manuscript" wieder; es liegen ihre eidlichen Aussagen darüber vor. Noch ein anderer bedenklicher Umstand traf sich bei der Uebersetzung selber. Harris' des Schreibers Weib nämlich, der Goldbibel höchst ungewogen, stahl schon im J. 1828 über hundert Seiten der gefertigten Arbeit. Die Verlegenheit war groß; sie rief unter Anderm die erste besondere Offenbarung Smith's hervor. Da die entwendeten Papiere troz aller Mühe nicht mehr beizubringen waren, verkündete nämlich der Himmel seinen Willen dahin, daß das boshaft entfrembete Stück der Bibel-Uebersetzung ganz wegzulassen sey. „Wahrscheinlich", sagt Olshausen, „traute Smith seinem Urim-Thumim die Kraft nicht zu, gerade dieselbe Uebersetzung wieder zu liefern, wie zum erstenmale, und wenn dann die erste Uebersetzung noch existirte, hätten höchst unangenehme Varianten an's Licht treten können." Uebrigens erklärte sich die Vorrede zur ersten amerikanischen Ausgabe des Mormonen-Buchs selber über diese „List Satans", und das kanonische Buch Doctrines and Covenants enthält die gegen den Manuscript-Diebstahl gerichteten Revelationen von 1828 und 1829 *).

---

*) Olshausen S. 19. — Edinburgh Review l. c. p. 323 ff. — English Review. 1850. XIII, 404 ff.

Der plumpe Betrug erregte trotz Allem das lebhafteste Interesse, so daß, wie gesagt, schon eine der nächsten Offenbarungen die „Kirche aus den Heiden" zu gründen befahl. Die neue Bibel derselben liegt vor uns; sie ist in der deutschen Ausgabe 519 Seiten des compressesten Druckes stark*). Ein unendlich langwindiges Werk, wie man meinen sollte höchstens für den rohesten amerikanischen Magen verdaulich; eine greifbare Travestie der Bibel, namentlich der historischen und prophetischen Theile; was etwa Spannendes an der Erzählung ist, offenbar nicht von Smith, sondern von Spaulding; im Uebrigen endlose Wiederholungen, erdrückende Monotonie, Anachronismen und Mangel aller Wahrscheinlichkeit, die durchsichtigsten Prophezien ex post, zahlreiche Sprach-Sünden, die freilich an amerikanischen Sekten-Propheten und Predigern wenig auffallen dürfen**). Es ist unmöglich, bemerkt ein englischer Beurtheiler, drei Seiten zu lesen, ohne auf grobe Verstöße gegen die Grammatik zu stoßen. So spinnt die „goldene Bibel" in losem Gefüge und widerlich-

*) „Das Buch Mormon. Ein Bericht, geschrieben von der Hand Mormons auf Tafeln, Nephi's Tafeln entnommen ꝛc. In das Englische übersetzt von Joseph Smith junior", aus dem „Neuägyptischen" nämlich. Diese sonst unerhörte Sprache hatten die altamerikanischen Propheten angeblich deßhalb gewählt, weil die hebräischen Buchstaben zu viel Raum eingenommen hätten. Die deutsche Uebersetzung ist besorgt von John Taylor und G. Parker Dykes, und zu Hamburg bei Nestler im Jahre 1852 erschienen. Das Titelblatt zeigt in der Vignette den Engel mit dem ewigen Evangelium durch den Himmel fliegend, darunter das Citat Offenb. 14, 6.

**) „In Amerika", sagt das Edinburgh Review l. c. p. 321, „ist die literarische Befähigung zur Erlangung der Ordination auf ein Minimum reducirt. Bei unsern Nachforschungen über die Mormonen sind wir auf ci-devant Prediger gestoßen, die nicht allein schlecht schreiben, sondern die auch nicht einmal richtig lesen können."

ster Affektation biblischen Styles durch dreizehn Bücher (von Nephi bis Mormon, Ether und Moroni) die Geschichte von den angeblichen Ahnen der amerikanischen Wilden aus. Sie erzählt: wie zur Zeit der babylonischen Sprachverwirrung der jüdische Stamm der Jarediten auf acht Schiffen nach Nordamerika gekommen, ein großes Volk geworden, ungefähr 600 Jahre v. Chr. aber sich untereinander gänzlich vernichtet, so daß nichts von ihnen übrig geblieben, als ihre vom Propheten Ether geschriebenen Annalen; wie dann unter König Zedekiah die letzten vom Stamme Josephs, Lehi und seine Söhne, aus Jerusalem nach Südamerika kamen, und zehn Jahre später, zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft abermals ein großer Zug Juden nach Nordamerika gelangte, das Volk Zarahemla; wie Lehi's Söhne sich in zwei Völker spalteten, in die bösen schwarzbraunen Lamaniten und in die Nephiten, welche Centralamerika bevölkerten; wie unter verheerenden Naturereignissen der leibhafte Christus bei ihnen erschien und seine Kirche gründete; wie aber auch hier die Kirche wieder verderbt wurde, die Lamaniten und Nephiten sich unaufhörlich bekriegten, und die Letztern endlich 384 n. Chr. in einer Mordschlacht gänzlich vernichtet wurden, so daß in Amerika nichts mehr übrig blieb, als die verwildernden Indianer und die Geschichte der Väter, welche der Prophet Moroni, Mormon's Sohn, vollendete und im Jahre 424 auf dem Wahlfeld jener Schlacht im heiligen Hügel Cumorah vergrub.

Es fehlt im Buche Mormon natürlich nicht an Weissagungen in Bezug auf die Entdeckung des vergrabenen Schatzes, über eine große religiöse Restauration in ihrem Gefolge, über die Vernichtung der „großen abscheulichen Kirche, deren Grundlage der Teufel ist", und namentlich über den eigenen Prophetenberuf Smith's. Alles dieß gehörte nothwendig schon zu der Speculation, die Smith im Verein mit Rigdon betrieb. Dagegen enthält die neue Bibel noch

nichts von der neuen Theologie, Moral und Societäts-Politik der nachherigen Mormonenkirche. Sie hält vielmehr noch an der christlichen Trinität, der wahren Gottheit Christi rc. fest, und statuirt in dieser Hinsicht so wenig Besonderes, daß ein amerikanischer Prediger eine ganze Abhandlung gegen das Buch Mormon schreiben konnte, in welcher er ihm nichts vorzuwerfen wußte, als grobe Verstöße gegen die orthodoxe Sola-fide-Lehre, indem es „eine seltsame Mischung des Glaubens und der Werke, der Barmherzigkeit Gottes und des Gehorsams der Creatur sei“ *). Erst allmählig hängte sich nachher eine ganz neue und absolut antichristliche Dogmatik dem Mormonen-Buche an, in einer successiven Entwicklung von dem Zeitpunkte an, wo die „Kirche aus den Heiden“, Anfangs aus sechs Personen, worunter vier Glieder der Familie Smith, bestehend, den 6. April 1830 zu Manchester Staat Newyork gegründet ward.

Schon am 15. Mai 1829 hatten jene sechs Personen sich unter einander die Wiedertaufe gespendet. Es scheint aber, daß dieser Vorgang mit den begleitenden Geistererscheinungen erst nachträglich zum eigentlichen Akt der Kirchengründung und Herstellung der Succession in ihr erhoben wurde. Die ursprüngliche Bedeutung desselben scheint nicht mehr gewesen zu seyn, als der Uebertritt der Familie Smith vom Methodismus zum Baptismus, und zwar zu der baptistischen Fraktion, deren Stifter Rigdon selber war. Rigdon hatte nämlich zu jenen drei Predigern gezählt, welche kurz vorher als neue Sekte der „Campbelliten-Kirche“ aus der Regular-Baptisten-Kirche ausgeschieden waren. Die Campbelliten verwerfen jede Glaubensnorm außer dem trockenen Bibelbuchstaben, dogmatische Indifferenz ist ihr Princip. Aber auch bei den Campbelliten hielt Rigdon nicht aus, sondern er stellte sich bald an die Spitze einer eigenen Fraktion, welche ein

*) P. Pratt a. a. O. S. 59.

eigenthümliches Gemisch von literaler Schrifterklärung und Privatinspiration lehrte. Den äußersten Baptisten-Fraktionen verdankt der Mormonismus überhaupt den größten Theil seiner innern und äußern Ausbildung. Schon aus Rigdon's Principien allein ließen sich die auffallendsten Specialitäten der Mormonen-Dogmatik recht wohl erklären, ihre Veränderlichkeit sogut wie die wunderthätige Kranken-Salbung rc. Ueberhaupt hat die ganze Entwicklung offenbar erst mit Rigdon's Beitritt ihren specifischen Verlauf genommen. Auch insoferne erscheint die Geschichte der Mormonenkirche in ihrem Verhältniß zu Smith durchaus als eine Kette nicht prämeditirter Incidenzpunkte und Zufälligkeiten. Man berichtet, die „Infidels" wüßten sich diese auffallende Genesis einer solchen Kirche trefflich zu Nutzen zu machen. Da habe man, sagen sie, die Urgeschichte des Christenthums zum zweitenmale vor Augen*).

Ihre entscheidende Wendung nahm die neue Kirche mit ihrer Uebersiedlung nach Kirtland im Staat Ohio, wo die Baptisten-Sekte Rigdon's ihren Sitz hatte. Die Kirche Smiths war kurz vorher von Manchester nach Fayette im Staat Newyork übergegangen, und zog jetzt mit etwa fünfzig Gläubigen zum zweitenmale aus. In Kirtland schloß sich Rigdon mit seiner ganzen Gemeinde den Mormonen an, die nun schnell auf 2000 Seelen anwuchsen. Er, der ehemalige Buchdrucker-Gehülfe, war ein Vulkan von enthusiastischer Begeisterung, mit einer Redegabe, die in den Augen seiner Landsleute wirklich der eines Inspirirten glich. Eine nicht minder werthvolle Eroberung hatte die neue Kirche schon im Aug. 1830 an einem andern campbellitischen Baptisten-Prediger,

*) E. Montégut: le Mormonisme et les Mormons, Revue des deux mondes Février 1856, p. 691 ss. meint gleichfalls: es gebe Leute, die da behaupteten, die Gräuel des Mormonenthums seien doch ein guter Beweis, wie das Christenthum selbst entstanden sei.

Parley Pratt, gemacht, dem sein Bruder Orson Pratt bald nachfolgte. Parley rühmt sich zwar in der Vorrede zu seinem Lehrbuch, er sei ein Landmann, der den Pflug zu führen verstehe, ohne Erziehung und ohne die Schulkenntniß der neuern Sektirerei, fälschlich Gottesgelehrsamkeit genannt, aufgewachsen in den Wildnissen Amerika's mit einem ungefesselten freien Geiste. Doch ist er jedenfalls ein Mann von Talent und, wie von anderer Seite behauptet wird, von verhältnißmäßig hervorragender Bildung. Seine millennarischen Hoffnungen gewannen ihn schnell für das Buch Mormon. Noch bedeutendern Einfluß scheint der Baptisten-Prediger Orson Pratt geübt zu haben. Er gilt für den Haupt-Dogmatiker und ist insbesondere der eigentliche Religionsphilosoph der Sekte. Sidney Rigdon, P. Pratt und Orson Pratt bildeten schon seit 1830 die theologische und kirchenpolitische Seele der neuen Kirche, aber nur die Pratt's vermochten sich in dieser Rolle zu erhalten. Parley wirkt zur Zeit als Statthalter der Heiligen auf den Südsee-Inseln.

Betrachten wir die übrigen ersten Anhänger des Propheten, so stoßen wir wieder meistens auf baptistische Elemente. Der ehemalige Schulmeister Cowdery, von dem Smith die zweite Taufe empfing, war Baptisten-Prediger; er scheint sodann von Smith selbst die dritte Taufe empfangen zu haben. Martin Harris, Amanuensis bei der Herausgabe des Buchs Mormon und Darleiher der Druckkosten, ein wohlhabender Farmer, war nach einander Presbyterianer, Quäker, Methodist, Universalist, Baptist gewesen; als er bei dem Bankerott der Propheten-Bank von Kirtland sein ganzes Vermögen verlor, kehrte er nach Palmyra zurück und klagte nun den Seher Smith als „vollendeten Schuft“ an. Noch andere der ersten Anhänger fielen gleichfalls wieder ab, wie der am Anfang der Kirche feierlich zum „Engel Gottes“ ernannte Harris. Der ehemalige Campbelliten-Prediger Rider stellte sich schon im J. 1832 sogar an die Spitze der Verfolger Smith's und

Rigdon's; beide wurden von einer Bande unter seiner Anführung getheert und gefedert. Ein gewisser Maclellan ward ausgestoßen, weil er dem Propheten in Offenbarungen Concurrenz machte; Ezra Booth ging davon und verschrie den Seher allenthalben als Betrüger und Schurken. Dafür erhoben sich andere Säulen der Kirche, z. B. Orson Spencer, jetzt Kanzler der Universität zu Deseret; allerlei Verunglimpfungen gegenüber erklärte Spencer vor einigen Jahren: er sei als Baptisten-Prediger ordinirt und 1829 vom Hamilton Theological College zum Doktor promovirt. Von dem Apostel Lyman erzählen auch die Memoiren Barnums, des Meisters im Humbug, dessen würdiger Genosse er gewesen. Der Apostel William Richards passirte bei seinen puritanischen Landsleuten unter dem Namen „des alten Sünders", nach öffentlichen Schilderungen müßte er ein wahres Ungeheuer an Lastern und Verbrechen gewesen seyn. Die Sultanin seines Harems, Susanna Lippincott, ist heute noch eine der hervorragendsten Prophetinen.

Um uns indeß von den Verhältnissen in Kirtland, wo die „Kirche aus den Heiden" als die einzig wahre unter und über allen Kirchen der Erde nun installirt war, nicht zu entfernen: so waren es vier Männer, welche hier ihren Ausbau unternahmen. O. Pratt gilt heute noch als der Theologe der Sekte; ihre materialistisch-atomistische Religionsphilosophie rührt von ihm her. P. Pratt ist nebst seiner Würde als erster Katechet der Sekte, auch noch der Dichter ihrer beliebtesten Hymnen, und sein von uns angeführtes Lehrbuch gilt als inspirirte heilige Schrift. Noch größer war damals die Bedeutung Rigdon's. Er organisirte nicht nur die kirchliche Verfassung, wie denn die ungeheure Reihe von „Aemtern der Urkirche", also die ganze Hierarchie von ihm herrührt, während Smith anfänglich nur das einfache presbyterianische System projektirte — sondern er organisirte auch die Offenbarungen Smiths selber. Förmlich angestellt als „Er-

klärer der Offenbarungen" sammelte und verarbeitete er dieselben, und gab sie mit einer von ihm verfaßten Einleitung, aber unter Smith's Namen, als jenes Book of Doctrines and Covenants heraus, das am Salzsee heute noch kanonisches Ansehen behauptet. Dieß hinderte indeß nicht, daß der Verfasser selber durch seine schmutzigen Motive und ehrgeizigen Intriguen schon zu Smith in schlimme Mißverhältnisse gerieth, und gleich nach dessen Tod, obschon die heiligen Bücher ihn als gleichwürdig mit dem Propheten erklärten, excommunicirt und dem „Satan mit seinen Engeln" übergeben wurde, worauf er bald spurlos verschwand. Die Erhebung Rigdon's zu „gleicher Macht und Würde mit dem Seher" hatte ihre erste Veranlassung in dem Gemurmel über Smith's „monarchische Gelüste" gehabt. Smith verlegte sich nämlich für seine Person vorwiegend auf die social-politische Ausbildung der Kirche; durch Einführung der Polygamie im J. 1843 setzte er seinem Bau die Krone auf. Rigdon's Dogmatik schreibt indeß immer noch die Monogamie vor unter ausdrücklichem Anathem gegen Bigamie und Vielweiberei. Ueberhaupt ist wohl nichts an der Mormonen-Kirche Smith's eigenstes Werk als ihr Social-Politismus, dieser aber ganz. Er ist auch aus der Lage und dem Charakter des Propheten sehr wohl zu erklären*).

Ob „Joe Smith der Schatzgräber", der bis an die Schwelle des Prophetenamts als Vagabund mit der Zauber-Ruthe umherstrich, nach Dummköpfen spürend, die er betrü-

*) Vgl. dazu Olshausen S. 29 ff. 175. — Busch S. 20. 23. — English Review. 1850. XIII, 404. 410. — Edinburgh Review l. c. p. 326. 355. — *Alfred Maury* in der Revue des deux mondes l. c. und *Montégut* p. 712 ss.

gen möge — als Stifter der Mormonen-Kirche ein betrogener Fanatiker oder ein fanatischer Betrüger gewesen: darüber sind die Gelehrten heute noch nicht einig. Vielleicht war er keines von beiden, und statt eines Fanatikers nur ein feiner Politiker, der seine Leute kannte. Man hat auch aus den Zügen seines Kupferstich-Portraits die entgegengesetztesten Urtheile gezogen. Ein wohlwollender Schwärmer, sagen die Einen*); diese gedrückte Stirn, diese gekniffenen Augen, dieser lüsterne Mund, dieses selbstgefällige Lächeln, dieses Gesicht voll gemeiner Schlauheit, unmöglich könne man ein Antlitz sehen, auf das der Himmel mit deutlichern Zügen geschrieben hätte „Schuft" — sagen die Andern**). Vielleicht lassen sich die Urtheile insoweit vereinigen, als Smith allerdings ein wohlwollender Mann war, zuerst wohlwollend für sich, dann aber auch für Andere; ein „guter Kerl", lustig und aufgeräumt, blieb er noch als Prophet im Frack und weißer Weste. Schlau und energisch, mit herkulischer Körperkraft begabt, ermangelte er auch einer gewissen Seelenstärke nicht. Dazu populäre Beredsamkeit und natürlicher Verstand, und er war ein geborner Demagoge. Eine selbst für amerikanische Verhältnisse gigantische Unverschämtheit brachte sein ganzer Beruf mit sich. Dennoch hat er sicher nicht den Plan der neuen Kirche zum Voraus ausgeheckt. Die Prämeditation beschränkte sich auf den ersten, seinem Handwerk ganz angemessenen Versuch mit den Platten. Sofort wurde er ganz von selbst und wie unwillkürlich von Erfolg zu Erfolg getragen, ohne daß er viel Anderes dazu that, als daß er die jedesmaligen Umstände klug benützte. In Nordamerika war dieß nicht mehr als ein Business, wie jedes andere „Geschäft".

Smith redet in seiner Autobiographie selber von einer

---

*) Wagner's und Scherzer's Reisen III, 153.

**) Edinburgh Review l. c. p. 338. — Bran's Minerva 1855. I, 3. Beiblatt.

lüderlich verbrachten Jugend. Seine erste Erweckung datirt er von einem großen methodistischen Revival in Palmyra. Damals wollte er, ein vierzehnjähriger Knabe, die erste Vision gehabt haben, ein Vorgeben übrigens, das unter den verdorbenen Jungen Nordamerika's nicht ungewöhnlich ist*). Daß er selbst später als Methodisten-Prediger aufgetreten sei, ist nicht richtig. Wohl aber scheint er lange zwischen den streitenden Sekten der Presbyterianer, Baptisten und Methodisten hin und her geschwankt zu haben. Daß ihm die Engel in jener ersten Vision erklärt hätten: „alle bestehenden christlichen Sekten seien im Irrthum und er solle sich keiner derselben anschließen", hat er zweifelsohne erst hintennach ersonnen. Uebrigens mußte Smith trotz aller „Erweckung", und noch nach dem Jahre 1823, wo er bereits Tage lang im Gebet versunken gewesen seyn will, seine nachherige Frau entführen, weil ihr Vater sie ihm als einem jungen Taugenichts nicht geben wollte. Auch hinsichtlich seines moralischen Verhaltens in späterer Zeit lauten die Urtheile sehr verschieden. Während die Mormonen selbst natürlich nicht den leisesten Schatten auf dem „großen Martyrer des Jahrhunderts" liegen lassen, gibt es auf der andern Seite keine Schändlichkeit, namentlich in Schwelgerei und Wollust, die ihm nicht aufgebürdet würde. Besonders geschieht dieß von abtrünnigen Mormonen-Predigern, die freilich oft selber sammt den Gemeinde-Kassen durchgegangen waren. So sprechen sie von einem weiblichen Geheimbunde, genannt das „geistliche Serail", der den Zweck gehabt habe, den Sektenhäuptern überhaupt und dem Propheten insbesondere, letzterm unter dem Namen „alter weißer Hut", zu den gräßlichsten Orgien zu dienen; um vorlaute

*) So erzählt das Edinburgh Review l. c. p. 322 von einem siebenjährigen Knaben, der Inspirationen vorgab, und das Possenspiel nicht nur mehrere Wochen lang mit den eigenen Aeltern trieb, sondern sogar die Frechheit hatte, seinen eigenen Großvater als Ungläubigen zu verdammen.

Schwätzer zu geschweigen, habe daneben die Mord-Vehme der „Daniten" bestanden. Es ergeht hier dem Stifter wie seiner Sekte selbst; nach den Einen sind sie die sittenreinsten, nach den Andern die sittenlosesten Leute. Bezüglich Smiths ist soviel richtig, daß die Einführung der Polygamie aus seinem Wunsche entstand, daß er mehrere Weiber hatte oder begehrte, und daß seine legitime Frau, schon über diese Vorgänge wüthend, der Mormonenkirche niemals beipflichtete. Sie heirathete nachher als Wittwe einen californischen Abenteurer und blieb bis zu ihrem Tode 1854 auf ihrer schönen Farm, die zugleich als Gasthaus diente, bei Nauvoo. Auch Smith's Söhne wurden nicht mormonisch. Während er in englischen Schaudergeschichten als der „amerikanische Mahomed" figurirt, sehen die „Heiligen", wie Gunnison sagt, zu ihm auf als zu einem „Gott, der auf glänzendem Sterne regiert, umgeben von seligen Königinen und lachenden Kindern", und ihre Hymnen besingen ihn als vergotteten Mittler. Wer aber nicht Antheil nehmen wollte an dieser Herrlichkeit, das waren — sein eigenes Weib und die eigenen Kinder*).

Man hat auch schon gemeint, wenn Smith von seiner „göttlichen Sendung" und von seiner engelgleichen Würde nicht auf's tiefste überzeugt gewesen wäre, so hätte er unmöglich ein Leben voll Elend und Verfolgung daran wagen können. Allein in der That war sein Leben im Vergleich zu seinem Herkommen durchaus nicht so elend; und Verfolgungen brachen zwar öfter und heftig ein, aber die Mormonen-Gemeinde erholte sich allemal wunderbar schnell wieder zu üppigster Blüthe. Smith benahm sich in seinen Bedrängnissen stets muthig und tapfer, wie namentlich noch bei der letzten Katastrophe in Illinois, wo er zu Carthago im Gefängnisse wortbrüchig und meuchlerisch vom Pöbel ermordet

*) English Review l. c. p. 437. — Wagner und Scherzer. III, 153.

wurde (27. Juni 1844). Aber er war, als er so jämmerlich endete, erst neununddreißig Jahre alt und hatte, der ehemalige Schatzgräber, bereits seit dreizehn Jahren wie ein absoluter Sultan an der Spitze eines Gemeinwesens regiert, das von sechs Personen rasch zu einem blühenden Staat von 200,000 Seelen angewachsen war. Schon in seinen allerersten Offenbarungen war wiederholt Vorsorge getroffen für das öconomische Behagen des Propheten selber. Der Herr sprach z. B. zu Smith: „In zeitlichen Geschäften sollst du dich nicht anstrengen, denn das ist dein Beruf nicht." Andererseits sprach der Herr: „Wollt ihr die Geheimnisse meines Reiches wissen, so sorgt für meines Knechts, Joseph Smith, Nahrung, Kleidung und was er sonst bedarf." Als erste Pflicht der neuen Religion ward immer das Zehentgeben eingeschärft, die Abgabe des zehnten Theils von allem Erwerb an die Kirchenkasse; derselben floß auch die Hälfte, oder nach Umständen der ganze Betrag von der Baarschaft der Neueintretenden zu, so daß es ihr niemals an reichen Mitteln fehlte. Bezahlte Kirchen- und Staatsbeamte gibt es bei den Mormonen sonst nicht; Smith aber erzählt selbst in seiner Autobiographie, daß ihm und seiner ganzen Familie gestattet war, unbeschränkt aus dem gemeinsamen Vermögen herauszunehmen. Schon in Kirtland benützte er diese Vollmacht, um ein monopolisches Kaufhaus und eine Bank zur „Rettung der Gesellschaft" auf eigene Faust zu gründen; er spekulirte schlecht und unglücklich; die Bank brach, und um nicht als Schwindler, der die ganze Umgegend mit werthlosem Papier überschwemmt hatte, verhaftet zu werden, mußte er aus Ohio fliehen. Er floh aber nur, um sofort wieder persönlich die öconomische Oberleitung der Gemeinde in Missouri zu übernehmen, und dann als zionischer König in Nauvoo zu regieren*).

*) Edinburgh Review l. c. p. 325. 330. 337.

War auch Smith an sich kein Fanatiker, so ist damit nicht gesagt, daß er sich nicht der Aufgabe bewußt war, seine Anhänger, wenn er sich bei der eigenen Stellung erhalten wollte, auf's äußerste zu fanatisiren. Schon in Kirtland und Jackson-County waren die Mormonen ganz erfüllt von ihrem nahen Triumphe über die ganze übrige Welt, von der sie sich als blinden „Heiden" auf's schroffste absonderten. Letzteres war unter Smith noch viel mehr der Fall als heutzutage, während doch damals die Mormonen mitten unter andern Ansiedlern der Union wohnten, jetzt dagegen von aller Welt abgeschnitten in den Felsbergen hausen. Unter Smith war den Gläubigen z. B. strenge verboten, „den Heiden etwas abzukaufen"; jetzt wird der Handelsverkehr mit den „Heiden" sogar ermuthigt, unter der Voraussetzung, daß die Heiligen an ihnen stets thun werden, wie einst die Israeliten an den Aegyptern. Zum lebendigen Zeichen der Absonderung des Volkes, das „Zion aufrichten und seine Feinde unter die Füße treten werde", fingen die Heiligen schon in Kirtland an, einen „Tempel" zu bauen, und bereits im Juni 1831 ward der Platz, an welchem definitiv „Neujerusalem" sich erheben sollte, geoffenbart. Er liegt bei dem Städtchen Independence, Jackson-County, im Westen Missouri's. Smith verkündete, daß hier einst der Garten des Paradieses und der Altar Adams gestanden; hier würden sich einst alle Heiligen vereinigen, in einer ungeheuren Stadt, deren Straßen mit Gold und Edelsteinen gepflastert seyn müßten, hieher würden alle Könige der Erde ihre Huldigung senden und ihren Tribut entrichten. Sogleich wurde eine Kolonie von Kirtland aus nach Independence gesendet, sie vermehrte sich bald bis auf 3000 Mann, blühte ungemein rasch auf, und schon verkündeten zwei Mormonen-Zeitungen den „Heiden" ringsum: daß in Kurzem die Heiligen alles Land besitzen und alle Ungläubigen daselbst würden ausgerottet werden. Die Folgen sind leicht zu ermessen. Die „Heiden" waren noch

in der Mehrheit, sie meinten, sich bei Zeiten sicher stellen zu müssen, und im Nov. 1833 waren die Mormonen aus Jackson-County bereits verjagt. Die rothe Fahne ward gegen sie als „Feinde des menschlichen Geschlechtes“ aufgesteckt, und sie durften froh seyn, nur ihr nacktes Leben zu retten. Nach Clay-County übergesiedelt, traf sie schon im fünften Jahre abermals dasselbe Schicksal; in demselben Jahre 1838, wo der Prophet als Banquerutirer aus Kirtland floh, mußte er mit seinen Heiligen auch noch ganz Missouri räumen. Sie zogen nach Illinois. Hier, wie im Anfange überall, auf's Gastlichste aufgenommen, im Zustande gräßlichsten Elendes, von Allem entblößt, selbst noch durch innere Spaltungen geschwächt — brachten sie es in kaum sechs Jahren abermals zur erstaunlichsten Prosperität; aber die sechs Jahre waren noch nicht um, so brach schon die große Katastrophe von Nauvoo aus, und folgte ihr dritter Exodus, der größte und elendeste von allen. Man hat nach verschiedenen Gründen für die rücksichtslose, oft blutige und unmenschliche, Unbarmherzigkeit gesucht, der die Heiligen überall unterlagen, wo sie sich mit andern Christen, auch den zuvor ihnen freundlichst gesinnten berührten. Ihre Gegner haben ihnen Diebstahl, Raub, Mord, die gräßlichste Unsitte nachgesagt; Oberst Kane dagegen, der die Heiligen in Missouri besuchte, beschreibt sie als Leute von würdigem Auftreten, gebildeten und reinen Sitten, vortheilhaft abstechend von den Uferbewohnern Missouri's, die nichts als Abschaum der Gesellschaft seien, wie das Meer ihn an's Ufer spüle. In der That braucht man auch kein anderes Motiv ihrer Verfolgungen zu suchen, als die absolute Unverträglichkeit ihrer neuen Weltperiode, an und für sich schon, mit jedem Bestand der alten *).

---

*) Busch S. 22. — Westland III, 2. S. 140. IV, 2. S. 125. — Edinburgh Review l. c. p. 328 ss. — Vgl. die unten zu notirende Schrift: Frauenleben unter den Mormonen. III, 5.

In Wahrheit kam für die Läuterung der Sekte selber und insbesondere für die Stellung Smith's nichts vortheilhafter, als diese indirekten Folgen des von ihm gepredigten religiös-socialen Fanatismus. Naturgemäß mußte sich so die Heerde enger und enger um den Propheten zusammendrängen; seine Gefahren und eine zweimalige Gefangenschaft machten ihn auch selbst zum „Märtyrer“, ehe er noch wirklich sein Blut vergoß. So stand er in der kurzen Ruhezeit von Nauvoo als der Mann der absolutesten Willkürherrschaft da; andererseits erhob sich eben jetzt eine höchst gefährliche Opposition gegen ihn, gegen seine Monopole, seine habsüchtigen Praktiken, seine Unsittlichkeiten, seine praktischen Ehe-Reformen. Es ist aber auch bedeutsam, daß Smith diesen Rebellen schon nicht mehr als inspirirter Seher, sondern einfach als politisches Haupt des neuen Staates entgegentrat. Ueberhaupt läßt sich bemerken, daß in dem Maße, als der materielle Erfolg seine Stellung befestigt, der religiöse Schwärmer bei Smith mehr und mehr in den Hintergrund tritt, um seiner eigentlichen Rolle, der eines politischen Organisators, Platz zu machen. Trotz der Offenbarungen, welche die Einführung der Polygamie nöthig machte, die übrigens längere Zeit sogar verheimlicht wurden, tritt in der ganzen Nauvoo-Periode an Smith viel mehr der Stadtmajor, der Bankdirektor, der Großhändler, der Hôtelwirth, der General der Nauvoo-Legion, in welcher Rolle er sich ganz vorzüglich gefiel, als der Prophet hervor. Eben in dieser Periode entwickelte auch das Princip der unter Einer Oberleitung und in Einem Interesse vereinigten Arbeit eine Kraft, welche die ganze neue Welt mit Staunen erfüllte. In der kurzen Zeit von sechs Jahren leisteten die armen Flüchtlinge von Missouri her Unglaubliches. Statt des sumpfigen Flußufers am Mississippi eine herrliche reiche Stadt mit Schifffahrt und Handel, das Land umher ein üppiger Garten, auf der Anhöhe der colossale Mormonentempel mit seinen Kunstzierden, heute noch das

siebente Weltwunder des Yankee, der Prophet in einem soliden Palast, eine Universität mit vier Professoren eingerichtet, eine trefflich ausgerüstete Legion von 3000 Mann, mormonische Apostel und bereits 10,000 Convertiten in England, deßgleichen unter den Indianern, im Ganzen nicht weniger als 2000 Missionäre auf der Wanderung, Zuzügler von allen Seiten, der Stadtrath für vollständiges Selfgovernement privilegirt, Smith schon ermuthigt, als Candidat für die Präsidentschaft der Union und als Reformator Nordamerikas aufzutreten, 20,000 Heilige in der Stadt, wenigstens 200,000 im ganzen Verbande, also vielleicht mehr als heute — so hinterließ Smith im J. 1844 seine Gründung „brüderlicher Gemeinschaft". Zwei Jahre darauf bedeckten nur mehr öde Ruinen und verwilderte Pflanzungen die Gegend. Die Heiligen flohen zum drittenmale in einem grausenerregenden Zustande, der die Mitte hält zwischen den Israeliten in der Wüste und der Moskauer-Retirade; auf Gerathewohl zogen sie gegen Westen, an ihrer Spitze der Präsident Brigham Young, eigenhändig sein Ochsengespann leitend, und das kranke Kind in seinen Armen tragend; nach Jahresfrist fanden sie wie durch Zufall jene grünen Oasen in den Felsgebirgen, und heute halten sie der Welt wieder ihr Muster vor Augen vom „goldenen Zeitalter der Bruderliebe", das sie gegen den egoistischen Individualismus ihres heimathlichen Social-Politismus aufgestellt haben.

„Als Stifter einer neuen gesellschaftlichen Ordnung", schließt Hr. Olshausen *), „war Smith schöpferisch, als Politiker ein großer Feind juristischer Auffassung, juristischer Formen, des Advokatenwesens." Mit andern Worten: er haßte die scharfen Ecken am Recht der Individualität. Dieser Haß und die Liebe zur brüderlichen Gemeinschaft wird sich aus einem Blick auf die Lage des weiland Schwindlers

*) A. a. O. S. 106.

von Profession leicht erklären. Indeß war Smith seinem social-politischen Ideal doch sicher nicht bloß aus Selbstsucht zugethan; und wenn er in dieser Hinsicht nur eines Funkens von uneigennützigem Wohlwollen und reiner Begeisterung fähig war, so mußten die glänzenden Erfolge ihm gewiß den Enthusiasmus fortwährend steigern. Wenn es sich daher fragt: ob der Prophet ein ehrlicher Schwärmer oder ein bloßer Betrüger gewesen, so dürfte in seiner social-politischen Richtung die erstere Eigenschaft weit überwiegen.

Was dagegen seinen religiösen Ernst betrifft, so liegt ein bezeichnender Zug in der Thatsache vor, daß Smith auch als Reformator der Freimaurerei aufzutreten gedachte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es damit auf eine Hereinziehung dieses in Amerika so mächtigen Geheimbundes in seine Sache abgesehen war. Die Maurerei, sagte er, ursprünglich bestimmt die esoterischen Geheimlehren des Evangeliums fortzupflanzen, sei so gut wie die christliche Lehre selber und zugleich mit ihr in Verfall gerathen; nun aber habe ihm ein Engel die seit Jahrhunderten verlorenen wahren Zeichen, Griffe und Worte für die verschiedenen Logengrade mitgetheilt. Smith trat selbst in die Großloge von Illinois ein, und versuchte sogleich über die höchsten Grade hinaus das große Wort zu führen. Natürlich ward er um solcher Anmaßung willen ausgestoßen. Sofort aber stiftete er selbst eine Loge mit verschiedenen Graden in Nauvoo, zu der auch das weibliche Geschlecht Zutritt finden kann. Wie es scheint, stand das oben erwähnte „geistliche Serail“ und die „Würgengel“-Bande der Daniten eben damit in Verbindung.

Also in der Kirche, in welcher alle Wunder- und Gnadengaben der Urkirche wieder an's helle Tageslicht getreten sind — doch noch die Freimaurerei als „kirchliches Institut“ zur Fortpflanzung der esoterischen Geheimlehren des Evangeliums! Und zwar nicht bloß vorübergehend! Denn wenn einst der zionische Tempel von „Neujerusalem“ gebaut ist,

wird die Loge feierlichen Einzug halten und die Freimaurerei im Tempel selbst ihre Werkstätte haben*). Die eigentliche Seele der neuen Weltperiode wäre also doch wieder die — Freimaurerei!

Die ganze Kunst des Smith'schen Social-Politismus bestand darin, daß seine Kirche eine höchste lebendige Autorität erhielt und dieser Autorität auch alle weltlichen Angelegenheiten der Gläubigen insoferne zur Besorgung übertragen wurden, daß sie das Recht und die Pflicht hatte, den egoistischen Individualismus des Einzelnen stets in den Schranken zu halten, welche das Wohl Aller und des Ganzen forderte. In dieser concentrirten lebendigen Autorität besteht eigentlich schon die ganze kirchliche und social-politische Neugeburt, welche der Mormonismus an's Licht gesetzt hat.

Es fragte sich nur, woher eine solche Autorität kommen sollte? Vielleicht aus der Privat-Inspiration des Propheten? Aber sie wäre dann für's Erste nicht bezeugt, und zweitens bloß persönlich gewesen, mit Smith möglicherweise wieder ausgestorben. Wohl versuchte man die Ableitung der Autorität aus den alten Kirchen mittelst Succession; aber dieses Band blieb doch immerhin zu geisterhaft für eine reale Kirche. Kurz, es blieb nichts Anderes übrig, als die reale Wiederholung der ersten Kirchengründung, d. i. ein neues Pfingst-Wunder. Diese Idee, daß die Wundergaben der Urkirche fortdauern, resp. wiederhergestellt werden müßten, ist schon im Buche Mormon eingetragen. Daher ward auch die Mormonen-Bibel von den englischen Irvingianern und ihrer gleichzeitig gegründeten Kirche Anfangs mit freudiger Ueberraschung aufgenommen. Die mormonischen Annalen selbst berichten:

---

*) Busch a. a. O. S. 104.

daß die Irvingianer in England „kurz nach dem Erscheinen des Buches Mormon eine Deputation mit einem Briefe absandten, worin sie ihre Sympathie für Joe Smith ausdrückten"; der Brief war von einem „Concil irvingianischer Pastoren" gezeichnet*). Auch der Orthodoxe fand nämlich am Buche Mormon außer der Verwerfung der Kindertaufe und der Behauptung, daß die Wundergaben des Weissagens, Zungenredens, Krankenheilens, Teufelaustreibens ꝛc. in der Kirche stets fortdauern müßten, nichts Wesentliches auszusetzen. Unsere englische Quelle versichert: auf die Frage nach dem Unterschied des Mormonismus von andern Protestantismen könne man unterrichtete Engländer heute noch sagen hören: „es sei der Besitz wunderbarer Gaben und eines lebenden Propheten"**).

Kaum hatte sich die Kirche der neuen Weltperiode zu Kirtland in Ohio festgesetzt, so erfolgte thatsächlich eine „reiche Ausgießung des heiligen Geistes". Aus der ganzen Umgegend liefen die Leute weit und breit herbei, um das „neue Ding", die Aeußerungen der zweiten Pfingsten, zu sehen. Dieselben zeigen zugleich die Berührungspunkte des Mormonismus mit dem Methodismus. Es war um die furchtbar wilden Scenen der plötzlich ausgebrochenen Offenbarungs-Epidemie eigentlich doch nichts Anderes als ein methodistisches Camp-meeting, nur im größeren Maßstabe und phantastischer ausgeschmückt. Kein Mitglied der Sekte, das nicht über und über vom hl. Geist erfüllt worden wäre; zu den verrücktesten zählten Rigdon und Cowdery selber. Männer und Weiber lagen in convulsivischen Zuckungen stöhnend und kreischend am Boden; Andere liefen wie wahnsinnig unter lautem Geheul Tag und Nacht im Walde herum; Viele redeten in Zungen, namentlich „indianisch"; die Einen rannten wie besessen

*) Edinburgh Review l. c. p. 327.
**) Edinburgh Review l. c. p. 352.

durch die Thüren, um der Welt den neuen Tag anzukünden; die Andern standen predigend und singend auf Zäunen und Baumstöcken und verkündeten das Ende der Welt; wieder Andere lagen in Verzückung auf der Erde und wiesen zum Himmel, wo eine ganze Wolke von Zeugen schwebe. Einige hoben Steine auf und lasen von ihnen geheimnißvolle Inschriften ab, wo Andere bloßes Moos erblickten; Einigen fielen Pergamentrollen vom Himmel auf den Kopf, die Christi Siegel trugen aber, kaum copirt, wieder verschwanden. Die Raserei war ganz allgemein; alle Arbeiten blieben liegen; Mehrere verloren bleibend den Verstand. So kräftig bezeugte sich die „neue Ausgießung des heiligen Geistes“ in Kirtland. Smith war befriedigt; aber auch heute noch sagt der Seher Young: „wollte er es den Brüdern und Schwestern freilassen, so würde der erste Pfingsttag im Vergleich zu diesem zweiten bald in Schatten treten“ *).

Nachdem so die Gründung der neuen Kirche und Reactivirung der alten Wundergaben genugsam bezeugt war, mußte es sofort Smiths größte Sorge seyn, den ausgetretenen Strom wieder einzudämmen, wenn nicht die ganze Kirche zum Narrenhaus werden und der Boden für seine eigene concentrirte Autorität ganz weggeschwemmt werden sollte. Das heißt: der Gnaden-Communismus mußte in ein Gnaden-Monopol verwandelt werden. Denn wenn jedes Mitglied in unmittelbarem Verkehr mit dem Himmel hätte stehen wollen, was hätte dann der Prophet selber endlich noch bedeutet? Smith sah daher jetzt in einer Vision, daß der Satan mit seinen Inspirationen unter die des Paraklet sich eingeschlichen, ja daß er die letzteren sogar selbst nachmache. Bald folgte die Offenbarung: „Mr. Joseph Smith junior“ allein solle fürder das Vorrecht haben, mit Engeln zu verkehren; bei Gefahr der

---

*) Busch S. 21. — Olshausen S. 33. — Edinburgh Review. p. 352.

göttlichen Rache sollten Alle ihm als der Stimme des Allerhöchsten gehorchen, sooft die Botschaft anfängt mit den Worten: „So sagt der Herr 2c.“ Ein gewisser Hiram Page ward insbesondere belehrt, daß das, was er von einem Steine abgeschrieben, nicht von Gott sondern vom Teufel sei; zu Cowdery aber sprach Jehova durch den Mund Smith's: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, Niemand ist bestimmt, Befehle und Offenbarungen in dieser Kirche zu empfangen außer mein Knecht Joseph Smith, denn er empfängt sie wie Moses und du sollst gehorchen den Befehlen, die ihm gegeben werden, wie Aaron.“ So bekam Smith „die Schlüssel des Himmels in die Hand“, für die irdischen wie für die überirdischen Dinge; so wurde er die höchste lebendige Autorität, der Beurtheiler und Spender aller wiedererwachten Wundergaben der Urkirche. Im Juni 1831 kamen demnach alle Priester der Kirche in Kirtland zusammen, um durch die Handauflegung des Propheten den heiligen Geist, die „Begabung“, zu empfangen*).

Nur die eigentliche Offenbarung war damit an die bestimmte Person gebunden und monopolisirt; Wunder zu verrichten, stand auch ferner Jedem durch die Handauflegung des Hierarchen zu, in Zungen zu reden und zu weissagen aber jedem Mitglied der Kirche, jedoch unter gehöriger Aufsicht. Die letztere ist so strenge, daß auch den Predigten immer Delegaten der Präsidentschaft beiwohnen, um „was etwa Irriges gelehrt wird, sogleich durch den heiligen Geist zu berichtigen.“ Unter dieser Bedingung wird aber namentlich das Zungenreden, Weissagen und Verzücktseyn sogar ermuntert. Zu dem Zwecke soll das Individuum sich schon bei der Taufe einen besondern Geist zum Beistand ausbitten, und vorkom-

---

*) Westminster Review. 1853. Jan. p. 196 ss. — English Review l. c. p. 429. — Busch S. 22. 34. — Olshausen S. 34.

menden Falls sich durch „Gebet in gewaltigem Glauben“ vorbereiten; wenn der Drang zum Sprechen kommt, hat man sich bloß getrost auf die Füße zu stellen, die Lippen zu öffnen, und in irgend einer beliebigen Tonart die Stimme zu versuchen; das unartikulirte Lallen und Gurgeln wird dann vom Herrn schon einen Dolmetscher finden. „Zungen zu verdolmetschen“ ist nämlich wieder eine besondere „Gabe“, ebenso wie bei den Irvingianern. Ueberdieß gehört bei den Mormonen namentlich auch das Verzücktseyn zum guten Ton; Träume und Visionen sind so wesentliche Gaben der rechten Kirche, daß, anfänglich wenigstens, fast Jeder eine ausführliche Beschreibung des Himmels aus persönlicher Anschauung geben konnte, und genau wußte, wie Abraham, Isaak und Jakob aussehen, was für Gewänder sie tragen, wo sie ihre Sitze am Throne Gottes einnehmen. Dieser Art Offenbarungen bilden die breiteste Basis der Wunder- und Gnadengaben, wegen deren Verlust alle andern Kirchen dem Teufel verfallen seyn sollen — ein Zweig der Apologetik, welchen insbesondere der Mormonen-Theologe John Taylor bearbeitet hat *).

Eigentliche Wunderthaten muß die ächte Kirche gleichfalls verrichten können. „Laßt sehen“, sagt Orson Pratt, „die Wunder der Calvinisten, Baptisten, Methodisten, Unitarier! wir haben Wunder im Ueberfluß euch zu zeigen.“ Smith selbst sagte in dieser Hinsicht von sich aus: die Macht Jesu von Nazareth sei auf ihn übergegangen. Er soll Todte zum Leben erweckt, Lahme, Taube, Blinde durch etliche Manipulationen geheilt haben. Mit besonderm Fleiß legen sich seine Geweihten auf die Teufelaustreibung; man hat gräßliche Beschreibungen von ihren Kämpfen mit den Dämonen. Aber auch

*) Westland. IV, 3. S. 163. 177. 189. — Busch S. 89. — Frauen-Leben unter den Mormonen. I, 110.

von wunderbaren Krankenheilungen erzählen die Mormonen-Blätter fortwährend so häufig, daß man, wie unsere Edinburger Zeitschrift sagt, Journal-Annoncen Morrison'scher Pillen zu lesen glaubt. Diese eigentlichen Wunder sind übrigens ein Vorrecht des geistlichen Amts, namentlich das Krankenheilen. Es ist sogar eine kirchliche Pflicht des Mormonen, in Krankheitsfällen nicht Doktoren und Arzneien zu gebrauchen, sondern die Aeltesten rufen zu lassen, um durch Handauflegung geheilt zu werden. Aus guten Gründen wird diese Pflicht freilich meist umgangen und ein Arzt aus den „Heiden" gerufen. Der bekannte Bibelbuchstabe, in solcher Weise mißverstanden, hat eben der Autorität doch schon allzu viele Verlegenheiten bereitet. Man redet sich übrigens in solchen Fällen einfach mit irdischer Schwäche und teuflischer Uebermacht aus. Als die Mormonen von Missouri nach Illinois flohen und unter ihnen die Cholera ausbrach, legte Smith sehr fleißig die Hände auf, aber ohne jeden Erfolg; er half sich daher mit der Prophezeiung, die Krankheit werde die Feinde noch mehr plagen, wie auch wirklich geschah. Indeß wird von wunderbaren Wirkungen Smiths so viel erzählt, daß man in Nordamerika nicht geneigt ist, sie als eitel Täuschungen und Betrügereien zu erklären. Vielmehr sagen die Einen: Smith habe von einem herabgekommenen Deutschen, der sich dort als Hausirer umhergetrieben, früher als sonst Jemand in Amerika die Geheimnisse des thierischen Magnetismus erfahren; Andere, namentlich die im Wunderthun concurrirenden Irvingianer, läugnen die mormonischen Wunder überhaupt nicht, behaupten aber, sie seien durch den Teufel gewirkt. Den Vorwurf geben die Mormonen mit Zinsen zurück. Der Mesmerismus, der Irvingianismus und neuestens der nekromantische Spiritualismus, sagen sie, wirkten unzweifelhaft Wunder, aber eben durch die höllische Concurrenz des Satans mit den „Gaben der urchristlichen Kirche"; insbesondere klagen sie auch über den Swedenborgianismus, denn die Gesichte

Swedenborgs seien nichts Anders als eine Veranstaltung des Teufels gewesen, um dadurch Moroni's Lehre über die Geister in Mißcredit zu bringen *).

Das Wunderthun ist jedoch keine wesentliche Aufgabe des Mormonen-Propheten selber. Smith allerdings gab sich viel damit ab, wie es scheint, ebensosehr aus persönlicher Liebhaberei, als in Folge seiner Lage eines ersten Gründers der lebendigen Autorität. Sein Nachfolger Young dagegen hat schon die meisten dieser Gaukeleien aufgegeben. Um so fleißiger cultivirt auch er das Monopol der speciellen Offenbarung und Privatinspiration. Dasselbe ist die eigentliche Säule des mormonischen Prophetenthums, das Fundament der neuen anstaltlichen Kirche selber. Bibel, Mormonenbuch und Doctrines and Covenants sind ihr „dreifaches Seil", womit sie an den Himmel gebunden ist. Das letztgenannte kanonische Buch enthält nichts Anderes als die Sammlung und Erklärung der Offenbarungen des Propheten. Sie sind aber damit nicht abgeschlossen; vielmehr kommen immer neue Offenbarungen hinzu, „je nach den Bedürfnissen des Volkes und der Kirche." Gerade diese Permanenz der Offenbarungen geben die Mormonen als die Ursache an, weßhalb sie „in geistiger und himmlischer Kunde vor der ganzen übrigen Christenheit soweit voraus seien." Der Fels, auf welchen ihre Kirche gegründet wurde, ist eben die Fortdauer und weitere Entwicklung der Offenbarung. Dieselbe bezieht sich nicht etwa nur auf Glaubenssachen, sondern auf alle ihrer irgend bedürftigen Angelegenheiten der Kirche, des Socialpolitismus, wie auch der Einzelnen. Engel, sagt Hr. Gunnison, werden an den Seher gesandt, um diesem mitzutheilen, was das Interesse der

*) Edinburgh Review l. c. p. 352. — Westland. V, 1. S. 7 ff. — „Frauenleben unter den Mormonen", deutsch von Dr. Kretzschmar. Leipzig 1856. 3 Bde. Die letztere Schrift erzählt angeblich die Erlebnisse der Frau eines Mormonen-Aeltesten, welcher es endlich

Kirche oder deren Regierung betrifft, oder ihre Botschaft hat auch Bezug auf Individuen, welche unter Aufsicht des Sehers als Missionäre oder in irgend einer andern Weise für die Kirche wirksam seyn sollen. Alle Offenbarungen werden aufgeschrieben, aber nicht alle werden sofort veröffentlicht. Es ist Mormonenlehre, daß die Mitglieder noch nicht fähig seien, sie alle zu „ertragen", und manche umkehren würden, „wenn auf einmal die ganze Wahrheit in Masse auf sie niederstürzte." Vieles bleibt also vorderhand geheim und in manchem Punkt lehrt man jetzt vielleicht das Gegentheil von dem, was dereinst als Wahrheit offenbar werden wird. Beides ist mit der Lehre von der Ehe schon im J. 1843 geschehen. Oeffentlich lehrte die Kirche immer noch die Monogamie, während im Geheimen längst schon die Polygamie geoffenbart und eingeführt war.

Die Inspiration des Mormonen-Propheten ist also auch nicht etwa so zu verstehen, als wenn durch sie allmählig eine Tradition sich herausbilden würde. Durchaus nicht. Die Offenbarung ist niemals durch eine Tradition eingeengt, sie ist stets im Fluß, im gleich vollen und gleich breiten; der inspirirte Prophet ist immer unabhängig von aller Vergangenheit; die lebendige Autorität lebt stets ausschließlich nur für die Gegenwart und für den Augenblick. Das specifische Amerikanerthum ist hierin schwerlich zu verkennen. So absolut unverträglich ist jede Art von Tradition mit der mormonischen Offenbarung des Augenblicks, daß auch die Bibel ihr unterliegen mußte. Schon Smith unterwarf die heilige Schrift der Christen einer ganz neuen Redaktion. Im Allgemeinen wird zwar die officielle englische Bibelübersetzung (King James Translation) zugelassen, sogar als inspirirt, doch seien, sagen die Mormonen, manche Stellen mißverstanden. Noch

gelungen sei, aus Deseret zu entfliehen. In Wahrheit scheint sie ein Roman zu seyn, in dem übrigens mitunter interessante amerikanischen Notizen verarbeitet sind.

schlimmer stehe es mit dem Originaltext selber, denn die Verderber des Christenthums hätten vorsätzlich manche Verfälschung hineingebracht. Alle diese Irrthümer und Fälschungen nun hatte Smith zu verbessern. Für solche Fälle besitzt der Prophet „den Schlüssel zu allen Sprachen." Ein Theil dieser übernatürlichen Begabung ist sogar auf Smith's Schreiber übergeströmt; wenigstens lasen sie ohne Anstand die bekannten hieroglyphischen Zeichen, welche die Indianer in die Felsenwände ihrer Sitze einzuhauen pflegten. Vermittelst jenes Schlüssels und direkter Eingebung nun brachte Smith die neue Redaktion der Bibel zu Stande; sie ist zwar noch nicht gedruckt, doch erfährt man, daß das Werk durchaus umgestaltet und von Grund aus neu aufgebaut worden sei. Ob nun diese Redaktion zur Tradition sich versteinern darf oder von einem nachfolgenden Propheten neuerdings in den Fluß der Offenbarung hineingezogen werden muß: das steht dahin. Was Smith in seinem letzten Sermon zu Nauvoo über sich ausgesagt hat, gilt jedenfalls nicht von ihm allein: „Ich weiß mehr als die ganze Welt zusammengenommen, und der heilige Geist in mir umfaßt und begreift mehr als die ganze Welt"*).

Dieses monopolisirte und auf Eine Person concentrirte Recht, eigentliche Offenbarungen zu empfangen, ist es, was die Mormonen-Kirche zu ihrem ungeheuern Vortheil von der sonst parallelen Inspirations-Kirche der Irvingianer unterscheidet. Während in der erstern Ein einziger Wille als Gottes Stimme unumschränkt herrscht, leidet die letztere an den zwölf Köpfen ihres Apostelcollegiums und an dem Offenbarungs-Communismus, welcher in ihrem speciellen Prophetenamte herrscht. Das System ist hier wie dort Theokratie im engsten Sinne. Aber die Theokratie ist hier jeden Augenblick der bodenlosesten Verwirrung unter den Hierarchen selber ausgesetzt. Dort dagegen ist sie nur von zwei freilich höchst gefährlichen Klippen

*) Gunnison im Journal „Westland" IV, 3. S. 165. 177. 181.

bedroht. Die Eine liegt in der Wahl des jedesmaligen neuen Propheten durch das Collegium der mormonischen Zwölfboten im Verein mit der ganzen melchisedek'schen Priesterschaft. Die andere bilden die möglichen Zweifel und Bedenken gegen das Offenbarungs-Privilegium des Erwählten selber. Gewännen letztere einmal die Majorität, so wäre es nothwendig alsbald mit dem ganzen Mormonismus vorbei. Die einzige Säule, welche die Kirche und den Social-Politismus der „Heiligen" zusammenhält und trägt, ist das persönliche Inspirations-Monopol des Propheten.

Durch beide Klippen war auch der Mormonismus schon hart gefährdet. Auch er zählt daher bereits seine Separatisten und Sekten. Als Smith die Offenbarung von der Nothwendigkeit und Göttlichkeit der Polygamie empfing, erhob sich Gladden Bishop mit gegentheiligen Offenbarungen, deren er ganze Bände voll aufzuweisen hatte, und dem Propheten Young gegenüber gab Gladden sogar nicht undeutlich zu erkennen, daß er der wiedererschienene Christus selber sei, also über einem einfachen Propheten stehe. Neunmal excommunicirt, neunmal wieder aufgenommen, und neunmal auf's Neue getauft, schied er endlich doch aus der „abgefallenen Kirche" Youngs aus, und heute noch laborirt die Kirche am Salzsee an dem Schisma der Gladdeniten. Sie stellen sich als Alt-Mormonen dar, denn Gladden opponirte nicht nur gegen die Vielweiberei, sondern überhaupt für die Tradition der Mormonenkirche gegen das unumschränkte Offenbarungs-Monopol des Propheten. — Eine noch bedenklichere Lücke zeigte sich im System, als ein neuer Seher an die Stelle des ermordeten Smith durch die zwölf Apostel und die übrige Hierarchie erwählt werden sollte. Vor Allem erhob sich natürlich Rigdon mit Revelationen, die seine Wahl verlangten; er versprach dafür die Königin von England zu mormonisiren oder zu entthronen. James Strang, ein junger Advokat aus Newyork, erst einige Jahre Mormone, wies Offenbarungen Smith's vor,

die ihn als Nachfolger bezeichneten. Ein W. Smith hatte eigene Mittheilungen vom Himmel zu Gunsten seiner Candidatur erlangt, und Aehnliches scheint auch bei Lyman Wight, einem der Apostel, der Fall gewesen zu seyn. Brigham Young ward aber gewählt und sämmtliche vier Offenbarungs-Prätendenten als falsche Propheten ausgestoßen und dem Teufel übergeben. Rigdon und Smith waren bald spurlos verschwunden, wie später Gladden Bishop. Aber heute noch zählt man 500 Rigdoniten in Pennsylvanien, 500 Wightiten in Texas, 2500 Strangiten auf Beaver-Island. Ueber die Letzteren herrschte Strang als „König der Heiligen"; seit 1853 auch Repräsentant in der Legislative des Staats Michigan, lebte er doch unter blutigen Verfolgungen und Kämpfen mit den Nachbarn bis auf die neueste Zeit, wo er meuchlings erschossen worden seyn soll. Alle diese Sekten nennen sich Latter-day-saints oder Mormonen, alle aber verabscheuen den Propheten und seine Kirche als „abgefallen" und vom Teufel verführt. Sie zeugen laut von der prekären Stellung des persönlichen Inspirations-Monopols des Propheten, somit des Mormonismus überhaupt, selbst für den Fall, daß der Wunderglaube der Heiligen an sich die gegenwärtige Generation wirklich zu überdauern vermöchte*).

---

*) Vgl. Olshausen S. 115. 176. 193. — Busch S. 40. — Allg Zeitung vom 9. Aug. 1853. — Süddeutsche Warte vom 28. August 1858.

XLI.

Kaiser Ferdinands II. Reformation in Böhmen und seine Beichtväter aus der Gesellschaft Jesu.

Wie bezüglich so mancher Ereignisse oder Zustände und Verhältnisse der Vergangenheit der zufällig entstandene Irrthum, oder die absichtlich verbreitete Lüge mit leichter Mühe ein Verjährungsrecht sich erobert hat, mit welchem sie als geschichtliche Wahrheit von Buch zu Buch, und von Geschlecht zu Geschlecht läuft, so daß sie kaum mehr leise angezweifelt, geschweige denn angefochten werden darf: so ist dieses vornehmlich der Fall mit Kaiser Ferdinands Reformation in Böhmen, und seiner Stellung zu den Beichtvätern aus der Gesellschaft Jesu. Jene muß als eine blutige, grausame, vorzugsweise durch Kriegsknechte zu Stande gebrachte gelten; diese wäre eine solche gewesen, daß man eigentlich des Kaisers Beichtväter Regenten nennen müßte, denen er selbst bloß den Namen geliehen hätte. Da in den Parteischriften jener Zeit die Jesuiten unausgesetzt mit dem Beinamen friedhässiger, blutdürstiger Leute überschüttet werden, ist es bei dem Gewichte, welches Manche dergleichen Schriften heutiges Tages noch freudig beilegen, nicht schwer gefallen, dasjenige, was wider des Landesherrn und seiner vornehmsten Räthe Willen bei der Zurückführung Böhmens zu dem katholischen

Glauben hie und da Ungebührliches, Beschwerendes, selbst Hartes vorgefallen seyn mag, der Gesellschaft Jesu beizumessen, sie rundweg zu bezüchtigen, als hätte sie im Verborgenen gerade hierauf hingewirkt. An diesem Allem dürfen am wenigsten diejenigen zweifeln, welche die glänzendste Auszeichnung darin erkennen, auf der sogenannten Höhe der gegenwärtigen Zeit zu stehen. Bewährt sich doch diese Höhe vornehmlich darin, in Nichts auf den Grund zu bringen.

Die Frage: ob ein Landesherr, zumal ein katholischer, das Recht gehabt habe, in seinem Lande keine andere Religion zu dulden, als die vor Jahrhunderten in dasselbe eingeführte, dürfen wir nicht nach den Begriffen und Ansichten der gegenwärtigen Zeit entscheiden, noch weniger einer kirchlichen Gemeinschaft, welche vorzugsweise zur Erhaltung dieser Religion gegründet wurde, einen Vorwurf daraus machen, daß sie dieselbe nicht als Frage, sondern als Axiom genommen hat. Was Klugheit, Rücksicht auf die Zeitumstände und auf anderweitige Verhältnisse gebiete, ist etwas Anderes. Auch dieses ist in Acht genommen worden. Aus einer anderwärts auszuführenden Darlegung der Reformation in Böhmen wird sich ergeben, daß bei Kaiser Ferdinands tiefem Rechtssinn und vorherrschender Milde ein ganz anderes Verfahren sei eingehalten worden, als in den Gebieten so mancher von dem katholischen Glauben abgefallener Fürsten gegen ihre katholischen Unterthanen.

Wir dürfen den durch die vornehmsten Rathgeber beantragten und durch den Landesherrn von Böhmen genehmigten Grundzügen zu der Reformation die hin und wieder bei der Vollführung vorkommenden Härten nicht beimessen. Wer wollte für diejenigen, welche anderthalb Jahrhunderte später durch Beamtete und Commissäre mit unverkennbarer Lust gegen harmlose Klosterbewohner, selbst gegen Grüfte und Kirchen geübt worden sind, den Kaiser Joseph verantwortlich machen?

Er hat dieses ebensowenig gewollt, als Kaiser Ferdinand gewollt hat, daß irgendwo die Leute durch Croaten zu Prozessionen getrieben würden. Am wenigsten haben die Geistlichen solches gewollt, am allerwenigsten die Jesuiten dazu Hand geboten, obgleich es nicht an Geschichten-Büchern fehlt, welche diese als Urheber dessen hinstellen, was ungezügelte Soldaten verübt, rohe Befehlshaber denselben gestattet, vielleicht auch befohlen haben.

Allerdings wurden bezüglich der Weise, wie die Reformation Böhmens durchzuführen sei, die Jesuiten, nämlich der Beichtvater des Kaisers, P. Wilhelm Lamormain, und Heinrich Philippi, Rektor des Collegiums in Wien, um ihre Meinung befragt. Denn dieses Vorhaben galt, wie von der Gesinnung jener Zeit nicht anders sich erwarten läßt, als kirchliche Angelegenheit, die als solche des Kaisers Gewissen berührte, daher das Verlangen, auch die Meinung der Beicht-Väter darüber zu vernehmen, was zwar Manche nicht verstehen, der wahre Katholik aber ganz begreiflich finden wird. Wollte hierauf die landläufig gewordene Meinung begründet werden, Kaiser Ferdinand habe auch in eigentlichen Staats-Angelegenheiten ohne der Beichtväter Rath nichts gethan ,so ist Schreiber dieses im Fall, solches auf das entschiedenste von der Hand weisen zu müssen. Unter den vielen tausend Acten, die demselben aus dem ersten Jahrzehend seiner Regierung als Kaiser durch die Hände gegangen sind, hat er einzig zwei Gutachten von Jesuiten herrührend gefunden; eines vom Jahre 1627 über die Frage: :„ob Friedrich von der Pfalz theilweise wieder in seine Gebiete und Würde einzusetzen sei?“ welches Gutachten aber für den Kaiser so wenig maßgebend war, daß er es alsbald seinem Reichsvicekanzler von Strahlendorf zustellte, um dessen Bemerkungen (die auch demselben beigelegt sind) zu vernehmen; sodann dasjenige über die Reformation in Böhmen, welches hier soll mitgetheilt werden.

Aber, wird man einwenden, die Väter der Gesellschaft Jesu, zumal die Beichtväter des Kaisers, brauchten ihre Rathschläge nicht schriftlich mitzutheilen, sie hatten andere Wege, ihre Ansichten geltend zu machen, ihre Meinung oder ihren Willen durchzusetzen. Da hat sich zum Glück bezüglich der wichtigsten Vorkommenheiten und der folgenreichsten Schlußnahmen das Formelle der Verhandlungen bis zu dem endlichen Entscheid aus so vielen Fällen erhalten, daß derjenige, welcher die einfache Frage: wo bliebe hier für beichtväterliche Einmischung Raum? redlich und gewissenhaft beantworten wollte, mit der entschiedensten Zuversicht versichern darf, daß nicht die entfernteste Möglichkeit hiezu vorhanden sei. Es ist hier nicht der Ort, Beweise anzuführen; einer jedoch knüpft sich gerade an das mitzutheilende Gutachten. Wiewohl dasselbe über eine kirchliche Angelegenheit von den Beichtvätern verlangt wurde, blieb doch das letzte Wort nicht diesen, sondern war dasselbe den weltlichen Räthen anheimgegeben; denn an diese ging das Gutachten der Beichtväter zum Endentscheid.

Wer will es den Jesuiten verargen, wenn sie die Zurückführung Böhmens zu dem katholischen Glauben als eine zweckmäßige, ja pflichtgebotene Maßregel darstellten; suchte doch Abraham Scultetus dem pfälzischen Eindringling beliebt zu machen, daß er das Kreuz auf der Prager-Brücke in die Moldau werfen ließ! Aber nicht von den Jesuiten ist an den Kaiser, der bald nach der Wiedereroberung Böhmens die Nothwendigkeit der Reformation aus eigener Einsicht erkannt hatte, nachmals die Anregung zu wirksamer Durchführung dieser Maßregel ausgegangen, sondern von dem Cardinal Harrach, dem damaligen Erzbischof von Prag und Oberhirten des Königreichs. Ihm schien die Obliegenheit solches zu gebieten. Er machte im Jahre 1626 Vorschläge, in welcher Weise das Reformationswerk sollte fortgesetzt und zum Ziel geführt werden, wie vier oder fünf neue Bisthümer zu errichten wären, zu welchem Behuf er eine Abgabe von zehn

Kreuzern von der Kufe Salz, durch dreißig Jahre zu beziehen, in Antrag brachte. Seine Vorschläge wurden durch eine besondere Commission, bestehend aus dem Grafen Slavata, dem Reichsvicekanzler von Strahlendorf, dem Grafen von Werdenberg und dem deutschen Vicekanzler Böhmens, dem Freiherrn von Nostiz, den Cardinal Dietrichstein an der Spitze, unter Zuziehung seiner Person berathen.

Die Vorschläge des Erzbischofs, zusammt dem Gutachten der erwähnten Commission, übergab der Kaiser seinen Beicht-Vätern mit dem Auftrage, ihre Meinung darüber ihm ebenfalls zu eröffnen. Dieß geschah in einem lateinischen Gutachten, welches fünfzehn Bogen ausfüllt. Aber auch deren Meinung war für den Kaiser nicht maßgebend, sondern er ließ ihre Schrift zu nochmaliger Erörterung an seine geheimen Räthe gelangen, deren Eingabe vom 14. Januar 1627 freilich demjenigen, was die Beichtväter beantragt hatten, beinahe in Allem beipflichtete. Wurden hierauf die Anordnungen in dem Sinne dieser letzten Entscheidung getroffen, so wird schwerlich Jemand behaupten wollen, die Beichtväter hätten die Verfahrungsweise vorgeschrieben, sondern der Vorschlag zu dieser ging von dem geheimen Rath aus, den bei dieser Verhandlung der König von Ungarn (der nachmalige Kaiser Ferdinand III.), der Cardinal von Dietrichstein, der Fürst von Eggenberg, die Grafen Meggau, Trautmannsdorf, Breuner, Werdenberg, der Abt von Kremsmünster und der Freiherr Otto von Nostiz bildeten.

Fassen wir nun das Gutachten der beiden Jesuiten näher in's Auge, so wird Niemand in Abrede stellen können, daß in demselben wahre Milde bei dem Verfahren gegen die von der Kirche Abgefallenen, hoher Ernst, diesem erfolgreiche Wirksamkeit auf die Gemüther zu sichern, entschiedene Neigung, derselben den Vorzug vor allem äußern Glanz der Kirche einzuräumen, Uneigennützigkeit in Bezug auf diese, und edle Freimüthigkeit dem Landesherrn gegenüber sich vereinige.

Die Beichtväter aus der Gesellschaft Jesu waren es, welche das ganze Reformationswerk der Unterweisung, der Tüchtigkeit, der Thätigkeit und dem Eifer derjenigen anheimstellen wollten, die damit zu beauftragen seien, äußeren Zwangs-Mitteln bloß gegen entschiedene Halsstarrigkeit das Wort redeten. Sie waren es, welche dem Kaiser schonende Nachsicht in manchen besondern Fällen anriethen. Sie waren es, welche größern Werth auf das Wirken der Seelsorger in den Ortschaften, als auf die Errichtung von Bisthümern legten, oder an diese wenigstens solche Männer gesetzt wünschten, die nicht in dem Glanz der Würde, sondern im pflichtgetreuen Tragen der Bürde ihren Vorrang suchten; Seelsorger in dem strengsten Sinne des Wortes sollten diese seyn, nicht Fürsten, noch weniger Schreiber. Sie waren es, welche in der angeregten Rückgabe alles dessen, was vor langer Zeit geistliches Gut gewesen, der Frage des Rechts den Vorrang über der gewinnreichen Ausstattung der Kirche einräumten. Aber auch sie waren es, welche auf den Antrag des Erzbischofs von Prag, von jeder Kufe Salz zehn Kreuzer zu erheben, dem Kaiser freimüthig vorstellten: ein so unentbehrliches Bedürfniß neuerdings zu beschweren, gewinne den Anschein harter Bedrückung. Die Errichtung der Bisthümer würde damit zum Gegenstande des Hasses werden. Man würde sprechen und schreiben: der Kaiser gründe Bisthümer, aber nicht aus dem Seinigen; er wolle den Namen haben, aber nichts dazu beitragen. „Treten", sagen sie, „E. M. von den fünfundvierzig Kreuzern, welche auf die Kufe Salzes der Fiscus bezieht, zu obigem Zwecke zehn Kreuzer ab, dann bewähren Sie Ihre Hochsinnigkeit, Ihre Frömmigkeit, Ihren Eifer, Ihr Gottvertrauen; dann ist zu hoffen, Gott werde diese Einbuße in anderer Weise reichlich vergelten." Sind Beichtväter, die ihrem Landesherren Vorstellungen in solcher Art machen, zu verunglimpfen, und wären sie selbst Jesuiten? Und wenn nachher die geheimen Räthe diesem Antrage

beipflichteten, so darf man immer noch fragen, ob sie wohl den Muth gehabt hätten, denselben von sich aus zu stellen? Daß sie aber dem Kaiser neben dessen Empfehlung anriethen, vorher noch den Kammerpräsidenten darüber zu hören, lag in ihrer Obsorge um einen geordneten Geschäftsgang.

Lassen wir nun das höchst berücksichtigenswerthe Gutachten der beiden Beichtväter (es ist in lateinischer Sprache abgefaßt) in treuer Uebersetzung dem Wesentlichen nach folgen.

Die Anträge des erlauchtesten hochwürdigsten Herr Cardinals von Harrach, Erzbischofs von Prag, die Reformation in Böhmen und die Mittel zu deren Ausführung betreffend, dann das hierüber ausgestellte Gutachten der dem erlauchten und hochwürdigsten Cardinal Dietrichstein für jene Angelegenheit beigegebenen Räthe haben wir, in wiefern solche das Gewissen E. M., die Ehre und den Dienst Gottes berühren, reiflichst erwogen und legen unsere Meinung, die wir gerne dem reifern Urtheil Anderer unterordnen, in nachfolgenden Hauptstücken dar.

Erstes Hauptstück.

Ob der Kaiser zur Reformirung Böhmens verpflichtet sei oder nicht?

1. Eure geheiligte kaiserliche und königliche Majestät ist als christlicher König und Fürst, nicht bloß wenn die Seelenhirten Hochdero, als des weltlichen Arms, Beihülfe verlangen, sondern unmittelbar kraft Amtes, würde Sie auch von Niemand in Anspruch genommen, verpflichtet, das Königreich Böhmen von der Irrlehre, den Irrlehrern und den Säemännern des Irrthums, den falschen Lehrern, zu säubern; gleichwie deren Vorfahren, ob auch durch Geistliche nicht in Anspruch genommen, die Pflicht auf sich hatten, die Einführung der Irrlehre, das heimliche Erstarken derselben zu verhindern. Der erste einleuchtende Grund hiezu liegt in der königlichen Pflicht, Würde und Gewalt, welche E. M. von Gott empfangen hat, und wodurch Dieselbe zur Förderung der Ehre und des Dienstes Gottes, und zur Leitung der Völker nach dem Gesetze Christi und der Kirche, zum eigenen und der Untergebenen Heil

verpflichtet ist, weßhalb auch der König und Fürst, zumal der christliche, ein Diener Gottes genannt wird. Der zweite Grund ergibt sich aus der Natur des Irrthums, welcher von dem Glauben weicht, zu falschem Gottesdienst führt und solchen lehrt. Darum sind vor Allem diejenigen von einem Reiche ferne zu halten und aus demselben fortzuweisen (obwohl sie eine weit härtere Strafe verdienten), welche Irrthum aussäen, sind auch deren Pfleger und Heger, zumal nach so ernsten Warnungen, zu bestrafen. Der dritte Grund bietet sich darin, daß jetziger Zeit kein ernstes Hinderniß Entschuldigung zuläßt. Das gilt auch von den Herrschaften, ob weltlichen, ob geistlichen, hinsichtlich ihrer Unterthanen. Diese Pflicht ergibt sich aus dem natürlichen götlichen Gesetz, von welchem keine geistliche Gewalt, ja nicht einmal Gott selbst entbinden kann *).

2. E. K. K. M. (folglich auch andere weltliche Herren) ist kraft Amtes, Würde und Herrscherpflicht, und nicht durch ein besonderes Gesetz, verbunden, die Unkatholischen in Glaubenssachen zu zügeln, die Irrlehren zu entkräften, die Geheimnisse des Glaubens darzulegen. Zwar ist das Letztere nicht besondere Obliegenheit der Könige, des Fürsten, des Herrn, sondern es ist besondere Verpflichtung und Obliegenheit der Bischöfe, der Prälaten, der Seelsorger, welche kraft Amtes Väter und Hirten der Seelen, daher verpflichtet sind, in väterlicher Liebe und Sanftmuth die irrenden und wunden Schafe zur Herde zurückzuführen und zu pflegen, alle ihnen Anvertrauten mit der Speise des göttlichen Wortes, der wahren und gesunden Lehre (weßhalb der Apostel den Bischof einen Lehrer nennt) und der Sakramente zu nähren, und mittelst

---

*) Die geheimen Räthe sagen in einem Gutachten über ein Reformations-Patent, welches den 17. Juli 1627 in Gegenwart des Kaisers berathen wurde: „Ew. M. haben bisher erfahren, daß, wenn Sie mit Hintansetzung aller politischen Rücksichten nur die Ehre Gottes und die Fortpflanzung der katholischen Religion in's Auge gefaßt haben, Gottes Allmacht Ihr Segen verliehen, und alle Ihre Feinde mit deren spitzfindigen Praktiken zu Schanden gemacht habe."

der in der Kirche üblichen Strafen beisammen zu halten. Damit wird die Frage gelöst: ob die Reformation der geistlichen oder der weltlichen Gerichtsbarkeit zustehe? Das eigentliche Amt, die Irrlehrer zu widerlegen, zu lehren, die Seelen zu heilen, zu binden und zu lösen, in Zucht zu halten, kommt dem Bischof und den ihm untergeordneten Hirten zu. Einige Arten von Religiosen sind, zwar nicht kraft Amtes und von Rechtswegen, aber kraft ihrer besondern Regel ebenfalls hiezu verpflichtet, andere nicht, besonders nicht diejenigen, welche ein beschauliches Leben führen; das übrige fällt dem König und den Obrigkeiten zu. Eine vollständige Reformation ist daher Sache beiderlei Gewalt, des Herrn und des Vaters. Der König darf ein von dem katholischen abweichendes Religions-Bekenntniß in seinem Reiche nicht dulden *); der Vater aber hat die Irrgläubigen zu unterrichten, damit ihre Bekehrung nicht eine trügerische sei. Hiedurch löst sich eine zweite Frage: ob und in wieweit der Bischof in seinem Sprengel die Einmischung in das Reformationswerk verbieten könne und dürfe? Wir haben oben gesagt, E. K. M. sei durch keine bestimmte Vorschrift und Verpflichtung gehalten, zu lehren oder zu widerlegen. Aber durch das gemeinsame Gebot der Liebe, welches alle umfaßt, wird Jeder, auch der König, und der Oberherr, in Gemäßheit seines Standes und Ranges verpflichtet, nach Maßgabe der ihm von Gott ertheilten Gnade den irrenden Nächsten auf den rechten Weg zu führen. Dieses hat Gott bezüglich des Nächsten einem Jeden anbefohlen.

Zweites Hauptstück.

Welcherlei Personen zu dem Reformationswerk zu verwenden seien? Von ihrer Zahl, dem Verfahren, der vorzuschreibenden Bekehrungsfrist. Ob Kriegsvolk beizuziehen?

Da das Reformationswerk von dem König, als Landesherrn, von dem Erzbischof als Oberhirten und Vater abhängt, müssen

*) Hätte etwa der heidelbergische Professor Paräus eher Recht, als die Jesuiten, wenn er in seiner Auslegung des Briefes an die Römer S. 1369 sagt: eine christliche Obrigkeit dürfe in ihrem Gebiete durchaus nicht mehr als eine einzige — nämlich die calvinische — Religion zulassen?

Personen beiderlei Standes verwendet werden: Commissäre Namens und an Statt des Königs; fromme, gelehrte, gotteseifrige Priester Namens und an Statt des Hirten, des Erzbischofs.*)

Der Commissarien, welche mit königlicher Ermächtigung aufzutreten haben, können zwei seyn: ein Weltlicher, ein Mann, welchem Rang, Stellung, Redegabe, Klugheit, Eifer für die Religion, Frömmigkeit, tadelloser Wandel zur allgemeinen Empfehlung dienen, der dabei von Habsucht frei ist; der Andere, ein Geistlicher, nach Urtheil und Rath des Erzbischofs ersehen, mit irgend einer geistlichen Würde ausgestattet, bemerklich durch Tugendwandel und Gelehrsamkeit, besonders durch Kenntniß der Streitfragen und gewandte Behandlung derselben, sowie durch Beredsamkeit; z. B. einer derjenigen, der an ein Bisthum zu berufen wäre, wenn neue Bisthümer errichtet werden. Auf den Herrschaften, zumal denjenigen katholischer Herrn, soll auf des Königs Befehl der Herr selbst oder ein seine Stelle vertretender ehrenhafter Mann, den die Unterthanen kennen, zu dem die Leute Vertrauen haben, den Verhandlungen beiwohnen, damit er durch seine Gegenwart und seine Rede über die Reformation die Unterthanen belehre und darstelle, wie des Königs und des Herrn Wille im Einklang wären. — Doch steht es in E. M. Ermessen, ob Dieselbe es zweckmäßiger finde, daß der Weltliche bloß in des Königs, der Geistliche in des Erzbischofs Namen auftrete.

Der Gründe jedoch, weßhalb der vornehmste weltliche Commissär sowie der geistliche, Beide in des Königs Namen und Ansehen, nicht bloß in des Erzbischofes, auftreten sollen, finden sich mehrere. Zuvörderst weil die Irrgläubigen, eben als Irrgläubige, hartnäckig an ihrem Irrthum halten, hochmüthig und aufgeblasen ihr Urtheil über dasjenige der katholischen Kirche, ihrer Hirten und

---

*) Der Cardinal Dietrichstein und die ihm beigegebenen Räthe meinten, das Reformationswerk sollte dem Erzbischof, als dem Ordinarius, einzig übertragen werden; die zuletzt befragten Räthe pflichteten der Meinung der Theologen bei, indem sie zugleich auf das vor achtundzwanzig Jahren in Steyermark beobachtete Verfahren hinwiesen.

Lehrer hinaufsetzen, so daß sie bloß durch Furcht zum Anhören katholischer Prediger und zum Verkehr mit rechtgläubigen Priestern zu bringen sind. Nur der Befehl des Königs und der weltlichen Macht kann ihnen Furcht einflößen, nicht so derjenige eines Bischofs. — Die durch das königliche Ansehen eingeflößte Furcht weckt Ergebenheit und Gehorsam, wogegen das Gleiche, von dem Bischof ausgehend, Unwille, Entfremdung, Haß gegen den Hirten und die Priester erzeugt. Wie werden sie alsdann dessen Belehrung aufnehmen? Wie demselben unter der Beichte das Gewissen erschließen? Weiter. Gott und die Natur beginnt mit dem minder Vollkommenen und schreitet zu dem Vollkommenen; das Thierische geht voran, dann erst kommt das Geistige; erst Furcht und Angst, hierauf Liebe zu der Wahrheit und zu Gott. Daß in Mähren eine andere Weise befolgt wurde, hindert nicht; der fürdauernden Erfahrung, des Gebrauchs beider Landessprachen, der Uebung im Predigen, wodurch der erlauchte Herr Cardinal und Fürst von Dietrichstein sich auszeichnet, zu geschweigen, ist derselbe seit manchen Jahren auch zugleich Landpfleger, mit beiderlei Gewalt und beiderlei Schwert ausgestattet; dennoch stellte er überall des Königs Name, Wille und Befehl voran. Obwohl die Commissarien ihre Vollmacht von dem König erhalten, wenden sie dieselbe dennoch nach Anleitung des Erzbischofs, dem das Reformationswerk übertragen ist, und nicht Anders an.

Der Commissarius hat vor Allem die Unterthanen einer Herrschaft oder die Genossen einer Pfarrei zusammen zu rufen, ihnen das vorhabende Geschäft und den Willen Sr. Majestät darzulegen, klug und klar die Gründe auseinander zu setzen, welche S. M. zu dieser Sache bewogen haben, alle zum Gehorsam gegen die königliche Verfügung zu ermahnen, die Vortheile bemerklich zu machen, die an den Gehorsam sich anknüpfen, die Nachtheile des Ungehorsams hervorzuheben, die Frist zu bezeichnen, innerhalb welcher die Belehrung anzunehmen sey, die Wahrheit erkannt und ergriffen werden könne. Dieweil aber solches nicht Sache eines einzigen Tages ist, und der König nicht will, daß Jemand katholisch werde, bevor er die Wahrheit des katholischen Glaubens erkannt habe, bezeichnet der hochwürdigste Herr Erzbischof als lieb-

reicher Vater und Hirt Priester eines bewährten Lebens, voll Eifers für Gott, welche mit Liebe innerhalb der vorgeschriebenen Frist Alle und jeden Einzelnen, sowohl öffentlich als in den Häusern, im Glauben und in der Weise, die Gebote Gottes und der Kirche zu erfüllen, unterrichten, Beichte hören, sie in den Schooß der Kirche zurückführen sollen. Nach Verlauf einiger Zeit hat der Commissär nur mit seinem Gefährten zurückzukehren, um von der Wirkung des königlichen Auftrages sich zu überzeugen, allem nachzufragen, dem König Bericht zu erstatten, vorgefundene Willfährigkeit anzurühmen. Diese Rückkehr ist besonders nothwendig, wann Einige sich nicht sollten gefügt haben. Der zweite Commissarius hat ein, zwei, höchstens dreimal in seiner Predigt auf schickliche Weise die Controversen zu behandeln. Zuletzt werden die Namen aller Einwohner aufgezeichnet, um zu wissen, welche katholisch werden, welche nicht; das Verzeichniß ist öffentlich mit Anempfehlung den Unterrichtenden einzuhändigen. Hienach ist über die jetzige oder künftige Pfarrwohnung, über das Einkommen der Pfarrei, über die Kirche und deren Ausstattung Erkundigung einzuziehen, für Beherbergung und Unterhalt der Unterrichtenden Sorge zu tragen. Ist dieses vollzogen, dann begibt sich die Commission in eine andere Herrschaft oder Pfarrei, und es wird mit andern, die zu unterrichten sind, auf die gleiche Weise verfahren.

Da dieses Reformationswerk ein höchst preisliches ist, muß E. M. dasselbe ausschließlich Sich vorbehalten, so daß die Commissarien nicht von dem Landpfleger, sondern von E. M. unmittelbar abhängen, von Ihr ermächtigt werden, von dem Erzbischof die Weisung des Verfahrens erhalten, welcher auch zu bestimmen hat, wo begonnen werden soll, wie lange man an jedem Ort zu bleiben habe. Dabei ist vornämlich zweierlei in Obacht zu nehmen; einmal: da dieses eine Sache von höchster Wichtigkeit ist, daß man nicht oberflächlich, bloß zum Schein, sondern ernstlich, wohlbedacht, wirksam und beharrlich zu Werke gehe; sodann: daß man voranschreite, nirgends länger verweile als nothwendig, so daß in zwei, höchstens drei Jahren die Reformation durchgeführt werde.

Das Zuträglichste wird seyn, wenn der erlauchte Cardinal-

Erzbischof von Prag durch Einen oder Einige, die länger und öfter und mit Erfolg mit den Irrgläubigen des Königreichs Böhmen in Verkehr gestanden sind, eine Vorschrift zur Unterweisung verfassen läßt, dieselbe durch sein Ansehen bekräftigt und sie den Unterweisenden zustellt; auf solche Weise erhalten diejenigen, welchen lange Erfahrung abgeht, erforderliche Anleitung.

Zu Unterweisenden können ersehen werden zunächst der Ortspfarrer, wofern ein solcher vorhanden ist und er genugsames Wissen, Eifer und Klugheit besitzt; sodann der eine oder andere Priester derjenigen Orden, deren Bestimmung es ist, die Nächsten auf den Weg des Heils zu leiten, mit Irrgläubigen zu verkehren, Beichte zu hören. Bei Solchen, wenn sie rein das Heil der Seelen, nichts Weltliches, keine eigenen Vortheile im Auge haben, pflegt Gott mächtig mitzuwirken, ihren frommen Bemühungen wunderbaren Erfolg zu verleihen, wie die tägliche Erfahrung lehrt.

Wiewohl zwei, für jeden Ort durch den Cardinal-Erzbischof ausersehene, durch die Commissarien mit Anempfehlung zurückgelassene Welt- oder Ordensgeistliche*) solcher Art ohne Pfarrer oder einen andern Priester zu Unterweisung der Unkatholischen hinreichen, ist es doch zweckdienlich, daß der Pfarrer, wenn ein solcher sich vorfindet, oder derjenige Priester, welcher über die Bekehrten gesetzt werden soll, ihrer Unterweisung beiwohne; theils damit er die Pfarrgenossen und ihre Stimmung kennen lerne, theils damit er sich abnehme, nach welchen Grundsätzen die Belehrung zu ertheilen sei, soferne jene bei dem katholischen Glauben erhalten werden und in rechtschaffenem Wandel Fortschritte machen sollen.

Als Pfarrer ist hernach einzusetzen ein Priester frommen Lebens, damit er den Neubekehrten kein Aergerniß gebe; ein Mann von genugsamer Festigkeit in der Lehre, in den Controversen bewandert, damit er die dem Glauben Gewonnenen dabei erhalte, ihre Zweifel und Bedenklichkeiten genügend zu lösen wisse. Läßt sich aus Mangel an Priestern nicht jede Pfarrei besonders besetzen,

---

*) Hiezu bemerken die geheimen Räthe: „es ist von den Theologis wohl gerathen, daß der Erzbischof Unterweiser anstelle.“

so soll man für zwei, drei, vier benachbarte Pfarreien einen Einzigen aufstellen, demselben Befugniß ertheilen, an Sonn- und Festtagen mehrmals zu celebriren. Denn würde ein Unwissender oder Wandels halber verrufener Priester als Pfarrer eingesetzt, so müßte in kürzester Zeit wieder zu Grunde gehen, was durch Anderer große Mühe aufgebaut worden.

Dem ganzen Königreich oder jedem einzelnen Kreis desselben dürfen die Herren Commissarien nicht eine und dieselbe Frist bestimmen; dieselbe muß in den einzelnen Pfarreien, in welche sie die Unterweisenden einführen, je nach der größern oder geringern Zahl der Unkatholischen, auch nach der größern oder geringern Erfahrung der Unterweisenden, dann nach der größern oder geringern Hartnäckigkeit der Irrgläubigen sich richten. Zwei, drei thätige und eifrige Priester können in drei, vier, fünf Wochen Vieles ausrichten. In katholischen Pfarreien und Ortschaften reichen für die Unterweisenden acht bis zehn, für die Commissarien ein oder zwei Tage aus. Wir halten dafür, diese könnten insgeheim ermächtigt werden, in unkatholischen Pfarreien über die von den Herren Commissarien*) festgestellte Frist (sofern sie es als nöthig und nützlich erachten) acht oder zehn Tage länger zu verweilen.

Ferner ist es nothwendig, daß die Commissarien über den Fortgang, die Schwierigkeiten und Hindernisse der Reformation dem König und dem Erzbischof wöchentlich oder doch alle 14 Tage schriftlichen Bericht erstatten. Auch die Unterweisenden sollen, wenn es immer möglich seyn wird, allwöchentlich den Herrn Cardinal, ebenso die Herren Commissarien (wenn jener es wünscht) über den Erfolg und die Aussichten ihrer Arbeit in Kenntniß setzen.

Die Commissarien mögen dann nach dem Ermessen des Herrn Cardinals für die eine oder andere Person die Frist verlängern, doch unter Beifügung irgend einer Erschwerung, z. B. der Verpflichtung, vor Ablauf der Frist bei ihnen sich zu stellen, oder einer Geldleistung im Unterlassungsfall, oder der Entziehung des

---

*) D. h. der in Prag für das gesammte Königreich niedergesetzten Reformations-Commission.

öffentlichen Begräbnisses, wenn der Betreffende vor der Bekehrung mit Tod abginge.

Sind irgendwo die Pfarrgenossen zu dem katholischen Glauben zurückgekehrt, so haben die Unterweisenden oder die Commissarien bei ihrem Wiedererscheinen an diesem Ort dieselben auf freundliche Weise zu bewegen, die Einkünfte der Pfarrei zu verbessern, damit ein gelehrter Priester seinen anständigen Lebensunterhalt finde; z. B. wenn die Einzelnen zu einem jährlichen Beitrag von 20, 10, 5 Groschen, oder einem ganzen, halben, Viertels Metzen an Korn oder Weizen sich verstehen wollten. Diese Beiträge sind dann sogleich aufzuzeichnen, die Verzeichnisse in der Pfarrei, sowie in der königlichen Kanzlei niederzulegen, damit das Anerbieten nicht mehr könne zurückgenommen werden.

Ob und wie viel Soldaten den Commissarien als Geleit mitzugeben seien, hängt von den Umständen ab. Jedenfalls sind deren nicht mehr zu verwenden, als zu Aufrechthaltung der Ruhe unumgänglich nothwendig ist. Sie dürfen nur dem weltlichen Commissär zu Befehl stehen. Es müssen katholische Soldaten seyn. Sie sind streng anzuweisen, von denjenigen, deren Bekehrung angebahnt werden soll, über den Lebensunterhalt hinaus nichts zu fordern. Ziehen die Commissarien ab, so darf kein Soldat an dem Orte zurückbleiben *). Wirken die Unterweisenden mit Sanftmuth und im Geist der Milde und Liebe, dann wird man überhaupt keiner Soldaten bedürfen. Müssen die Commissarien an einen Ort zum zweitenmal kommen, dann dürfen die Soldaten nicht bei Bekehrten, sondern nur bei denen eingelegt werden, welche nach erhaltener Unterweisung in ihrer Halsstarrigkeit verharren; da mögen sie dann bleiben, bis jene zur Besinnung kommen und ihrer Pflicht Genüge thun. Hierin liegt keine Verletzung des Heiligen. Der König und die Commissarien thun damit nur etwas Erlaubtes; zureichende Unterweisung, um die Wahrheit zu erkennen und zu derselben ohne Trug sich zu bekennen, hat ja nicht gemangelt.

---

*) Weil da die Unterweisung einzutreten hat, an diese aber nicht äußerer Zwang sich anknüpfen soll.

Drittes Hauptstück.

Von den nothwendigen Mitteln, katholischen Glauben und katholisches Leben in Böhmen zu pflanzen, sie, wo sie gepflanzt sind, zu nähren und zu erhalten.

Es ist nothwendig, in allen Städten, Märkten und größern Ortschaften Schulen zu errichten, um durch diese sowohl Knaben als Mädchen im katholischen Glauben und allem zum Heil Dienlichen zu unterrichten. Dieser Unterricht darf nicht den Eltern, oder den noch nicht, oder doch so eben Bekehrten anheimgestellt werden. Die Commission und die Reformation aber berührt nur die Erwachsenen. Ueber die Knaben soll ein katholischer Mann, über die Mädchen eine Frau gesetzt werden, beide durch Wandel und Ehrbarkeit bewährt. Bisher wurden für die einzelnen Städte und Märkte Baccalaurei oder Magister aus dem Carolinum hiezu verwendet, wodurch der Irrglaube in wundersamer Weise über das ganze Reich verbreitet wurde *). Meistens suchten sich diese Baccalaurei und Magister in den Ortschaften reiche Weiber, wurden dann Stadtschreiber oder Stadträthe. Sollte nicht auf gleiche Weise der katholische Glaube, da, wo er wieder gepflanzt ist, können genährt werden?

Ferner thut es Noth, ein ausgezeichnetes Seminar von 200 Klerikern zu errichten, damit Pfarrer herangezogen werden **). Da

*) Wie in einem gewissen deutschen Musterstaate seit dreißig Jahren zwei Schulmeister-Seminarien nicht ohne schauerlichen Erfolg an der Dekatholisirung der katholischen Landestheile haben arbeiten müssen.

**) Auch damit erklären die geheimen Räthe sich einverstanden unter der näheren Bestimmung, daß das Seminar zugleich für die in das Königreich Böhmen incorporirten Länder solle errichtet, die Hälfte der Zöglinge aus dem eigentlichen Böhmen, die andere Hälfte aus Mähren, Schlesien und den Lausitzen genommen werden.

ist zu bemerken: 1. lange Erfahrung zeigt, daß die Böhmen keine große Neigung zum geistlichen Stande erzeigen; und doch gibt es in dem Lande viele Ortschaften, in denen bloß böhmisch gesprochen wird, welches ein Deutscher selten so vollkommen sich aneignet, daß er darin predigen und als Pfarrer auftreten könnte. — 2. Deßhalb sollten aus denjenigen Theilen Schlesiens, in welchen ein etwas verdorbenes, aber doch dem Böhmischen sich annäherndes Polnisch gesprochen wird, wie in den Herzogthümern Oppeln, Ratibor und Teschen, Knaben herbeigerufen und in Prag erzogen werden. Wiewohl die Böhmen gegen die polnische Aussprache einen besondern Abscheu an den Tag legen, lehrt doch die Erfahrung, daß Knaben aus den genannten Gebieten, sowie Slaven aus den ungarischen Berggegenden, wenn sie in Prag erzogen werden, die böhmische Aussprache so sich zu eigen machen, daß sie vortreffliche Prediger werden; außerdem bewährt jene Völkerschaft große Neigung für den geistlichen Stand. — 3. Werden nicht wohlunterwiesene, durch andauernde fromme Uebungen für einen lautern Lebenswandel gefestigte Personen als Pfarrer angestellt, so verfallen sie entweder in Irrthümer und lehren solche, oder sie geben Aergerniß.

Eben so nothwendig ist die Verbesserung der Pfarreien. Ihre armselige Ausstattung schreckt Viele von dem geistlichen Stande zurück. Da wären die Herrschaftsbesitzer von E. M. ernstlich zu mahnen, daß sie diese Verbesserung sich angelegen seyn ließen, womit das im vorigen Hauptstück angedeutete Mittel in Verbindung zu bringen wäre. Auch ist zu bemerken, daß zur Erhaltung und Festigung des Glaubens dieses weit dringlicher wäre, als die Errichtung neuer Bisthümer.

Bezüglich der Anträge der dem Herrn Cardinal und Fürsten von Dietrichstein beigegebenen Räthe, Betreffs der Beseitigung ketzerischer Bücher, der Beobachtung der Kirchengesetze, der Erbschafts-Berechtigungen haben wir Folgendes zu bemerken:

1. Unter dem Verlauf der Reformation sind von allen Bekehrten die ketzerischen Bücher abzuverlangen, diese aber erst nach deren Bekehrung, und wenn man moralisch die feste Ueberzeugung

gewonnen hat, es erwecke nicht ihr Mißfallen, zu verbrennen *). Die Schwachheit Neubekehrter ist in Liebe zu tragen.

2. Denjenigen, bei welchen die Reformation noch nicht durchgeführt ist, ist die Eheeinsegnung selbst bei der Erklärung: jetzt noch wollten sie nicht katholisch werden, nicht zu versagen **) (umsoweniger den Kindern die Taufe, auch wenn sie keine katholischen Pathen hätten). Denn nach dem Ausspruch der bewährtesten Theologen darf der katholische Priester solche Verlobte ohne Sünde nach kirchlicher Vorschrift zusammengeben, da nicht der Pfarrer der Diener dieses Sakramentes ist, sondern die Brautleute es sind.

3. Nach Ablauf der ersten durch die Herren Commissarien gesetzten Frist soll keinem Irrgläubigen ein öffentliches und feierliches Begräbniß gestattet werden. Feierliche Begräbnisse dienen dem Irrglauben in auffallender Weise zur Nachahmung, sowie andererseits ein mächtiger Antrieb zur Ergreifung des katholischen Glaubens darin liegt, wenn der Mensch versichert ist, sowie er den katholischen Glauben ergreife, werde er feierlich bestattet ***). Darum soll Niemand Verstorbene begleiten, an der Begräbnißstätte keine Zusammenkunft geduldet werden. Doch dürfen bei Bauersleuten sechs von den Hausgenossen, bei Adelichen zwanzig der Leiche folgen. Aber es müssen die Verstorbenen bei Nacht, an ungeweihtem Ort, ohne Fackeln, ohne weiteres Geleite begraben werden.

4. Da nicht bloß Zurückführung des Glaubens, sondern auch der Frömmigkeit und deren Festigung für alle Zukunft Zweck des gegenwärtigen Vorhabens ist, werden die Commissarien Strafen, zunächst an Geld, zur Herstellung oder Ausschmückung der Kirchen, oder zur Verbesserung der Pfarreien zu verwenden, festzusetzen haben, hierauf ernstere gegen diejenigen, welche an verbotenen Tagen

---

*) Der Cardinal-Erzbischof von Prag rieth zu sofortiger Verbrennung ohne diese höchst milde und weise Rücksicht.

**) Auch auf dieses trug der Cardinal an.

***) Aus einem im Archiv der k. k. Hofkanzlei aufbewahrten Gutachten der böhmischen Kanzlei sieht man, daß dieses Verfahren bis dahin zur Förderung der Bekehrung besonders wirksam war.

Fleisch essen, oder dazu Veranlassung geben; gegen Gotteslästerer, gegen Schmähung der Eltern, gegen knechtliche Arbeit an Sonn- und Feiertagen, gegen falsche Eide vor Gericht, gegen Verheimlichung ketzerischer Bücher, gegen Verehelichungen ohne Gegenwart des Pfarrers oder eines durch ihn geordneten Priesters. Dieß Alles ist von den Commissarien, schriftlich verfaßt, dem Ortsrichter zuzustellen, damit er es seinen Nachfolgern überliefere. Nur kräftiges Ansehen kann die Frömmigkeit in Böhmen herstellen.

5. Von großem Gewicht ist, daß die Hauptleute, die Pfleger und Rentmeister katholisch seien, weil unmittelbar von ihnen die Leitung der Unterthanen abhängt. Bei diesen also vornehmlich ist mit der Reformation der Anfang zu machen.

6. Ist irgendwo ein Kreis durch die Commissarien und die Unterweisenden zum katholischen Glauben zurückgeführt, und wieder zu frommem Lebenswandel herangebildet, so wird es nothwendig seyn, daß entweder, sofern es seyn kann, der hochwürdigste Herr Erzbischof selbst, oder an seiner Statt ein anderer Bischof denselben visitire, ihn durch seine Gegenwart und seine Ermahnungen erfreue, im Glauben festige, den Zustand der Kirchen besichtige, was in ihnen der Herstellung bedarf, anordne, dieselben reconcilire, Altäre weihe, das Sakrament der Firmung spende, nachdem er zuvor in einer Predigt über das Geheimniß Belehrung ertheilt haben wird. Dessen thun wir Erwähnung, nicht als ob es das Gewissen E. M. berührte, oder als wollten wir dem hochwürdigsten Herrn Cardinal-Erzbischof irgend etwas vorschreiben (was ferne von uns liegt), oder als glaubten wir, es sei nothwendig, hierauf hinzuweisen, sondern bloß deßwegen, weil wir der Ueberzeugung leben, daß neben andern Mitteln zur Durchführung der Reformation und zur Erkräftigung des eben wieder gepflanzten Glaubens auch dieses ein nothwendiges sei.

7. Hiezu ist aber die Errichtung jener vier Bisthümer nicht nothwendig; es kann auch unbeschadet des Gewissens Ew. Maj. die Reformation nicht bis zur Errichtung und Ausstattung dieser Bisthümer verschoben werden *). Jene drängt, diese, wenn auch

*) Die geheimen Räthe geben ausdrücklich den Theologen Recht, daß sie die Reformation von der Errichtung der Bisthümer trennen.

die Mittel schon in Ew. Maj. Händen lägen, erfordert Zeit. Da gibt es, bevor man zu dem Werk schreiten kann, mancherlei zu überlegen; als: in welchen Städten Böhmens die Bisthümer sollen errichtet, welche Pfarreien jedwedem Sprengel zugewiesen werden, welche Kirche einer Stadt zur Kathedralkirche zu erheben, wo die Wohnung des künftigen Bischofs zu suchen sei; ob demselben Domherren, ein Dechant, Propst beizugeben sei, oder ob er selbst Pfarrer, mit einigen Capellanen, seyn solle; ob die Bischöfe, die der König ernennen wird, wie die von Ungarn, durch den Papst, oder, wie die Suffragane des Erzbischofs von Salzburg, durch den Erzbischof von Prag sollen bestätigt werden? Zur Erörterung und Vollziehung dessen Allen, wenn es auch durch den heiligen Stuhl genehmigt ist, bedarf es viel Zeit. Das Reformations-Werk, die Einrichtung der Pfarreien hingegen darf nicht bis dorthin verschoben bleiben.

Daß die Errichtung neuer Bisthümer zur Festigung der katholischen Religion im Königreich Böhmen, zur Erhöhung der Würde der Kirche und des Erzbischofs wesentlich beitragen werde, ist nicht zu läugnen. Ein Beweis dafür liegt in der Größe des erzbischöflichen Sprengels, welche dessen Beaufsichtigung und zeitweiligen Besuch beinahe unmöglich macht. Auch ist dieses Vorhaben eines Kaisers Ferdinand würdig, sofern er die nöthigen Mittel dazu besitzt.

8. Doch sollten jetziger Zeit nicht mehr Bisthümer errichtet werden, als zum Beistand der Seelen nothwendig sind. Ist erst den erwiesenen Bedürfnissen der Pfarreien, vornehmlich derjenigen, die Mangel leiden, Genüge gethan, dann erst ist auf Erhöhung der Würde und Majestät der Kirche und der Geistlichen Bedacht zu nehmen. Ob bloß ein einziges Bisthum, oder deren zwei, drei, vier nothwendig seien, läßt sich erst entscheiden, wenn man die Zahl der unter dem Erzbisthum stehenden Pfarreien, dann diejenigen kennt, welche jedem Bisthume sollen zugewiesen werden. Allzu große Beengung des erzbischöflichen Sprengels wäre jedoch nicht zuträglich. Es gibt in Deutschland und in dem ganzen Norden nicht ein einziges Erzbisthum, welches nicht einen sehr weit gedehnten Sprengel hätte. In Deutschland findet man Bisthümer, die nicht kleiner sind als das Prager Erzbisthum, wie z. B. das

von Constanz. In diesem Lande scheint es nicht geziemlich und ist im Norden überhaupt nicht gebräuchlich, daß für wenige Pfarreien ein Bisthum errichtet werde. Auch hat zur Zeit, da in Böhmen die Religion am blühendsten war, soviel wir wissen, ein einziges Bisthum bestanden.

Viertes Hauptstück.

Ob der Kaiser im Gewissen verpflichtet sei, die Güter, welche einst der Kirche gehörten, zurückzustellen, oder in anderer Weise zu vergüten*)?

Das ist eine schwierige, jedenfalls gefährliche Frage. Auf der einen Seite gebührt es dem Beichtvater, den Beichtenden zur Wiedererstattung oder Vergütung nicht anzuhalten, sofern dieser entweder zu der Wiedererstattung des Gegenstandes nicht verpflichtet, oder es ungewiß ist, ob er könne dazu verpflichtet werden, wie denn bewährte Theologen sagen, der Beichtvater, der dieses thun würde, wäre gegen den Beichtenden zu völliger Schadloshaltung verpflichtet; andererseits kann und darf der Beichtvater dem Beichtenden nichts zusprechen, was der That nach fremdes Eigenthum ist.

Soviel ist gewiß, daß einst unter Ziska's Rückzügen viele Geistliche alles Ranges, sowie Ordensbrüder vertrieben oder niedergemetzelt, Kir-

---

*) Die Erörterung hierüber geht sehr in das Einzelne. Es dürfte genügen, die Hauptgrundsätze, welche von den beiden Jesuiten aufgestellt wurden, als Beweis, daß sie weder so engherzig, noch so eigennützig waren, als insgemein vorgegeben wird, aus der Denkschrift aufzunehmen. Auch bemerkt hiebei das Gutachten der geheimen Räthe ausdrücklich: „anlangend die alienirten geistlichen Güter, weil ansehnliche Theologi, jedoch mit denen in ihrem Gutachten gesetzten Clauseln und Limitationen, der Meinung sind, daß E. M. ad restitutionem nicht verbunden, auch deßwegen zu inquiriren nicht schuldig seien, fürnemlich, weil sich befindet, daß nie ein Kaiser oder König in so kurzer Zeit und bei solchen Kriegsläuften und Landesverderben so große Fundationes wie E. M. bei Dero Regierung aufgerichtet, als lassen es die Deputirten auch hiebei bewenden."

chen, Collegien, Klöster verwüstet, geistliche Güter vergewaltigt worden, hierauf durch Kaufverträge, Schankungen, Erbschaften und in ähnlicher Weise der Aenderung an Andere übergegangen seien. Auch heißt es, unter den letzten Kaisern wären manche Klostergüter entweder dem Fiscus zugeschlagen, oder durch diesen veräußert worden; ob mit oder ohne Zustimmung des Papstes wissen wir nicht. Ferner ist es wahrscheinlich, daß einzelne Güter durch die Geistlichen selbst verkauft oder vertauscht wurden, so daß es zur Verpflichtung der Rückgabe nicht genügen könnte, zu wissen, daß sie einst geistliches Eigenthum gewesen. Zumal aber, nachdem der Irrglaube in Böhmen Wurzel gefaßt hatte, wurden hin und wieder geistliche Güter ohne den mindesten Gewissensscrupel verkauft oder vertauscht. Daß die ersten Besitzer, ebenso wie diejenigen, welche in Indien der Güter von Heiden sich bemächtigt haben, zu den meisten auf unrechtmäßige Weise gekommen seien, unterliegt keinem Zweifel, und es ist ein berühmter Ausspruch der heiligen Väter: jeder Reiche ist entweder ein Unredlicher, oder eines Unredlichen Erbe. Welcher Beichtvater wollte jedoch die jetzigen Besitzer, oder einen Reichen nur deßwegen, weil er reich ist, zur Rückgabe anhalten? — Uebrigens hat der Kaiser in Böhmen, Mähren und Schlesien der Kirche von den Rebellengütern für mehr als eine Million im Werth zugewiesen.

Fünftes Hauptstück.

Von den Kosten 1. der Reformation; 2. der Errichtung des Seminars; 3. der Gründung eines einzigen Bisthums.

Die beiden Commissarien mit ihren Dienern erfordern täglich 10 fl., der Schreiber 2 fl. — jährlich 4380 fl.; je zwei Unterweiser, deren wenigstens 15 Paare nothwendig sind *), 3 fl. — jährlich 16,425 fl.; 50 Musketiere **) (sie werden vielleicht hin-

*) Die geheimen Räthe wollen nicht entscheiden, ob diese Zahl zureichend seyn werde.

**) Die weltlichen Commissarien in Prag hatten den Antrag gestellt:

reichen) mit dem Lebensunterhalt auf die zu Reformirenden anzuweisen, zu 5 fl. monatlich auf den Mann, würden 3000 fl. erfordern, somit das Ganze jährlich 23,805 fl.

Der anständige Unterhalt eines Klerikers in dem Seminar kann unter 150 fl. des Jahres nicht bestritten werden, demnach für 200 jährlich 30,000 fl.

Wir setzen voraus, daß Bisthümer in der Weise errichtet werden, wie es durch Philipp II. in Belgien geschehen ist; daß sie an Männer wollen übertragen werden, die durch heiliges Leben, vorzügliche Begründung in der Lehre, hervorragendes Geschick zum Predigen sich auszeichnen, an Männer, welche predigen, Beichte hören, die Sakramente verwalten, allen Obliegenheiten eines Hirten, wie die Bischöfe in Belgien, in eigener Person sich unterziehen können und wollen. Würde man dagegen jetzt oder in späterer Zeit etwas Anderes in's Auge fassen, so gäbe man den Zweck, den Glauben und die Frömmigkeit zu nähren, auf, und wäre es rathsamer, kein Bisthum zu gründen, als es Solchen übertragen, welche nicht zur Erbauung der Schafe Christi die Obliegenheiten des Hirtenamtes auf sich nehmen wollen.

Zur Gründung eines derartigen Bisthums, wobei zugleich auf das Rücksicht genommen ist, was der Anstand erfordert, reichen Güter hin zu einem jährlichen Ertrag von 6000 fl., oder der Zins von 100,000 fl. In gegenwärtiger Zeit läßt sich an Einführung eines Domkapitels in die Kathedralkirchen nicht denken. Es wäre ungereimt, an einer Kirche mehrere Weltgeistliche zu vereinigen, indeß für drei Pfarreien nur mit Mühe ein einziger Pfarrer aufzubringen wäre, welcher den in Hunger Verschmachtenden das Brod breche.

---

zur Durchführung der Reformation 1500 Mann zu Fuß und 500 Reiter in Bereitschaft zu halten; die Jesuiten betrachten fünfzig Mann, den vierzigsten Theil jener Waffenmacht, für hinreichend. Und doch müssen sie es seyn, welche vornehmlich mittelst dieser die Reformation in Böhmen durchgesetzt haben!

Sechstes Hauptstück.

Woher die bezeichneten Kosten nehmen?

Es scheint, man könnte sich hier an die Bestimmungen halten, welche bezüglich der Erfordernisse für die Bischöfe, die in ihren Sprengeln das Amt verrichten, durch die Kirchengesetze und Concilien aufgestellt sind. Diese wollen, daß die Einkünfte mäßig seien und von denjenigen bestritten werden, denen die Reformation zu Gute kommt. Wer mittelst des Worts unterrichtet wird, soll mit dem Unterrichtenden in Gemeinschaft treten, und ihm den Lebensunterhalt reichen. Wer weidete die Herde, und genöße nicht von ihrer Milch? Den Aposteln, als sie zum Predigen ausgesendet wurden ohne Tasche und Reisesack, ist gesagt worden: esset, was sie euch vorsetzen, der Arbeiter ist seines Lohnes werth. Dieses ließe sich auch auf den weltlichen Commissär, den Schreiber und den Soldaten anwenden, dafern er zum Reformationswerk nothwendig seyn wird *).

Indeß auf solche Weise läßt sich das Seminarium (so nothwendig als die Reformation, ja, ohne welches dieselbe nicht lange Bestand haben wird) nicht gründen. Ebenso ist es dienlich, daß weder die Unterweisenden, noch die Commissarien von denen, die unterwiesen und reformirt werden sollen, etwas nehmen, damit sie sagen können: wir sind Niemand unter euch zur Last gefallen. Alsdann werden diese willfähriger sich einstellen, jene ungehemmter und wirksamer ihrem Amte obliegen. Der Soldat (bedürfte man je seiner) ist genau innerhalb seiner Pflicht zu halten, daß er auch mit magerer und gemeiner Kost zufrieden sei, und nirgends länger als eine, zwei, höchstens drei Nächte liegen bleibe; es wäre denn, daß er, wie auch der eine oder der andere, oder auch beide Commissarien zu Halsstarrigen zum zweitenmale zurückkehren müßte.

*) Somit immer die Soldaten als problematische Nothwendigkeit von den Jesuiten hingestellt!

Ein anderer Weg wäre der Aufschlag von zehn Kreuzern auf die Kufe Salz *). Auf diese Weise hätten Alle beizutragen, da Reformation und Seminar Allen zu statten kommen, und zwar geschähe es unmerklich, ohne Belästigung; auch würde jeder üble Schein hiedurch vermieden, da solcher Gestalt weder Unterweiser, noch Commissarien von den zu Reformirenden irgend etwas erhielten.

Indeß stellen sich diesem Auswege viele und ernste Bedenken entgegen. Einen zum Lebensunterhalt so unentbehrlichen Gegenstand, wie das Salz, von neuem zu beschweren, gewänne den Anschein einer Tyrannei. Die Reformation und die Errichtung eines Seminars würde dadurch verhaßt, noch mehr diejenige der Bisthümer, indem die Veranlassung zu dieser neuen Belästigung nicht kann verborgen bleiben. Es ist auch kaiserlicher und königlicher Würde nicht angemessen, daß Sie Ihren neulich verkündeten Erlaß so bald ändern. In gehässiger und ungeziemender Weise würde man hie und da sagen und schreiben: der Kaiser unternehme eine Reformation, gründe ein Seminarium, errichte Bisthümer (dafern aus jener Auflage auch diese sollten ausgestattet werden), aber nicht aus dem Seinigen **), er wolle den Namen haben, aber nichts dazu beitragen. Darin liegt vielleicht eine größere Schwierigkeit, als auf den ersten Anblick sich wahrnehmen läßt.

Ein dritter Weg wäre, wenn von jenen 45 Kreuzern, welche E. M. Fiscus von jeder Kufe Salz bezieht, 10 Kreuzer abgegeben, diese für das Reformationswerk und das Seminar verwendet würden. Solcher Gestalt fielen die vorerwähnten Bedenklichkeiten weg, und träte dagegen Hochsinnigkeit, Frömmigkeit, Eifer und

*) Nach dem Vorschlage des Erzbischofs von Prag.

**) Das ist das Einzige, was der moderne sogenannte Staat aus der Vergangenheit beibehalten hat: daß aus öffentlichen Mitteln nichts zu geistlichen Zwecken solle verwendet werden; obgleich er (dann wieder in schroffem Gegensatz zu jener) aus Kräften dahin gearbeitet hat, die geistlichen Mittel durch allerlei Operationen auf ein Unbedeutendes herabzubringen, und manchen Orts selbst noch über den gebliebenen dürftigen Rest nach seiner Willkür zu disponiren.

Gottvertrauen hervor. Denn Sich, dem eigenen Bedarf, Ihrer Würde und Ehre entzöge auf diese Weise E. M. Etwas, um die schuldige Gottesverehrung in ein Reich zurückzuführen, welches bei zweihundert Jahren an dem Irrglauben kränkelte. Es verbände sich damit die Hoffnung, daß Gott jene Einbuße in anderer Weise reichlich ersetzen werde. Sollte dann im Verlauf der Zeit die Nothwendigkeit eintreten, jene zehn Kreuzer wieder an sich zu ziehen, so wird das zu anderer Zeit und unter andern Verhältnissen mit minderem Nachtheil sich bewerkstelligen lassen.

Wenn, wie es heißt, jährlich 400,000 Kufen Salzes in das Reich eingeführt werden, so betrügen diese zehn Kreuzer jährlich 66,660 fl. 40 kr. rheinisch. Werden davon 30,000 fl. für das Seminar bei Seite gelegt, und nach oben aufgestellter Rechnung durch drei Jahre je 23,805 fl., so blieben noch 12,860 fl. 40 kr. übrig. Soll dann nach dem Willen E. M. etwas Festes und Bleibendes ausgeführt werden, so ist es nothwendig, jenen Betrag von der Kammer zu trennen, nicht durch einen Beamteten derselben ihn verwalten zu lassen, sondern von zwei andern, deren der Eine, durch den Erzbischof bestellt, 36,000 fl., der andere als Vorsteher des königlichen Seminars 30,000 fl. bezöge und verwaltete, und zwar so, daß vor Abführung dieser Beträge nichts in das königliche Aerar zu fließen hätte. Beide sollten mit Beziehung des Abzugebenden Tag um Tag so lange umwechseln, bis Jeder seine Summe beisammen hätte. Einen Schlüssel zu der Kasse des erzbischöflichen Officials sollte der Erzbischof, den andern derjenige haben, welchen E. M. bezeichnen wird. Ebenso bei der Kasse des königlichen Seminars. Die Seminaristen hätten den Studien auf der Prager Universität obzuliegen. Denjenigen, der sie zu Hause beaufsichtigte, zu einem würdigen Lebenswandel anleitete, auch den Haushalt zu besorgen hätte, würde E. M. ernennen *).

Wie angenommen wird, sollte die Reformation längstens in drei Jahren durchgeführt seyn. Nach Verfluß dieser Zeit müßten in jene Kasse 118,000 fl. fließen. Wäre die Summe auf 148,000 fl.

*) Das Weitere, was die Vorkenntnisse und die Studien der Kleriker betrifft, kann füglich übergangen werden.

angestiegen, dann sollten 100,000 fl. zur Gründung des ersten Bisthums, 8000 fl. zum Ankauf einer Wohnung herausgenommen werden; womit 40,000 fl. in Kassa blieben.

In weiteren drei Jahren flößen wieder 108,000 fl. ein, könnte auf gleiche Weise ein zweites Bisthum gegründet, der Rest dem Prager Domkapitel zum Ankauf von Gütern und zur Verbesserung seiner Einkünfte übergeben werden, damit es die Freigebigkeit E. M. spüre.

Sind, was wir nicht zu beurtheilen vermögen, noch mehr Bisthümer nothwendig, so könnte man in zwei Triennien in gleicher Weise verfahren, käme man in zwölf Jahren zu vier Bisthümern, würde hienach die königliche Mauthkasse der Last entledigt.

Siebentes Hauptstück.

Ob solche, die den Willen des Königs vernommen und zureichende Unterweisung erhalten haben, und doch den katholischen Glauben nicht annehmen wollen, ferner im Königreiche zu dulden seien?

Es gibt im Königreich Böhmen vier oder fünf Klassen von Menschen, deren wegen die Reformation vorgenommen wird: 1. die Herren und Ritter; 2. die Bürger der königlichen Städte; 3. die Unterthanen irgendwelcher geistlichen oder weltlichen Herrschaft; 4. die Hauptleute, Pfleger, überhaupt solche, die von einem Herrn über Andere gesetzt sind; 5. Adeliche oder Geadelte, die nicht zu den Landständen gehören, und keinen festen Besitz haben.

Von allen diesen soll Niemand der Religion wegen aus dem Reich gewiesen werden, es sei ihm denn zuvor von den königlichen Commissarien der Wille des Königs eröffnet, durch die Unterweiser die katholische Wahrheit dargelegt worden.

Sind die Mittel, die dem König und dem Oberhirten zu Gebote stehen, angewendet, und der Baron oder der Ritter will der Wahrheit keinen Eingang in sich gewähren, in seinem Irrwahn verharren, so glauben wir, E. M. könne ohne alle Bedenklichkeit hierüber hinwegsehen, solange nur derselbe keinen Prädikanten hält, seine Söhne unverweilt aus irrgläubigen Oertern abruft. Auch können wir der Meinung der Herren Räthe beipflichten, daß diesen

der Antritt der Erbschaft ihrer Eltern nur gegen das Versprechen, in Jahresfrist katholisch werden zu wollen, zu gestatten sei*), sonst haben sie die Güter um angemessenen Preis ihren katholischen Verwandten zu verkaufen; mit dem Erlös mögen sie hingehen, wohin es ihnen beliebt. Sich selbst haben diese Adelichen es dann beizumessen, wenn sie in's Verderben gerathen.

Die Bürger werden, sobald sie den Ernst sehen, leicht zum katholischen Glauben zurückkehren, wie zu Prag die meisten schon gethan haben. Dient aber die Hartnäckigkeit von irgend Einem Andern zum Aergerniß, dann ist ein solcher sobald als möglich fortzuweisen; nicht deßhalb, weil er nicht katholisch geworden ist, sondern weil er der Stadt und den Mitbürgern Anstoß gibt. Erklären Ruhigere, minder Uebelwollende, sie könnten der Wahrheit nicht beipflichten, geben aber zu, daß ihre Kinder in derselben erzogen werden, meiden jedes Aergerniß hinsichtlich der Beobachtung der Kirchengebote, so kann man mit diesen milder verfahren, zuwarten, ihnen die Frist verlängern.

Die Unterthanen katholischer Herrschaften, ob in Städten, ob auf dem Lande wohnend, sind Hörige **). Man darf sie daher, wollen sie nach erhaltenem Unterricht nicht katholisch werden, nicht fortweisen (sie würden Alle die Wahrheit verwerfen, um die Freiheit zu erlangen), sondern man muß sie mit mäßigen und verständig angewendeten Strafen zur Annahme des Glaubens antreiben, böhmischem Recht gemäß ihnen die Kinder abnehmen, diese Solchen zuweisen, von denen sie katholisch erzogen werden.

*) Die geheimen Räthe bemerkten ebenfalls: den Kindern die Erbschaft abzustricken, wäre jedenfalls zu hart: daher pflichteten sie auch diesem Antrag der Beichtväter bei, mit dem mildernden Zusatz, daß ihnen nach Abfluß dieses Jahres noch die weitere Frist eines Jahres solle gegönnt werden. Der Kaiser selbst hatte sein früher erlassenes Mandat, daß hinfort keines Unkatholischen Güter in die Landtafel sollten eingetragen werden, in manchen besondern Fällen selbst gemildert, lange besessene Güter auf die Kinder vererben lassen.

**) Das Gutachten der geheimen Räthe sagt: man hält mit den Theologen dafür, daß mit den Leibeigenen in solcher Weise solle verfahren werden.

Zu den Herrschaften unkatholischer Herren müssen die Reformatoren zuletzt sich wenden. Inzwischen hat man sich in jeder Weise um die Herren zu bemühen, daß sie der katholischen Wahrheit beipflichten. Gelingt dieses, so hat man mit ihren Unterthanen nach obiger Weise zu verfahren, wo nicht, so ist zu erwägen, was Zeit und Umstände rathen, damit weder die Reformation gehemmt, noch übereilt vorgegangen werde. Werden die Herrschaften überführt, angebliche Lehrer zu halten, oder herbeizuführen, oder katholische Pfarrer zu placken, so sind die Herren mit einer Geld-Strafe zu belegen, die Prädikanten festzunehmen, für das Weitere wird Gott sorgen.

Hauptleute, Pfleger u. dgl. sind einzig unter der Bedingung, daß sie katholisch werden, bei ihren Stellen zu lassen; weil sie ohnedieß im Fall wären, durch eine Menge verdeckter Mittel die Untergebenen von dem katholischen Glauben abwendig zu machen, die Bekenner desselben zu quälen, die Irrgläubigen zu begünstigen, dieß Alles in einer Weise, die sich kaum entdecken ließe. Sind sie ritterlichen, bürgerlichen, hörigen Standes, so sollen sie ihre Stellen niederlegen, und es ist mit ihnen in Gemäßheit ihres Standes zu verfahren. Da darf E. M. weder gegen katholische, noch gegen irrgläubige Herrschaften Nachsicht üben. Dergleichen Leute schaden dem Unternehmen nicht weniger als Prädikanten. Wir wollen auch nicht glauben, daß irgend ein wahrer katholischer Herr aus bloß zeitlichen Rücksichten zugeben werde, daß sein Amtmann zum Schaden so vieler Seelen ein Irrgläubiger sei.

Adeliche und Geadelte, welche weder Landleute noch Bürger sind, auch keine Stelle bekleiden, und doch im Lande liegende Gründe besitzen, werden wenige zu finden seyn. Gibt es jedoch solche, so ist auf sie weniger Rücksicht, als auf Landleute, und nicht viel mehr als auf Bürger zu nehmen. Mit Solchen aber, die seit dem Sieg bei Prag ihrem Bürgerrechte entsagt haben, ist wie mit allen andern Bürgern zu verfahren.

Gott erhalte und lenke Euere geheiligte kaiserliche Majestät.

Wilhelm Lamormain.
Heinrich Philippi.

XLII.

Das protestantische Missionswesen der jüngsten Jahre.

VII.

Neuholland.

Es ist bekannt, daß die erste weiße Bevölkerung in Neuholland deportirte Verbrecher aus England waren. Viele derselben kehrten nach Ablauf ihrer Strafzeit nicht mehr in ihr Vaterland zurück, sondern gründeten dort Kolonien, indem sie die Urbewohner zurückdrängten. Die letztern führen ein stetes Wanderleben und sind von Natur mehr friedlich, als kriegerisch. Die Jagd ist ihre Hauptbeschäftigung, worin sie nur mit Tanzen, Essen und Schlafen abwechseln*). In den ersten Zeiten der Ansiedlung kamen sie häufig zum Besuche, aber die rohe Behandlung von Seite der Europäer verscheuchte sie bald. Was nützten, selbst wenn die Eingebornen das Lesen gelernt hätten, dem schlechten Beispiele der Kolonisten gegenüber, die massenhaft ausgestreuten Bibeln!

In den verschiedenen Theilen Australiens ließen sich nämlich Missionäre verschiedener protestantischen Sekten nie-

*) Ausland 1845, Num. 126, S. 802.

der, um die Wilden zu bekehren. Die in den zwanziger Jahren von den Methodisten gemachten Versuche in Neu-Süd-Wales waren ohne Bedeutung, und sie räumten gerne einer andern Partei, den Sendboten der Londoner-Gesellschaft, ihren Platz, um dort ebenso erfolglos zu arbeiten *). Die Missionäre Handt und Watson gründeten im Wellington-Thale eine Mission, bei der sich bald mehrere Eingeborne einfanden; sie hofften, wenn sie einmal ihre Sprache erlernt hätten, so würden „die scheuen Wilden, welche vor dem Anblick der Weißen in ihre finstern Wälder sich verbergen, sich ihnen zutraulicher machen, und in ihrem namenlosen Elend der lockenden Stimme des guten Hirten Gehör geben" **). Aber es zeigte sich schon im nächsten Jahre, daß die Missionäre in ihren Hoffnungen sich getäuscht hatten, indem der Bericht der Basler-Gesellschaft, „an jedem glücklichen Erfolge der Missionsarbeit verzweifelnd", sich von dieser Mission hinwegwenden möchte, wenn man nicht glauben müßte, daß „auch dorthin Gottes ewige Erbarmung in Christo sich doch Bahn brechen werde, und die Liebe, die aus Gott geboren, Alles hoffte." Der Missionär Günther, der im Jahre 1837 in diese Mission kam, arbeitete ebenso erfolglos, und berichtete dann, die Eingebornen hätten nicht einmal religiöse Gebräuche, noch irgend einen Begriff von Gottesverehrung. Gleichwohl meldet nach kurzer Zeit das Missionsblatt der Basler-Gesellschaft wieder: „die Aussichten der Mission seien versprechender als je" ***). Es habe zwar noch keine Herzensveränderung stattgefunden, allein bei dem jungen Geschlechte, bei dem der Heiland in der Regel sein Reich anfange, scheine Hoffnung zu seyn; sie hätten wenigstens eine Begierde zum Lernen. Bereits empfingen zwölf Kinder bei-

---

*) Basler Magazin 1832. 1. Heft, S. 99 ff.

**) A. a. O. 1834. 3. Heft, S. 338.

***) A. a. O. 1839. 3. Heft, S. 373.

derlei Geschlechts regelmäßigen Unterricht, und würden, um sie an die Missionäre zu fesseln, von der Mission unterhalten. „Bald lernten die meisten das Englische fertig lesen und zeigten, mit wenigen Ausnahmen, viel Eifer. Mehrere derselben würden viele Christenkinder, die bei weitem länger Unterricht genossen haben, nicht nur im Lesen, sondern auch in biblischer Erkenntniß beschämen. Wir haben einen Knaben von acht Jahren, der innerhalb zwölf Monaten die Bibel fertig lesen lernte. Selbst Jünglinge hatten sich bei der Mission eingefunden, die so lernbegierig waren, daß sie den Missionär oft bei der Nacht riefen, um sie zu unterrichten." Die Missionäre machten sich große Hoffnungen, nachdem die Wilden sogar angefangen, den Sonntags-Gottesdienst zu besuchen. Bald aber folgte wieder gänzliche Entmuthigung. Besonders dem Missionär Günther sank nun alles Vertrauen, denn der Bruder Watson hatte ihm, „auf eine schlaue Weise, in der Nacht die Kinder fortgenommen, und konnte nicht dahin gebracht werden, sie wieder zurückzugeben. Wie ungünstig diese traurige Geschichte auf die Gemüther unserer armen Schwarzen einwirken mußte, läßt sich denken" *). Auch die daselbst befindlichen Europäer, die ohnedieß auf die Mission nicht gut zu sprechen waren, wurden in Folge dieses Vorfalles noch mehr gegen das Missionswesen eingenommen. Die jungen Schwarzen, welche bereits einigen Unterricht genossen hatten, kamen jetzt nur noch „als Besuchende", d. h. sie verlangten nur zu essen und Unterstützung, ohne von der Mission etwas wissen zu wollen; deren, die noch beständig kamen, waren „kaum drei". Nun wird aber von den Missionären wieder dem lieben Gott die Schuld beigemessen, daß sie keine Fortschritte machten, indem es ihnen vorkam, „als ob der Herr dieses so tief gesunkene Geschlecht fast ganz aufgegeben habe, da überall in den

*) A. a. O 1842. 2. Heft, S. 14.

Missionsversuchen so wenig Aussicht sei." „Auch frühere Versuche" — schreibt Günther voll Verzweiflung — „die einige Hoffnung gewährten, sind ganz mißlungen; unsere Mission hat bis jetzt auf traurige Weise dem wahren Charakter und Zweck einer christlichen Anstalt widersprochen. Die deutsche Mission des Br. Lang zu Moreton-Bay, obgleich scheinbar so wohl angelegt, hat bisher auch nur Entmuthigendes erfahren, wie ich von verschiedenen Seiten vernehme. Br. Handt daselbst scheint gar wenig unter den Schwarzen thun zu können, und seine Arbeit ist fast ganz auf Europäer beschränkt. Ein Versuch zu Port-Philipp, seit mehr als vier Jahren begonnen, scheint auch nicht viel Hoffnung darzubieten. Die lutherischen Brüder in Süd-Australien klagen über ihre dunkle Aussicht, indeß sind sie sehr thätig und haben mehr gethan, als man glauben möchte" *). Nur Eine Hoffnung blieb dem Br. Günther in seiner verzweifelten Lage übrig: „ein junger Mann, der seit mehr als zwei Jahren Beweise eines tiefen Nachdenkens und ernster Eindrücke der Wahrheit gegeben hat." Derselbe Missionär berichtet aber zugleich: daß dieser junge Mann seit neun bis zehn Monaten körperliche Schwachheiten und Leiden zu erdulden hatte, und bei der Mission gepflegt und erhalten wurde: „glücklich, wenn ihn der Herr abruft!" So sehen wir die Hoffnung der Missionäre immer mehr schwinden, bis zuletzt nur die bekannte Formel übrig bleibt: „wenn auch nur eine Seele dem Herrn zugeführt werde, so sei schon viel gewonnen."

Die Mission wurde übrigens nicht bloß von der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft unterstützt, sondern den Missionären waren auch zu ihrer Wohnung Regierungsgebäude und Ländereien angewiesen, und sie genossen außerdem noch Regierungs-Unterstützung. Dessen ungeachtet sahen sie sich

*) A. a. O. 1842. 2. Heft, S. 16—17.

genöthigt, die Mission wegen ganz erfolgloser Bemühungen aufzugeben, und ein anderes Arbeitsfeld zu suchen *).

Die Missionsgesellschaft wollte aber dennoch von weiteren Versuchen nicht abstehen, sondern schlug einen Plan vor, der nach ihrer Ansicht eher zum Ziele führen würde. Die Missionäre sollten nämlich unter den Wilden wohnen und, da diese ein stetes Wanderleben führen, ihnen nachziehen und sie in den Wäldern aufsuchen. Das war wohl von einem protestantischen Missionär mit Frau und Kindern zu viel verlangt. „Ein mehr als gewöhnlicher Glaube", bemerkt Günther, „gehörte dazu; vor Allem müßte der Missionär sein Leben auf's Spiel setzen." „Sie haben", fährt er fort, „bisher schon das mühevollste Leben, und wissen kaum wofür" **). Wie sollte ein protestantischer Missionär, gestützt auf seine subjective Glaubensansicht, die täglich modificirt werden kann und wird, Muth und Ausdauer haben, selbst sein Leben für einen von ihm geschaffenen Glauben hinzugeben? Und wenn er auch sein Leben hingäbe, so ist er doch ungewiß, ob er einen Nachfolger auf seiner Bahn erhalten werde, der in seinem Geiste das Amt fortführt, oder ob nicht dieser einer ganz andern Richtung folgt, so daß also die Anstrengung und Aufopferung für seine Sache unnütz wären.

Noch ein anderer Punkt, der die Missionäre sehr an die Station in Wellington-Thal fesselte, darf nicht unerwähnt bleiben. Die Mission hatte dort „nahe gegen 400 Stück Rindvieh, Pferde und etwa 1500 Schafe" ***), so daß dem Missionär Günther selbst manchmal der Gedanke kam, daß „zuviel zeitliches Geschäft" mit der Mission verbunden sei; „al-

---

*) Wiggers: Geschichte der evangelischen Mission. II. Bd. 2. Abth. S. 532. — Basler Magazin 1844. 1. Heft, S. 191. — Ungewitter: der Welttheil Australien. S. 114.

**) Basler Magazin 1843. 4. Heft, S. 10—11.

***) A. a. O. 1843. 4. Heft, S. 8.

lein, da jeder Schwarze, der sich einigermaßen der Mission anhänglich macht, nothwendig unterhalten werden muß, kann man kaum eine andere Einrichtung treffen." Ungeachtet dieser innigen Anhänglichkeit mußte die Station endlich doch aufgegeben werden.

Auf der Station Zions-Hill an der Moreton-Bay ging es den dortigen Missionären nicht besser; denn auch sie mußten diese Mission zuletzt aufgeben. Die zahlreichen Prediger, die hier von der „Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums" unterhalten wurden, dienten nur mehr den Gemeinden der eingewanderten Europäer *). Sie hatten besonders „viele Freude an den Engländern, Schotten und Irländern", welche letztern sie den Heiden gleich achteten, weil sie „Papisten" waren. Fanden sich noch Schwarze bei ihnen ein, so geschah es meist nur aus Neugierde, oder um ihnen etwas zu stehlen **).

In Port-Jackson hatten sich die Methodisten einen Wirkungskreis gewählt, wo sie ihre bekannte Thätigkeit entwickelten, aber ohne ein erwünschtes Resultat erzielen zu können. Nach achtzehnjähriger Arbeit mußten sie ihre Mission aufgeben, und sich auf die Weißen beschränken ***).

In Adelaide und Encounterbay hatten die lutherischen Missionäre ihr Glück versucht. An ersterem Orte ward ein Verein gebildet, um theils Beiträge zu sammeln, theils Missionäre von der lutherischen Gesellschaft in Dresden zu erhalten †). Auch das Organ der Erlanger-Fakultät hegte frohe Hoffnung, „daß deren Bemühungen zur Verbreitung des Christenthums unter den Heiden nach lutherischem Bekenntnisse durch Gottes Gnade höchst gesegnet werden könn-

---

*) Wigger's Geschichte. Ebd. S. 532.

**) Basler Magazin 1847. 1. Heft, S. 186.

***) A. a. O. 1844. 1. Heft, S. 190.

†) A. a. O. 1843. 2. Heft, S. 219.

ten" *). Zu den Missionären Schürmann und Teichelmann kamen noch die Missionäre Meyer und Klose, ohne daß man etwas Besonderes von ihrer Wirksamkeit zu sagen wüßte. Wie überall, so auch hier die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen erkennend, beschloß Teichelmann eine Kolonie zu gründen und Oekonomie zu treiben, in der Hoffnung, dadurch die Schwarzen an sich zu ziehen. Er kaufte zu diesem Zwecke für 100 Pf. Sterl. ein Stück Landes von 80 Morgen, südlich von Adelaide. Nach einem Jahre angestrengter Arbeit war es ihm noch „mit keinem einzigen Eingebornen gelungen, ihn zum Bleiben zu bringen." Er ging zwar alle Sonntage in die Stadt, und suchte einige Schwarze zu treffen, um sie zu sich einzuladen, allein vergebens. Auch er kam endlich zur Einsicht der übrigen protestantischen Missionäre, daß „die Mission wegen Unbeständigkeit, Lasterhaftigkeit und Stumpfheit der Eingebornen eine äußerst geduldprüfende und unfruchtbare sei" **). Doch hob sich die Hoffnung noch einmal: die Missionäre brachten eine Schule zu Stande, in der „bereits fünfzehn Kinder unterrichtet wurden und ziemliche Fortschritte machten, so daß sich erwarten ließ, die lutherische Kirche werde ihren Missionsberuf hier bewähren" ***). Nach einem Jahre stieg die Zahl der Kinder schon auf zwanzig; die Regierung gewährte bedeutende Unterstützungen, und Alles berechtigte zu der Hoffnung, daß jetzt große Fortschritte gemacht werden könnten †). Bald aber drang die Botschaft nach Deutschland, daß die Mission auch auf diesem Wege entschieden mißglückt sei ††). Auch der Plan mit der Kolonie Teichelmann's war gänzlich mißlungen,

---

*) Erlang. Zeitschr. für Protestantismus und Kirche. 1841. S. 396.

**) Basler Magazin 1843. 4. Heft, S. 253.

***) A. a. O. 1844. 4. Heft, S. 214.

†) A. a. O. 1845. 3. Heft, S. 149.

††) Calwer Missionsblatt 1845. Num. 1, S. 8.

so daß er im Auftrage der Missionsgesellschaft sein Grundstück verpachten und zu Klose ziehen mußte, „um daselbst wo möglich eine Gemeinde aus den Europäern zu sammeln." Der Letztere sollte aber „seine Thätigkeit an der von der Regierung unterhaltenen Schule so lange fortsetzen, als er sich nicht behindert finde, die Kinder für die lutherische Kirche zu erziehen" *). Es währte aber nicht lange, so kamen neue Berichte, welche das gänzliche Aufgeben der Mission verkündeten. Die Missionäre, die mit so viel Hoffnung und Vertrauen auf die von der lutherischen Kirche ihnen ertheilte Sendung ihr Werk begonnen, verließen still ihre Stationen, und übernahmen die Seelsorge unter den Europäern, wozu das Missionscollegium, „in Anbetracht, daß der Mission unter den Eingebornen Neuhollands bis jetzt unüberwindliche Hindernisse im Wege stehen", seine Einwilligung gab; gegen den Pastor Meyer ward indeß die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen, „daß er auch in seiner neuen Stellung nach Kräften für die Bekehrung der Eingebornen wirksam seyn werde" **).

Besuchen wir nun noch einmal die Moreton-Bay, so finden wir hier eine Missions-Station, wo der Missionär Schmidt wirkte, und in neun Monaten 1026 Kinder unterrichtet und gespeist, 1125 Erwachsene zur Arbeit angehalten wurden ***). Das waren aber nicht lauter Eingeborne, sondern auch Kinder der Europäer, was der Bericht absichtlich zu verschweigen scheint, wie aus der obigen Aeußerung über das Schicksal des Missionärs Handt hervorgeht. Ungeachtet der Unterstützung der Regierung war es den Missionären doch nicht möglich, bei den Eingebornen ein günstiges Re-

*) Basler Magazin 1846. 4. Heft, S. 196.
**) A. a. O. 1849. 3. Heft, S. 213.
***) A. a. O. 1843. 2. Heft, S. 150.

sultat zu erzielen. Es wurde daher von dem Vorstand der Mission der Antrag gestellt, die Station verlassen und weiter ziehen zu dürfen, weil er überzeugt sei, „daß sie nicht viel thun könnten, seitdem Moreton-Bay Jedermann offen stünde.“ Auch hatte der Gouverneur, da er die gänzliche Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen eingesehen, erklärt, daß er die Unterstützung zurückziehen werde, wenn sie nicht weiter ziehen wollten. Der Missionär Handt gab nun sofort sein Missionsgeschäft unter den Eingebornen auf, und suchte ein „besseres Arbeitsfeld als Kaplan unter den Weißen an der Moreton-Bay“ *).

Auch Missionäre der Brüdergemeinde haben unter den Eingebornen Versuche gemacht, von deren Wirksamkeit aber weiter nichts bekannt geworden, als daß sie Reisen machten, das Terrain untersuchten und sich einen Platz ausersahen, wo sie ihr Geschäft anfangen könnten **). Später hatten die protestantischen Bischöfe von Sidney, Melbourne, Newcastle, Adelaide, Tasmania und Neuseeland in einer Conferenz den Beschluß gefaßt, eine allgemeine australische Mission zu gründen und mit Energie zu betreiben ***). Sie waren alle sehr eifrig für die angeregte Sache, insbesondere der hochkirchliche Bischof von Neuseeland. Es scheint aber nicht so fast die Sorge für die Eingebornen und ihre Bekehrung zum Christenthum gewesen zu seyn, was einen solchen Beschluß herbeigeführt, sondern vielmehr die Besorgniß, die katholischen Missionäre möchten ihnen den Rang abgewinnen. Schon früher hatte die Ankunft katholischer Priester in Sidney Schrecken verursacht. Nachdem sie nun die erfolgreiche Wirksamkeit derselben unter den Weißen und Deportirten er-

---

*) A. a. O. 3. Heft, S. 6.

**) A. a. O. 1850. 2. Heft, S. 293.

***) Calwer Missionsblatt 1851. Num. 15, S. 68.

erkannt hatten, war es wohl hohe Zeit, sich nochmals zusammenzuraffen und alle Energie aufzubieten.

Ueber das Wirken der katholischen Missionäre ließ sich im Jahre 1844 ein protestantischer Missionär also vernehmen: „die Papisten haben im letzten Jahre eine Mission unter den Wilden zu Moreton-Bay angefangen, und glauben, sie werden den Sieg über die Protestanten davontragen" *). Er zweifelt selber gar nicht an diesem Siege, tröstet sich aber damit, „daß daraus Gutes entspringen könnte." „Sind ja doch manche Nationen zuerst durch das eiserne Joch des Papstthums getrieben worden, ehe sie die Freiheit des Evangeliums kosten durften." Das ist allerdings ein ehrenvolles Zeugniß für die katholischen Missionäre, und stimmt mit dem, was Hoffmann in seinem Basler-Bericht sagt, überein, der gleichfalls bekennen muß, „daß die katholische Kirche durch ihre Missionen den Widerstand roher Nationen gegen das Evangelium zu brechen, und der Verkündigung des lauteren Gotteswortes die Bahn zu bereiten die Bestimmung habe" **). Das Armuthszeugniß aber, welches man sich dadurch selber ausstellt, könnte schwerlich präciser lauten. Erst muß das „eiserne Joch des Papstthums" voran gegen die heidnische Macht, dann erst getraut man sich, hin und wieder einen schwachen oder armen Katholiken in's Netz zu bringen!

Im Jahre 1835 gab es in Australien nur sechs katholische Priester; im J. 1842 war ihre Zahl schon auf achtundzwanzig gestiegen. Die Zahl der Katholiken nahm in steigender Progression zu. Die barmherzigen Schwestern erschienen auch in diesem Welttheil, um Segen zu verbreiten. Sie nahmen sich besonders der Deportirten an, welche von den protestantischen Predigern fast gänzlich vernachlässigt wurden, es sei denn, daß sie einige Bibeln und antikatholische

*) A. a. O. 1845. Num. 1, S. 8.

**) Basler Magazin 1840. 2. Heft, S. 6.

Traktate unter denselben verbreiteten. Unter der trefflichen Leitung des Erzbischofs von Sidney, Hrn. Polding, war die Zahl der Kommunikanten bald auf eine erfreuliche Weise gestiegen; während man früher kaum 200 zählte, sagt er in seinem Berichte: es habe sich die Zahl derselben schon im J. 1842 auf 23,000 belaufen, und seither noch bedeutend vermehrt; überdieß seien viele Protestanten zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt und zur Kirche zurückgekehrt.

Uebrigens gäbe es für die protestantischen Missionäre unter den Europäern, deren Zahl sich theils durch Deportation, theils durch neue Ansiedler sehr vermehrt hat, ein großes Arbeitsfeld. So hatte sich die Bevölkerung in Süd-Australien, die im J. 1841 etwa 15,000 Seelen betrug, bis zum J. 1851 auf 62,539 vermehrt. Die Bevölkerung von Neu-Süd-Wales betrug im J. 1843 nur 164,000 Seelen, im J. 1851 aber 190,000. „Bei den ungeheuern Summen", sagt Sidney, „welche für die Heidenmission nutzloser Weise verwendet werden, ist es nur zu beklagen, daß nicht auch einige Tausend Missionäre zufließen, die unter den emigrirten Britten umherziehen müßten" *). An Bibeln hat es bisher nicht gefehlt, aber weder die Bemühungen der Methodisten, noch der Anglikaner, noch der Lutheraner hatten bis heute irgendwo einen gesegneten Erfolg.

---

*) Sidney: Australien. 1854. S. 317.

XLIII.

Zeitläufe.

I.

Die „*Transkaukasia*" des Barons von Harthausen, oder die Völker am Kaukasus; Tscherkessen und Armenier insbesondere.

Freiherr August von Harthausen hat seine Bereisung des russischen Reiches, deren Frucht in seinen berühmten „Studien" vorliegt, insoferne auch auf Asien ausgedehnt, als er im Herbste 1843 von der Krim aus einen Ausflug von einigen Wochen nach den russischen Kaukasus-Provinzen unternahm, und denselben süd-östlich bis Eriwan, der Haupt-Stadt von russisch Armenien, erstreckte. In englischer Sprache liegt schon seit mehreren Jahren eine Schrift über diesen Theil der Reise vor. Die deutsche Ausgabe verzögerte sich bis 1856 *). Die Zwischenzeit hat der Herr Verfasser benützt, um die einschlägige Literatur zu besichtigen, und eine

*) Sie ist jetzt unter folgendem Titel erschienen: „Transkaukasia". Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben, und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen von August Freiherrn von Harthausen." Zwei Bände mit zahlreichen Holzschnitten und einer Karte. Leipzig bei Brockhaus 1856.

große Masse literarischer Notizen zu seinen persönlichen Beobachtungen hinzuzufügen. Das Werk hat dadurch an Umfang und Reichhaltigkeit gewonnen. Indeß ist es doch eine Frage, ob in der Beiziehung fremden Materials nicht vielleicht zu viel geschehen, indem der einheitliche Eindruck nicht immer unangetastet bleibt, und die eigenen Berichte des Herrn Barons manchmal sehr in den Hintergrund gedrängt erscheinen. Unsere Besprechung befaßt sich natürlich vorherrschend mit den letztern und ihrer religiös-politischen Seite. Der Hr. Verfasser hat die seltene Schärfe seines Auges für ethnographische Untersuchungen neuerdings glänzend erprobt. Durch Beiziehung des reichen Märchen- und Sagenschatzes der geschilderten Völker gewinnt die Darstellung noch besondere Lebhaftigkeit, obwohl derselbe meist aus sehr secundärer Quelle geschöpft ist, schon deßhalb, weil der Hr. Baron der am Kaukasus lebenden Sprachen nicht mächtig ist. Indeß hatte er in der Regel das Glück, Leute zu finden, welche diesen Mangel möglichst zu ersetzen vermochten. So bleibt nur zu wünschen übrig, er möchte in der Lage gewesen seyn, längere Zeit auf das persönliche Studium jener Kaukasus-Länder zu verwenden, um die sich einst guten Theiles die Geschichte der Menschheit drehte und vielleicht wieder drehen wird. Denn sie bilden die Völker-Brücke zwischen Europa und Asien.

Sollte über kurz oder lang die orientalische Frage vom europäischen Boden verdrängt werden, und sofort auf asiatischem Boden sich concentriren, dann müßte der Kaukasus bald wieder in den Vordergrund treten. Noch während des jüngsten Krieges war er bei den Mächten selber nahezu vergessen; es bedurfte des unglücklichen Falles von Kars, um sie zu erinnern, daß Rußland dort auch noch seine wichtigen Ziele habe. Nur England hatte die Vorgänge zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere nicht aus den Augen gelassen; es versuchte zu wiederholten Malen, den Kampf der

Alliirten dahin auszudehnen. Wer das vorliegende Werk gelesen hat, wird über die dringenden Motive dieser Politik Englands nicht in Zweifel seyn. Wäre es ihr gelungen, dort festen Fuß zu fassen, so würde man jetzt nicht hören, daß Brittisch-Indien zum Kriege wider die über Herat vordringenden Perser rüste; England hätte nicht nöthig, von Ostindien aus seinen Einfluß in Persien wieder herzustellen zu suchen, als angeblicher Rächer seines Todfeindes von Früher her, des Dost Mohamed von Kabul. Wir haben es damals durchaus gebilligt, daß Napoleon III. der englischen Politik den verlangten Dienst nicht thue. Nicht als wenn wir nicht auf's Tiefste überzeugt wären, daß die letzte Instanz der orientalischen Frage von den Kaukasus-Ländern handeln wird. Aber wir wünschen die Lösung in Asien so wenig, wie die in Europa von fremder Unterjochung, sei es direkter oder indirekter; sondern wir fragen uns dort wie hier: ob und inwieferne ein neues Heil für jene alten Culturländer nicht etwa von ihren Bevölkerungen *selber* auszugehen vermöge?

Offenbar hat derselbe Gedanke auch Hrn. Baron von Haxthausen bei seinen Beobachtungen geleitet. Dabei haben sich ihm hauptsächlich zwei Bemerkungen ergeben, deren Begründung wir mit um so größerm Interesse verfolgten, als wir auch selbst wiederholt schon dieselbe Ansicht aufgestellt hatten. Der Herr Baron meint erstens: der Islam an sich sei noch keineswegs so erstorben, wie man glaube, und wie er es allerdings in Europa an den Osmanen als besonderm Volksthum sei. Zweitens sieht er wirklich ein Volk der europäisch-asiatischen Zukunft vor Augen, und zwar in den *Armeniern*, für welche er sich in dem Maße begeistert, als er nähere persönliche Bekanntschaft mit ihnen macht. Man dürfte sagen, sein Werk sei vorherrschend den Armeniern in ihrer asiatischen Heimath gewidmet.

Daß der Hr. Verfasser schon im J. 1843 immer wieder an dem dichten Schleier zu rücken suchte, welcher die Zukunft

der Länder diesseits des Kaukasus bedeckt, geschah nicht aus müßiger Spekulation. Vielmehr forderten ihn die Spuren einer großen Vergangenheit bei jedem Schritte dazu auf, welchen er über diesen Boden hin vor sich setzte. Ruinen alter, mitunter herrlicher Kirchen und zerfallene mittelalterlichen Burgen überall, erzählten ihm laut von christlichen Reichen, die einst da blühten, wo heute der Islam herrscht und Alles mit Trümmern bedeckt hat; erzählten ihm wenigstens von jener Zeit, wo noch die kleine Republik Genua die Kaukasus-Länder der abendländischen Christenheit näher gebracht hatte, als bis heute alle Dampfschiffe und Eisenbahnen, und die sämmtlichen fünf Mächte noch vermochten. Nicht nur die ersten christlichen Jahrhunderte haben hier ihre, und mitunter grandiose, Denkmäler zurückgelassen, die verfallenen Kanal-Systeme, riesenhafte Werke, die einst liebliche Gartenländer für zahlreiche Völker und blühende Cultur geschaffen hatten, wo heute kein Baum und kein Gras mehr wächst, scheinen bis auf die großen Despotien Westasiens zurückzuweisen. Was aber mehr als alles Andere von einer gewaltigen mehrtausendjährigen Geschichte des breiten Erdgürtels zwischen dem Euxinus und dem Kaspisee erzählt, das sind die lebendigen Monumente eines fast unglaublichen Sprachen-Chaos. Sie leiten wohl bis in die Tage zurück, wo ein troglodytisches Geschlecht sich jene Felsenstädte in die Bergwände eingrub, vor denen die Reisenden heute noch in ein stummes Erstaunen versinken. Mehr als siebenzig Ursprachen zählt man unter den dortigen Volksstämmen, und oft beschränkt sich die Herrschaft einer derselben nur auf wenige Dörfer. Zweiundsiebenzig Sprachen rechneten schon die alten Araber, die im östlichen Kaukasus und um Derbent her gesprochen würden; die unter dem Namen der Lesghier begriffenen Stämme allein sollen dreißig verschiedene Sprachen reden. Unter diesen Umständen bildet die tatarische Sprache nur eine Art Conversations-Sprache, wie im Abendlande das Französische,

während hinwiederum die sogenannten Tataren selbst nicht Ein Volksstamm, sondern verschiedenen Ursprungs, bald mongolischen, bald kaukasischen, sind. Der Hr. Verfasser schließt aus dem Ganzen: daß wohl unstreitig von hier aus alle europäischen Stämme ausgewandert seien, und dereinstige Forschungen vielleicht ergeben dürften, daß alle europäischen und vorderasiatischen Völker ihre Väter und Stammverwandten hier auffinden könnten und jetzt noch haben. Besonders merkwürdig stellte sich in dieser Hinsicht ein Besuch bei den Osseten heraus, deren Ländchen nördlich von Georgien zwischen Tscherkessien und Daghestan gelegen ist. Unser Reisender fand sich plötzlich wie mitten in seine westfälische Heimath zurückversetzt, namentlich bei der Fleischsuppe, dem Käsekuchen und dem Bier der gastlichen ossetischen Tafel mit ihren blaugeblümten Tischtüchern, Alles ächt deutsch und lauter Sachen, die sich bei keinem andern Volke des Kaukasus finden. Die Grundverschiedenheit der Osseten von allen umgebenden Völkern ist schon dem Franzosen Dubois aufgefallen; die Beobachtungen Harthausens über ihre Sprache, Sitten, Geräthe, ihr ganzes Wesen haben ihm sehr wahrscheinlich gemacht, daß in ihnen ein Theil des germanischen Urvolks im Kaukasus fortlebte, der sich später vielleicht mit gothischen Elementen vermischte. Die alten Byzantiner kennen die Osseten oder Assen nicht, nennen aber an ihrer Stelle überall die „Alanen", mit welchem Namen auch die mittelalterlichen Missionsberichte die Assen belegen, indem sie übrigens ein durch ganz Asien und auch über China verbreitetes Christen-Volk gleichfalls als Alani bezeichnen. Die Osseten selber nennen sich Ir oder Iron, also Abkömmlinge aus dem Lichtlande Iran.

Wir können hier dem Hrn. Verfasser in seinen interessanten Auseinandersetzungen, was dereinst war in den Bergländern und auf den Ebenen des Kaukasus, nicht weiter folgen. Fragen wir ihn aber: was dort seyn wird? so

kann er zwar so wenig eine decidirte Antwort geben, als irgend eine andere menschliche Voraussicht, aber jedenfalls meint er: wieder neues Leben! Der Islam und das Schisma theilen sich fast ausschließlich in jene Heimathländer der alten Cultur. Das Christenthum hat dort ungemein viel an Boden verloren, wie die zahlreichen Kirchen-Ruinen in heutzutage moslemischen Stammsitzen bezeugen. Der Islam hat gewaltig um sich gegriffen, wie er in Afrika heute noch um sich greift, und er ist auch dort am Kaukasus heute noch nichts weniger als ein ausgebrannter Vulkan. Hr. von Harthausen nahm diesen Eindruck besonders von einem Besuch der tatarischen Moschee in Eriwan mit sich fort. Er fand dort auch eine Schule, und unter den Mullahs einen Eifer zum Lehren und zum Lernen, der ihn staunen macht, und von dem er meint: dieser Eifer könnte wohl als Beispiel und Sporn für die träge armenische, grusinische und russische Geistlichkeit dienen. In der Moschee selber, wo ihm ungemein freundlich und aufmerksam ein Platz angewiesen ward, hörte er sodann von einem alten Mullah über den sagenhaften Mord Ali's und seiner Kinder durch die Christen-Sekte der Jesiden eine Predigt, deren bloßer Anblick (denn die Sprache verstand er nicht) auch ihn auf's Höchste erregte. Eben da stiegen leise Zweifel in ihm auf, ob der Muhamedanismus wirklich so verrottet, abgelebt, in sich versunken sei, wie ihn die politischen Bildungen desselben in seinen jetzigen Staatsgebäuden erscheinen lassen? ob auch der belebende religiöse Geist, der einst den vierten Theil des Menschengeschlechtes unterjochte, jetzt seinem Erlöschen so nahe sei, wie wir in Europa meinen?

„Freilich", fährt der Herr Verfasser fort, „als Staatsverband erscheint der Muhamedanismus sehr schwach. Die Tataren haben sich gut und, wie es scheint, ohne Widerwillen (?) in den russischen christlichen Staatsverband gefügt, sie sind zum großen Theil treue Unterthanen des christlichen Czaren, sie dienen in seiner Ar-

mee, ja ich fand Beamte in der russischen Civiluniform, die dennoch treue Anhänger Muhameds geblieben waren. Die persischen und türkischen Staatsformen sind völlig morsch und verfallen, eine Regeneration von Innen heraus, wobei das einzige geltende Gesetzbuch, der Koran, die Grundlage bliebe, scheint unmöglich. Der Muhamedanismus zieht sich mehr in's Innere der Gläubigen zurück, er erzeugt eine mystische Frömmigkeit bei dem Einzelnen, aber erweckt im Ganzen nicht mehr den Fanatismus der Menge. Nur im östlichen Kaukasus ist der Muridismus eine merkwürdige Erscheinung der Art; aber hier ist der Muhamedanismus erst frisch eingedrungen, kaum hundert Jahre alt, dabei bei einem so stets schon kriegerischen und kräftigen Bergvolke, unter einem Anführer wie Schamyl, eine wahre Heroennatur!"

Man wird sich vielleicht verwundern über diese Bemerkungen des Hrn. Verfassers, die dem kaukasischen Islam den aggressiven Charakter gegen die umwohnenden Christen absprechen. Er bemerkt auch noch ausdrücklich: im Kaukasus finde man keine Feindseligkeit zwischen Muhamedanern und Christen, auch nicht unter den verschiedenen Volksstämmen. Tataren, Tscherkessen, Perser leben mit den Grusiern und Armeniern als Christen vielfach in denselben Dörfern zusammen, halten gute Nachbarschaft und geselligen Verkehr, und essen auf demselben Teppich zusammen; nur wo Sekten sich gegenüberstehen, also z. B. unter schiitischen und sunnitischen Moslims, unter schismatischen und katholischen Armeniern, herrscht Feindschaft, und alle gleichheitlich vermeiden den geselligen Verkehr mit den Juden. Man könnte sich um so mehr über solche Angaben wundern, als man eben jetzt täglich von dem blutigen Fanatismus der Moslims in Klein-Asien, in Syrien, in Palästina vernimmt, der alle Christen dortlandes mit gänzlicher Vernichtung bedrohe. Aber eben dieser Unterschied bestätigt unsere constante Anschauung von der ganzen Frage: hier ist der Fanatismus die Reaction der gebietenden Eroberer gegen die rebellischen Knechte, die

Giaurs, und für die Herrscherrechte des Korans; dort besteht dieses Verhältniß überhaupt nicht mehr. Es fragt sich nun: welche Wendung die Dinge in Asien nehmen werden, wenn in Europa der Halbmond einmal völlig unter das Kreuz gebeugt seyn wird? Ob das Osmanenthum dann im Stande seyn wird, in Asien seinen Scepter dauernd zu schwingen? Ob vielleicht andere Stämme sich eine Herrschaft gründen werden? Oder ob Alles in Partikular-Territorien auseinanderfallen wird? Ob es endlich Rußland gelingen soll, gleich von vornherein seine breite Hand auf das asiatische Erbe des osmanischen Halbmonds zu decken? Der Kaukasus ist es, welcher wenigstens über das letztere Problem entscheiden wird. Weisen die im engern Sinne sogenannten Kaukasus-Völker das Czarthum beständig zurück, dann mag allerdings gerade ihr Freiseyn vom Fanatismus gegen die Christen zu einer merkwürdigen Entwicklung führen. Denn sie von sich aus können wohl vielleicht ihr gebieterisches Nein gegen die vordringende russische Macht durchführen, sie können dadurch vielleicht den osmanischen Halbmond in seinem verlorenen Principat ablösen: was sie aber nicht können, das ist, aus sich selber eine neue Cultur gründen, „schon deßhalb nicht, weil ihre Religion das Weib unterdrückt", wie Hr. von Haxthausen sehr richtig bemerkt. Hiezu bedarf es durchaus des Christenthums, und hiefür eben ist es, daß der Hr. Verfasser den „weltgeschichtlichen" Beruf der Armenier in Anspruch nimmt, deren geographische Lage wenigstens schon auf den ersten Blick einer solchen Rolle allerdings ganz angemessen erscheint.

Der Herr Baron hegt für eine solche Eventualität ziemlich sanguinische Hoffnungen. Er meint: leise und fast unbemerkt dränge sich denn doch schon viel Christliches bei den moslemischen Völkern ein, in den Harems seien unzählige christlichen Frauen, die sogar heimlich eine Menge Kinder tauften; vermöchte man nur einmal diese überall zerstreuten

Reste der Einheit zuzuführen und ihnen die höhere abendländische Cultur zu geben! Aber lassen wir dieß. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß die Völker, um welche es sich hier zunächst handelt, an sich zu den edelsten Volkscharakteren zählen, welche überhaupt existiren.

Die ganze Combination hängt vor Allem von dem Schicksal der Tscherkessen einerseits, der Tschetschenzen, Lesghier ꝛc. im Daghestan andererseits ab. Unterliegen sie den Fängen des russischen Aars, so ist dessen Flug bis zum mittelländischen Meere und bis zum persischen Golf nur mehr eine Frage der beliebigen Zeit, und der „weltgeschichtliche" Beruf der Armenier, Christenthum und Cultur zu pflanzen, geht dann zunächst völlig in der weltgeschichtlichen Mission der Bajonette und der Corruption des Czarpapsts unter. Bekanntlich war von einer ernstlichen Unterstützung dieser lebendigen Bollwerke gegen Rußland im letzten Kriege nicht die Rede, wie auch die betreffenden Volksstämme selber eine solche gar nicht erwartet zu haben scheinen. Nur England machte einen schwächlichen und erfolglosen Versuch mit den Tscherkessen. Sonst ist von ihnen und ihren Stammverwandten auch auf der Pariser-Conferenz mit keinem Worte die Rede gewesen. Es gibt nicht leicht ein bezeichnenderes Symptom für die Stellung der Alliirten gegen Rußland. Offenbar wollte es Frankreich um jeden Preis vermeiden, der asiatischen Politik Englands in die Hände zu arbeiten. Dieß ist erklärlich. Unerklärlich aber sind uns die Reden, welche im englischen Parlament selber zur Vertheidigung dieser Politik vernommen wurden: die Tscherkessen hätten die Gelegenheit versäumt, am Kampfe der Alliirten sich zu betheiligen, es geschehe ihnen jetzt ganz recht, wenn sie von Rußland unterjocht würden, ein Schicksal, das ihnen ohnehin unabänderlich in den Sternen geschrieben stehe. Aehnlich lautete der Bescheid des Sultans an die großen Tscherkessen-Deputationen, welche ihm ihre Unterwerfung unter seine Oberherrlichkeit antrugen, für den Fall, daß er für sie Partei

nehmen wolle gegen den „verfluchten" Russen. Man kann sagen, daß die freien Völker des Kaukasus von allen Contrahenten des jüngsten Friedens, etwas widerwillig auch von England, geopfert worden seien, und darin tritt der Grundzug der Diplomatie in der jüngsten Krisis hervor, daß sie dem Czarthum nur ja nicht zu wehe thun wollte, am wenigsten auf asiatischem Boden. Ob England, das die Folgen davon schon reichlich verspürte, in seiner Verbitterung den Fehler auf einem andern Wege, von Indien und Persien her, gutzumachen suchen wird, das steht dahin. Soviel ist richtig, daß die Tscherkessen selbst den Muth nicht verloren, vielmehr noch einmal sich aufrafften; dem Häuptling Sefer Pascha, der lange Jahre als Geißel in Constantinopel gelebt hatte, gelang es, die sonst in innerer Zwietracht sich selbst aufreibenden und durch die russischen Einflüsterungen immer von Neuem veruneinigten Stämme unter seinem Oberbefehl zu vereinigen, und soeben berichtet man von glänzenden Siegen der Schaaren Sefer's über die Russen.

Diese Vorgänge sind nicht ohne Bedeutung. Man muß nämlich die unter Sefer versammelten eigentlichen Tscherkessen wohl unterscheiden von den unter Schamyl vereinigten Stämmen der Tschetschenzen, Lesghier u. s. w. Jene bewohnen den Westkaukasus und gränzen an's schwarze Meer, diese hausen im Ostkaukasus und stoßen mit dem Daghestan an's kaspische Meer; ganz Georgien liegt trennend zwischen ihren beiderseitigen Wohnsitzen. Gerade im Westkaukasus aber und mit den Tscherkessen hielt man den Krieg gegen die Russen bisher für nahezu beendet, ihren Widerstand für gebrochen, und eine allmählige Pacification, d. i. Einverleibung in Rußland unabänderlich eingeleitet, während im Ostkaukasus und gegen Schamyl immer noch breitere Ströme Blutes floßen. Plötzlich fährt nun ein dicker Strich auch durch jene erstere Rechnung; freilich schwimmt auch keine gewaltige Russenflotte mehr drohend auf dem Euxinus. Was übrigens diese eigentlichen Tscherkessen neuerdings zum Kampfe

anfeuert, ist nur ihr politischer Unabhängigkeitssinn, nicht religiöser Fanatismus. Sie sind sehr laue Muhamedaner, und Hr. von Harthausen meint, durch fromme wohlorganisirte Missionen wäre es allerdings möglich, dem Christenthum bei ihnen Eingang zu schaffen. Die Tscherkessen waren in frühern Zeiten schon einmal zum großen Theile Christen, theils von den Georgiern, theils von den Genuesen, theils sonst von italienischen Mönchen bekehrt; seit etwas mehr als hundert Jahren fand der Islam beim Adel und den Fürsten Eingang, aber noch jetzt halten sich die gemeinen Tscherkessen meist ganz passiv, sie haben fast gar keinen positiven Glauben; dagegen sollen unter ihnen uralte Traditionen und Sympathien zu den Igenoas (Genuesen) leben und zu dem von denselben ihnen gebrachten Christenthum. Jedenfalls hängen sie mit großer Liebe an ihren alten Waffen, die sie den Genuesen zuschreiben und auf denen man noch oft lateinische Inschriften und Namen findet. Ueberall im Gebirg erblickt man noch Ruinen von genuesischen Kirchen und Kapellen, auch aufgerichtete Kreuze, und kein Tscherkesse wird da vorüber reiten, ohne vom Pferde zu steigen, niederzuknieen, und seine Andacht zu verrichten.

Ganz anders im Ostkaukasus unter den (mißbräuchlich Tscherkessen genannten) Stämmen der Lesghier, Tschetschenzen rc. Hier herrschte schon viel länger ein entschiedener Muhamedanismus, der sich in den jüngsten Jahren zu der sehr fanatischen Sekte des Muridismus herausgebildet hat. Hr. von Harthausen hat zwar das Daghestan selber nicht besucht, aber er bringt über die merkwürdige Erscheinung des Muridismus Berichte bei, welche wenigstens den Vorzug geordneter Klarheit, wenn auch nicht den der Originalität für sich haben. Der Muridismus ist eine Art neuer Islam und zugleich das höhere Dritte, in welchem die ältern Ausgestaltungen der Propheten-Lehre, der Sunnitismus und der Schiitismus, ihre Versöhnung und Einigung finden sollen. „Die Kinder des Propheten, in Sunniten und Schiiten getheilt, zerfleischen sich untereinander, anstatt wie Ein Mann

gegen den Gog und Magog jenseits des Gebirges zu stehen" — das war der Grundgedanke des alten Mullah Mohammed zu Jareg, des Vaters der Muriden-Lehre. Mitten in blutigen Kämpfen zwischen der Türkei und Persien, und während das Daghestan durch das Vordringen der Russen sowohl von der Türkei als von Persien, von den Sunniten wie von den Schiiten, abgeschnitten ward — entstand jener Gedanke sehr natürlich. Der türkische Padischah, so raisonnirte der alte Mullah weiter, wäre der rechtmäßige Chalif, aber er ist schwach, der Gewalt der Giaurs verfallen und in ihre Bande verstrickt, von der reinen Lehre des Islam abgewichen und gar ein Apostat — eine Meinung, welche bei den Muriden durch den jüngsten Hat-Humayum wohl nicht abgeschwächt worden seyn wird. Sie schloßen daraus: Allah müsse also neue Propheten erwecken und, da das rechtmäßige Chalifat faktisch aufgehört habe, durch die Wahl der Gläubigen und ihrer Mullahs dieselben finden lassen. „Allah ist groß, Mohammed sein erster Prophet, Schamyl aber sein zweiter": dieser Volksruf im Kaukasus enthält schon die ganze Idee des Muridismus. Unter drei Murschiden oder „geistlichen Lehrern" und Führern des heiligen Kriegs, Kazi-Mullah, Gamzad-Beg und Schamyl, deren erster noch von Gott unmittelbar durch den Mund Mullah Mohammeds des Heiligen berufen und durch dessen Handauflegung geweiht ward, eroberte die neue moslemische Unions-Religion allmählig das ganze Daghestan, und dessen Volksstämme, sonst in blutigen innern Kriegen sich endlos zerfleischend, gehorchen jetzt alle unbedingt dem Einen Murschiden, der seine Befehle hinwiederum unmittelbar von Gott empfängt. Durch Privatinspiration steht Schamyl ebenso in ununterbrochenem Verkehre mit Allah, wie der Mormonen-Prophet am Salzsee, und die Eine lebendige Autorität, unbedingt über alle disponibeln Kräfte verfügend, hat im Daghestan ebenso Unglaubliches geleistet wie im Utahthale. Sonderbarer Weise hat auch der Muridismus genau denselben Geburtstag mit dem Mormonenthum gemein; denn in den nämlichen Jahren

von 1823 bis 1831 entwickelte er sich aus dem Kopfe eines begeisterten Predigers des Koran zur Religion Eines großen und tapfern Volkes, das übrigens mehr als drei Dutzend verschiedene Sprachen spricht. Auch der Muridismus richtete sich vor Allem gegen die „Lehrsätze," gegen die veruneinigenden Wortklaubereien und unfruchtbaren dogmatischen Satzungen, die nur in unaufhörlichen Zänkereien endeten und die Gläubigen in ergrimmte Parteien spalteten; dagegen versprach er den tiefern Sinn des Koran zu enthüllen, den er in der mystischen Religionsphilosophie des persischen Sufismus entdeckte, und die wesentliche Kirche des Propheten neu herzustellen, aus welcher wieder die Kraft überfließen werde, „die Welt zu erobern für die Gläubigen und die Ungläubigen auszurotten."

Wir haben wiederholt auf das erstaunliche und erschütternde Zeichen der Zeit gedeutet, daß jetzt an allen Enden der Welt Bewegungen entstehen, die nur mehr in apokalyptischen und millennarischen Gewaltstreichen Gottes das Heil erblicken. Der Muridismus, auf die prophetischen Stellen des Koran gestützt, läuft insofern durchaus parallel mit der Rebellion der neuen Incarnation in China, mit dem Mormonismus, mit einer Unzahl kleinerer Phänomene der Art auf englisch und deutsch protestantischem Boden, und endlich scheint eine ähnliche Bewegung selbst im abyssinischen Schisma hervorgetreten zu seyn. Gegen solche Stimmungen aufzukommen, ist dem alten Christenthum naturgemäß unmöglich. Aber ebenso naturgemäß fehlt ihnen immer das Vermögen der Dauer, zumal da, wo es bis zur Monopolisirung der Privatinspiration in Einer Persönlichkeit gediehen ist. So steht denn auch der Muridismus nur auf zwei Augen. Schließt Schamyl die seinen, so bedürfte es wieder einer gleich außerordentlichen Persönlichkeit, wie er unläugbar ist. Mangelt eine solche, so dürfte schon die Eine Mission der Sekte, als des unüberwindlichen Bollwerks gegen die Fortschritte Rußlands, alsbald scheitern, geschweige denn ihr großes Ziel: die

Vereinigung aller Gläubigen unter der unionistischen Fahne des neuen Islam.

Aber auch das Christenthum am Kaukasus, wie es gegenwärtig ist, wird seiner Aufgabe nicht gewachsen seyn. Denn es ist fast durchgängig in's Schisma versunken, und losgerissen von dem pulsirenden Herzen der allgemeinen Kirche, vermag es sich selbst nicht aus seiner todähnlichen Erstarrung zu erheben, geschweige denn Andern neues Leben mitzutheilen. Dieß ist bereits eine unbestreitbare welthistorische Thatsache geworden. Religion und Kirche im Schisma ist überall so ganz in Nationalität und Staatsthum übergegangen, daß der rein christliche Geist nirgends mehr von diesen Fesseln frei und als solcher andern Volksthümern gegenüber zu treten weiß. Daher die Unfähigkeit des Schisma zur Mission, sowie zur Erhebung aus den gegebenen äußern Formen überhaupt. Es ist eine entgeistete Religiosität, welche den unbefangenen Beobachter schon aus den Gesten einfacher Kirchenbesucher so zu sagen anglotzt.*) Hr. von Harthausen fordert daher auch vom Schisma am Kaukasus, daß es erst in die Einheit zurückkehre, wenn das Christenthum dort seiner Aufgabe gewachsen seyn soll. „Ich für meine Person," äußert er, „neige mich immer entschiedener zu der Meinung, daß, wenn es der orientalischen Kirche gelingen wird, auf der Basis der Gleichberechtigung und der Annahme des Centrum unitatis sich mit der occidentalischen auszusöhnen

---

*) So äußert z. B. ein protestantischer Besucher des Orients: „Während auch in verkommenen römischen Gemeinden, nach denen die ganze Kirche zu bemessen Unrecht wäre, wenigstens auf einzelnen Angesichtern der im Gotteshause Knieenden die Inbrunst aufrichtiger Andacht sich zu erkennen gibt; ja während selbst eine türkische Moschee etwas Imponirendes hat durch den Ernst und die Ehrfurcht, womit man sich vor dem in einer fremden, meist unverstandenen Zunge angerufenen Allah in den Staub wirft: so macht der griechische Cultus den Eindruck einer sehr umständlichen Höflichkeitsbezeugung, durch die man sich mit einem „„unbekannten Gott"" ohne alle Theilnahme des Herzens abzufinden sucht. Es heißt hier recht eigentlich: Dieß Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir." Gelzer: Protest. Monatsbl. April 1856. S. 225—226.

und zu vereinigen, der Scepter der Cultur, des staatlichen Lebens und somit der Weltherrschaft von den westlichen auf die östlichen Völker übergehen wird; denn die westlichen Völker beginnen an Ueberbildung und Verbildung zu kränkeln, die Bande des Familien- und Gemeindelebens lockern sich und lösen sich auf; bei den östlichen Völkern aber sind gerade diese letztern noch von einer Frische und Naturkraft, daß sie eine große, reiche und lange Zukunft versprechen."

Aus diesem Gesichtspunkte nun hat sich der Hr. Verfasser für die Armenier, mit deren Einigen er in die engsten Beziehungen trat, geradezu begeistert. Die traurigen Spuren und Ruinen der blühendsten Cultur in Armenien selbst deuten auf eine vielleicht mehr als zehnfach stärkere Bevölkerung in früheren Zeiten, doch zählt das Volk immer noch etwa 8 Millionen Köpfe, zum größten Theil freilich zerstreut in alle Welt von Marokko bis China. Schwerlich hat eine andere Nationalität viele Jahrhunderte hindurch so Ungeheuerliches erdulden müssen wie die armenische unter der Ueberschwemmung aller möglichen Barbaren, die sich Volk an Volk auf der Weltstraße ihrer alten Heimath drängten. Dennoch hat sich die Hoffnung des Kreuzes für Asien in ihr erhalten, als in einem Urvolke vom besten Blut, hochbegabt an Körper und Geist wie wenige. Kein Volk zählt so viele Märtyrer für den christlichen Namen wie sie. Man beschuldigt ihre Volksgenossen in der Diaspora trügerischer Unzuverlässigkeit; darüber aber herrscht nur Eine Stimme, daß die Landleute in Armenien selbst die bravsten, sittenreinsten und ritterlichsten Leute von der Welt seien. Besonders zeichnet sie vor allem orientalischen Volksthum, namentlich dem Slaventhum, ein höchst reges geistiges Streben aus, ein mächtiger Trieb nach Cultur und Bildung. Wo sie in der Fremde zerstreut sind, bringt dieser Zug sie nicht selten in ernste Gefahren, wie denn die protestantische Propaganda im Orient sich vorzugsweise an sie hält. Indeß haben alle die furchtbar blutigen Schicksale, welche seit Jahrhunderten bald von den Türken bald von den Persern über

sie verhängt wurden, ihre glänzenden Anlagen nicht abzuschwächen vermocht. Früher als irgend ein asiatisches Volk haben die Armenier die Bedeutung der Buchdruckerkunst eingesehen; schon im 16. Jahrhundert gab es gedruckte armenische Bücher und in ihrer undurchforschten handschriftlichen Literatur liegen voraussichtlich noch reiche Schätze begraben, deren Hebung freilich die ungemeine Schwierigkeit der altarmenischen Sprache auch für Eingeborne zu einer starken Aufgabe macht. Im Lande selbst Unterrichtsanstalten herzustellen, dazu würde es nicht an den reichsten Mitteln fehlen, denn die Volksgenossen in allen Theilen der Welt, namentlich in Indien, boten schon dem Patriarchen Narses ungeheure Summen zu dem Zwecke an; aber in russisch Armenien wußte die Regierung Riegel vorzuschieben, in türkisch Armenien erlauben die bodenlosen Zustände selber keinen Aufschwung. In der Diaspora hingegen entwickeln die Armenier überall das regste Interesse für Unterricht und Erziehung; namentlich besitzen sie in der europäischen Türkei auch eine verhältnißmäßig sehr ansehnliche Journalistik.

Nichts destoweniger ist der armenische Weltklerus nicht im Geringsten erhaben über das Niveau der übrigen orientalisch-schismatischen Geistlichkeit. Sie sind, nach dem Zeugnisse des Hrn. Barons, fast ohne Ausnahme roh und ungebildet, meist junge Handwerker, Krämer ꝛc., die von den Gemeinden zur Weihe präsentirt und von den Bischöfen nur darüber geprüft werden, ob sie die kirchlichen Ceremonien wohl verrichten können. Gepredigt wird, troß bestehender Vorschriften, nicht und ebenso wenig katechisirt, aus dem einfachen Grunde, weil diese Priester zum Erstern nicht fähig sind, und weil viele nicht einmal einen gedruckten Katechismus lesen könnten. Tägliche Liturgien und am Sonntag eine Messe, nur auf Verlangen und Bezahlung auch an Wochentagen: darin besteht der ganze Kirchendienst. Auch der Klosterklerus ist vielfach tief gesunken, und durch die türkisch-persische Corruption und die schismatische Simonie zählte auch das armenische Patriarchat schon die scandalösesten

Träger. Jedenfalls behauptet Hr. von Harthausen: „selbst eine große Zahl der Bischöfe kenne die Dogmen nicht genau.“ Trotz Allem aber stehen die Armenier in der strengsten kirchlichen Einheit. Edschmiazin, der Sitz des Patriarchats, ist das eigentlich pulsirende Herz des Volkes, dahin sind seine Augen gerichtet von der Newa wie vom Indus, so daß auch von daher das geweihte Oel nach dem Ganges wie nach dem Nil und der Wolga geholt werden muß. Wir möchten aber nicht so fast sagen, die religiöse Verfassung sei das mächtigste Element der Nationalität, als vielmehr umgekehrt. Die Kirche, wie sie hier geschildert ist, hat an sich keine innere Kraft, aber sie ist die Existenzform der Nationalität. Keinem armenischen Patriarchen ist es jemals eingefallen, Nichtarmenier zu seiner Kirche bekehren zu wollen; jeder Armenier dagegen, der aus dieser Kirche austritt, fällt vom Volksthum selber ab. Dieses Verhältniß ist so durchgreifend, daß, wie Hr. Harthausen erzählt, die Armenier in Tiflis u. s. w., welche sich Rom unterworfen haben, sich nicht mehr Armenier nennen, ja diese Benennung stolz zurückweisen, sondern „Katholiken.“ Sie verlieren also mit ihrem Kirchennamen zugleich den Volksnamen und Volksverband. So tritt vielleicht an keiner schismatischen Kirche schärfer als an der armenischen die Thatsache hervor, daß mit allen diesen Schismen das kosmopolitische, oder rein geistige Element unverträglich ist; das große kirchengründende Wort des Herrn: „Gehet hin in alle Welt“ ꝛc., gilt bei ihnen nicht. Ihre patriarchalen Nationalverbände sind nur die erweiterte Familie, und ihre Kirchen sind nur eine andere Seite und Existenzform eben derselben. Daher ihre zähe Stärke, ob auch der Geist in ihnen gebunden sei oder ganz abgehe, daher aber auch ihre eigentlich kirchliche Impotenz.

Hr. von Harthausen ist voll Begeisterung für die armenische Familie; er habe kein Volk kennen gelernt, wo das Familienband enger, fester, inniger wäre als hier. Insbesondere bewundert er die eigenthümliche Stellung des armenischen Weibes; sie ist im ersten Jahre ihrer Ehe für Jeder-

mann stumm und verhüllt, außer für den Mann; selbst nach sechs und mehr Jahren ist sie nur soweit emancipirt, daß sie leise und flüsternd mit den nächsten weiblichen Verwandten verkehren kann. So sehr ist die Ehe das Allerheiligste des ganzen Volkes. Und daher zieht auch die Kirche ihre Kraft und Stärke. Hr. von Haxthausen knüpft hier einige geistreichen Bemerkungen darüber an, daß alle höhere Cultur und politische Mission abhänge von der Stellung des Weibes in der Familie, hinwiederum aber die Stellung des Weibes vom Mariendienst und seiner Pflege. Er setzt daher die Bedeutung der Slaven, namentlich der Russen, bei welchen der Madonnencult blühe, der politischen Ohnmacht der Levantiner, Grusinier, Armenier entgegen, bei welchen der Mariendienst hinter die Zersplitterung der übrigen Heiligen-Verehrung zurückgetreten sei. Es ist manches Wahre in diesen Gedanken; aber auch die gleichberechtigte Stellung des Weibes führt nicht zur wahren höhern Cultur, wenn sie nicht vorher zu einer weitern Emancipation von der Beschränkung des bloßen Naturlebens führt: zur Emancipation der Kirche von der Nationalität. Den Beweis liefert gerade Rußland!

Wenn man von den schismatischen Kirchen des Orients aus dem Gesichtspunkte ihrer einstigen Wiedervereinigung mit dem centrum unitatis handelt, so darf man nur nie vergessen, daß man nicht so fast besondere Kirchen als besondere Nationalitäten vor sich hat. Den Einzelnen aus ihnen zur Rückkehr in die kirchliche Einheit bewegen, heißt soviel, als ihn zum Abfall vom Volksthum verleiten. Deßhalb nennen sich auch die katholisch gewordenen Armenier gar nicht mehr Armenier, sondern Katholiken, als ob das ein Volksname wäre. Ebendeßhalb mögen die Armenier mit den moslemischen Tscherkessen in Friede und Eintracht leben, den katholischen oder den unirten Armenier aber verfolgen sie mit bitterm Hasse, und umgekehrt. Darum endlich ist die Mission unter den Schismatikern eine so ungemein schwierige Sache. Der Hr. Verfasser erzählt von ein paar italienischen Mönchen, die als Missionäre unter Armeniern und Grusiniern

außerordentlich geliebt gewesen, von denen einer sogar als Heiliger verehrt werde; aber er erzählt nicht, daß ihre Proselyten von den Volksgenossen minder gehaßt oder verachtet worden seien. Wenn daher der Herr Baron große Hoffnungen auf das Volk und die Kirche der Armenier setzt, so meint er nicht eine Wiedervereinigung Einzelner, sondern der Patriarchatskirche als solcher, und so zu sagen en bloc, mit ihren eigenen Rechten und Freiheiten, Riten und Disciplinen. Einer Auflösung und Alterirung solcher Kirchen zum Behuf der Vereinigung haben auch die Päpste nie das Wort geredet, eher das Gegentheil; durch das entgegengesetzte Latinisirungs-System haben einzelne Orden und Ordensgenossen in früherer und neuerer Zeit ohne Zweifel Manches geschadet. Dagegen wird man die Rückwirkung der Mechitaristen-Congregation in Wien und Venedig und ihrer armenischen Literatur auf ihre schismatischen Landsleute nicht leicht überschätzen. Dennoch möchten die Hoffnungen des Hrn. Verfassers als etwas sanguinisch erscheinen. Die Armenier sind nicht nur Schismatiker, sondern auch häretisch, indem ihre Kirche zu den monophysitischen zählt. Allerdings hat dieselbe auffallend oft und leicht sich mit Rom zusammengefunden, aber immer gewann das häretisch-schismatische Element alsbald wieder die Oberhand. Hr. von Harthausen beruft sich zwar auf ein Gespräch, das er im J. 1844 mit dem Patriarchen Narses selber in St. Petersburg führte, und behauptet, jene dogmatische Differenz sei jetzt unter den Armeniern soviel wie ganz vergessen. Aber wenn dieß in Edschmiazin wirklich der Fall wäre, so doch schwerlich bei den unabhängigen oder schismatisch-schismatischen Patriarchaten von Jerusalem, Constantinopel und Sis. Auch mit den Bedingungen des centrum unitatis scheint der Hr. Verfasser es viel zu leicht zu nehmen. Allerdings ist der Patriarchenstuhl, welcher im Dom von Edschmiazin selber prangt, ein Geschenk von Rom, um 1697 in Folge friedlicher Beilegung gewisser Streitigkeiten mit lateinischen Mönchen vom Papst gewidmet und seitdem, nach Narses' eigenem Zeugniß, hoch in Ehren gehalten.

Narses selbst äußerte sich mit einer gewissen Deferenz über den päpstlichen Stuhl. Auch scheint in Armenien die unverbürgte Sage Glauben zu finden, daß der heil. Gregor der Erleuchter, von welchem der Katholikos in Edschmiazin seine Succession herleitet, und mit dessen unverweslicher Hand, einer Reliquie der Kathedrale, die Patriarchen heute noch geweiht werden, von Papst Sylvester consecrirt worden sei. Aber aus dem Allem ergibt sich höchstens die Anerkennung eines römischen Ehrenprimats. Auch wir glauben zwar, daß keine der schismatischen Kirchen mehr Hoffnung gewähre, als die armenische. Ist ja auch vor wenigen Monaten erst unter den Armeniern in Constantinopel ganz offen eine Partei für den Anschluß an Rom aufgetreten, deren publicistischer Vertreter freilich vom Patriarchen alsbald zum Kerker verurtheilt wurde. Aber dieß sind türkische Armenier. Ostarmenien mit dem Patriarchats-Sitz Edschmiazin dagegen hat Rußland von Persien losgerissen. Ohne Zweifel hatte das Czarthum dabei die armenische Kirche sehr wohl im Auge, jedoch sicher nur das Gegentheil von ihrer Zurückführung zur kirchlichen Einheit: ihre Unterjochung unter die Petersburger-Synode. Schüttete sich ja auch der Patriarch Narses selber gegen den Hrn. Baron in die bittersten Klagen aus über die unwürdige, willkürlich-büreaukratische Behandlung seiner Person und seiner Kirche durch die Russen. Es mag seyn, daß die Armenier das einzige Volk am Kaukasus sind, welches mit größter Hingebung an Rußland hängt; Andere berichten anders. Wenn es sich aber um die Unionsfrage handelt, kann man nicht ohne Lächeln des Hrn. Verfassers Diktum lesen: „Rußland hat sich um die armenische Kirche das große Verdienst erworben, daß es das Patriarchat derselben unter seinen doch immer christlichen Schutz gestellt hat, daß es, hierauf gegründet, alle Armenier in den mohamedanischen Staaten gegen offenbare Bedrückungen vertritt" (d. h. Kars und Erzerum mit Umgegend auch noch haben möchte.)

Eines Gedankens kann man sich übrigens bei der Durch-

lesung des Harthausen'schen Buches nicht erwehren: die hier beschriebenen Völker müssen noch eine Zukunft haben und auf was immer für Wegen erreichen! Wenn daher auch unsere abendländische Civilisation die Physiognomie eines Organismus zeigt, der keine Zukunft mehr hat, so wird doch deßhalb die Welt noch nicht untergehen.

II.

Das Völkerrecht, der Padischah und der König beider Sicilien; vom europäischen Observatorium.

Der Sultan ist jetzt aufgenommen in's europäische Völkerrecht, seine Pflichten und Rechte in und an demselben sind durchaus identisch z. B. mit denen des Königs von Neapel. So haben es die Mächte in Paris gewollt. Und womit hat die Türkei ihren Eintritt in's Völkerrecht der Christen gefeiert? Mit dem frechsten Bruch ihrer feierlichsten Verpflichtungen gegen ihre christlichen Unterthanen wie gegen die Mächte, welche auch ihrerseits im Angesicht und im Namen Europa's zu Rechten der Rajah und ihrem Schutz sich verbindlich gemacht hatten. Weniger als nichts hat die Pforte von dem gehalten, was sie zugesagt, und was haben die Mächte gegen diesen Wortbruch, der zugleich der Bruch ihres eigenen Wortes war, gethan? Sie haben nichts gethan und machen nicht die leiseste Miene, etwas dagegen zu thun. Wollte Einer von ihnen drohend in Constantinopel auftreten, so würden alle Andern über „völkerrechtswidrige Einmischung" in die innern Angelegenheiten der Pforte schreien. Damit auf die Unabhängigkeit der sultanischen Souverainetät ja nicht der leiseste Schatten falle, ist der Hat, welcher die Garantie der zu schützenden Christen-Rechte vorstellen soll, im Pariser-Traktat nur obenhin als freier Act des souverainen Willens erwähnt, unter ausdrücklicher Protestation: daß die Mittheilung dieses Urkundstückes „den Mächten in keinem Fall das

Recht geben könne, in die Beziehungen Sr. Majestät des Sultans zu seinen Unterthanen sich einzumischen". Wirklich haben auch die Mächte sich ungemein beeilt, ihre Truppen aus der Türkei, zur Vermeidung jedes Scheines einer Pression, zurückzuziehen, und zwar nicht etwa nur zur Probe, wie man Anfangs meinte. Obgleich alsbald Niemand mehr sich einbildete, daß auch nur das geringste Titelchen der zugesagten Reformen in's Leben treten würde, war doch sogar schon von Aufhebung der alten Capitulationen die Rede, welche die Angehörigen fremder Mächte in der Türkei der türkischen Gerichtsbarkeit entziehen. Kurz, mag das Türkenthum morgen anfangen, allnächtlich zehntausend christliche Unterthanen abzuschlachten, der Pariser Traktat verbürgt Sr. Majestät dem Sultan die vollkommenste „Unabhängigkeit in seinen innern Angelegenheiten"!

Das ist „Völkerrecht" für den Sultan. Was ist aber „Völkerrecht" für König Ferdinand II. von Neapel? Antwort: das gerade Gegentheil! „In keinem Fall" haben die Mächte das Recht, „sich in die Beziehungen Sr. Majestät des Sultans zu seinen Unterthanen einzumischen"; sie haben es aber in jedem Fall gegen den König von Neapel. Die ganze Pariser-Conferenz wäre vor Entsetzen erstarrt, wenn Graf Cavour zur Organisirung des Türkenreichs zu beantragen gewagt hätte, was er gegen den Papst wirklich beantragt hat. In Cavour's Ton haben nun die westlichen Mächte fortgefahren gegen Neapel zu sprechen. Und warum ist gegen Ferdinand II. erlaubt, was gegen den Padischah unmöglich ist? Hat er etwa noch mehr gethan, als ganz Europa treulos Hohn gesprochen und 10 Millionen Christen neuerdings zu Sklaven erniedrigt? Die „Menschlichkeit", sagt England, verlangt die Intervention in Neapel. Aber warum nicht in der Türkei? Die „Revolution", sagt Frankreich, wird durch das Regierungssystem Ferdinands genährt und bedroht die Ruhe Italiens, also Europas. Aber wo ist die Revolution absichtlicher und kräftiger genährt als in England, wo ist sie drohender als in Paris selber? Amnestie und Milde für die politi-

schen Verbrecher verlangt England; ist es ja selbst mit so humanen Beispielen vorangegangen in Irland, in Indien, auf den jonischen Inseln! „Reformen" und liberalen Systemwechsel räth auch Napoleon III. an, der Kaiser von Cayenne mit der mundtodten Presse und Tribune!

Doch ereifern wir uns nicht. Von einem europäischen Areopag, der in Frieden internationales Recht und diplomatische Gerechtigkeit handhabe, war in Paris die Rede. Es war zum Lachen. Aber alsbald ein solches Muster und Beispiel vom europäischen Areopag, wie die Westmächte jetzt mit Neapel aufführen, das hätte man doch nicht erwarten sollen, so durchaus natürlich es auch ist. Denn eine Gemeinsamkeit unter den Großmächten wäre eine christliche Idee; im Völkerrecht aber existirt schon lange keine Spur christlichen Geistes mehr, weder rechtlich noch faktisch, wenn auch die grobe Note des Moniteur, welche soeben den Bruch mit Neapel ankündigt, von einem „gemeinschaftlichen Interesse aller Staaten" spricht. Wie wäre es auch möglich, daß gerade nur einzig und allein im Völkerrecht noch das christliche Princip der Gemeinschaft maßgebend wäre, während in allen übrigen Beziehungen des Lebens der egoistische Individualismus unbestritten herrscht? Eben deshalb war die weiland heilige Allianz ein so unausstehlich widerliches Ding, weil sie diesen Glauben simulirte, während sie in Wahrheit nur trügerische Maske der Unersättlichkeit des russischen Egoismus war.

Der große Streit: ob Intervention oder Nichtintervention? ist daher ganz und gar müßig. Christlich wäre das Erstere, als Gebot des Princips der Gemeinschaft. Das System der Nichtintervention ist heidnisch, aber — es ist das einzig noch Mögliche. Es ist kein anderes Princip mehr denkbar, als das absolute Recht der Persönlichkeit, wenn nicht jeder stärkere Staat ohne weiters das Recht haben soll, den schwächern zu verschlingen. Auf das absolute Recht der Persönlichkeit müssen jetzt die Vertheidiger des Völkerrechts England gegenüber sich steifen: was immer der König von Neapel

in seinen innern Angelegenheiten verfüge, immerhin hat kein anderer Staat das Recht, sich einzumischen — so müssen sie sagen. Sie müssen froh seyn, wenn dem König beider Sicilien aus Rücksichten eingeräumt wird, was der Pariser Traktat dem Großtürken als unantastbares Recht zuschreibt. Freilich zeigt sich eben hier die Furchtbarkeit des falschen Princips. Aber unsere Welt hat keine andere Wahl mehr: entweder dieses oder gar kein Princip der Conservation!

Denn des wahren Princips der Conservation, des Princips der christlichen Gemeinschaft hat sich die Revolution bemächtigt und es in ihren Sinn verkehrt. Bei ihr handelt es sich durchaus nicht um die abstrakte Frage: ob Intervention oder Nichtintervention? Wie einst Einer war, der von jedem Herrscher ein Regiment nach dem Willen Gottes zu verlangen das zugestandene Recht hatte: so sitzt jetzt die Revolution auf dem Stuhle und fragt: herrscht auf diesem Fleck Landes unser Interesse oder nicht? Im erstern Falle gilt das Recht der Nichtintervention, im zweiten Falle gilt das Recht der Intervention. Sie hat eben so oft schon für Nichtintervention als für Intervention geschrieen. Das ist Logik, nicht Illogik, wie man meint. Hätte die Beschwerde Walewski's auf der Pariser Conferenz über die belgische Mordbrand-Presse zu Weiterungen geführt, so hätte die Revolution sich in Wuth versetzt gegen die Intervention. Jetzt, da es den gefürchteten „Bomben-König“ gilt, wüthet sie gegen die Nichtintervention. Indem wir aber die Völkerrechts-Praxis der Revolution definiren, haben wir uns auch ausgesprochen über die Völkerrechts-Begriffe der englischen Politik. Nur daß es hier die specifisch englischen Baumwollen-, Schwefel- und Evangeliums-Interessen sind, welche über die Frage: ob Intervention oder Nichtintervention entscheiden. Dasselbe gilt von der russischen Politik; Times bemerken insoferne ganz richtig: Rußland brach in die Wohnung des kranken Mannes ein, um seine Habseligkeiten zu stehlen; der Raub wurde

verhindert und jetzt predigt der schlaue Russe über das Thema der Nicht-Intervention für Neapel.

Unsere Begeisterung für den König von Neapel ist nicht besonders hitzig. Gewiß zählt er zwar zu den Bestverläumdeten in Europa und neun Zehntel aller Berichte über ihn sind immer boshaft erlogen. Richtig aber ist, daß er, der Bourbone, aus blinder Revolutionsangst der Erste war, welcher den neuen Kaiser der Franzosen becomplimentiren ließ, daß er in derselben blinden Angst auf den sichern Sieg Rußlands im Orient zählte, daß er aus den nämlichen Motiven ein polizeiliches Schreckensregiment gewähren läßt, dessen bornirte Willkür alles Maß übersteigt, daß er überhaupt — man erinnere sich nur der genialen Correktur des österreichischen Concordats — noch immer ganz und gar in den ausgemergeltsten bureaukratischen Mechanismus des vorigen Säkuli aufgegangen ist. Es wird die Anekdote von einem hohen Prälaten erzählt, der einen deutschen Mitbruder thränenden Auges beglückwünscht habe, daß er unter — einer protestantischen und nicht unter der neapolitanisch-katholischen Regierung stehe. Ohne Zweifel gäbe es daher bessere Einsichten, welche Ferdinand II. von Neapel mitzutheilen wären. Wo sind aber die zur Mittheilung berufenen Großmächte? Napoleon III. braucht alle besseren Einsichten für das eigene Land, und was den materiellen Wohlstand angeht, so müßte Ferdinands Regierung die trefflichste und beliebteste seyn, wenn die neue Staatslehre des Eudämonismus begründet wäre, wenn wirklich, nach dem Bruck'schen Satz, die Form des Gemeinwesens nur insoferne Werth hat, als sie den Erwerb hindert oder fördert. Was aber die besseren Einsichten Englands betrifft, so zeugt z. B. das Marterbild Spaniens und Portugals von ihrer Qualität und Wirkung. Auch hieße es Wasser in den Rhein tragen, wollte man viele Worte darüber verlieren, daß England bei keiner seiner Interventionen jemals offenkundiger einzig und allein das Seinige suchte als bei dieser neapolitanischen. „Times" haben deutlich genug

gesagt: nachdem Oesterreich Oberitalien, Frankreich Mittelitalien beeinflusse, sei es nöthig, daß Neapel sich England in die Arme werfe. Man würde nichts weniger als die Entthronung der Bourbonen, die man ja selber wiedereingesetzt, vielleicht nicht einmal die Einführung einer englisirten Constitution verlangen, deren ausnahmelosen Banquerott man sich in England selbst nicht mehr zu verhehlen vermag; sondern man würde nur das Bestehende „protegiren", bis Sicilien als billiger Lohn verdient wäre, dessen Naturprodukte und Bedeutung als mittelmeerische Orient-Station zu allen Zeiten unwiderstehlichen Reiz auf die englische Politik ausgeübt.

Nimmt man dazu die Popularität, welche vom protestantischen Fanatismus des Landes jedem Ministerium geweiht wird, das Italien zu beunruhigen versteht; dann die Aufgabe, die verzweifelten Alliirten in Sardinien bei guter Laune wenigstens indirekt zu erhalten; endlich das Nothgebot, die Scharten vom orientalischen Kriege her auszuwetzen — Alles um so mehr, wenn in England eine Parlaments-Auflösung projektirt ist: so ist wohl nichts erklärlicher als das englische Verfahren gegen Neapel. Wir haben schon früher bemerkt, daß ein Theil des englischen Ministeriums eine Revolution in Italien haben wolle um jeden Preis; man gedachte damals mit Rom unmittelbar anzuknüpfen; aber Rücksichten auf Napoleon III. scheinen die direkte Inangriffnahme des Kirchenstaats verhindert zu haben. So hat man denn den Schauplatz dislocirt. Indirekt ist Rom in Neapel nicht weniger getroffen, denn Niemand zweifelt, daß der Revolutionsblitz vom Vesuv her alsbald ganz Italien in Flammen setzen würde. Darum ist auch Sardinien bei der Sache ganz vergnügt, so deutlich auch die englische Presse selber zu verstehen gibt, daß es sich eigentlich weder um die „Unabhängigkeit" noch um die „Einheit" Italiens handle. Kurz, England's Verfahren ist sehr begreiflich, es ist jedenfalls auf dem Weg zum Ziele; unbegreiflich aber ist die Haltung Napoleons III.: was er damit will!

Man mag sagen: Napoleon III. sei eben mitgegangen in der sichern Hoffnung, König Ferdinand werde leicht durch einige Concessionen der Spannung ein Ende machen; jetzt aber, nachdem der König unbeweglich geblieben, müsse Frankreich eben als Hemmschuh und Keuschheitswächter der englischen Politik zur Seite bleiben. Nehmen wir aber auch an, es sei so, immerhin wird doch die Haltung Napoleons in dieser Frage als ein großer politischer Mißgriff erscheinen, vielleicht als das erste Glied einer in den tiefsten Abgrund reichenden Kette continuirlicher Mißgriffe.

Denn für das Resultat bleibt doch nur die Eine Alternative übrig: entweder gelänge jener Hintergedanke gegen England oder er gelänge nicht. Im ersten Falle würde die ganze Demonstration mit dem diplomatischen Bruch und der Flotten-Bereitschaft wirklich in das blamirende Possenspiel auslaufen, dessen die englische Presse Frankreich bereits verdächtigt. Die Bestätigung dieses Argwohns aber hätte nichts Gewisseres zur Folge, als daß sie dem Faß der englisch-französischen Allianz den Boden vollends ausschlüge. Im zweiten Falle, wenn England die ersehnte revolutionäre Bewegung wirklich zu erzielen vermöchte, ginge Napoleon's III. Verlegenheit erst recht an. Ganz Italien in Flammen an der Schwelle des über und über mit den feuergefährlichsten Stoffen angefüllten französischen Hauses, das ginge ihm eben noch ab. Es ist leicht zu errathen, warum die englische Drohung, daß der Abberufung der Gesandten die Ankunft alliirter Schiffe im Golf von Neapel unmittelbar auf dem Fuße folgen solle, in Paris vorerst wenigstens dahin ermäßigt wurde, daß die Schiffe in Toulon und Malta liegen bleiben und nur ab und zu ein Fahrzeug vor Neapel erscheinen solle, „um nachzusehen". Jene Expedition, angeblich „zum Schutze" der Engländer und Franzosen im Lande, hätte den Aufruhr geradezu provocirt und vorausgesetzt; wäre die Rebellion nicht von selbst erfolgt, so hätte man sie am Ende machen müssen. Wenn dann Frankreich auch das Unmögliche gelungen wäre, die Beschränkung des Brandes auf Neapel allein, so hätte es

sich doch jedenfalls gefragt: was nun? Etwa die Dynastie Murat? Aber ein Blinder muß sehen, daß das erste Wort von „Murat" einer Kriegserklärung an England gleichkäme. Selbst im besten Falle also arbeitete Napoleon III. nur an der Eroberung Unteritaliens für den englischen Einfluß. Man braucht demnach nichteinmal die höchst mißlichen innern Zustände Frankreichs beizuziehen, um zu glauben, daß Napoleon mit dem kleinsten Entgegenkommen Ferdinands sich begnügen würde. Zwar scheint die sehr beleidigende Sprache der Moniteur-Note dem zu widersprechen. Aber gleichzeitig vernimmt man auch, daß Rußland in Neapel sich um Herstellung der königlichen Einsicht bemühe: es gebe nur Eine Rettung vor der englischen Furie, die Flucht nämlich unter die Flügel Napoleons III. Wie aber wenn Rußland mit seinem Rath nicht mehr Erfolg hat, als Oesterreich vorher hatte? oder wenn die westmächtlichen Brandbriefe, selbst wider den Willen Frankreichs, endlich doch noch zünden?

Eines ist gewiß: beharrt Napoleon III. bei seinem von Rußland gepriesenen Standpunkt der „Mäßigung" gegen Neapel, so behindert er England, das sich mit entscheidenden Maßregeln gegen den Golf von Neapel nicht allzulange hinhalten lassen will, und setzt dessen Allianz auf's Spiel. Die englische Presse behandelt ihn jetzt schon als tückischen Verräther. Ein Zweites ist ebenso gewiß: Frankreich Hand in Hand mit Oesterreich hätte die Ruhe Italiens gesichert; nun aber hat Napoleon diese Ruhe stören helfen; wer will daraus auf ein „inniges Einvernehmen" mit Oesterreich schließen? Wir schließen daraus im Gegentheil auf einen tiefen Riß, den keine Phrase weiter verdecken mag. In der That macht nichteinmal mehr die österreichische Presse den Versuch dazu. Während namentlich sie in einem unbegreiflichen Jubel schwelgte über den unfertigen Abschluß des Pariser-Traktats, sahen wir schwarze Schatten um die Freudenfeuer tanzen. Heute können wir uns auf alle unsere Artikel seit dem 30. März berufen; Niemand wird uns heute mehr Pessimisten schelten. Die österreichische Presse selber widerspricht nicht

mehr, wenn man die russisch-französische Allianz eine vollendete Thatsache nennt. Das Zusammenspiel ist auch allzu auffallend. Rußland vertritt die französische „Mäßigung" in Neapel, nachdem es die Veröffentlichung der plumpen Depesche Gortschakoffs, welche vom Gegentheil verlautete, aufrichtig bedauert hat; dieses Aktenstück sollte wohl bloß Kreuzzeitungs-Leuten und ihren Verwandten Sand in die Augen streuen. Dafür vertritt Frankreich die russischen Wünsche, indem es einen heftigen Federkrieg gegen die österreichischen Truppen in der Moldau-Walachei anfängt, sodann bezüglich der moldauischen Grenzabtretung, wo die Russen durch falsche Karten die ganze Conferenz hinter's Licht geführt haben, auf Rußlands Seite steht, und jetzt auch wegen der Donau-Fürstenthümer mit dem Czaren im Einverständniß stehen soll. Bereits nennt man den von Rußland präsentirten Unions-König aus der berüchtigten Phanarioten-Familie Vogorides. Dagegen rühmt man die Einigkeit Englands mit Oesterreich und der Türkei in allen diesen Fragen, namentlich auch in der moldau-walachischen, und die englisch-österreichisch-türkische Solidarität, welche besonders in Constantinopel dem französischen Gesandten gegenüberstehe. Bestätigt sich, was eben berichtet wird: daß die Pforte dem Suez-Kanal-Projekt die Bestätigung definitiv verweigert habe: dann ist auch der Preis nicht mehr zweifelhaft, um welchen Oesterreich die Stimme Englands für seine orientalische Politik gewinnen konnte, und ebenso wenig die — russisch-französische Allianz.

Als vor zwei Monaten in Spanien die letzte Zuflucht der Esparteristen fiel, da schrieb das Organ des österreichischen Finanzministers noch ganz unverzagt: „mit der Rückkehr von Saragossa unter die Herrschaft des Gesetzes verschwindet am politischen Horizont Europas die letzte Wolke"; die schwierigsten internationalen Fragen würden sofort „durch das neue System der europäischen Commissionen zur unzweifelhaften Lösung gelangen"; kurz, das finanzpolitische Himmelreich sei nahe! Heute aber sieht dasselbe Blatt die politische Situation täglich räthselhafter, die Allianzen veränder-

lich wie Flugsand, das „neuerfundene System der europäischen Interessen“ zum bloßen Vorwand werden. Ja, man bezweifelt bereits, ob nur die zur völligen Regelung der Friedenspunkte im Pariser-Traktat festgesetzte zweite Conferenz noch zusammentreten werde. Die Folge davon wäre leicht zu ermessen, aber auch ohnedieß ist es eine Frage, ob die prolongirten Punkte des Vertrags je zum Austrag kommen werden.

Ueberhaupt haben wir uns stets dahin ausgesprochen: die Befriedigung des Orients durch den Traktat vom 30. März werde gerade so lange dauern, als die Einigkeit der drei Alliirten. Nun sind die wesentlichsten Punkte desselben nicht einmal auf dem Papier ausgeführt, und schon besteht das Gegentheil dieser Einigkeit. Daher der russische Trotz wegen der Schlangeninsel und wegen Bolgrad. Im Uebrigen sieht Rußland lachend zu, wie ihm das Feld wieder geräumt wird, und wie dabei namentlich Oesterreich in allen Dingen hinter den „Willen der Pforte“ sich steckt, denn besser könnte man den Czarenwillen in der Türkei gar nicht fördern. Man arbeitet ihm direkt in die Hände, und erschöpft sich dabei in bangen Klagen über die neu organisirte russische Propaganda.

Aber noch weiter! Statt des finanzpolitischen Paradieses ist die finanzpolitische Hölle angebrochen, und hat sich die sociale Frage ungestümer als je angemeldet, besonders bei Napoleon III. Vielleicht stehen wir schon vor ihrer letzten Anmeldung. Es gehen dunkle Gerüchte, welche für Frankreich das Schlimmste fürchten lassen. Wäre vielleicht eine Wendung in den Allianzen deßhalb weniger gefährlich? Oberflächlich betrachtet könnte man allerdings meinen, die äußerst gespannten innern Zustände Frankreichs müßten jene Gefahr paralysiren. Aber Ein bedenkliches Moment ist hier wohl zu beachten, das wir früher oft genug angedeutet: es könnten Zeiten kommen, in denen sich gerade eine Politik der Verzweiflung empfehlen würde. Man könnte sogar bereits ein Vorzeichen derselben in der Rücksichtslosigkeit gegen den sonst allgebietenden Börsenstand erblicken, welche in der leichtfertigen Behelligung mit Neapel liegt. Glaubte man über kurz oder

lang, die Verzweiflung im Innern über die Grenze tragen zu müssen: würde dann vielleicht eine russische Allianz davor zurückschrecken? Durchaus nicht; im Gegentheil liegt es in den natürlichen Verhältnissen, daß die Zwecke einer russisch-französischen Allianz stets revolutionär seyn müssen.

Unter den gegenwärtigen Umständen wäre noch ein besonderes, in dieser Richtung treibendes Motiv im Spiele: des officiellen Rußlands unbeschreiblicher Haß und verzehrende Rachsucht gegen Oesterreich. Es ist Thatsache, daß dieses Gefühl alle andern russischen Gefühle in den Hintergrund gedrängt hat, und das ganze Czarthum aufgeht im Zorn gegen den Kaiserstaat. Es ist wahr: seine Verluste im letzten Krieg sind unermeßlich (300,000 Mann in der Krim allein), und seine Schwächung ist sehr fühlbar. Man wird nicht so bald wieder wagen, ganz Europa trotzend gegenüber zu treten. Wie aber, wenn Europa wieder unter sich zerfiele? Ueber die Richtung Rußlands dürfte man keinen Augenblick im Zweifel seyn. Die unerhörte Grobheit, mit welcher der Czar selbst bei der feierlichen Aufwartung den österreichischen Krönungs-Gesandten behandelte, spricht laut genug.

Sie weist nur zu deutlich auf die ersten Ursachen der verzweifelten Situation von Heute zurück. Aber das Gute hat diese Situation, daß es für Oesterreich geradezu unmöglich wäre, sich dem Moloch zu opfern, d. i. „in die Arme Rußlands zu werfen", wenn es auch wollte. Noch einen andern Vorzug hat die Situation: denen, welche sie am meisten verdient und herbeigeführt haben, dürfte wie billig auch noch ungleich schwüler werden, inmitten der beiden ergrimmenden Mühlsteine von West und Ost — den Herren in Berlin, München und Dresden!

XLIV.

Markgraf Jakob III. von Baden.

Erster Artikel.

Bei den großen Bewegungen und Veränderungen auf dem kirchlichen Gebiete, welche während des sechszehnten Jahrhunderts in Deutschland eintraten, waren überall die persönlichen Ansichten und Ueberzeugungen der Fürsten vorzugsweise entscheidend. Dasselbe gilt von den Territorien der Markgrafen von Baden, in welchen damals ebensowenig wie anderwärts die Untheilbarkeit des Landes und der Regierung festgesetzt war, so daß bei der vielfachen Theilung und dem häufigen Successionswechsel dieses Verhältniß der landesherrlichen Gewalt zur Kirche noch um so mehr hervortrat.

Bei dem allerersten Auftreten der neuen Reformbestrebungen waren die badischen Besitzungen unter drei Brüder getheilt. Den bei weitem größten Theil, die untere und obere Markgrafschaft (also Pforzheim, Durlach, Baden-Baden und was sonst noch dazu gehörte) hatte Markgraf Philipp I., der begabteste derselben, wenn auch nicht der älteste, von seinem Vater Markgraf Christoph, der den ganzen badischen Länderbesitz in sich vereinigt hatte, zugetheilt erhalten. Die Besitzungen im Breisgau waren dem Markgrafen Ernst zu-

gefallen, die überrheinischen Besitzungen (die Grafschaft Sponheim und Anderes) dem Markgrafen Bernhard. Diese Herren waren alle drei für die Reformation günstig gestimmt, wenn sie auch mehr nur die eingeführten Neuerungen gewähren ließen, als daß sie mit Entschiedenheit für sie gewirkt und gekämpft hätten. Der an Charakter und Landbesitz bedeutendste unter ihnen, Markgraf Philipp, kehrte jedoch einige Jahre vor seinem Tod († 1533) von dem früher eingeschlagenen Weg zurück, man weiß nicht recht, ob aus geänderter Ueberzeugung oder aus politischen Gründen, und suchte von nun an durch Regierungsanordnungen die katholische Religion wieder zurückzuführen und die noch erhaltenen Reste auf's neue zu stützen. Nach seinem Tode ohne Leibeserben theilten sich seine zwei Brüder in das Erbe und wurden die Stammväter der beiden Linien, der baden-badischen (bernhardinischen) und der baden-durlachischen (ernestinischen) Linie. Die erstere wurde die katholische Linie, die zweite die protestantische; aber erst unter den nächsten Nachkommen der Stammväter dieser beiden Linien trat die Confessionseigenschaft des fürstlichen Hauses ganz bestimmt und entschieden hervor. Der Sohn des Markgrafen Ernst von Baden-Durlach, Namens Karl II., führte sogleich nach dem Augsburger Religionsfrieden durch die Kirchenordnung vom 1. Juni 1556 in seinem Lande die Reformation förmlich ein. Andrerseits wurde der unmündige Enkel des Markgrafen Bernhard, Namens Philipp II., durch seinen Oheim und Vormund, den Herzog Wilhelm von Bayern, in dem katholischen Glauben erzogen, und führte denselben, als er zur Regierung kam, in seinem Antheil, in der baden-badischen Markgrafschaft, wieder ein. So war denn also die eine Linie katholisch, die andere protestantisch, und dieser Unterschied blieb auch, obgleich nicht ohne Unterbrechungen, bis in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die katholische Linie ausstarb.

Obgleich Markgraf Karl II. die Augsburgische Con-

fession in seinem Lande fest gegründet zu haben schien, so gingen schon unter seinen Söhnen neue Veränderungen vor. Von seinen drei Söhnen: Ernst Friedrich, Jakob, Georg Friedrich, nahm der erste das reformirte Bekenntniß an; der zweite kehrte zur katholischen Kirche zurück; nur der dritte, welcher aber zuletzt seine beiden anderen Brüder beerbte, blieb bei der Augsburger Confession. Jeder der drei Brüder war sehr eifrig in seinem religiösen Glauben, und suchte ihn in seinem Landestheile zur allgemeinen Geltung zu bringen.

Von diesen drei Brüdern soll hier Markgraf Jakob und seine Rückkehr zur katholischen Kirche näher betrachtet werden, weßwegen wir es für nöthig gehalten haben, die vorausgegangenen confessionellen Verhältnisse des badischen Fürstenhauses hier kurz zu erwähnen. Markgraf Jakob von Baden scheint uns aber eine solche Erneuerung seines Andenkens wohl ansprechen zu können, sowohl durch seine interessante Persönlichkeit, als weil er häufig als derjenige deutsche Fürst genannt wird, welcher von der protestantischen Confession zu der alten Kirche zuerst wieder zurückkehrte, woran sich unter seinen katholischen Zeitgenossen große, aber nicht erfüllte Hoffnungen knüpften. Ueberdieß gibt uns eine Darstellung seines Lebens und seiner Conversion ein sehr anschauliches Bild der confessionellen Zustände in Deutschland gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Die nächste Veranlassung, eine solche kurze Darstellung zu versuchen, liegt aber darin, daß wir in der Lage sind, ein interessantes gleichzeitiges Actenstück, das unseres Wissens noch nicht gedruckt ist, zur Geschichte dieser Conversion hier mitzutheilen. Auch in der neuesten „Geschichte der Reformation im Großherzogthum Baden von Vierordt" *) findet sich dieses Actenstück weder angeführt,

*) Geschichte der evangelischen Kirche in dem Großherzogthum Baden. Nach großentheils handschriftlichen Quellen bearbeitet von Karl Friedrich Vierordt, großh. Hofrath und Professor an dem

noch, wie es scheint, benützt. Im Uebrigen wird in diesem Werke die Geschichte des Markgrafen Jakob mit historischer Treue und mit Unparteilichkeit behandelt; jedoch ist nach den Grenzen des Werkes und nach seinem Standpunkte die Religionsänderung Jakobs nur kurz und in wenigen Hauptzügen erzählt, so daß also eine ausgeführtere Darstellung des interessanten und nicht so sehr bekannten Gegenstandes wohl um so mehr als gerechtfertigt erscheinen wird. Es soll zu diesem Zwecke hier gegeben werden: zuerst eine kurze Notiz über die Person und das Leben des genannten Fürsten, dann das oben bezeichnete Actenstück, und endlich soll an dasselbe eine nähere Besprechung der Conversion und des Todes Jakobs sich anreihen.

Jakob, im Jahre 1562 zu Pforzheim geboren und in dem Augsburgischen Bekenntnisse erzogen, verlor seinen Vater in seinem fünfzehnten Jahre. Nach dem Willen seines Vor-

Lyceum zu Karlsruhe. Erster Band bis zu dem Jahre 1571. Auch unter dem Titel: Geschichte der Reformation im Großherzogthum Baden. Karlsruhe, Braun. 1847. — Zweiter Band. Vom Jahre 1571 bis zu der jetzigen Zeit. Karlsruhe 1856. Die Geschichte Jakobs III. wird dort behandelt II. Bd. S. 19—29. Von gleichzeitigen geschichtlichen Quellen über Markgraf Jakobs Person und Leben sind die wichtigsten: De vita et morte Jacobi Marchionis Badensis Orationes duae scriptae a Joanne Pistorio Nidano. Coloniae. 1591. 4. — Pistorius' Warhaffte kurtze Beschreibung, was sich bey weilandt des Herrn Jacoben Marggrafen zu Baden letster Krankheit verlaufen. 1591, wieder abgedruckt als Anhang zu den weiter unten anzuführenden „Motiven Markgrafen Jakobs" u. s. w. (München 1614), nach welchem Abdrucke wir jene Beschreibung hier immer citiren. Eine Controle zu diesen Schriften von Pistorius bildet die Einleitung zu Jo. Fechtii Historia Colloquii Emmendingensis. Rostochii 1694, worin die Geschichte des Markgrafen Jakob und seines Uebertrittes in die katholische Kirche ausführlich vom protestantischen Standpunkte aus besprochen wird.

mundes, des Herzogs Ludwig von Würtemberg, und seiner Mutter, einer Prinzessin Anna von Pfalz-Veldenz, welche gleichfalls dem Augsburgischen Bekenntnisse zugethan war, besuchte der junge Prinz, welcher sich als sehr talentvoll und zu den wissenschaftlichen Studien geschickt zeigte, die Universität Tübingen ein Jahr lang, und wurde dann nach Straßburg geschickt, wo er sich besonders mit dem Studium der lateinischen Sprache und Literatur, so wie mit der Logik beschäftigte. Nachdem er zwei Jahre dort verweilt hatte, machte er eine Reise durch Frankreich und Italien, um sich die Sprache dieser Länder anzueignen. Im Jahre 1582 kehrte er nach Deutschland zurück und besuchte den Reichstag, der damals zu Augsburg gehalten wurde. Unter den dort versammelten Fürsten gefiel Markgraf Jakob allgemein durch sein schönes Aeußere, durch seine Geistesgaben, durch seinen Charakter und sein Benehmen in der Gesellschaft. Er beschäftigte sich von jetzt an besonders eifrig mit kriegerischen und ritterlichen Uebungen; zugleich, wie erzählt wird, las er die Werke der Schriftsteller über das Kriegswesen alter und neuer Zeit. Bald darauf schien es, als sollte er das Kriegswesen durch die Ausübung kennen lernen. Er ging nämlich mit dem pfälzischen Prinzen Casimir nach Köln, um dem dortigen Bischof Gebhard Truchseß von Waldburg seine Dienste zu widmen (1582). Derselbe war bekanntlich Protestant geworden, und hatte sich mit einer Gräfin von Mannsfeld verheirathet, wollte aber dennoch im Besitz des Erzbisthumes und des Churfürstenthumes bleiben. Er fand Unterstützung bei protestantischen Reichsfürsten, namentlich bei dem Churfürsten von der Pfalz und dessen Bruder Casimir. Aber der Erzbischof konnte sich bei dem Kriege, der nun ausbrach, gegen die Stadt und das Domcapitel zu Köln und gegen die spanisch-bayerischen Truppen nicht halten, und war schon 1584 genöthigt, das Land zu verlassen. Schon vorher (1583) war Casimir von der Pfalz, welcher aus Mangel an Geld

zur Bezahlung seiner pfälzischen Hilfsvölker sie nicht beisammenhalten konnte, nach der Heimat zurückgekehrt, was er ohnedieß thun mußte, um nach dem Tode seines Bruders, des Churfürsten, die Vormundschaft über dessen zurückgelassenen unmündigen Sohn und Nachfolger zu übernehmen. Markgraf Jakob kehrte mit ihm zurück, so daß er also nur ganz kurze Zeit die Sache des Erzbischofs Gebhard vertheidigte. Er erinnerte sich nach seiner spätern Sinnesänderung sehr ungern dieser Zeit. Es mag wohl seyn, daß ihn außer seiner Kriegslust vorzugsweise der Zuspruch des Pfalzgrafen Casimir dem Erzbischof Gebhard, ohne genauere Erwägung der Sache, zuführte. Es mag auch dahingestellt bleiben, ob es aus der Bekanntschaft mit dem eifrig calvinischen Pfalzgrafen oder aus den Anfängen des Zweifels am Protestantismus überhaupt zu erklären ist, daß weder Jakob noch sein Bruder Ernst Friedrich der dringenden Aufforderung ihres frühern Vormundes, Herzog Ludwig von Würtemberg, nachkommen, und die Concordienformel nun selbst unterschreiben wollten, wie der Herzog zuvor für sie gethan. Andrerseits verwendete sich Jakob aber auch mit anderen protestantischen Fürsten bei dem Bischof von Straßburg, Johann von Manderscheid, um ein gütliches Abkommen zwischen den protestantischen und katholischen Mitgliedern des dortigen Domcapitels (1584) und zu Gunsten der protestantischen Unterthanen des Hochstiftes Würzburg bei dem dortigen Bischof Julius (1586). Kurz nach jenem Kölnischen Feldzug *) trat Markgraf Jakob die Regierung des ihm zugefallenen Theiles der baden-durlachischen Besitzungen, der Markgrafschaft Hochberg im Breisgau an, und vermählte sich mit der verwittweten protestantischen Gräfin Eülenburg-Manderscheid (September 1584), deren Besitzungen in den Niederlanden Lehen der spanischen Krone waren. In dem folgenden Jahre sehen wir Jakob auf's

---

*) Schoepflin Hist. Badensis. Tom. IV, p. 123.

neue auf dem Kölnischen Kriegsschauplatz, aber dießmal auf der entgegengesetzten Seite, auf der Seite des spanisch-bayerischen Heeres gegen die Anhänger des protestantischen Erzbischofes Gebhard. Dazu kann ihn bestimmt haben die Bitte des neugewählten Erzbischofes von Köln, des bayerischen Prinzen Ernst, eines Verwandten, oder der Kriegsruhm des Anführers auf dieser Seite, Alexander Farnese, Herzogs von Parma, des Statthalters der spanischen Niederlande, an welchen sich der kriegerische und die Kriegskunst liebende junge Markgraf gerne anschloß, oder eine schon damals vorhandene Hinneigung zum Katholicismus, oder endlich diese verschiedenen Beweggründe zusammen. Er führte tausend Reiter und zwanzig Fähnlein Fußvolk dem spanisch-bayerischen Heere zu, und nahm Theil an der Belagerung von Neus und von Rhein-Bergen unter dem Herzog von Parma, nach dessen Anleitung und Beispiel er sich in der Kriegskunst auszubilden eifrigst bestrebt war, bis er im Winter 1586 aus diesem Feldzug zurückkehrte. Aber auch in den nächstfolgenden Jahren sehen wir ihn seine militärische Thätigkeit fortsetzen.

Im J. 1587 befehligte er ein Beobachtungs-Corps, welches die Reichsstände in Schwaben und Elsaß zur Aufrechthaltung der Sicherheit des Landes aufgestellt hatten, bei der Veranlassung, als viele deutsche Kriegshaufen dem König Heinrich von Navarra zu Hilfe zogen, und in der nächst darauf folgenden Zeit schickte er dem Herzog Karl von Lothringen Hilfstruppen gegen die Hugenotten *). Um dieselbe Zeit

*) Als Beweis der kriegerischen Richtung und der militärischen Kenntnisse Markgraf Jakobs kann auch noch angeführt werden, daß er den Hauptort seines Gebietes, die Stadt Emmendingen, in welcher er sich zuweilen aufhielt (seine ständige Residenz war das noch in seinen Trümmern übrige feste Bergschloß Hochberg in der Nähe von Emmendingen), zu befestigen dachte. Der von ihm entworfene Festungs-Plan befindet sich in dem großherzogl. Archiv zu Karlsruhe. Herbst Geschichte der Burg Hochberg. S. 40.

wurde es öffentlich ruchtbar, daß Markgraf Jakob zur katholischen Religion übergehen wolle. Darauf kamen an ihn Abmahnungsschreiben von seinen Geschwistern und von den protestantischen Höfen aus der Pfalz, Würtemberg und Hessen; dagegen Aufmunterungen und Zusage der Unterstützung von Oesterreich, Bayern, von dem Bischof von Constanz, einem österreichischen Prinzen, und von dem Bischof von Straßburg. Besonders aber fand er Belehrung und Ermunterung zur Annahme des katholischen Glaubens in dem vertrautesten seiner Räthe, dem Doctor Pistorius, einem sehr talentvollen, gelehrten, eifrigen Convertiten, welcher früher von dem Augsburger Bekenntniß sich dem Calvinismus zugeneigt hatte, und in diesen Jahren selbst katholisch geworden war. Auf dessen Veranlassung veranstaltete Markgraf Jakob, ehe er den letzten entscheidenden Schritt that, ein Religionsgespräch zwischen katholischen und protestantischen Theologen zu Baden-Baden (1589), und da ihn dieses nicht befriedigt hatte, ein zweites (1590) zu Emmendingen, dem Hauptorte der Markgrafschaft Hochberg. Am Schlusse des zweiten Religionsgespräches erklärte sich der Markgraf öffentlich für den katholischen Glauben. und trat in dem benachbarten Kloster Thennenbach feierlich zur katholischen Kirche über (25. Juli 1590). Er traf sogleich Anstalten, seinen Glauben, wie dieses damals von allen Reichsständen in solchen Fällen geschah, in seinem Lande allgemein einzuführen. Aber alle diese Veranstaltungen sollten nicht zum Vollzug kommen.

Der Markgraf begab sich von dem Emmendinger Religionsgespräch nach einem Sauerbrunnen bei Sigmaringen. Von da kam er nach etwa vierzehn Tagen (den 8. August 1590) krank zurück, und starb schon neun Tage nachher zu Emmendingen, nach der Ansicht eines Theiles seiner Umgebung an Vergiftung, ohne daß jedoch hiefür sichere Beweise vorliegen. Seine hinterlassene Wittwe gebar nach seinem Tode einen Sohn; sie trat, jedoch erst nach dem Tode ihres Ge-

mahles, gleichfalls zur katholischen Kirche zurück. Nach dem letzten Willen des Markgrafen Jakob sollte er an einem katholischen Orte, und zwar zu Baden-Baden beigesetzt, und seine Kinder (es waren außer jenem Sohne noch zwei kleine Töchter da) in der katholischen Religion erzogen werden. Aber sein Bruder, Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach, welcher sogleich sich der Vormundschaft bemächtigte, und sie allein, ohne die durch Testament bestellten Vormünder, den Herzog von Bayern und den Grafen Karl von Hohenzollern, führte, erfüllte weder die eine noch die andere Bestimmung des Testamentes. Er ließ seinen Bruder zu Pforzheim beisetzen, und den Prinzen, der vierzehn Tage nach Jakobs Tod zur Welt kam, protestantisch taufen, die Töchter protestantisch erziehen. Der neugeborne Prinz lebte nur wenige Monate, so daß die Linie ausstarb. Die Wittwe des Markgrafen verehlichte sich später mit dem Grafen Karl von Hohenzollern, und in dritter Ehe mit einem Freiherrn von Hohensachsen.

Nach diesem kurzen Abrisse der Person und der Lebens-Schicksale des Markgrafen Jakob geben wir nun das oben angekündigte Actenstück, welches vorzugsweise dessen Conversion und Lebensende zum Gegenstande hat. Es ist dieß ein italienisch abgefaßter Bericht, welcher die Ueberschrift hat: *Relatione fatta sopra la conversione del Serenissimo Signore Marchese Jacomo di Bada, all' Illustrissimo e Reverendissimo Signore il Cardinale Paleotto.* Der Verfasser ist nicht genannt. Das Actenstück ist aus Speyer datirt, vom 10. September 1590. Der Verfasser war damals auf einer Reise nach Rom begriffen; er spricht im Eingange der Relation von „Geschäften, die er auf dieser Reise hat", und „von wichtigen Geschäften, worüber er nach seiner Rückkunft nach Rom mit dem Cardinal zu verhandeln hat." Es ist dieses Actenstück demnach ein geschäftlicher Bericht eines päpstlichen Agenten. Wir glauben nicht zu irren, indem wir annehmen, es sei der damalige päpstliche Nuntius in der Schweiz, Ot-

tavio, Bischof von Alexandrien, oder ein bei dieser Nuntiatur angestellter Geistlicher gewesen. Aus der Dedication der zwei lateinischen Reden über Markgraf Jakobs Leben und Tod, welche deren Verfasser Pistorius an jenen päpstlichen Nuntius von Meersburg am Bodensee aus im Februar 1591 richtet, sehen wir, daß derselbe früher an dem Schicksale Jakobs den größten Antheil genommen hatte, und sogleich nach dessen Tod durch Pistorius von Allem in Kenntniß gesetzt worden war. Der Cardinal Paleotto, an welchen die Relation gerichtet ist, war ein durch seine Gelehrsamkeit und seine einflußreiche Stellung zu Rom bekannter Mann jener Zeit. Er hatte dem Tridentiner-Concil beigewohnt, galt viel bei Papst Gregor XIII., und besonders bei dem Papste Sixtus V. Nach dessen Tod erhielt er bei der Wahl im Conclave sogar eine beträchtliche Anzahl von Stimmen.

Bericht über die Bekehrung des durchlauchtigsten Markgrafen Jakob von Baden, an den erlauchten und hochwürdigsten Herrn Cardinal Paleotto.

Würdig des Gehörs und der Kenntnißnahme von Seite Ew. Erlauchten Herrlichkeit *) scheint mir eine Begebenheit, welche sich in der letzten Zeit in dieser Provinz zugetragen hat; eine Begebenheit, deren Anfang Freude, deren Ende Thränen brachte, wenigstens für Diejenigen, welche nicht die Geheimnisse der göttlichen Vorsehung dabei in Betracht ziehen. Ich schicke mich deßwegen an, dieselbe hier zu erzählen, zugleich auch dabei meine unterthänige Ergebenheit Ew. Erl. H. in das Gedächtniß zurückzurufen, in der Kürze der Zeit, welche mir meine andern Geschäfte auf dieser langen Reise dazu übrig lassen. Dieselbe Reise wird mir nach meiner Rückkunft nach Rom überdieß Stoff genug geben, mit Ew. H. über andere wichtige Geschäfte zu verhandeln.

Der Markgraf Jakob von Baden, von dessen Bekehrung Ew.

*) V. S. Illustrissima.

Eminenz schon vor längerer Zeit das Gerücht zu Rom vernommen haben wird, ist bei diesem wichtigen Entschlusse mit so viel Gründlichkeit und Klugheit zu Werk gegangen, daß er, obgleich er schon seit längerer Zeit den Irrthum, in dem er lebte, und das klare Licht der Wahrheit erkannt hatte, dennoch sich zu der letztern nicht eher öffentlich bekennen wollte, bis er sich über die Materien der religiösen Controverse so gut unterrichtet wüßte, um auf alle Beweisgründe der Häretiker selbst die Antwort geben zu können. Und während er nur erst den Zweifel zeigte, welchem Theil er sich zuwenden wollte, ließ er verschiedene Disputationen anstellen, und zwar zuerst mit dem Schmidtlin (lo Smidolino *), dem Archimandriten der Lutheraner, dann mit andern Häuptern dieser Secte. Allen diesen antwortete für sich allein der Doctor Pistorius, sein Rath, welcher selbst erst in der neuesten Zeit von dem Lutheranismus sich mit dem Beistand des Pater Busaeus von der Gesellschaft Jesu, Rector des Collegiums zu Molzheim, zu dem katholischen Glauben gewendet hatte. Pistorius that dieses in der Weise, daß die Häretiker, oft in Verlegenheit gebracht durch seine Gelehrsamkeit, seine Sprachkenntniß und durch sein ausgezeichnetes Gedächtniß, ihn verläumdeten, als treibe er Magie, und sich weigerten, mit ihm ferner zu disputiren. Darauf übernahm die Vertheidigung ein junger Mann, welcher kurz vorher noch lutherischer Prädikant, und von Doctor Pistorius bekehrt worden war. Dieser bewährte sich bei dieser Unternehmung so gut, daß der Prediger Pappus aus Straßburg, welcher zuletzt von Seiten der Gegner erschien, von ihm besiegt wurde, und zwar so, daß Pappus der ganzen Versammlung zum Gespött wurde, und sich nicht anders gegen die Kraft der Wahrheit zu schützen wußte, als daß er sich von dem Kampfe zurückzog, mit dem Versprechen, er wolle in drei Monaten beweisen, daß der heil. Augustinus in Allem und durchaus die lutherische Lehre gehabt habe, oder wenn er dieses nicht beweisen könne, mache er sich verbindlich, katholisch zu werden. Er wurde angehalten, dieses Versprechen mit Handschlag zu bekräftigen.

---

*) D. i. Jakob Andreä, der eines Schmieds Sohn war, und deßhalb von seinen calvinisch gesinnten Gegnern diesen Spitznamen erhielt.

Um desto schneller fortzukommen, ließ er sich von dem Rathe der Stadt Straßburg zurückrufen unter dem Vorwand, daß seine Gegenwart wegen wichtiger Veranlassungen nöthig sei. Die Beschämung, welche Pappus davontrug, war so groß, daß Alle davon eingeschüchtert wurden, und nun Keiner mehr auf dem Kampfplatz sich zu zeigen wagte. Obgleich der Markgraf Ernst, der ältere Bruder des Markgrafen Jakob, einen famosen Kämpfer aus der Landgrafschaft Hessen sehr angelegen und mit vielen Versprechungen bat, er möge auf den Kampfplatz treten und die fast verlorne Ehre des Lutheranismus aufrecht halten, so kam dennoch weder Dieser, noch hatte ein Anderer den Muth zu kommen, besonders seit Schmidtlein, wie betäubt von den Streichen der Schmach, die er erhalten hatte, aus Kummer darüber gestorben war.

Nach diesen Vorgängen blieb dem Markgrafen Jakob kein Zweifel und kein Hinderniß weiter von Seiten seines Gewissens; er wurde allein noch zurückgehalten durch einige weltliche Rücksichten und politische Interessen. Er entschloß sich daher, wie er auch früher es gethan hatte, mit dem durchlauchtigsten Herzog von Bayern sich darüber zu benehmen. Es wurden darauf unter ihnen eigenhändige Briefe gewechselt, welche erfüllt sind von einem solchen Geist und so großer christlichen Klugheit, daß sie von der Nachwelt werden bewundert werden, wenn man davon Abschriften zu Gesicht bekommen wird. Als der Herzog endlich sah, daß ein Hinderniß nach dem andern durch die List des bösen Feindes dazwischen trat, und sich noch andre in ununterbrochener Kette anreihen würden: so schrieb er dem Markgrafen, es sei jetzt nothwendig, diese Knoten alle auf einmal zu zerhauen mit einem Streiche und sie nicht, einen nach dem andern, zu lösen. Er versprach dem Markgrafen, ihn aus ganzem Herzen und mit allen seinen Kräften zu unterstützen; daß er ihn jetzt schon als seinen Sohn annehmen und ihn immer so ansehen wolle. Darauf entschloß sich dann der Markgraf. Er ließ den oben genannten Rector des Jesuitencollegiums zu Molzheim, in der benachbarten Straßburger Diöcese, rufen; er wollte, daß dieser in öffentlicher Predigt seine Bekehrung verkünde mit den Gründen, welche ihn dazu bewogen hatten. Auch sollte der Pater Rector ihm öffentlich die Absolution

ertheilen, nachdem er eine Generalbeicht abgelegt hatte, um sich an demselben Morgen durch das heiligste Altarssakrament mit Gott zu vereinigen.

Das Ereigniß war sehr bedeutend, weil dieß bis jetzt der erste und einzige Fürst in Deutschland ist, welcher von der Häresie sich wieder zu dem wahren Weg des Heils bekehrte, und weil die daraus folgenden Ergebnisse von der größten Wichtigkeit seyn mußten. Schon beeilten sich alle Räthe und adeligen Hofherren, dem frommen Beispiel des Fürsten nachzufolgen, und, was noch größere Verwunderung erregt, selbst die Landleute fingen schon an, Bitten an Seine Durchlaucht zu richten, daß er ihnen die Gnade, welche die göttliche Erbarmung ihm erzeigt habe, nicht vorenthalten möge, daß er ihnen ohne Verzug katholische Priester schicken möge, damit auch sie gleichfalls für das Heil ihrer Seele sorgen könnten. Daher waren in wenigen Tagen die lutherischen Prediger aus diesem Lande vertrieben und die katholischen Priester von verschiedenen Seiten zugeführt. Die Gemahlin des Markgrafen nahm Unterricht in der Religion; sie erkannte schon das Irrige ihrer bisher befolgten Meinung an; aber sie hatte die katholische Religion noch nicht vollständig kennen gelernt, und wollte sie noch nicht annehmen; es ist jedoch alle Hoffnung dazu vorhanden. Sobald der Herr Herzog von Bayern diese glücklichen Erfolge erfuhr, so beglückwünschte er den Markgrafen wegen dieser Wirkungen der göttlichen Gnade, erneuerte die früheren Anerbietungen mit dem Versprechen, daß er in Kurzem dem Markgrafen ein Geschenk von Kirchengeräthen für seinen Bedarf schicken werde. Dem Doctor Pistorius schickte er sogleich jetzt einige Geschenke mit der Zusicherung eines jährlichen Gehaltes von zweihundert Ducaten, damit er sehe, daß seine Bemühung, welche geeignet war, ihm großen Lohn im Himmel zu bringen, auch auf Erden einige Belohnung verdiene. Diese Dinge verursachten den häretischen Fürsten großen Schmerz, und sie fürchteten, das Beispiel eines Fürsten so hoher Abstammung, welcher überdieß für einen Mann von vielem Wissen galt, möchte viele Andere bewegen, den Weg des Heils zu suchen. Schon war Pistorius von einem heimlichen Katholiken gewarnt worden, er möge auf sein Leben Acht haben, weil dieser Katholik wüßte, daß eine

gefährliche Unternehmung gegen ihn, als den Urheber der neuen Bekehrung, angesponnen werde. Dieser Haß zeigte sich noch in höherem Grade gegen den Markgrafen selbst, welcher inzwischen, um sich von den ausgestandenen Mühen zu erholen, und um gegen ein Unwohlseyn Heilmittel zu suchen, den Rath erhielt, sich nach Schwaben zu begeben, um dort eine Heilquelle zum Trinken zu gebrauchen. Dieselbe liegt in dem Gebiete des Grafen von Zollern, seines Verwandten, eines sehr katholisch gesinnten Herrn, und welcher bei dem letzten Schritte ihm durch sein Ansehen, durch seinen Rath und Zuspruch sehr nützlich geworden war. Als Seine Fürstliche Gnaden nach Wiederherstellung ihrer Gesundheit von jenem Kurbrunnen nach ihrem Lande zurückkehrten, welches zwei Tagreisen davon entfernt liegt, fieng er schon auf der Reise an, sich beschwert zu fühlen, und klagte über heftige Schmerzen im Innern des Körpers, welche von einer plötzlichen Dyssenterie begleitet waren. Letztere war nicht durch irgend eine Unregelmäßigkeit in der Diät veranlaßt worden; man hatte vielmehr allgemein den Verdacht, der arme Fürst sei vergiftet worden. Er selbst sagte, er sei vergiftet worden durch gewisse Kirschen; ein anderer Edelmann, der gleichfalls von diesen Kirschen gegessen hatte, litt ähnliche Beschwerden mit Dyssenterie. Sobald der Markgraf nach Hause gekommen war, legte er sich unter fortdauernden großen Leibschmerzen zu Bett, und brauchte verschiedene Mittel, welche jedoch alle vergeblich waren. In dieser Zeit kam Herr von Metternich *) an von dem Hofe des Herzogs von Bayern, ein junger Priester, dabei gelehrter Theolog und von großem Eifer, ein Zögling des Collegium germanicum. Dieser brachte dem Markgrafen von Seiten des Herzogs die versprochenen Geschenke, nämlich Kelche und andere goldene und silberne Gefäße für den Altardienst, Kirchenparamente von verschiedenen Farben, verschiedene Reliquien in kostbarer Fassung, was Alles zusammen einen Werth von vielen tausend Scudi betrug. Der Markgraf sah mit Befriedigung diesen neuen Beweis der Liebe des Herzogs, aber noch mit größerer Befriedigung sah er den Herrn von Metternich, welchen er bei dem jetzt bevorstehenden ernsten Schritt nöthig hatte.

---

*) In dem italienischen Text heißt er immer Metternach.

Denn er hatte in diesem Augenblicke keinen andern Geistlichen um sich, als einen Franziskaner-Priester von wenig Gelehrsamkeit und Erfahrung. Darum wünschte der Markgraf, daß Herr von Metternich sogleich ihn Beicht höre, und er nahm aus dessen Hand die heilige Eucharistie. Er hatte befohlen, daß diesem Acte einige seiner Diener, sowohl Räthe als Hofleute, anwohnen sollten, zum Theil Neubekehrte, zum Theil solche, welche noch Häretiker waren. Diesen sagte er mit ausdrucksvoller Stimme und unverzagtem Herzen: er sähe sich dem Tode nah; er bäte sie, bis an's Ende bei ihm gegenwärtig zu bleiben, mit der Verbindlichkeit, Zeugniß der Welt zu geben von Allem, was sie sehen würden. Er betheuerte dabei: wenn sie die Unwahrheit darüber berichten sollten, so würde er dereinst ihre Lüge vor dem furchtbaren Richterstuhle des wahren Richters, Christus, ihnen vorhalten. Er fuhr dann fort und sagte: er sterbe standhaft in der katholischen Religion, ohne in dem kleinsten Punkte zu wanken; er fühle keinen anderen Vorwurf des Gewissens als nur den, daß er zu sehr gezögert habe, die katholische Religion zu bekennen, auch nachdem er sie kennen gelernt hatte. Er bat diejenigen, welche in diesem Glauben waren, ihn bis zum Tod zu bewahren, indem er versicherte, daß es keinen anderen Weg des Heils gebe; und die Anderen bat er, sie möchten sich zur Annahme derselben Wahrheit geschickt machen. Als er sah, daß die Katholiken wie verzweifelt über seinen nahen Tod waren, so wendete er sich oft an sie, um sie zu trösten. Er sagte ihnen: sie möchten guten Muthes seyn, er sei dessen gewiß, daß der allmächtige Gott das angefangene Werk nicht unvollendet lassen werde, sondern daß er durch Mittel, welche seiner göttlichen Weisheit so leicht wären, für das Heilsbedürfniß so vieler Seelen gesorgt haben werde; er sterbe darum sicher und getröstet. Wenn seine Mithilfe zu dem angefangenen Werke nöthig sei, so werde die göttliche Majestät ihn aus dieser Welt nicht zurückrufen; aber daß ohne Zweifel sein Tod, wenn er sterben werde, dazu dienen solle, um eine größere Frucht der katholischen Kirche zu bringen. Alle standen da, erstaunt über eine so hohe Tugend. Die Katholiken sowohl als die Häretiker lagen bei seinem Bette auf den Knieen unter Thränen, und antworteten bei den Gebeten, welche man verrichtete, um seine Seele Gott zu befehlen. Da stand seine Gemahlin, welche noch nicht

convertirt war, jung, schön, gesegneten Leibes, voll Jammers. Sie wurde von ihrem Eheherrn auf das zärtlichste geliebt, und dennoch zeigte der Markgraf jetzt keine andere Liebe, keinen anderen Schmerz, als daß er sie den zu ihrem Seelenheile nöthigen Schritt verzögern sah; sie ihrerseits antwortete immer mit Worten des Trostes und der Hoffnung. Endlich als man wahrnahm, daß der Markgraf bei seinen wiederholten Versicherungen: er sterbe in der katholischen Kirche, immer an Geist und Stimme schwächer wurde, so sagte er selbst, er wolle hinübergehen, ausgerüstet mit allen heiligen Sacramenten der Kirche. Man schickte deßwegen schnell nach der letzten Oelung. Als sich die Sache verzögerte, weil man das heilige Oel weit herholen mußte, so wollte der Markgraf auf's neue beichten und die heilige Communion empfangen aus den Händen des Herrn von Metternich, in dessen Armen er dann ruhte, mit einem Crucifix in der einen Hand und mit einer angezündeten Kerze in der andern. So gab er seine beglückte Seele seinem Schöpfer zurück, während die Umstehenden kaum unterschieden, ob er todt sei oder noch lebe. Nicht lange nachher veranstaltete der Herr von Metternich, daß der Leichnam in Gegenwart aller Aerzte, welche zur Behandlung des Kranken herbeigerufen worden waren, geöffnet wurde; auch waren sonst viele Katholiken und Lutheraner zugegen. Man betrachtete mit Sorgfalt alle Theile der Eingeweide. Man fand kein Anzeichen, nach welchem der gute Fürst damals eines natürlichen Todes sterben, ja auch nur irgend ein krankhaftes Leiden hätte haben sollen: so sehr waren alle Eingeweide unversehrt und gesund. Nur fand man im Magen auf der linken Seite drei Löcher und darin die Reste des ätzenden Stoffes mit den offenbarsten Zeichen von Gift. Die Aussagen der Kunstverständigen wurden schriftlich abgefaßt zum Zeugniß des abscheulichen Verbrechens der Häretiker. Zu deren Beschämung ist auch ein Bericht geschrieben worden in deutscher Sprache, welcher eben jetzt gedruckt wird und vielleicht noch in dieser Herbstmesse zu Frankfurt erscheint. Daraus wird man den ganzen Hergang dieser Bekehrung und dieses Todes ersehen können. Auch wurde das Testament des Markgrafen geöffnet, worin er anordnet, daß man ihn an einem katholischen Orte begrabe; ferner, wenn seine Gemahlin einen Sohn und Erben gebären werde, so solle man ihn in der katholischen Religion erziehen, unter der Vormund-

schaft des Markgrafen Ernst, seines lutherischen Bruders, des Grafen von Zollern, seines katholischen Verwandten, und unter dem Schutze des durchlauchtigen Herzogs von Bayern. Der Bruder des Markgrafen nahm sogleich Besitz von dem Lande, verjagte die wenigen katholischen Priester, welche hereingekommen waren, rief die lutherischen Prädicanten zurück, und übte insofern gegen den Todten Gewalt aus, als er ihn an einem häretischen Orte beisetzte. Man suchte Hilfe dagegen bei dem benachbarten Erzherzog Ferdinand, und hoffte durch dessen Ansehen es dahin zu bringen, daß der Abgeschiedene ein katholisches Begräbniß erlange. Dennoch sagte man später, der Markgraf Ernst habe den Leichnam nach Durlach, seiner Residenz, bringen und dort an einem ungeweihten Ort, mit den von der Kirche verdammten Ceremonien bestatten lassen. Derselbe Markgraf Ernst schrieb an die Kammer *) zu Speyer, er habe sich in Besitz des Landes setzen wollen nur zu seiner Sicherheit; er beabsichtige nicht, irgend Etwas gegen das Recht zu unternehmen. Wenn seine Verwandte einen Sohn gebären sollte, so würde er Alles wieder zurückgeben und alles Uebrige nach dem Inhalte des Testamentes seines Bruders anordnen.

Inzwischen hatte sich die schwangere Markgräfin nach Freiburg im Breisgau zurückgezogen, einer katholischen Stadt, welche dem Erzherzog Ferdinand unterthan ist. Sie that dieß zu ihrer eignen und ihrer Leibesfrucht Sicherheit. Eben dahin zog sich auch der Doctor Pistorius zurück, um den Nachstellungen seiner Feinde und der Feinde des wahren Glaubens zu entgehen. Während er dort wohnte, brachte er seine Herrin durch denselben Eifer und dieselbe Ergebenheit, die er früher ihrem Gemahl bewiesen hatte, endlich gleichfalls zur Kenntniß des wahren Glaubens. Daher erhielten wir denn zu gleicher Zeit zwei glückliche Nachrichten, nämlich die Geburt eines Sohnes von der Markgräfin und ihre fromme Bekehrung. Sie gab zu verstehen, sie habe vor, ihr Leben in einem Kloster zu beschließen. Ueber die Erziehung dieses Sohnes, sowie über die Regierung des Landes wird es große Händel geben. Man hört schon, der Markgraf Ernst habe im Sinne, nach dem Beispiele

*) D. i. das Reichskammergericht.

des Herzogs Kasimir *), welcher der gesetzliche Vormund seines Neffen seyn wollte, die testamentarischen Vormünder zurückzuweisen und diese Sorge allein für sich zu übernehmen, besonders darum, weil er selbst keine Söhne hat, und dieser neugeborne Sohn seines Bruders ihm succediren wird. Der Herzog von Bayern, mein durchlauchtiger Herr, wird, um Gott damit zu dienen, mit seinem Ansehen und mit seinen Mitteln dazwischentreten, und wird nicht müde werden, alle Wege einzuschlagen, damit nach dem Willen des Testators die Religion in jenem Lande hergestellt und sein Sohn katholisch erzogen werde. Aber es sind freilich auch Umstände vorhanden, welche andererseits in Betracht zu ziehen sind: die schwache Gesundheit Seiner Durchlaucht, die Sorge für ihre eigene Angelegenheiten, der Verdruß, welchen er schon bei seinem Streben für die Aufrechthaltung des Glaubens auszustehen hatte, indem man ihn dabei verließ, gegen die von der andern Seite gegebenen Hoffnungen und Versprechungen — Alles dieses wird ihn bei diesem Geschäfte nicht so kühn voranschreiten lassen, wie er sonst nach seiner Frömmigkeit und seinem Eifer zu thun pflegt. Es ist eine zu schwierige Sache, mit mächtigen Feinden sich einzulassen, welche hier, der eine und andere, nicht fehlen, und dabei von dem Haupte oder von den Gliedern des christlichen Gemeinwesens keinerlei Hilfe zu erwarten zu haben. Ich weiß, daß Ew. H. nach dem Verlangen, das Gott Ihnen einflößt, Seinen Ruhm zu erhöhen, nicht unterlassen werden, eine so wichtige Sache der göttlichen Majestät zu empfehlen, damit Er mit seiner mächtigen Hand der menschlichen Schwachheit zu Hilfe komme. Was jetzt noch folgen wird, davon werde ich Ew. H. persönlich Nachricht geben können, indem ich hoffe, gegen Ende Octobers in Rom zu seyn, um von einer so langen und gefahrvollen Reise auszuruhen. Ich küsse Ew. H. mit schuldiger Ehrerbietung die Hand, und bitte von Gott für Sie gesegnetes Wachsthum aller seiner göttlichen Gnaden. G. Speier den 10. September 1590.

Wir wollen nun die wichtigsten Punkte der Conversion des Markgrafen, welche in dem angeführten Berichte berührt

*) Herzog Johann Kasimir von der Pfalz, Vormund seines Neffen, des Pfalzgrafen Friedrich IV., von 1583—92.

werden, in einer etwas ausgeführtern Darstellung besprechen, nämlich die beiden Religionsgespräche zu Baden und zu Emmendingen; die Motive seines Uebertrittes; seine letzten Lebenstage und seinen Tod. Durch diese Darstellung soll ein möglichst treues und, wie ich hoffe, nicht uninteressantes historisches Bild gegeben werden, und zugleich wird daraus ersichtlich seyn, daß wenn die obige Relation auch nicht viel wesentlich Neues gibt, sie doch durch die Stellung ihres Verfassers, auch wo sie schon Bekanntes gibt, eine gewisse Bedeutung hat, sowie ferner, daß sie immerhin einige eigenthümliche Züge dem bisher Bekannten hinzufügt.

XLV.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

Der Mormonismus.

3. Der mormonische Neubau aller Wissenschaft; die neue Theologie und Religionsphilosophie; der materialisirte Cult; die Polygamie am Salzsee, ihre theologisch=spekulativen, biblischen und praktischen Motive.

Es entspricht augenscheinlich ganz der Idee von der Kirche der neuen Weltperiode und von der zweiten „reichlicheren“ Ausgießung des heiligen Geistes in ihr, wenn Smith von sich selbst als ihrem Propheten sagte: er wisse mehr als die ganze Welt zusammengenommen. Diese Fülle der Gnaden strömt dann fortwährend (im Verhältniß natürlich) durch die Handauflegung auf die Beamteten, und endlich auf alle

Glieder aus. Man sieht, wie real hier der Begriff der anstaltlichen Kirche gefaßt ist. Welche Aufgabe ist nun einer solchen unerhörten Begabung gesetzt? Die einfache Antwort lautet: eben eine ganz neue Welt herzustellen. Die Identificirung des Social-Politismus mit der Kirche erschöpft an sich diese Aufgabe noch lange nicht. Das ganze Leben, Alles muß neu werden, also namentlich auch alle Wissenschaft. Vielleicht gibt es keinen Punkt, von dem der Umfang der mormonischen Idee sich klarer ermessen ließe.

Die Mormonen verwenden ungemeine Energie auf Unterricht und Erziehung. Wie einst schon Nauvoo, so hat jetzt auch die Salzseestadt oder „Neujerusalem" eine Universität, für deren Ausbildung nichts gespart wird. Die Missionäre in allen Theilen der Welt haben den Auftrag, sich um Bücher, Instrumente 2c. für dieselbe umzuthun. Die siebente Präsidentschafts-Epistel vom 18. April 1852 gedachte z. B. mit besonderm Lob des Aeltesten Orson Pratt, der eine kostbare Bibliothek, ein prächtiges Teleskop, Mikroskope, Erd- und Himmelskugeln, Probirtiegel, geognostische Sammlungen 2c. aus England mitgebracht; sie verheißt fortgesetzte eifrigste Förderung der Künste und Wissenschaften. Unter allen möglichen andern Gegenständen, namentlich auch Sprachen, ist selbst den „altsächsischen und altceltischen Classikern" eine Stelle neben den griechischen und lateinischen angewiesen. Auch führen die Mormonen bereits eine eigene Orthographie der englischen Sprache, indem sie phonetische Zeichen erfunden haben. Neben der Hochschule wirkt ein Schullehrer-Seminar. In seiner neunten Generalepistel berichtet der Prophet, es seien bereits in allen Vierteln der Stadt ordentliche Volksschulen eingerichtet mit besondern Unterrichtsstunden für Spanisch und die benachbarten Indianer-Dialekte. Auch die meisten Landbezirke sind mit Schulen versehen. Dieselben werden nicht nur von den Jungen, sondern auch von den Alten besucht. In der Zionsstadt halten die Professoren

populäre Vorlesungen über die physikalischen Fächer. Kurz, eine deutsch-humanistische Professoren-Republik könnte die „Bildung für Alle" nicht eifriger betreiben, als der Kirchen-Staat des Inspirirten am Salzsee.

Mehr als Ein specifisches Motiv ist dabei maßgebend. Die Heiligen glauben auch an Bildung der Menschheit aus der alten Weltperiode gewachsen seyn zu müssen, welche sie ihrer Kirche zu unterwerfen haben. Sie hoffen aber zudem und überhaupt Alles hinter sich zu lassen, was in der Wissenschaft bisher geleistet worden. Sie werden insbesondere über die leidigen Hypothesen hinüber zu aller absoluten Gewißheit gelangen, und zwar eben vermittelst jener unerhörten Begnadung, welche in ihrer Kirche lebendig geworden. So hat der Apostel Phelps, sonst officieller Zeitungs-Redakteur der Mormonen schon aus der Zeit von Kirtland, erst noch vor fünf Jahren in einer Rede über die Universität „die Kirche" zum Gebet aufgefordert, daß „der himmlische Vater einige der Vorsteher der großen Universität im Himmel droben herabsende, um seinen Knechten die innersten Gründe der Wissenschaft zu eröffnen." Was wird, sagt Hr. Phelps, der gesammte Witz und Geist aller Vorzeit dem Heiligen noch werth seyn, wenn der Vater im Himmel seine Engel aus der großen Bibliothek des himmlischen Zion herabsendet, mit einer Abschrift der Geschichte des ewigen Lebens, den Urkunden der Welten, dem Stammbaum der Götter, der Philosophie der Wahrheit, den Gesängen der seligen Geister &c.?

Inzwischen besitzen die Mormonen jetzt schon die hinreichenden Gnadenmittel, um eine Unzahl von Geheimnissen in der Wissenschaft aufzudecken und Räthsel zu lösen. Menschensatzungen und Autoritätsglaube ohne göttliche Bezeugung haben die Kirche verdorben, nicht weniger aber auch alle Wissenschaft; daher mißtrauen die Mormonen aller Tradition auch auf diesem Gebiete im höchsten Grade; keine Methode wollen sie hinübernehmen, kein bereits gewonnenes Resultat, sondern

Alles erst selber und neu entdecken. Die Gelehrten der frühern Weltperiode sind ihnen nicht weniger verächtlich als deren Priester. Die „Heiligen" werden — so sagen sie wörtlich — das Reich der Wissenschaften vollständig revolutioniren, die größten Gelehrten, namentlich in der Mathematik und in den physikalischen Wissenschaften, des Irrthums überführen. „Der Geolog und der Chemiker wird von ihnen die tiefsten und merkwürdigsten Aufschlüsse über die Wunder der Tiefe erhalten, der Botaniker und Zoolog bei ihnen Belehrung über die Principien des Lebens in Thier und Pflanze empfangen." Die größte Umwälzung ist dem Gebiet der Astronomie prophezeit, ja sie ist zum Theil schon vollendete Thatsache. Denn bereits liegt das „Buch Abraham" vor, das von dem Erzvater dereinst während seines Aufenthaltes am Nil verfaßt, nebst einigen ägyptischen Mumien nach Nauvoo gebracht und von Smith theilweise übersetzt worden ist. Auch hat bereits ein mathematisch gebildeter „Heiliger" aus der Schule Orson Pratt's in England selbst die Newton'sche Gravitationstheorie der Oberflächlichkeit überwiesen, und als die tieferen Gründe des Processes eine „Intelligenz des Grundstoffes" oder eine „Eingießung und Gegenwart des heiligen Geistes in der Atomenwelt" herausgestellt. *)

Doch, damit sind wir bereits bei dem Hauptgegenstande angekommen, der vor allen andern Disciplinen durch die reichlichere Ausgießung des heiligen Geistes in der Mormonenkirche von Grund aus umgestaltet werden mußte und bereits umgestaltet ist. Dieser Gegenstand begreift die allgemeine christliche Theologie und Religionsphilosophie selber. Beides hat durch die „Heiligen" einen so radikalen Neubau erfahren, daß kein Stein der christlichen Wahrheit mehr auf

---

*) Busch S. 67. 68. — Olshausen S. 170; vergl. Allg. Zeitung vom 7. Juli 1855. — Darmst. K.-Z. vom 23. Sept. 1854. — Westland. IV, 1. S. 70 ff.

dem andern geblieben ist. Die achtzehnhundertjährige Arbeit der Offenbarung in der Menschheit ist bis auf die letzte Spur vernichtet. Uebrigens dürfte an dem mormonischen Gebahren gegenüber den Wissenschaften überhaupt der specifisch-amerikanische Zug nicht zu verkennen seyn. Ich meine die schrankenlose Neuerungssucht, die Antipathie gegen alles historisch Gegebene, die Anmaßung, in Allem die letzten Gründe mit absoluter Gewißheit erfahren zu wollen. Betrachten wir die Theologie und Philosophie der Mormonen insbesondere, so werden wir darin noch einen andern specifisch-amerikanischen Zug auf's schärfste ausgeprägt finden, den nach dem Handgreiflichen und grob Sinnlichen. Die Mormonen haben das Problem gelööt, den Materialismus, der dort den ganzen Social-Politismus von Anfang an beherrschte, auch in die Theologie einzuführen.

Wir werden uns hüten, mit den Einzelnheiten der Mormonen-Theologie unser Papier zu verderben. Um so mehr, als an ihr doch nur Eines unwandelbar und Ein- für allemal festgesetzt ist, die fortgesetzte Offenbarung nämlich und vorderhand deren monopolische Concentrirung in der Person des Propheten. Denn „wenn die Stimme lebender Propheten und Apostel nicht mehr im Lande gehört wird, so hat es ein Ende mit der Kirche Christi auf Erden" *). Eben durch dieses Eine unwandelbare Moment aber wird alles Andere wandelbar. Daher schärfen alle Kenner der Sekte den Umstand ein: was heute ganz richtig als Lehrsatz und Ansicht der Mormonen bezeichnet werde, sei vielleicht morgen schon nicht mehr wahr **). Hr. Busch (S. 134) bezeichnet sie demnach nicht mit Unrecht als eine „Chamäleonsreligion, eine

*) Orson Pratt. Darmst. K.-Z. vom 20. Jan. 1853.

**) Gunnison im „Westland" V, 1. S. 6.

stete Revolution, eine unaufhörliche Accomodation an die Umstände, oder an das Belieben der Führer."

Was die Interpretation der sozusagen secundären Quellen der Lehre betrifft, so gilt die Regel, daß sie alle drei, Bibel, Buch Mormon und Doctrines and Covenants, buchstäblich zu verstehen seien. Denn einerseits sind die Mormonen überall dem geistigen Verstande feindlich, und andererseits sagen sie: „wo Gott zu den Menschen rede, hintergehe er sie nicht durch Doppelzüngigkeit." Nichtsdestoweniger und trotz dieser absoluten Geltung des Buchstabens lehrt dieser bald die Monogamie, bald die Polygamie, und mußte Smith sogar die Bibel selbst umarbeiten. Glaubwürdigen Versicherungen zufolge wird die revidirte Bibel durch Zusätze und Veränderungen den doppelten Umfang der vorherigen erhalten. Bisher hatten die verschiedenen Sekten trotz der widersprechendsten Auslegungen wenigstens dem Wortlaute nach dieselbe heilige Schrift; sobald aber die Bibel in der „Verbesserung" Smith's gedruckt erscheinen wird, ist sie so wenig mehr ein christliches Buch, als der Koran oder Zend-Avesta. Dahin ist hier der „wörtliche Verstand" ausgelaufen *).

Ueberhaupt scheint diese Regel literaler Auslegung des Bibelbuchstabens bei den Mormonen nichts weiter mehr zu seyn, als eine leere Reminiscenz Seitens der aus dem Baptismus herübergekommenen Gründungs-Elemente des Mormonenthums. Auch in seinen Sakramenten erblicken wir wieder baptistische Elemente, trotz ihrer radikalen Transformation. Wenigstens gilt dieß letztere von der Taufe. Das Abend-Mahl nämlich erscheint auch hier nur in der gewöhnlichen Entleerung, zu einer bloßen Ceremonie herabgesunken, welche die Heiligen in der Regel alle Sonntage mitmachen. Dabei ist jedoch das Eigenthümliche, daß die Communion der Mormonen, weil sie sonst den Wein dazu von den „Heiden" kau-

---

*) A. a. O. IV, 3. S. 165.

sen müßten, vorderhand mit Wasser statt mit Rebensaft gefeiert wird, und zwar der Art, daß die Bischöfe unter der Sonntagskirche mit Brod und einem Wasserkruge, woran ein Glas oder Blechbecher hängt, herumgehen und Jedem auf seinem Sitze davon anbieten. Von dieser leichtfertigen Behandlung des christlichen Mysteriums sticht der mormonische Rigorismus bezüglich der Taufe sehr auffallend ab.

Taufe ohne Untertauchen und Handauflegung ist absolut ungültig, und ohne gültige Taufe kann Niemand in's Himmelreich eingehen. Daraus hat sich ein eigenthümlicher Lehrsatz bezüglich der bereits Verstorbenen ergeben. Da nämlich außer den Mormonen nur noch einige Baptisten-Sekten, und auch diese erst seit neuester Zeit, in vorgeschriebener Form taufen, so wäre die Kameradschaft der Mormonen in der himmlischen Vollkommenheit offenbar unverhältnißmäßig zusammengeschwunden. Daher haben sie die Praxis von der stellvertretenden „Taufe für die Verstorbenen“ aufgebracht. Jeder Mormone kann nämlich für seine Verwandten, Freunde, Bekannte im jenseitigen Leben das Hinderniß ungültiger Taufe dadurch wegräumen und „sie erlösen“, daß er die mormonische Taufe für sie empfängt, was Manche auch wirklich ein Dutzend- und mehrmals thun. Man hat damit die katholische Praxis der Seelmessen 2c. verglichen; in der That aber hat die Todten-Taufe der Mormonen keine andere Verwandschaft als die mit ihrer eigenen, ganz unchristlichen Lehre vom jenseitigen Geisterreich. Dieß zeigt auch schon die Verheißung, welche für die Uebernehmer stellvertretender Taufen an dieses Werk der Barmherzigkeit geknüpft ist: Alle nämlich, welchen sie diese Wohlthat erweisen, sollen künftig bei der Auferstehung dem „Haushalt und Gefolge“ ihres Wohlthäters eingereiht werden, so daß jeder Mormone im Jenseits ein um so vornehmerer Patriarch werden wird, je mehr er hienieden stellvertretende Taufen empfangen hat. Dieselben werden daher auch eifrig gefördert, und erscheinen als

ein so wesentliches Stück der Mormonenkirche, daß sie dereinst dem Tempel „Zion" im alten und neuen Jerusalem ausschließlich vorbehalten seyn sollen. Dort wird der Tauf-Stein stehen für jene Taufen, „welche vor Erschaffung der Welt verordnet wurden."

Soviel ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß darin eine rohe Auffassung der christlichen Idee von der Gemeinschaft der Heiligen vorliegt, und von dem Verhältniß einer realen anstaltlichen Kirche in ihr. Das sticht selbst in dieser wüsten baptistischen Vermengung noch durch. Sonderbarer Weise sind nämlich die Mormonen insoferne ihrem baptistischen Ursprunge treu geblieben, als sie zwar die Todten, aber nicht die Kinder taufen. Dafür verlegen sie hinwieder die Zurechnungsfähigkeit schon auf das achte Lebensjahr, wo dann die Aeltern das Kind taufen lassen müssen. Jenes ist die entsprechende Praxis der unsichtbaren (baptistischen) Kirche, dieß die annähernde Praxis der sichtbaren (anstaltlichen) Kirche; beides hat der Mormonismus in fast komischer Weise ineinandergerührt. Doch so, daß die sichtbare Kirche immer das Uebergewicht behält, denn — wie wir oben zeigten — die Sichtbarkeit der wahren Kirche bleibt immerhin mormonische Grundanschauung. Sie ist es auch, was noch in einer andern mormonischen Singularität einen so eigenthümlichen Ausdruck (einen rohen und groben freilich wie immer) gefunden hat, daß Hr. Busch nicht ansteht, darin ein drittes Mormonen-Sakrament zu erkennen. „Der Tempel", sagt er, „hat überhaupt in gewisser Beziehung sakramentale Bedeutung, ja man kann nach der gewöhnlichen Definition des Begriffs Sakrament selbst das Wohnen in Deseret als eine Art Sakrament betrachten. Die Errichtung des Tempels ist so nothwendig für das allgemeine Heil, als die Taufe für das Heil des Einzelnen nothwendig ist" *).

*) Busch S. 91. 94; vgl. Westland IV, 3. S. 168 ff.

Bekanntlich hat Bellarmin gesagt: die wahre Kirche müsse so gut sichtbar seyn, als die Republik Venedig. Der Superintendent von Schkeuditz dagegen wirft, als Namens der protestantischen Symbole unlösbar, die Frage auf: Kirche wie, wo? Der Mormone hinwieder antwortet bestimmt und klar: dort zu Deseret am Salzsee, wo die lebendige Quelle der Offenbarung und aller Gnaden im Tempel sitzt, dort ist die Kirche! Dort ist die unmittelbare Gewißheit des Glaubens zu holen, welche alle Auslegung des Bibelbuchstabens weit übertrifft, dennoch aber so viel Freiheit übrig läßt, daß sie eben immer nur eine Gewißheit für den Augenblick ist! Unsere Frage kann also bloß lauten: welches ist in dem gegenwärtigen Moment die Theologie der Kirche von Deseret?

Sogleich nöthigt uns aber das verwirrungsvolle Wesen dieser Kirche zu einer neuen Unterscheidung. Uns liegen verschiedene mormonischen „Glaubensbekenntnisse" vor, namentlich auch das am meisten gebrauchte, verfaßt von dem Apostel Orson Heyde; sie alle können dem protestantischen Ohre nicht besonders fremdartig klingen. Sie läugnen zwar die Erblichkeit der Sünde Adams, wissen nichts vom Sola-fide, behaupten die Fortdauer der speciellen Offenbarung und der Aemter der Urkirche, Apostel, Propheten, Hirten, Lehrer, Evangelisten ꝛc., Letzteres ganz in irvingianischer Weise; übrigens fangen sie mit den Worten an: „wir glauben an Gott den himmlischen Vater, an seinen Sohn Jesus Christus und an den heiligen Geist" *). Dieß lautet also doch immer noch christlich. Aber es ist nur der Text des exoterischen Symbolums, zunächst bestimmt für den gemeinen Mann, der sich an diesen Worten genügen läßt und nicht weiter nachforscht, und vor Allem für die „Heiden". Daneben besteht in den gleichen Würden eine eigene Theologie, welche man

*) Olshausen S. 74. — „Westland". IV, 3. S. 163 ff.

um ihres tiefern Eingehens willen als esoterisch bezeichnen kann, und welche auch noch die Worte „Gott“, „Christus“, „Himmel“ ꝛc. von ihrem christlichen Inhalte gänzlich entleert. Was sie dagegen einfüllt, hat man mehrfach schon als einen Eklekticismus dargestellt aus brahminischer Mystik, neuplatonischen und gnostischen Ideen, moslemischem Sensualismus, parsischem Dualismus mit der Seelenwanderung und dem neuesten nekromantischen Spiritualismus. Wirklich klingt die Mormonen-Theologie nach allen diesen Seiten hin an. Auch ist ihre Verwandtschaft mit der neuesten pantheistischen Philosophie unverkennbar; nur der beiderseitige Proceß ist je ein umgekehrter; während die letztere alle Materie spiritualisirt, ist die erstere beflissen, allen Geist zu materialisiren. Indeß glauben wir nicht, daß der Mormonen-Theologie wirklich eine effective Abkunft von allen diesen Theologien und Philosophien zukomme. Diese sind Ausgeburten gottverlassenen Grübelns, und jene ist eben dasselbe, nur daß dort die erhabensten Geister der jeweiligen Menschheit thätig waren, bei der Mormonen-Theologie dagegen einfach der brutale Volkswahn und die unbehülflichen Vorstellungen des gemeinen Mannes aus den transatlantischen Hinterwäldern die Richtung gaben.

Ganz richtig sagt daher ein deutscher Kenner: „Bei den Mormonen ist Alles grob und roh; der Anthropomorphismus hat sich ihrer bemächtigt; die Vorstellung, welche sie sich von Gott machen, ist eine brutale und materielle; der Mormonengott ist ein Mensch, das Produkt der vollkommensten Menschheit; er lebt wie ein Mensch, hat menschliche Gestalt, und sein Aufenthalt ist ein Planet.“ Was ist Gott? fragt der Mormonen-Katechismus. Antwort: ein materielles intelligentes Wesen mit einem Körper und Gliedern. Hat er auch Leidenschaften? Antwort: ja, er ißt, trinkt, liebt, haßt. Kann dieß Wesen zugleich auf zwei Stellen seyn? Antwort: Nein. Daher singen die Heiligen in ihren Kirchen-Liedern:

„Der Gott, den And're ehren, ist nicht der Gott für mich,
„Er hat nicht Glieder noch Leib, kann nicht hören noch sehen;"

und ein Andermal:

„Betet ihn an, den Gott ohne Glieder und Leben,
„Für uns ist's ein todter Gott! Folgt eurer Narrheit,
„Betet das Nichts an!" *)

Ein solcher Gott kann natürlich unmöglich der Eine und Alleinige seyn, es muß mindestens eine Abstufung von Göttern geben. Daher wird die Bibel nach der neuen Smith'schen Redaktion im ersten Capitel der Genesis beginnen, wie folgt: „Der Obergott brachte die Götter hervor, er berief sie dann zu einem Rathe im Himmel, wo sie sich über die Schaffung der Welt besprachen" **). Die Mormonen berufen sich auf die Apokalypse und auf Paulus, wo von einem Vater Gottes und von vielen Göttern die Rede sei, und sprechen demnach von einem Vater, Großvater, Urgroßvater Gottes bis hinauf zu ihrem „Urobergotte". Der Gott unseres Planeten ist, nach einer der neuesten Offenbarungen des Propheten, Adam oder, wie er sonst auch heißt, Michael der Erzengel; „er ist unser Vater und Gott, mit dem wir es zu thun haben." Alle diese Götter wurden „erzeugt", nichts Geistiges ist erschaffen. Wie der erste Gott entstand, besagt die Philosophie der Mormonen; zugleich mit ihm wurde die Weiblichkeit der „Königinen des Himmels", und aus den Ehen mit ihr entsprangen die Myriaden von Söhnen und Töchtern Gottes, für welche je von ihrem nächsten Gottvater immer neue Weltkörper geschaffen werden mußten. Alle diese Götter aber verehren in dem Obergott im Centrum der Welt, auf dem Sterne Kolob, ihren direkten Ahnherrn.

Somit ist auch erklärt, woher der Menschengeist kommt.

---

*) Bran's „Minerva" 1855. I. S. 11 Beiblatt. — Darmst. K.-Z. 1. Jan. 1853.

**) Busch S. 75.

„Ihn zu schaffen“, sagt der Prophet, „hatte Gott niemals die Macht, schon der bloße Gedanke daran würdigt den Menschen herab.“ Sondern der Menschengeist kommt eben aus jenen Myriaden gotterzeugter Geister „in der Nähe Gottes“, aus den präexistirenden Seelen, deren Zahl Hr. Orson Pratt in Summa auf mindestens 105,000 Millionen schätzt, und deren Daseyn fast so alt ist, als das Gottes selbst. Sie haben die Wahl, in die irdischen Leibestempel herabzusteigen oder nicht; die meisten wählen aber das Erstere, denn das Leben im Leibe hilft ihnen schneller und zu einer glänzendern Stufe der Ausbildung. Einige verweilten schon Millionen Jahre in ihrem Urzustande, ehe sie in die Schule des Erden-Lebens, in Menschenleiber (tabernacle) eingingen. So kann es nicht überraschen, wenn der Prophet behauptet: „Gott (der Special-Gott unserer Erde nämlich) war ohne Zweifel einst selbst ein Mensch, und aus der Menschheit wurde er durch fortschreitende Entfaltung zu Gott.“ Jedenfalls „muß sicher die Zeit kommen, wo der Mensch ebensoviel weiß, als Gott jetzt weiß.“ Schon Smith erklärte in der Mormonen-Zeitung Millennial Star: „Das schwächste Kind Gottes, welches jetzt auf Erden lebt, wird mehr Kraft und Herrlichkeit haben, als Jesus Christus oder sein Vater besaß.“ Smith scheint damit sagen zu wollen, daß eben jetzt die Geister-Schule im Leibe viel vortrefflicher sei, als zu jener Zeit, wo Jesus und sein Vater auf die Erde herab stiegen. Um so mehr muß es jetzt darauf ankommen, recht viele Tabernacle's zu erzeugen, damit der Vergottungsproceß immer größere Dimensionen annehme. Wirklich stützt sich auch die mormonische Polygamie auf diese Anschauung*).

Warum die Mormonen doch immer noch so viel Prangens machen mit „Christus“ und ihrer „Kirche Christi“:

---

*) Busch S. 79. — Edinburgh Review l. c. p. 358. — Westland: IV, 3. S. 167.

das ist unter diesen Umständen nicht wohl abzusehen. Der „ewige Vater" (Planetengott Adam?) kam zur Erde, sagen sie, gewann auf den Ebenen Palästina's die Liebe der Jungfrau Maria, nahm sie „zum Weibe seines Herzens", und erzeugte mit ihr das heilige Kindlein (the holy babe), d. i. den Tabernakel, in welchen sein heiliger Sohn sich einwohnte. So ist im Grunde wenig Unterschied zwischen diesem und den übrigen Menschen; und an außerordentlicher Begabung steht der jedesmalige Mormonenprophet ihm gewiß nicht nach. Nur der heilige Geist unterscheidet sich wesentlich von den andern Göttern, indem er allein nur eine geistig-materielle Existenz hat, und nie irdisch-leiblich geworden ist, wie jene. Er wohnt daher allen Propheten gleichmäßig bei, wie einst Christo. Auch von dem Wort „Erlösung" ist nicht zu begreifen, was es hier bedeuten soll. Zwar geschah es allerdings, daß ein Rivalitätsstreit um die Ehre des „Erlösers" zwischen Christus und Lucifer, dem Sohn des Morgens, die Revolution und den Sturz des Letztern mit einem vollen Drittel der Söhne und Töchter Gottes herbeiführte. Aber auch das Verhalten der Menschengeister in diesem Leben hängt schon von ihrem Verhalten im vorhergehenden Geisterreiche ab. Was der Christ Erbsünde nennt, ist durchaus nur ein leiblicher Zustand. Nachdem nämlich für den Adam der erste Leibestempel aus Erdenstaub geschaffen war, durchströmte diesen ein feines unverwesliches Fluidum, und bewahrte ihn vor dem Tode; Satan aber, um sich an seinem Besieger Adam-Michael zu rächen, verführte ihn, von der Frucht eines giftigen Baumes in Eden zu essen, welche die Eigenschaft hatte, das feine Fluidum zu verderben, und es in dickes verwesliches Blut zu verwandeln. So wurde der Mensch sterblich. Eine Erlösung davon fand nicht durch Christus statt, sondern wird erst durch die Apokatastase stattfinden.

Adam brachte „eine seiner Weiber", die Eva, mit sich auf die Erde; ebenso werden die Männer umgekehrt ihre

Weiber auch mit sich in's Himmelreich nehmen, und „die werden Kinder von ihren Lenden in alle Ewigkeit gebären." Die himmlischen Schaaren sind wie Bienenschwärme, welche immer neue Schwärme aus sich heraussetzen, und Gott muß immer neue Welten schaffen zu Wohnplätzen für die junge Brut. Auch das himmlische Leben der auferstandenen Frommen ist nämlich kein geistiges, sondern ein durchaus materiell-körperliches. Sie bedürfen, sagt Orson Spencer, Häuser für ihre Person und ihre Familie nach der Auferstehung wie jetzt. P. Pratt hat auch schon das Areal berechnet, welches jedem Auferstandenen zufallen wird: „sie bekommen 150 Acres; das wäre genug, um Manna zu bauen und prachtvolle Häuser zu errichten, um einen Blumengarten, und was nur Bauer und Botaniker wünschen, zu erzielen." Da wird dann auch die evangelische Verheißung von der hundertfältigen Vergeltung in Kraft treten.

Was aber soll das Schicksal der Bösen und Ungläubigen im Jenseits seyn? Antwort: sie werden in den Proceß der Seelenwanderung eingehen; erst in Indianer- oder, was noch ärger ist, in Negerleiber; hilft auch dieß nicht, so geht es in die Hüllen des unvernünftigen Viehes; plagt uns ein störriges Pferd, ein bissiger Hund, ein hartnäckiger Esel, eine zornige Otter, so weiß der Mormone gleich, daß da irgend ein rebellischer Geist in dem Kerker des Thierlebens sein Unwesen treibt. Aber auch nach ihrer Befreiung werden diese Geister im Himmel „nur einer geringern Herrlichkeit" theilhaft werden, sie werden den himmlischen Königinen die Schleppe tragen, als Holzhacker, Schuhputzer, Küchenjungen 2c. amtiren. Denn die zukünftige Welt ist nur die verklärte Wiederholung der jetzigen. Nur Satan und seine Engel sind, weil sie nicht in der Leiblichkeit sündigten, vom Reinigungs-Proceß ausgeschlossen. Es steht indeß um ihn auch nicht so schlimm, wie die Christenwelt glaubt. Einerseits „vollendeter Gentleman", andererseits lustiger Rüpel, scheint

er durch seine Forteristenz die dereinstige verklärte Welt eher zu erheitern als zu verdunkeln *).

Man mag lachen über solche Theologie, darf aber dabei auch nicht vergessen, daß mindestens schon 300,000 Christen zu ihr übergetreten sind, und Tausende noch fortwährend zu ihr übertreten. Die Vortheile, welche sie den mormonischen Grundtendenzen bietet, liegen auf der Hand. Einerseits ist diese Theologie die natürliche Grundlage für den eudämonistischen Materialismus, welcher die eigentliche Religion der Sekte ist. Andererseits erklärt sie das spiritualistische System der Offenbarungen, welche durch den Verkehr der im Dießseits eingekörperten Geister mit den abgeschiedenen Geistern im Jenseits vermittelt werden. Der Mormonismus fällt an diesem Punkte ganz in Eins zusammen mit dem neuesten Phänomen des nekromantischen Spiritualismus. Ueberhaupt leuchtet ein, wie durchaus entsprechend seine Theologie sich zu dem Volkswahn aller Orten, und zu der grassen Vorstellungsweise der ungebildeten Phantasie über Göttliches und Geistiges in Amerika insbesondere verhält. Unglaublich aber dürfte es erscheinen, daß auch der mormonische Versuch nicht fehlt, ein solches Chaos von wüstem Unsinn und endlosen Widersprüchen spekulativ zu begründen, und als ebenbürtige Philosophie in die Welt einzuführen.

Diesen Versuch hat aber Orson Pratt wirklich und in allem Ernste gemacht. Weiland baptistischer Prediger wie sein Bruder Parley, ist er der spekulative Theologe der Sekte, wie letzterer ihr Dogmatiker. Ungemein bewandert in Bibel-Sprüchen, überhaupt nicht ohne eine gewisse amerikanische Erudition und scharfe Dialektik, kennt er auch die Geschichte der Philosophie, und namentlich ihre neuesten deutschen Systeme, Schelling und Hegel vor Allen. Auch andere Mormo-

---

*) Busch S. 72 ff. — Edinburgh Review l. c. p. 354. — Westland IV, 3. S. 166. 173.

nen zeigen, wie die Yankee's im Allgemeinen, eine besondere Neigung für Philosophie, und man findet bei ihnen, zumal bei Orson Pratt, nicht selten einzelne Hegel'schen Sätze citirt. Es gibt Leute, welche des guten Glaubens sind, diese philosophische Neigung werde unfehlbar über kurz oder lang der Tod der Sekte seyn. Wenn nur auch bewiesen wäre, daß Unsinn und „Philosophie" zwei unverträgliche Dinge seien. Hr. Orson Pratt wenigstens beweist im Gegentheile, daß die ganze Mormonen-Theologie sich ohne Anstand in die Kunstausdrücke eines atomistisch-pantheistischen Systems einwickeln läßt. Hr. Busch will daraus ebensosehr die Schelling'sche Identitätsphilosophie als die Aeonenlehre der Gnostiker durchklingen hören.

Pratt statuirt also: Alles was ist, ist materiell, ein rein Geistiges gibt es nicht; die Materie besteht aus Atomen, welche die Principien aller Dinge sind; die Atome sind intelligent an sich. Aus einer Combination von Atomen läßt sodann Pratt den „Urgott" entstehen, und sofort ergibt sich leicht die ganze Götter-Genealogie und materielle Geister-Welt. Die Sache ist so einfach, daß der Prophet Young selber, seines Studiums ein Zimmermann, seit 1852 die recipirte Theologie auch philosophisch predigt. So offen und buchstäblich hat sich hier die alte dämonische Verheißung erfüllt: eritis sicut dii!

Wir aber erlassen uns die Verfolgung dieser speculativen Auseinandersetzung im Einzelnen hier um so lieber, als auch unsere beiden Historiographen der Sekte nur unter magenumwendendem Ekel dieses Geschäft vollführt haben*). Gehen wir anstatt dessen gleich zu den praktischen Consequenzen der mormonischen Theologie und Religionsphilosophie über.

*) Busch S. 76 ff. — Olshausen S. 170 ff.

„Alles was ist, ist materiell, es gibt nichts rein Geistiges" — nach diesem Princip gestaltet sich das ganze Leben des Mormonenthums, und also auch sein Cult. Es gibt kein Geistiges mehr, das für sich zu besorgen wäre, im Unterschied vom Materiellen. Daher ist der Social-Politismus in der Kirche aufgegangen, oder umgekehrt, die Hierarchie in der Staatsregierung und vice versa, ebenso der Gottes-Dienst in Weltdienst, und umgekehrt. Gerade seine Richtung nach einem spirituellen Jenseits machen die Mormonen dem alten Christenthum zum Vorwurf, seine Tendenz, die Geister hinauszuheben über das materiell Irdische, ist das „Satanische" an ihm. Einer ihrer Aeltesten entdeckte daher eine arge Fälschung im ersten Briefe Johannis 2, 15. „Habet nicht lieb die Welt" rc., heißt es dort; der Mormone „verbessert" die Stelle, indem er einfach das „nicht" ausläßt und also liest: „Habet lieb die Welt" *). Man sieht, wie dringend die Bibel der Smith'schen Revision bedürftig war.

Ganz consequent kommen denn auch im Cult und in den Predigten alle möglichen Welt- und Geldgeschäfte, Commerzfragen, Industrien rc. zur Sprache und Geltung, aber Nichts von eigentlicher Erbauung. Das Moment gottesdienstlicher Andacht fehlt dem Mormonismus eigentlich ganz. „In den Ermahnungen ihrer Lehrer findet sich nichts auf Gebet, Selbstprüfung und Buße gerichtet; Alles ist von der Erde und irdisch" **). So ist hier das Grundübel des Protestantismus curirt, daß seiner Kirche das Leben entgangen war. Uebrigens ist es bezeichnend, daß es auch amerikanische Beobachter gibt, welchen am Mormonen-Cult gar nichts Absonderliches aufstößt. So erzählt der Oberrichter Mr. Read: „Zweimal war ich in der Kirche; der Gottesdienst unterscheidet sich nicht viel von dem anderer Denominationen; die Pre-

*) Edinburgh Review l. c. p. 369.

**) Edinburgh Review l. c.

digten waren gut vorgetragen, die Vokal- und Instrumental-Musik ausgezeichnet" *).

Das heißt: der Cult von Deseret an sich ist so leer, wie jeder andere im Calvinismus, aber er wird gefüllt durch Hineintragen weltlicher Geschäfte und durch die Vergnügungen der Musik und des Tanzes. Für das letztere Moment ihres Cultus, den „heiligen Tanz", berufen sich die Mormonen auch auf David und das alte Testament. Der Musik und aller Lustigkeit sind die „Heiligen" überhaupt sehr zugethan, als abgesagte Feinde alles sauertöpfischen Wesens. Verhältnißmäßig wird vielleicht nirgends so viel musicirt, getanzt und gescherzt, als im neuen Zion. Aus allen Häusern erschallen die „Gesänge Zions", die leichten hüpfenden Melodien ihrer Hymnen, von denen übrigens neun Zehntel dem Texte nach aus englischen Gesangbüchern, namentlich dem wesleyanischen entnommen, die übrigen oder specifisch-mormonischen nach Form und Gedanken abscheulich seyn sollen. Dieselben lustigen Gesänge bilden einen Haupttheil des Gottes-Dienstes. Vor und nach ihnen Musik, und zwar wieder allerlei fröhliche Weisen, Märsche und Tänze, meistens in den seltsamen, wildromantischen Melodien der Walliser ausgeführt, seitdem ein Missionär in England ein vollständiges Orchester von Wallisern mit Geigen, Flöten, Hörnern und Posaunen zum Glauben an Joe Smith und nach Nauvoo gebracht hat. Zwischenein fällt dann das „Gebet des Priesters", die Predigt und das Zungenreden, welches fast regelmäßig jede Predigt unterbricht. Den Schluß bilden Bekanntmachungen über gemeinnützige Angelegenheiten, als öffentliche Bauten, Steuern, Militär-Exercitien ꝛc., vorgetragen vom Schreiber des hohen Raths **).

Wie hier der Cult für weltliche Geschäfte dient, so wird

*) Im „Ausland" 1853. S. 1246.

**) Busch S. 95. 132.

auch umgekehrt die bürgerliche Versammlung zum Cult. „Sie haben", sagt deßhalb ein deutscher Beobachter, „eine Poesie, aber eine materielle, Musik, aber bloß Blechmusik, und nichts als Walzer und Märsche; Polka's ersetzen die Stelle der Predigten, und große Mittagessen den Gottesdienst" *). Und Hr. Olshausen: „Im geselligen Leben der Mormonen ist eine barocke Mischung des Religiösen, des nüchtern Verständigen, des Epikureischen und des ausgelassen Lustigen, die für Fremde bald etwas Abstoßendes, bald etwas Anziehendes hat, allen aber in hohem Grade auffällig ist." Hr. Olshausen z. B. theilt sofort einen officiellen Bericht über den großen Neujahrs-Ball mit, welchen die Mormonen-Hierarchie 1855 zu Ehren der Unions-Beamten gab. Tanz, Gebet, Souper, Segensprechen, Tanz und wieder Segen wechselten dabei miteinander ab. Eine ähnliche Physiognomie trägt ein im Jahre vorher unter dem Präsidium des Propheten selber abgehaltenes Eisenbahnbau-Meeting: Gebet von Bischof Huntes gesprochen, ein Gedicht der Miß Eliza Snow von Mr. Hyde vorgelesen, dasselbe Gedicht von Mr. Kay gesungen, Diskussion einer Denkschrift an den Congreß über den wünschenswerthen Lauf der Eisenbahn, Picknick zu Ehren der Damen von der Deseret Dramatic Association, d. i. der Theaterfräulein; zum Schlusse singt der Prophet das Lied: „Kommt, kommt ihr Heiligen" **).

Sehr häufig und beliebt sind besonders die religiösen Bälle; in der Regel nimmt die löbliche Hierarchie selber Theil, und Apostel und Hohepriester hopsen und walzen eifrig mit, nachdem sie erst das Gebet und den Segen zur Eröffnung gesprochen; der Prophet dreht sich so lustig im Kreise, wie der niedrigste Mann, bis der Hahn durch's Fenster kräht,

---

*) Bran's „Minerva" 1855. I, 11 Beiblatt.

**) Olshausen S. 168. 243. — Berliner Protestant. K.-Z. vom 8. Juli 1854.

und die Ueberreste des Abendessens als Frühstück verzehrt werden. Denn „man muß Gott loben und preisen durch Tanz und Gesang", sagt der Seher. Ein großes Ballhaus ist in der Salzsee-Stadt gebaut, und zwar auf Kosten des Kirchenschatzes. Aber auch dieß ist nur provisorisch bis zum Ausbau des — zionischen Tempels. Sobald der große Tempel vollendet ist, werden die Bälle einen integrirenden Theil des mormonischen Gottesdienstes bilden, neben der Freimaurerei, dem Amt der Priesterinen und den Thieropfern der jüdischen Leviten *).

Nur derjenige kann in den gottesdienstlichen Bällen, und was dazu gehört, eine barocke Mischung erblicken, welcher das theologische Princip des mormonischen Cults aus dem Auge verliert; dasselbe fordert strenge einen andächtigen Materialismus, und erlaubt nur eine materialistische Andacht. Aecht amerikanisch!

Für ihre Polygamie sind die Mormonen unerschöpflich an Gründen. Sie führen biblische und praktische an, die gewichtigsten sind aber ohne Zweifel die theologischen, d. i. diejenigen, welche ihrer spekulativen Theologie entnommen sind. „Die Mormonen", sagt ein deutscher Beobachter derselben ganz richtig, „glauben an Vielgötterei ebenso wie an Vielweiberei, beide gehen Hand in Hand und beweisen ihre gegenseitige Nothwendigkeit." **) Es hieße den großen Zweck des Daseyns, die erschaffenen und noch unerschaffenen Welten mit Göttern zu füllen, frevelhaft hemmen, wollte man sich nicht mit allem Vermögen auf die Zeugung verlegen und so möglichst viele Geister-Tabernakel hervorbringen. Stets harrt

*) Busch S. 133. — Westland. IV, 3. S. 189.

**) Atlantische Studien 1853. I, 211.

eine Menge von Geistern in der Nähe Gottes, welche um ihrer herrlichern Entwicklung willen eine Zeitlang in irdischen Leibern zu wohnen wünschen, der Herstellung neuer „Tabernakel“ entgegen. Zunächst ist es daher religiöse Pflicht des „Heiligen“, wenigstens einmal zu heirathen, und besonders könnte kein Verächter dieser Pflicht ein geistliches Amt erhalten. Für das schöne Geschlecht vollends ist die Ehelosigkeit nicht nur eine Schande, sondern das Weib kann auch gar nicht in's himmlische Reich zur Seligkeit eingehen, sie werde denn von einem ihr angetrauten Manne eingeführt. Folgerichtig hat auch jede mormonische Dame, falls sie sich übergangen sieht, das Recht, von Seligkeitswegen zu verlangen, daß der Prophet ihr einen Mann zur Ehe gebe; und der Prophet hat das Recht, wenn er die Appellantin nicht seinem eigenen Harem einverleiben will, dem nächsten besten Manne die „Unterstützung“ der Verlassenen anzubefehlen, ein Befehl, den nur die triftigsten Gründe abzuwenden vermögen.*)

Unter monogamischen Gesetzen wäre offenbar schon dieser Rechtsanspruch der Damen sehr mißlich. Es kämen aber noch außerdem andere Uebelstände hinzu. Die Schmach der Kinderlosigkeit kann eine Ehe treffen, und wenn auch nicht, so weiß man doch niemals mit Sicherheit, ob die monogamische Beschränkung nicht der männlichen Fähigkeit, zahlreichere Geister-Tabernakel herzustellen, Eintrag thue. Nun aber ist der Ehebruch bei den „Heiligen“ strengstens verpönt und desgleichen jede Verletzung der Keuschheit, so zwar, daß es für den Gatten, Vater, Bruder der Verführten förmlich Pflicht ist, den Verführer zu tödten, und das „gemeine Recht im Gebirg“ keinen solchen Todtschlag straft. Sobald die Mormonen einmal ein selbstständiger Unions-Staat sind, wollen sie die stärksten Pönen, sogar Todesstrafe auf Unzuchtssünden

*) Westland. IV, 3. S. 185. 186.

setzen.*) Denn die letztern sind hier insbesondere auch noch ein Versuch, die Geister in der Sünde vom Himmel herab steigen zu machen. Wie war es nun aber anzugehen, um trotz Allem und im ehelichen Umgange den Geistern möglichst schnell und möglichst reichlich mit „ehrenvollen" Körpern zu Hülfe zu kommen? Man versichert aus Amerika, dieses Räsonnement gehöre zu den Lieblingsthematen der mormonischen Prediger; es schließt natürlich immer mit dem Refrain: „folgt dem Ruf der Götter und heirathet eine möglichst große Anzahl von Weibern, so werden wir die herrlichsten Geister zu Ehren unserer Generation an uns ziehen."**)

Die Mormonen haben auch sonst zahlreiche praktischen und utilitarischen Gründe für ihr „Pluralitätssystem", wie sie die Vielweiberei nennen. Schon aus politischen Rücksichten ist die rascheste Vermehrung der Heiligen erforderlich, damit sie bald die zur Constituirung eines eigenen Unionsstaates gehörige Zahl von Bürgern erreichen, und sofort die Volkskraft gewinnen, die Herstellung der neuen Weltperiode aggressiv zu übernehmen. Ferner ist bekanntlich das Dienstbotenwesen in öconomischer Beziehung eine der specifischen Plagen Nordamerika's. Die eigentliche Sklaverei will man als Auskunftsmittel nicht empfehlen; was ist also einfacher, als daß man, wenn Eine Frau zur Besorgung des Hauswesens nicht ausreicht, eine zweite, vielleicht auch eine dritte, vierte u. s. f. nimmt? Weiter: veredelt man ja, sagen die Mormonen, auch den Viehstand durch Kreuzung der Raçen; ein Mann mit mehreren Weibern kann seinen Stamm ebenso veredeln wie irgend einen Theil der thierischen Schöpfung; in der Einweiberei dagegen degenerirt das Geschlecht und sinkt endlich zum Affen herab. Da indeß alle diese Gründe ihre bedeutenden Schwächen haben, so sucht man auch nach

*) Westland. IV, 3. S. 187. Vgl. Allg. Zeitung vom 6. Jan. 1853.
**) Frauenleben unter den Mormonen. III, 32 ff.

andern, mitunter noch sonderbarern. Wie anders, sagt der Prophet, läßt sich die Eifersucht beseitigen, als indem man jeden Gegenstand weiblicher Wünsche von den Schranken des Monopols befreit? wenn z. B. drei Mädchen denselben jungen Mann lieben, werden sie sich beeifersüchtigen, wenn das Gesetz ihnen gestattet, alle drei ihn zu heirathen? Ein spitzfindiger Mormonen-Kopf hat sogar herausgefunden, daß die Monogamie auch der Heiden-Mission gegenüber eigenthümliche Verlegenheiten bereiten könne.*) Das Hauptargument bleibt aber immer die Verweisung auf die herrschende Zügellosigkeit der Sitten, auf die Laxheit des ehelichen Bandes, auf die in der neuen Welt bereits riesenhaft angewachsene Pest der Prostitution. „Werden die Mormonen in dieser Beziehung lebhaft angegriffen, so erwidern sie die Vorwürfe mit einer Schilderung unserer christlichen und monogamen Ehe und fragen mit cynischem Sarkasmus nach den moralischen Folgen des Cölibats in unsern großen Städten." Sie weisen namentlich auf die so vielfach geduldeten Concubinate der Großen, Reichen und Mächtigen unter den „Heiden."**) „Ist Eine nicht genug, so laßt uns mehr nehmen", ruft O. Pratt ihnen zu; „wir thun so offen und aus religiösem Grunde, was ihr heimlich und aus fleischlicher Neigung thut."***)

---

*) „Ein Dakotah Indianer begehrte von Presbyterianer-Missionären getauft zu werden. Auf gestellte Fragen bekannte er, daß er mehrere Weiber habe. Darauf sagte man ihm, er könne nicht getauft werden, solange er mehr als Eine Frau habe. Der Heide begab sich darauf weg, kehrte nach wenigen Monaten wieder, und stellte sein Begehren auf's Neue. Er wurde gefragt, wie viele Weiber er habe? Er antwortete: „„nur Eine"". Was er denn mit allen andern gethan? Ich habe sie gefressen, war die Antwort." — Edinburgh Review l. c. p. 366.

**) Westminster Review. 1853. Jan. p. 227.

***) Bran's Minerva. 1855. I, 13 Beiblatt. — English Review. l. c. p. 365. — Frauenleben unter den Mormonen. III, 32 ff.

Da man indeß allen diesen Aufstellungen die Thatsache entgegenhält, daß in jeder jungen Colonie und am meisten im Staate Deseret die Zahl der Männer stets die des weiblichen Geschlechtes in einem solchen Grade übersteige, daß die Monogamie schon durch die natürlichen Verhältnisse geboten erscheinen müßte: so greifen die Mormonen zu specifisch protestantischen Beweisen und bringen zwingende Gründe aus der Bibel bei. Unter dem „Segen Abrahams, Isaaks und Jakobs", den die Mormonen in ihren Hymnen feiern, den die alte Christenheit ganz verloren habe, dessen sich aber die Heiligen jetzt wieder erfreuen — verstehen sie nichts anderes als die Vielweiberei. Das ganze alte Testament spreche für die Moralität derselben. Zornig äußert daher unsere schottische Zeitschrift: „das ist die Folge davon, daß bei unsern Frommen das alte Testament so sehr überwiegt." Wirklich haben die Mormonen aus Deferenz gegen das alte Testament unter Anderm auch die Levirats-Ehe eingeführt.

Aber auch im neuen Testament finden sie eine Stelle, welche die Polygamie direkt empfiehlt. Wenn es bei Matth. 19, Luc. 18, Mark. 10 heißt: wer verläßt Häuser oder Brüder, Vater oder Mutter, Weib oder Kinder oder Aecker, der wird es hundertfältig wieder empfangen und zwar jetzt in dieser Zeit: so tergiversirt zwar Hr. Hoffmann von Ludwigsburg bezüglich des Wortes „Weib", er will nichts wissen von einem evangelischen Lohn, der in hundert Weibern bestünde.*) Die Mormonen dagegen interpretiren auch hier wörtlich und urgiren gerade das „Weib", welches hundertfältig verheißen sei, also die offenbarste Billigung der Polygamie. „Wenigstens", sagt P. Pratt, „haben wir Abraham zum Vater, und David und Salomo, um uns zu unterstützen, und im neuen Testament ist nicht ein Wort gegen

*) Vgl. Histor.-polit. Blätter. 37, 985.

uns." *) Orson Hyde aber, ein anderer großer Lehrer und Apostel der Mormonen, fand noch ganz andere Behelfe im N. T. Nach ihm ist nichts klarer, als daß Jesus selbst durch die That der divine institution huldigte, indem er sich bei der Hochzeit von Kana mit nicht weniger als drei Frauen auf einmal vermählte, mit den beiden Schwestern des Lazarus und mit der andern Maria. Hören wir noch in Kürze die Schilderung O. Pratt's, wie der „Segen Abrahams", die „göttliche Anstalt" der Vielweiberei bald darauf abhanden gekommen.

Der Abfall vom ächten Christenthume, sagt er, begann schon bei Lebzeiten der Apostel und äußerte sich namentlich im Verbot des Heirathens, einer der wirksamsten Lehren, die der Teufel zur Beraubung des Volks Gottes erfinden konnte. Der nächste Schritt, den der Teufel that, war die Vereinigung der abgefallenen Kirche mit der weltlichen Gewalt. Jetzt konnte Satan erst recht gegen die divine institution losgehen. „Hatte er zuerst den Priestern und Nonnen das Recht sich zu vermählen genommen, so entriß er jetzt allen Mitgliedern der Kirche das Privilegium mehr als Eine Frau zu besitzen, und zerstörte dadurch eine göttliche Einrichtung, die in allen vorhergehenden Weltaltern unter heiligen Patriarchen und Propheten so erfolgreich gewesen war, das Volk Gottes zu mehren." So listig rächte Satan den Schaden, den alle die „alten jüdischen Polygamisten" mit ihren Kindern, von Abraham, Jakob, Moses, Gideon, Elkanah, David bis auf Jesus, ihm gethan. Und die verführten Völker halfen noch durch ihre staatlichen Verordnungen, „jenes Gesetz Gottes, welches den auserwählten Samen wie die Sterne am Himmel mehrte", zu vernichten; „möge das entartete Christenthum erröthen über seine tempelschänderischen Thaten, möge

*) Edinburgh Review l. c. p. 363. — Westminster Review l. c.

es sich in die Seele hinein schämen über seine engherzigen bigotten Gesetze!*)

Auffallend ist nur, daß die Kirche der neuen Pfingsten selbst dreizehn Jahre lang an den monogamischen „Satzungen des Teufels“ festhielt, und dann die „göttliche Institution“ der Vielweiberei abermals zehn Jahre lang nur heimlich cultivirte und öffentlich verläugnete. Frühzeitig schon ward die Sekte der Weibergemeinschaft und geschlechtlicher Unordnungen bezüchtigt, aber das Buch Doctrines and Covenants protestirte auf's heftigste dagegen; alle Offenbarungen, alle Predigten, alle Missionäre, vor Allem das Buch Mormon selbst, verdammten die Polygamie auf's unumwundenste; heute noch befiehlt jenes kanonische Buch bei Strafe der Excommunikation: ein Mann habe nur Ein Weib und ein Weib nur Einen Mann. Noch bis zum Herbste 1852 stellten die Mormonen unter den „Heiden“ den „Vorwurf“ der Polygamie entrüstet in Abrede und Viele glaubten ihnen, während sie doch in der That schon seit 1843 die Vielweiberei als „göttliche Institution“ pflegten und die monogamischen Gesetze als teuflischen Betrug verwarfen. Thatsächlich hatten sie schon seit zehn Jahren, in Folge specieller Offenbarung Smith's, jenes Gebot ihres kanonischen Buches dahin abgeändert, daß sie das „nur“ lediglich auf die Weiber bezogen und also lasen wie folgt: „jeder Mann soll ein Weib haben und jede Frau nur Einen Mann.“ So lange die Mormonen in Illinois waren, hatten sie, Angesichts der strengen Strafgesetze dieses Staates gegen Bigamie, freilich guten Grund, die wiedereingeführte „göttliche Institution“ zu verheimlichen. Aber sie fuhren damit auch noch in Utah fort, zuerst selbst den Proselyten, nachher wenigstens den „Heiden“ gegenüber. Letzteres mit solcher Schamlosigkeit, daß z. B. noch dem Kapitain Stansbury Jedermann die Polygamie ab-

*) Bei Busch S. 126 ff.

läugnete, während er doch von der Kanzel herab den Propheten selbst erklären hörte: halte er es für passend, so habe er das Recht tausend Weiber zu nehmen, und er fordere Jeden auf, aus der Bibel zu beweisen, daß er dieses Recht nicht habe.*)

Erst im Jahre 1852 erschien das neue Gesetzbuch der Mormonen, worin die Bigamie als Verbrechen gestrichen ist, und veröffentlichte O. Pratt den 29. August die bisher verheimlichte Offenbarung Smith's vom 12. Juli 1843, mit der oben angeführten Rede, in welcher er die Einführung der Monogamie als gräßliche List des Teufels darstellte. Das Geheimniß vor dem „heidnischen Publikum" hatte sich hauptsächlich dadurch erhalten, daß jene Offenbarung es eigentlich nur als ein Privilegium der Obersten in der Hierarchie hinstellte, so viele Weiber zu nehmen, als sie unterhalten könnten. Ein Theil der Priesterschaft scheint übrigens schon vorher, durch specielle und eigene Offenbarung, von der Monogamie dispensirt worden zu seyn, ehe noch Smith sich zu derselben Offenbarung verstand. Nachher aber beeiferte sich der Prophet selber so gewaltig, von dem Privilegium für die eigene Person zu profitiren, und zwar nicht nur unter den ledigen, sondern auch unter verheiratheten Damen, daß deren Männer mit einer oppositionellen Zeitung gegen seine Begehrlichkeit auftraten, aber gewaltsam unterdrückt und mit ihrem Anhang ausgetrieben wurden. Außerdem entstand aus der Reaction zu Gunsten der alten (monogamischen) Offenbarungen gegen die neuen polygamischen die Mormonen-Sekte der Gladdonisten. Sie wollen die Mehrheit der Weiber nicht zugeben oder „wenigstens nicht, daß die Propheten aus der ganzen Gemeinde diejenigen heraussuchen, die ihnen behagen."**) Noch im Frühling 1853, nach der Veröffentlichung des neuen Gesetzbuches, machten die Gladdonisten un-

*) Westland. IV, 3. S. 184. — Allg. Zeitung vom 6. Jan. 1853.
**) Ausland 1853. S. 648.

ter ihrem jetzigen Führer, dem Hausirer Smith, in Deseret selbst bedeutende Anstrengungen für die alleinige Geltung des „Buches Mormon", wurden aber durch brutale Gewalt der Redefreiheit beraubt.

Inzwischen ist zwar das Privilegium der Polygamie gefallen, aber nur das der Hierarchie, denn das des Reichthums ist an die Stelle getreten. Wer nicht die klingenden Mittel hat, wird mehrere Frauen weder bekommen noch erhalten können. Dieser Nachtheil der Minderbemittelten ist um so empfindlicher, als derselbe auch in's Jenseits hinüber wirkt. Denn nicht nur müssen die ledig Gestorbenen drüben in Gestalt einer bloßen Magd und ohne Nachkommenschaft in alle Ewigkeit eine höchst prekäre Stellung einnehmen, sondern auch den Monogamen wird eindringlich vorgestellt, wie sehr sie an Wohlstand, Ehre und Herrschaft hinter Andern zurückstehen müßten, wie sie, je zwei allein, sich ausnehmen würden, „an der Seite eines solchen Königs wie Abraham oder Salomon mit all' den Königinen und ihren zahlreichen Dienern und Dienerinen in köstlicher Kleidung; würden sie sich nicht ausnehmen wie ein bloßer Dämmerstrahl neben solchen Sonnen?" *) Namentlich auch bei denjenigen Frauen, welche auf Erden in Monogamie lebten, wird dieses Verhältniß sehr mißlich in der Ewigkeit fortwirken; denn sie werden einsam und unangesehen umherschleichen, anstatt eine herrschende Stellung über ihre Colleginen einzunehmen. So erzählt z. B. eine dialogische Apologie der mormonischen Vielweiberei: „Brigham Young hatte ein Weib, welche starb, bevor sie Mormonin wurde; sie ist aber seitdem durch stellvertretende Taufe gerettet; nun quält die jetzige erste seiner Frauen ihren Ehemann oft mit der Frage, ob sie oder ihre Vorgängerin Königin in der zukünftigen Welt seyn wird?" **)

---

*) Edinburgh Review l. c. p. 365.

**) Edinburgh Review l. c.

Also je mehr Weiber um so besser, nicht nur für diese Zeit, sondern auch für die Ewigkeit. Um dieser letztern geisterhaften Beziehung willen hat die mormonische Vielweiberei von Anfang an die Benennung Spiritual wifery getragen, und die zweiten, dritten, vierten 2c. Frauen heißen officiell Spiritual wives, „geistliche Weiber." Ihre Verheirathung heißt „Zusiegelung" (Sealing to him); das heißt: der Copulirende drückt dem Weibe das Siegel des Mannes für die Auferstehung auf. Dieß vermag natürlich Niemand als der Prophet oder Präsident der Heiligen selber; denn „der Seher und Offenbarer über die ganze Kirche in aller Welt hat allein die Schlüssel der Macht in Betreff dieser göttlichen Anordnung." Auch ist der Akt selbstverständlich mit großer religiösen Feierlichkeit umkleidet. Ueberhaupt zieht der Präsident aus dem System der „geistlichen Ehen" bedeutende Machtvollkommenheit. Keine Ehe kann ohne seine Ermächtigung geschlossen, jede Ehe nur mit seiner Ermächtigung wieder getrennt werden. Es ist nämlich nicht so gemeint, daß dieser oder jener, der eine Dame zum „geistlichen Weibe" haben möchte, sofort mit seinen Anträgen an sie kommen dürfte; sondern er hat sich vor Allem an den Präsidenten zu wenden, dem dann Ja oder Nein geoffenbart wird; lautet die Offenbarung auf Nein, so ist die Sache von vornherein zu Ende. Die Einwilligung der ersten Frau dagegen ist gleichgültig. Ebenso ist bei Ehescheidungsklagen das Urtheil des Propheten ganz unabhängig. Im dritten Falle endlich, wenn eine Dame von ihm einen Herrn und König für ihre Seligkeit fordert, und der Prophet in ihr nicht eine wünschenswerthe Acquisition für den eigenen Harem erblickt, ist kein Heiliger in Deseret vor der Offenbarung sicher, daß jenes Wort bei Jesaias jetzt ihn angehe: in jenen Tagen werden sieben Weiber Einen Mann beim Zipfel seines Rockes fassen 2c. *)

*) Edinburgh Review l. c. p. 361. — Westland. IV, 3. S. 186. — Busch S. 117.

Es ist nur consequent, wenn die Mormonen alle nicht auf Inspiration und in Rücksicht auf die ewige Houris-Glorie eingesegneten Ehen für ungültig vor Gott und ihre Kinder für Bastarde erklären. Indeß ist doch Eine mißliche Lücke im System der spirituellen Ehen. Sie haben den ausgesprochenen Zweck, dem Weibe den ohne Mann unmöglichen Eingang in die Seligkeit zu eröffnen. Wie aber wenn der Mann selber die Thüre des Himmels verfehlt? Man behauptet, dieses Bedenken habe indirekt und in anderer Weise das Privilegium der Hohenpriester und Apostel dennoch wieder eingeführt. Dieselben haben nämlich offenbar die gewisseste Präsumtion für sich, im Jenseits als große Könige aufzuerstehen. Daher sollen Mormoninen, welche ihren Eheherren diese Präsumtion nicht zutrauen, einen unwiderstehlichen Zug nach den Rockzipfeln der Hierarchen empfinden. Zum Zwecke seiner Befriedigung, sagt man, sei sogar ein eigenes Institut an die Stelle des „geistlichen Serails“ von Nauvoo getreten, der „Orden der klösterlichen Heiligen“, welcher gesetzlich verheiratheten Damen auch noch eine heimliche zweite Ehe procurire, wenn sie nämlich eine zustimmende Offenbarung des Propheten erlangen, was stets der Fall sei. Namentlich soll das Institut auch bezwecken, den mit „Heiden“ verheiratheten Mormoninen durch Verbindung mit einem Heiligen den Zugang zur Seligkeit zu eröffnen. Allerdings beruhen diese Angaben hauptsächlich auf den Aussagen Abtrünniger; aber Hr. Olshausen bemerkt ganz richtig: dasselbe sei Anfangs auch mit der Thatsache der Spiritual wifery überhaupt der Fall gewesen, die sich später und nach zehnjährigem Läugnen doch als vollkommen wahr erwies.*)

Es ist wohl kein Zweifel, daß die praktische Einführung der Spiritual wifery von den bezüglichen Thesen der Mormo-

*) Olshausen S. 181. — Busch S. 129.

nen-Theologie erst gefolgt ward. Beides zusammen bewirkte aber eine Aenderung in der Stellung des Weibes, welche in das Heidenthum zurückfällt und in Amerika, wo die Frauen die eigentlichen Königinen der Nation sind, doppelt seltsam ist. Zwar sind die Harems am Salzsee nicht so verschlossen, wie die am Bosporus, ihre Damen bewegen sich vielmehr ziemlich frei. Aber nichtsdestoweniger ist es richtig, was ein französischer Beurtheiler bemerkt: ein mormonisches Weib und ein Hausthier ist kaum zu unterscheiden; eine Seele bekommt die Frau eigentlich erst vom Manne; der Prophet schließt ihr den Himmel zu, bis sie in der irdischen Sklaverei den Himmel wieder findet; wer keinen Mann fände, oder sonst als Jungfer stürbe, müßte verdammt seyn zum ewigen Nichts. Die Liebe zu Einem Weibe erschiene dem Mormonen als blödsinnige Schwäche, ritterliche Galanterie als unsinnige heidnische Mode; die Frau gilt nur als „Mutter in Israel", zu deutsch, als Maschine zur Füllung des Landes. Zudem ist sie ganz der Diskretion des Mannes unterworfen; weibliche Auflehnung wird vom Gatten, oder je nach Verhältniß vom Propheten selber mit strengen Züchtigungen gerächt. Auch ist die Kirche, nicht die Wittwe legitime Erbin des Mannes. Kurz, es ist nicht ohne Grund, wenn Montégut sagt: wie der Mormonismus dennoch und troß allem Dem Proselytinen finden konnte, dieß sei das Unbegreiflichste an der ganzen Sekte *).

Im Verhältniß einer jungen Kolonie ist nämlich der Staat im Utahthale reich an Weibern. Die üppige Blüthe der Spiritual wifery wäre sonst unmöglich. Nach dem Berichte der Unionsbeamten von 1852 ist kaum ein einflußreicher Mann, der nicht mehrere Weiber hätte; die hervorra-

*) Montégut in der Revue des deux mondes. p. 720. — Busch S. 153. — Frauenleben unter den Mormonen. III, 35.

gendsten haben deren viele, einige zwanzig bis dreißig, „Brigham Young hat noch weit mehrere.“ Sie heben auch besonders hervor, „es komme gar nicht selten vor, daß derselbe Mann zwei Schwestern zu Frauen hat“ (ein Gebrauch, welcher nach andern Andeutungen sogar sehr begünstigt zu seyn scheint), und es sei der Fall eines hervorragenden Mitglieds der Kirche bekannt, welches neben seinen übrigen Weibern „auch eine Mutter nebst zweien ihrer Töchter zu Frauen habe!“ *) Vom Propheten selbst verlautete im Jahre 1852, daß er sechszehn Frauen und dreißig Kinder zähle, alle in Einem Hause**). 1853: es sei nicht möglich, die Zahl der Spiritualen zu nennen, die er im eigenen Hause ernähre, geschweige die, welche er in den verschiedenen Stadtvierteln zerstreut unterhalte; „als Oberhaupt der Gemeinde hat er die Auswahl aus der Heerde“ ***). Derselbe Correspondent aus der Salzseestadt erzählt, in Uebereinstimmung mit jenen Unionsbeamten: daß man den Seher öfter in einem Omnibus mit einer großen Compagnie seiner Weiber und ihren Kindern auf den Armen zur Kirche fahren sehe. „Die übrigen Häupter der Heiligen“, fügt er bei, „haben Frauen oder Spiritualen in der Zahl, die ihrem Range und Ansehen in der Kirche entspricht.“ Wieder ein anderer Augenzeuge berichtet von einem Balle des Propheten, wo die ganze Familie mittanzte: „sie bestand aus 150 Kindern von verschiedenster Größe und seinen 32 Weibern; die drei Mitglieder der Präsidentschaft besitzen gegenwärtig 82 Frauen, und das älteste Mitglied, welches nur 13 Frauen hat, erfreut sich beim Volke des Spitznamens „„der alte Hagestolz““ †). Neueste Berichte zählen 38, und endlich gar 70 Weiber Youngs.

---

*) Westland II, 1. S. 82 ff. — Edinburgh Review l. c. p. 362.

**) Kreuzzeitung vom 31. Dec. 1852.

***) Atlantische Studien 1853. I, 209.

†) A. a. O. und Bran's Minerva 1855. I, 13 Beiblatt.

Ein Punkt in dem System ist noch von besonderer social-politischen Bedeutung. Ehe der Prophet an das Geisterreich die Anfrage um die Erlaubniß stellt, ob Dieser oder Jener diese oder jene zum „geistlichen Weibe" nehmen solle? hat der Petent vor Allem durch einen Eidschwur zu bekräftigen, daß er eine weitere Frau zu ernähren im Stande sei. „So schaffen Manche sich mit jedem neuen Tausend eine neue Frau an"; oder wie ein anderer Beobachter sagt: „es ist bei ihnen dasselbe, viele Frauen zu haben, wie Andern, viele Pferde im Stalle zu besitzen" *). Somit bewirkt die mormonische Ehepraxis die flagranteste Bevorzugung des Reichthums. Die Kirche der Heiligen weiß nicht genug Spott und Hohn auf die altchristliche Anschauung zu häufen, welche die Armuth und Noth im Dießseits mit der ewigen Vergeltung im Jenseits tröstet. Nun aber halte man die öconomischen Bedingungen ihrer Vielweiberei mit ihrer Lehre von den zeitlichen und ewigen Vortheilen derselben zusammen, und frage man sich: ob demnach nicht die Armuth ein Verbrechen ist, welches doppelt bestraft wird, mit der Beraubung sowohl der socialen und häuslichen Genüsse in diesem **), als auch der größern Herrlichkeit in jenem Leben? Solches konnte geschehen im Social-Politismus der Brüderlichkeit, der allen egoistischen Individualismus brechen will zum Wohle des Ganzen, und dessen ostensibles Princip lautet: Alle für Einen, und Einer für Alle!

Die Mormonen haben früher öfters geäußert, ihre Polygamie sei nur ein provisorisches Institut, zunächst bestimmt, um so schnell als möglich das Land Utah zu füllen. Seitdem ist sie freilich als ein „göttliches Institut", das der Satan zuvor umgestoßen habe, und die Monogamie als eine

*) Kreuzzeitung a. a. O.; Minerva a. a. O.

**) Darauf weist auch die Schrift: „Frauenleben" ꝛc. III, 32.

Erfindung des Teufels theologisch begründet. Nun ist zwar, wie wir gesehen, die mormonische Theologie selber nichts weniger als unveränderlich. Es wäre in so fern möglich, daß die „Erfindung des Teufels" noch einmal in das „göttliche Institut" verwandelt würde, welches sie in der Mormonenkirche bereits dreizehn Jahre lang war, die letztere also zur Monogamie zurückkehrte. Aber die Folgen lassen sich nicht auslöschen. Unter dem vielfach bezeugten äußern Schein der Sittlichkeit wüthet eine häusliche Zerrüttung und ein eifersüchtiges Gezerre in den Familien, so daß viele Frauen davonzulaufen suchen, und manche lieber mit den wilden Indianern zusammenleben, als unter den „Brüdern" und „Schwestern" des Gottesstaats ausharren wollen. Und was den Nachwuchs betrifft, so bemerkt selbst Gunnison: er habe nirgends in der Welt (und das will von Nordamerika viel sagen) so profane und ungezogene Kinder gefunden, als bei den Mormonen *). Eine solche Generation und dazu das Offenbarungs-Monopol des Propheten als die Seele des ganzen Baues!

*) Westland. IV, 3. S. 187 ff. — Ausland 1853. S. 1246.

XLVI.

Zur Geschichte der Dekatholisirung der katholischen Schweiz.

(Historische Fragmente.)

II.

Die Züricher General-Universität in Windeln; der Meuchelmord an der St. Galler-Schule; der Ruin des katholischen Unterrichts in der Schweiz, seine Auferstehung über der kaiserlichen Grenze.

Ungeachtet die Bundesbehörden das Projekt einer schweizerischen „Universität" verworfen haben und das Volk beider Confessionen nichts von dem „Ding" wissen will, sucht die Züricherpartei unter Escher das ihnen in Gnaden zugegebene Polytechnikum zu einer Hochschule zu erweitern und eine ganze Söldnerbrigade von Professoren und Privatdozenten für die 80—100 Studenten anzustellen, die sich bei dem neuen Athenäum einfinden mögen. Wenn das Volk über diese Geldverschleuderung auch murrt, so hat dieß in den Augen unserer Herrschlinge wenig zu bedeuten. Denn Verfassung und Gesetze, Volkswille und Volkssouveränität sind Namen, die nur dann noch eine Geltung haben, wenn sie für das System passen, in Wahrheit aber Drahtpuppen in den Händen der radikalen Freibeuter, die sie nach ihrem Belieben kehren, wen-

den und drehen oder auch vollends mit Füßen treten, wenn's für ihre Plane paßt. Kein Wunder aber, wenn wir das Züricher Polytechnikum in kurzer Zeit in eine Universität verwandelt sehen werden! Die Kirche des Radikalismus, die sich theoretisch auf den Materialismus und Pantheismus stützt, und auf praktischem Gebiete, wenigstens bei der Masse, in die Moral des Sozialismus und des Kommunismus ausläuft, will auch ihre Centralschule haben, um darin die Jugend dem System gemäß zu formiren und in ihr auf den Besitz der Zukunft zu pränumeriren. Indessen sah sich der Pantheist Fischer aus Tübingen bei seinem Auftreten in Zürich in seiner Rechnung gewaltig getäuscht; er hatte vermeint, für seine hegelische „Aufklärung" in Zürich einen überaus günstigen Boden zu finden, fand aber ein durchaus nüchternes, merkantiles, den materiellen Interessen vorzugsweise zugewandtes Publikum vor, das an seinen Vorträgen über Aesthetik und Geschichte der Philosophie trotz aller Suada von Julianischen Witzen und Spöttereien gegen das positive Christenthum so wenig Geschmack und Neigung zeigte, daß Meister Werbel mit aller Noth zwei Schüler für sein Kollegium zusammenbringen konnte und auch diese sollen ihm nicht bis an's Ende treu geblieben seyn. Hierauf ging die Sage im Lande herum: der Schwaben-Philosoph sei dann des philosophischen Handwerks so überdrüssig geworden, daß er eine Aufseherstelle in einer ehrsamen Spinnereifabrik nachgesucht, wo er die Zwischenstunden füglich mit einer passenden Lektüre im Buche des römischen Konsularen: de consolatione philosophiae ausfüllen mag. — Während Fischer viel zu „esoterisch" und begrifflich seine Geheimlehre an den Mann zu bringen sucht, und den sublunarischen Kreis der Züricher zu hoch überschwebt, tritt Moleschott mit Kourierstiefeln auf dem Gebiete der Materia einher und weiß dem Gedankengang der Leute vom Salon und von der Kneipe sich anzupassen. Dennoch hatten „die Obscuranten" ein Heer von Vorurthei-

len wider diesen Koryphäen des Lichtes aufzuhetzen und den gefährlichen Boden, auf dem vor 17 Jahren Dr. Strauß in den Straßenkoth fiel, ihm so zu durchfurchen gewußt, daß ihm nichts anders übrig blieb, als in einer Antrittsrede den „Verdächtigungen" der Neujesuiten zu begegnen und „die Befürchtungen" allzu ängstlicher Seelen über sein Wirken zu beschwichtigen. Seine Antrittsrede „über Leben und Licht" sollte diesen doppelten Zweck ihm erreichen helfen. Darin suchte er zwar in der Larve eines Theisten zu erscheinen und Wahrheit und Irrthum in einen Brei zusammen zu verquicken. Dennoch vermochten die gewundenen Phrasen nicht die Hörner und die Hahnenfüße des Mephistopheles zu decken. Denn der langen Rede kurzer Sinn hieß ungefähr: „Ich Moleschott von Brüssel bin zwar ein Materialist, wenn man mich eigentlich versteht, bin aber zugleich ein Christ, wenn man mich uneigentlich auffaßt. Wohl läugne ich die Wesensverschiedenheit von Seele und Leib des Menschen, aber lasse die Seele doch als die höchste Sublimation des Naturlebens gelten. Ich erkläre es als eine Schmach, den Geist zu läugnen, wenn ich auch buchstäblich alles läugne, was zum Begriffe des Geistes gehört, und dem Geiste etwas ganz anderes unterschiebe, als was der gesunde Menschenverstand bisher darunter begriffen hat. Mir ist das Bewußtseyn zwar nur „eine Eigenschaft des Gehirns", allein das ändert die Sache nicht, ich anerkenne nun einmal doch „den Geist", obwohl nicht in dem abstrakten Gegensatz zum Körper, den Niemand als der Dümmling aufstellen kann. Ich nehme eine Natureinheit zwischen Stoff und Kraft, Mensch und Geist, Weltall und Naturgesetz an, und in dieser Natur-Einheit habe ich den Zauberstab gefunden, den Körper zur Ausübung einer geistigen Funktion — des Denkens und Bewußtseins fähig zu machen. In meinem Buche „Ueber den Kreislauf des Lebens" behauptete ich S. 402 freilich: „daß die Gedanken nur Bewegungen und Umsetzungen des Hirn-

stoffes, der Wille nur der **nothwendige** Ausdruck eines durch äußere Einwirkungen bedingten Zustandes des Gehirns seien, folglich ein freier Wille nicht bestehe und daher Wohlthaten und Verbrechen, Muth und Verrath bloße **Naturerscheinungen** seien, welche alle als **nothwendige** Folge im geraden Verhältnisse zu unerläßlichen Ursachen stehen, so gut wie das Kreisen des Erdballs; allein diese Lehren beanspruchen für sich nur eine bedingte Gewißheit, soweit sie auf der empirischen Betrachtung der Natur beruht; auf dem Boden der Psychologie modifiziren sich jene Lehren bedeutend wieder, und unter Umständen kann ich auch die Seele in ihre alten Anrechte wieder zurückversetzen." Man sieht wie logisch scharf und wie leichtfüßig dieser Professor die ängstlichen Seelen über die Substanz der Seele und die moralische Würde und Unsterblichkeit derselben zu beruhigen versteht, aber er paßt wie Fischer und andere Exemplare dieser philosophischen Abart zur ganzen Schule und wird die ihm anvertraute Mission an ihr, so gut er kann, erfüllen. Der schweizerische Magen ist überhaupt mit derlei Trebern schon mehrere Jahrzehnde so überfüttert worden, daß er auch diesen Hexenbrei, mit einer Dosis Zuckerstoff versehen, verschluckt. Die Schule gestiftet, um die materiellen Interessen der Schweiz zu pflegen, wird, in diese Richtung hineingeschoben, wohl eher die Interessen des Materialismus unter der Jugend fördern. Sieht man auf ihr Programm, so wird man in dieser Ansicht nur bestärkt. Aus dem Kreise der philosophischen Fächer wurde jede Wissenschaft principiell verbannt, deren Gegenstand über das Wägbare und Greifbare hinausreicht, kein Laut ist wahrzunehmen von einer religiös-sittlichen Erhebung für die Jugend, kein Jota zur Fürsorge einer gottesdienstlichen Andacht für die Studirenden nach ihren Confessionen. Die ganze Lehranstalt, auf der plattesten Auffassung des Lebens basirt, trägt an ihrer Stirne die Devise: „wer hier eintritt, streife seine confessionellen Vorurtheile ab und

mache sich seine Religion und Sitte selbst nach Belieben. Die Neophyten dieser Schule haben auch keineswegs ermangelt, von diesem Grundsatz schon im ersten Jahre den weitesten Gebrauch in einer Weise zu machen, daß die bessere Bevölkerung Zürichs über das rohe Betragen derselben in einen Schrei des Unwillens sich vereinigte und der Direktor Deschwanden, die Polizei und die Nachtwache vollauf zu thun hatten, um die Schranken der Ordnung aufrecht zu erhalten. Dafür wurde der Direktor alsbald von der würdigen Jugend mit einer Katzenmusik bedacht, während die Nachtwache mit ihr einen Straßenkampf zu bestehen hatte, der für beide Theile schwere Verwundungen zur Folge hatte.

Nun ist aber dieses Polytechnikum in Zürich von den Geldbeiträgen der Katholiken so gut als der Protestanten gehalten und getragen, demnach auch als Centralschule für Beide bestimmt — man zähle aber in der langen Reihe der angestellten Professoren und Lehrer die Katholiken, die darin figuriren, und halte sie an die Ueberzahl der protestantischen Professoren und Lehrer, man berechne den Einfluß, den diese Schule, sollte sie jemals einer größern Frequenz sich erfreuen, auf die katholischen und gemischten Kantone ausüben wird — und sodann wird man sich einen Begriff bilden können von der Toleranz und Parität, welche die herrschende Partei gegen die Katholiken der Schweiz einhaltet und ausübt, welche Zwecke sie durch diese Lehranstalt verfolgt!

Mittlerweile wurde am 9. des verflossenen Septembers mit einer Mehrheit von 46 gegen 44 Stimmen im katholischen Rathskollegium der Todesstab über die bisherige katholische Kantonsschule zu St. Gallen gebrochen und diese wider Verfassung, Gesetz und Stiftungsbrief den Katholiken entzogen und zu einer gemeinsamen Mischschule umgestaltet, ein Ereigniß, das nicht nur im St. Gallischen Lande, sondern auch im Thurgau bei dem katholischen Volke eine allgemeine

Trauer und Betrübniß hervorrief. Denn auch für unsere katholischen Familien war jene vortreffliche Schule bisher die einzige Anstalt, welche gewissenhaften Eltern eine sichere Gewähr für die religiöse Erziehung und gründliche Bildung ihrer Söhne bot, während die Mischschule in Frauenfeld ihnen bisher nicht das geringste Zutrauen abzugewinnen vermochte, obwohl der Rektor derselben ein toleranter, ehrenwerther Protestant ist. In den Augen der St. Gallischen Gewaltmänner bildete jedoch gerade der große Segen, welchen jene Schule unter der ausgezeichneten Leitung des Hrn. Kanonikus und Rektors Brühwiler verbreitete, den schwersten Anklagepunkt und die größte Schuld, und darum wurde die Zerstörung der schönen Anstalt beschlossen und ausgeführt. Der Ursprung dieser Schule reicht bis zur Wiege der St. Gallischen Landesgeschichte hinauf; dem neuen Kanton wurde das weltberühmte Stift St. Gallen zum Opfer gebracht, welches durch sein umfassendes Wirken, seine fürstliche Oberherrlichkeit, seine geistigen und materiellen Kräfte seit so vielen Jahrhunderten der stärkste Stützpunkt für die katholische Bevölkerung der Ostschweiz gewesen war. Mit seinem Untergang verlor das Volk in Wahrheit seinen Vater und größten Wohlthäter, insbesondere auch die berühmte St. Gallische Stiftsschule, welche vom heil. Othmar an eilfhundert Jahre unter den Wechselfällen der Blüthe und des Zerfalles bis an die Neige des vorigen Jahrhunderts bestand. Was die St. Gallische Schule schon im Mittelalter für die Bildung der deutschen Jugend gethan, was sie für die Pflege der freien Künste und Wissenschaften, in der Ausbildung der deutschen Sprache und Poesie geleistet, wie sorglich sie die Denkmale der klassischen und christlichen Literatur aufbewahrt und vor dem Untergange gerettet — hat die Geschichte mit goldenen Zügen in ihre Jahrbücher eingetragen. Als sodann zur Zeit der Kirchenspaltung die reformirte Confession sich von der alten Kirche schied, traten nach unseligen Kämpfen

beide Confessionen auf der Grundlage feierlicher Friedensverträge nicht nur mit ihren religiösen Bekenntnissen und Gottesdiensten, sondern auch mit ihren Schulen und Stiftungen auseinander und bildeten seither zu gesonderten Kreisen ihr confessionelles Wesen in Kirche und Schule selbstständig aus. Der verständige und redliche Sinn der Alten hielt die Ansicht fest, daß jeder Versuch einer Vereinbarung zweier principiell geschiedener Religionsparteien im Gebiete sowohl der Kirche als der Schule weder möglich noch auf die Dauer haltbar sei, oder dann nur auf Kosten des Friedens, des Charakters und der Wahrheit unternommen würde, und diese vertragsmäßige „itio in partes“ erwies sich auch in Sachen des Schul- und Unterrichtswesens seit der Reformation als einen der vorzüglichsten Stützpunkte für die Erhaltung des Friedens und des guten Wohlvernehmens zwischen den Katholiken und Protestanten. Jeder Theil, das Stift St. Gallen, wie die reformirte Stadt St. Gallen, bildete seine Lehranstalten aus, aus beiden gingen Gelehrte erster Größe und tüchtige Männer für Kirche und Staat hervor. Wer unter den St. Gallischen Katholiken bis in die neuere Zeit herauf in den höheren Berufsarten sich auszeichnete, hatte seine Vorbildung hiefür in den stiftischen Schulen zu St. Gallen und Neu St. Johann im Toggenburg erhalten, wie denn bei uns im Thurgau und im Freienamte die Schulen der Klöster die gleiche hohe Bedeutung für die katholische Jugend und Nachkommenschaft hatten. Waren auch Mängel an ihnen auszusetzen, so bewahrten sie bis in die letzte Zeit, wo die feindselige Staatsgewalt dem redlichsten Bestreben nach Verbesserungen hemmend in den Weg trat, den Ruf wohlthätiger Pflanzschulen, worin eine würdige Geistlichkeit, tüchtige Staatsbeamtete und gebildete Aerzte unter den billigsten Bedingungen ihre Elementarbildung sich aneignen konnten. Insbesondere war die Stiftsschule in St. Gallen mit den Wünschen und Bedürfnissen des dortigen katholischen Volkes

so innig verwachsen, daß bei der Aufhebung des Stiftes im Jahre 1805 der damalige Große Rath für nöthig fand, um die drohende Stimmung des Volkes zu beschwichtigen, an die Stelle der früheren Stiftsschule ausdrücklich eine neue Lehranstalt für die Katholiken aus dem Stiftsvermögen des Klosters St. Gallen zu gründen. Diese historischen Vorlagen berücksichtigend stellte die damalige legislative Behörde des neuen Kantons dem Gesetze über die Vertheilung und Verwendung des Vermögens des aufgehobenen Klosters die Erwägung voran: „daß bei Verwendung des übrig bleibenden St. Gallischen Stiftsgutes nach Grundsätzen der Gerechtigkeit und Frömmigkeit einzuschreiten sei, und daß es der Billigkeit und dem im Kanton herrschenden brüderlichen Sinne angemessen sei, hiebei besonders die kirchlichen und moralischen Bedürfnisse des katholischen Landestheiles zu berücksichtigen und darum einen Theil des Stiftsgutes zu Unterrichtsanstalten für die Katholiken zu verwenden.“ Auf der Grundlage dieses Staatsgesetzes kam sodann im Jahr 1809 das katholische Gymnasium zu Stande, welches im Jahre 1834 mit einer Realschule und einem Lehrerseminarium verbunden und aus dem Vermögen der katholischen Korporation reichlich fondirt wurde. Zweimal wurde seither im Kanton St. Gallen die Staatsverfassung abgeändert, im Jahre 1814 und 1831; jede dieser Verfassungen achtete den confessionellen Charakter der katholischen Kantonsschule und noch besteht in der gegenwärtigen Staatsverfassung St. Gallens der Art. 22 in voller Rechtskraft, welcher lautet: „daß jede Confession ihre religiösen, Schul- und Erziehungsangelegenheiten gesondert unter der Aufsicht des Staates zu besorgen habe.“ Angesichts solcher Rechtsurkunden schien es unmöglich, jene Lehranstalt, welcher auch die ergrimmten Feinde weder in wissenschaftlicher noch in disciplinärer Hinsicht gegründete Vorwürfe entgegenhalten konnten, den Katholiken zu entreißen und daraus eine Mischschule zu improvisiren. Aber was ist in der Schweiz

nicht alles möglich, wenn die Parteitrompete zum Sturmlauf gegen die Katholiken aufruft?

Wohl war der vielgeprüfte alternde Herr Bischof Mirer mit einer meisterhaften Denkschrift „zur Erhaltung der bisherigen katholischen Kantonsschule und gegen die Gründung einer gemeinsamen Lehranstalt“ eingestanden, wohl sprachen sich alle 8 geistlichen Landkapitel der St. Gallischen Diözese gegen die Mischschule aus, wohl erhoben sich 17,000 stimmfähige katholische Bürger (der Kanton zählt 34,000 Stimmfähige, darunter circa 13,000 Protestanten) gegen das ungerechte Machwerk einer rücksichtslosen Partei. Die Stimme des Rechtes, der Kirche, des Volkes verhallte wirkungslos an den tauben Ohren jener getauften Katholiken, die sich nach dem Berichte des St. Gallischen „Wahrheitsfreundes“ nicht entblödeten, in der öffentlichen Rathsverhandlung sich als die Partei „der Reformirt-Katholischen“ auszugeben und dadurch offen ihren Abfall von der katholischen Kirche anzukünden. Um die Mischschule zu Stande zu bringen, mußte auch die Stadt St. Gallen ihre reformirte Lehranstalt aufgeben und dem neuen Projekte zum Opfer bringen. Aber das Opfer war nicht bedeutend, es stellte ihr, wie wir sehen werden, ein zehnfaches Interesse in Aussicht. Dennoch mochte, wer dem Kampfe in der Ferne zusah, immer noch der Vermuthung Raum geben: gerade die reformirte Stadt St. Gallen, welche reich an Korporationsgütern ist und bei consequenter Fortentwicklung dieses communistischen Vergemeinsamens korporativer Stiftungen allerdings viel für sich zu fürchten hat — werde diesen widerrechtlichen Vertrag, wenn nicht aus Rücksicht gegen das katholische Volk, so doch aus Rücksicht für ihre eigenen Stiftungen von der Hand weisen. Aber man täuschte sich. Das „Tagblatt der Stadt St. Gallen“ reproduzirte ungescheut die fanatischen Reden, die an der Bürgerversammlung der Stadt gehalten wurden, um für das Mischungsprojekt die Zustimmung der Bürger-

schaft zu gewinnen. Alle Furien des protestantischen Hasses wurden heraufbeschworen; die Manen der Reformatoren Zwingli und Vadian angerufen, von denen der Letztere bekanntlich die Klosterkirche in St. Gallen seiner Zeit vandalisch verwüstete und die Mönche aus ihren Zellen vertrieb; ein rehabilitirter Eiferer predigte im hohen Tone den Bürgern: „Was Zwingli und Vadian trotz ihrer Anstrengungen nicht zum Ziele zu führen vermocht, werde durch die gemeinsame Schule erreicht werden; es liege im höchsten Interesse der protestantischen Bürger, dem Projekte beizustimmen und den letzten Streich gegen den Ultramontanismus zu führen.“ Die Stimmen solcher Vögel sind bedeutsame Zeichen, um daraus den Stand der Witterung kennen zu lernen. Das Projekt wurde von der Bürgerversammlung angenommen, dennoch stimmte eine bedeutende Minderheit dagegen. Am auferbaulichsten benahm sich in diesem Kampfe das reformirte Kapitel der Pastoren des Toggenburgs: um gegenüber den einmüthigen Manifestationen der katholischen Geistlichkeit und des katholischen Volkes seine Toleranz auch dem Kurzsichtigsten zur Schau zu stellen, erließ dasselbe eine Bittschrift an den Kantonsrath für die Einführung der Mischschule. Was die Protestanten insbesondere antrieb, auch bei diesem ungerechten Handel sich mit den Ultra-Radikalen zu verbinden, war nicht nur das Motiv der angebornen Negation, „den Streich gegen den Ultramontanismus, d. i. gegen den Katholicismus und dessen Bekenner, auszuführen“, weil, wie sie oberflächlich meinen, was diesem wehe thut, ihnen wohl thue und zu Gute komme; die Reizung zum ungerechten Bündniß muß insbesondere in der schamlosen Preisgebung aller Rechte und Interessen der katholischen Bevölkerung gesucht werden, welche die radikalen Pseudokatholischen den Reformirten als Köder hingeworfen haben, um deren Zustimmung zum Projekte gewiß zu seyn. In der neuen Schulbehörde, welche diese Mischschule zu leiten und

den Direktor und die Professoren anzustellen hat, wurde den Protestanten die Mehrheit zugesichert, obwohl sie zur katholischen Bevölkerung sich wie $^2/_5$ zu $^3/_5$ verhalten, und dadurch der republikanische Grundsatz, die Repräsentation nach dem Verhältniß der Bevölkerung auf den Kopf gestellt. In noch größerem Verhältniß müssen die Katholiken an Geld, Gebäulichkeiten, Lehrmitteln und anderen Lasten zum Unterhalt der neuen Mischschule contribuiren, die nach ihrem Geiste, in ihrer Einrichtung, ihren Lehrern in kurzer Zeit nur eine protestantische oder dann eine Schule des Indifferentismus seyn wird.

Diese Richtung ist ihr um so gewisser zu prognosticiren, je rücksichtsloser und plumper die dermaligen Gewalthaber in St. Gallen die Gefühle, Sitten und Interessen der Katholiken, deren Repäsentanten sie seyn sollten, zu verletzen wagen, alles unter der Aegide, die ihr für alle ihre Machwerke die protestantische Antipathie zu leihen gewöhnt ist. Es waren bisher die vortrefflichsten Männer geistlichen und weltlichen Standes bei der katholischen Kantonsschule angestellt, Männer, die den schönsten Theil ihres Lebens der Schule gewidmet haben; sie sind nun weggeworfen und auf die Straße hinausgestoßen worden, und dieß aus keinem anderen Grunde, als weil sie es mit ihrem Gewissen unverträglich finden, die katholische Jugend zu radikalisiren, und weil sie überdieß das Unglück haben, der katholischen Kirche treu ergeben zu seyn. Für derlei Akte brutaler Tyrannei finden jene Freiheitshelden natürlich keinen Ausdruck „sittlicher Entrüstung“, während sie aus vollem Halse über ultramontanen Druck jüngsthin Zetter schrieen, als der katholische Kirchen-Rath einem angebrannten Geistlichen den Eintritt in unser ohnehin bedrängtes Ländchen zu verwehren sich veranlaßt sah.

Die Entscheidung über die St. Gallische Kantonsschulfrage

rief einen zweitägigen gewaltigen Kampf im katholischen Rathskollegium hervor, in welchem die Häupter der katholisch-konservativen Partei, insbesondere die Hrn. Nationalrath Müller und Altlandammann Baumgartner, mit großer Rednergabe und überwiegenden Gründen die Sache des Rechtes siegreich verfochten, die Gesetzwidrigkeit und Unnatur des ganzen Entwurfes nachwiesen, und reellere Garantien für die religiöse Erziehung der katholischen Jugend reklamirten. Herr Altlandammann Baumgartner, in früherer Epoche das moralische Haupt der liberalen Schweiz, nachmals in der Schule der großen Ereignisse ernster und mäßiger geworden, und darum dann auch in unerhörter Weise von den Radikalen verfolgt, verläumdet und geächtet — zeigte auch bei diesem Anlasse wieder seine Charaktergröße, wie seine Rednergabe. Das Votum dieses Staatsmannes ist zu wichtig für die Beurtheilung der katholischen Zustände in der Schweiz, als daß wir es hier übergehen dürften. Nachdem derselbe die unwürdigen Verdächtigungen, die der bekannte Diktator Weber in der Versammlung gegen die Gegner der Mischschule sich erlaubte, mit Entrüstung zurückgewiesen, fuhr der Redner also fort: Mit „Jesuiten" hier um sich zu werfen, passe nicht, sei für vernünftige Leute eine miserable und abgestumpfte Waffe. Wenn man wissen wolle, was die Jesuiten seien, welche Moral sie üben und lehren, in welchem Geiste und mit welchem Erfolge sie als Priester und Erzieher wirken, so habe man nächstens die beste Gelegenheit, es in eigener Anschauung zu erfahren, indem sie in der nächsten Nachbarschaft, in Feldkirch, eine großartige Erziehungsanstalt gründen, der eine bedeutende Zukunft nicht fehlen werde. Man meine, durch die Mischschule werden die confessionellen Kämpfe, die so lange schon den Kanton St. Gallen in seinem tiefsten Grunde aufgewühlt haben, beseitiget, die Einigung und der ewige Friede erzielt werden. Der Erfolg werde aber das Gegentheil zu Tage fördern.

„Die Macht des religiösen Gefühles im katholischen Volke", fuhr der Redner fort, „wird ihre Rechte behaupten, was man auch dagegen unternimmt. Das haben von jeher und in neuerer Zeit Mächte erfahren, welchen zur Durchführung von derlei Mischmasch-Projekten auf religiösem Grund und Boden Armeen von Hunderttausenden zu Gebote standen. Die kleine Republik St. Gallen wird dieser Erfahrung nicht entgehen. Ich habe mir meine Erfahrung zu Nutzen gezogen und in den letzten zwanzig Jahren meine Beobachtungen in diesem wie in anderen Gebieten gemacht und nach dem, was ich da gesehen und gelernt, bin ich einer Staatsomnipotenz gründlich abhold geworden, die den Pfarrer, Küster und Schulmeister spielt, dadurch tausend Gefühle verletzt, zahllosen Unordnungen ruft und darüber die wahre Aufgabe der Staatsgewalt aus dem Auge verliert und vernachlässiget. Blicken wir auf Belgien hin! Die glücklichen Zustände dieses Landes stellen auf das Schlagendste die Staatstheorie als Irrsinn dar, nach welcher der Staat, um gedeihen zu können, seine Omnipotenz auch im Schulwesen festsetzen müsse, und den Confessionen, vorzüglich der katholischen, kein Recht, eigene Schulen halten zu dürfen, gelassen werden dürfe. Der mächtigste protestantische Staat, welcher protestantische Propaganda nach allen Richtungen der Erde hin treibt, beglückwünschte dieses streng katholische Belgien beim jüngsten Jubiläum seines Regenten als ein Land, „das geistig und materiell vorgeschritten und auf der Höhe der Zeit stehend, ein Muster freier staatlicher Einrichtung, geistigen Lebens und bürgerlichen Wohlstandes in allen Beziehungen sei." Ich selbst habe dieses Land bereist und fand da überall bei einem ausgeprägten Katholicismus die reichsten Schöpfungen geistigen Strebens und industriellen Lebens in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Industrie und den bürgerlichen Gewerben, Früchte und Blüthen staatlicher und bürgerlicher Wohlfahrt, wie sie im gleichen Maaße in keinem anderen Staate anzutreffen sind. Dieses glückliche Land kennt aber unsere Staatsschulmeisterei nicht; der Staat überläßt dort jeder Confession, jeder Corporation oder Privatgesellschaft, nach Belieben und Kräften Schulen zu gründen und zu unterhalten. Man wünscht bei uns Belgien nachzuahmen in seiner gewerblichen und industriellen Richtung und dafür mit der Schule zu wirken; aber man will die Freiheit, die Belgiens Schulen belebt und leitet, in diesem Lande der Freiheit nicht dulden; man will die Rechte und den Einfluß auf die Schule, welche das katholische Belgien den Confessionen überläßt, gänzlich beseitigen oder usurpiren zu Handen ausschließlicher Staatsschulmeisterei, welche das freie Belgien als Despotismus verpönt. Der Staat mag sein allgemeines Oberaufsichtsrecht über das Schulwesen ausüben und seine Gesetze dafür aufstellen, aber er lasse dabei den Confessionen und

anderen Genossenschaften die Befugniß, Schulen zu halten und darin nach ihren religiösen Begriffen und Bedürfnissen die Jugend zu bilden und zu erziehen, das ist die Freiheit, welche das monarchische Belgien beglückt, die einer Republik noch viel mehr geziemt. — Im Kanton St. Gallen ist überdieß die Staatsverfassung hierin bestimmt und klar genug. Der Artikel 22 derselben hat den Staat von der Berechtigung, das Schulwesen zu organisiren, zu verwalten oder zu leiten, geradezu ausgeschlossen und sie ausschließlich nur den Confessionen zugeschieden und zwar der katholischen Confession für die katholische Jugend, der reformirten für ihre Jugend. Was die Verfassung mit den klaren Worten: „Jede Confession besorgt gesondert ihre religiösen und Erziehungsangelegenheiten" — getrennt hat, das kann man mit einem solchen Mischschulverkommniß nicht zusammenschmelzen, ohne in die Verfassung selbst, in ihrer klarsten Bestimmung einzubrechen. Ja, die Sanction dieses Mischschulprojectes wäre ein eclatanter Verfassungsbruch; sie ist das und nichts anders, ungeachtet des confessionellen Gesetzes vom letzten Jahre; denn dieses konnte keinen Verfassungsartikel aufheben, so wenig als ein Verfassungsbruch den andern aufhebt. Derselbe Art. 22 fordert, daß die beiden Confessionen gesondert unter der höheren Aufsicht des Staates das Erziehungswesen zu besorgen haben. In diesem Mischschulproject wird aber dem Staate nicht mehr das bloße Oberaufsichtsrecht gegeben, sondern er wird förmlich zum Genossen an der Verwaltung und Geschäftsführung des Kantonsschulraths gemacht, indem er sich einen Repräsentanten in denselben wählen und somit sich in demselben repräsentiren lassen darf, und somit ist das wieder ein Verfassungsbruch und zwar ein flagranter! Ja, wenn man so mit der Verfassung umgehen darf, dann ist überhaupt keine Verfassung mehr nöthig, und die Volkssouverainetät ist zum Spotte geworden! Aber schauerlich ist dann allerdings das feierliche Glockengeläute, das alle anderen Juni, am Tage der Constituirung des Großen Rathes, von dem nahen Dome herunter ertönt, während die Mitglieder des Großen Rathes einen feierlichen Eid zu Gott auf die Handhabung der Verfassung schwören! — Das Mischschulprojekt widerstreitet aber auch einer ausdrücklichen Stiftung, denn von den Gegnern selbst wird nicht bestritten, daß der katholische Kantonsschulfond ein unveräußerliches Stiftungsgut der St. Gallischen Katholiken, die katholische Kantonsschule daher unwidersprechlich und unbedingt eine unveräußerliche Stiftung für das katholische Volk des Kantons St. Gallen sei. Darum hat das Großrathskollegium sich zu fragen: bleibt fürderhin das katholische Volk noch Meister über das Institut und dessen Fond, wenn dieses Mischschulprojekt angenommen wird? — Und da muß die Antwort entschieden lauten: Nein! Der Fond wird stiftungswidrig

für Unberechtigte — für die Reformirten — theilweise wenigstens, verwendet, und ganz an ein Institut hingegeben, auf dessen Leitung und Verwaltung dem stiftungsmäßigen Eigenthümer, dem katholischen Volke und seinen jeweiligen Repräsentanten, die maßgebende Einwirkung, unter Umständen gar aller Einfluß und jede Mitberechtigung genommen wäre, und dieß schon deßwegen, weil die drei katholischen Mitglieder gegen vier im neuen Kantonsschulrathe die Minderheit ausmachen, und zwar in einer Behörde, die sich eine zehnjährige Amtsdauer zusichern lassen will. Solche, mit Einbruch des obersten Grundsatzes jeder Demokratie, des Grundsatzes der Repräsentanz des Volkes in seinen Behörden, durch Partei-Assekuranz dem Volke aufgedrungene Schulräthe sind wohl noch etwas Absurderes, als eine oktroyirte demokratische Verfassung — dieses schmachvolle, unsinnige Ding, das die Neu-Schweiz z. B. in Freiburg erfunden hat. Ist die Mischschule einmal da, und die stiftungswidrige Verwendung des katholischen Kantonsschulfondes an selbe zugegeben, so läßt sich die Gefährde nicht bestreiten, denselben für das katholische Volk für immer zu verlieren. In alle diese Gefährden stürzt man sich hinein mit der sicheren Aussicht, eine Schule zu gründen, die dem Kanton und den beiden Confessionen endlose Zerwürfnisse, Schaden und Nachtheil bringen wird. Die Männer, denen der Kanton St. Gallen vielfach seine politische Entstehung verdankt, haben nicht minder einst die Erhaltung und Selbstständigkeit der katholischen Confession und ihres Vermögens angestrebt, nicht deren muthwillige Zerstörung. Die Pflicht der Katholiken, die Selbstständigkeit ihrer Confession zu wahren, und vorzüglich ihre Institute und Fonde zu erhalten und zu pflegen, war vor fünfzig Jahren weniger dringend, als heute. Wahrlich wäre der Protestantismus in Ungarn und Siebenbürgen übel daran, wenn die katholische Majestät, der Kaiser von Oesterreich, die Rechte und Selbstständigkeit der protestantischen Confession nach dem neuen Staatsrechte verstehen und traktiren wollte, nach welchem diejenigen der katholischen Confession nun in reformirten und paritätischen Kantonen der Schweiz behandelt werden. Die Protestanten in den österreichischen Staaten sagen dem Staate gegenüber: wir behalten unsere protestantischen Volksschulen, unsere protestantischen Gymnasien und Lyceen, und bestellen und leiten dieselben, wie die Interessen unserer protestantischen Confession es verlangen, und lassen uns da weder von dem katholischen Staate, noch überhaupt von anderer, unserer Kirche fremden Seite, irgend welchen Einfluß gefallen. — Die Katholiken des Kantons St. Gallen sollten nun für sich und ihre Confession doch noch so viel Achtung und Freiheit verlangen dürfen, als die protestantischen Unterthanen im katholischen Kaiserreiche Oesterreich für ihre Confession genießen; sie, die St. Gallischen Katholiken sollten sich in Sachen ihrer kirch-

lichen und erziehlichen Angelegenheiten so wenig, als jene reformirten Unterthanen von Anderen, nicht zur ihrer Confession Gehörenden, meistern lassen. Es ist keine Intoleranz, wenn man für das Leben und Wirken der katholischen Kirche auch im Erziehungswesen dieselbe Freiheit und Selbstständigkeit verlangt, welche man auch der protestantischen Kirche gönnt, und die sie auch im vollsten Maße genießt. Wo bleibt aber noch die Freiheit und Selbstständigkeit für die Katholiken, wenn ihrer Kirche und dem katholischen Volke durch ein solches Mischschulprojekt die gehörige Mitwirkung auf die höhere Erziehung der Jugend entrissen wird? Allerdings hat darum die Sache ihre wichtigen religiösen Bedenken, und zwar sehr ernste, besonders wenn man sie im Zusammenhange mit anderen Erscheinungen und Bestrebungen der radikalen Richtung auffaßt. Es kann nicht mehr geläugnet werden: der Sonderbunds-Krieg war ein confessioneller, ich wiederhole es: er war ein confessioneller. Ich lasse mir diese Ueberzeugung trotz des Gemurmels nicht nehmen, sowenig als meinen gesunden Verstand und mein Gewissen. Dieß war schon 1847 meine entschiedene Ansicht, und was seither geschehen ist, hat sie vielfach bestätigt. Die Thatsachen der vergangenen Jahre und der jüngsten Tage beweisen es laut genug, daß in der Schweiz ein erbitterter Kampf gegen die katholische Kirche geführt wird, und die Angriffe auf die katholischen Schulen mit demselben im Zusammenhange stehen."

Die Rede dieses erfahrenen Staatsmannes blieb jedoch für die Radikalen ohne Wirkung; denn, wie behauptet wird, versicherte sich der Diktator zum Voraus mittelst Unterschrift der Stimmen der 46 radikalen Kantonsräthe, um das Mischschulprojekt durchzusetzen, erst dann wurde die Rathsversammlung pro forma abgehalten, und nach zweitägigem parlamentarischen Kampfe, mit einer Mehrheit von nur zwei Stimmen, dasselbe angenommen. — So wagte diese Partei der „reformirten Katholiken" Angesichts der Vorstellungsschrift des hochw. Bischofs, der Eingaben der Geistlichkeit, der Volks-Petition von 17,000 katholischen Bürgern, im Widerspruche mit Verfassung und Gesetz die schöne Lehranstalt zu zertrümmern, welche bisher alle Stürme überlebte, und als ein herrliches Erbe des Klosters St. Gallen zur Sicherung der katholischen Interessen vom ganzen Volke geschätzt und geliebt war. Solche Frevel aber gelten in der Schweiz als Fortschritt, solche eklatante Verletzungen katholischer Rechte und

Gefühle nennen sie Mittel zur Vereinbarung und Verbrüderung. Der Geist, der diese Schule schon vor mehr als tausend Jahren gründete, war ihr bis zu ihrem Ende geblieben, es war der Geist der Wissenschaft und Frömmigkeit, es war mit einem Worte der Geist der katholischen Kirche, der jetzt dem Rationalismus ohne Offenbarung weichen soll; aber gerade darum, weil die St. Gallische Kantonsschule eine katholische war, wurde ihr der Untergang geschworen. Inzwischen ist derselbe Dr. Weder, dem die St. Galler-Katholiken so viel Unheil zuzurechnen haben, zum Präsidenten des neuen Kantonsschulrathes gewählt, sind ihm ebenbürtige Gesinnungsgenossen als Mitglieder an die Seite gestellt worden, und welche Männer auf die neuen Lehrstellen gewählt werden, ist wohl leicht vorauszusehen. Der katholischen Jugend, den Trägern der künftigen Geschicke des katholischen Volkes, wird an der Mischschule alles gegeben werden, nur keine christkatholische Erziehung, keine religiöse Weltanschauung und Erbauung. Wohl herrscht die tiefste Trauer und Entrüstung unter den Katholiken der ganzen Ostschweiz über die neueste Gewaltthat, aber hilfelos sind sie der Willkür einer rücksichtslosen Partei preisgegeben, und wehe ihnen, würden sie irgendwie zu ungesetzlichen Schritten sich verleiten lassen.

Nach dieser muthwilligen Zertrümmerung der katholischen Kantonsschule zu St. Gallen besteht nun nur noch eine einzige, des Namens würdige höhere Lehranstalt für die Katholiken der Schweiz, die des Benediktinerstiftes Einsiedeln nämlich — die übrigen Lehranstalten zu Freiburg, Solothurn und Luzern, einst so ausgezeichnet und viel besucht, sowie die Mischschulen in Aarau und Chur, sind vom radikalen Geiste so durchsäuert und religiös zerfahren, daß sie katholischen Eltern kein Vertrauen einzuflößen vermögen. Wie es sonach in der katholischen Schweiz mit der Erziehung und Bildung der Jugend aussieht, mag Jeder leicht begreifen, der die Geschichte des letzten Jahrzehends überblickt, und die vielen katholischen Lehranstalten zählt, die während dieser Zeit zum unersetzlichen Schaden und Nachtheil der katholischen Kirche entweder

radikalisirt oder vollends zerstört wurden. Früher unterhielt jedes Männerkloster ein Gymnasium von größerer oder geringerer Ausdehnung, das von den jungen Leuten der näheren und ferneren Umgebung benutzt werden konnte. Nun wurden die reichen Stifte Fischingen, Ittingen und Kreuzlingen im Thurgau, Muri und Wettingen im Aargau, Pfäfers im Kanton St. Gallen, St. Urban im Kanton Luzern, Altenryf im Kanton Freiburg aufgehoben; und es wurde nicht nur das Vermögen derselben den Katholiken durch einen Macht-Spruch der Mehrheit willkürlich entzogen, sondern mit der Aufhebung dieser Klöster gingen zugleich eben so viele Vorbereitungsschulen zu den höhern Studien für die Katholiken verloren. Zu diesen unersetzlichen Verlusten kam noch die Zerstörung der berühmten Collegien der P. P. Jesuiten zu Freiburg, und der von ihnen geleiteten Schulen zu Sitten und Briegg im Wallis, zu Luzern und zu Schwyz, die der größten Frequenz vom In- und Auslande her sich zu erfreuen hatten. Wir fragen nun, auf diese geschichtliche Darstellung gestützt: wie steht es gegenwärtig mit der Erziehung und Bildung der katholischen Jugend in der Schweiz, und wenn auf der Jugend die Zukunft ruht, welcher Zukunft muß die katholische Schweiz unrettbar entgegen gehen?

Es klingt daher wie bittere Ironie, ja es muß als ein beleidigender Hohn angesehen werden, wenn jüngst an die katholischen Geistlichen und Laien von einem Comité der „gemeinnützigen Gesellschaft" ein „Aufruf für Beiträge zur Gründung einer schweizerisch-katholischen Rettungsanstalt für verwahrloste Knaben" versendet wurde. Derselbe ist von radikalen Geistlichen und Laien beider Confessionen unterzeichnet, deren Parteitreiben und Hetzen die katholische Schweiz den Verlust ihrer schönsten Stifte, Klöster und Schulen sammt dem Vermögen von vielen Millionen, kurz all das Unglück, das sie darniederbeugt, zuzuschreiben hat. Und wie lassen sich diese Herren vernehmen:

„Die Herstellung einer katholischen Rettungsanstalt für verwahrloste Knaben", so schreiben diese Humanisten, „ist ein wahres

Bedürfniß für die katholischen, die hilfreiche Mitwirkung dabei ist eine heilige Schuld (wahrscheinlich in Folge der Klösterberaubung!), eine dringende Ehrensache für die reformirten Kantone. Darum wenden sich die Unterzeichneten zutrauensvoll an ihre Mitbürger beider Confessionen, und bitten sie: helfet durch reichliche Zeichnung freiwilliger Beiträge eine Anstalt gründen, welche für die katholische Schweiz dieselbe Wohlthat werde, wie die Anstalt „„Bächtelen"" es für die reformirte ist. Die gemeinnützigen Männer der katholischen Kantone mögen bedenken, daß es jetzt ein Unternehmen gilt, welches zu Nutzen und Frommen ihrer Confessionsangehörigen dienen soll; zu unseren reformirten Mitbürgern aber hegen wir das feste Zutrauen, sie werden mit reichlichem Zins die Schuld zurückbezahlen, welche die Hochherzigkeit katholischer Miteidgenossen ihnen seiner Zeit durch die kräftige Unterstützung „„der Bächtelen"" auferlegt hat. Wir hoffen, derselbe edle Wetteifer beider Confessionen, dieselbe hochherzige, über alle engen Schranken sich erhebende Humanität und Christlichkeit (!), welche in der Versammlung zu Luzern so wohlthuend sich aussprach, werden jetzt aus allem Volke unserem Unternehmen fördernd entgegen kommen. Ja Mitbürger, gerade in einer Zeit, da leider manchenorts confessioneller Hader, der besser ewig begraben läge (utinam intelligerent ipsi!), wieder heraufbeschworen wird, wagen wir es im Namen der Menschenliebe, im Namen der Christenpflicht Euch zu einem Liebeswerke aufzurufen, welches vor Mit- und Nachwelt ein kräftiges Zeugniß dafür ablegen wird, daß die Eidgenossen aller Gauen auch bei der Verschiedenheit der Confession als Söhne Eines Vaterlandes, als Bekenner Eines Herren kräftig sich die Hand reichen, wo immer es gilt, gemeinsamer Noth zu wehren, und gemeinsamen Segen zu stiften."

So weit diese Ansprache. Wie schön lauten die Worte, aber wie widerlich tönen sie aus dem Munde dieser Männer! Wer könnte so steinhart seyn, Werken der Barmherzigkeit entgegenzutreten, wer wollte es verschmähen, verwahrlosten katholischen Knaben die Hand der Rettung darzureichen? Allein abgesehen von der Frage: unter wessen Einfluß und in welchem Geiste soll die fragliche Anstalt geleitet werden? können es die Katholiken so bald nicht vergessen, daß ihre Klöster, um sich durch ein „gemeinnütziges" Wirken ihre Existenz von den Machthabern zu erkaufen, vor Jahren derlei Anstalten der Barmherzigkeit aus ihrem eigenen Stiftsvermögen gründen wollten, ihre Anträge aber mit Hohn zurückgewiesen wurden. Die gemischten Kantone Aargau und Thur-

gau haben viele Millionen Klostergut verschlungen, ohne sich um die Bedürfnisse der Katholiken im geringsten zu bekümmern; man zerstöret ihre katholischen Schul- und Lehranstalten und will sie zwingen ihre Söhne in Mischschulen zu schicken, wahrscheinlich aus keinem anderen Grunde, als daß sie in denselben weder in ihrer Religion noch in ihren Sitten jemals „verwahrloste Knaben" werden. In der That muthen die Meister vom Stuhle den Katholiken zu viel Indolenz und Niedertracht zu, wenn sie vermeinen mit derlei Redensarten im Stande zu seyn, bei denselben das tiefverletzte Gefühl von so viel Unrecht und Druck auszuwischen, den man an ihnen und ihrer Kirche seit Jahren ausgeübt und unausgesetzt noch immer übt; vorerst müßten die Herren wohl aufhören, „den confessionellen Hader" heraufzubeschwören, „der besser ewig begraben läge", wie sie selber eingestehen. Es paßt jedenfalls nach unserem Bedünken sehr übel, wenn radikale Häupter um „Beiträge zur Gründung einer katholischen Rettungsanstalt für verwahrloste Knaben" sich an die Katholiken wenden zu gleicher Zeit, wo der rastlose Pater Kapuziner Theodosius sich um Almosen bei den Katholiken umfleht, um in Schwyz für „brave" katholische Knaben eine Lehranstalt wieder zu eröffnen, welche von den radikalen Humanisten vor 8 Jahren muthwillig zerstört wurde.

In diesem Sinne der Zerstörung und Auflösung katholischer Institute und Schulen feiert der Radikalismus seine Siege über die trauernde Kirche in der Schweiz und es ist „Niemand der sie tröstet." Man kann sich vorstellen, welche Bewandtniß es unter solchen Umständen mit der Erziehung der katholischen Jugend im Allgemeinen und insbesondere mit der Erziehung des angehenden Klerus habe, worüber eine spätere Betrachtung die nöthigen Nachweise ertheilen wird. Bekanntlich stiftete der hl. Carl Borromäus ein Collegium in Mailand, um darin für die katholische Schweiz würdige Priester heranzubilden. Zur Zeit der Revolution wurden die Stiftungsgüter größtentheils eingesackt, was noch übrig blieb, verwendete die Oesterreichische Regierung wohlwollend und gerecht zur Grün-

bung von 24 Freiplätzen für Theologie Studirende aus den verschiedenen Kantonen der katholischen Schweiz im Priester-Seminarium zu Monza. In Folge der ausgebrochenen Empörung und Kriege im Jahre 1848—49 blieb die benannte Anstalt mehrere Jahre geschlossen, im Laufe des gegenwärtigen erfolgte jedoch von Seite der Lombardischen Regierung die Anzeige an die betreffenden Kantonsregierungen: daß die concedirten Freiplätze wieder benützt und besetzt werden könnten. Die Sache wurde im Nationalrath in Bern verhandelt, und es offenbarte sich in dieser Versammlung ein so kirchenfeindlicher und gehässiger Geist, daß einige Mitglieder sich nicht schämten den niederträchtigen Antrag zu vertheidigen: man möge die Einladung Oesterreichs zur Besetzung jener Freiplätze förmlich zurückweisen und auf dem Wege der Unterhandlung eine Auslösungssumme in blankem Gelde für die hochherzige Donation des heiligen Karl verlangen, denn der Geist, den die jungen Geistlichen von Mailand nach Hause bringen, passe nicht für die freisinnigen Zustände und Grundsätze der Schweiz! Mit welchen Augen diese Herrschlinge die Lehranstalt und das Pensionat der V. V. Jesuiten in Feldkirch, ganz nahe an der Schweizergränze, ansehen, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Mit einem Worte, der Radikalismus, der im religiösen Gebiete Unglaube und Indifferentismus, im politischen aber permanente Umwälzung ist, sucht in der Schweiz durch die gemischten Schulen unaufhaltsam seinem Ziele entgegen zu gehen. Darin ist er zwar keineswegs originell, sondern nur der gemeine Nachäffer der Bestrebungen jener deutschen Staatsregierungen, die schon vor einem halben Jahrhundert und seither den Katholiken für den alten Glauben die neue Aufklärung aufzubinden suchten, worüber sich der Hr. Bischof von St. Gallen in seiner Denkschrift gegen die nunmehr beschlossene Mischschule deutlich genug vernehmen läßt: „Wie hat aber dieser Versuch allüberall geendet? Mit dem geraden Gegentheil dessen, was man angestrebt. Viele ihrer eigenen Kirche entfremdeten Katholiken begrüßten in dem abgefallenen Prie-

ster Ronge den ersehnten Retter und Erneuerer, und dieser gründete eine Afterkirche, die schon nach einem Decennium in den Moder ihrer eigenen Nichtigkeit zusammensank. Die treuen Katholiken ihrerseits, durch solchen Abfall und andere Ereignisse aus dem Schlummer aufgerüttelt, schloßen sich nur um so inniger an ihre Kirche an. Die Protestanten folgten ihrerseits demselben Zuge. Der Traum einer Fusion der Confessionen wurde vollständig enttäuscht, beide zogen sich in den Umkreis ihrer Kirchen zurück, beide ringen gerade jetzt nach einer unvermischten, selbstständigen Entwicklung, und der entschiedene Charakter der großen kirchlichen Bewegungen unserer Tage tritt aus dem Bestreben jeder Confession hervor, ihr religiöses Leben nicht nur im Bereiche der Kirchen, sondern auch in gesonderten Schulen und Lehranstalten selbstständig auszubilden." Doch die radikalen Schweizer sind viel zu übermüthig, um die Lehren der Vergangenheit sich zu Nutzen zu ziehen; um den Revolutionsstaat vollkommen zu organisiren und zu sichern, müssen sie sich auf eine radikalisirte Jugend stützen können und diese kann nur in gemischten Anstalten radikalisirt werden, deren Grundcharakter allüberall darin besteht, ohne bestimmte Religion zu seyn. Ob aber überhaupt eine Erziehung der Jugend, eine allseitige und glückliche Bildung der menschlichen Kräfte und Anlagen ohne Religion in Lehre und Uebung gedenkbar sei oder nicht, ist diesen Religionslosen völlig gleichgültig, sie verfolgen rücksichtslos ihren nächsten Zweck, ihre blöden Augen sind nur auf den Besitz und Genuß des Diesseits gerichtet, und sie spotten der Einreden der Kirche und der Thränen des Volkes, das sie für ihre Zwecke mißbrauchen, dabei aber gründlich verachten.

Während wir so über den Trümmern unserer katholischen Anstalten trauern und sorgenvoll in die Zukunft blicken, sehen wir am östlichen Ende unseres Vaterlandes auf Oesterreichs Boden unter dem Schutze und Wohlwollen eines gepriesenen Monarchen und unter der ungetheiltesten Freude des Volkes Klöster und Lehranstalten erstehen. Am 2. Ok-

tober eröffneten die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu zu Feldkirch ihr neues Collegium und die damit verbundene Lehranstalt mit einem feierlichen Gottesdienste unter der freudigsten Theilnahme des Herrn Weihbischofs und der Geistlichkeit, der Staatsbeamteten und des Volkes. Nicht ohne Bedeutung waren die Ansprachen, die nach der Rückkehr aus der Kirche in dem geräumigen Versammlungslokale gewechselt wurden. Der hochw. Herr Pater Rektor Clemens Feller drückte in seiner Anrede an den hochw. Herrn Weih-Bischof seine Freude aus, daß sein Orden, der vor kaum einem Jahrzehend aus der benachbarten Schweiz vertrieben worden, durch die Gnade S. M. des Kaisers wieder eine Zufluchtsstätte und einen Wirkungskreis gefunden habe: sie würden trachten, die ihnen gestellte Aufgabe bestmöglichst zu lösen, die ihnen anvertraute Jugend zur Wissenschaft, Tugend und Frömmigkeit anzuleiten; worauf der Herr Weihbischof erwiederte: Die Jesuiten seien für Feldkirch kein fremder Orden, Jahrhunderte über hätten sie dort den größten Segen verbreitet, man kenne ihr früheres Wirken in der Stadt noch gut, deßwegen freue er sich über ihr Wiedererscheinen und wünsche ihnen Gottes Segen zu ihrem frommen Wirken. In einer kurzen aber meisterhaften Rede bezeugte auch der Herr Bezirkshauptmann seine Freude über das Erscheinen der Gesellschaft Jesu in Feldkirch und warum? Weil der Orden der Jesuiten es so ausgezeichnet verstehe, die Jugend wissenschaftlich und religiös-sittlich heranzubilden, auf einer solchen Jugend aber beruhe die Hoffnung des Kaisers und des ganzen Landes. Dieser Vorzug werde den Vätern der Gesellschaft Jesu selbst von den erbittersten Feinden zugestanden, über den ganzen Erdkreis habe sich dieser ihr Ruf ausgebreitet, und dieß sei es auch, was ihren wahrhaft religiösen Kaiser bewogen habe, ihnen hier die Erziehung der Jugend anzuvertrauen. Auf seinen Schutz dürften sie sich verlassen. Schon zählt die neue Anstalt über 200 Zöglinge, einen schönen Theil hat hiezu die katholische Schweiz geliefert. Während dieß am südlichen Ende des Vorarlbergs geschieht, blüht

am nördlichen Ende bei Bregenz die alte Mehrerau mit einer neuen Lehranstalt empor. Schon sind Chor- und Langschiff der neuen Stiftskirche unter Dach gebracht und der Thurm erhebt sich bis zur Höhe des Chores; der im edlen byzantinischen Style erbaute Tempel wird eine wahre Zierde der ganzen Gegend werden und weithin dem Ufer des Bodensee's zum Schmuck gereichen. So können alle guten Kräfte gedeihen, wo eine erleuchtete Regierung mit den segenvollen Bestrebungen der Kirche Hand in Hand geht; „auf diese Weise schmücken, wie schon Justinian lehrt, die beiden Gewalten das menschliche Leben, durch ihre Eintracht wird der Glaube gefördert, der Unglaube beseitiget, werden die Tugenden gepflanzt, die Laster ausgerottet. Es waltet Ruhe, alle Verfolgung hört auf, mit der materiellen Wohlfahrt, die erst dann gedeihen kann, wird auch das Heil der Seelen befördert und es werden dem Klerus und den Laien ihre Rechte gewahrt." Ist aber das Band der Eintracht unter ihnen zerrissen, dann kann der Friede nicht mehr bestehen, dann muß die Welt voll Haders und voll Streites seyn, dann „geben, wie Ivo von Chartres schreibt, nicht nur minder wichtige Dinge nicht vorwärts, sondern auch die wichtigsten Interessen müssen im Gemeinwesen auf eine klägliche Weise zu Grunde gehen."

XLVII.

Zeitläufe.

Spanien im Uebergang von O'Donnell auf Narvaez; der Bonapartist Hügelmann und der Altspanier Viluma; Frankreich oder England, oder Spanien selber?

In zwei Monaten werden volle sechs Jahre verflossen seyn, seitdem Marschall Narvaez als Minister-Präsident zum letztenmale Kabinetsrath hielt und seine Collegen beschwor, ihm die Demission zu erwirken, widrigenfalls er sich eine

Kugel durch den Kopf jagen werde. Nachdem die unglückliche Isabella weinend von ihm Abschied genommen, reiste der verzweifelnde Ex-Häuptling der Moderados stehenden Fußes nach Frankreich. Es war sein viertes Ministerium in nicht ganz sieben Jahren, das mit dem Manne fiel, der drei Jahre vorher den westlichen Ausläufer der Februar-Revolution in den Straßen Madrids buchstäblich niedergeritten und ihrem Patron, dem wühlerischen England, seinen Gesandten Sir Henry Bulwer innerhalb 48 Stunden über die Grenze geschickt hatte. Jetzt, im October 1856, erhielt der Marschall die Erlaubniß zur Rückkehr, und zwei Tage nach seiner Ankunft in Madrid schritt er über den gestürzten O'Donnell, den Besieger der Progressisten von Gestern, hinüber zum Stuhl des Premier-Ministers von Spanien.

Ohne Aufhören hat in den sechs Jahren das beweinenswerthe Land unter politischen Erdbeben gezittert. Das bankerotte Moderadothum und die Freiheit der Krone verscholl unter den Donnern der Militärrevolte von Vicalvaro; die „liberale Union" verstarb unter den tumultuarischen Skandalscenen der constituirenden Cortes; die Progressisten-Diktatur Espartero's unterlag den Kanonen O'Donnells; die neue Union der Liberalen mit dem Schwerpunkt im rechten Centrum zerfiel vor dem Wink der Königin; im Handumwenden steht jetzt das Land wieder auf dem Standpunkt von 1845; wieder will die äußerste Rechte der „gemäßigt Liberalen" oder der Moderados ihre Künste versuchen. Wird Spanien wirklich den traurigen Kreislauf auf der dürren Wüste des liberalen Constitutionalismus noch einmal durchmachen müssen? das ist die Frage. Wir glauben: Nein!

Es wird endlich heißen: „Republik oder Altspanien, kein Drittes ist mehr gegeben!" Die Königin selbst ist jetzt Partei, sie selbst ist jetzt compromittirt, sie wird mit der Reaktion stehen oder fallen. Isabella mußte thun, was sie that, wenn sie nicht unter aller der Schmach ersticken wollte, die Espartero-O'Donnell seit dem Juli 1854 auf ihre Person und ihre Krone gehäuft. Aber man bemerkt mit Recht: in-

dem die Königin den Marschall Narvaez an die Seite ihres Thrones berief, habe sie die letzte Karte ausgespielt. Die Brücke ist hinter ihr abgebrochen. Wenn sie nicht stehen bleiben kann, so liegt auch vor ihr eine höchst bedenkliche Frage. Jeder Schritt vorwärts von der Linie Narvaez aus müßte über das liberal-constitutionelle System hinüber führen. Nun aber ruht der neuspanische Thron auf diesem System, nicht auf dem Princip der Legitimität. Müßte nicht nothwendig der Thron selbst mit dem Systeme stehen oder fallen? wie Isabella im J. 1854 und sonst oft genug in ihren öffentlichen Proclamationen auch selber bezeugt hat.

Aber dieser Thron fiele dann wenigstens mit Ehren und mit mehr Ehren, als er von Christinen aufgerichtet, und durch Ströme Bürgerbluts gekittet worden ist. Auch dreht sich das Schicksal Spaniens keineswegs ausschließlich, sogar nicht einmal vorherrschend um die Thronfrage. Im Falle legitimer Succession hätte Spanien ebensogut Weiberhänden verfallen, und dem liberalen Parteiregimente unterliegen können, welches eben das wahre und eigentliche Unglück Spaniens ist. Man erinnere sich nur an die Regierung Ferdinand's VII. selbst; kein Giftkraut ist seitdem im Lande gewachsen, das nicht schon unter ihm gepflanzt worden wäre. Die Parteien sind es daher, die liberalen Parteien, deren abwechselnde Herrschaft Spanien seit fünfzig Jahren so gränzenlos elend gemacht hat, und in deren Vernichtung die einzig mögliche Rettung liegt. Gerade mit diesen Parteien ist aber eine große Veränderung und Schwächung bis zur Ohnmacht vor sich gegangen: das beweisen die jüngsten Ereignisse.

Es ist schon von großer Bedeutung, und in Spanien von einem mächtigen Parteihaupt unerhört, daß Espartero so leichthin und niederträchtig feig aus der Fülle der Macht sich verdrängen ließ, und daß seine Progressisten nur in den Straßen Madrids, und nur mit Hülfe des Pöbels der Haupt-Stadt eine bewaffnete Macht zu kurzem Kampfe aufzustellen vermochten. Espartero selbst ist der Verachtung der eigenen

Partei rettungslos verfallen, und nie mehr wird diese klägliche Creatur des blindesten Glücksfalls auf dem politischen Schauplatz erscheinen. Wer hätte das gedacht, als er im Juli 1854 wie ein triumphirender König in Madrid einzog, der gepriesene und unbezweifelte „Retter Spaniens“ und Gründer der „neuen Aera“, und als die Souverainin ihm öffentliche Abbitte wegen Verkennung und ungerechter Zurücksetzung thun mußte? Aber auch seine Partei selber hat sich schließlich nur durch den Bund mit den Republikanern und Socialdemokraten, ja endlich mit den rothen Mordbrennern aus der niedrigsten Hefe erhalten. Die Progressisten haben dadurch den Charakter einer constitutionellen Partei verloren, das verzerrte Nachbild von „Ihrer Majestät allergetreuester Opposition“ ist in seinem wahren Charakter verrätherischer Feinde des Vaterlandes offenbar geworden. Mit ihnen kann und muß man kämpfen bis zur Vernichtung, aber niemals regieren. Dieß hat eigentlich O'Donnell selbst schon in den Motiven aller Akte deutlich genug ausgesprochen, durch welche er während seiner dreimonatlichen Regierung die Stützen und Werke der progressistischen Cortes vernichtete. So als er die Nationalgarde „für ewig“ aufhob, den Sequester auf die Güter der Königin Mutter für „revolutionär“ erklärte, und endlich die noch nicht proklamirte Verfassung von 1856 abschaffte, um mit ein paar Modifikationen die Narvaez'sche Constitution von 1845 herzustellen.

In dem letztern Dekret berief sich das Ministerium O'Donnell ausdrücklich auf die in der sogenannten zweiten Basis der Verfassung begangene Verletzung der katholischen Einheit des Reiches, und erklärte sie als eine Verkennung „der deutlich ausgesprochenen öffentlichen Meinung.“ Ebenso deutlich hatte sich die öffentliche Meinung gegen das Desamortisationsgesetz ausgesprochen; zu beiden Gesetzen hatten aber die liberalen Parteien getreulich zusammengeholfen und den Consens der Königin durch Gewaltthat erzwungen; jetzt unterdrückt die Eine Partei die andere, und wirft auf sie allein die Schuld, Verfassungsgesetze gemacht zu haben, ganz

und gar wider die „deutlich ausgesprochene öffentliche Meinung." So sehr war man katholischerseits im Rechte, von diesem Treiben der liberalen Parteien das ganz und gar anders gesinnte Volk zu unterscheiden. O'Donnell aber hätte, eben darauf gestützt, wie er nun selber neue Verhandlungen mit Rom wegen des Concordats vorschlug, so auch ohne Zweifel das Desamortisationsgesetz rückgängig gemacht, wenn ihn nicht die gegründetsten finanziellen Bedenken zurückgehalten hätten. Außerdem ließ er in Zerstörung seines eigenen Werkes für den Marschall Narvaez fast nichts mehr zu thun übrig. So handelte O'Donnell — was wohl zu beachten ist — immer noch als Haupt der „liberalen Union". Er war soweit entfernt, ein reines Moderado-Regiment zu führen, daß er vielmehr die Stimmung eines großen Theils der Progressisten für sich hatte, weil er sie in Schutz, Aemter und Würden nahm. Eben deßhalb mochte die Königin erwägen, was werden würde, wenn es unter dieser Regierung wieder zu einer Versammlung der Cortes käme. Andererseits aber hat O'Donnell doch gewiß durch alle officiellen Akte seines Kabinets nur die tiefste Geringschätzung der Kraft und Macht der Progressisten als politischer Partei erwiesen.

Sein eigenes Schicksal erhärtete sofort die weitere Thatsache, daß auch die andere liberale Partei, das Centrum oder die eigentlichen Moderados, an sich nicht weniger ohnmächtig sind. Die brüsque und kurzangebundene Manier, mit der die Königin den Mann davonschickte, der drei Monate vorher „die Monarchie gerettet hatte", bewegte doch keinen Degen in ganz Spanien. Vergebens wendete sich O'Donnell, wie man versichert, an die Stabsofficiere der Madrider Garnison um ihren Beistand. Offenbar dachte er selbst an nichts weniger als an seine Verdrängung; war er ja auch von Napoleon III. der Königin dringend empfohlen, und feierte man ihn um so mehr in einem großen Theil der europäischen Presse als den einzigen Mann der Situation. In Paris selbst scheint man auf eine solche Ohnmacht der spanischen

Parteien im Anfange noch nicht gerechnet zu haben, sonst hätte man sich die öffentliche und dringende Empfehlung der Person O'Donnells im Moniteur ohne Zweifel erspart. Der definitive Träger des französischen Vertrauens war doch unter allen Umständen Narvaez, O'Donnell immer nur der Mann des Interims, weßhalb auch die Pariser officiöse Presse nicht gerade lügen muß, wenn sie den vor drei Monaten Hochgefeierten heute als einen Menschen verächtlich macht, von dem sie längst gewußt habe, daß er der Lage nicht gewachsen sei. Wenn aber der rasche Wechsel in Spanien und der plötzliche Sprung von O'Donnell auf Narvaez Jedermann selbst in Paris überraschte, so sehen wir darin nur den Beweis, daß man in Madrid früher als alles Vermuthen das letzte Stündlein für das Regiment aller liberalen Parteien gekommen glaubte.

O'Donnell ist ein liberaler Parteimann, von dem „eisernen" Marschall kann man dieß eigentlich nicht sagen. Ein Granitfels an Muth und Energie, aber auch ein Vulkan von unbändiger Leidenschaft, die unter seinen sechszig Jahren noch nicht abgekühlt ist, wäre er im Grunde ein geborner Absolutist; allein aufgewachsen, reich und mächtig geworden im Dienst der liberalen Sache und der Illegitimität, wird er niemals aufhören, sich treuer Anhänglichkeit an das constitutionelle System zu berühmen. Auch dießmal sagt er wieder von sich aus, er werde „constitutionell regieren". Freilich ist der Narvaez'sche Constitutionalismus ein sehr wenig liberales Ding und dem napoleonischen sehr nahe verwandt. Graf Montalembert z. B. würde die spanische Verfassung von 1845 schwerlich als eine „freie" anerkennen. Darum hat auch O'Donnell bei ihrer Wiederherstellung wenigstens die zwei Modifikationen beigefügt, daß über Preßvergehen Geschwornengerichte urtheilen, und die Cortes zum mindesten vier Monate im Jahre zu sitzen das Recht haben sollten. Durch Narvaez sind diese beiden Zusätze zur Charte von 1845 alsbald wieder aufgehoben, dagegen die ihr integrirenden Gemeinde-

und Landraths-Gesetze reaktivirt worden. Kurz, die Cortes sollen nicht mehr die Regierung, sondern die Regierung soll die Cortes machen. So ist Narvaez „constitutionell", und so ist es zweifelsohne auch von Napoleon III. gemeint, wenn er in den jüngsten Ereignissen wiederholt erklärte: Spanien könne nicht anders „als constitutionell" regiert werden.

Die entschiedenste Abwendung von dem alleinseligmachenden System der liberalen Parteien liegt aber in der officiellen Appellation an die Beihülfe der Kirche und des Klerus zur social-politischen Wiedergeburt des gräßlich zerrütteten Landes. Nicht nur durch die That, sondern auch ausdrücklich erklären die Akte, durch welche Narvaez die vom esparterischen Regime eingeführten Vergewaltigungen der Kirche und ihrer Rechte sofort aufhob, die tiefste Ueberzeugung der Regierung, daß „man den schlagendsten Beweis vor sich habe, wie zerbrechlich alle socialen Grundlagen seien, wenn sie sich nicht auf religiöse Principien stützen." Dieses offene Bekenntniß, vor dem sich übrigens schon der Minister des Innern unter O'Donnells Präsidentschaft, der treffliche Rios y Rosas, nicht scheute, ist der eigentliche Werth der Akte, durch welche Narvaez nacheinander das Desamortisationsgesetz suspendirte, das Concordat reaktivirte, die verbannten Bischöfe zurückrief, die Beschränkung der Bischöfe in den Weihen und das Verbot der Novizen-Aufnahme annullirte. Den „Einfluß des Klerus" zu vernichten, war das eifrigst verfolgte Ziel der Progressisten; dazu scheuten sie auch keine Entrüstung des Volkes. Die spanische Kirche war schon bettelarm und ausgeplündert, als vor zwei Jahren die Desamortisation über sie verhängt ward. Ihre Güter betragen eingestandenermaßen nur einen verhältnißmäßig sehr geringen Theil der von dem Raubgesetz betroffenen Liegenschaften. Als aber die Königin das Cabinet O'Donnell zum Widerruf der Desamortisation drängte, gestand der Finanzminister, Progressist Cantero, unverholen: das Gesetz sei nicht nur öconomischer und finanzieller, sondern noch viel mehr politischer Natur, und habe den Zweck, den

Einfluß der Geistlichkeit durch den Verkauf ihrer Besitzthümer und das Verbot, Liegenschaften zu erwerben, für immer zu vernichten. Dieser Geist ist es, der jetzt feierlich und officiell verurtheilt ward. Ob im Uebrigen die Aufhebung der National-Gant wirklich durchzuführen seyn wird, steht dahin, auch bei dem besten Willen Isabella's. Schon scheint es mißlungen, der Maßregel rückwirkende Kraft zu verleihen, ohne Zweifel ein sehr präjudicirlicher Umstand; die Finanznoth ist schwer, und der französische Einfluß wird für, nicht gegen die Desamortisation wirken. Ist ja die Kirche auch in Frankreich auf Staatspension gesetzt, und daher nichts glaublicher, als daß Napoleon III. wirklich schon den Marschall O'Donnell bei seinem Widerstand gegen das Drängen der Königin auf's entschiedenste vertreten habe.

Kurz, auch das Schicksal der Rechte der Kirche wird von dem Gange der politischen Reorganisation Spaniens überhaupt abhängen. Das Reich aber steht jetzt wieder auf dem Niveau von 1845; was weiter? Die liberalen Parteien sind offenbar tödtlich geschwächt. Aber Narvaez wird die allgemeinen Cortes wieder versammeln, er wird es noch einmal versuchen, auf seiner schmalen constitutionellen Linie zu balanciren, die Parteien werden vor Allem das rath- und hoffnungslose Finanzkapitel ausbeuten, und einen letzten verzweifelten Anlauf nehmen. Was dann? Soll es dem Marschall Narvaez wirklich gestattet seyn, den Kreislauf von 1845 noch einmal zu eröffnen? In diesem Falle wäre nichts gewisser als ein demokratisch-republikanischer Umsturz. Was aber bliebe im andern Falle noch übrig? Darüber liegen nicht weniger als drei Conjekturen und respektive Rathschläge vor. Der flüchtige Progressist nnd esparterische Minister Escosura in Paris lamentirt in Einem fort: „die Theokratie." Die spanisch-französische Partei sagt: „die napoleonischen Ideen." Wir haben seit zwei Jahren nicht aufgehört, die Anschauung des wahren Spaniers mit den Worten zu bezeichnen: „der Marquis von Viluma."

Die Theokratie, sagt Escosura, „untergrabe ohne Unterlaß Alles was die Revolution gemacht", und bald werde sie ohne Maske offen hervortreten. Das Erstere ist wahr, so wahr, daß selbst die Allgemeine Zeitung (21. Sept.) nicht umhin kann einzugestehen: „der spanische Klerus sei allerdings gegenwärtig ein Muster von Tugenden in Ausübung seines Berufs." Inzwischen unterscheidet auch sie unter der ältern Generation des Klerus eine „theokratische Partei", welche noch die Zeiten gesehen habe, wo sie auch das physische und moralische Leben der Spanier beherrschte. Andererseits wird von der Königin selber berichtet, sie gehe mit dem Gedanken an ein zum Theil aus Geistlichen gebildetes Kabinet um; sie sage: es würde dieß nicht das Erstemal seyn, daß Spanien von Klerikern regiert werde; sie wiederhole sich die Namen der großen geistlichen Staatsmänner Ximenes, Cisneros, Alberoni ꝛc. Wohl wäre es, nachdem alle Generale, alle Gouverneure, alle Advokaten in den Parteien untergegangen sind, die Parteien aber so gänzlich abgewirthschaftet haben, kein Wunder, wenn Isabella wirklich so dächte, und wenn ein Theil des ältern Klerus in der That noch über den pflichtigen und berechtigten Einfluß der Kirche auf den Social-Politismus hinaus seine Bethätigung für nöthig erachtete. Auffallen muß aber schon, daß man als den Führer dieser Partei, ja bereits als eventuellen Premier-Minister, den Cardinal-Erzbischof von Toledo nennt, einen höchst würdigen Prälaten, der aber in so hohem Greisenalter steht, daß seine Umgebung ihn ungerne mit Fremden in Berührung bringt, weil er fast wieder zum Kindessinn zurückgekehrt ist. Denselben apostolischen Greis hat die Indépendance Belge auch als Anstifter der socialistischen Mordbrennereien zu Valladolid namhaft gemacht, nachdem Escosura im Ministerrath diese Gräuel überhaupt ohne Besinnen dem Klerus und seiner Absicht, die Progressisten verdächtig und verhaßt zu machen, in die Schuhe geschoben. So viel ist wahr: der spanische Klerus hat sich nie mit den liberalen Parteien com-

promittirt, er ist vielmehr immer Eins mit dem wahren spanischen Volke geblieben; insofern siegt allerdings die „theokratische Partei", wenn über den Trümmern der Parteiherrschaft wieder Altspanien aufsteigt. „Der spanische Klerus", sagt der Bonapartist Hügelmann, „ist bereit mit dem nationalen Fortschritt zu gehen, aber er wird nie mit dem revolutionären Fortschritt gehen; der Klerus ist es, bei dem der von den Parteien geächtete Nationalgeist eine Zuflucht fand und er ist es, der dem Volke diesen Geist wieder mittheilen kann."

Die „napoleonischen Ideen" dagegen sind nicht ohne namhaften Anhang unter den Parteien selber. Eine uns vorliegende Schrift von dem in Spanien naturalisirten Franzosen Hügelmann, Redakteur des Journal de Madrid, ist ganz der Empfehlung jener „Ideen" zur Rettung Spaniens gewidmet.*) Schon in dem Regiment O'Donnell's liebte man häufig die Realisirung des napoleonischen Gedankens einer Allianz der romanischen Raçen unter französischer Hegemonie zu erblicken; schon damals soll der auf Urlaub in Paris befindliche Gesandte England's am Hofe von Madrid die Weisung erhalten haben, in Paris zu verbleiben, „denn der Sitz der spanischen Regierung sei gegenwärtig nicht in Madrid, sondern in Paris." Narvaez nun erscheint vollends als die spanische Incarnation der napoleonischen Ideen. Was die letztern wollen, ist bekannt. Strengste Einheit und despotische Centralisation der Gewalt durch Zerreibung der politischen Parteien und Ableitung ihres unruhigen Geistes auf den Tummelplatz der materiellen Interessen. Die Kraft dazu traute Hr. Hügelmann schon dem Marschall O'Donnell zu, um wie viel mehr jetzt dem eisernen Narvaez. Zudem habe Spanien bereits die engste Einheit der katholischen Kirche

---

*) L'Espagne et ses derniers événements par M. *Gabriel Hugelmann.* Paris, Ledoyen. 1856. Hügelmann's französisches Madrider Journal ist übrigens eben eingegangen.

für sich. Aber eine andere Seite des Nationalcharakters hat der bonapartistische Eiferer ganz übersehen: der Spanier ist durch dieselbe das gerade Gegentheil des Franzosen. Dieser ist ganz Centralisation, jener ganz Decentralisation; der Eine will bevormundet seyn, der Andere ist wie zu allem ritterlichen Wesen, so zur politischen Autonomie geboren. Ebendeßhalb wirkte die fremde constitutionelle Panacee, dem spanischen Staatskörper eingeschüttet, so fürchterliche Verzerrung und Verrenkung der Glieder. Zu Allem hin mangelt es für eine spanische Uebersetzung der napoleonischen Ideen an einem spanischen Napoleon und immer noch an der rechten — socialen Verzweiflung, wie sie Frankreich geißelt. Die Hauptbedingung aber, die Geschweigung der politischen Parteien, ist im napoleonischen Reiche selbst nur zum durchsichtigsten Scheine gelungen, auch hier ist noch nicht aller Tage Abend; um wie viel schneller müßte der Versuch einer spanischen Copie ein Ende mit Schrecken nehmen!

Hr. Hügelmann gibt einige sehr guten praktischen Züge aus dem spanischen Parteiwesen. Jedes Civilamt zähle wenigstens vier Titelträger, von denen Einer das ganze Salar bezieht, die drei andern aber höchstens auf Halbsold sich gesetzt finden. Natürlich sind die Letztern nicht nur ein fressender Krebs am Budget, sondern auch die wüthendsten Parteimänner, denn nur ein Regierungswechsel kann sie wieder auf den vollen Sold bringen. So sind in diesem Augenblick durch Narvaez alle Progressisten aus den Aemtern gedrängt und die vorher von Espartero verdrängten Moderados an ihre Stelle gesetzt. Man beruft sich für den constitutionellen Brauch, daß mit jedem Ministerwechsel auch die Beamtenschaft wechselt, auf England; England aber erfreut sich im Uebrigen des ausgedehntesten Selfgovernements, wäre es bureaukratisch regiert wie Spanien, so hätte es an diesem constitutionellen Brauch ebenso zu Grunde gehen müssen. Was jedoch das Entsetzlichste ist, in Spanien hat sich dieser Brauch auch auf die Armee ausgedehnt. Wie jedes Civilamt

wenigstens vier Titelträger, so hat jede Division vier oder fünf Generale, jedes Regiment vier oder fünf Obersten u. s. f., die je mit ihrer Partei steigen oder fallen. Was sollen da die „napoleonischen Ideen"? Sind dieselben nicht principiell aller Autonomie am feindlichsten, weisen sie nicht noch mehr alle Adspiranten und alle Adspirationen zur Versorgung an den armen Staat, indem ihr Wesen in der widernatürlichsten Centralisation besteht? Im besten Falle würde bloß jede bessere Kraft in heuchlerischem Servilismus untergehen, während jetzt Alles im frechen und offenen Parteikampfe untergeht. Kein Künstler, kein Dichter, kein Gelehrter vermag sich zu erschwingen, er nehme denn Partei. „Ich kenne", sagt Hr. Hügelmann, „junge Professoren mit dem reichsten Wissen, welche das politische Fieber in diesen parlamentarischen Wirbel gestürzt hat, denn sie mußten fürchten, daß sich ihnen außerdem niemals eine Zukunft eröffnet hätte. Es ist unmöglich, sich das Elend der jungen Leute vorzustellen, welche es verschmähen, in das ebenso barbarische als nationalwidrige Parteitreiben sich einzulassen. Doch gibt es solche, die großherzig widerstanden, die sich keiner Partei ergeben wollen, um ausschließlich Spanier zu bleiben. Mir ist es, als höre ich heute noch einen derselben, den jungen Dichter Adelardo de Ayala, einem progressistischen Fiskal zurufen: ich gehöre zu der jungen Generation, die sich unter keine Parteifahne stellen will und die vielleicht bald Rechenschaft fordern wird von allen politischen Charlatanen, was sie gemacht haben aus unserm stolzen Spanien!"

Gebe Gott, daß die Stunde der Rechenschaft jetzt wirklich geschlagen habe! Auf diesen richterlichen Bänken wird die junge Generation den ganzen Klerus, den trefflichsten der Welt, neben sich haben. Das ist die „Theokratie." Sie wird allerdings eine gewaltige Reaktion anrathen. Aber nicht bloß auf Karl III., den klugen Förderer der materiellen Interessen, nicht auf Philipp II., den despotischen Vater der spanischen Bureaukratie und Staatsomnipotenz, sondern noch

weiter zurück — auf den Marquis von Viluma. Es hat uns freudig gehoben, diesen Namen jetzt wieder so bezeichnend auftauchen zu sehen. Er war seit Langem verschollen, denn die Parteien nennen ihn einen „Absolutisten.“ Donoso Cortes' edler Freund ist aber nichts weniger als das. Als Narvaez im Jahre 1844 sein erstes Kabinet bildete, schlug sein Minister des Auswärtigen vor: Aufhebung der modern-liberalen allgemeinen Cortes und Rückkehr zu den besondern Cortes der einzelnen spanischen Königreiche, welche nach altspanischem Muster sich selber regieren, zur Seite der mit den Attributen der Allgemeinheit ausgestatteten Krone aber den Staatsrath bestellen sollten. Dieser Minister war Viluma. „Spanien findet Alles bei sich selber, was es bedarf, um wieder groß zu werden“, sagt Hr. Hügelmann sehr richtig. Er fand in den Archiven von Toledo, wie einst die Müller daselbst gegen einen Expropriations-Versuch Philipps II. den König vor dem hohen Rath von Castilien verklagten und zwar in nichts weniger als sklavischen Ausdrücken. Sehr wohl; nur weist dieß nicht auf die „napoleonischen Ideen“, sondern eben auf den hohen Rath von Castilien!

Man kennt das englische Beglückungssystem für Spanien. Es ist für jetzt unterlegen, und wie denn die „Alliirten des Westens“ zur Zeit in allen Fragen von einem Ende der Welt zum andern sich feindlich gegenüber stehen, so triumphirt jenseits der Pyrenäen für den Augenblick Frankreich. Aber die demokratischen und republikanischen Creaturen Englands werden doch noch siegen und Spanien mit der englischen Colonie Portugal vereinigen, wenn nicht endlich weder England, noch Frankreich, noch Rußland in Spanien maßgebend seyn wird, sondern Spanien, sein herrliches Volk selber!

XLVIII.

Markgraf Jakob III. von Baden.

Zweiter Artikel.

Die Religionsgespräche zu Baden und zu Emmendingen.

Es ist bekannt, welche Stellung in dem sechszehnten und theilweise im siebenzehnten Jahrhundert die öffentlichen Religions-Gespräche, die theologischen Disputationen über die Wahrheit oder Falschheit der alten Kirche und der neuen Bekenntnisse, einnehmen. Diese Wortkämpfe waren gleichsam an die Stelle der alten Waffenkämpfe getreten, sowohl der Gottesurtheile durch Waffen, als der ritterlichen Turniere. Man kann sich wundern darüber, daß so lange Zeit und so oft wiederholte Erfahrungen nöthig waren, um zu zeigen, daß man im Falle des Zweifelns und Forschens über religiöse Fragen ganz andere Wege einzuschlagen habe, als die Veranstaltung solcher öffentlichen polemischen Zweikämpfe. In der Regel blieb bei diesen Religionsdisputen jeder Theil bei seiner Meinung, und jeder Theil machte Anspruch darauf, den andern besiegt zu haben. In dieser Hinsicht könnte es zwecklos, jedenfalls nur sehr unerquicklich scheinen, ein solches altes Religionsgespräch jetzt noch darstellen zu wollen. Aber andererseits gehören diese Verhandlungen zur Kenntniß der Geschichte und des Geistes

jener Zeit; sie sind oft charakteristisch hinsichtlich der dabei auftretenden Personen, und sie haben überdieß zuweilen ein gewisses dramatisches Interesse. Es wird daher nicht unangemessen seyn, von diesen beiden Religionsgesprächen, welche dem förmlichen Uebertritt des Markgrafen Jakob unmittelbar vorhergingen, eine nähere Notiz zu geben. Wir werden dieses jedoch nur von dem historischen Standpunkte aus thun, ohne uns in die Beurtheilung der theologischen Gründe und Gegengründe einzulassen. Also zuerst von dem Religions-Gespräch zu Baden *).

Dieses Religionsgespräch wurde auf ausdrückliches Begehren des Markgrafen Jakob gehalten und wurde von ihm, wenn er auch sogar schon für die katholische Religion sich sollte innerlich entschieden haben, mit ernsthaftem Interesse betrachtet, wie aus des Markgrafen Charakter und aus der Art, wie er an dem Emmendinger Colloquium Theil nahm, sich ergibt. Ungeachtet dessen war bei dem ganzen Vorhaben vorzugsweise der Mann thätig, welchem man die Zurückführung des Markgrafen hauptsächlich zuschrieb und welcher zugleich, und zwar er allein, den katholischen Theil bei dem Colloquium vertrat: es war dieß der markgräfliche Rath Doctor Johannes Pistorius **). In der Geschichte der Literatur ist dieser Mann als Historiker bekannt durch seine

---

*) Die Quellen dazu sind: „Acta des Colloquii zwischen den Würtenbergischen Theologen und D. Joanne Pistorio zu Baden gehalten. Beschrieben und in den Truck verfertigt durch die Würtenbergische Theologen. Tübingen. 1590." Das Buch enthält außer der Vorrede, geschichtlichen Einleitung und den Noten von dem Standpunkte der Würtembergischen Theologen abgefaßt, die ganze, der Abhaltung des Religionsgespräches vorausgehende Correspondenz und die Sitzungsprotokolle.

**) Ausführlich spricht von ihm Joh. Fecht in seiner Historia colloquii Emmendingensis. Rostochii. 1694. p. 32—59, aber freilich von dem Standpunkte eines Gegners aus.

Sammlung der *Scriptores rerum germanicarum* und einige andere historische Arbeiten; aber dieß war nur ein Theil seiner vielfachen wissenschaftlichen und praktischen Thätigkeit. Als Sohn eines hessischen Pfarrers, der als Theologe sich bei der Verbreitung der Reformation bekannt machte, war er geboren zu Nidda 1546. Er hatte sich bei seinen Studien zuerst der Medicin gewidmet und als ganz junger Mann ein Buch über die Heilung der Pest voll cabalistischer Träumereien geschrieben, das er aber in späterer Zeit selbst verwarf. Dabei interessirte er sich auch frühe schon für die theologische Polemik jener Zeit und setzte die lutherischen Pfarrer durch verfängliche Fragen in Verlegenheit. Später finden wir ihn und zwar schon im Jahre 1575 an dem Hofe des Markgrafen Karl II. von Baden und schon damals dem Calvinismus zugeneigt. Unter dessen Sohn und Nachfolger, Ernst Friedrich, war er als einer der markgräflichen Räthe bei der Gründung des Gymnasiums zu Durlach sehr thätig (1583), und erklärte sich nun offener für den Calvinismus, zu dem sich der Markgraf Ernst Friedrich auch bald förmlich bekannte. Kurz darauf trat Pistorius in den Dienst des Markgrafen Jacob und wurde katholisch (1585—1586). Von jetzt an zeigte er für die Vertheidigung und Ausbreitung der katholischen Kirche den größten Eifer und eine unermüdliche Thätigkeit, zugleich eine heftige Feindschaft und eine unausgesetzte Kampfbegierde gegen das Bekenntniß, in dem er erzogen worden war. Er beschäftigte sich sehr eifrig mit dem Studium der Theologie, ohne Geistlicher oder Theologe von Profession zu seyn. In der damaligen Zeit, wo vorzugsweise theologische Fragen die Köpfe füllten und die Welt bewegten, wo man nicht die naturwissenschaftlichen und industriellen großen Erfindungen, nicht die europäische Tagespolitik, keine Tagesliteratur und Modelectüre hatte, wie jetzt, vertrat die theologische Polemik die Stelle von All dem. Es gab deßwegen nicht selten solche gelehrte und thätige theolo-

gische Dilettanten auch unter den Medicinern. Dahin gehören vor Pistorius der pfälzische Professor der Medicin zu Heidelberg, Thomas Erast, der theologischer Schriftsteller war und mehreren Religionsgesprächen beiwohnte, und Dr. Renz, Leibarzt des Markgrafen Karl II. von Baden und zugleich Mitglied des Kirchenrathes.*) Man hat von Pistorius eine Reihe polemischer Schriften, unter denen besonders hervortreten ein Werk über das Abendmahl unter einer Gestalt und seine Anatomia Lutheri seu de septem spiritibus. Er zeigt in seinen polemischen Schriften Belesenheit, viel logische und dialektische Gewandtheit und den wärmsten Eifer für seine Sache; dabei freilich auch leidenschaftliche Heftigkeit und große Derbheit in seinen Ausdrücken. In diesen letztern Eigenschaften folgt er jedoch nur dem allgemeinen Tone seiner Zeitgenossen und wird darin von seinen Gegnern nicht selten übertroffen. Von der Seite seiner Gegner aus wird sein Uebertritt zur katholischen Religion, wie man sich leicht denken kann, als eine Apostasie, als ein Verrath aus Eigennutz und Ehrsucht angesehen. Wenn man seine eigenen Aeußerungen liest, so machen sie den Eindruck, als sei es ihm mit seiner katholischen Gesinnung Ernst gewesen und als sei seine Polemik und sein Eifer Propaganda zu machen, Folge der Energie seines Charakters und der Lebhaftigkeit seines Temperamentes. Er fand aber allerdings auf der katholischen Seite viele Anerkennung und Belohnung, wozu jedoch nicht bloß seine theologische Streitfertigkeit, sondern auch seine Brauchbarkeit in Geschäften beitrug. Wenn Leiden und Entbehrungen für eine Ueberzeugung deren Aufrichtigkeit beweisen, so wird man darum aber nicht einen unbedingten Beweis des Gegentheiles darin sehen dürfen, wenn in andern Fällen die bekannte Ueberzeugung und die darauf gegründete amtliche Thätigkeit eines Mannes für ihn die da-

---

*) Vierordt Geschichte der Reform. in Baden. I, 474.

mit verbundenen Vortheile bringt; es müßte denn seyn, daß man aus andern Gründen die Falschheit und Unredlichkeit nachweisen könnte. Dieses letztere ist bei Pistorius nicht geschehen. Er wurde österreichischer und bayerischer Rath, geheimer Rath des Bischofs von Constanz, von dem er ein Canonicat erhielt; er war überdieß Doctor der Theologie, Comes Palatinus und Protonotarius apostolicus. Nach dem Tode des Markgrafen Jakob ließ er sich zu Freiburg im Breisgau nieder, hielt sich auch öfters zu Constanz auf. Er starb im Jahre 1608.

Daß er zu einem Colloquium mit würtembergischen Theologen mitwirkte, dazu hatte er außer der Conversion seines Herrn, des Markgrafen, noch einen persönlichen Grund. Er hatte nämlich sogleich nach seinem Uebertritt gegen das Bekenntniß seiner frühern Glaubensgenossen die Polemik durch Disputiren und Schreiben eröffnet. Dafür hatte ihn ein würtembergischer Theologe, Lucas Osiander, sehr hart angelassen und eine Predigt eigens zur Widerlegung der Behauptungen des Pistorius verfaßt.*) In der Vorrede des Buches spricht sich Osiander über seinen Gegner also aus: „Es ist abermals, christlicher lieber Leser, ein wurmstichiger Apfel von dem Baum der christlichen Evangelischen Kirche abgefallen: nämlich D. Joannes Pistorius, seines Beruffs ein Medicus, welcher sich gleichwohl vor dieser Zeit zu der Augs-

*) Siben Predigten von fürnemen Ursachen, warumb die Christen, so sich zu der Christlichen Augspurgischen Confession wahrhaftig bekennen, vom Papstthumb abgetreten und sich zu demselben nimmer mehr begeben sollen. In der sibenden Predigt aber würdt (wider D. Joannem Pistorium, Medicum, der neuerlicher Zeit vom Evangelio ab und zum Papstthumb gefallen) gründtlich erwiesen, daß die Evangelische Augspurger Confessionsverwandte Christen, die rechte, wahre Christliche und Katholische Kirch oder Gemein Gottes seien. Von Lucas Osiander D. Tübingen 1589. 4.

purg. Confession bekannt, aber nichts desto weniger mehrentheils die Zwinglische und Calvinische falsche Lehr in täglichen Gesprächen zu vertheidigen sich unterstanden hat, nunmehr aber (leider seiner armen Seel zur ewigen Verdammnus) zu der päpstischen, antichristischen Lehr abgetreten. Und weil er in seinem Harnglaß so viel gesehen, daß die päpstische, jesuitische Lehr tödtlich krank, lauft er mit seinem Clistirsack zu, und will der antichristischen Kirchen, die doch inwendig gar faul, helfen; schlägt sich zu den Jesuitern und fahet an, wider unsre reine Lehr mündlich und schriftlich lästern und schmähen. Und erbeut sich dieser abtrünnige Mann, daß er wölle arbeiten in dem Weinberg des Herrn: nämlich wie ein wild Schwein, das die Trauben herabstreifft und frißt und die Weinstöck zerreißt und mit Füssen zertritt u. s. w." Dagegen ließ Pistorius sogleich eine sehr heftige „Retorsion" drucken, auf welche noch in demselben Jahre Lucas Osiander eine gleichfalls sehr starke „Antwort auff die vermeindte Retorsion des stolzen auffgeblasenen Goliaths, der sich Doctorem Joannem Pistorium nennt" (Tübingen 1589) folgen ließ. Darin wurde Pistorius außer den Beschuldigungen der Motive seines Uebertrittes besonders auch wiederholt vorgeworfen, daß er kein Theologe sei, daß er ungeeigneter Weise in ein fremdes Gebiet sich begebe. Es war also natürlich, daß Pistorius als ein Mann von heftigem Charakter, voll Selbstgefühl und ohne Zweifel sehr gewandt im Disputiren, den würtembergischen Theologen und gerade den vornehmsten Repräsentanten derselben beweisen wollte, daß er kein so schwacher Dilettant sei, und daß er also um so mehr seinen Herrn bei der Veranstaltung des Badner Religions-Gespräches auf diesen Gedanken brachte oder ihn doch darin bestärkte. Die Hauptpunkte wenigstens, welche den Inhalt der Badener Disputation ausmachen sollten, namentlich die Hauptfrage: ob dem katholischen oder lutherischen Theile die Merkmale der wahren katholischen, apostolischen Kirche zu-

kommen? machen auch den Inhalt jener Controversschriften unmittelbar vor der Disputation aus.

Die erste Einleitung der Sache geschah dadurch, daß Markgraf **Jakob** im Februar 1589 seinen Hofprediger Johannes **Zehender**, welcher gleichfalls, wie sein Herr, kurz nachher katholisch wurde, zu den beiden Tübinger Theologen **Jacob Andreä**, Probst und Kanzler zu Tübingen, und **Jacob Heerbrand**, Professor der Theologie daselbst, schickte, und sie fragen ließ, ob sie nicht geneigt wären, mit seinem Rathe, Dr. Pistorius, ein Colloquium in Religionssachen zu halten. Diese beiden Theologen hatten dreiunddreißig Jahre vorher, von Markgraf Karl II. dazu berufen, in dem Gebiete der baden-durlachischen Linie die Reformation eingeführt; der erstere unter ihnen, Johann Andreä, war bekanntlich einer der vornehmsten protestantischen Theologen jener Zeit, einer der Haupturheber der Concordienformel, zuweilen „der zweite Luther“ genannt. Man sieht also, daß es dem theologischen Dilettanten Pistorius nicht an Selbstvertrauen fehlte. In den Briefen und Aeußerungen von Seiten des Pistorius kommt übrigens Johann Andreä nicht unter diesem Namen vor, unter dem er berühmt geworden ist, und mit dem er sich selbst überall unterzeichnet, sondern, wie es scheint nicht ohne eine kleine Bosheit, immer als Doctor Schmidlein, wie er in frühern Jahren von seiner Umgebung genannt wurde, weil sein Vater seinem Gewerbe nach ein Schmied war. Nach erhaltener Zusage von Seiten der Theologen erwirkte dann der Markgraf die Erlaubniß für sie bei dem Herzog Ludwig von Würtemberg. Darauf wurde über den Ort des Gespräches (wozu man anfangs Durlach bestimmt hatte), über die zu besprechenden Punkte, und über das dabei zu beobachtende Verfahren in schriftlichen Mittheilungen von Seiten der beiden oben genannten Fürsten und des katholischen Markgrafen Eduard Fortunat zu Baden, sowie auch von Seiten der Tübinger Theologen und des Doctor Pistorius verhandelt.

So verzögerte sich durch allerhand Umstände die Ausführung der Sache bis in den November dieses Jahres, von welcher Verzögerung jeder Theil dem andern die Ursache zuschrieb. Die Colloquenten müssen schon durch diese Vorunterhandlungen in eine erhöht gereizte Stimmung gebracht worden seyn. Dabei war es aber Pistorius, welcher zuerst mit scharfer Bestimmtheit die Gegenstände der Controverse und die Normen des Verfahrens in Vorschlag brachte und auf deren Festsetzung drang. Er stellte zwölf Thesen (in lateinischer Sprache) auf über den Begriff und die Merkmale der wahren Kirche, und wornach erkannt werden könne, welches auch jetzt die wahre Kirche sei. Diese Frage erklärt Pistorius für das caput omnium controversiarum. Von den Thesen wollen wir, um die Richtung und Behandlungsweise des Ganzen zu zeigen, nur folgende ausheben:

„III. Die christliche Kirche (wie sie ist im Neuen Testament nach Christi Himmelfahrt und als die streitende Kirche auf Erden) wird in den heiligen Schriften uns geschildert in folgender Weise, daß sie sei: die sichtbare Menge der Gläubigen, der guten und bösen; aus Jerusalem über die Erde verbreitet; auslegend und verwaltend das Wort, die Sacramente und ihr Amt, zuerst durch die Apostel, dann durch die von ihr aufgestellten Lehrer, welche in ununterbrochener Reihe durch gesetzmäßige Berufung und Mission auf die Apostel folgten; immer in der Einheit des Glaubens mit allen ihren Theilen übereinstimmend und mit dem Bande des Friedens verbunden, ununterbrochen fortdauernd bis zu dem letzten Gerichte Christi; so zwar, daß sie nicht untergehen und niemals so verdunkelt werden kann, daß sie stumm und verborgen wäre; auch niemals so verdorben, daß sie von dem Teufel regiert und erhalten würde.

VI. Eine neue Kirche, welche nicht eine seit Jahrhunderten mit ihr übereinstimmende Lehre nachweisen kann, ist also nicht die wahre Kirche Christi, selbst wenn sie in der Lehre der äußern Form nach mit der heiligen Schrift nicht in Widerspruch zu stehen scheint.

XI. Die Reinheit der Sacramente und der Lehre gehört zwar

nothwendig zur Kirche Christi, aber sie wird deutlicher erkannt aus der Kirche, als die Kirche aus ihr; und kürzer aus der Kirche, als aus der Schrift."

Pistorius stellt es seinen Gegnern frei, ob sie diese seine Thesen als Opponenten angreifen wollen, oder ob sie es vorziehen, gegenseitige Sätze aufzustellen, die er dann angreifen würde, und wobei sie die Defendenten wären. Als Normen für das Verfahren, als leges disputationis bringt er folgende in Vorschlag: 1) die Beweisgründe für die aufgestellten Merkmale der wahren Kirche sind allein aus der heiligen Schrift herzunehmen; der Beweis, daß diese oder jene Kirche jenen Merkmalen entspreche, aus den geschichtlichen Zeugnissen des Alterthums; 2) alle Behauptungen sollen in syllogistischer Form aufgestellt werden (non declamatorie sed brevissime in formis syllogisticis); 3) es soll ohne beleidigende Vorwürfe mit Ruhe (leniter) disputirt werden; 4) beide Theile sollen vor der Disputation eidlich versichern, daß sie Nichts behaupten wollen, als was sie wirklich für wahr halten, und daß sie nicht zu ihrem eigenen Ruhm, sondern zur Ehre Christi und der Kirche disputiren wollen; 5) endlich, daß durch geschworene Notare Alles, was gesprochen wird, protokollirt, und das jedesmalige Protokoll nach geschehener Vorlesung und Genehmigung von beiden Theilen unterzeichnet werden soll. Die Tübinger Theologen stellten ihrerseits dreißig Antithesen auf, welche sie gegen Pistorius zu vertheidigen übernahmen. Diese Antithesen stellten den Begriff und das Wesen der Kirche nach ihrer Auffassung dar, und so gewendet, daß daraus die Wahrheit des lutherischen Glaubens und die Falschheit des alten katholischen hervorgehen sollte. Dabei ist der Gedankengang folgender: der Streitpunkt liegt darin, ob die Lutheraner oder Papisten von der wahren, apostolischen, katholischen Kirche Christi abgefallen seien. Das Wort Kirche wird in einem doppelten Sinne genommen: es bedeutet entweder die Zahl der auserwählten und wahren

Glieder der Kirche, oder die Gesammtheit aller Glieder. Nur von der ersten gilt, was die Schrift sagt, die Kirche sei eine Säule und eine Grundveste der Wahrheit. Obgleich die wahre Kirche verschiedene Merkmale hat, so ist doch das sicherste die Uebereinstimmung mit dem Worte der heiligen Schrift und die Reinheit der Sakramente. Diese war am meisten vorhanden zur Zeit der Apostel; in einer zweiten Periode weniger; in der dritten Periode unter dem geweissagten Antichrist am wenigsten. Auf diese folgt aber nach der Verheißung jetzt eine vierte Periode, welche der apostolischen Zeit wieder ähnlich ist. Um den Charakter der Kirche, ob sie die wahre sei, zu prüfen, müssen alle ihre Lehren einzeln nach der Schrift geprüft werden. Da dieses eine lange Reihe von Gesprächen nothwendig machen würde, so wird als Grundlage des Ganzen und statt der einzelnen Lehren, zunächst über folgenden Schluß zu disputiren seyn, dessen Obersatz beiden Theilen gemeinschaftlich ist: diejenige Kirche ist die wahre katholische und apostolische Kirche, welche die wahre Verehrung Gottes und den Weg zum ewigen Leben so lehrt, wie Christus, die Propheten und Apostel gelehrt haben; nun aber lehren die Lehrer der päpstlichen Kirche bei ihrer Erklärung der heiligen Schrift die wahre Verehrung Gottes und den Weg zum ewigen Leben nicht auf diese Weise: also bilden die Lehrer der päpstlichen Kirche, und die es mit ihnen halten, nicht die wahre, katholisch-apostolische Kirche. Dagegen die Lehrer der Augsburgischen Confession lehren wie Christus, die Propheten und Apostel: also bilden sie die wahre apostolisch-katholische Kirche. Was die vorgeschlagenen Leges disputationis betrifft, so erklärten sich die Tübinger Theologen, nach verschiedenen gegenseitigen Erklärungen und Beanstandungen, damit einverstanden. Sie behielten sich aber dabei vor, außer der kurzen syllogistischen Beweisführung, welche den Notarien zu dictiren wäre, noch in freier Rede ihre Meinung im Interesse des bessern Verständnisses der Zuhörer weiter auszuführen.

Sie verlangten ihrerseits, daß die Disputation öffentlich, vor möglichst vielen Zuhörern, und darum in deutscher Sprache gehalten würde. Pistorius nahm Letzteres an, obgleich er lieber lateinisch disputirt hätte. Was die Oeffentlichkeit betrifft, so erklärte der Markgraf Eduard Fortunat, in dessen Residenz die Disputation gehalten werden sollte: er fände eine Disputation, „dabei alle Laien und Bauern ab- und zulaufen“, nicht gebührlich; es sollten aber „gelehrte und verständige Leute, so viel das Gemach fassen könne“, beiwohnen. Anfangs war von Pistorius ausgemacht, daß er noch einen katholischen Theologen beiziehen werde, und zwar den Jesuiten Theodor Busäus, Rector des Collegiums zu Molzheim im Elsaß. Als aber die Tübinger Theologen in einem ihrer Briefe einmal eine Bemerkung darüber machten, daß er als ein Medicus sich in theologische Disputationen einließe, so erklärte Pistorius kurz vor der Disputation deßwegen, und weil die Tübinger niemals in ihren Briefen den Jesuiten genannt hätten, „er wolle nunmehr allein und ohne einigen menschlichen Beistand, allein mit Hilff des Herrn und Heilandes Jesu Christi, der in den Schwachen stark ist, mit ihnen beiden disputiren.“ Da die Tübinger auch ihrerseits ihrem Gegner die Wahl gelassen hatten, zu opponiren oder zu respondiren, so entschied sich Pistorius dafür, daß er als Opponent, und zwar gegen den letzten Schlußsyllogismus der Tübinger auftreten wolle, und den Untersatz aus der Schrift und aus den eignen andern Antithesen der Tübinger zu widerlegen gedenke. Aber die Würtemberger gaben nicht zu, daß Pistorius allein die Disputation halte, und bestanden darauf, da Pistorius professione kein Theologe sei, so sei die Anwesenheit eines katholischen Theologen nothwendig. So geschah es denn auch.

Endlich kamen nach langen Verhandlungen die beiden streitenden Parteien den 18. November 1589 auf dem Kampf-Platze — in einem Saale des Rathhauses zu Baden — zu-

sammen; von katholischer Seite: Markgraf Jakob mit Pistorius und dem Pater Busäus, außerdem Hofprediger Zehender, und als Notar ein Pfarrer; von protestantischer Seite: Graf Friedrich von Mömpelgard, ein Verwandter des Herzogs von Würtemberg, die zwei Tübinger Theologen, zwei würtembergische weltliche Räthe, und als Notar der Tübingische Theologe Andreas Osiander, ein Verwandter jenes Lukas Osiander, des Todfeindes von Pistorius. Der katholische Markgraf Eduard Fortunat von Baden fand sich bei dem Colloquium nicht ein. Es war ausgemacht, daß in der ersten Sitzung der Graf Friedrich den Vorsitz führen sollte, in der zweiten Markgraf Jacob, und so abwechslungsweise weiter. Letzterer hatte von seiner Seite über die Bedeutung dieses Vorsitzes schon vorher sehr bescheiden äußern lassen: „daß Ihrer Fürstlichen Gnaden Meinung nie gewesen, daß sie in diesem Werk Praeses wollte seyn; das sey derselben nie in Sinn gekommen: dann sie erkennten sich zuviel schlecht, daß sie in einem so wichtigen Handel sollten judiciren; sondern sie wären allein gen Baden kommen, daß sie wollten zuhören und vernemen, was man sich vergleichen möchte. Es behielten aber Ihre F. G. derselben bevor, da einer oder der andre Teil extra limites schreiten und wider die leges handeln würde, darein zu reden. Und stünde von des Herzogen von Würtemberg wegen den Gesandten bevor, das Ihre auch darzu zu thun." Nach einigen einleitenden Vorträgen von beiden Seiten sprach der Jesuiten-Pater Busäus sammt den Beiwohnenden des Colloquiums knieend und laut das Veni sancte spiritus sammt der Collecte. Darauf begann die Disputation. Man hätte erwarten sollen, da der Gegenstand der Controverse und die Verfahrungsweise so genau voraus bestimmt worden waren, es hätte bei einiger Mäßigung von beiden Seiten eine jedenfalls interessante Verhandlung herauskommen müssen, wenn auch kein Theil von dem andern sich überzeugen ließe. Diese Hoffnung ging aber nicht Erfüllung. Schon nach zwei Ta-

gen, während welcher man jedesmal Morgens und Nachmittags eine Sitzung abgehalten hatte, wurde das Colloquium abgebrochen, ehe man noch die Hauptfrage über Kirche recht discutirt hatte. Dieses Resultat kann nicht befremden, wenn man sich einigermaßen den Charakter und die Stimmung der Colloquenten vergegenwärtigt. Die Tübinger Theologen sahen in Pistorius nur einen treulosen Apostaten und egoistischen Intriganten; dabei waren sie gegen seine dialektischen Schach-Züge sehr ängstlich auf ihrer Hut, und deßwegen in der eigentlichen Debatte sehr zurückhaltend; überdieß war der Sprecher dieser Seite, Jakob Andreä, ein Greis hoch in Jahren. Der Sprecher der andern Seite dagegen, Pistorius, stand gegenüber als ein Mann in dem kräftigsten Lebensalter, voll Kampfslust, voll Selbstgefühl; seinen Gegnern, wenn auch nicht an theologischer Gelehrsamkeit und ernstem Willen, aber doch, Allem nach zu schließen, an Gewandtheit und dialektischer Disputirkunst überlegen. Dazu kam noch die Einrichtung, daß alle Reden und Gegenreden den Notarien dictirt werden mußten, so daß in jeder Sitzung nur ganz Weniges vorkommen konnte, zugleich auch der ganze Hergang selbst sehr schleppend und ermüdend werden mußte. Pistorius trat als Opponent gegen den oben angeführten Hauptsyllogismus der Tübinger am Schlusse ihrer Thesen auf. Die zwei ersten Sitzungen gingen, außer einigen andern Incidenzpunkten, vornehmlich darüber hin, daß Pistorius auf eine nähere Definition drang darüber, was in dem Syllogismus der Tübinger Theologen unter dem Coetus electorum (der Kirche im engern Sinn) zu verstehen sei, und daß er formelle logische Fehler in dem Syllogismus nachzuweisen suchte, ohne daß jedoch aus dem Hin- und Herreden darüber ein bestimmtes Resultat erzielt wurde. In der dritten Sitzung hatte es das Ansehen, als käme man nun ernstlich zur Hauptfrage. Pistorius eröffnete die Fortsetzung der Discussion mit einer Kritik der von den lutherischen Theologen gemachten Unterschei-

dung zwischen der auserwählten, nur für Gott, nicht aber für Menschen sichtbaren Kirche, und andererseits der großen, allgemein sichtbaren Kirche, die alle Getauften, auch alle schlechte Christen und Ketzer in sich begriffe. Pistorius sagt darüber: „Die erstere, unsichtbare Kirche können wir nicht finden und erkennen; eine allgemeine ununterschiedene Ketzer- und Christi-Kirche, worin Alles unter einander gemeugt ist, läßt Alles unentschieden. Somit könnten wir aus guten Ursachen auf eine weitere Disputation verzichten. Wir haben aber an diesem Orte hier aus Gottes Wort weder eine versteckte, verborgene Kirche, noch eine so unbestimmte, den Ketzern und Rechtgläubigen ohne Unterschied gemeinsame Kirche suchen und finden wollen, sondern eine Kirche, welche sowohl von Ketzern, als Juden und Türken unterschieden ist. Da nun die Gegner eine solche Kirche nicht zeigen können, so wollen wir, was der Gegentheil nicht thun will, unsers Theils ergänzen, und Männiglichen eine bessere und christlichere Meinung von einer einigen Kirch, die Christi Kirch heißt, beibringen.“ Darauf theilte er seinerseits zwölf Artikel mit, durch welche bewiesen werden soll: daß die Kirche Christi, die wir suchen, eine offene, unverborgene Kirche jeder Zeit gewesen sei, noch sei und bleiben werde. Diese Artikel gibt Doctor Andreä der Reihe nach zu, bis zu dem siebenten Artikel, worin ausgesprochen wird, daß diese offene, sichtbare Kirche Macht habe, die Ungläubigen und Irrgläubigen von sich auszuscheiden, und daß diese dann als ganz losgetrennte Glieder nicht mehr der Kirche angehören. Dagegen wendet Doctor Andreä ein: sie gehörten im weitern Sinne dennoch zur Kirche, sie seien de ecclesia, wenn auch nicht in ecclesia. Er beruft sich überdieß auf das biblische Gleichniß vom Säemann und auf den Paulinischen Ausspruch (I. Korinth. 11): „Es müssen Rotten unter euch seyn.“ Pistorius excipirt dagegen: der Acker in jener biblischen Parabel bedeute nicht „die Kirche“, sondern nach Christi eigener Auslegung „die

Welt"; und in jener Paulinischen Stelle sei der Zusatz der Worte: „unter euch", ganz zweifelhaft: er fehle in manchen Texten anderer Sprachen, und namentlich in der lateinischen Vulgata. Bei der Fortsetzung der Disputation hatte Pistorius einmal Veranlassung, bei einem längeren Vortrag des Doctor Andreä auf bessere Beobachtung der syllogistischen Form, nach der frühern Uebereinkunft, zu bringen. Andreä vertheidigte die Anwendung auch der freiern Form des Vortrages. Damit schloß die dritte Sitzung. In der vierten Sitzung kam man gleich Anfangs auf diesen strittigen Punkt wegen der ausschließlichen und strengen Durchführung der syllogistischen Form zu sprechen. Pistorius bestand darauf. Doctor Andreä berief sich auf andere Religionsgespräche, namentlich auf das Wormser von 1540, wo man auch in freierer Form und nicht streng dialektisch disputirt habe. Als Pistorius unter wiederholter Berufung auf die vereinbarten Leges disputationis den Tübinger Theologen nicht dazu bringen konnte, ein genaueres Festhalten der syllogistischen Form zu versprechen, so stand er auf, und brach die Disputation ab. Der Doctor Andreä verwahrte sich dagegen, und stellte die Entscheidung darüber, „wie man procediren solle", dem vorsitzenden Markgraf Jakob anheim. Dieser gab dann die Entscheidung: „er sähe mit Schmerzen, daß dieß christliche Werk nicht zu dem Intent, wie er es gemeint, gereiche und sich zerschlagen wolle. Es sei begehrt worden, daß in dieser Disputation alle Beweise aus der heiligen Schrift genommen werden sollten, aber dialectico modo, wie unter den Gelehrten gebräuchlich, kurz und rund, pro et contra, dessen sich die Herrn Würtembergischen Theologen niemals verweigert hätten. Und (fuhr er fort) da sie es nicht zu thun gemeint gewesen, hätten sie wohl mögen daheim bleiben, auch sich selbsten und uns alles dieses Unkostens und vergebener Mühe enthebt haben." Er dankt dann noch allen Anwesenden, daß

sie erschienen sind, und hofft, sie werden ihm keine Schuld bei dieser Sache beimessen.

So wurde die Sitzung aufgehoben. Der Markgraf Jakob versuchte später noch, nach der Sitzung, eine Fortsetzung des Colloquiums zu Stande zu bringen; aber vergebens. Die Würtembergischen Theologen verstanden sich nicht dazu, einfach zu erklären, daß sie, wie verlangt wurde, nur „dialectice“ mit Pistorius disputiren wollten. Sie verlangten ihrer Seits: „der Markgraf möge Pistorium dazu anhalten, daß er ohne allen Umschweif seine Meinung darthun wolle, so daß die Umständer (Umstehenden) die einfältige göttliche Wahrheit vernehmen, und damit ehrliche Männer, die nicht studirt gleichwohl verständig sind, auch einen Nutzen daraus schöpfen könnten.“ Der Markgraf gab hierauf die schriftliche Antwort: „er könne in dieser Erklärung weder ein bestimmtes Ja noch Nein erkennen, und sey des Entschlusses, sich nach Haus zu begeben, da die Würtembergischen Theologen lieber den Zuhörern predigen, als kurz und dialectice disputiren wollten.“ Vor der Abreise der Würtembergischen Theologen schickte Pistorius noch dem Doctor Andreä einen sehr heftig geschriebenen Brief, worin er sich beklagt, daß Andreä bei den Leuten die Schuld des Mißlingens des Colloquiums auf ihn — Pistorius — schiebe. Andreä antwortete in ein paar Tagen in einem sehr ausführlichen deutschen Schreiben, welches dazu bestimmt war, zugleich in Baden allgemeiner bekannt zu werden. Darin legt er die Schuld des übeln Ausgangs ganz nur seinem Gegner bei, der durch allerlei sophistische Künste habe vermeiden wollen, auf die Sache selbst zu kommen. Zugleich gibt er ihm alle scharfen und beleidigenden Ausdrücke seines Briefes in gehäuftestem Maße zurück. Er beschuldigt Pistorius geradezu: er verläugne die erkannte Wahrheit mit Wissen und absichtlich; es gelte von ihm, was Christus von Judas sage: „es wäre ihm besser, er sei nicht geboren worden.“ Er ruft ihm zu: „Ach

Weh und immer Weh Deiner armen Seele, der du sichtbarlich vom Teufel getrieben wirst!" und Aehnliches.

Das war der Ausgang des Religionsgespräches zu Baden, oder wie die Tübinger Theologen es mit einer seltsamen Wortform immer bezeichnen, des „badamischen" Religionsgespräches. In einer eigenen Rechtfertigungsschrift, welche diese Theologen nach diesem Ausgang der Sache bekannt machten, erklären sie Pistorius für einen Sophisten und Calumnianten, mit dem man nicht disputiren könne. „Wenn aber", fahren sie dann fort, „gelehrte und bescheidne Jesuiter Lust haben, von der christlichen Religion mit den würtenbergischen Theologen zu disputiren, werden sie an den würtenbergischen Theologen immer willige Leute finden." Doctor Andreä starb wenige Wochen nach dem Colloquium im Januar des folgenden Jahres (1590), wie die „Relation" sagt, aus Kummer über den geringen Erfolg bei dem Colloquium zu Baden. Dieses Gerücht über die Ursache seines Todes war auch zur Kenntniß des französischen Geschicht-Schreibers Thuanus gekommen, welcher sich jedoch vorsichtiger darüber ausdrückt, und bei Erwähnung des Badener Religionsgespräches von Doctor Andreä berichtet: cum res illi ex voto non successisset, *sive ex moerore sive jam annis ac laboribus fractus* domum reversus Januario proximo ineunte decessit. Allerdings mag dem damals im Greisenalter stehenden, sehr berühmten Theologen der ganze Hergang der Sache und das Auftreten des Pistorius großen Verdruß gemacht haben; aber daß er an diesem Kummer starb, wird sonst nirgends berichtet, noch von dem zur Ruhmredigkeit etwas geneigten Pistorius darauf hingedeutet, auch von anderer Seite her bestimmt widersprochen *). Andreä starb an einer Pleuritis.

Markgraf **Jakob** hatte durch seine Versuche für die

*) Von **Fecht** in der Historia Colloquii Emmendingens. p. 87.

Fortdauer des Badener-Gespräches, sogleich nachdem es abgebrochen worden war, gezeigt, wie sehr ihm die Sache am Herzen lag. Er veranstaltete daher wenige Monate nachher ein zweites Religionsgespräch zu Emmendingen (im Juni 1590), und zwar in folgender Weise *). Er hatte ein Vierteljahr vorher sämmtlichen Geistlichen seines Gebietes, die damals alle lutherischer Confession waren (dreiundzwanzig Pfarrer und achtundzwanzig Diakone), von Pistorius verfaßte Thesen: De justificatione mitgetheilt, ihnen zugleich eröffnet, er wünsche, daß nach einem Vierteljahr darüber eine Disputation gehalten würde; sie möchten sich dazu vorbereiten, und sie könnten dazu auch die Mithilfe auswärtiger Theologen in Anspruch nehmen. Als nun die Zeit der Disputation herangekommen war, die badischen Pfarrer aber mit Pistorius sich über jene Thesen nicht wollten in Disputation einlassen: so benutzte der Markgraf die vorher bestimmte Zusammenkunft in Emmendingen in anderer Weise. Er bat den Straßburger Theologen Dr. Pappus zu kommen, in der Absicht, um mit ihm in Gegenwart seiner Pfarrer über „die Kirche" eine Unterredung zu pflegen. Fragsteller und Opponenten waren dabei der Markgraf selbst und sein Hofprediger Zehender.

---

*) S. Historia colloquii Emmendingensis opera et studio *Jo. Fechtii*, Theolog. D. et Prof. p. Rostochii. 1694. Der Verfasser ist ein protestantischer Theologe, der durch die Kriegsunruhen aus seinem Heimathlande Baden nach Mecklenburg getrieben wurde, und dort einen Wirkungskreis fand. Hier wird zum erstenmal das Protokoll des Colloquiums bekannt gemacht, wie der Hofprediger Schyrius zu seinem Privatgebrauch sich ein solches aufgezeichnet hatte. Auch sind dort alle andern Aktenstücke mitgetheilt, überdieß Nachrichten über die dabei auftretenden Personen und theologische Beurtheilungen über den Inhalt des Colloquiums. Ferner von der andern Seite: „Des zu Emmendingen angestellten Colloquii summarischer Inhalt" im Anhang zu des Pistorius „Markgrafs Jacobs Motiven" (u. s. w. S. unten).

Letzterer früher ein eifriger Lutheraner, war nun gleichfalls, wie sein Herr, dem katholischen Glauben zugewendet, aber noch nicht übergetreten. Doctor Pappus, sein Gegner, sagt in einem Briefe an den Rath der Stadt Straßburg von ihm: „er sei ein unkeuscher, und mit Ehebruch verschreiter Mann." Es fehlen uns die Data, um über diese Anschuldigung urtheilen zu können. Nicht als Colloquent, aber zur Auskunft-Ertheilung und als Zeuge wurde von dem Markgrafen ein katholischer Geistlicher und Theologe, Professor Hänlin, damals Rector der benachbarten Universität Freiburg in Breisgau, beigezogen. Außerdem war auch noch von dem calvinisch gesinnten Markgrafen Ernst Friedrich zu Durlach sein gleichfalls dieser Richtung angehörender Hofprediger Lorenz Schyrius, jedoch nur als Zuhörer, zu dem Colloquium geschickt worden. Pistorius war bei dem Colloquium nicht gegenwärtig; man perhorrescirte ihn gänzlich von der Gegenseite, und wenn der Markgraf auf seiner Zuziehung bestanden wäre, so wäre kein Colloquium zur Ausführung zu bringen gewesen; doch hielt er sich mit dem Jesuiten Busäus in der benachbarten Abtei Tennenbach während der Zeit des Colloquiums auf. Die italienische „Relation" sagt, die Gegner hätten den Pistorius der Magie beschuldigt. Das wäre nicht gegen den Geist jener Zeit; doch finde ich sonst dieses nirgends bemerkt. Das Colloquium dauerte in sieben Sitzungen vom 13. bis 17. Juni (1590). Der Gegenstand derselben war wieder die Lehre von der Kirche. Der Hofprediger Zehender und der Markgraf gingen durch ihre Fragen und Behauptungen auf das Ziel der Nothwendigkeit und Wirklichkeit einer sichtbaren, und nach den Verheißungen Christi unfehlbaren Kirche, mit ununterbrochener Succession und Continuität der Lehre. Doctor Pappus seinerseits, welchen seine theologischen Collegen allein den Kampf bestehen ließen, limitirte die Unfehlbarkeit dahin, daß sie nur bedingungsweise zugesagt sei, so lange die Kirche mit dem Wort

Gottes übereinstimme; er führte aus, daß die Kirche zur Zeit der Apostel die christliche Wahrheit gehabt, daß diese später verdunkelt, und jetzt durch Luther wieder hergestellt worden sei. Dagegen wurde von dem Markgrafen und von Zehender geltend gemacht, daß auf diese Weise Jahrhunderte lang die christliche Wahrheit verloren gegangen seyn müßte, und um zu beweisen, daß Luther's Lehre eine neue, und darum nicht die wahre Lehre seyn könne, wurde Doctor Pappus aufgefordert, eine Kirche oder einen Kirchenlehrer zu nennen vor der angeblichen Periode des päpstlichen Antichrists, der dasselbe lehre wie Luther. Dieser nannte: Augustinus, und machte sich anheischig, dieses innerhalb dreier Monate in einem besondern Werke zu beweisen. Da erhob sich der katholische Rector der Universität Freiburg, Dr. Hänlin, und erklärte, wenn Pappus das beweisen könne, verspreche er, lutherisch zu werden, Doctor Pappus möge aber auch seinerseits versprechen, wenn er es nicht beweisen könne, wolle er katholisch werden. Darauf gaben sie sich den Handschlag*). Nachher wurde nicht weiter disputirt. In einer Schlußsitzung ward die Zurückberufung des Doctor Pappus nach Straßburg durch den dortigen Magistrat angezeigt: Pappus hatte, als er die Fruchtlosigkeit seiner Bemühung und die entgegenstehenden ungünstigen Verhältnisse sah, selbst diese Abberufung veranlaßt. In dieser Schlußsitzung forderte der Markgraf jeden Theil auf, eine Recapitulation seiner bisher vorgetragenen Gründe zu geben, was der Doctor Pappus in einem kurzen mündlichen Vortrag that, der Hofprediger Zehender in einem schriftlichen Vortrag, in dem er als seine Conclusion die Falschheit der lutherischen und die Wahrheit der katholischen Lehre von der Kirche bestimmt aussprach.

---

*) Dr. Pappus löste, wenn auch ein paar Monate später, sein Versprechen durch Herausgabe seiner Schrift: Parallela Confessionis Augustinianae et Augustanae, worin er die Uebereinstim-

Auch hier wollte, wie natürlich, kein Theil besiegt seyn. Doctor Pappus und seine Seite beklagten sich darüber, daß ihn der Markgraf von Straßburg habe kommen lassen nur mit der allgemeinen Angabe, daß er wegen „wichtiger Sachen" ihn berathen wolle, ohne von dem Colloquium und den dort zu verhandelnden Fragen etwas Näheres vorher mitzutheilen: so sei er unvorbereitet gekommen; ferner wurde von Pappus darüber geklagt, daß man keine bestimmten Thesen aufgestellt, daß man nicht methodisch disputirt habe, sondern daß der Markgraf Fragen und Einwendungen dazwischen geworfen; endlich wurde auch geklagt, daß der Markgraf parteiisch und unfreundlich sich gegen Pappus benommen habe. Diese Beschuldigungen sind jedoch theils zu widerlegen, theils sehr zu beschränken. Es ist wahr, daß Doctor Pappus nur in einer so ganz allgemeinen Form berufen war; aber man wird dennoch annehmen müssen, da von dem Colloquium schon ziemlich lange vorher allgemein geredet wurde, daß ihm der Grund seiner Berufung wohl bekannt war. Ferner: da

mung des Augsburger Glaubensbekenntnisses mit der Lehre des heil. Augustinus zu beweisen suchte. Dabei sah er sich aber doch genöthigt, in der Vorrede dieser Schrift zuzugeben: se non diffiteri, quin contraria etiam ex Sancto Augustino produci possint testimonia. Der Freiburger Theologe Dr. Hänlin gab eine Widerlegung unter dem Titel: Parallela Confessionis Augustinianae et Augustanae opposita Parallelis Joannis cuiusdam Pappi, Lutheranismi doctoris. Friburgi Helvetiorum. MDXCII. 4. Außerdem schrieb Pistorius gegen Pappus drei Briefe: Epistolae tres ad D. Joannem Pappum Theologum lutheranum. Accesserunt Parallela nova de Hussii et Lutheri in omnibus controversiis dissessione, quibus ostenditur ne quidem in uno articulo sentire Hussium cum Luthero. Coloniae. MDXCIIII. 4. Der ausführlichste der drei Briefe ist der dritte (p. 94—326), worin mit vieler Gelehrsamkeit gezeigt werden soll, daß durchaus Niemand in der katholischen Kirche, seit ihrem Bestehen, dasselbe gelehrt und geglaubt habe, was Luther lehre.

das Aufstellen von Thesen und von leges disputandi das erste Mal so gar nicht glückte, so war es sehr begreiflich, daß der Markgraf einen andern Weg jetzt zu versuchen sich entschloß. Was die Art und Weise des Markgrafen dem Doctor Pappus gegenüber und überhaupt bei diesem Colloquium betrifft, so wollen wir einige charakteristische Stellen aus dem Protokolle ausheben, an welchen der Markgraf spricht. Man wird zugleich daraus sehen, daß er mit selbstständigem Urtheil und mit lebhaftem Interesse sich mit dieser religiösen Frage beschäftigt haben muß, zugleich aber auch Proben von der seltsamen halb deutschen und halb lateinischen Sprache erhalten, welcher sich alle Personen bei diesem Colloquium bedienen.

Der Markgraf eröffnete das Colloquium mit einem einleitenden Vortrag. Darin sagt er unter Anderm: „Damit männiglich vernehmen und gnugsam verstehen könne, ex quibus causis haec conversatio in nomine domini a me instituta sit, id breviter referam. Principaliter und allein ist es zur Ehre Gottes, zur Stärke und Versicherung conscientiae meae gerichtet und anders nicht .... Neben dem will ich öffentlich coram facie dei protestirt und mich erklärt haben, daß alles dasjenige, das ich jetzo thue, ich aus keines Menschen Anreizung, sondern allein aus Aengstigung meines Gewissens gethan habe. Will auch wiederumb gebeten haben, daß sie nit dafür halten wollen, als ob ich leichtfertiger Weis von meiner Religion abtreten wolle, sondern ich will erlernen einen solchen Schluß, daß ich entweder in meiner Religion gestärkt werde oder ein Anderes fürnehmen könne, damit ich nicht mit bösem zweifelhaftigem, sondern starkem festem Glauben vor Gott erscheinen möge, wie es dann uns Christen gebürt ... Quod paucis volui praefari.“ — In der zweiten Sitzung: „Es ist nicht allein billig, sondern ich bin auch schuldig, einen Jeden zu hören, doch cum moderamine et ad rem. Dargegen ich unicum vermelden will, daß D.

Pappus mir nicht woll verargen oder zum Ohnwill vermerken, wann ich sage, er solls kurz machen. Credite mihi, je stärker ein jeder Widerpart hält, desto größer Gefallen thut er mir und ist mein fürstliche Autorität dadurch nicht gemeint oder lädirt. Ihr möget auch reden, wie ihr sonst mit andern redet." — Am Anfang der dritten Sitzung gibt Illustrissimus, wie der Markgraf im Protokoll immer bezeichnet wird, eine etwas scharfe Warnung: „Ihr Herrn Conversanten und Auditores! Ich bin gestern da gesessen und hab gesehen, daß Theils über des Herrn Pappi und Theils über Herrn Hansen (— es ist sein Hofprediger Johannes Zehender gemeint —) Red Köpf geschüttelt und gelacht, quasi bereits von der ganzen Sach könnten urtheilen, wer Recht hätt oder nit. Meis mando, alios rogo, sie wollen noch nicht urtheilen, dann von halbgemachter Arbeit läßt sich's nicht reden. Wollet auch nichts annehmen, sofern es mit der heiligen Schrift nit übereinstimmt. Ich habe von etlichen Zuhörern, weltlich und geistlich vernommen, daß man sich dessen beklagt, daß man zwo Stunden einen einzigen Puncten getrieben, den Herr Pappus gar zu weitläufig beweisen wollte, daß der heil. Geist könne bei der Kirche seyn, die irre, wegen der Andern, die nicht irren. Doch ich muß gestehen, daß ich's verursacht. Damit aber auch auditoribus genug geschehe, spero, Pappus non gravabitur, ein End-Conolusum zu machen, finalem conclusionem, in den Puncten seiner Meinung, daß die Kirch könne den hl. Geist haben und gleichwohl irren. Gegentheil soll auch ein Conclusum ihrer Meinung machen, damit man wisse, was gehandelt werde." Einmal ließ sich aber der fürstliche Präses wirklich stark zur Ungeduld hinreißen gegen den einzigen unter seinen badischen Pfarrern, Namens Ingran, welcher sich in die Disputation neben Doctor Pappus und auch nur dieß eine Mal eingelassen hatte. Der Hofprediger Zehender verlangte nämlich auf die Behauptung, daß nur allein

die Schrift die Quelle und der Maaßstab der christlichen Wahrheit sei, den Beweis, daß Alles ohne Ausnahme, was Christus und die Apostel gelehrt hatten, auch aufgeschrieben worden sei. Darauf Ingrau: „Vom Neuen Testament beweis ich's also: Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker u. s. w. Als nun die Kätzer solchen Befehl leicht können verkehren, dedit Deus scripturam S. und hats Gott der Herr schreiben lassen und zu schreiben befohlen." Dieß war jedenfalls kein voller Beweis, wie er zu verlangen war; doch kein ganz unpassender Gedanke. Der Markgraf fuhr aber auf mit den Worten: „Das ist ein Historie aus euerm Kopf. Es ist Narrenwerk. Antwortet ihm nur nichts mehr."

Die Schlußrede des Colloquiums von Seiten des Markgrafen bekam dadurch noch ein gewisses effectvolles Element, daß er bei einem inzwischen eingetretenen Gewitter unter Begleitung von Donnerschlägen sprach, welche, wie natürlich, jeder Theil in seinem Sinne als Omen auslegte. Die Donnerschläge sind am betreffenden Ort in dem Protokolle jedesmal bemerkt. Wir wollen hier aus dieser Schlußrede noch einige Stellen mittheilen. Nachdem nämlich Hofprediger Zehender seine Recapitulation des Colloquiums verlesen hatte, sagte der Markgraf nach einer andern Bemerkung: „Quod ad me attinet, cum juramento affirmo, sequentia quae legam, ex nullius Eingeben, Rath, Anstiftung factum esse, sed ex meo capite und durch Verleihung der Gnade Gottes. Wie es auch Niemand zu Lieb und zu Leid, zu approbiren oder nicht, gemeint. Sed ut sciatis, quid in fundamento mea sententia sit, legatur." Darauf wurde folgende Erklärung verlesen, die mit einiger Abkürzung so lautet:

„Wie und welcher Gestalt zu beyden Theilen nunmehro in dieser Conversation geschlossen, was aller Orts bekannt und fürbracht, ist ohn Noth zu wiederhohlen. Aber gleichwohl mir ziemen will, im Beiseyn aller Auditoren mein Judicium deswegen

(aus meinem Herzen und Trieb des Gewissens, und keinem Theil zu Lieb oder Leid) zu eröffnen, damit auch alle Zuhörer schließen, aus was beweglichen Fundamenten ich in gepflogener Conversation D. Pappo so oft Widerpart gehalten. Ich befind aus sein, D. Pappusen, eignen Concessis, auch fürnehmlich aus H. Schrift, daß da müsse seyn ein Kirch Christi, die da von seiner Himmelfahrt an bis auf diese Stund gewährt habe und bis ans End verbleiben müsse. Solche Kirch müsse öffentlich seyn, ihre Prediger haben und die Sacramenta darinnen öffentlich ausgetheilt werden. Auch Lutherei eigene und ausdrückliche Meinung in dem Buch von dem Sacrament der Buß zu Wittenberg gedruckt anno 41 dahin gerichtet (Hic Illustrissimus legit paragraphum ex Luthero) . . . Es muß entweder ein oder mehr Kirch vor Luthero, so der seinen durchaus in Hauptpunkten der Religion gleich gewesen, gefunden werden, oder nicht. Ist dann keine vor ihm gewest, so muß folgen, daß Lutheri Kirch eine neue Kirch und also die falsche Kirch seye. Dann nicht genug, daß sie mit der Apostel Schriften, das ist mit dem Text der Bibel und unserm eignen Verstand übereinstimmet . . . Dann warumb wollen wir der Väter Kirch, so die Bibel, das ist, der Apostel und Evangelisten Schriften zusammen getragen und uns, daß es die H. Schrift seyn zu glauben befohlen, in solchem wichtigen Werke glauben, und gleichwohl uns vermessenlich berühmen, daß wir den Verstand derselbigen heiligen Schrift, so zur Seligkeit diene und Abgötterei verhüte, besser und rechter als sie, so in der H. Väter Kirch gelebt, verstanden? . . . Und halte bey mir vor unmöglich, daß einiger Lehrer, viel geschweigen Zuhörer, gewiesen werden mag, so in benannter Zeit auf Lutherisch durchaus gelehret, geprediget, geglaubt und öffentlich bekannt . . . Zu dem ohnmöglich, daß Einer hätte können vor ihme seines Glaubens durchaus gewesen seyn. Dann er fast alle Jahre etwas . . . daran verändert . . . Aus diesem Allem müßte folgen, daß keine rechte Kirche von der Apostel Zeit an gewesen wäre, nemblich in 1400 Jahren. Dann kurz davon zu reden sage ich, daß die jüdische Kirche bey weitem so große Verheißungen nicht gehabt als die christliche Kirch; und gesetzt, sie haben beede gleiche Zusagung von Gott gehabt (Nota:

Tonitrua) *) so kann doch kein einziger Christ mit gutem Gewissen sagen, daß die christliche Kirche mehr und länger sollte verlassen seyn worden als die jüdische. Nun ist nimmermehr zu beweisen, daß die jüdische Kirch, so eine sichtbare gewesen, jemal seye aufs längste über 100 Jahr also verlassen worden, daß sie nicht wiederumb durch Propheten seye zum wahren und rechten Gottesdienst gebracht und geführt worden. Dahingegen die christliche Kirche soll in die 1400 Jahr also von Gott verlassen seyn worden. Die Unmöglichkeit, daß Gott (so doch greulich zu reden) wider sein Zusag gehandelt, Männiglich erachten und abnehmen muß. (Tonitrua) . . . Da ich von Denen, an die es ferners begehrt würde, anderst nicht als es in jetziger Conversation geschehen, unterrichtet würde, so wird meines Theils aus oben Angezogenem dahin geschlossen werden müssen: daß Lutheri Kirch nicht die rechte, sondern eine neue, und also verführerische, verdampte Kirch seye und ich deswegen gedrungener Weiß eine andre suchen müsse."

Nach Verlesung dieser Erklärung fügte der Markgraf noch einige Worte mündlich hinzu, woher wir folgende Stellen ausheben: „Dieses was ich jetzunder von mir geredt, das hab ich zuvor mit großem und höchstem Eyd vor Gott, der in mein Herz sehen kann, und ihr allein mein Wort und Mund vermerken könnt, bezeugen wollen, der meines Herzens Muth und Sinn ohne allen Zweifel solches durch

*) Ad marginem protocolli: Die ganze Zeit des Colloquii über ist es schön hell und klar Wetter gewest, also das Ihre Fürstl. Gnaden öffentlich in der Audienzstuben gesagt: Unser Herr Gott habe mit dem Colloquio: dann wir viel schöner Zeit als zu dem Bademischen Colloquio, da Alles sehr geregnet, haben. Bald aber als S. Fürstl. Gnaden zu reden angefangen, hat es anheben finster werden. Und als Ihr Fürstl. Gnaden die Oration lase, kombt unversehens Blitz und Donner, welches Wetter von fünf Uhr bis auf die Zwölf gewehret, so daß uns allen angst und bang und alle Augenblick vermeint, es werde einschlagen.

den heiligen Geist eingegeben. Bitte Gott, er wolle mir und allen eifrigen, frommen Christen (Tonitrua) den heiligen Geist mittheilen, daß wir die allein seligmachende Kirche mögen begreifen, augenscheinlich verspüren und uns, da wir zuvor nit dabey sind, darzu thun, damit wir auf solchen vorbehaltnen Fall nicht mit der ungerechten Kirch ewiglich verdammt werden mögen. Er wolle auch verleihen, daß alle verstockten, verkehrten Herzen und Augen mögen aufgethan werden per gratiam Christi, die necessario dazu erfordert wird (Tonitrua), daß sie bei seiner Wahrheit bleiben und von derselben als der Kirch, die ohne Irrthum ist und seyn muß, so viel die Hauptpuncten der Religion betrifft, nicht abweichen mögen." Darauf dankt der Markgraf noch sehr freundlich und gnädig den Colloquenten für ihre Bemühung, namentlich dem Doctor Pappus, und schließt mit dem Gebet: „Et quia precibus hoc negotium angefangen, iterum precibus gratias agamus Deo, daß er uns die Sach so fern hat bringen lassen (Tonitrua). Er wolle uns auch ferner seinen H. Geist geben, daß wir in solchen angefangenem Werk christlich mögen fürfahren. So knieet nun mit mir nieder und spreche ein Jeder insonderheit ein Vater unser."

XLIX.

Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus.

Der Mormonismus.

4. Der neue Social-Politismus der Mormonen; die absolute Theokratie des Propheten; Verfassung und Aemter; prophetisches Ziel und vorläufige Politik; das Land Deseret; Verhältniß zur nordamerikanischen Union; innere Gefahren und Rativitäten; die mormonische Propaganda, namentlich in England; Zahl und Verbreitung der Sekte.

„Trotz der thörichten Christenheit und trotz dem Schwert!" sangen die Mormonen bei der Einweihung ihres Tempels zu Nauvoo, und als sie sofort den Weg durch die Wüste gen Obercalifornien suchten, lautete ihr Hymnus:

„Wir schütteln die Fesseln ab und brechen des Heidenlandes Joch,
Schon lange gebunden uns hielt's, wir aber brechen es doch;"

„nicht mehr solle Jakob seinen Nacken beugen, hinfort soll er groß seyn und frei" *)! — Es wohnte diesen Wanderern ein tiefes Bewußtseyn bei, daß ihr Bruch mit der ganzen übrigen Welt, ihren Ideen, Axiomen und thatsächlichen Gestaltungen conditio sine qua non der neuen Kirche sei. Ihre religiöse Richtung für sich aber hätte, und wäre sie noch

*) Edinburgh Review l. c. p. 339. 341.

zehnmal heidnischer, auf amerikanischem Boden niemals zu einem solchen Bruch getrieben. Es war vielmehr das social-politische Moment, was dazu trieb; als social-politische Sekte sangen die „Heiligen" ihre Hymnen voll blutigen Hasses gegen das „alte Christenthum". Auch die katholische Kirche hat in der ersten und mittlern Zeit ihrer Geschichte mit ihrem Gemeinschafts-Princip den Social-Politismus neugebildet und beherrscht; aber sie war nicht absolut unverträglich mit irgend einer hergebrachten social-politischen Gestaltung. Der Grund davon liegt darin, daß sie eine Institution für sich war und blieb, und niemals mit dem Social-Politismus sich identificirte. Die Mormonen-Kirche dagegen ist nicht ein Ding für sich, sie ist mit ihrem Social-Politismus, der Alles in Allem ist, so vollkommen identisch, daß das kirchliche Moment immer nur als eine der Beziehungen oder Eigenschaften an ihm erscheint. Sie hat insofern Aehnlichkeit mit dem alten Judenthum und dem Muhamedanismus; doch ist die Identität von Kirche und Social-Politismus nicht einmal in jenem, noch weniger in diesem so scharf ausgeprägt, wie im Mormonismus. Was den letztern vor allen ähnlichen Gestaltungen auszeichnet, ist die Spitze seiner Gemeinschaft: nämlich der lebendige und ständige Offenbarer des göttlichen Willens für alle speciellen Fälle nicht nur der Kirche, sondern auch des Social-Politismus. Dadurch ist der Mormonismus die vollendete „Theokratie."

Das heißt: er ist eine social-politische Theokratie, nicht nur eine kirchliche: die geistliche Autorität absolut und lebendig auf das große sociale Uebel des Jahrhunderts, und zu seiner Heilung angewendet. Er bildet in der Grenzenlosigkeit jener Autorität den geraden Gegensatz zu der absoluten Autoritätslosigkeit des nordamerikanischen Social-Politismus. Ein Exceß hat den andern hervorgerufen; als Karikatur stellen sich beide dar.

Wir haben aus der Geschichte Smiths ersehen, wie der

ganze Mormonismus, und namentlich die social-politische Theokratie, eigentlich rein zufällig aus den Bedürfnissen und Erfolgen eines einzigen Menschen hervorgewachsen ist. Gewiß kam auch der sociale Gegensatz zum Yankeethum immer erst nachträglich zum Bewußtseyn. Seitdem er aber besteht und von einem Gemeinwesen getragen wird, das verhältnißmäßig rasch von 6 Köpfen auf 300,000 angewachsen ist, hat er sich für seine Zwecke in einer Weise bewährt, daß man es z. B. Hrn. Busch nicht verargen kann, wenn er sagt: abgesehen von allen problematischen Wundern seiner Propheten und Apostel, sei „der Mormonismus selber das größte Wunder des 19ten Jahrhunderts." Ziel der neuen Offenbarung war das materielle Wohlseyn Aller, „der Himmel auf der Erd'" — wie sie selber sagen. Wirklich ist ihr Gemeinwesen immer wieder wunderbar gediehen, und sind seine Träger als die unternehmendsten mit den sichersten Erfolgen unter allen Mitlebenden erschienen. Als sie ihre herrliche Pflanzung von Nauvoo mit dem Rücken ansehen mußten, schätzte man das ihnen geraubte Eigenthum auf 20 Millionen Dollars, in kaum sechs Jahren dem öden Sumpfland abgerungen; in weniger als fünf Jahren hatten sie aber den doppelten Werth auch wieder dem Erdboden im wilden Utahthale abgewonnen. Dabei sind ihre inneren Zustände so geordnet, daß man allerdings sagen kann: sie vereinigten in ihrer Gemeinschaft alle Vortheile, welche der Communismus haben kann, ohne doch eigentlich im Communismus zu leben. Wollen wir uns über die Organisation, welcher ein solcher Social-Politismus Entstehen und Bestand verdankt, kurz ausdrücken, so wäre zu wenig gesagt: sie bilde ein „Volk", das Schritt für Schritt von den kirchlichen Geboten geleitet wird; sie bildet vielmehr eine regelrecht gegliederte Armee, die von Gott selbst durch den Mund des Propheten-Obergenerals zu jeder Bewegung commandirt wird. So kann es auch nicht auffallen, wenn das Mormonen-Volk

in seiner ganzen Physiognomie einen bestechenden Zug von Ordnung und Anstand aufweist, von dem die unverdächtigsten Augenzeugen wenigstens soviel aussagen: es herrsche da viel weniger Zügellosigkeit und Gemeinheit als an irgend einem Platze von gleicher Bevölkerung in den Vereinigten Staaten *).

„Der Himmel auf der Erd'" ist das Ziel der social-politischen Theokratie. Durch Arbeit und Vergnügen, beides im Verhältniß zum Gesammtwohl und zu den Gemeinschafts-Zwecken, wird das Ziel erreicht, dem die Kirche nicht weniger als der Staat zuzustreben hat, beide in Einem. Eben der bestehende Gegensatz zwischen dem Materiellen und dem Spirituellen ist nach mormonischer Ansicht das Grundübel der altchristlichen Societät; um die Harmonie herzustellen, schlägt sie beide Momente zusammen, und nennt das Amalgam „gesellschaftliche Christlichkeit". Die Arbeit trägt nicht weniger gottesdienstlichen Charakter, als der Cult, und hinwiederum ist der Cult nicht mehr Gebet, als leibliches Vergnügen. Zur Arbeit, und zwar zur Handarbeit, ist daher Jedermann verpflichtet, so gut wie zur Verehrung des Mormonen-Gottes; der Träge unterliegt der Strafe, und endlich der Excommunikation. Der Prophet-Präsident selbst arbeitet daher, trotz seines steten Verkehrs mit den Engeln Gottes, und trotz seines Vermögens von 200,000 Dollars, als Zimmermann bei seiner Mühle in der Thalschlucht. Während aber die Theokratie das Gesetz allgemeiner Arbeit handhabt und für das allgemeine Vergnügen sorgt, erfüllt sie erst Einen Theil ihrer Aufgabe. Der schwierigere Theil derselben ist, den egoistischen Individualismus vor der Gemeinschaft hintanzuhalten, die Früchte der Arbeit nirgends auf Kosten der Gesammtheit anwachsen zu lassen.

---

*) Richter Read, „Ausland" 1853. S. 1246; vgl. Westland III, 2. S. 140, IV, 3. S. 190.

Zu diesem Zwecke waren von Anfang an hauptsächlich zwei Veranstaltungen getroffen: eine gewisse Gleichheit des liegenden Eigenthums und der Zehnte von allem Erwerb für die Kirchenkasse. Als die Mormonen noch in Kirtland saßen und zu Independance an Neujerusalem bauten, forderten sie von den Beitretenden allerdings rückhaltlose Uebergabe alles Privateigenthums; auch in Nauvoo kam es noch vor, daß Smith opferwilligen Proselyten all ihr Geld für den Tempel-Bau abforderte, ohne daß sie deßhalb mehr Land erhalten hätten, als jeder andere Neophyt; auch bauten die Heiligen im Utahthale selber das Land anfänglich in Gemeinschaft, und theilten dann die Erndte. Aber alles dieß war nur provisorisch. Die definitive Ordnung trat damit ein, daß das gesammte Land in Loose zerlegt, und an die einzelnen Familien ausgetheilt wurde. Seitdem gibt jeder bemittelte Ankömmling für das Loos Bau- und Ackerlands ein Zehntel seines Vermögens, und fortan den Zehnten von allem Erwerb. Diese Ordnung möglichst ungestört zu erhalten, mußte die Hauptaufgabe seyn. Daher ward der Begriff des absoluten Besitz- und Verfügungsrechtes verworfen: das Land, sagt die „Kirche", sei eigentlich Eigenthum des Herrn, und seine Heiligen nur Nutznießer, die nicht mehr davon besitzen dürften, als ein Jeder mit Vortheil bearbeiten könne. Deßhalb erließ die Kirche das strengste Verbot, als nach der Vertheilung des Landes Einzelne mit den ihnen zugefallenen Landstücken zu speculiren anfingen. Niemanden ist es gestattet, sein Land theurer als um den Betrag der ersten Kosten und den Werth der nachträglichen Verbesserungen zu verkaufen. Aus demselben Grunde war die Hierarchie nichts weniger als erfreut über die Entdeckung der Goldlager Californiens. Nur höchst ungerne ertheilte sie die Erlaubniß zur zeitweisen Auswanderung nach den Minen, um da Gold zu suchen, obwohl sie durch ihre Aufseher in Californien reichliche Zehnten von dem gelben Staube der goldgrabenden „Heiligen" erhielt. Pro-

phet und hoher Rath würden es für das größte Unglück halten, wenn in Utah selber Gold entdeckt würde. Sie fürchten, wie man sieht, das Eindringen bedeutenderer Ungleichheit des Besitzes, und damit des absoluten Eigenthumsrechtes, welches ihrem gegenwärtigen socialen Behagen bald ein Ende machen würde. Wie glänzend sich das bisherige System bewährt hat, zeigte sich im J. 1852, als es sich um die etwaige Erbauung eines Armenhauses handelte. Im ganzen Thale, unter den mehr als dreißigtausend Einwohnern, meist erst vor Kurzem und zum Theil ganz mittellos eingewandert, fanden sich nur zwei Arme *)!

So bleibt also der ganze reiche Ertrag des jährlichen Zehntens gemeinnützigen Schöpfungen gewidmet, um so mehr, als der mormonische Social-Politismus keine bezahlten Beamten kennt, sondern alle um des Gesammtwohls willen unentgeldlich dienen. Ebenso ist aber auch jeder gemeine „Heilige" verpflichtet, jährlich ein Zehntel seiner Zeit dem Kirchenrathe zur Verfügung zu stellen, und an öffentlichen Bauten, Straßen, Brücken, Kanälen, oder wie immer man den besten Nutzen aus seinen Fähigkeiten ziehen zu können glaubt, umsonst zu arbeiten. „Des Herrn Schatz" macht, wie man sieht, nicht geringe Ansprüche. Ganz unabhängig von allen diesen Leistungen der „Heiligen" werden nämlich auch noch die gewöhnlichen Auflagen wie in andern Unions-Territorien, Einkommen- und Vermögenssteuer, Handelsabgaben, Verbrauchssteuer rc., von Mormonen sowohl, als von Nicht-Mormonen bezahlt. Die Belastung ist demnach sehr schwer, welche das Gemeinschafts-Princip jedem einzelnen Gliede der Mormonen-Kirche auflädt. Sie dürfte um so unerträglicher erscheinen, als der Prophet — wie es bei seinem intimen Ver-

*) Olshausen S. 167. — Busch S. 71. — Westland IV, 3. S. 190. — Kreuzzeitung vom 31. Dec. 1852. — Darmst. K.-Z. vom 16. Jan. 1853. —

hältniß zu Gott auch in der That gar nicht anders möglich ist — den ganzen Kirchenschatz ohne jede Controlle verwaltet. Dazu die Beschränkung des Erwerbs- und Besitzrechts genommen, resp. die Abschaffung seiner Absolutheit, und es dürfte einleuchten, daß der Social-Politismus der Mormonen nur besteht durch Opferung der Selbstsucht, durch vollkommene Hingebung und Uneigennützigkeit, durch völliges Aufgehen des Einzelnen in der Gemeinschaft *).

Damit ist auch schon die ganze Verfassung des Mormonismus charakterisirt. Sie erscheint zwar auf den äußern Anblick sehr complicirt und verwickelt. In Wahrheit aber besteht sie aus einem einzigen Satz, alles übrige ist nebensächliches Beiwerk. Dieser Satz lautet: den Offenbarungen des Propheten ist ohne Prüfung ihres Inhalts auf's Wort zu glauben und zu gehorchen. Ohne dieß existirt der mormonische Social-Politismus keine Stunde weiter, geschweige denn die andern auf ihn gebauten, weltherrschenden Pläne. Wie weit aber diese unbedingte Gehorsams-Pflicht reicht, zeigt sich z. B. im Missions-Institut der Heiligen. Nach den entferntesten Gegenden der Welt senden sie die Boten ihres „neuen Evangeliums". Der Prophet wählt die Männer dazu, ohne im Geringsten um ihre Einwilligung zu fragen, ganz nach seinem Belieben aus; die Erwählten müssen für die Dauer ihrer Missionszeit von drei bis sieben Jahren ihre Familie, die inzwischen aus der Kirchenkasse unterhalten wird, und alles weltliche Interesse ganz und gar vergessen, ausschließlich bloß ihrer Predigt in fremden Ländern lebend; und doch gehen sie stets mit freudigem Enthusiasmus von Weib und Kind, Haus und Hof, „ohne Reisegeld und Gepäck", ohne Kenntniß der Sprachen und Verhältnisse hinaus in die weite Welt. Solche Ergebenheit an einen höhern Willen wird nur noch durch den sonderbaren Gebrauch überboten, daß ganze

*) Westland V, 1. S. 17. — Olshausen S. 155.

Familien in Utah sich von irgend einem Hierarchen adoptiren, und dem eigenen Haushalt des letztern förmlich einverleiben lassen, so daß sie Wohnung, Nahrung und Kleidung von dem Adoptivvater empfangen, und sich vollständig wie Kinder gegen ihn verhalten. In solcher Weise zum „angenommenen Sohn des Sehers" geworden zu seyn, gilt für eine große Ehre; andererseits verstärkt sich durch diese Clientel das Ansehen des Hierarchen in dieser und für jene Welt. Schwerlich könnte man zugleich einen schlagendern Gegensatz zu der allgemeinen Autoritätsflucht auffinden, wie sie aus dem nordamerikanischen Social-Politismus resultirt. Die Mormonen sind sich auch dieses Gegensatzes recht wohl bewußt. Als der Bischof Jedekiah Grant beim Constitutionsfest von 1854 über den Text predigte, „daß das Haupt der Kirche allmächtig und unfehlbar sei, und das Volk ihm blind gehorchen müsse": da verhehlte er nicht, daß es mit dieser „gesellschaftlichen Christlichkeit" Anfangs sehr hart gegangen. Hr. Grant erzählt: als Joe Smith die „patriarchalische Familien-Ordnung" eingeführt und verkündet habe, daß alle andern Gesetze aufgehoben, und nur die von ihm erlassenen Satzungen gültig seien, da habe ein Bruder zum andern gesagt: wenn nun Joe zu dir kommt, und dein Weib verlangt, was würdest du antworten? und der Gefragte habe erwidert: ich würde ihm antworten, daß er zum Teufel gehen möge! „Dieser traurige Geist", fährt Hr. Grant fort, „herrschte damals noch in unserer Kirche, seit jener Zeit ist aber ein großer Umschwung eingetreten; das Volk ist im Glauben erstarkt, und wenn der Prophet heutzutage einem sein Weib abfordert, so antworten wir: Ja, Herr, hier ist sie! und wenn er unser Gold und Silber verlangt, so antworten wir: Ja, Herr, hier ist es und wollte Gott, es wäre mehr" *)!

---

*) Aus „Deseret News", dem officiellen Blatt der Mormonenstadt, Berliner Protest. K.-Z. vom 2. Dec. 1854; vgl. Berliner Allg.

Dieser Geist ist die Voraussetzung, auf welcher die mormonische Constitution beruht. So zwar wie diese Constitution in dem Buche Doctrines and Covenants beschrieben ist, beschränkte sie den Propheten vielfach. Er hat nicht nur die zwei andern Präsidentschafts-Glieder und den hohen Rath von zwölf Hohenpriestern zur Seite, sondern in letzter Instanz auch die ganze Gemeinde als Generalconcilium über sich, weßhalb die Heiligen ihre Verfassung eine „Theo-Demokratie" nennen. Allein beides ist illusorisch. Der Prophet als Präsident des hohen Rathes hört denselben, gibt aber dann seine Entscheidung ohne alle Rücksicht auf die Vota der Majorität, und was das Concilium betrifft, so genügt eine einfache Offenbarung des Propheten — und sein Gott äußert sich gerne auch über die profansten und kleinlichsten Dinge — um die ganze Constitution zu suspendiren. Denn eine solche Revelation schneidet alle Debatten und Beschlüsse ab; Jedermann hat ihr nur ohne weiters zu gehorchen. Auch eine „gesetzgebende Versammlung" gibt es in der Deseret. Aber nicht einmal die äußeren parlamentarischen Formen hat der Prophet ihr zugestanden, weil dieselben nur „eine fruchtbare Quelle chikanöser Debatten und scandalöser Streitigkeiten" wären. Sie ist überhaupt nicht mehr als ein berathendes Meeting, und insbesondere ist der Prophet auch hier in der angenehmen Lage, jeden Augenblick durch eine specielle Offenbarung jede etwaige Opposition niederschmettern zu können. So ist also der jetzige Präsident, troß der künstlichen Verfassung, nicht weniger absoluter Despot, als Joe Smith es vorher gewesen. Bedeutenderes Mißvergnügen ist aber dennoch gegen ihn noch nicht aufgekommen *).

Im Gegentheil ist gerade das mit der Controlle betraute

K.-Z. vom 28. Mai 1853. — Westland. IV, 3. S. 188. — Busch S. 131.

*) Olshausen S. 154. 67. — Busch S. 101.

oberste Collegium zur kräftigen Stütze dieses Despotismus geworden: der hohe Rath. Da der Einfluß des Propheten auch bei allen wichtigern Wahlen überwiegt, so sitzen natürlich durchaus nur seine ergebensten Anhänger in den entscheidenden Stellen; der hohe Rath insbesondere aber hat die Pflicht, Auge, Ohr und Hand des Propheten-Präsidenten zu seyn. Ueberall haben diese Würdeträger die socialen Zustände und selbst die häuslichen Verhältnisse der Heiligen auszuspüren und dem Präsidenten ihre Notizen vorzulegen; sie kundschaften auch wirklich alles, was gesprochen wird und vorgeht, auf dem Felde oder in der Werkstatt, im Bethaus oder im Familienkreise, mit dem Eifer und der Schlauheit von Spionen aus; es ist eine Art Beichte, die sie den Gläubigen abnehmen. So werden die leisesten Zeichen der Unzufriedenheit alsbald geeigneten Ortes kund und zur Begegnung vorbereitet; der Prophet gewinnt so einen Schein von Allwissenheit, welcher nicht wenig zur Einschüchterung beiträgt. Wenn nun erst einmal das neue Gesetzbuch, die „Gesetze des Herrn", eingeführt seyn wird! Es ist zwar längst „geoffenbart", aber noch nicht veröffentlicht, angeblich, weil das Volk Gottes noch nicht reif sei; in der That aber wohl, weil Utah erst ein Staat der Union werden muß, ehe es das unbeschränkte Gesetzgebungsrecht besitzen kann, während es jetzt, als Territorium, immer noch unter der Curatel der Unionsregierung steht. Soviel weiß man aber bereits, daß der Codex wahrhaft mit Blut geschrieben ist, er betrachtet unter Anderm die Todesstrafe als einen Act der Barmherzigkeit, weil „ohne Blutvergießen keine Vergebung der Sünde sei." Zu jener geheimen Polizei und einem solchen Strafgesetz kommt nun als dritte Stütze des Propheten-Monopols noch die Abhängigkeit, in welche auch die Richter dem Offenbarer gegenüber versunken sind. Die Thatsache wurde erst noch im vorigen Jahre constatirt, als die Mormonen-Jury ein auffallend mildes Urtheil gegen die Mörder des

Lieutenants Gunnison und seiner Begleiter erließ, während sie kurz vorher einige anderen Indianer, welche zwei Mormonen erschlagen hatten, ohne weiters aufknüpfen ließ. Im erstern Fall war Christus dem Propheten erschienen, um ihm zu sagen, daß die Angeklagten nicht als Mörder zu verurtheilen seien, und die Mitglieder der Jury erklärten ungescheut: „der Eid des Gehorsams gegen Brigham Young, der als Mund Gottes zu ihnen spreche, sei bindender als jeder andere Eid" *).

Hat also auch die mormonische Verfassung keine entscheidende Bedeutung für sich und außer der Person der lebendigen höchsten Autorität: so ist sie doch um so interessanter als dessen Werkzeug und als Ausdruck der mormonischen Identität von Kirche und Social-Politismus. Zeichnet sich der Irvingianismus durch eine ungeheuerliche Masse von Aemtern und Beamteten aus, so übertrifft ihn der Mormonismus auch hierin noch weit. Nur daß diese bunte hierarchische Gliederung hier deßhalb weniger auffällt, weil fast jedes geistliche Amt zugleich auch seine entsprechende weltliche Competenz hat, bald Sakramente spendet, bald Processe entscheidet, bald Eisenbahnbauten dirigirt, ebenso wie der Prophet selber einerseits König oder inspirirter Republik-Präsident, andererseits geistlicher Offenbarer, Quelle aller Gnadengaben der Kirche und Hoherpriester ist.

An der Spitze des Ganzen hat er noch zwei Präsidenten neben sich, jedoch bloße Scheinregenten, mit welchen er, in Nachbildung der angeblichen „ersten Präsidenten der apostolischen Kirche", Petrus, Jakobus und Johannes, die „Präsidentschaft der allgemeinen Kirche" bildet. Sofort theilen sich alle Amtsträger in zwei Kategorien: in die höhere oder Melchisedek-Priesterschaft und in die niedere oder Aaronische

---

*) Allg. Zeitung vom 7. Juli 1855; vgl. Olshausen S. 70. — Busch S. 101. 143.

Priesterschaft; jener kommt die ganze Regierung zu, in weltlichen wie geistlichen Dingen, dieser hauptsächlich die „äußern Angelegenheiten" der Kirche und die weltliche Administration. Uebrigens wird die Bedeutung des eigentlichen Priesterthums ganz mit den Worten definirt, wie es einer realen Kirche ansteht: die Priesterschaft ist unmittelbar von Gott eingesetzt und unbedingt nothwendig zu einer rechten Kirche, sie hat die Schlüssel aller Gnadenmittel der Kirche, das Vorrecht, die Mysterien des Himmels zu empfangen, natürlich also auch das Vorrecht, den „Himmel auf der Erd'" zu regieren.

Die Melchisedek-Priesterschaft nun faßt folgende Gliederung in sich: Das Collegium der zwölf Apostel, welche aber fast stets auf Missionsreisen abwesend sind und die auswärtigen stakes of Zion regieren; wahrscheinlich deshalb heißen sie „gleich" der Präsidentschaft. Dann der „Hohe Rath in Zion", am Sitze der Kirche, „gleich" gestellt den Aposteln, wie wir gesehen, unter Anderm auch geheime Polizei des Propheten. Ferner das Collegium der „Siebenziger" (Jünger), für die Missionen bestimmt und nach deren Bedürfniß ermächtigt, sich neue Siebenziger bis auf die Zahl von siebenmal siebenzig (oder im Ganzen 560) beizuordnen; auch sie heißen „in Autorität den zwölf Aposteln gleich". Man sieht, welche Verschwendung von Aemtern, die sich im höchsten Range alle gleich sind, und demnach noch ungleich mehr Spielraum bieten, um den Ehrgeiz und die Titelsucht der Proselyten zu befriedigen, als den Irvingianern ihrerseits je möglich war. Auf diese drei Amts-Kategorien folgt die Ordnung der Aeltesten und die der Hohenpriester. Letztere sind die eigentlichen Priester und Verwalter der Sakramente, wobei ihnen jedoch die Aeltesten aushelfen können; zwölf Hohepriester in Vereinigung mit dem hohen Rath bilden auch das Appellationsgericht letzter Instanz.

Die Richter erster Instanz fallen schon in die Kategorie

der Aaronischen Priesterschaft, welche Bischöfe, Priester, Lehrer und Diakone in sich begreift. Das Amt der Bischöfe ist ein besonders wichtiges; sie üben nicht nur das Richteramt, sie sammeln auch die Zehnten und Beiträge, besorgen die öffentlichen Magazine und das Armenwesen; auch sollen sie stets zur Zahl der Hohenpriester gehören, wenn „sie nicht wirklich von Aaron abstammen." Die Priester pflegen der Predigt und der speciellen Seelsorge; die Lehrer beaufsichtigen die Cultusgebäude, die Kirchenbesucher, die sittliche Zucht rc., und die Diakone sind ihre Assistenten. Die Gränzlinien dieser Aemter sind meist schwer festzuhalten und ihre Befugnisse laufen auch wirklich häufig, wenigstens in Stellvertretung, ineinander. Es war aber an ihnen und der ungeheuren Zahl ihrer Träger noch nicht genug. Die letztern stehen vielmehr auch selber immer wieder unter eigenen „Präsidenten", und zwar unter mehreren, so daß sich die Zahl der Aemter noch verdoppelt. Für den Hauptsitz in Deseret selber hat man auch noch ein paar eigene Aemter hinzugefügt: das hohe Ehrenamt des „Patriarchen", zuerst von Hiram, dem Bruder des Propheten Smith bekleidet, und damit beauftragt, den „Segen Jakobs" zu ertheilen; dann das Amt der Leviten für Juden-Mormonen, wozu mit der Vollendung des Tempels endlich noch das Amt des weiblichen Tempeldienstes und die freimaurerischen Grade kommen werden. Kurz, man sieht, daß es förmlich darauf angelegt war, möglichst viele Ehren und Würden zu schaffen, wenn auch völlig müßige; denn sie alle incommodirten den absoluten Herren an der Spitze nicht im Mindesten, stützten vielmehr seine Macht und boten Gelegenheit, eine Masse bedrohlichen Ehrgeizes zu paralysiren.*)

Dagegen findet sich im ganzen Mormonen-Gebiet keine weltliche Beamtung. Nicht als wenn die sonst in der

*) Vgl. Olshausen S. 67 ff. — Busch S. 99 ff.

Union gebräuchlichen Namen der Civilbeamtungen nicht auch in Deseret vorkämen; aber es sind niemals wirkliche Civilbeamten, welche diese Stellen bekleiden, sondern immer die entsprechenden geistlichen Amtsträger, welche, sei es durch Volkswahl, sei es durch Cooptation, sei es durch Ernennung des Propheten, dazu bestellt werden. Es gibt also z. B. Friedensrichter, Grafschaftsrichter rc., aber die Einen sind eigentlich Bischöfe, die andern Delegaten des Collegiums der Hohenpriester. In ihrer wahren, d. i. geistlichen Eigenschaft üben sie die Jurisdiktion über alle Mormonen, handelt es sich um Rechtsfälle von Nichtmormonen, so wechseln sie die Namen und sprechen in ihrer weltlichen Eigenschaft. Dieser Kunstgriff ist namentlich auf das Verhältniß zu den Vereinigten Staaten berechnet; fallen derlei politische Rücksichten dereinst weg, so wird man auch die Beamten-Titel der „Heiden“ abschaffen, welche jetzt noch die durchgehende Identität von Kirche und Social-Politismus verhüllen sollen. Auf Grund desselben Kunstgriffs wagen nämlich die Heiligen den „Heiden“ gegenüber zu behaupten: bei ihnen herrsche eine vollständig durchgeführte Trennung von Kirche und Staat. Sie behaupten dieß, obgleich es in ganz Deseret nicht nur keinen Civilbeamten, sondern sogar auch keine selbstständige Militär-Beamtung gibt. Die Heiligen haben eine Miliz-Armee von mindestens 8000 Mann, welche sie in beständiger Uebung halten und deren Mannszucht ausgezeichnet seyn soll; die Officiere aber, die an der Spitze der Truppen als Generale, Obersten, Majore, Hauptleute in militärischer Uniform erscheinen, sind wieder Apostel, Bischöfe, Aelteste rc.*). Soweit reicht bei den „Heiligen“ der Grundsatz, daß es nur den Eingeweihten gegeben sei, die „Mysterien des Reichs“ zu kennen, daß es dagegen geeignet sei, sie nach Außen in Abrede zu stellen, den „Heiden“ gewisse Dinge zu

---

*) Olshausen S. 66. — Edinburgh Review l. c. p. 349.

predigen, unter sich aber in ganz entgegengesetztem Sinne zu handeln*).

Die ganze mormonische Organisation, wie wir sie dargestellt haben, hat also den Zweck, den „Heiligen" im Utahthale den „Himmel auf der Erd'" zu verschaffen. Damit ist es aber noch nicht genug. Sie haben nicht umsonst aller Selbstsucht den Krieg erklärt: sie vergönnen ihr Glück auch Andern. Die neue Offenbarung ist so gut wie die alte bestimmt, die Welt zu erobern, und indem die Heiligen ihres social-politischen Evangeliums genießen, rüsten sie sich zugleich, es der ganzen menschlichen Gesellschaft beizubringen, die „Heiden", wie sie alle Nichtmormonen nennen, zur Offenbarung Smiths zu bekehren, sei es mit Güte, sei es mit Gewalt. Darum heißen sie die Heiligen des „weitern Tages", weil sie die neue Weltperiode selbstthätig begründen werden. Darin liegt der tiefste Grund des finstern Fanatismus, der sie treibt; daraus erklärt sich auch die Stellung, welche sie passiv zu der übrigen Welt und vor Allem zu den Vereinigten Staaten einnehmen. Wollten sie bloß für sich der social-politischen Ausgestaltung ihrer materialisirten Utilitätskirche sich erfreuen, so könnten sie wenigstens an ihrem jetzigen Wohnsitze, in den ringsum isolirten Felsengebirgen von Obercalifornien, ruhig dahinleben, wie die Shaker in ihren Klöstern mitten unter dem Yankeethum. Aber die Heiligen wollen ungleich mehr, und was sie wollen, setzt überall eine vollständige Neubildung der Societät voraus.

Sie sind „die Schaffner des Herrn und das Erbtheil der Erde kommt den Heiligen zu." Jede der drei frühern Vertreibungen fand unter der Anklage statt, daß die Mormonen bereits angefangen hätten, diese Lehre im Kleinen

---

*) Westland. IV, 3. S. 183.

praktisch zu machen, und es durchaus nicht für Diebstahl hielten, „die Aegypter zu berauben“, d. h. den Nachbarn das Vieh und die Aerndten vom Felde hinweg zu holen. Die Heiligen bestritten diese Consequenz ihrer Würde als der eventuellen Herren der Erde auf's Entschiedenste; aber vielleicht gehört sie doch zu den der Welt vorerst noch verheimlichten „Mysterien des Reichs“ und ist nur die Zeit noch nicht gekommen, Hab und Gut der „Heiden“ in Besitz zu nehmen. Jedenfalls ist soviel gewiß und offenkundig zugestanden, daß diese Besitznahme im Großen und Ganzen einmal geschehen wird, und zwar nicht auf friedlichem Wege, sondern in Folge eines furchtbaren Vernichtungskampfes. Zum sichtbaren Zeichen dessen steht nördlich vom Tempel-Platz in Deseret der überragende „Flaggenhügel“, bestimmt, die herrlichste aller Flaggen zu tragen, die je im Winde flatterte; sie wird die Farben und Zeichen aller Völker zeigen, zum Symbol der einst im Tempel unter ihr „sich vollendenden Einheit aller Nationen der Welt in Glauben und Liebe“, zum Zeichen, daß die Zeit nahe sei, von der Jesaias spricht: wo man ein Panier aufpflanzen wird auf den Bergen und zu Hauf führen wird die Verjagten Israels. Ehe aber dieß geschieht, gehen die Kriege des Herrn an. Die Heiligen unter der „Fahne aller Nationen“, geführt von ihrem Seher in seiner heiligen Rüstung mit dem Brustharnisch und dem Schwert Labans aus dem Hügel Cumorah, einerseits, die Schaaren Gogs und Magogs unter dem Panier des „Papsts von Rom“ andererseits, werden in einer entsetzlichen Schlacht zusammenstoßen und die Papst-Leute unterliegen; was übrig bleibt, vernichtet dann der Herr durch Feuerregen, Pestilenz und Hungersnoth, und über den Leichen der Heiden hält die neue Weltperiode ihren Triumphzug durch die ganze Erde*).

Für dieses prophetische Ziel treffen die Mormonen, soviel

*) Westland. IV, 3. S. 183. — Busch S. 71. 136.

an ihnen ist, die allerprosaischesten Vorbereitungen, übrigens mit einem Eifer, der in der That staunen macht. Neben der Pflege des zionischen Social-Politismus hat ihre Hierarchie keine heiligere Pflicht, als dessen Volkszahl möglichst rasch und möglichst hoch zu vermehren. Volk zu schaffen für Deseret, ist auch die Hauptaufgabe ihrer unglaublich ausgebreiteten Missionen. Nur den mormonischen Südsee-Insulanern ist, in Rücksicht auf ihr weichliches und mit einem andern Clima nicht verträgliches Wesen, gestattet, unter eigener Statthalterschaft eines Apostels aus Zion auf ihren Inseln zu bleiben. Allen andern Proselyten ist die „Gathering", die Sammlung um den Tempel in Deseret, zur strengsten Religionspflicht gemacht. Außen würden sie unfehlbar von den nahen allgemeinen Strafgerichten mit getroffen werden. Immer dringender mahnen daher die Generalepisteln: „Jeder Heilige, der nicht heimkehrt, soll vom Teufel heimgesucht werden: Zion ist unsere Heimath, die Gott zur Zuflucht seines Volkes bestimmt hat; jedes Theilchen unseres Vermögens, das wir in Babel verwenden, ist ein Verlust für uns *)." Also „sammelt, sammelt, sammelt euch!" Tausende sind alljährlich, über Meer und hunderte von Meilen weit, dem Ruf gefolgt, und zwei Resultate sind dadurch bereits erreicht. Erstens hat sich die Arbeitskraft und das Vermögen der Colonisation unbegreiflich rasch und hoch vermehrt. Darauf halten aber die Mormonen mit so rücksichtsloser Energie, daß sie auch Arbeiter ohne Unterschied der Religion an sich ziehen und von ihren Missionären selbst Nichtmormonen, also „Heiden", für ihre commerciellen und industriellen Unternehmungen anwerben lassen. Zweitens haben sie wohl bereits die nöthige Volkszahl von 60,000 stimmfähigen Bürgern, können also vom nordamerikanischen Congreß die Erhebung ihres Territoriums zu einem selbstständigen Staate rechtlich ansprechen.

---

*) Edinburgh Review l. c. p. 349.

Dieß war auch das Ziel, welches die Heiligen zunächst anstreben mußten, und wenn sie es erringen, ist ihr Erfolg ein glänzender. Dann erst nämlich haben sie die feste Operationsbasis gewonnen, welche vor Allem erforderlich ist für die weitere Betreibung der neuen Weltperiode. Der Mormonismus selbst wird mit der Reception als Unionsstaat bei seiner zweiten Periode angekommen seyn, ob bei der einer noch gewaltigern Entfaltung oder bei der des Stillstands und Niedergangs, vermag heute noch Niemand zu entscheiden.

Es ist gar kein Zweifel, daß die Sekte der Heiligen einzig und allein nur durch ihre Vertreibung aus den bewohnten Landstrichen der Union nach ihrem gegenwärtigen Wohnsitze zu der heutigen Ausbildung gelangte. Ueberall sonst, wo sie mit andern Getauften, mit den Sitten und Gesetzen der alten Societät in Berührung gestanden wäre, hätte sie entweder in der Entwicklung zurückbleiben müssen, oder wäre aufgerieben worden, oder von selbst zerstreut und verschollen. Die Vielweiberei z. B. hätte, wenn nicht weitab von dem Bereiche aller andern Gesetze, im Keime schon den Todesstreich empfangen. Durch ihre Flucht von Nauvoo aber nach dem äußersten Westen und seinen Indianer-Gebieten gelangten sie aus diesem Bereiche. Gerade an der Halbscheide zwischen den östlichen Unionsstaaten und Obercalifornien im Westen, mitten inne zwischen dem gewaltig von Nord nach Süd hingestreckten Gebirgszug der Rocky-mountains und den mit ewigem Schnee bedeckten californischen Seealpen, rings von mächtigen Bergketten eingeschlossen, ein Binnenbecken bis fünftausend Fuß über dem stillen Ocean, von aller übrigen Welt völlig abgeschieden, durch die sterilen Wasser eines großen und eines kleinern Salzsee's zwar sehr eingeschränkt, doch immerhin noch mit grünen Oasen für eine Million Menschen versehen, wunderlich und von sprechend palästinensischem Gepräge — das ist die Hochwüste, wo die Mormonen ihren Staat „Deseret“ gegründet haben, was im

Neuägyptischen des Propheten Smith „Land der Honigbiene" heißen soll. Nach vier Jahren stand eine blühende Stadt an dem Platze, mit 20,000 betriebsamen Einwohnern, wo nie zuvor eines weißen Mannes Fuß aufgetreten war, unter den Augen der wilden Utah-Indianer, nach deren Namen der Congreß zu Washington das Territorium taufte, anstatt des mystischen „Deseret" der Heiligen. Ringsum bedecken ihre Colonien das Plateau, das heute bereits seine 60,000 Bürger zu beherbergen scheint, denn schon hat der Prophet um die Staaten-Rechte für Utah petitionirt. Das Thal bildet eine starke natürliche Felsenburg, die auch durch ihre strategische Lage sehr wichtig ist. Denn sie beherrscht Californien und liegt unausweichlich auf dem Wege, der aus der Union dahin und an den stillen Ocean führt. Leicht könnte sich diese Richtung des Welthandels dereinst noch die Beherrschung durch Deseret gefallen lassen müssen. Es fehlt bis jetzt nur die Zugänglichkeit. Nach der Ostseite böten die Wasser des Missouri und Mississippi eine Verbindung, aber es scheint nicht, daß die Heiligen besondere Sehnsucht nach Näherziehung der Yankee's empfinden. Anstatt daher an eine eiserne Ueberbrückung der ungeheuren Strecke zu denken, die sie vom Missouri trennt, richteten sie alles Augenmerk nach dem Westen. Sie verlangten vom Congreß geradezu die Ausdehnung ihres Gebietes durch Südcalifornien bis an die See; an dem Hafen von St. Diego wäre ihnen Alles gelegen gewesen In Washington beschloß man zwar anders, und ein weites Gebiet californischen Landes liegt nun zwischen ihnen und dem stillen Meere. Nichtsdestoweniger warfen sie sich mit aller Macht auf die Colonisirung der Route gen San Diego durch Südcalifornien; eine bevölkerte Mormonen-Stadt, San Bernardino, liegt bereits auf diesem Wege, Pueblo de los Angelos ist fast ganz in mormonischen Händen, und zum großen Theile sogar die wichtige Hafenstadt San Diego selbst; die Herstellung der Straßenverbindung dahin wird

nun mit größter Anstrengung betrieben. Sie böte den unberechenbaren Vortheil, daß zunächst die überseeischen Proselyten, anstatt der äußerst beschwerlichen Landreise über den nordamerikanischen Continent, bequem den Isthmus von Panama passiren und in San Diego vom Schiffe aus in Empfang genommen werden könnten. Der Handel würde demselben Wege folgen. Uebrigens haben sich die Heiligen neuestens auch nach Norden hin ausgebreitet und in Ost-Oregon, mitten in einer den Salzseen ähnlichen Wüstenei, die Colonie Lenthi gegründet — wohl ein Beweis, daß der Staat Deseret bereits auch überfließende Kräfte abzugeben hat*).

Kaum hatten die Mormonen im Jahre 1847 das Utah-Thal in Besitz genommen, so fiel dasselbe durch den Frieden mit Mexiko nebst Texas und Californien an die Union. Die Einwanderer hätten auf Grund ihrer Priorität eine Ausnahmestellung beantragen können; daß es ihnen aber nicht um Lockerung des Bandes zur Union zu thun sei, hatten sie schon durch die sonderbare Thatsache erwiesen, daß sie mitten auf ihrem Zug durch die Wüste und in ihrer furchtbarsten Noth derselben Regierung, welche sie schutzlos ihren blutigen Drängern preisgab, ein wohlgerüstetes Mormonen-Bataillon zum Kriege gegen Mexiko zuziehen ließen. So haben sie sich auch, nachdem ihnen die Reception als Unions-Staat abgeschlagen war, 1850 geduldig als bloßes „Territorium" constituiren lassen. Freilich war dieses Verhältniß nur durch große beiderseitige Klugheit und Nachsicht möglich. Die Stellung eines Territoriums ist nämlich sehr abhängig von der Centralregierung. Der Gouverneur und die Oberrichter werden vom Unionspräsidenten ernannt, nicht vom Volke wie im souverainen Staat; während die Gesetze

*) Westland. I, 2. S. 110 ff. — Edinburgh Review l. c. p. 347. — Allg. Zeitung vom 4. Dec. 1855.

der „Staaten“ nur nicht mit der Unions-Verfassung im Widerspruch stehen dürfen, müssen die des Territoriums ausdrücklich vom Congreß bestätigt werden, bei Strafe der Nullität; endlich gehört hier der Grund und Boden nicht den Bewohnern, sondern der Union. Hätte der Präsident in Washington von seinen Rechten rücksichtslos Gebrauch machen und z. B. einen Nichtmormonen zum Gouverneur in Utah ernennen wollen, so wäre ohne Zweifel der frühzeitige Bruch unvermeidlich gewesen. Dieß bewies sich genugsam, als die Vereinigten Staaten wenigstens drei Richter nach Deseret sendeten, um dort das legale Obergericht zu bilden; nicht nur hatten die drei Herren absolut nichts zu thun, weil Jedermann ihre Autorität ignorirte und Niemand statt bei der Hierarchie der Heiligen bei ihnen Recht nehmen wollte, sondern sie geriethen endlich in so mißliche Differenzen mit der realen Autorität in Deseret, daß sie es gerathen fanden, abzuziehen. Einer derselben hatte eine öffentliche Anspielung auf die Polygamie und die Ermahnung an die Mormonen-Ladies gewagt, „tugendsam zu werden“; er hat sie „satansgleich der Sünde beschuldigt“, wie Deseret News äußerten. Der Prophet Young hatte von Anfang an erklärt: er vermöge das Volk in Utah wohl selbst zu regieren und brauche keine Hülfe aus Washington. Er soll später öffentlich gepredigt haben: gegen die Vereinigten Staaten sei er nicht feindlich gesinnt, wohl aber gegen die verdammten, höllischen, niederträchtigen Schurken, die an ihrer Spitze stünden.*) Die geflüchteten Beamten erfüllten denn auch die ganze Union mit ihren Klagen. Indeß war doch der Präsident Fillmore im Jahre 1850 klug genug gewesen, den Propheten selbst zum Gouverneur in Utah zu ernennen. Dadurch war wenigstens einem völligen Bruch zuvorgekommen. Als mit dem Frühjahr 1854 die vierjährige Amtszeit Young's zu Ende ging,

---

*) Edinburgh Review l. c. p. 348. — Westland II, 1. S. 79 ff.

ernannte der Präsident Pierce zwar einen Nichtmormonen, den Commandanten der Unions-Truppen, Oberst Steptoe, zum Gouverneur; dieser aber erkannte die Unmöglichkeit solcher Stellung eines „Heiden" über den Heiligen so klar, daß er nicht nur selbst abdankte, sondern auch eine Petition um Wiederernennung des Propheten unterschrieb. Dennoch haben die Heiligen bereits neue Beweise der absoluten Unverträglichkeit ihres kirchlichen Social-Politismus oder ihrer social-politischen Kirche mit jedem nichtmormonischen und ihr nicht untergebenen Element geliefert. Und zwar eben den Unionstruppen gegenüber, welche angeblich gegen die Indianer im Utahgebiet postirt sind. Man scheint in ganz Nordamerika ohne weiters anzunehmen, daß die Ermordung des Lieutenants Gunnison und seiner Begleiter eigentlich nicht den Indianern, sondern den Heiligen selbst zur Last falle. Als gerade dieses Ereigniß eine bedeutende Vermehrung der Truppen nach sich zog, stiegen die Reibereien noch höher. Zion hatte bald den Fall mancher schönen Schwester vor den Officieren der Unions-Soldaten zu beklagen, so daß der Prophet die Einquartirungen ganz untersagte, ja endlich offenbarte: der Versucher solle überhaupt nicht mehr in das Paradies eingelassen werden.*)

Allen diesen Verlegenheiten wäre durch Aufnahme Deserets als Unionsstaat abgeholfen; das Volk des Propheten wäre dann souverain. Heute stünde es z. B. noch in der Befugniß des Unions-Congresses gegen die Vielweiberei der Heiligen wenigstens insoferne einzuschreiten, als er alle Kinder derselben von andern Müttern als dem ersten Weibe für unehelich und enterbt erklären könnte. Sobald dagegen Utah Unionsstaat ist, können die Mormonen, da die Bundesverfassung nichts über Ehesachen vorschreibt, die Polygamie ohne

*) Darmst. K.-Z. vom 17. Dec. 1854. — Allg. Zeitung vom 7. Juli und 11. Nov. 1855.

weiters gesetzlich festsetzen, und die übrigen Amerikaner vermögen, so sehr ihnen auch die Vielweiberei ein Gräuel seyn mag, rechtlich nichts dawider zu thun, sie müßten denn ihre Principien von der „religiösen Freiheit“ und von der nur durch die ausdrücklichen Prärogative der Bundesgewalt eingeschränkten Souverainetät der Einzelstaaten eigenhändig über den Haufen werfen wollen. Dem Einwand, daß eine absolute Theokratie nicht unter Staaten passe, deren Verfassung nur eine republikanische seyn dürfe, sind die Heiligen zum Vorhinein begegnet, erstens durch ihre angebliche Trennung der Kirche vom Staat, zweitens durch die beibehaltenen demokratischen Formen, durch den Schein der „Theo-Demokratie.“

Es ist daher ganz natürlich, wenn in der mormonischen Denkschrift für die Aufnahme Deserets unter die Unionsstaaten, welche bereits eingereicht seyn soll, weder von der Vielweiberei noch von andern Verfassungsfragen die Rede ist; über alles Dieß würde der „Staat“ Deseret nachher ausschließlich selbst als über reine res domestica beschließen. Die Tragweite etwaiger Rückschläge in der Union selber steht freilich dahin; ein Theil der amerikanischen Presse verlangt sogar bewaffnetes Einschreiten gegen die Mormonen und ihre Vielweiberei, als gegen ein Verbrechen, welches die ganze Nation entehre. Die Heiligen exerciren unablässig ihre Legion, befestigen ihr Bergland und umgeben ihre Hauptstadt mit hohen Mauern. Man unterschätzt in der Union ihre starke Stellung nicht. Aber Niemand kann wissen, ob die Mormonen-Frage nicht bald der Sklavenfrage ebenbürtig an Gewicht und Unlösbarkeit zur Seite treten wird*).

Seit Jahren schon rechnen Viele auf die Verhandlungen über die Reception des Mormonen-Staats, bei welchen

---

*) Berliner Allg. K.-Z. vom 8. Juni 1853. — Edinburgh Review l. c. p. 348. — Allg. Zeitung vom 21. Sept. 1855.

es sicherlich zur Losreißung und selbstständigen Constituirung von Deseret kommen werde. Eine Krisis ist damit allerdings gegeben; ihr Ausfall wird von der allgemeinen politischen Constellation, zunächst wenigstens, abhängen. In frühern Zeiten haben die Heiligen von den politischen Parteistellungen auf's schlaueste Nutzen zu ziehen gewußt und ihre ausgedehnten Privilegien in Illinois verdankten sie namentlich der klugen Politik, daß sie je nach Umständen und Vortheil bald mit den Whigs bald mit den Demokraten stimmten. In der politischen Hauptfrage, über die Sklaverei, besteht sogar der entschiedenste Widerspruch zwischen dem ersten und dem jetzigen Präsidenten; Smith war eifriger Abolitionist, Young ist eifriger Anti-Abolitionist; wie aber Smith je nach der Sach- und Parteilage dennoch auch für die Sklaverei stimmte, so wird Young seine Heiligen aus demselben Motiv je nach Umständen auch gegen die Sklaverei stimmen lassen. Dieser Stellung entspricht die Haltung gegen die Sklaven selbst; es gibt deren in Deseret, nur müssen sie milde behandelt werden. Doch findet sich auch hier wieder der ächt amerikanische Zug, daß man sich keinerlei erziehender Mission gegenüber den Negern bewußt ist; auch bei den Mormonen werden selbst freie Schwarze niemals weder zum Wahlrecht noch zu irgend einem Kirchenamt zugelassen, weil sie „Kains Söhne" seien. Bei der Alles überragenden Bedeutung der Sklaven-Frage dürfte ein so schmiegsames Verhältniß zu ihr allerdings Vorschub leisten für die Bewilligungen des Congresses. Aber was dann? Dieß ist, wie gesagt, das Räthsel, und wird die täglich dringendere Frage werden, je mehr die Reception selbst und die Verkürzung der Zwischenräume durch die modernen Verkehrsmittel die beiden Social-Politismen einander wieder näher bringen wird. Insoferne bemerkt unser mehrgenannter Baptisten-Prediger nicht mit Unrecht: das Nachrücken der Bevölkerung von Californien her und die Eisenbahn, welche in Kurzem mitten durch Utah nach dem stillen Meere laufen

werde, müsse den Strich durch den ganzen „höllischen Plan" machen*).

Wie es die Heiligen selber mit der Union vermeinen, ist nicht zweifelhaft. Einerseits ist sie ihnen das Land der „Heiden" katexochen, andererseits predigt der Prophet: die Constitution der Vereinigten Staaten sei geoffenbart vom Allmächtigen und ihren Gründern in's Herz gelegt worden, die aus der Nähe Gottes auf die Erde herabgestiegen seien, um unter Leitung des hl. Geistes diese Sendung zu erfüllen. Das heißt: die Constitution der Union bietet den Heiligen die Operationsbasis zur Entfaltung ihres social-politischen Evangeliums, wie keine andere Verfassung thäte; sobald sie aber damit zur Reife gediehen sind, muß vor Allem Nord-Amerika selbst der zionischen Theo-Demokratie unterworfen und dem System der neuen Weltperiode eingefügt werden**).

Viel wichtiger als die Conjekturen über die Vorkehrungen der Yankeewelt gegen das ihr vermeinte Heilswerk wäre die Frage um den innern Bestand des Mormonenthums selber. Das Offenbarungs-Monopol des Propheten und seine unbedingte Autorität ist, wie gezeigt, der Pfeiler, mit dem es steht und fällt; dieser Pfeiler aber mag, je nach seinem eigenen subjektiven und objektiven Fundament, heute sehr stark seyn, morgen sehr schwach. Zur Zeit heißt er Brigham Young. Aus dem Neuengland-Staate Vermont gebürtig, gleich Smith, ursprünglich ein Zimmermann, ist Young jetzt „Präsident, Prophet, Seher, Uebersetzer und Offenbarer der Kirche über den Erdkreis". Etwa 50 Jahre alt, von stattlichem Körperumfang, ein zierlicher und nett gekleideter Gentleman, ein jovialer Bruder gleich seinem prophetischen Vorgänger, ausgezeichneter Geschäftsmann, der neben seinen

*) Dr. Baird a. a. O. S. 73. — Olshausen S. 63 ff. 78 f. 153. 165.

**) Olshausen S. 157.

höchsten Kirchen-, Civil- und Militär-Aemtern noch ein ausgedehntes Mühlen- und Oeconomie-Geschäft persönlich leitet, voll scharfen Verstandes und ungewöhnlicher Energie, ein ausgemachter, aber auch sackgrober Volksredner, des biblischen und prophetischen Jargons vollkommen mächtig — hat er den Fanatismus seiner Getreuen bis jetzt zu erhalten und selbst zu steigern gewußt. „Offenbarungen über Offenbarungen wurden ausgegossen", so rühmt seine Epistel über die 7. Generalconferenz; er selbst aber verfährt sehr haushälterisch mit dieser ultima ratio, imponirt mehr durch Geheimthun als durch Offenbaren, hierin im Gegensatze zu Smith. Alle Zeugen sprechen für die ungemeine Schlauheit, mit welcher Young seine Stellung erfasse und befestige. Dennoch verlautete schon vor ein paar Jahren von bedenklichem Murren der gemeinen Zehntgeber, die in den stattlichen Harems und den eleganten Wagen „Bruder Brighams" und der andern Hierarchen den Vergleichspunkt der „Brüderlichkeit" nicht mehr recht zu finden wüßten, und dabei durch eine leidige Ideenassociation immer gleich an die gewaltigen uncontrollirten Zehnterträgnisse dächten. Es sind namentlich aus den Chartisten-Vereinen der englischen Fabrikbezirke Leute genug eingewandert, welche vielmehr für die social-politische Messiade als für die neuen Pfingsten der Heiligen enthusiasmirt waren; diese Leute mögen bei äußern Veranlassungen hier so schwierig seyn wie überall. So ward erst im Herbste d. Js. berichtet, daß in Folge einer Mißerndte und arger Heuschrecken-Verwüstung, welcher das Salzsee-Land sehr ausgesetzt ist, eine unzufriedene Stimmung der Heiligen sich bemächtigt, und sich um so mehr gegen den Propheten gewendet habe, als dieser eben eine Ueberschreitung des Einwanderungs-Etats um 500,000 Dollar angezeigt habe. Wenn es wahr ist, daß Young dabei seinen Privatbesitz auf 200,000 Dollars angeschlagen, den größten Theil seiner liegenden Güter in England aber sofort an die Propaganda-Kasse abgetreten habe,

so ist es bereits weit genug gekommen, und hat der Social-Politismus der neuen Weltperiode in der That schon häßlich klaffende Wunden erhalten *).

Heute aber handelt es sich noch um denselben Propheten, der den großen Zug der Mormonen nach den Felsengebirgen anführte, dem der Staat Deseret seine ganze Existenz verdankt, und um dieselbe Generation, welche so viele Leiden und Gefahren, Elend und Noth mit ihm ausgestanden! Was wäre erst zu erwarten, wenn er heute oder morgen aus diesem Leben abgerufen würde, und minder begabten Persönlichkeiten Platz machte? Und was sollte dann erst werden mit der jüngern Generation, welcher man ohnehin nachsagt, sie habe den Glauben ihrer Väter nicht mitgeerbt, und verhalte sich mehr als skeptisch zu den Goldplatten und der Prophetenbrille Joe Smith's? Man hat daher mehrfach schon gemeint, auch abgesehen von allen Eventualitäten von Außen, stehe der Theokratie der Heiligen in Kurzem nur die Wahl frei, entweder friedlich in eine Civilbeamtung des eigenthümlichen Social-Politismus von Deseret überzugehen, oder aber mit Gewalt gestürzt zu werden **). Allein das Erstere wäre nicht minder eine völlige Vernichtung des Mormonismus als das Letztere. Er besteht als die materialisirte Utilitäts-Kirche, oder gar nicht; den Pfeiler des lebendigen Prophetenthums weggenommen, und das ganze Gebäude zerfällt in Staub. Ob aber dazu schon die Zeit sei, das möchten wir nicht ohne weiters bejahen. Wir haben gesehen, wie vielen protestantischen Bedürfnissen die Sekte entgegenkommt; sie ist zudem die eigentliche Religion des Materialismus. Dieser aber tritt gerade jetzt immer entschiedener und massen-

*) Ausland 1853. S. 1246. — Busch: Wanderungen rc. II, 59. — Busch: Mormonen. S. 155 ff. — Westland. V, 1. S. 18. — Allg. Zeitung vom 19. Aug. 1855, 8. Jan. 1856.

**) Edinburgh Review l. c. p. 380.

hafter gegen das Christenthum auf, aftergelehrt diesseits, praktisch jenseits des Oceans; die neue Richtung scheint nothwendig noch länger ihren Aberglauben neben sich haben zu müssen. Der Materialismus will nur Sichtbares und Greifbares als wahr annehmen; wohlan der Mormonismus offenbart sichtbar und greifbar nur Sichtbares und Greifbares. Wir glauben eher noch an eine Zukunft für ihn, als an seinen nahen Untergang; er mag eine Krisis und Veränderung bestehen müssen, aber vielleicht nur zum rechten Fanatismus der neuen Weltperiode!

Man sieht der Sekte auch noch gar keine innere Schwächung an, sondern eher das Gegentheil, wenn man ihre Eroberungszüge unter die „Heiden" betrachtet, ihre Missionen. Aus politischen und prophetischen Motiven, zu Staats- und Kirchenzwecken, hatte sie in ihren frühesten Zeiten schon eine verhältnißmäßig wahrhaft unglaubliche Macht der Propaganda in Thätigkeit gesetzt. In dem einzigen Jahre 1844 sandte Smith über 2000 Missionäre von Nauvoo in die Welt hinaus, und gegen 3000 Sendboten waren damals auf Mission abwesend, meistens zwar in amerikanischen Gebieten, doch war auch die bereits im J. 1837 gegründete Mission in England schon zu überraschenden Dimensionen angewachsen. Alle Generalepisteln des Propheten beschäftigen sich vor Allem mit Berichterstattung über das große Werk der Propaganda, und knüpfen eben daran ihre ernsten Ermahnungen an die Gläubigen, doch ja die Zehnten „für Ausbreitung des Evangeliums" recht pünktlich einzuliefern *).

Die unbegreiflich überraschenden Resultate ihrer Mission,

---

*) Darmst. K.-Z. vom 23. Sept. 1854.

die wirklich als eines der Zeichen unserer Zeit gelten könnten, werden von den Heiligen selbst als ein Wunder erklärt, welches für die Wahrheit ihres Glaubens zeuge. Zum Verwundern ist es allerdings, wie diese unbehülflichen, durchaus ungebildeten und anfänglich wenigstens sehr spärlich bemittelten Leute alle Schwierigkeiten zu überwinden, und eine Propaganda in's Werk zu richten wußten, die an Großartigkeit von keiner andern protestantischen Denomination erreicht wird. Schon zu Kirtland (im Sommer 1831) ward dem Propheten geoffenbart, daß Gott die Einrichtung einer Buchdruckerei befehle, und den W. Phelps zum „Buchdrucker der Kirche" ernenne. Seitdem hat diese Kirche in Deseret selbst und allenthalben in der Union eine ansehnliche Zahl von Journalen, eine bedeutende Flugschriften-Literatur, eine ganze Bibliothek von Religionsbüchern. Auswärts ist zunächst England, und insbesondere Wales sehr reich an Mormonen-Literatur; aber auch andere Hauptpunkte der Mission haben wenigstens ihr Journal, Uebersetzungen der namhaftesten mormonischen Apologien (wozu für die Deutschen z. B. unter Anderm das Buch gehört: „Eine göttliche Offenbarung und Belehrung über den Ehestand, betreffend die patriarchalische Ordnung der Vielweiberei") — und vor Allem des Buchs Mormon. Die dicke Mormonen-Bibel ist aus dem Englischen bereits in viele Sprachen übersetzt, namentlich in's Wallisische, in's Französische, Deutsche, Italienische, Dänische, Schwedische, wahrscheinlich auch schon in's Spanische. Die eilfte General-Epistel verkündete, daß die goldene Bibel für die Südsee-Insulaner eben auch in die Kanaken-Sprache übertragen werde*).

Wirklich in apostolischer Mittellosigkeit ziehen ihre Missionäre aus, ohne alle Vorbereitung, willkürlich durch das Belieben des Propheten aus dem Haufen herausgezogen, in völliger Unkenntniß der betreffenden Sprachen, außer was sie

*) Darmst. K.-Z. vom 23. Sept. 1854. — Allg. Zeitung vom 21. Sept. 1855. — Westland. IV, 1. S. 73.

etwa auf dem Wege sich aneignen, und doch können sie sagen, daß ihr Evangelium bereits durch die ganze Welt getragen sei, seitdem ihre ersten Apostel im J. 1837 zu Liverpool gelandet. Sie haben in Dänemark, Schweden, Norwegen und Island sich niedergelassen, sind nach Rußland, Frankreich, Deutschland, der Schweiz und Italien gekommen, aber auch nach der Türkei und Palästina, nach den Südsee-Inseln und Australien, nach Indien, Siam und China. Verjagt wurden ihre Apostel nur in Deutschland und auf den westindischen Inseln. In China konnten sie wegen des Bürger-Kriegs nicht festen Fuß fassen, wie die eilfte General-Epistel bemerkt. Dagegen rühmt sie die Erfolge auf den Sandwichinseln, wo über 3000 mormonisch Getaufte unter einer eigenen Statthalterschaft der Heiligen lebten, auf den Gesellschafts-Inseln, von wo übrigens die Schaar der Heiligen wegen harter Verfolgung nach einer unbewohnten Insel des stillen Meeres auswandern werde, und in Australien, wo der „Zionswächter“ von Sidney das neue Evangelium journalistisch behandle, nachdem die neun Sendboten aus Deseret mehrere hundert Proselyten gewonnen. Vandiemensland und Neuseeland werden demnächst in Aussicht genommen. In Indien wurden schon seit 1853 gewaltige Anstrengungen gemacht, dreizehn Missionäre zumal kamen über Californien nach Calcutta; deren hoher Priester veröffentlichte in einem dortigen Journal das Programm der Heiligen; später gingen sie auch nach Madras, und veranstalteten Auszüge aus ihren heiligen Schriften in zwei hindostanischen Dialekten — Alles übrigens mit geringem Erfolg, wie die General-Epistel selber zugibt, schon wegen ihrer Unkenntniß der bengalischen Sprache*). So haben also die Heiligen über alle Oceane hin nach Osten und nach Westen ausgegriffen; ihre beste Rechnung aber fanden sie in der alten Welt, namentlich in den drei

*) Darmst. K.-Z. a. a. O. — Allg. Zeitung vom 23. Juli 1853. — Berliner Allg. K.-Z. vom 28. Mai 1853.

brittischen Reichen und in den drei scandinavischen Reichen, sodann verhältnißmäßig in der Schweiz; das protestantische Deutschland war ihnen, wie neueste Ereignisse bezeugen, nur wegen der Gewaltmaßregeln der Polizei bisher weniger fruchtbar.

Zur „Gathering" um den neuen Tempel hat Brittanien wenigstens schon 20,000 Seelen geliefert, verhältnißmäßig nicht weniger Skandinavien. Es ist eine Thatsache, daß unter den fremden Gläubigen, welche alljährlich in Neu-Zion einziehen, 3000 über den Ocean, und nur etwa 500 aus der Union kommen. Allerdings ist dabei wohl in's Auge zu fassen, daß den eingebornen Mormonen gegenüber die Religionspflicht der „Sammlung" in Deseret nicht so scharf betont wird; man kann dieselben ja doch immerhin zu jeder Zeit erreichen, und scheint es aus nahe liegenden Gründen sogar gerne zu sehen, wenn sie vorerst noch in ihren respektiven Wohnsitzen bleiben. So sind denn sicher zwischen 30 und 40,000 Mormonen in Nord- und Brittisch-Amerika zerstreut. Die überseeischen Proselyten dagegen werden mit aller Macht zum Auszug nach dem Sitze der neuen sichtbaren Kirche gedrängt. Was ihnen damit zugemuthet und bei so vielen Tausenden auch wirklich erreicht wird, ergibt sich aus einer einfachen Betrachtung des Weges z. B. von Liverpool nach der Salzsee-Stadt. Die Reise geht über den atlantischen Ocean nach Neworleans, von da auf dem Mississippi 1300 englische Meilen weit bis St. Louis, dann noch einmal 800 Meilen weit auf dem Missouri aufwärts bis zu seiner Vereinigung mit dem Plattastrom, endlich durch einen höchst beschwerlichen dreimonatlichen Zug in den Steppen nach Utah. Dazu wird, wie gesagt, versichert, daß nur je 400 von jenen 3000 Ankömmlingen auf Kosten der mormonischen Kirchenkasse reisen. So kann man sich eine Vorstellung machen von der Kraft und Energie, welche die 1800 regelmäßig auf Missions-Reisen befindlichen Heiligen entwickeln.

Das Hauptcontingent haben jederzeit die drei brittischen Reiche gestellt. Im J. 1837 zu Liverpool gelandet, zählten die Apostel Kimball und Heyde nach acht Monaten zu Preston schon 700 Gläubige. 1840 fingen drei Aelteste auch in London zu predigen an, dreißig Tage lang wollte Niemand sie hören, und erst nach sechs Monaten bildete sich eine kleine Gemeinde. In demselben Jahre ward der Königin von England die Mormonen-Bibel mit der Aufforderung zur Bekehrung übergeben. B. Young und O. Pratt kamen selbst von Nauvoo herüber, die Straßenprediger zeigten immer ungemessenern Eifer, und 1843 zählte man schon 20,000 Mormonen im Lande, gegen die 4000 vom Jahre 1840. Tausende waren in den Fabrik- und Kohlenbezirken in wenigen Tagen übergegangen. In London selbst stieg in dem einzigen Jahre 1848 ihre Zahl gerade auf's Doppelte. Im J. 1851 lautete die Rechnung der englischen Mission wie folgt: 42 Conferenzen, 602 Zweiggemeinden, 22 Siebenziger, 12 Oberpriester, 1761 Aelteste, 1590 Priester, 1226 Lehrer, 682 Diakone, und dazu 25,454 gemeine Kirchenglieder; mehr als 50,000 waren in den 14 Jahren mormonisch getauft, 17,000 aber bereits nach Zion aufgebrochen. Im Winter desselben Jahres zählte man doch wieder 32,894 im Lande gebliebene Mormonen, und um dieselbe Zeit versicherte der Präsident der großen englischen Zweigkirche: zu Liverpool allein seien 35,000 Köpfe in das Buch der Heiligen eingezeichnet. Die amtliche Zählung von 1853 ergab 30,690 Mormonen in England, mit 222 Kapellen und Beamten zu einem vollen Fünftel der ganzen Zahl, die größten Gemeinden in Manchester (3166) und zu Glamorganshire in Schottland (2338). Am reichsten war aber dennoch Südwales mit Heiligen gesegnet, und auch von Nordwales verlautete, daß die Anwerbungen zur Miliz daselbst deßhalb ganz und gar gescheitert seien, weil das Volk dort völlig in den Händen der Mormonen sei. Obgleich ihrer Tausende regelmäßig in jedem

Jahre über Meer zogen, gaben die Engländer bei der Pariser Allianz-Conferenz v. Js. doch neuerdings wieder 35,000 englische Mormonen an.

Als bezeichnendes Faktum erscheint dabei noch, daß nach amtlichen Erhebungen von 1853 ihr Organ für Brittanien, das Wochenblatt Millennial Star, nicht weniger als 25,000 Abonnenten zählte. Daraus zeigt sich schon, daß man die Heiligen Englands irrthümlich unter dem versunkensten Fabrikpöbel suchen würde. Gewiß thun zwar auch die social-politischen Reizungen am Mormonismus ihr Bestes, aber ebenso gewiß sind es nicht minder religiöse Bedürfnisse, welche in der Eingangs bezeichneten Weise nach Befriedigung suchend seinen Predigern entgegenkommen. Diese Prediger sind so voller Bibelcitate, und wissen mit solchen Texten die Nothwendigkeit ihrer realen Kirche so schlagend zu erweisen, daß Hr. Busch geradezu versichert: „wer ihnen zugebe, daß die Bibel Norm der Wahrheit sei, werde unausbleiblich in ihrem Netz gefangen" *). Auch ihre Lehre von der Polygamie stützen sie mit vielem Glück auf die Bibel. Man braucht sich nur zu erinnern, daß auch die Reformatoren, eben weil ihnen der biblische Buchstabe A. T's. im Wege war, die Vielweiberei nicht zu verbieten vermochten, wenn sie dieselbe nicht gar erlaubten **). So bietet dieses „Institut" wenigstens kein be-

---

*) Busch S. 60; vgl. über die angeführten Zahlen Christian Remembrancer 1852. V. 23. pag. 206. — Westland. III, 2. S. 143; V, 1. S. 11. — Darmst. K.-Z. vom 25. Nov. 1855.

**) Von der reformatorischen Sanktion der Bigamie des Landgrafen zu geschweigen — druckt in diesem Augenblicke das Halle'sche „Volksblatt" (8. Nov. 1856) aus Jäger's Monographie über Karlstadt folgende Notizen ab. „Auf Karlstadts Rath begehrte ein Mann eine zweite Frau zu ehelichen, der sächsische Kanzler Brück fragte deßhalb bei Luther an, und dieser antwortete unterm 13. Jan. 1524: „„Ich gestehe in der That, daß ich nicht hindern kann, so einer mehr Frauen nehmen will, und widerstreitet der

deutendes Hinderniß der mormonischen Propaganda. Wollte man es aber umgekehrt, wie oft geschieht, für ein vorzügliches Lockmittel derselben ansehen, und die Erfolge des Mormonismus daraus erklären, daß seine Polygamie der Zügellosigkeit des Fleisches schmeichle, so müßten wir noch einmal auf die Thatsache hinweisen, daß die Mormonenkirche vielleicht nie zahlreicher war, als in den Jahren bis 1843, also zur Zeit, wo in Nauvoo noch die strengsten monogamischen Gesetze herrschten, und die gegentheilige Praxis der Hierarchen mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses bedeckt war.

Ueber das Entgegenkommen der pseudo-prophetischen Richtung haben wir bereits englische Stimmen selber vernommen. Wie in Würtemberg, so ist vor Allem in England unter den Frommen, in Folge buchstäblicher Auslegung der Bibel, die Tendenz der „Sammlung des Volks Gottes in Jerusalem" weit verbreitet. Es fragt sich nur immer noch um die Zeit und um die Lokalität, welche unter dem „neuen Jerusalem" zu verstehen wäre? Sonst dachte man natürlich zunächst an das alte palästinensische; dann kamen die Mormonen und lehrten das west-amerikanische Jerusalem; in neuester Zeit ist auch noch eine australische Rivalität eingetreten. Soeben erschien in London die zweite Auflage eines Buches, in welchem Mad. Hanna Villiers Boyd in allem Ernste nachweist, daß alle Stellen in der Bibel, wo vom neuen Jeru-

---

heil. Schriften nicht."" Aber er bemerkt, daß es Christen zieme, auch was erlaubt ist, zu unterlassen, um Aergerniß zu meiden. Viel weiter ging in diesem Stück Melanchthon, der in einer Zeit, wo Luther nur schüchtern zu diesem Auskunftsmittel rieth (Brief vom 5. Sept. 1531), in seinem freilich von modernen Tendenzhistorikern absichtlich ignorirten Gutachten über die Ehesache des Königs Heinrich von England den 23. August 1531 ganz offen und mit ausführlicher Begründung zur Polygamie aufforderte, und jedem Fürsten das Recht zusprach, in seinem Gebiet die Polygamie einzuführen. Corp. Ref. II, 520—527."

salem die Rede ist, sich auf Neuholland beziehen. Alle Weissagungen der Schrift werden in Australien ihre Erfüllung finden, und Mad. Boyd bezeichnet sogar schon die Stelle, auf der das neue Jerusalem zu stehen kommen soll. „Dieser abergläubische Unsinn", äußert der Berichterstatter, „findet zahlreiche Leser und Gläubige, ebenso wie die Agenten der Mormonen ihre Recrutirung noch immer unter den Frauen und Mädchen Englands mit Erfolg fortsetzen. Es vergeht fast keine Woche, wo wir nicht von Frauen hören, die in stiller Nacht Haus und Hof verlassen, um die Reise nach dem Salzsee anzutreten. Möglicherweise macht ein neues Jerusalem in Australien den neuen Heiligen am Salt-Sea Concurrenz" *).

Es gibt aber auch noch ein drittes, ganz entgegengesetztes und der Bibel nichts weniger als freundliches Element in England, auf welches der Mormonismus gleichfalls seine Zugkraft übt. Wer unsere gedrängte Darstellung von der eigenthümlichen atomistisch-materialistischen Mormonen-Theologie liest, der wird es leicht verstehen, wenn wir sagen, sie sei die leibliche Schwester einer gewissen „Volksphilosophie", die nach neuesten Berichten eben jetzt in den untern Ständen Albions in demselben Maße zu grassiren beginnt, als der feinere rationalistische Unglaube in den höheren Kreisen, und selbst am königlichen Hofe. Es ist dieß wohl dieselbe Richtung, über welche auch die Berliner Pastoral-Conferenz jüngst klagte, wie weit in Stadt und Land sie neben dem grassirenden Materialismus verbreitet sei, „gestützt auf die herrschende Frivolität, und ihr wiederum eine mächtige Stütze gewährend": die Lehre nämlich von der Wiederbringung aller Dinge, d. i. die Läugnung der ewigen Strafen, und was damit zusammenhängt. „Die Lehre von den letzten Dingen werde sehr vernachlässigt", klagten die Prediger, „darum erscheine

*) Berliner Protestant. K.-Z. vom 11. Oct. 1856.

wohl jetzt Hölle und Satan auf so vielen Kanzeln als fremde Eindringlinge" *). Solche grob materialistische Philosophie im englischen Volke vermag schon die Straßenprediger aller Sekten zu überschreien, und die Frommen fangen an, auf Polizeihülfe zu reflektiren. In Folge der Beschwerde eines Predigers über die „Ungläubigen", die ihn auf der Straße, oder in den Parks nie zu Wort kommen ließen, beschloß Exeter-Hall sogar eine Aufforderung an Palmerston, „die Parks für die orthodoxen Prediger, und bloß für diese zu öffnen" **). Die Mormonen-Apostel dagegen vermögen kopfnickend neben den improvisirten Kanzeln dieser „Volksphilosophen" zu stehen.

---

*) Hengstenberg's Evang. K.-Z. vom 20. August 1856.

**) Allg. Zeitung vom 23. Sept. 1856. — Unter dem 8. Sept. d. Js. erließ nämlich der Minister Benj. Hall ein Verbot des Straßen-Predigens in den Londoner-Parks „wegen der gotteslästerlichen Reden, zu denen es geführt habe." Der Londoner-Correspondent der „Kreuzzeitung" (12. Sept. 1856) gibt darüber denkwürdige Notizen. Es seien nämlich den Sektenpredigern in den Parks die „Säkularisten" (Materialisten) und „Volksphilosophen" gegenübergetreten, und hätten das Predigen in förmliche allgemeine Debatten „über die Grundsätze der christlichen Religion und die Geheimnisse der Schöpfung, des Lebens und des Todes verwandelt." „Im Auslande", fährt er fort, „walten viel unrichtige Begriffe über den geistigen Zustand des gemeinen Volkes in England ob. Sei es einmal bemerkt, daß es in keinem Lande Europas soviel fanatische Volksphilosophen in der Werkstatt und selbst in Lumpen gibt als in diesem. In jüngster Zeit ist aber auch zu bemerken gewesen, daß diese Philosophen, deren Sprache immer kühner und deren Echo immer wilder wird, mehr und mehr die Oberhand behalten. Die „„gotteslästerlichen Reden"" sind nicht mehr vereinzelte, einflußlose, bloß oppositionelle Bemerkungen, sondern haben sich zu einer bestimmten Sprach- und Denkweise ausgebildet, die eine zusammenhängende und auf einen praktischen Zweck gerichtete Bewegung anzeigt." Mit dem politischen Leben und den politischen Meetings, behauptet derselbe

Ueberhaupt ist es ganz irrig, zu meinen, die lächerlich absurden und widerlich rohen Speciallehren der Sekte müßten wenigstens in der alten Welt ein Hinderniß für ihre Propaganda seyn; im Gegentheil, eben sie ziehen an, und zwar am meisten gerade unter der Herrschaft des spiritualisirtesten „Evangeliums". Das beweist sich auch in den scandinavischen Reichen. Wir haben an einem andern Orte schon von den glänzenden Triumphen des Mormonismus daselbst gesprochen. Sie dauern unverkürzt fort, obwohl in Schweden die letzten großen Versammlungen der Heiligen von der Polizei auseinander gejagt worden, und in Norwegen soeben ein Mormonenpriester zur Strafe für die von ihm vorgenommenen Wiedertaufen bei Wasser und Brod im Kerker sitzt. Während der „Skandinaviens-Stern" für April 1853 die Zahl der nordischen Mormonen bloß angab wie folgt: Dänemark 1133, Norwegen 88, Schweden 110, und obgleich seitdem Hunderte von ihnen den Ocean überschifft haben, bringt der „Stern" doch für den August 1856 wieder folgende Zahlen: Dänemark 2229, Norwegen 232, Schweden 409, Island 7*). Man hat hie und da gemeint, wenigstens das Dogma von der Vielweiberei werde für unsern kalten Norden sekretirt, und es mag dieß anfänglich auch wirklich der Fall gewesen seyn. Wie es aber jetzt damit steht, zeigt ein neuester Vorfall in der dänischen Hauptstadt. Die Mormonen dahier, erzählt „Calmar Posten", halten gewöhnlich jeden Montag eine Abendversammlung im „Skandinavischen Hôtel". Dabei fand neulich ein sehr stürmischer Auftritt statt, veranlaßt von einem zum Mormonismus übergetretenen

---

Beobachter, sei es eigentlich gar nicht mehr Ernst, dagegen sei das Interesse der Massen an den „überweltlichen Fragen" so groß geworden, daß derlei Discussionen, selbst gegen Eintrittsgeld, immer überfüllte Räume fänden.

*) Berliner Allg. K.-Z. vom 18. Juni 1853. — Allg. Zeitung vom 3. Aug. 1856. — Journal „Deutschland" vom 13. Sept. 1856.

Juden, welcher eine Berathung über Aufhebung der Vielweiberei angesagt hatte; denn die Polygamie, meinte der Jude, werde von einer großen Partei unter den Mormonen selbst als ein Hinderniß der Ausbreitung ihrer Kirche angesehen. Die Debatten der zahlreichen Versammlung endeten indeß in einer so heftigen Schlägerei, daß der Wirth militärische Intercession herbeirufen mußte. Es hatte sich nämlich bald gezeigt, daß der Antrag des Juden nicht den erwarteten Beifall fand; vielmehr erklärte namentlich ein Seemann, Namens der anwesenden Heiligen aus der niedern Volksklasse, geradezu: einzig und allein deßhalb sei er Mormone geworden, damit er Freiheit habe, zu heirathen, so oft es ihm behage *).

Wie die skandinavische Mission erst aus dem Jahre 1850 datirt, so auch die für die Schweiz und Deutschland. Als „Apostel für die Schweiz" wird ein gewisser Stenhouse genannt, der übrigens mehrere anderen Sendlinge unter sich hat. Ihre Erfolge waren zwar bei weitem nicht so überraschend, wie im protestantischen Norden; doch vernahm man bald von mormonisirten Schweizern, die zu 15, zu 12 rc. nach dem Salzsee gezogen seien, von dem Anklang, den sie in Zürich, Glarus, Genf, Bern auch unter Wohlhabenden fänden. Hauptsitz der Apostel war Lausanne, wo ihr Organ, der Réflecteur, erscheint. Erst jüngst ward die Bildung einer neuen Mormonen-Gemeinde zu Cossonner im Kanton Waadt bekannt. Die Gemeinde in Genf fand leidige Concurrenz an dem nekromantischen Spiritualismus, auch sollen die Briefe der vorangezogenen Heiligen nicht immer sehr glänzend gelautet haben. Von Basel verbreitete sich das Apostolat der Heiligen nach dem Aargau und nach den Thälern von Neuenburg; da wie dort petitionirten die Gemeindebehörden schon im J. 1853 für ihre Austreibung. Aus Zürich, wo ihre

*) Aftonbladet vom 25. August 1856.

kleine Gemeinde regelmäßige Versammlungen hält, kommen fortwährend Klagen über das Umsichgreifen der Heiligen, ebenso aus Bern und aus der westlichen Schweiz überhaupt. Doch dringt die Presse zu einem Theile, immer noch vergebens, unter Hinweisung auf ihre Vielweiberei, auf das Verbot der Sekte *).

Im protestantischen Deutschland machte man kürzern Proceß. Sieben Missionäre, drei davon für Berlin, hatten sich in Hamburg niedergelassen, um vorerst deutsche Ausgaben ihrer Religionsschriften zu besorgen, und die deutsche Zeitung: „Zions Panier der Kirche Jesu Christi der Heiligen des letzten Tages", zu gründen. So ausgerüstet erschien 1853 ein predigender Mormone plötzlich in den Dörfern um Erfurt. Von da polizeilich ausgewiesen, ging er nach Meiningen, wo er aber gleichfalls fortgeschubt wurde. Fast gleichzeitig hatte der Apostel für Stuttgart dasselbe Schicksal. Man glaubte schon, die Sache sei hiemit abgethan, um so mehr, als die Hamburger Mission bald gar nichts mehr von sich hören ließ. Ihr Stifter erzählt selbst, die erste Wiedertaufe, welche er hier ertheilt, habe einem Weibe gegolten, das lange Zeit im Irrenhause und „vierzehn Jahre lang vom Teufel besessen" gewesen. Weiter erfuhr man nichts mehr von den Heiligen in Hamburg. Nur in Berlin ereignete sich noch ein Zwischenfall. Der König von Preußen hatte seinem Gesandten in Washington aufgetragen, ihm eine vollständige Sammlung der Mormonen-Schriften zu verschaffen, und der Gesandte wendete sich an den mormonischen Repräsentanten im Congreß; der Prophet in Utah interpretirte den Vorgang etwas sanguinisch, und ordnete sofort eine förmliche Gesandtschaft mit einer Adresse nach Berlin ab, wo die Deputirten

*) Kreuzzeitung vom 8. März 1853. — Allg. Zeitung vom 6. Febr. und 2. Dec. 1853, 16. Jan. und 28. Aug. 1856. — Stuttgarter D. Volksblatt vom 14. Febr. 1856.

aber kaum im Bahnhofe ausstiegen, als sie von der Polizei auch schon wieder zurückadressirt wurden. Es existirt über diese Geschichte ein eigenes Mormonen-Büchlein, das unter Anderm sehr spitzig von einem „kleinen Finger" spricht, der seit 1848 so dick geworden sei, wie ein Daumen. Um so mehr wähnte man, die Heiligen hätten auf Deutschland verzichtet. Da kommt vor ein paar Monaten plötzlich Lärm aus Dresden, daß daselbst in aller Heimlichkeit unter dem Apostel Franklin Richard eine Mormonen-Gemeinde existire, etwa 60 Köpfe stark, aus verschiedenen Classen, darunter auch gebildete Leute, mit einer in der Schweiz gedruckten deutschen Mormonen-Zeitung, und daß bereits zwei namentlich genannte Dresdner Lehrer (Mäser und Schönfeld) ihre Stellen niedergelegt hätten und nach dem Salzsee abgereist seien, und zwar sammt ihren Frauen. Aus Allem geht hervor, daß die Polizei von dem Faktum selber nicht die geringste Kunde hat, und dürfte daraus zu schließen seyn, daß die heimliche Gemeinde der Heiligen in Dresden nicht die einzige in Deutschland ist *), daß jedenfalls nur die Polizei Schuld trägt, wenn die deutsch-protestantische Nation bei der neuen Weltperiode im Utah-Thale nicht sehr stattlich vertreten seyn wird **).

Dagegen vermag das mormonische Zion eingestandenermaßen fast gar keine Acquisitionen aus dem Gebiet der katholischen Kirche aufzuweisen, weder aus den katholischen Iren, noch aus den romanischen Völkern. An Versuchen hat

---

*) Auch in Bayern, nämlich in den protestantischen Strichen von Unterfranken, hatten sich schon einzelne Mormonen-Emissäre eingeschlichen. Unter Anderm war bei der jüngsten Sennfelder-Conferenz davon die Rede. Hengstenberg's Evang. K.-Z. vom 17. September 1856.

**) Berliner Allg. K.-Z. vom 28. Mai 1853. — Edinburgh Review l. c. p. 375. — Kreuzzeitung vom 29. Aug. 1856 und 17. April 1853. — Darmst. K.-Z. vom 2. Dec. 1854. — Busch S. 64.

es nicht gefehlt. Für Frankreich ging 1850, wenn nicht früher, der unermüdliche Apostel John Taylor ab; im Dezember 1851 und in den folgenden Monaten ließ er zu Paris sogar eine mormonische Zeitschrift: „L'étoile du Deseret" erscheinen, die goldene Bibel war bereits in's Französische übersetzt und bald verlautete von Mormonen-Gemeindlein zu Havre und zu Paris. Dieß scheinen aber nur Fremde und Protestanten gewesen zu seyn; jedenfalls war der Erfolg ein so geringer, daß die Mission für Frankreich noch in demselben Jahre ganz einging. — Dauernder war die Mission für Italien. Natürlich hat sie ihren Sitz in Sardinien und in den Thälern der Waldenser, „die sich mancher Freiheiten Seitens der sardinischen Regierung erfreuen." Die ersten vier Sendboten der Heiligen berichten selber, wie sie auf einem Berg in Piemont, der von ihnen sofort „Berg Brigham" getauft ward, zusammentrafen und unter sich die „Kirche der Heiligen des letzten Tages in Italien" errichteten; Apostel Stenhouse ward zum Präsidenten, Aeltester Snow zum Sekretär der „Kirche in Italien" bestimmt, die indeß noch kein einziges italienisches Mitglied zählte. Doch konnten sich ihre Gründer rühmen, die „römischen Behörden" schon schlau hintergangen zu haben, indem sie einen Traktat unter dem Titel: „die Stimme Josephs" veröffentlichten, der als katholisch passirte, weil die Vorderseite eine Nonne in Holzstich, die Titelseite eine Vignette mit dem Kreuz aufwies. Aus welchen Elementen die italienische Mormonen-Kirche bis heute sich rekrutirt hat, deuten neueste Berichte aus Turin über eine Versammlung an, wo zwischen den Mormonen und „den verschiedenen protestantischen Sekten in Piemont" über die Frage verhandelt werden sollte, wie die eigenthümliche Institution der Polygamie mit den piemontesischen Gesetzen in Einklang zu bringen wäre*). So zeigt sich also auch

*) Allg. Zeitung vom 30. Aug. 1856; vgl. Edinburgh Review l. c. p. 376.

hier, daß Smith nicht ganz mit Unrecht prophezeit hat, der letzte Kampf der Heiligen werde allein gegen die unter dem Panier des Papsts geschaarten Völker von Gog und Magog statthaben.

Es fragt sich noch, wie stark der Heerhaufe Neu-Zions zur Zeit etwa seyn mag? und hier gehen die Antworten weit auseinander. Man zählt gewöhnlich 300,000 zum mindesten, man findet aber auch wohl bis zu 500,000 angegeben. Im Staate Deseret rechnete man im vorigen Jahre bereits 50,000 Bürger, und es mußte wohl auch so seyn, wenn die „Heiligen" jetzt wirklich um Reception als Unionsstaat eingekommen sind. In der Salzsee-Stadt allein lautete die Statistik vor zwei Jahren auf ungefähr 4000 geistliche Amtsträger, 278 Todfälle und 965 Geburten im verlaufenen Jahre. Ihre Gesammtzahl gaben die Mormonen vor drei Jahren schon auf 150,000 an. Hr. Olshausen aber meint: diese Zahl, und vielleicht auch 250,000, dürfte nur zur Zeit der Ermordung des Propheten und in der Glanzperiode Nauvoo's richtig gewesen seyn. Seitdem habe die Sekte durch Spaltungen, zahlreiche Excommunikationen, Apostasien, durch größere Sterblichkeit und namentlich durch die ungemeine Abgelegenheit des Utahthales namhaft abgenommen. Er schätzt daher den Präsentstand nur auf höchstens 120,000, davon 38,000 für den Staat Deseret, 68,000 für ganz Amerika, 39,000 für Europa. Wenn wir aber die verbürgten Berichte über die Missionserfolge der Sekte betrachten, so müssen wir die Schätzung Olshausen's für sehr viel zu niedrig halten, insbesondere seine Angabe für das Utahthal selbst. Wäre dem aber nicht so, dann müßten ihre Leistungen nur immer desto wunderbarer und unbegreiflicher erscheinen, je niedriger sich die Zahl ihrer Angehörigen und Kräfte herausstellte*).

*) Olshausen S. 82. 104. 190 ff.; vgl. Allg. Zeitung vom 21. Sept. 1855.

Dem Mormonismus ein Horoskop zu stellen, weiter als in Vorstehendem bereits geschehen, ist nicht unsere Sache. Wir wiederholen bloß: er ist eine durchaus zeitgemäße Religion, vor Allem für die transatlantische neue Welt; er ist auf religiöse und social-politische Bedürfnisse berechnet, die zu einem unermeßlichen Drang angewachsen sind, seitdem sie aus der großen Rebellion gegen die Mission der Kirche, das ganze Leben zu durchdringen und zu tragen, ihren ersten Ursprung gewonnen. Der Protestantismus konnte sich nicht rühmen, mit seiner Entwicklung ganz und völlig zum Abschluß gekommen zu seyn, ehe der Mormonismus erschien; und was der letztere schafft, ob er nun noch Viel oder bloß mehr Wenig ausrichten wird, ist immer nichts Anderes als — protestantisches Mittelalter.

Die Vergleichung mag sich jeder Leser selber machen; denn ich bin mit den „Streiflichtern" — Gott sei's gedankt — zu Ende!

Schlußwort zu den „Streiflichtern".

Die vorstehend geschlossene lange Reihe von Betrachtungen über die nachmärzliche Geschichte des Protestantismus in Deutschland, den skandinavischen Ländern und Nordamerika ward mit dem 1. Jänner 1854 begonnen, mit dem 1. Jänner 1855 wieder aufgenommen, und seitdem fast ohne Unterbrechung in den Bänden 33, 35, 36, 37, 38 der „Historisch-politischen Blätter", also nahezu drei Jahre lang fortgesetzt. Sie wurden geschrieben sine ira, non sine studio. Die Arbeit hatte nicht so fast einen polemischen Zweck, als daß sie eine ganz neue und folgenreiche Wendung auf dem protestantischen Gebiet signalisiren sollte, deren Geschichte noch im vollen Flusse begriffen war, und nicht anders erkannt werden konnte, als durch eine mühsame und unerquickliche Auslese aus

religiöser und politischer Tagesliteratur, wie eben der Tag sie brachte. So sollten die „Streiflichter" einen nachmärzlichen Protestantismus unterscheiden lehren im Gegensatze zu dem vulgären Protestantismus aus der Zeit vor 1848. Kurz, sie behandelten die Geschichte der großen protestantischen Reaktion.

Das Unternehmen fand auf protestantischer Seite eine weit über alles Erwarten günstige und zweckentsprechende Aufnahme — eine Anerkennung, die dem Verfasser nicht selten die schwere Last seiner unfreundlichen Arbeit versüßte. Was die katholische Seite betrifft, so kannte der Verfasser den Umfang der Zumuthung sehr wohl, welche er den Freunden der Histor.-polit. Blätter machte, indem er vor ihnen das ohrenzerreißende Concert der alten und neuen protestantischen Parteien Heft für Heft nachzuspielen, und ihnen alle vierzehn Tage damit gleichsam in's Haus zu fallen wagte. Dazu leidet der erste Theil desselben und bis auf den Punkt, wo die Trompeten und Pauken der Schwärmerkirchen donnernd und schmetternd einfallen, auch noch an einer gewissen langweilig schleppenden Verwicklung, welche von keiner Kunst in raschern Takt versetzt zu werden vermag. Indeß ward denn doch auch von dieser Seite bald anerkannt, daß die Mitspielenden zugleich Mitlebende sind, und das Stück nicht eine Erinnerung aus dem Grabe der Bibliotheken, sondern ein Theil, und zwar nicht der unbedeutendste, unserer Tagesgeschichte, also unserer selbst ist. Zur Kenntnißnahme und Beurtheilung eben der zeitgenossenschaftlichen Geschichte schrieb der Verfasser seine „Streiflichter".

Zugleich sollten sie vorbereiten für das Verständniß einer naheliegenden abermaligen Wendung der Dinge. Und durch ein sonderbares Geschick fällt nun ihre Vollendung wirklich eben an den Anfang des vorgeahnten Umschwungs. Alle Tagesblätter sind schon voll von den Dokumenten desselben, namentlich aus Bayern, wo er seinen Ausgang nehmen will. Man sieht, die protestantische Reaktion führt schon nicht mehr allein das große Wort. Dieß beweist einerseits, daß sie ihre Sonnenhöhe bereits passirt hat, andererseits aber, daß auch die einschüchternde Kraft der politischen Reaktion zu schwinden anfängt. So sehr ist die religiöse Bewegung der wahre Barometer für die ganze Zeitgeschichte. Wenn wir

nun im neuen Jahre wieder daran gehen werden, die interessanten Erscheinungen an ihm zu beobachten, so wird sich genugsam herausstellen, von welchem Vortheile und zu welcher Erleichterung es ist, daß die „Streiflichter“ für diesen Zweck mit einer festen Unterlage zuvorgekommen sind, und es dürfte ihnen auch ihre Rechtfertigung ex post nicht entgehen.

L.

Das protestantische Missionswesen der jüngsten Jahre.

VII.

Die Missionen unter den Nestorianern.

Die amerikanischen Missionäre Smith und Dwight machten in den Jahren 1830 und 1831 eine Reise nach Armenien und Persien, um die politischen und Religionsverhältnisse der Nestorianer kennen zu lernen. Daß in diesen Urkirchen der entschiedenste Dissensus mit dem katholischen Christenthum und dagegen die nächste Verwandtschaft mit dem englischen Protestantismus vorliegen müsse, war eine damals noch häufig festgehaltene Einbildung der Anglikaner. Seitdem hat mancher Engländer deßhalb persönlich den Orient besucht, das schlagendste Gegentheil seiner vorgefaßten Meinung faktisch vorgefunden und ist als Katholik von den morgenländischen Untersuchungen heimgekehrt. Wir erinnern an Patterson und Palmer. Auch die beiden genannten Missionäre hatten bald Stoff zur Verwunderung, unter diesen von der katholischen Kirche schon längst getrennten Gliedern noch so viele katholischen Einrichtungen und Lehren zu finden. Anfangs schien es ihnen zwar, zu ihrer großen

Befriedigung, als wenn die Nestorianer „die abergläubische Bilder-Verehrung" nicht unter ihnen hätten. Alsbald aber erklärte der nestorianische Bischof von Urmia zu ihrem Aerger, „daß auch die Nestorianer zu den Heiligen beteten und sie als ihre Mittler anriefen" *). Der Bischof fügte sogar bei: „daß sie Gebete und Messen für die Todten zu halten pflegten." Zwar schien derselbe Bischof wenigstens doch das Vorhandenseyn von mehr als zwei Aufenthaltsorten für die abgeschiedenen Geister zu läugnen, und die Vorstellung vom Fegfeuer lächerlich zu finden. In Wahrheit aber äußerte er nicht mehr, als daß „die Todten, die in der Hölle sind, nicht mehr in den Himmel gelangen könnten" **). So hatten die protestantischen Missionäre zwar Gelegenheit, allmählig die Lehren und Gebräuche der Nestorianer kennen zu lernen, aber desto schwerer war es für diese letztern, sich von der religiösen Anschauung und den eigentlichen Lehren der Missionäre einen Begriff zu machen, da diese damit sehr zurückhaltend waren. Sie wohnten sogar öfters dem Gottesdienste der Nestorianer bei. Auf die verschiedenen Fragen, welche über ihren Glauben an sie gerichtet wurden, erfolgte kein unumwundener Aufschluß, bis endlich der Bischof Mar Johanan, in dem Dorfe Schamalahwa, aus ihrem Munde vernahm, daß sie das Kreuzzeichen nicht machten.***) Sogleich erklärte ein anderer anwesender Nestorianer: „Wer dieses Zeichen nicht mache, zeige eben damit, daß er sich nicht öffentlich zu Christo bekennen wolle." Einen sehr nachtheiligen Eindruck machten die Missionäre auch bei dem Bischofe von Ada, weil sie sich „über den heiligen Gebrauch des Fastens so leichtsinnig hinwegsetzten" †). Bei jedem Schritte fanden die Missionäre katholische Lehren oder wenigstens verdunkelte Reste derselben. Denn die Nestorianer haben nicht nur die sieben Sakramente der Kirche, die wirkliche Gegenwart im Sakrament des Altars, sondern sogar „große Hochachtung gegen den Papst", und räumen dem Apostel

---

**) Basler Magazin. Jahrg. 1835. 4. Heft, S. 664.

*) A. a. O. S. 665.

***) Basler Magazin 1835. 4. Heft, S. 669.

†) A. a. O. S. 673.

Petrus den Vorzug ein, indem sie behaupten, daß nach dem Befehle Christi die übrigen Apostel ihm zu gehorchen gehabt hätten*).

Die Missionäre erkannten, daß ihre Wirksamkeit unter den Nestorianern ganz erfolglos wäre, wenn sie nicht durch irgend ein Mittel sich Eingang beim Klerus verschaffen könnten. Da die Bischöfe und das Volk sehr arm sind, so war das Mittel leicht zu finden. Sie griffen in die Taschen der Missionsfreunde, um den Bischöfen Geschenke zu machen. „Durch dieses Mittel", bemerkt Boré, „waren bald die Bischöfe von Kevi-Tepe, Ada, Guevilan, in dem Bezirk Urmia gewonnen, nur Mar Gabriel widerstand lange, bis es endlich den Missionären gelang, ihn nach ihrer Wohnung zu locken, wo dann 1000 Franken hinreichten, ihn für sie günstig zu stimmen" **).

Es wurden nun sofort Schulen errichtet, in denen die Kinder lesen lernten, während ihre armen Eltern von den Missionären wöchentlich Unterstützung empfingen. So kam es, daß der Zustand der Mission unter den Nestorianern im Jahre 1840 ein „hoffnungsvoller" genannt werden konnte. Die Zahl der Schüler in den verschiedenen Schulen belief sich auf „etwa 500, und die Fortschritte der Schüler waren in der That ermunternd, nicht allein in Bezug auf Elementarkenntnisse, sondern vornehmlich in Erkenntniß und Erfahrung der göttlichen Wahrheit" ***).

Den Missionären standen von Seite ihrer Gesellschaften bedeutende Summen zu Gebote. „Sie lebten", sagt der protestantische Reisende Wagner, „nicht nur comfortabel, sondern selbst mit einigem Luxus, wovon besonders ihr Marstall, der mit Pferden von fast allen orientalischen Raçen gefüllt ist, gültiges Zeugniß gibt" †). Der Missionär Perkins wußte besonders den Bischof Mar Johanan in sein Interesse zu ziehen, indem er ihm gegenseitigen Sprachun-

---

*) A. a. O. S. 676.

**) Boré, Correspondance d'un voyageur en Orient. Paris 1840. T. II, p. 353.

***) Basler Magazin. Jahrg. 1847. 2. Heft, S. 82.

†) M. Wagner, Reise nach Persien und dem Lande der Kurden. 1852. Bd. II, S. 129.

terricht im Englischen und Syrischen anbot und außerdem noch eine gute Belohnung versprach. M. Wagner erzählt: ebenso habe auch der Bischof Mar Ilia von dem Missionär Perkins einen ansehnlichen Monatsgehalt erhalten, welcher die Einnahmen, die ihm von den Gemeinden des Landes zuflossen, um das Doppelte überstieg. „Ganz die gleiche Bewandtniß hatte es auch mit den Priestern der niederen Grade, deren kriechende Artigkeit gegen die Missionäre sich durch ihre Armuth, ihre Geldsucht und den Monat-Sold, den sie von den Amerikanern erhielten, sattsam erklärte" *). Die Missionäre verstanden es wohl, sich dem geldsüchtigen Klerus und dem unwissenden Volke gegenüber als rettende Engel hinzustellen, streuten dabei ihre klingenden Wohlthaten in reichlichem Maße aus, unterrichteten nicht nur die Jugend unentgeltlich, sondern gaben den Schülern noch Wochengelder **). Auf diese Weise konnten sie Schulen halten, Bücher drucken und verbreiten, ohne daß sie von dem Klerus irgend ein Hinderniß zu fürchten hatten; sie durften sogar in den nestorianischen Kirchen in Gegenwart der Bischöfe, der Priester und des Volkes predigen. Nur mußten sie, wie sie selbst bezeugen, sorgfältig vermeiden, sich als Protestanten, oder gar als Anhänger Luther's zu zeigen; denn dadurch hätten sie augenblicklich ihre Sache verdorben und selbst ihre Geldunterstützungen und Geschenke keine Wirkung mehr gehabt ***). Daher mischten sie sich durchaus nicht in Glaubenssachen, verlangten keine Veränderung der kirchlichen Gebräuche, ja erwiesen sogar dem Andenken des Nestorius „hohe Achtung und befreundeten sich durch Geldspenden mit dem hohen und dem niedern Klerus" †).

Dieß, d. i. Bestechung und listiger Betrug, war also der evangelische Weg, auf dem der „Schall des Evangeliums immer tiefer eindrang", und vielfach „ungewöhnliche Anregungen für die Sache der Religion" wahrgenommen wurden. Namentlich zeigte sich ein „Wehen des Geistes" in mehreren Schulen. Um die Bewegung mehr in Fluß zu bringen, wurde den Eltern eine weitere

*) A. a. O. S. 140.

**) Wagner a. a. O. S. 141.

***) Basler Magazin 1847. 2. Heft, S. 83.

†) Wagner a. a. O. S. 144.

Last abgenommen, indem ihre Kinder in dem Hause der Missionäre unentgeltlich Kost erhielten. So konnte man dann nach kurzer Zeit berichten, daß in Urmia neue Bekehrte zu den früheren hinzugefügt worden*). Auch der Präfect der Lazaristen-Mission in der Levante berichtete, daß die protestantischen Missionäre in Urmia und allen nestorianischen Dörfern Schulen errichteten, um unter dem Scheine harmlosen Unterrichts die Jugend ganz an sich zu ziehen. „Die vier Bischöfe der Provinz erhielten von diesen Herren eine jährliche Pension, mehrere Priester waren ihnen auf gleiche Weise verpflichtet, und ihre Schüler bekamen am Schlusse jeder Woche als Entschädigung für die Zeit, während der sie den Ihrigen entzogen waren, einen Beitrag von einem bis fünf Franken" **).

Eine protestantische Stimme über die Missionen, unter dem Namen „Freund Gottes und der Wahrheit", hat also vollkommen richtig gesehen, wenn sie in Uebereinstimmung mit dem katholischen Missionär Leleu sagt: „Bis jetzt ist das ganze Geschäft neben einem einseitigen Glauben auf das Geld gegründet, mit diesem steht und fällt das Ganze. So lange die europäischen Geldquellen reichlich fließen, wird, wenn sonst nichts dazwischen kommt, gebaut, gedruckt, gereist, gelehrt, gepredigt; sobald aber diese Quellen zu versiegen drohen, geräth das Werk in's Stocken und die Stationen werden verlassen" ***).

Da das protestantische Missionssystem überhaupt fast ausschließlich auf Bibelverbreitung und Profan-Schulen gegründet ist, so war es auch hier nicht schwer von „bedeutenden Erfolgen" zu berichten; denn Bibeln konnten die Prediger verschenken, so viel sie wollten, und Schulen zu errichten und zu unterhalten, war nach den angegebenen Verhältnissen sehr leicht. Selbst die Augsb. Allgem. Zeitung vom Jahre 1841 brachte daher einen Bericht aus Paris, der einem Schreiben aus dem Orient entnommen war, und den Wunsch geradezu als vollendete Thatsache aussprach, indem er

*) Basler Magazin 1847. 4. Heft, S. 109. 272.

**) Annalen der Verbreitung des Glaubens. Einsiedeln 1847. Nr. 76 S. 123. Das Schreiben ist von 1846.

***) Schattenseiten der Mission und Bibelverbreitung. 1845. S. 136.

sagt: daß die chaldäischen Christen in Kurdistan sich zum Protestantismus bekehrt hätten. Das Blatt gab damals folgenden Bericht von der Sachlage: „Die bischöfliche Kirche hatte schon seit fünf Jahren eine beträchtliche Mission in Urmia auf der persischen Grenze, um die Nestorianer und Chaldäer zu bekehren, und die englischen Missionen hatten ebenfalls einige Missionäre unter ihnen, namentlich einen Herrn Rassam, einen Mann von Talent. Die amerikanische Mission verfolgte dabei einen sehr vernünftigen Plan; sie nahm in ihre Schulen und in das Missionshaus Alle auf, welche Unterricht suchten, und begnügte sich, ihnen die Bibel zu erklären und sie dabei nützliche Kenntnisse zu lehren, ohne sich im mindesten den Kirchengebräuchen ihrer Gäste und Schüler entgegenzusetzen. Mehrere nestorianischen Bischöfe wohnten von Zeit zu Zeit im Missionshaus, besuchten die Schulen, aßen an dem Tisch der Missionäre, und lebten im besten Vernehmen mit ihnen, da sie sahen, daß diese die nestorianische Kirche nicht umstoßen, sondern nur ihren Klerus so belehren wollten, daß dieser selbst die nach seinen besseren Kenntnissen nöthigen Aenderungen in seiner Lehre und Liturgie vornehmen könnte" *). Allein die Enttäuschung war eine niederschlagende. Denn, wie der katholische Missionär Leleu berichtet und Moritz Wagner bestätiget, es hatte „nicht ein einziger Nestorianer Lust, Protestant zu werden." Als man im Jahre 1844 bei einer Versammlung der Khat-Kudas, einer Art Beamten, ein wenig stark auf eine endliche Erklärung drang, bemerkten sie den Missionären: es habe sich da nie um Annahme eines neuen Glaubens gehandelt; die Prediger selbst hätten ja den Glauben der Chaldäer als gut anerkannt, indem man sie immer in den nestorianischen Kirchen dem gleichen Gottesdienste beiwohnen sah; daher vielmehr sie, die Protestanten, Nestorianer, nicht aber die Nestorianer Protestanten geworden seien **).

Dagegen klagen die Prediger selber, daß, wie überall, so auch hier „die Papisten fast allen Boden unter den Nestorianern von Mosul und Elkusch bis Amadia in Beschlag genommen

*) Allg. Zeitung 1841, Num. 309.

**) Annalen. 1847. Num. 76, S. 123.

hätten" *). Unter diesen Umständen mußten die Prediger mit „einer neuen Erweckung in der Knabenanstalt zu Seir" sich zu trösten suchen, indem sie zugleich einen Anlauf zu neuen Missionen in Mosul, Gewar und Amadia nahmen, wo die „Papisten" allenthalben großen Anhang gewonnen hatten. Namentlich unternahm der thätige Missionär Grant auch eine Reise zu den Berg-Nestorianern in Kurdistan, um sich über die Zustände derselben zu unterrichten und den protestantischen Versuchen Bahn zu brechen; denn auch hier hatten die „Papisten" bereits große Fortschritte gemacht †). Zugleich bemühte man sich überall und fortwährend, die Schulen zu vermehren, in der Hoffnung, aus den vielen Schülern doch einige zu erhalten, die sich endlich der protestantischen Ueberzeugung anschließen würden. Im Jahre 1851 belief sich die Zahl der Schulen auf 39, in denen 668 Knaben und 203 Mädchen unterrichtet wurden. Von diesen sind „Viele wahrhaft gläubig und alle sollen evangelisch gesinnt seyn" **). Gewiß ein sehr genügsamer Bericht!

Welche wichtige Rolle bei dem Missionsgeschäfte das Geld spielt, ersieht man besonders aus folgendem Beispiele. In das kleine nestorianische Dorf Memikan, das nur vier steuerpflichtige Häuser zählt, kam ein Beamter und forderte 20 Thlr. Steuer, nachdem kurz vorher 60 Thlr. eingetrieben worden waren. Da der Bischof, wie die andern Leute, nichts mehr hatten, und alle Bitten um Schonung vergebens waren, so war den Missionären eine günstige Gelegenheit gegeben, jene Handvoll Nestorianer für sich zu gewinnen. Sie bezahlten also die Steuer, und am Sonntag darauf „wohnte fast das ganze Dorf, fünfzig Seelen", dem protestantischen Gottesdienste bei***). Ungeachtet der vielen Geschenke und Bestechungen sind aber doch die Bekehrungen zum Protestantismus äußerst gering, so daß man sie nicht einmal zählen, geschweige denn wägen kann. Flandin meint, es möchten in

*) Basler Magazin 1850. 1. Heft, S. 181.

**) A. a. O. 4. Heft, S. 125. Annales de la propagation. 1855. Nr. 158. pag. 78—79.

***) Basler Magazin 1851. 2. Heft, S. 286.

Urmia ungefähr vier zu zählen seyn, und selbst bei diesen wird ihre Glaubensänderung noch in Zweifel gezogen und bloß als ein Mittel betrachtet, um von den Amerikanern Geld zu erhalten *). Das Nämliche bestätiget Hr. Moritz Wagner: „Glänzender Resultate“, sagt er, „in Bezug auf Besserung der Sittlichkeit, Anregung durch tugendhafte Beispiele und Beförderung der Bildung und Aufklärung kann sich die amerikanische Mission bis heute nicht rühmen. Das hat mir selbst Hr. Perkins gestanden, welcher meinte, daß man bei der älteren Generation fast jede Hoffnung aufgeben und alle Kraft der Lehre wie des Beispiels der Jugend zuwenden müsse. Diese Seite ihrer Bemühungen wird von den älteren Nestorianern am wenigsten nach Verdienst erkannt und gewürdigt. Jeder Bischof erhält von den Amerikanern einen Monatgehalt von 300 türkischen Piastern, der gewöhnliche Geistliche von 150 bis 200 Piastern. Unter der Bedingung, daß diese Gehalte regelmäßig fortbezahlt werden, läßt es sich der nestorianische Klerus gefallen, daß die Missionäre in den Dörfern predigen, Schulen halten und der Jugend die Grundsätze der christlichen Tugend (?) verdolmetschen, welche von der eingebornen Priesterschaft nicht gelehrt und noch weniger geübt wird. Ohne diese Besoldung oder Bestechung der Priesterschaft zu einem guten Zwecke (!) würden die Missionäre im Lande sich nicht behaupten können. Selbst den Bauer treibt nur Geldsucht, wenn er sein Kind in die Missionsschule schickt. Jeder Schüler erhält wöchentlich einen Saheigeran und so klein dieses Geschenk ist, würde ein Aufhören desselben doch die Schulen schnell entvölkern. Die Anstalt in Urmia kostet die Missionsgesellschaften Nordamerika's über 50,000 Dollars jährlich, die Unterhaltung der übrigen im ganzen türkischen Orient zerstreuten Missionäre fast das Dreifache dieser Summe. Außer einigen Israeliten, die wohl mehr die Noth oder Spekulation als innerer Seelendrang zur Bekehrung getrieben, haben diese kostspieligen Missionen Amerika's der christlichen Kirche noch keinen Gläubigen gewonnen“ **).

*) Basler Magazin 1852. 3. Heft, S. 180.

**) Voyage en Perse par Eug. Flandin. Paris 1851. T. II, p. 471.

Die katholische Mission dagegen hat schon viele Nestorianer zur Kirche zurückgeführt und machte selbst bei den Berg-Nestorianern große Fortschritte. Zu Urmia war es freilich den Amerikanern durch politischen Einfluß gelungen, die katholischen Missionäre zu verdrängen. Aber auch dieses Manöver trug nicht die erwartete Frucht. Die Prediger glaubten nämlich jetzt ohne Rückhalt ihre Lehre verbreiten zu dürfen. Es wurden die nestorianischen Bischöfe und die angesehensten nichtkatholischen Chaldäer zu einer Versammlung eingeladen, und vor dieser ward die protestantische Lehre ganz unverhohlen vorgetragen: die Lehre vom Kreuze, von Maria, von der Messe, dem Fasten, dem Gebet, den Sakramenten, sowie die christlichen Gebräuche wurden als sinnlose Fabeln erklärt. Das konnten aber die Nestorianer nicht gleichgültig anhören. Die Missionäre erinnerten nun, wie ein katholischer Bericht erzählt, an die Geschenke, und sagten: „Haben wir nicht schon vierzigtausend Tomans *) ausgelegt, um euch für unser Bekenntniß zu gewinnen und ihr hängt noch immer an eurem alten Aberglauben! Doch, der Augenblick ist gekommen, wo ihr der früheren Unwissenheit entsagen und der Religion des Herzens huldigen sollt"! Die Nestorianer aber gaben zur Antwort: „Hättet ihr auch alles Gold Amerika's verschwendet, dennoch würden wir eurer Lehre, die den Umsturz jeder Religion herbeiführen müßte, nicht anhangen" **).

Noch bis zum Jahre 1849 stellten übrigens die protestantischen Berichte ihr Missionswesen als „hoffnungsvoll und segensreich" dar. Namentlich wußten sie damals zu erzählen, daß selbst der Prinz-Regent von Aserbidschan, Hansa Mirsa, auf Verwenden des brittischen Consuls in Tebris, Hrn. Stevens, der Missionsgesellschaft in Urmia 50 Toman (250 fl.) jährlichen Zuschuß gewährt habe ***), und „der Bruder des Patriarchen ein brennendes und scheinendes Licht unter seinem Volke zu werden verspreche" †). Die Nestorianer nahmen indessen von den Missionären beharrlich wohl ihre Thaler an, nicht aber ihre Religion. Außerdem bringen die

---

*) Wagner, Reise nach Persien, Bd. II, S. 144.

**) Der Toman gilt ungefähr 12 Franken.

***) Annalen a. a. O. S. 129.

†) Basler Magazin. Jahrg. 1852. 3. Heft, S. 181.

Missionäre zu den Nestorianern auch ihre confessionellen Streitigkeiten, indem die Einen über die Erfolge der Andern neidisch sind, sich gegenseitig anfeinden und so selbst dem unwissenden Volke ein wenig anziehendes Beispiel vor Augen stellen. So sendete die englische Hochkirche einen jungen Mann, Namens Badger, zu den Berg-Nestorianern ab, der „mit aller Macht den Amerikanern entgegenarbeitete" *), und ihnen besonders wegen „ihrer politischen Demagogie" zu Leibe ging. So zeigen die protestantischen Sekten die einigende Kraft ihrer christlichen Lehre und beweisen auch hier, daß sie für die Verbreitung des Christenthums überall nichts auszurichten im Stande sind.

LI.

Zeitläufe.

Ein unehrenhafter Angriff der Kreuzzeitung auf die Historisch-politischen Blätter in der dänischen Frage und verwandten Angelegenheiten.

Aus Princip suchen wir sonst jedes Privat-Gezänk mit andern Zeitschriften möglichst zu vermeiden, denn die Leser haben davon selten irgend welchen Nutzen. Wir machen aber dießmal um so mehr eine Ausnahme, da noch ein weiteres Interesse sich daran knüpfen dürfte, als die bloße Zurückweisung ungegründeter und roher Ausfälle. Die „Kreuzzeitung" vom 1. Nov. veröffentlicht nämlich einen Artikel gegen uns, dessen erstes Drittel lautet wie folgt:

„Es gibt, soviel wir wissen, kein Blatt in Deutschland, das mit größerer Perfidie gegen Preußen agitirte, als die Historisch-politischen Blätter in München. Jede Lüge, die man irgendwo ausheckt gegen unser Vaterland, wird von jener Zeitschrift des politischen

*) Calwer Missionsblatt. Jahrg. 1849. Num. 11, S. 56.

Katholicismus gierig aufgehascht; sie behauptet dann zwar nicht sofort die Richtigkeit solcher Unflätherereien, aber ein paar Sätze weiter thut sie in ihrem Raisonnement geradeso, als ob Alles erwiesen wäre, und argumentirt darauf los gegen das „„protestantische Preußen““ mit cynischer Unverschämtheit. Mit jedem Gegner schließt das Blatt Freundschaft, wenn er nur einstimmt in die Schimpf-Lieder gegen Preußen: Reformjuden und Radikale, Lichtfreunde und Gothaer — sie sind dem „„katholischen Journal““ alle für einen Augenblick willkommen wenn sie in's Gefecht geschickt werden können, gegen die Großmacht, deren die „„deutschen Legitimisten““ sich so gern entledigen möchten."

In diesem Tone geht es fort, bis endlich die Abhandlung mit der wohlerzogenen Phrase schließt, man werde nun nicht mehr fragen: „was ist niederträchtig?" Constatiren wir vor Allem die Pöbelhaftigkeit dieser Ausdrucksweise. Wir sind uns nicht bewußt, der Kreuzzeitung oder irgend einem andern Widersacher gegenüber jemals die Grenzen des Anstandes überschritten zu haben, wir befleißigten uns auch da noch leidenschaftsloser Ruhe, als die Specimina der „deutschen Politik Preußens" in der orientalischen Krisis Tag für Tag jede Faser unseres deutschen Seyns schmerzlichst zerrissen. Wir haben ein Recht, jeden Gegner, dessen ohnmächtiger Zorn mit den Regeln des Anstandes in solcher Weise durchgeht, als unsrer unwürdig zu erachten. Was soll man vollends von einem Journale sagen, das sich als Organ des „christlich-germanischen Adels", der „Ritterschaft" hinstellt, und doch eine Sprache führt, die, geschweige denn ritterlich, nicht einmal mehr reiterisch ist, viel eher nach der Waschküche riecht? Wir brauchen niemals zu Schmähworten zu greifen, am allerwenigsten gegenüber der preußischen Politik; wir können ruhig die Thatsachen reden lassen, und so thun wir auch. In einem Gebahren, wie es die Kreuzzeitung gegen ihre Gegner einhalten zu müssen glaubt, wird kein Unbefangener ein Zeichen der Stärke und des guten Rechts, sondern der Schwäche und des bösen Gewissens erkennen, was in Ansehung der durch sie vertretenen Stände der Ritter und Pastoren doppelt bedauernswerth ist.

Bei einer solchen Stimmung ist es dann freilich nicht verwunderlich, wenn die triviale Rohheit sich auch noch mit falscher Denunciation behilft. So legt uns das Blatt z. B. als ständige höhnische Phrase das „protestantische Preußen" in den Mund. Wir fordern die Kreuzzeitung auf, uns einen einzigen Fall nachzuweisen, wo wir diesen Ausdruck in den „Zeitläufen" gebraucht haben sollten, ohne ihn von ihr, von der „Kreuzzeitung" selber wörtlich herübergenommen zu haben, namentlich aus ihren Artikeln, wo sie auseinanderzusetzen pflegte, daß die höchsten Interessen der europäischen Menschheit nichts dringender erheischten, als eine Allianz Englands mit der „protestantischen Großmacht" des Continents und mit Rußland gegen den „papistischen Süden". Wir unsererseits hatten niemals ein Hehl, daß die „deutsche Politik Preußens" auch dann unseren Beifall nicht haben könnte, wenn Preußen durchaus katholisch wäre, ebenso wenig als wir selbst unter dieser Voraussetzung mit der orientalischen Politik Rußlands einverstanden wären. Das ist unsere ganze „Perfidie".

Die Kreuzzeitung verdächtigt auch unsere Quellen: von „Reformjuden und Radikalen, Lichtfreunden und Gothaern" sollen wir unser Material beziehen. Nun pflegen wir aber unsere Quellen in der Regel genau anzugeben, und welches sind dieselben? Vor Allem das Organ der sogenannten Berliner Hofpartei selber. Schwerlich wird die Kreuzzeitung eine Zeitschrift zu nennen wissen, welche ihr so große und gewissenhafte Aufmerksamkeit widmete, wie die Histor.-polit. Blätter. Wo immer sie selbst Angaben über die preußischen Intentionen enthält, wird sie bei uns stets des Vorrangs genießen. Wo sie aber monatelang schweigt, oder bloß „Mum Mum" sagt, wie z. B. in der dänischen Sache geschehen, da müssen wir wohl auch andere Wissenden zu Rathe ziehen. Solche Wissenden sind natürlich mit Vorzug die Correspondenten des officiellen Berliner Preßbureaus. Wenn sich nun diese officiösen Verständigungen meistens gerade in den Blättern

der „Reformjuden und Radikalen, Lichtfreunde und Gothaer“ finden, so ist dieß sicher nicht unsere Schuld. Mit welchem Schein von Billigkeit will denn die Kreuzzeitung es uns zum Vorwurf machen, wenn wir unsere Instruktion über preußische Politik da suchen, wo eine Berliner Centralstelle sie niederlegt, von welcher wir aus dem bekannten Proceß gegen die Kölner „Volkshalle“ aktenmäßig unterrichtet sind, daß sie eine ausgesprochen königliche und officielle sei? Unser Hauptfundort für die Correspondenzen derselben ist übrigens die Augsburger „Allgemeine Zeitung“. Es ist wahr, einige Zeit lang vor dem Verbot der Allgemeinen Zeitung in Preußen war in diesen schätzbaren Berliner Mittheilungen des Blattes ein unerklärliches Stocken eingetreten; jetzt aber, nach dem Verbot, fließt die Quelle, wie alles Lob Preußens, Gott sei Dank wieder reichlich. Ob indeß die „Allg. Zeitung“ an sich von der Kreuzzeitung gleichfalls zu den Blättern der „Reformjuden und Radikalen, Lichtfreunde und Gothaer“ gezählt wird, darüber wagen wir nicht zu entscheiden. Ebenso wenig hinsichtlich der „Oesterreichischen Zeitung“. Allerdings haben wir gerade bezüglich des angegriffenen Artikels uns sehr stark auf dieses Journal gestützt, und zwar hauptsächlich wegen seiner Berichte aus der officiösen Berliner „Zeit“, welche eigenthümlich zu besitzen wir leider nicht die Ehre haben. Zu wasfür „Juden“ und anderen Schattirungen die Männer der „Zeit“ von der Kreuzzeitung gerechnet werden, ist uns ebenfalls unbekannt; jedenfalls aber ist das Blatt bis jetzt vom preußischen Ministerium selber bezahlt, und mit Arbeiten des königl. preußischen Preßbureaus subventionirt. Gewiß Garantie genug für uns, daß die „Zeit“ nicht die preußische Politik verläumden wird. Hinsichtlich der „Oesterreichischen Zeitung“ selber dürfte zwar allerdings angenommen werden, daß sie, gleich der übrigen nicht-„ultramontanen“ Presse des Kaiserstaats, hauptsächlich von Juden verfertigt wird. Es wird versichert, das Bureau des Wiener „Preß-Comité's“ selbst, einer nothgedrungenen Nachbildung der Ber-

liner „Centralstelle für Preßsachen", trage die prägnanteste Physiognomie einer leibhaftigen Judenschule. Auch mögen diese dienenden Preßgeister allerdings zu Zeiten „Reformjuden und Radikale, Lichtfreunde und Gothaer" gewesen seyn, oder noch seyn, oder wieder werden; alles Dieß gedachten wir niemals in Abrede zu stellen. Was aber gerade die „Oesterreichische Zeitung" betrifft, so ist sie das bekannte Organ des österreichischen Finanzministers Freiherrn von Bruck. Und von dem Letztern hat die Kreuzzeitung selber nie anders als vertrauensvoll gesprochen. Als es sich z. B. vor einiger Zeit um die Colonisation Ungarns und auch Deutsch-Oesterreichs handelte, hoffte sie nicht nur, daß Hr. von Bruck hauptsächlich norddeutsche Einwanderer nach dem Kaiserstaat ziehen, sondern auch, daß er diese protestantischen Glaubensgenossen gegen die Folgen des Concordats thatsächlich sicherstellen werde. So fürchteten wir denn auch von seinem Organ durchaus keine Verläumdung preußischer Politik, umsoweniger wo es die betreffenden Artikel und Berichte, wie gesagt, hauptsächlich auf das Berliner Regierungsblatt „Zeit" und andere Kundgebungen des preußischen Preßbureaus stützt.

Nach dieser Orientirung über unsere von der Kreuzzeitung so ungerecht verdächtigten Quellen und Gewähren, haben wir auf das specielle Objekt ihres jüngsten Angriffs überzugehen. Sie leitet ihre Angabe in einer Weise ein, die denn doch von der pragmatischen Haltung unseres Raisonnements und seiner Basirung auf schwer zu „berichtigende" Thatsachen unwillkürlich Zeugniß zu geben scheint. Sie äußert sich nämlich wie folgt:

„Da eigentlich fast jeder Satz mehr oder minder unwahr ist, den jene Blätter über Preußen schreiben, so ist freilich Niemand im Stande, auf alle Unrichtigkeiten einzugehen. Indeß möchten wir doch einmal wieder ein Beispiel seiner (sic) Verdächtigungen bringen."

Das „Beispiel" nun ist einem Artikel entnommen, den wir in ungetrübtester Ruhe und nach bestem Wissen und Gewissen geschrieben, und auf den wir eine ehrliche und anstän-

dige Erwiderung Seitens der Kreuzzeitung allerdings sehr gerne gesehen hätten. Er steht unter den „Zeitläufen" vom 1. Okt. d. Js. Heft 7 S. 720 ff., und behandelt das Misere der „deutschen Einigkeit" in seinen neuesten Erscheinungen. Er erhärtet, wie das Princip der preußischen Politik, in allen Fragen dem Kaiserstaat feindlich gegenüber zu stehen, wo immer für diesen der geringste Vortheil ersichtlich sei — neuerdings auf's erschütterndste hervortrete, in Sachen der Donau-Fürstenthümer und in der ganzen Orientfrage; wie dasselbe Princip jetzt ebenso auch den holstein-lauenburgischen Conflikt beeinflusse; wie Preußen stets fremde, nichtdeutsche Allianzen suche, gegen Oesterreich, wie es aber wenig Dank und Erfolg davon ärndte; wie z. B. die im orientalischen Handel ihm scheinbar so fest verkitteten deutschen Mittelstaaten offenbar und eingestandenermaßen sich schon wieder zu emancipiren und ihre eigenen, sogar antipreußischen Wege zu gehen suchten; wie Rußland ebenso offenkundig und zugestanden über Preußen hinüber der französischen Liebe nachjage und jenem Napoleon III., den man gerade in Berlin Jahre lang so überaus gehässig und verächtlich behandelt habe, und zwar Niemand mehr als eben die russisch-gesinnte Partei von der Kreuzzeitung selber ꝛc. ꝛc. Dieß waren die Gesichtspunkte des beklagten Artikels. Bezüglich des holstein-lauenburgischen Conflikts insbesondere erzählten wir, unter steter Berufung auf die „inspirirte Presse" und wieder auf die „inspirirte Presse" (Preußens nämlich): Oesterreich habe eine drohende Note nach Kopenhagen gesendet, Preußen habe sich sehr gekränkt gefühlt über eine solche „Voreiligkeit" und „unberufene Einmischung", wie die „inspirirte Presse" sich ausdrücke; auch nachdem Preußen sich endlich angeschlossen, habe die „inspirirte Presse" geäußert: eine weitere Folge werde dieser Schritt nicht haben, besonders keine Anhängigmachung am Bunde, Oesterreich wolle auch damit nur Bundesreformen einschwärzen ꝛc.; kurz die deutsche Einigkeit und das deutsche Recht sei sichtlich daran, wieder einmal zum Gespött der Welt und zwar dießmal

insbesondere des verrotteten Dänenthums zu werden. So hatten wir in den letzten Tagen des September über die bekannten Vorgänge aus den Monaten Mai, Juni, Juli, August geschrieben. Am 1. Nov. nun kommt die Kreuzzeitung und erklärt: Alles das sei boshaft erlogen, die Sache habe sich gerade umgekehrt zugetragen:

„Diesen unverschämten Tiraden gegenüber wollen wir nun einmal den wirklichen Hergang der Sache erzählen. Dabei bemerken wir von vornherein, daß es uns nicht einfällt, Oesterreich irgend einen Vorwurf machen zu wollen; wir wünschen nichts mehr, als daß die beiden deutschen Mächte in dieser Angelegenheit einig bleiben. Die Entwicklung derselben aber war folgende. Im Mai d. Js. forderte Preußen das Wiener Kabinet auf, in der sogenannten Lauenburgischen Domainenfrage eine gemeinschaftliche Note an die Dänische Regierung zu senden. Graf Buol ging hierauf nicht ein. Nun sandte Preußen allein eine Note nach Kopenhagen. Darauf schickte auch Oesterreich eine solche ab, klagte aber gleichzeitig in Berlin darüber, daß Preußen einseitig vorgegangen wäre. Jetzt sind Preußen und Oesterreich über die Frage im Allgemeinen einverstanden. Allerdings wünschte Preußen, daß nach der neulichen ablehnenden Antwort Dänemarks die Sache sofort an den Bund käme; indessen Oesterreich wollte namentlich mit Rücksicht auf die Ministerkrisis in Kopenhagen, daß man erst noch einmal eine Vorstellung an das Dänische Kabinet gelangen lasse. So steht die Sache jetzt. Nun vergleiche man diesen Hergang mit der obigen Darstellung der Hist.-polit. Bl. und man wird nicht mehr fragen: was ist niederträchtig?“

Aufrichtig gesagt, haben wir diese Sätze wohl fünf- bis sechsmal gelesen, ehe wir unsern Augen trauten. Man werfe nur einen Blick auf ihre Stellung zu den Thatsachen! „Nun einmal“, d. i. am 1. Nov., findet sich das Blatt bewogen, über Schritte der preußischen Politik vom Monat Mai aufzuklären, deren Gegentheil ihr fünf Monate lang von aller Welt imputirt worden war! Fünf Monate lang hätte man darnach den Vorrang im Deutschthum ruhig an Oesterreich hinüber gelassen, bis man ihm endlich im Nov. die angemaßten Lorbeern entriß, welche Preußen schon im Mai verdient hatte! Solange soll Preußen das deutsche Publikum und die öffentliche Meinung über eines seiner Verdienste völlig im

Dunkeln gelassen, ja sogar die Verwechslung mit Oesterreich stillschweigend ertragen haben: was man doch nicht Alles erleben kann! Fünf Monate lang schrieben und behaupteten die Allg. Ztg., die Oesterr. Ztg., vor Allem die Berliner „Zeit“ ebenso, wie wir erzählt haben, die Kreuzzeitung selbst rieth ausdrücklich von der Verbringung der Sache an den Bund ab — und nun am 1. Nov. erklärt dieses Organ endlich: von allem Dem sei das Gegentheil wahr, es müsse dieß „nun einmal“ gesagt werden!

Es versteht sich, daß wir unsere Angabe in allen ihren Theilen aufrecht halten. Die „inspirirte Presse“ liegt ja der Kreuzzeitung selber vor, und sie selbst möge zusehen, ob da nicht Alles das wirklich so zu lesen ist, was und wie wir gesagt haben. Was ferner das Faktum des österreichischen Vortritts betrifft, so hätten wir auch noch aus andern Nachrichten guten Grund, der Kreuzzeitung alle die ehrenrührigen Schimpfereien, welche sie auf uns gehäuft hat, mit Zinsen zurückzugeben, wenn wir ihren Ton nicht unter unserer Würde und Erziehung erachteten. Da es aber mit dem „Beispiel“, welches die Kreuzzeitung aus unseren „Verdächtigungen“ der preußischen Politik ausdrücklich hervorheben wollte, der Art bestellt ist, wie nun Jedermann vor Augen liegt: so mag man daraus leicht ermessen, wie es sich mit den andern Verdächtigungs-Fällen verhalten dürfte, welche sie in dem Schrein ihres ritterlichen Herzens verschlossen hielt.

Worauf sie ihre umgekehrte Geschichtserzählung etwa gründen mag, das wissen wir nicht. Denn ohne nähere Veranlassung wollen wir uns doch nicht auf jenes (übrigens schon in unserm Artikel vom 1. Okt. angedeutete) Gerücht beziehen, wornach die preußische Note, als endlich der Anschluß erfolgte, zurückdatirt worden wäre, um Oesterreich den Vorsprung zu nehmen. Die Kreuzzeitung selber wäre freilich nicht wählig in ihren Mitteln. Im Kleinen hat sie auch nach dem 1. Nov. noch eine artige Probe geliefert. Nachdem ihr „nun einmal“ gegebener diplomatische Bericht auch in Berlin selber über-

rascht zu haben scheint und das Journal „Deutschland" von daher bemerkte: „Sünden der Vergangenheit mit Tiraden weiß waschen wollen, heiße in der Gegenwart Danaiden-Arbeit treiben" — da stempelte das ritterliche Organ (12. Nov.) diese Worte zu einem Vorwurf gegen die Histor.-polit. Blätter und freute sich, „von der Sinnesänderung des ultramontanen „„Deutschland"" zu den eigenen Ansichten Akt nehmen zu können"!

Doch lassen wir die Taktik des „christlich-germanischen" Organs in Preußen einstweilen bei Seite, um einen weitern Blick auf die Sache selbst zu werfen. „Jetzt sind Preußen und Oesterreich über die Frage im Allgemeinen einverstanden" — sagt die Kreuzzeitung, und wirklich liegen die von beiden eingesendeten Noten bereits in Kopenhagen vor, welche nicht nur den holstein-lauenburgischen Domänenverkauf, sondern die staatsrechtliche Stellung der Herzogthümer überhaupt betreffen. Es fragt sich, was diese Wendung der preußischen Politik, die aus dem Lauf des September datiren muß, veranlaßt haben mag? Man könnte auf Zweierlei rathen oder auf Beides zumal. Anfangs September fand bekanntlich die Erhebung in Neuenburg statt; Preußen durfte diese Angelegenheit nicht länger mehr hinausschieben, und zu ihrer Inangriffnahme bedurfte es Oesterreichs und des Bundes. Auch in den dänischen Verhältnissen selbst konnten Gründe zu einer Wendung liegen. Diese Umstände sind freilich dunkel und verwirrt ohne Gleichen. Aber in dem Augenblicke, wo die Kreuzzeitung vom 1. Nov. bei uns eintraf, saßen wir über unserer „Kopenhagener Zeitung", grübelnd was dieselbe wohl mit ihren Berichten von einem „preußischen Theilungsprojekt" meine, das nun plötzlich aufgetaucht sei, und einerseits der gleichfalls neuen Agitation für eine Vereinigung Dänemarks mit Schweden und Norwegen oder der „scandinavischen Union", andererseits dem alten Eiderdänenthum in die Hände arbeite. Glauben die letztgenannten Parteien ihre Pläne nur unter der Bedingung realisiren zu können, daß Dänemark seine deutschen Lan-

destheile freiwillig und ganz fahren lasse, so verfolgte das „preußische Theilungsprojekt“ denselben Zweck — wie die („conservative“) Kopenhagener Zeitung behauptet. Soviel dürfte unzweifelhaft seyn, daß seit einigen Monaten entscheidende Dinge in der dänischen Hauptstadt sich ausgestalten, die wir hiemit angedeutet haben wollen. Daß Preußen so ganz um Nichts und wieder Nichts, als etwaige Rücksichten auf das deutsche Renommée, es riskirt haben sollte, durch sein Auftreten in Kopenhagen die höchste Unzufriedenheit des russischen Protektors zu erregen: dieß glauben wir allerdings nicht annehmen zu dürfen. Bei jedem Worte über Dänemark nämlich darf man nur nicht vergessen, daß Rußland immer der Nächstbetheiligte ist.

Wissen wir nun auch nichts Näheres von dem angeblichen „preußischen Theilungsprojekt“, so ist uns doch unwillkürlich aus der jüngsten Geschichte der Orient-Debatten „der Hafen von Kiel“ wieder in die Erinnerung getreten. Auch damals war in der Presse nirgends zu lesen, daß man in Folge eines „glücklichen“ Ausgangs der Krisis wenigstens mit dem Hafen von Kiel belohnt zu werden hoffte, und doch hat der k. Commissär in dem Budget-Bewilligungs-Ausschuß dieß mit klaren Worten erklärt. In nächster Ideenassociation fiel uns sodann der Vertrag vom 20. April 1854 selber bei. „Preußen und Oesterreich sind jetzt einig über die dänische Frage“; sehr wohl! Aber wer hätte es wagen dürfen, am 20. April 1854 an der völligen Einigkeit Oesterreichs und Preußens in der orientalischen Frage zu zweifeln? Und doch waren die beiden Mächte innerlich nie uneiniger als damals, und Preußen nie fester entschlossen, jedem berechtigtsten Interesse und den Existenz-Bedingungen des „Bundesgenossen“ im Orient feindlich in den Weg zu treten, wie es bis auf diese Stunde mit wahrhaft staunenswerther Consequenz zu thun fortfährt.

Wir unsererseits werden jene „Einigkeit“ vom 20. April 1854 unser Leben lang nie mehr vergessen. Auch wir hatten uns täuschen lassen, nachdem wir über Jahr und Tag die

einige deutsche Mittelstellung gegen den Osten, wie gegen den Westen, und kein anderes Wort geprediget. Dafür haben wir aber auch, als uns die Schuppen nur allzubald von den Augen fielen, hoch und theuer geschworen, der preußischen Politik nie mehr einen uneigennützig deutschen Gedanken zutrauen zu wollen. Nicht „Verdächtigung", sondern Treue gegen diesen Schwur ist es, wenn wir jetzt das neue „Einverständniß" der deutschen Großmächte in unserer Weise mit äußerster Vorsicht anschauen. Und wir werden uns wohl dabei befinden!

Die Kreuzzeitung hat Behufs ihres Angriffs auf uns einen langen Passus aus den betreffenden Aeußerungen der Histor.-polit. Blätter wörtlich abdrucken lassen; nur ein paar Zeilen hat sie dabei ausgelassen, welche lauten wie folgt:

„Aber hat man denn die dürren und klaren Worte vergessen, in denen die Kreuzzeitung am Anfang des orientalischen Handels sich über das wahre Programm der „„Bundespolitik Preußens"" auseinandersetzte? „„Negativ"" nannte sie diese Politik; denn ihr Grundsatz lautet: was etwa zur Verbesserung in Deutschland geschehen muß, nie und nimmer durch den Bund" rc.

Warum hat die Kreuzzeitung gerade diese paar Zeilen übergangen und ausgelassen? Doch gewiß nicht darum, weil das nicht wahr ist, was sie besagen! Die Erinnerung an jenes Programm mochte eben nur in dem Momente unbequem seyn, wo die preußische Politik eine auffallend beflissene Richtung nach Bundesbeschlüssen nimmt. Die Bedürfnisse wegen Neuenburgs vermögen dieselbe nur zu ihrem Theil zu erklären; es müssen nothwendig noch andere Rücksichten beigezogen werden. Wenn die preußischen Endziele in dem dänischen Problem nicht direkt gegen die Intentionen Rußlands verstießen, wenn also auch in dieser Frage ein Zusammen-Spiel mit Rußland möglich wäre, so wäre die Kreuzzeitung wohl ganz tapfer bei ihrer Mahnung stehen geblieben: „Nicht an den Bund!" Kommt nun aber die Sache der Herzogthümer wirklich an den Bund, wird uns dann eine gesunde politische Anschauung deßhalb vielleicht rathen, das Programm

der „negativen Bundespolitik“ Preußens für aufgegeben und nicht mehr geltend anzusehen? Gewiß nicht! Das Programm wird auch in diesem Falle durchaus in Geltung bleiben; denn was die preußische Politik an dem Bund und durch den Bund suchen wird, ist eben nichts „zur Verbesserung in Deutschland“, sondern nur sie selber.

Wenn es daher auch richtig ist, daß Dänemark zur Stunde in seinen Grundfesten erzittert, so ist dies doch nur wegen einiger barmherzigen Schwestern, die nach Kopenhagen gekommen sind, um sich da niederzulassen, nicht wegen der deutschen Noten. Bezüglich der letztern sagen die Dänen: von Worten sei noch weit zu Thaten, und mit der Einigkeit der Deutschen habe es noch immer gute Wege! Auf die Triumphe dieser „Einigkeit“ in der orientalischen Krisis verweisend, meint z. B. „Dagbladet“: Oesterreich und Preußen haschten eben nach Popularität in Deutschland, und dazu seien solche Noten-Manöver gut. Im Uebrigen scheint man auch in Kopenhagen die Geschichte des Traktats vom 20. April 1854 noch nicht vergessen zu haben!

Während diese Geschichte, als die letzte Warnung der göttlichen Langmuth für die harthörigen Wächter der deutschen Nation, an den russischen Fäden sich abwickelte: hat die Kreuzzeitung für uns die Benennung: „Zeitschrift des politischen Katholicismus“ erfunden, welche sie auch dießmal gebraucht. Original war die Erfindung nicht, sondern sie war bloß die imitirende Revanche für einen Ausdruck, den die Noth der Zeit uns zur Charakterisirung der preußisch-englisch-russischen Kreuzzeitungs-Politik an die Hand gegeben hatte. „Politischer Pietismus“ war der Terminus, womit wir die Anschauung von „den drei Horden im Norden“ bezeichneten; drei Jahre lang suchte diese Politik das Heil Europas in einer neuen heiligen Allianz, wo England, Rußland und Preußen Hand in Hand gegen den „papistischen Süden“ stünden. Es liegt am Tage, wie hinderlich es dem politischen Pietismus mit diesem idealen Ziele ergangen ist; daß England,

das „protestantische England", in diesem Bunde niemals der Dritte seyn werde, wird in Europa, und noch mehr in Asien täglich gewisser. So sieht man denn Preußen, Neuenburgs und antiösterreichischer Punkte wegen, bereits in der schmeichelhaftesten Annäherung an das „papistische" und „imperialistische" Frankreich begriffen, und an denselben Napoleon III., gegen welchen als einen verkappten Antichrist der politische Pietismus drei Jahre lang umsonst alle disponibeln Fluchformulare erschöpft hat. Bekanntlich ist Napoleon III. erst neuestens noch unter den Schutz und Schirm einer preußischen Preßordonnanz genommen worden, und die Kreuzzeitung selber dürfte gegen den „Imperator" kaum mehr muckſen, wenn sie auch nicht vorher schon auf's manierlichste mit ihm umzugehen gelernt hätte.

Dieser Politik gegenüber haben wir gegen die Bezeichnung „politischer Katholicismus" am Ende auch nicht viel einzuwenden, insofern als wir Katholiken sind und Politik treiben. Nur daß wir unsere Ansichten niemals als evangelische Dogmen hinstellen, wie der politische Pietismus mit den seinigen gethan hat. Er hat sie auch wirklich von der Kanzel herab gepredigt. Ueber mehr als einer dieser Predigten, wie sie namentlich im Halle'schen „Volksblatt" gedruckt zu lesen waren, sind uns vor moralischem Ekel wahrhaft die Haare zu Berge gestanden. Da kommt erst die „Weisheit Sr. Majestät", der den Pariser-Frieden gemacht hat, dann „unser erhabener Bundesgenosse", Kaiser aller Reussen, sofort etliche Hiebe auf den „schwarzen Undank" Oesterreichs, endlich der „Imperialismus Napoleons III.", den Gott verdamme, und je in den angemessenen Distanzen der Herr Christus. In solcher Weise haben wir niemals „politischen Katholicismus" getrieben; dennoch aber sind wir beständig und uns selber treu geblieben, stets geradeaus und nie auf krummen Wegen, die dagegen unser Gegenbild zu Berlin niemals verlassen hat.

Endlich der „deutsche Legitimismus"! Zu ihm haben wir

uns allerdings bekannt, zum höchsten Zorn der Kreuzzeitung, wie wir im Vorhinein wußten. Keinen Augenblick mehr ist ihr dieser Ausdruck aus dem Sinne gekommen, seitdem wir ihn zum erstenmale gebrauchten. So gut bezeichnet er Alles das, was Deutschland noth thut, und die entsetzlichen Schäden, welche die Orientfrage an der deutschen Weltstellung, oder vielmehr Nicht-Weltstellung bloßgelegt hat. Das große deutsche Vaterland steht auf durchaus revolutionärer Basis: das hat sich da gezeigt; es müßte denn nur Gott die deutsche Nation dazu bestimmt haben, den Widerstreit von Ormuzd und Ahriman ewig mit sich durchspielen zu lassen. Niemals wird die Nation unter den Bedingungen von 1815 von dem Dualismus los werden, der sie in Grund und Boden ruinirt: das hat die Geschichte des Traktats vom 20. April 1854 in erster und in letzter Instanz bewiesen. Eine willkürliche revolutionäre Machenschaft ist unser zeitweiliges nationales Daseyn, es muß zurückkehren zum natürlichen Organismus. Wir sagen nicht „Volksvertretung am Bund“, sondern „deutscher Legitimismus“. Dann werden die edlen Stämme im deutschen Norden nicht mehr der Schmach ausgesetzt seyn, in jedem europäischen Conflikt bei den Mächten des Auslandes von Thüre zu Thüre zu gehen und ihre Allianz anzubieten, unter der Einen Bedingung, daß man mit ihnen treue und beharrliche Feindschaft übe gegen — den kaiserlichen Bundespräsidenten an der Donau. So haben sie jetzt wieder gethan, der Reihe nach bei Rußland, bei England und endlich bei Frankreich. Kaum verlautet, daß Frankreich mit Rußland gegen Oesterreich Partei genommen, so darf das Berliner-Preßbureau auch schon verkünden: es werde nun eine fortgesetzte Annäherung zwischen Potsdam und Paris stattfinden. Noch haben die Deutschen sich nicht die Augen ausgerissen, um eine solche Politik damit todtzuwerfen; aber sie wird doch ein Ende mit Schrecken nehmen!

„Deutscher Legitimismus“, d. i. man möchte sich der preußischen Großmacht entledigen — sagt die Kreuzzeitung. Aber

wenn auch, so ist es doch nicht der „politische Katholicismus", der den Gedanken aufgebracht hat. Sondern er stammt aus erhabenem, gerade für die Kreuzzeitung ehrfurchtgebietendem Munde, und ward am 21. März 1848 in den Straßen Berlins von hohem Roß herab öffentlich ausgerufen. Hätte er in den Wind gesprochen seyn sollen? Revolutionäre Anhängsel und etwaige Schlacken partikularistischer Hintergedanken sind doch nicht er selbst. Er selbst aber hat sich in der orientalischen Krisis erst recht festgesetzt, und zwar gerade durch die Ränke des specifischen Preußenthums, von dem ein bekannter Staatsmann sagt: „es sei der hassenswertheste innere Feind der Einheit Deutschlands, und in nichts sei Deutschland so einig, als in der Antipathie gegen dieses specifische Preußenthum." Wenn derselbe Staatsmann nun erst die Geschichte des Traktats vom 20. April 1854 noch miterlebt hätte!

Nachwort der Redaktion, das Verbot der Histor.-polit. Blätter in Preußen betreffend.

Soeben trifft die Nachricht ein: daß die Histor.-polit. Blätter unterm 16. Nov. d. Js. für den ganzen Umfang des preußischen Staates verboten worden seien. Seitdem vor Kurzem die Augsburger „Allgemeine Zeitung" von demselben Schicksal betroffen ward, hätten wir die fernere Gestattung freier Circulation für unser Journal fast als geringschätzige Zurücksetzung aufnehmen müssen.

Als vor zwei Jahren die Kölner „Volkshalle" auf Grund des Gewerbegesetzes unterdrückt ward und es sich nachher um die Erlaubniß ihres Wiedererscheinens handelte, stellte man in Berlin drei oder vier Bedingungen auf. Erste Bedingung: „Oesterreich nicht loben!" Die anderen Bedingungen besagten im Allgemeinen: an Preußen nichts tadeln! Gegen den ersten Punkt hauptsächlich hatte sich die Allgemeine Zeitung versündigt; sie stimmte von Zeit zu Zeit ganz unverkennbar das Lob Oesterreichs an; darum ward sie verboten. Wir scheinen uns nun zwar weniger durch das Lob Oesterreichs verfehlt zu haben, denn seit der Wiener-Conferenz fanden wir an der österreichischen Politik nicht viel mehr zu loben. Aber es blieb doch immerhin denkbar, daß wir wieder Anlaß bekommen könnten, Oesterreich zu loben, und jedenfalls standen wir um so schuldbeladener vor der zweiten Kategorie preußischer Erfordernisse einer „freien Presse."

Zwar nannten wir fast nie Persönlichkeiten, sondern immer nur Parteien, und beschäftigten uns in der Regel auf

mit der Kritik der äußern, insbesondere der „deutschen", Politik Preußens. Auch hat erst noch am 4. Nov. d. Js. eine officiöse Auslassung des Berliner Regierungsblattes „Zeit" erklärt: „die Politik der Staaten mache vorzugsweise die Weltgeschichte, die Politik sei deßhalb auch der Kritik der Geschichte schreibenden Presse unterworfen — dagegen werde von keiner Seite etwas eingewendet werden." Demnach wären wir in unserm guten Rechte gewesen. Aber so gerne man sich preußischerseits mit Englands Institutionen in Parallele setzt, so befinden sich doch die „freien Institutionen" Preußens durchaus nicht gleichheitlich im Wort und in der That.

Die Kreuzzeitung „bedauert" die gegen uns beliebte Maßregel, und wir wollen ihr die jüngste fälschliche Anklage nicht zur Veranlassung anrechnen. Uebrigens dürfte das Bedauern, welches sie in solchen Fällen regelmäßig vermeldet, doch nicht allzu theuer zu stehen kommen; denn es sind immer ihre eigenen Parteiführer im Ministerium, welche diese Maßregeln verfügen.

Das Organ bedauert aber dießmal nicht nur aus Gründen der „freien Institutionen", sondern es „bedauert" viel mehr noch aus utilitarischen Bedenken hinsichtlich des praktischen Erfolgs. Sehr verständig! Auch wir bedauern solche Maßregeln, aber nur um Preußens selber willen; denn es ist ein ungünstiges Zeichen, daß die Zustände dort mit keinem freien Worte mehr verträglich seyn sollen. Im Uebrigen waren die Histor.-polit. Blätter schon einmal acht Jahre lang in Preußen verboten, und man befand sich hierorts wohl dabei.

Das erste achtjährige Verbot ward durch das Jahr 1848 de facto aufgehoben. Vier Jahre später wechselte die Redaktion, und wieder ein Jahr darauf kamen dem Unterzeichneten Briefe von preußischen Katholiken zu, welche ihm für die vorurtheilsfreie Billigkeit dankten, mit der Preußen jetzt in den „Blättern" behandelt werde. Daß er nur allzubald die gleichen und während der orientalischen Krisis in zuvor ungeahntem Maße noch gesteigerten Erfahrungen machen mußte, wie seine Vorgänger — das war nicht seine Schuld. Was er aber erfuhr, das konnte für ihn nicht anders als entscheidend seyn.

Wir gehen geradeaus und bleiben hierin immer dieselben; die preußische Politik bleibt auch immer dieselbe. So sind denn durch das Verbot vom 16. Nov. nur die Stellungen geklärt und das richtige Verhältniß wieder hergestellt. Die Freiheit der Histor.-polit. Blätter in Preußen war ein anormaler Zustand.

Wir werden um des Verbotes willen fortan weder mehr noch weniger „preußenfeindlich" seyn, als bisher, schon aus dem einfachen Grunde, weil wir es überhaupt nie gewesen sind. Wir rufen nur aus dem Walde heraus, wie zuvor hineingerufen worden. Dafür sind es auch die „Histor.-polit. Blätter", und so verharren wir in bekannter Gesinnung!

Jos. Edmund Jörg.

LII.

Markgraf Jakob III. von Baden.

Dritter Artikel.

Uebertritt des Markgrafen Jakob zur katholischen Kirche. Letzte Lebenszeit. Sein Tod.

Die italienische Relation sagt, durch den Ausgang des Colloquiums zu Emmendingen „seien alle (Protestanten) eingeschüchtert worden, und obgleich Markgraf Ernst, der ältere Bruder des Markgrafen, einen famosen Kämpfer aus Hessen gebeten habe, auf den Kampfplatz zu kommen und die Ehre des Lutherthumes zu retten, so habe sich dieser nicht dazu bewegen lassen." Darüber geben uns die übrigen Quellen folgendes Nähere an *). Nach Beendigung des Emmendinger Gespräches war Pistorius sogleich von Thennenbach nach Emmendingen gekommen. Der Markgraf wünschte, daß der noch anwesende Pappus vor seiner Abreise noch mit Pistorius mündlich conferire über jene Thesen: De justificatione, welche dieser schon eine zeitlang vorher auf Veran-

*) Pistorii Orat. t. I, p. 18. Jacobs, Marggrafen zu Baden, Motifen rc. (München 1614) S. 12. Damit ist zu vergleichen Fecht Histor. Colloquii Emmending. pag. 266—281.

lassung des Markgrafen bekannt gemacht hatte, und welche den badischen Pfarrern zugesendet worden waren. Pappus verstand sich jedoch nicht dazu. Sogleich nach dessen Abreise schickte Markgraf Jakob einen reitenden Boten an den Landgrafen Ludwig von Hessen, er möge ihm doch den Marburger Theologen Dr. Aegidius Hunnius zu einem neuen Religionsgespräch nach Emmendingen schicken, wobei er einen freilich sehr kurzen Termin von kaum vierzehn Tagen als Bedingung setzte. Der Landgraf ging jedoch wegen Kürze der Zeit nicht darauf ein, schickte dem Markgrafen aber eine von Hunnius verfaßte schriftliche Widerlegung der Thesen des Pistorius. Dr. Hunnius ist demnach der „famose Kämpfer aus Hessen." Daß aber der Bruder Jakobs, der Markgraf Ernst Friedrich zu Durlach, diese Bitte bei dem Landgrafen Ludwig unterstützte, wird sonst nirgends bemerkt. Außer dem hessischen Theologen Hunnius, suchte Markgraf Jakob den Superintendenten seines eigenen Landes, Nisäus, zu einer mündlichen Besprechung jener Thesen mit Pistorius zu bestimmen. Aber auch dieser, ein hochbejahrter Mann, lehnte es ab, und ließ sich nur auf eine schriftliche Widerlegung ein. Nach diesen Vorgängen blieb für den Markgrafen, wie unsere „Relation" sagt, von Seiten des Gewissens kein Hinderniß mehr gegen seinen Uebertritt, wohl aber noch „einige weltliche Rücksichten und politische Interessen." Die „weltlichen Rücksichten" lagen wohl darin, daß des Markgrafen Brüder auf der entgegenstehenden confessionellen Seite sich befanden, und daß er sich von ihnen trennte; auch war es wohl der Gedanke an seine Unterthanen und an das Urtheil der Protestanten. Welche „politischen Interessen" sonst entgegenstanden, ist nicht klar, da der Markgraf für seine politische Existenz und seine politischen Beziehungen keine Nachtheile zu befürchten hatte. Daß des Markgrafen Verwandter, Herzog Wilhelm V. von Bayern, zu dessen Conversion sehr förderlich mitwirkte, weiß man im Allgemeinen auch aus den

übrigen Nachrichten; aber daß er noch im letzten Augenblicke vor dem Uebertritt mit dem Markgrafen correspondirte und seine letzten Bedenken beseitigte, finde ich, außer in dieser Relation, sonst nicht angeführt. Was ebendaselbst über den Inhalt und Charakter dieser Correspondenz gesagt ist, läßt sie als interessant erscheinen *).

Was die „Relation" über den Act des Uebertrittes enthält, über die Motive, Bedeutung und die nächsten Folgen, sowie über die Krankheit und den Tod des Markgrafen ist uns in Bezug auf die wesentlichen Thatsachen schon anderwärts her bekannt; doch enthält die „Relation" hinsichtlich mancher Nebenumstände hie und da Neues.

Markgraf Jakob nahm den Act des Uebertritts öffentlich und feierlich in der benachbarten Cisterzienser-Abtei Thennenbach vor, wobei die Aufnahme in die katholische Kirche durch den Pater Rector der Jesuiten zu Molzheim, Theodor Busäus, geschah. Daß dieser aber in einer vorausgegangenen Predigt die Conversion des Markgrafen verkündete und deren Beweggründe darlegte, finde ich nur in dieser Relation angegeben. Die Beweggründe selbst waren bei dem Markgrafen auf innerer Ueberzeugung beruhend, und von untadelhaftem Charakter. Diesen Eindruck wird jeder unbefangene Beurtheiler gewinnen, der sich die Mühe nimmt, die Acten genau durchzulesen, mag man im Uebrigen diesen Schritt des Markgrafen billigen oder nicht. Von der Seite,

---

*) Vierordt Gesch. der Evang. Kirche in Baden II, 23 führt eine Stelle aus einem Brief des Herzogs Wilhelm, d. d. München 1. Febr. 1590, an, worin er dem Markgrafen verspricht: „für meine Person werde ich alles mögliche zu euer Lieb Hochheit und Aufnehmen thun." Dieß geschah jedoch vor dem Emmendinger Colloquium, und nicht nach demselben, unmittelbar vor dem Uebertritt. Dieser Brief ist in dem Reichsarchiv zu München Bad. Correspondenz. Band B. fol. 225, wie Vierordt anführt. Anderes aus dieser Correspondenz gibt sonst Vierordt nicht.

welche mit diesem Schritte unzufrieden war, sah man freilich in dem Uebertritte des Markgrafen nur eine Folge der Intriguen des Pistorius, und einen Act der Schwäche und Uebereilung des durch seinen vertrauten Rathgeber umstrickten jungen Fürsten. Solche Auffassung steht aber mit Allem, was man sonst von dem Charakter, den Geistesgaben und der Bildungsstufe Jakobs weiß, und was von allen Seiten anerkannt wird, in Widerspruch. Der Uebertritt des Fürsten läßt sich auch ohne diese Annahme sehr wohl erklären. Im Voraus schon drängt sich die allgemeine Bemerkung auf: wenn bei dem ersten Auftreten der Reformation die Mängel und Gebrechen der damaligen kirchlichen Zustände für manchen Fürsten ein sittliches Motiv hervorrufen konnten, sich der neuen Richtung zuzuwenden, so konnte doch auch sehr wohl am Ende des sechszehnten Jahrhunderts, nachdem sich in den theologischen Spaltungen und heftigsten polemischen Kämpfen, sowie in manchen andern Erscheinungen die Folgen der Kirchentrennung deutlicher herausgestellt hatten, bei einem nachdenkenden Geiste und bei entsprechenden Gemüths-Anlagen ein Hinneigen, und zuletzt eine Rückkehr zur alten Kirche stattfinden. Dazu der allgemeine neue Aufschwung, den der Katholicismus gegen Ende des 16ten Jahrhunderts nahm. Was aber die individuellen Verhältnisse des Markgrafen betrifft, so mußte sein Aufenthalt in Italien, seine Verbindung mit dem Herzog von Parma in den Niederlanden, seine Verwandtschaft mit dem eifrig katholischen Herzog von Bayern viele Eindrücke und Einflüsse an ihn bringen, welche ihm Manches auf katholischer Seite in besserem Lichte erscheinen ließen, und andererseits manche Bedenken gegen den Protestantismus erregten. Dazu trat dann allerdings sein talentvoller und gelehrter Rath Pistorius, welcher mit allem Eifer eines Convertiten es sich zur Aufgabe setzte, die innern Schwierigkeiten und Widersprüche, welche seine gewandte Dialektik im Protestantismus zu finden glaubte, dem jungen Fürsten offen

darzulegen. Daß man von katholischer Seite überhaupt aus religiösen und politischen Beweggründen bei denjenigen deutschen Fürsten, welche irgend eine Hinneigung zum Katholicismus zeigten, diese Richtung zu erleichtern, zu befördern und zu dem gewünschten Ziele zu führen suchte, war ganz natürlich, und wenn man keine moralisch verwerflichen Mittel anwendete, ganz zu rechtfertigen. Der päpstliche Nuntius am bayerischen Hofe, Minuccio Minucci, dessen Denkschrift Ranke mittheilt, hatte schon auf dieses Mittel der katholischen Restauration aufmerksam gemacht, und in diesem Sinne hatte Herzog Wilhelm von Bayern, welcher den Markgrafen Jakob bei seinem Uebertritt zur katholischen Kirche so förderlich unterstützte, auch schon auf den Kurfürst August von Sachsen, auf Veranlassung des Papstes Sixtus V., zu wirken sich bereit gezeigt, als August's Tod diese Bemühungen vereitelte*). Wie ernst es aber dem Markgrafen Jakob war, den besten Weg zu finden, geht aus so vielen seiner Aeußerungen hervor, aus den ernsten Studien, welche er dem Gegenstande widmete, und aus seiner frommen Haltung. In dem letzten halben Jahre vor seinem Uebertritte stand er oft, wie seine Umgebung versichert, mitten in der Nacht auf, und betete unter Thränen zu Gott um Erleuchtung. In den letzten Tagen vor seinem wirklichen Uebertritt bereitete er sich durch Fasten und Gebet dazu vor. Wir haben aber zur Beurkundung der Motive, welche den Markgrafen bestimmten, außer seinen protokollarisch aufgezeichneten Aeußerungen, noch eine besondere Schrift, die schon angeführten „Motifen". Der Markgraf nämlich, wie in der Vorrede dazu berichtet wird, hatte sogleich nach seinem Uebertritt „zu Abschneidung böser Nachred und zu Männiglichens Versicherung" über die Beweggründe dieses seines Schrittes „etliche namhafte und fürnemste Motif mit eigner Hand summariter vorgezeichnet",

---

*) Ranke, Römische Päpste II, 137. IV, 118.

und den Dr. Pistorius beauftragt, dieselben weiter auszuarbeiten, und vor dem Drucke zur Genehmigung vorzulegen. Pistorius kam auch dazu, zwölf Bogen und den summarischen Inhalt des Ganzen im Manuscript dem Markgrafen vorzulegen, welcher diese Vorlage billigte. Dann trat sein Tod dazwischen. Pistorius aber vollendete die Arbeit und machte sie durch den Druck bekannt. Dort werden als die Hauptmotive, die den Markgrafen zu dem Uebertritte bestimmten, folgende angegeben und weiter ausgeführt:

1. „Unser erste und anfängliche Motif zu christlicher Abweichung von dem lutherischen Irrthum ist gewesen, daß wir gehört und nochmals in Büchern und Werken gefunden, welcher Maßen Luther und seines Anhanges lutherische auch andrer Secten Theologen den Catholischen beschwerliche und irrige Lehr, so ihrem falschen Angeben nach in der catholischen Kirche geglaubt werden sollen, ohn einige Scheu und ganz unchristlich aufdichten, und mit solchen ertraumten Larven bei dem gemeinen Mann sich einkaufen, aber die Catholischen fälschlich in Verhassung bringen.“ (Zum Beweis werden die Anschuldigungen gegen die Katholiken hinsichtlich des Ansehens der heiligen Schrift, des Verdienstes Christi, der Heiligenverehrung u. A. angeführt und widerlegt.) (S. 21—80.)

2. Das zweite Motiv: „daß wir je länger je mehr gemerkt, welcher Gestalt die lutherische Religion so gar vertheilt, und von Tag zu Tag weiter in neue Secten gespaltet, daß man nicht mehr was lutherisch oder nit lutherisch ist, leichtlich spüren mög.“ (S. 81—116.)

3. Das dritte Motiv ist dieß gewesen, „daß wir uns nicht einbilden konnten, gesetzt daß die catholische Religion irrig worden und abgestorben wäre, daß darum Luther, den wir in der Ablesung seiner Schriften über die Maßen unrein, lästerlich, frevel, unwahrhaftig, aufgeblasen, zweifelhaftig und unfläthig vermerkt, sollte das Mittel seyn, den Gottes Allmacht zu solchem großen Wunderwerke hätte gebrauchen wollen.“ (Es folgt eine Auswahl von Stellen aus Luthers Werken, um die „angezogenen sieben Qualitäten Luthers“ zu beweisen. (S. 117—162.)

4. Das vierte Motiv: „Der Augsburgischen Confession unsägliche Wankelmüthigkeit und zu mehrmals eingeführte merkliche und unverantwortliche Veränderung.“ (Es folgt, um diese Behauptung zu beweisen, eine in's Einzelne gehende kritische Vergleichung der verschiedenen Redactionen und Ausgaben der Augsburgischen Confession und Apologie.) (S. 166—247.)

5. Das fünfte Motiv: „Daß alle erst gemachte Kirchen, so heutigen Tags zu Strafung unsrer Sünden von dem Allmächtigen in Teutschland allenthalb einzuwurzeln gestattet, bei wenig Jahren von Neuem und ohn einigen vorigen Anfang gemacht worden; daß man auch in fünfzehnhundert Jahren und länger keine Kirch, ja keinen Menschen, Christen oder Unchristen vorzeigen kann, so ihnen gleichmäßig in der Lehr und Kirchenübungen sich verhalten und auf den sie sich beziehen konnten.“ (Bei der nun folgenden Deduction wird von dem Gedanken ausgegangen, daß wenn auch Einzelnes aus der lutherischen Lehre sich vorher da und dort finde, doch die Gesammtheit dieser Lehre in ihrem Umfange und in ihren Theilen noch nirgends vorher jemals da gewesen sei; die wahre Kirche Christi aber müsse von ihrer Gründung zu Jerusalem an dieselbe seyn, und nicht eine neu ersonnene. In der Ausführung wird die ganze Lehre von der Kirche nach katholischen Grundsätzen abgehandelt.) (S. 247—352.)

6. Das sechste Motiv: „Weil der catholische Glaube, wie er durch fünfzehn hundert Jahre einträchtiglich von allen lieben Heiligen, Martyrern, Vätern und andern Christen durch alle Zeit und Ort ebenmäßig geglaubt worden ist, auch gleicher Gestalt durchaus in heiliger Schrift entweder mit offenbaren und frommen Christen wohlverständlichen Worten fundirt, oder doch aus derselben mit christlicher Vernunft durch Consequenz und Schlußred erwiesen werden kann, und durchaus im geringsten dem göttlichen geschriebenen Wort nicht entgegen ist.“ (S. 353—364.)

Um nun überzugehen auf Dasjenige, was unmittelbar auf die Conversion des Markgrafen folgte, so läßt sich leicht denken, daß diese Sache großes Aufsehen machte und, wie die Relation sagt, als ein sehr bedeutendes Ereigniß betrachtet wurde. Papst Six-

tus V. nahm die Nachricht von der Conversion des Markgrafen mit der höchsten Freude auf. Es fanden große kirchliche Festlichkeiten statt und der Papst ging selbst, um seinen Dank der göttlichen Gnade darzubringen, in einer feierlichen Prozession nach der St. Peterskirche. Wenige Tage darauf starb der Papst, und auch die Nachricht von dem Freudenfeste zu Rom kam nach dem erfolgten Tode des Markgrafen nach Deutschland. Die Ursache jener Freude und jenes Dankfestes lag vornehmlich darin, weil, wie auch Pistorius hervorhebt, Markgraf Jakob als der erste deutsche Fürst galt, der von der Augsburgischen Confession zu der alten Kirche wieder zurückkehrte, und weil man nach dem Vorgange eines geistig so sehr begabten, ausgezeichneten Fürsten um so mehr auf Nachfolger des von ihm gegebenen Beispieles hoffte. Auch wird später bei der Anführung der fürstlichen Conversionen zur katholischen Religion in Deutschland*) Markgraf Jakob von

---

*) Ein solches Verzeichniß gibt der Jesuit Seedorfer in der Vorrede seiner: Lettres sur divers points de controverse contenant les principaux motifs qui ont déterminé le Prince Frédéric Comte Palatin du Rhin à se réunir à la sainte Eglise catholique. Mannheim 1749. 2 voll. Was dessen Anführungen von Convertiten aus dem badischen Fürstenhause in dem 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert betrifft, so sind dieselben aus den oben im Texte gemachten Angaben zu vervollständigen und zu berichtigen. Außer Markgraf Jakob führt Seedorfer noch an: Markgraf Philibert von Baden-Baden (irrthümlich; er war Protestant. Vierordt Gesch. der Evang. Kirche I, 441); Cäcilia, Gemahlin des Markgrafen Christoph, eines Bruders von Philibert, Tochter des Königs Gustav Wasa von Schweden. Gustav Adolph, Markgraf von Baden-Durlach (trat als Prinz von neunundzwanzig Jahren nach der Zurückkunft von einer italienischen Reise, 1660, zur katholischen Kirche über und in den Benedictinerorden, wurde Abt zu Fulda und Kempten, starb als Cardinal. Vierordt a. a. O. II, 263). Karl Friedrich von Baden-Durlach (trat 1671 zu Rom über, zwanzig Jahre alt, und

Baden gewöhnlich als der erste in dieser Reihe genannt; so auch neuerdings von Ranke *). Der neueste Geschichtschreiber der Evangelischen Kirche in Baden glaubt dagegen, wie auch schon vor ihm der Theologe Joh. Fecht dasselbe bemerkt, diese Ansicht als einen historischen Irrthum bezeichnen zu müssen, da gerade in dem badischen Fürstenhause schon vor Markgraf Jakob solche Uebertritte vorgekommen wären **). Die Sache verhält sich so. Markgraf Jakob war allerdings der erste regierende deutsche Fürst, welcher dem Augsburgischen Bekenntniß vorher wirklich und förmlich angehörend, von da zur katholischen Kirche zurücktrat. Der Großoheim des Markgrafen Jakob, Markgraf Philipp I. von Baden, welcher die nachher getrennten beiden Markgrafschaften Baden-Durlach und Baden-Baden zusammen besaß, begünstigte zwar eine Reihe von Jahren hindurch (1525—1530)

---

wurde Johanniter. Vierordt ebendas.). Dazu kommt noch Karl Wilhelm von Baden-Durlach, Bruderssohn des Erbauers von Karlsruhe, der 1771 katholisch wurde (Vierordt a. a. O. II, 330. Anm. 1). Vierordt II, 263 macht die Bemerkung: „Ueberhaupt zählte man, während kein einziger katholischer Fürst mehr seinem Glauben untreu wurde, seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges bis zum Rastatter Frieden, 1714, nicht weniger als fünfundzwanzig fürstliche Personen in Deutschland, die sich für die katholische Kirche gewinnen ließen. Doch war der Erfolg nicht so bedeutend, als man erwartet hatte; die Meisten bestanden aus nachgebornen Prinzen, und was die regierenden Convertiten betrifft, so sahen sie sich, zum Theil wenigstens, durch ihre Land-Stände an dem Einwirken auf die Confession ihrer Unterthanen verhindert."

*) Die Römischen Päbste. II, 142. (3. Aufl.): „Im J. 1588 rieth Minucci auf Bekehrung protestantischer Fürsten zu denken: im J. 1590 finden wir bereits den ersten übergetreten. Es war Jacob von Baden: er eröffnete eine lange Reihe."

**) Vierordt Gesch. der Evang. Kirche in Baden. II, 26. Anm. Jo. Fechtii Hist. Colloquii Emmendingens. pag. 315. XIX.

die Reformation, und ließ die neuen Einrichtungen derselben in seinem Lande vor sich gehen. Aber er bekannte sich doch niemals förmlich zu der neuen Lehre, noch zu der Augsburgischen Confession: er scheint der Ansicht gewesen zu seyn, als ließen sich diese „Aenderungen" ohne förmliche Trennung von der katholischen Kirche vornehmen *). Als er daher in seinen spätern Lebensjahren jenen frühern Weg verließ und sich wieder an die katholische Kirche anschloß, so war dieses zwar eine große Sinnesänderung, aber nicht ein förmlicher und feierlicher Uebertritt von einer Religion zu einer andern **). Von den beiden andern badischen Prinzen aber, welche in dem Augsburgischen Bekenntniß geboren und erzogen, schon vor Markgraf Jakob katholisch wurden, wurde der eine, Philipp II., Markgraf von Baden-Baden, durch seinen Vormund, den Herzog Albrecht V. von Bayern, seiner Mutter Bruder, als ganz junger Prinz von zwölf Jahren den Jesuiten zu Ingolstadt zur Erziehung übergeben, und kam auf diesem Wege zur katholischen Kirche zurück (1571), und sein Vetter und späterer Nachfolger, der Prinz Eduard Fortunat von Baden-Baden, trat zwar in mehr selbstständigem Alter, neunzehn Jahre alt, zu München zur katholischen Kirche über (1584); aber er war damals noch kein regierender Herr. In dem nach der bisherigen Auseinandersetzung modificirten Sinne bleibt Markgraf Jakob von Baden der erste regierende deutsche Fürst, welcher förmlich und feierlich von dem Protestantismus zu der alten Kirche wieder zurückkehrte.

Laut der „Relation" sollen sofort nach der Conversion des Markgrafen „die lutherischen Prediger in wenig Tagen aus dem Lande vertrieben, und die katholischen Priester von verschiedenen Seiten her in dasselbe geführt worden seyn." Hierüber war der Verfasser der Relation nicht der Wahrheit

*) Viererdt Gesch. der Evang. Kirche. I, 242.
**) Ebendas. I, 325.

gemäß berichtet worden, oder er begeht aus eigenem Verschulden einen Irrthum. Der Markgraf kündete zwar den lutherischen Predigern sogleich nach seinem Uebertritt den Dienst auf (und daraus scheint der Verfasser auf ihre sofortige wirkliche Entfernung aus dem Lande geschlossen zu haben); aber sie sollten noch ein Vierteljahr lang bis zu ihrer wirklichen Entfernung bleiben dürfen. Bei dem so schnell erfolgten Tode des Markgrafen kam jedoch die Aufkündigung überhaupt nicht zum Vollzug, und die lutherischen Prediger blieben im Lande *). Auch geschah die Einführung katholischer Priester nicht so augenblicklich, wie sich übrigens leicht von selbst ergibt; obschon auch dazu die Anstalten sogleich getroffen wurden, jedoch wegen des Todes des Markgrafen gleichfalls nicht zum Vollzug kommen konnten. Der Markgraf hatte sogleich nach seiner Conversion den Bischof von Constanz gebeten, seinen Weihbischof zur Einweihung der Kirche zu Emmendingen und der übrigen Kirchen des Landes zu schicken. Dieser Weihbischof, Bischof in partibus von Askalon, traf auch bald darauf ein, und nahm die Einweihung der Kirche zu Emmendingen den 12. August vor, unter Assistenz des Doctor Hänlin von Freiburg; zu einer Zeit, als der Mark-Graf schon zum Tod krank war, und wenige Tage nachher starb **). Daß die Landleute den Markgrafen sogleich nach seiner Conversion um katholische Priester gebeten haben, finde ich sonst nirgends angegeben; doch hat die Nachricht, wenn man sie nicht allgemein, sondern von einzelnen Fällen versteht, an sich nichts Widersprechendes oder Unwahrscheinliches. Die Reformation war, wenn auch schon seit einem Menschenalter und gewiß mit der Zustimmung Vieler, aber doch immerhin durch einen Befehl von oben, in jenem Ge-

---

*) Pistorius Wahrhafte kurze Beschreibung u. s. w. S. 407. Fechtii Histor. Colloq. Emmend. p. 326. Cap. XVI.

**) Pistorius Bericht S. 411. Jo. Fecht a. a. O. p. 331.

biete eingeführt worden; und so mögen denn auch wohl Manche, besonders unter dem Landvolke, das in der Regel den alten Glauben am längsten bewahrte, stets noch Sympathie für die katholische Kirche gefühlt haben. So bemerkte man auch, als in der Markgrafschaft Baden-Baden nach längerem Bestehen des Protestantismus eine katholische Restauration stattfand, daß die Landbewohner viel leichter sich derselben zuwendeten, als die Städter. Unter den zunächst auf die Conversion des Markgrafen folgenden Vorgängen wird ferner in der Relation der Umstand angeführt, daß Doctor Pistorius von dem über dieß Ereigniß erfreuten und dankbaren Herzog Wilhelm von Bayern außer andern Geschenken einen Jahresgehalt von zweihundert Ducaten erhielt. Dieser Gehalt war seine Besoldung als herzoglicher Rath. Denn Pistorius nennt sich von jetzt an auf seinen Büchertiteln bayerischen und österreichischen Rath.

Die Krankheit und letzten Lebenstage des Markgrafen werden in der Relation im Ganzen so erzählt, wie wir deren Verlauf aus den lateinischen Reden und aus dem deutschen Berichte des Doctor Pistorius schon bisher kannten. Die im Auszug gegebene letzte Anrede des sterbenden Markgrafen an seine katholischen und lutherischen Diener und die übrigen Anwesenden theilt Pistorius vollständig mit, und da so viele Zeugen bei diesem Acte waren, auf deren aller Zeugniß Pistorius sich ausdrücklich beruft, so wird man wohl an der Treue dieses kurz nach dem Tod des Markgrafen erschienenen Berichtes nicht wohl zweifeln dürfen. Wir glauben deßwegen diese rührende Ansprache hier mittheilen zu sollen*):

„Ihr liebe Diener, liebe Christen, ihr habt gesehen, welcher massen ich mich jetzund mit Empfahung des hochwürdigen Sacramentes, wie es in der katholischen Kirchen jetzmals bräuchlich, auf

*) Pistorius Wahrhafte kurze Beschreibung u. s. w. S. 417.

vorgehende Beicht, mit Gott versöhnet und mit dem christlichen Viatico zu der himmlischen Reis versehen lassen und gefaßt gemacht hab. Nun wisset ihr, daß ich mich aus sonderbarer Gottes Erleuchtung und aus befundenem Grund der Wahrheit neulicher Zeit offentlich von der lutherischen zu der Allgemeinen und allein seligmachenden katholischen römischen Kirchen begeben, dafür ich dem allmächtigen Gott Dank sag und nit weiß, wie ich gegen seine väterliche Barmherzigkeit mich genug für solche große Gnad bedanken soll. Ich bezeug auch und beruf mich vor sein Gericht, daß ich in diesem Werk nichts Doctori Pistorio allhie zugegen oder einem andern Menschen, groß oder klein, wie er heißen mög, zu Gefallen, auch nit um weltlicher Ehr, Reichthum oder andrer Ursache wegen, sondern allein aus Trieb meines Gewissens und fleißiger Nachforschung diese Religion recht und die andre neu und falsch gefunden, dem Allmächtigen zu Ehren und zu meiner eigenen Seligkeit Alles gethan. Und wollt Gott, daß ich nit so lang damit hinterhalten, und mich eher zu diesem Glauben bekennt hätt. Dann ich hab wohl ein Jahr von vielen Puncten gewußt, daß die Lutherische Lehr unrecht und der katholische Glaub recht wär, und doch, damit ich nit vor leichtfertig gehalten würd, und um so viel mehr mein Gewissen zu stärken und ruhig zu machen, hab ich bis zu mehr gewissem und endlichen Bericht hinterhalten und mein Bekenntniß aufgeschoben. Ich trag auch Sorg, daß der Allmächtige allein deswegen mich jetzund mit dieser Krankheit heimsuchet. Aber Gott sey mein Zeug, daß ich es allein gethan zu mehrer Befriedigung meines Gewissens und zu Verhütung böser Nachred. Darum nehmet ein Exempel von mir und bleibet nit so lang aus. Es ist ja kein ander Kirch, Glaub und Religion unter der Sonnen, darin man des Verdienstes Christi genießen und zur ewigen Seligkeit kommen kann; und ist in Wahrheit die Lutherische Lehr eine unbeständige, falsche und neu erdichtete Lehr, die Jedermann billig fliehen soll. Dieß bitt ich nun wohl zu bedenken, und, da ich sterb, mir öffentlich bei Jedermann, wo es von Nöthen ist, Zeugnus zu geben, daß ich gut katholisch römisch und dabei mit aufrechtem, fröhlichen und allerdings unangefochtenem Gewissen gestorben und diesen Glauben bis in letzten Athem behalten und vor den Gerichtsstuhl meines Heilandes Christi bringen,

auch nit zweifeln will, daß Er mir durch sein Leiden und Sterben aus Gnad und Barmherzigkeit, vermittelst dieses Glaubens die ewige Seligkeit geben werd, Amen. Das ist mein Bekenntnus; darauf sterb ich mit ganz fröhlichem Gewissen und bezeug abermal mit Gott, daß mein Gewissen nie ruhiger gewesen, dann sobald ich mich zu Tennenbach zu dem katholischen Glauben bekannt habe, von derselben Stund bis auf diesen Augenblick. Und befind mich sonderlich jetzund auf das empfangene hochwürdig Sacrament gar leicht und fröhlich um mein Herz, Gott sey Lob! Bin auch zufrieden, wann es Gott haben will, alsobald jetzund abzuscheiden. Katholisch bin ich, katholisch bleib ich, katholisch will ich sterben. Da helf mir Gott zu! — Sonsten was die christliche Reformation anlangt, die ich mit Gottes Hülf angefangen, da trauet mir darum, trauet mir, wann ich schon sterb, wird doch Gott dasselbig nit vergehen oder stecken lassen, sondern wird andre Mittel schicken, damit dadurch, was ich angefangen, glücklich zu seiner Ehr fortgepflanzet und die katholische Religion in diesem Land erhalten werde. Das weiß ich gewiß und seyd ihr über all dieses mein Zeug, so oft es von Nöthen seyn wird. Da auch Jemand anders nach meinem Tod von mir redt, oder meine christliche Bekehrung anderst dann aus einziger Begierd der ewigen Seligkeit geschehen verdeuten und in mein Gewissen greifen sollt, den will ich hiemit der Unwahrheit offentlich gestraft und vor Gottes Angesicht mir Antwort zu geben verklagt haben."

Diese Anrede hielt der Markgraf zwei Tage vor seinem Tode, den 15. August. Sein Tod erfolgte den 17. August (1590) um eilf Uhr vor Mittag. Die Anwesenheit seiner Gemahlin an dem Sterbebette, die Beschickung zur letzten heiligen Oelung, der geistliche Beistand des Herrn von Metternich in den letzten Augenblicken — alles dieses wird ganz ebenso in dem gedruckten Berichte des Doctor Pistorius erzählt. Der hier genannte Herr von Metternich (mit seinem vollständigen Namen: Adolph Wolf genannt Metternich) war, wie wir durch Pistorius erfahren, „Domherr zu Speyer, Fürstlicher bayerischer junger geistlicher Herrschaft Hofmeister", ein Zögling des Collegium germanicum zu Rom.

Außer demjenigen, was die Relation hat, werden aber noch einige andere Vorgänge von Pistorius angeführt, welche in die zwei letzten Lebenstage des Markgrafen gehören, und welche wir zur Vervollständigung der italienischen Relation hier glauben gleichfalls beifügen zu müssen. Unter den Anwesenden am Sterbebette war außer den oben genannten der Graf Karl von Hohenzollern, ein vertrauter Freund des Markgrafen und ein sehr eifriger Katholik, derselbe, in dessen Nähe der Markgraf die letzte unglückliche Brunnenkur bei Sigmaringen gebraucht hatte. Als ihn der Markgraf weinen sah, tröstete er ihn mit freundlichem christlichen Zuspruch, so daß dieser zu dem Sterbenden sagte: „Gnädiger Herr, wir sollten Ew. Gnaden trösten, so trösten Sie uns also mächtig, daß wir billig schweigen müssen.“ Ferner wird unter den Anwesenden noch namentlich genannt ein lutherischer Herr von Adel, Lorenz von Rixleben, in Diensten des Markgrafen und von ihm sehr geliebt. Derselbe hatte früher eine der katholischen Kirche nicht abgeneigte Gesinnung gezeigt. Der Markgraf sagte zu ihm: „Lieber Rixleben, nehm ein Exempel von mir; bedenk dich nicht zu lang, komm bald; sieh wie mich Gott mit dieser zeitlichen Krankheit straffet, daß ich so lang ausblieben bin und mein Christum nicht alsobald von Anfang bekannt habe.“ Die behandelnden Aerzte waren zwei Professoren der Medicin von Freiburg, Doctor Mock, dessen Name auch ein von ihm gegründetes, noch bestehendes Stipendium für Studierende der Universität Freiburg im Andenken erhalten hat, und Doctor Georg Mayer ebendaher; „ferner außer diesen beiden noch ein Jud, so sich vor einen Medicum ausgibt“, wie sich Pistorius ausdrückt. Als ein von diesen Aerzten angewendetes Mittel wird Bezoar genannt, nach dessen Gebrauch der dem Tode nahe Patient sich, jedoch nur eine kurze Zeit lang, auffallend besser befunden haben soll, indem die Leibschmerzen dadurch gemildert wurden; jedoch ohne dauernden Erfolg. In diese zwei letzten Lebenstage des

Markgrafen fällt die Abfassung seines Testamentes und ein Auftrag an Doctor Pistorius zur Bekanntmachung einer Druckschrift über seine Conversion. Eine Punctation des Testamentes dictirte der Markgraf dem Doctor Pistorius. Diese Punkte wurden dann am folgenden Tag (den 16. August) von einem aus Freiburg herbeigerufenen Notar in die gehörige Form gebracht, als verschlossenes Testament vor sieben Zeugen ausgefertigt und der Stadt Freiburg zur Verwahrung zugeschickt. Hinsichtlich jenes dem Doctor Pistorius gegebenen Auftrages bemerken wir Folgendes. Der Markgraf hatte im Sinne, wie Pistorius berichtet, noch in diesem Jahre durch den Druck folgende Schriften publiciren zu lassen, nämlich: 1) die Protokolle des Religionsgespräches zu Baden, da ihm die von den Tübinger Theologen veranstaltete Ausgabe nicht genügte; 2) Motive, warum er die katholische Religion annehmen zu müssen glaubte, und zwar, wie Pistorius sagt, „in zweien unterschiedenen Büchern, so mehren Theils und sonderlich das erste ganz ausgefertigt"; auch wollte er 3) auf das Buch von Schmidlin (Andreä), von der Kirche, das derselbe kurz vor seinem Tod bekannt gemacht hatte, antworten, und dieß letzte war von des Fürsten eigener Hand schon geschrieben. Da nun der Markgraf selbst dieses Vorhaben nicht ausführen konnte, so befahl er dem Doctor Pistorius, diese Schriften unter seinem, des Markgrafen, Namen durch den Druck bekannt zu machen; obgleich Pistorius ihm bemerkte, wenn er dieses thun würde, so würde man diese Schriften dennoch für seine eigene Arbeit, und nicht als eine Arbeit des Markgrafen gelten lassen. Allein der Markgraf bestand auf seinem früher gegebenen Befehl. Pistorius beruft sich hinsichtlich alles Dessen in seinem Bericht auf das Zeugniß des Grafen Karl von Hohenzollern und des Herrn von Metternich. Die wiederholte Herausgabe des Badener Religionsgespräches unterblieb. Dagegen die unter Nr. 2 und 3 angeführten Schriften wurden mit Benützung

der eigenhändigen Aufzeichnungen und Briefe des Markgrafen, so wie in Erinnerung seiner mündlichen Aeußerungen von Pistorius zum Druck befördert, in dem oben schon angeführten und benützten Werke unter dem Titel: „Unser von Gottes Gnaden Jacobs Markgrafen zu Baden christliche Motifen u. s. w.“ Die Gegenschrift des Markgrafen gegen Schmidlin bildet den Inhalt des fünften Motives, wie in der Vorrede zu dieser Schrift ausdrücklich angeführt wird. Außer der Abfassung des Testamentes und diesem zuletzt erwähnten Auftrag an Pistorius beschäftigten in den letzten Stunden den sterbenden Fürsten der wiederholte Empfang der Sacramente, fromme Gedanken, standhafte und liebevolle Aeußerungen an die sein Schmerzenslager umgebenden Freunde und Diener, welche man in dem Berichte von Pistorius nicht ohne Rührung liest, und welche zugleich ganz das Gepräge einer wahrhaftigen, natürlichen Darstellung tragen.

Nun haben wir zum Schlusse noch von der Ursache des Todes des Markgrafen zu handeln. Die Relation erklärt mit aller Bestimmtheit, der Tod des Markgrafen sei die Folge einer Vergiftung. Dasselbe mit derselben Bestimmtheit behauptet auch Pistorius sowohl in seinen lateinischen Reden als in seinem deutschen Berichte*). Pistorius beruft sich zur Unterstützung seiner Behauptung auf die von den zwei Freiburger Aerzten vorgenommene Section der Leiche, verwahrt sich aber auf das nachdrücklichste dagegen, als wolle er gegen irgend eine bestimmte Person, namentlich irgend eine fürstliche Person, mit dieser Behauptung über den objectiven Thatbestand einen Verdacht erheben. Nach dem Berichte über die Section, welchen Pistorius gibt, fanden die Aerzte alle übrigen innern Theile in dem gesundesten Zustande mit Ausnahme des Magens, welcher an drei Stellen die zwei dicken

*) Pistorii Orationes de vita et morte Jacobi Marchionis. I, p. 62. II, p. 134. Dessen Wahrhafte Beschreibung u. s. w. S. 436.

Magenhäute durchlöchert zeigte, die Löcher in der Größe, an einer Stelle, einer Bohne, an zwei anderen Stellen in der Größe einer Erbse; die dritte dünne äußere Haut war an diesen drei Stellen wie ein aufgeblasenes Wasserbläschen. Außerdem fanden die Aerzte, wie Pistorius in der zweiten lateinischen Rede nachdrücklich hinzufügt (p. 137): in intestino recto sulcos incisos ab acrimonia veneni tanquam si acu plicatum laceratumque fuisset intestinum; deinde intestina reliqua inflata distentaque spiritu ... Foris tribus locis in ventriculo tres vesiculae comparebant, quales in scabie spargi per corpora solent; earum unam cum Chirurgus Principis forcipe aperuisset aquae aliquid effluxit, et visum fuit perforatum esse ventriculum. Diese Beschaffenheit des Magens und der Eingeweide ist es nun allein, welche die Behauptung einer Vergiftung begründen soll. Es bedarf keiner Fachkenntnisse, noch einer Erinnerung an die damalige Unvollkommenheit der toxicologischen Kenntnisse und Untersuchungen, um einzusehen, wie schwach dieser Beweis einer Vergiftung ist. Auch führt Pistorius selbst an, daß zwei Aerzte aus jener Gegend, welche er aber dafür sehr hart angreift, in diesen Anzeichen keine sichern Beweise von Vergiftung fanden, sondern die Krankheit als durch den Gebrauch des Sauerwassers veranlaßt erklärten, jedenfalls sei es eine Krankheit ohne Vergiftung. In demselben Sinne erklärt sich nach dem damaligen Stande der medicinischen Wissenschaft ein Rostocker Arzt, Dr. Schaper, ein Collega des an der dortigen Universität angestellten badischen Theologen Joh. Fecht, in einem auf des letztern Veranlassung ausgestellten Gutachten auf den Grund des von Pistorius gegebenen Sections-Befundes *). In der italienischen Relation kommen nun aber noch einige neue Data zu den von Pistorius gegebenen hinzu. Was nämlich den Befund der Section betrifft, so berichtet

*) Jo. Fecht Histor. Colloquii Emmendingens. p. 357—370.

auch die Relation die Durchlöcherung des Magens an drei Stellen, setzt aber hinzu: „man habe darin die Reste des ätzenden Stoffes mit dem offenbarsten Zeichen von Gift gefunden." Von solchen materiellen Resten eines fremdartigen Stoffes sagt aber der Bericht bei Pistorius Nichts; der letztere schließt überall nur von der Durchlöcherung des Magens auf die corrosive Wirkung eines Giftes. Vielleicht veranlaßte den italienischen Berichterstatter zu dieser Aeußerung der in dem Berichte von Pistorius (Orat. II.) angeführte Umstand, daß eines der außen an den durchlöcherten Stellen befindlichen Bläschen geöffnet wurde und Wasser herausfloß. Jedenfalls kann jener Zusatz der italienischen Relation, der wahrscheinlich nur auf einer mündlichen allgemeinen Mittheilung beruht, nicht das Gewicht einer entscheidenden Beobachtung oder Bemerkung haben. Ferner ist die Notiz der Relation allein eigenthümlich, daß der Markgraf selbst gesagt haben soll: „er sei vergiftet worden durch Kirschen, woran auch noch ein anderer Edelmann, der gleichfalls von diesen Kirschen aß, viel gelitten habe." Daß der Markgraf selbst so Etwas geäußert habe, wird nirgends ausdrücklich bei Pistorius gesagt. Nur kommt in dem deutschen Berichte desselben eine Stelle vor, woraus man schließen könnte, der Markgraf habe selbst eine Vergiftung geargwohnt. Es wird dort nämlich bei dem Anfange der Krankheit gesagt: daß „doch ihr Fürstl. Gnaden damals noch beständiglich und wir andern auch ziemlich gehofft, es soll der allmächtige Gott sein Gnad ertheilen, daß ihr F. Gn. dieser Krankheit und derselben Ursach, nemlich des eingenommenen Giftes ohne Schaden, von wegen blühender Jugend entledigt würden." (S. 409.) Pistorius und der andere Arzt, Dr. Mock, schloßen schon an dem zweiten Tag der Krankheit „aus den veränderten schwarzen und bösen abgehenden Farben, daß ihr F. G. Gift eingenommen." (S. 408.) Das in der Relation angeführte Essen von Kirschen konnte wohl auch ohne Vergiftung die

Dyssenterie des Markgrafen und die darauf folgende Krankheit mit veranlaßt haben, da bei dem kurmäßigen Trinken eines mineralischen Wassers das Genießen von frischem Obst allgemein als nachtheilig gilt. Zu der Mangelhaftigkeit der Anzeichen einer Vergiftung kommt nun noch, daß der Mark-Graf vor dem Gebrauch jener Brunnenkur an Herzklopfen leidend war, und früher schon mehrmal ähnliche Krankheiten gehabt hatte, wie die letzte, die ihm den Tod brachte *). Aus allem diesem geht so viel hervor, daß die so eifrig ausgesprochene Behauptung des Doctor Pistorius, als sei der Markgraf an beigebrachtem Gifte gestorben, sowie die von dem Verfasser der Relation geäußerte Beschuldigung, als seien Häretiker Urheber des Verbrechens, eines zureichenden, sichern Grundes entbehren. Andererseits ist dabei jedoch auch in Rechnung zu bringen die Ansicht der Kunstverständigen, welche eine Vergiftung hier zu sehen glaubten, und welche zu diesem Urtheile jener beiden genannten Stimmen die nächste Veranlassung gaben; ferner die damals noch in weitern Kreisen gereizte, leidenschaftliche und feindselige Stimmung zwischen Katholiken und Lutheranern. Denn wenn man katholischer Seits zu leicht diesem Verdacht eines Verbrechens von Seiten der Lutheraner Gehör gab, so verbreitete man andererseits unter den Lutheranern das Gerücht, der Markgraf sei auf seinem Todbette vom bösen Feind so angefochten und erschreckt worden, daß er die Umstehenden laut zur Hülfe gerufen habe; und man verglich seine Todesart mit dem Tode des Ketzers Arius **).

*) Wahrhafte Beschreibung S. 407: „Unterdeß, weil ihr fürstliche Gnaden mit dem Herzklopfen sich etwas blöd und von Geschäften abgearbeitet gefunden, haben sie ihrer jährlichen Gewohnheit nach angefangen, den Sauerbronnen zu trinken." Orat. I, p. 35. Sperabat quidem primis diebus a Deo valetudinem, quam illi spem juvenilis florens aetas . . . et memoria saepe curati morbi confirmabant.

**) Pistorius Wahrhafte Beschreibung S. 436.

Möge der Himmel unser Vaterland vor der Wiederkehr solcher heftigen Parteikämpfe bewahren. Markgraf Jakob von Baden aber steht mitten in diesen Kämpfen und oft so widerwärtigen Erscheinungen als eine edle Gestalt vor uns: ein deutscher Fürst, der die Wahrheit ernst und eifrig suchte, und der durch seine persönlichen Eigenschaften, durch sein Leben und durch seinen tragischen Tod in blühenden Jahren unsere ganze Theilnahme verdient.

LIII.

Zur Geschichtschreibung über Constantin den Großen.

L'église et l'empire romain au IVe siècle par M. *Albert de Broglie*. Paris 1856. 2 Vol. 8.

Das Erscheinen dieses Werkes begrüßen wir als eine doppelt erfreuliche Erscheinung, einmal wegen des Landes, in welchem es geschrieben worden, und dann wegen seines Verfassers.

So fruchtbar auch Frankreich seit etwa dreißig Jahren in Hervorbringung historischer Werke sich erwiesen hat, und so hoch der Vorzug einer fließenden und angenehmen Darstellung, der vielen dieser Werke zuzugestehen ist, angeschlagen werden mag; sicher ist, daß nur wenige darunter sind, denen das erste und wichtigste Erforderniß, nämlich eine gründliche und sorgfältige Quellenforschung, nachgerühmt werden kann. Es gilt dieß namentlich auch von jenen Monographien kirch-

licher Heroen, deren die französische Literatur in den letzten zwei Decennien eine ganze Reihe erzeugt hat, von denen jedoch die meisten das Gepräge der Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit tragen. Die leidige Manier, in den Journalen jedes Buch, wenn es nur „gut gemeint“ ist, auch die mittelmäßigsten oder von Fehlern wimmelnden Leistungen, mit lobpreisenden Phrasen zu bekränzen, hat auch jenseits des Rheins ihre schlimmen Früchte getragen.

Es scheint jedoch hierin besser werden zu sollen, und gerade von dem Kreise von Männern, dem Hr. v. Broglie angehört, versprechen wir uns einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Hebung der historischen Studien und Productionen. Diese Männer, und unter ihnen mehrere noch ganz junge, wie Hr. v. Broglie selbst, gehören zum großen Theil den höheren Klassen der Gesellschaft an, und haben sich seit dem Oktober 1855 zur Herausgabe der Zeitschrift: le Correspondant, vereinigt. Wir nennen den Grafen von Montalembert, den Herzog von Noailles, den Hrn. von Fallour, die Herren von Carné, von Champagny (Sohn des Herzogs von Cadore), Lacordaire, Foisset, Lorain, de Meaux ꝛc. ꝛc. Wer die neueste französische Literatur kennt, der weiß, daß dieß Namen sind, welche in den katholischen Kreisen den besten Klang haben, und in der That hat sich die Zeitschrift in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits durch eine Reihe anziehender und gediegener Artikel, den günstigsten Ruf, und eine Verbreitung erworben, welche die Hoffnungen der Gründer übertroffen hat.

Hr. v. Broglie hat sich einen Stoff erwählt, dessen eine Hälfte, die politische, wegen der Dürftigkeit und Unzulänglichkeit der Quellen, die Ueberwindung ganz besonderer Schwierigkeiten erforderte. Wir sind gerade für die so merkwürdige Zeit Constantin's so arm, was die alten Geschichtschreiber betrifft, daß Eutropius und Aurelius Victor mit ihren winzigen Compendien der Römischen Geschichte, und nebst ihnen Decla-

matoren und Rhetoren, wie Eusebius und Nazarius, bei denen der historische Kern nur mühsam aus dem oratorischen Schwulst sich herausschälen läßt, die Hauptquellen bilden. Hier kann also, wie schon Gibbon's Beispiel beweist, das Talent des Historikers im günstigsten Lichte sich zeigen; die Versuchung, dem kargen überlieferten Stoffe durch eigenmächtige Ergänzungen, durch verschönernde, der eigenen Phantasie entnommene Ausmalungen nachzuhelfen, ist freilich groß, und es gehört, zumal für einen Mann von Geist, der als Franzose und für ein französisches Publikum schreibt, nicht geringe Ueberwindung dazu, dieser Versuchung zu widerstehen. Wir können dem Verfasser das Zeugniß geben, daß er, was die ruhige, nüchterne und objective Haltung des Forschers und Berichterstatters betrifft, auch deutschen Anforderungen genügt, während er andererseits in der geschickten Gruppirung der Ereignisse und der durchsichtigen Klarheit der Darstellung jene französische Schule von Historikern erkennen läßt, welche solche Meister historischer Exposition wie Thierry, Guizot, Thiers aufzuweisen hat.

Den kirchengeschichtlichen Theil seines Zeitraumes hat Hr. v. Broglie mit besonderer Vorliebe und musterhaftem Fleiße bearbeitet; er zeigt sich hier durchaus als ein von der Wahrheit seiner Religion durchdrungener Katholik, den die großen Fragen, welche in Constantin's Zeit hervortreten (Sieg über das Heidenthum, Arianismus, Donatismus), mit dem lebendigsten Interesse erfüllen.

Dieses Zeitalter hat seit wenigen Jahren zwei neue Bearbeitungen gefunden. Beide stimmen darin überein, daß sie nicht bloß eine Geschichte des Kaisers allein liefern, sondern zugleich alle Ereignisse schildern wollten, durch welche das Zeitalter Constantin's bedingt war.

Der Standpunkt beider Schriften ist indessen ein durchaus verschiedener. Der Verfasser der frühern Schrift will das Sinken des Heidenthumes aus der eigenen Zersetzung desselben,

wie aus der Alterirung des antiken Lebens und seiner Cultur erklären. In der gegenwärtigen Schrift dagegen wird der Reinigungsprozeß, welchen das Heidenthum durch das Christenthum erfuhr, mit Recht als das bedeutendste Ereigniß des vierten Jahrhunderts hervorgehoben, denn die göttliche Natur des Christenthums hat sich ja gerade darin bewährt, daß es Vieles aus dem Heidenthume und Judenthüme in sich aufnehmen konnte, ohne dadurch irgendwie Schaden zu leiden.

Dieser Standpunkt des vorliegenden Werkes wurde schon im Novemberheft des Jahres 1852 in der Revue des deux mondes von dem Herrn Verfasser, der gegenwärtig in Paris lebt, ausgesprochen. Er schrieb schon damals: Le IVe siècle de l'ère chrétienne n'est pas seulement remarquable par les hommes de génie qui l'ont illustré. Ce qu'on ne peut se lasser d'admirer et ce que je ne serais pas surpris qu'un historien voulût un jour étudier de plus prés, c'est ce travail lent que la religion chrétienne y fit subir à la civilisation païenne pour l'épurer à la fois et l'absorber. Diese Aufgabe, die damals einem Andern zugedacht war, hat der Herr Verfasser jetzt selbst übernommen, und in den zwei Bänden des vorliegenden Werkes ausgeführt.

Wie der Standpunkt, von dem er ausgeht, von dem der früheren Schrift Burckhardt's*) verschieden ist, so ist es auch die Behandlungsweise. Burckhardt wollte das merkwürdige halbe Jahrhundert, vom Auftreten Diocletian's bis zum Tode Constantin's, in seiner Eigenschaft als Uebergangsepoche schildern. Nicht eine Lebens- und Regierungsgeschichte Constantin's, oder nur eine Encyclopädie alles Wissenswürdigen, was sich auf jene Zeit bezieht, wollte er liefern, sondern die bezeichnenden, wesentlich charakteristischen Umrisse der damaligen Welt zu einem anschaulichen Bilde sammeln. Er führte deß-

*) Die Zeit Constantin des Großen. Von Jakob Burckhardt. Basel 1853. 8.

halb den ersten Abschnitt seines Werkes über die Reichsgewalt im dritten Jahrhunderte bis zu den guten Kaisern des zweiten zurück, und begann ihn mit dem Jahre 96.

Der Herr Verfasser des vorliegenden Werkes geht in der Einleitung, S. 1—184, bis auf die Zeit des Kaisers Augustus zurück. Er behandelt in derselben zuerst die Auflösung der Einheit des Reiches, S. 5—63, geht dann auf die Entwicklung der Einheit der Kirche über, S. 63—151, und schließt mit den gegenseitigen Beziehungen zwischen der heidnischen und christlichen Gesellschaft in den ersten drei Jahrhunderten.

Im Werke selbst ist die Eintheilung des ersten Bandes in drei Kapiteln durchgeführt, deren erstes von der Schlacht an der Brücke über den Milvius und dem Edikte zu Mailand handelt, das zweite die Einheit des Staates und der Kirche, sowie die Neugestaltung des Reiches, das dritte die Kirche des Morgenlandes und den Arianismus bespricht.

Die Eintheilung des zweiten Bandes ist in vier Kapiteln durchgeführt, in welchen die Geschichte der allgemeinen Synode zu Nicäa, der Tod des Crispus und der Fausta, die Gründung Constantinopels, endlich der Triumph des Arius und der Tod Constantin's besprochen werden. Jedem Bande sind am Schlusse noch Erläuterungen einzelner Materien beigegeben.

Von diesem reichhaltigen Materiale kann hier wegen Mangel an Raum nur Einzelnes hervorgehoben und näher erörtert werden. Wir beginnen mit einem Gegenstande, der sich auf Bayern beziehen soll.

Bei der Darstellung der Synode, welche im Oktober des Jahres 313 zu Rom gegen die Donatisten gehalten wurde, ist der Herr Verfasser nämlich von dem Berichte des Optatus aus Mileve abgewichen, indem er behauptet, die Bischöfe, welche von Constantin als Richter aufgestellt wurden, seien aus Gallien, Italien und Rhätien zusammengekom-

men, während Optatus nur von Bischöfen aus Gallien und Italien spricht *).

Als Bischof aus Rhätien bezeichnet nun der Hr. Verfasser den von Optatus genannten Zoticus a Quintiano, welchen Ort er durch Kintzen en Bavière zu erklären sucht, während du Pin in seinen Noten zu Optatus eine ganz unrichtige Erklärung mit den Worten: a Quintiano urbe in Rhetia, quae nunc pagus est agri Brixiensis, hodie Kintzen abgegeben hat.

Dieses Kintzen kommt allerdings zur Zeit der Römer vor, von denen es Quintiana oder Quintana Castra genannt worden seyn soll, während Mannert die Lage des Castelles und des Flusses Quintana nicht bei dem jetzigen Dörfchen Künzen, sondern bei dem Städtchen Osterhofen, oder dem nahe bei demselben gelegenen Kloster annimmt.

Von Eugippius, dem Biographen des heiligen Severin, wissen wir auch, daß der Heilige den Bewohnern des Castells den Rath ertheilte, sich vor dem wieder drohenden Einfalle der Sueven nach Lorch zurückzuziehen, aber eines Bischofs-Sitzes zu Quintana erwähnt Eugippius nicht, während ihn doch die Schilderung, die er von dem Landstriche gibt, darauf hätte führen müssen.

Nach Optatus ist auch an einen Bischof aus dem zweiten Rhätien nicht zu denken, denn er spricht nur von gallischen und italienischen Bischöfen. Die Bischöfe, welche er nennt, sind die drei vom Kaiser selbst ernannten Richter,

---

*) T. I, p. 264 heißt es: Aux quatre évêques de Gaule s'en étaient joints quinze d'Italie et de Rhétie. Optatus de schismate Donatistarum. lib. I, c. 23 ed. du Pin. Lutetiae Parisiorum 1700. fol. p. 20 spricht nur von drei gallischen und fünfzehn italienischen Bischöfen. Er sagt: Et tamen dati sunt judices, Maternus ex Agrippina civitate, Reticius ab Augustoduno civitate, Marinus Arelatensis. Ad urbem Romam ventum est ab his *tribus* Gallis, et ab aliis quindecim Italis etc.

Maternus von Köln, Reticus von Autun, Marinus von Arles. Ihnen beigegeben wurden fünfzehn italienische, nämlich die Bischöfe Mirocles von Mailand, Florian von Siena, Zoticus von Quintianum, Stennius von Rimini, Felix von Florenz, Gaudentius von Pisa, Constantius von Faenza, Proterius von Capua, Theophilus von Benevent, Sabinus von Terracina, Secundus von Präneste, Felix von tres Tabernae (dem heutigen Cisterna), Maximinus von Ostia, Evander von Urbino und Domitianus von Forum Claudii (dem heutigen Orivolo). Schon die Reihenfolge dieser italienischen Bischöfe begründet die Vermuthung, daß Quintianum gleichfalls ein italienisches Bisthum gewesen sei, wenn auch Optatus nicht ausdrücklich nur von gallischen und italienischen Bischöfen sprechen würde.

Wirklich findet sich auch an der Küste des tyrrhenischen Meeres ein Quintianum, von welchem Mannert bemerkt hat, daß es eine völlig unbekannte Villa sei. Schon im fünften Jahrhunderte war Quintianum nicht mehr vorhanden, denn Rutilius gibt in seinem itinerarium auf der Fahrt zwischen Graviscä und Cosa, zwischen welchen Quintianum in der Nähe des Flusses Marta lag, keinen einzigen Ort, nicht einmal Ruinen an, sondern spricht nur von dichter Waldung von Nadelholz, welche schon damals ihren Schatten auf den Spiegel des Meeres warf. Daraus erklärt sich wohl, daß Quintianum bald aufhörte, Bischofssitz zu seyn, und wir ebensowenig von den Bischöfen von Quintianum wissen, als von denen von Tres Tabernae, obgleich auch dieser schon damals unbedeutende Flecken auf demselben Concil zu Rom als Bischofssitz genannt wird.

In demselben Kapitel, in welchem von dem Schutze des Kaisers gegen die Donatisten die Rede ist, werden auch die Gesetze behandelt, welche Constantin zu Gunsten der Christen erließ.

„Die Gunstbezeugungen des Fürsten, sagt der Herr Ber-

fasser S. 307, vermehrten die Zahl der Christen von Tag zu Tag, ohne gerade zum großen Vortheile für die Kirche, oder zur großen Erbauung der Gläubigen zu dienen. Die Befreiung von den Municipalämtern, welche durch zwei besondere Gesetze aus den Jahren 313 und 319 bewilligt und erweitert wurde, die Erlaubniß, zu Gunsten katholischer Corporationen letztwillig verfügen zu dürfen, machten aus dem Clerus einen privilegirten Stand, welcher nicht zögern konnte, mit der Würde auch Reichthum zu verbinden."

Referent kann dieser Ansicht nicht völlig beistimmen, denn die Gunstbezeugungen, welche Constantin den Christen durch diese Gesetze erwies, waren nicht ausschließlich zu ihren Gunsten gegeben, sondern waren in gleichem Maße auch den Juden zu Theil geworden, und den Heiden gegenüber nahmen Beide eine bevorzugte Stellung ein. Auch von den Juden hatte Constantin alle Diejenigen, welche, wie er sich im Schreiben an Ablavius ausdrückt, devotione tota synagogis Judaeorum, patriarchis vel presbyteris se dederunt, von allen Gemeindeämtern, insbesondere von dem Amte eines decurio befreit. Erbfähig waren alle Synagogen, denn wir finden eine eigene Verordnung im Codex Theodosianus, nach welcher ihnen die Tempelgüter, d. h. die Weihegeschenke (donaria), welche ihnen genommen worden waren, wieder zurückgegeben werden mußten."

Bei den Heiden konnte eine Befreiung von den Gemeindeämtern deßhalb nicht stattfinden, weil es da einen Priesterstand in unserm Sinne des Wortes nicht gab, sondern im Gegentheile einzelne, auf den Cultus bezügliche Handlungen sehr häufig mit obrigkeitlichen Aemtern verbunden waren; doch waren auch bei ihnen die flamines und diejenigen, welche beständig dem Priesteramte oblagen, die sacerdotales und flamines perpetui, wie Constantin der Große in einer Verordnung von 337 sagt, von manchen Gemeindeämtern, wie von der praepositura mansionum und annonarum befreit.

Die Aerzte, die Lehrer der Beredsamkeit und die sonstigen Lehrer erhielten im Jahre 321 dieselbe Befreiung, während sie den Clerikern geschmälert war, indem die Ordination auf eine bestimmte Zahl, für die durch Todesfälle erledigten Stellen nämlich, beschränkt wurde, und eine Verordnung Constantin's ausdrücklich bestimmt hatte, daß weder ein decurio, noch ein Sohn desselben, oder ein Reicher in den geistlichen Stand aufgenommen werden könne.

Die Freilassung der Sklaven in den christlichen Kirchen im Beiseyn der Vorstände und vor dem versammelten Volke, die Constantin schon gleich am Anfange seiner Regierung anordnete, wie sich aus den Worten jamdudum placuit in der zweiten an den Bischof Protagenes von Sardica erlassenen Verordnung schließen läßt, kann ebenso wenig, wie die vorher erwähnten Gunstbezeugungen als eine den Christen ausschließlich zu Gute kommende Verordnung betrachtet werden. Constantin hat in diesem Betreffe drei Verordnungen erlassen, von welchen der codex Theodosianus nur allein die dritte (1. IV. 7), der codex Justinianeus aber (I, 13) die zweite und dritte enthält, während der Inhalt der ersten, die verloren gegangen ist, sich nur aus den Anfangsworten der dritten entnehmen läßt. Gothofredus hat in seinem Commentar zum codex Theodosianus bemerkt, Constantin habe diese Verordnungen dem jus sacrum der Heiden und den Comitien des Volkes nachgebildet, welche letztere die Griechen gleichfalls ἐκκλησιας genannt hätten. Manumissionum usum et exemplum, sagt Gothofredus zu dem Schreiben des Kaisers an den Bischof Osius von Cordova, welches die dritte Verordnung bildet, in ecclesiam christianam Constantinum M. cujus haec lex est, meliore auspicio e templis et ecclesiis seu comitiis gentilium traduxisse, initio notandum est, und belegt diese Behauptung mit einzelnen Beispielen.

Als ausschließlich zu Gunsten der Christen erlassen

können wir nur die Verordnungen betrachten, in welchen Constantin der Kirche seinen Schutz gegen die Häresie verleiht. Auch hier aber kann Constantin, so entschieden er auch anfangs gegen die Donatisten verfuhr, doch von einem schwankenden Benehmen nicht freigesprochen werden.

Ein merkwürdiger Beleg hiefür findet sich in zwei im codex Theodosianus aneinander gereihten Verordnungen, welche beide dem Jahre 326 angehören. In der ersteren (l. XVI. 5) will der Kaiser, daß Häretiker und Schismatiker von den lästigen und kostspieligen Aemtern, die man im römischen Reiche munera nannte, im Gegensatze zu den Aemtern mit Würde und Auszeichnung, die honores hießen, nicht befreit seyn sollten, da Privilegien aus Glaubensrücksichten nur den Katholiken ertheilt würden. Die kurze Verordnung schließt mit den Worten: haereticos autem atque schismaticos non tantum ab his privelegiis alienos esse volumus, sed etiam diversis muneribus constringi et subjici.

In der letzteren befiehlt er, den Novatianern auf ihr Ansuchen ihre Kirchen und Begräbnißplätze zurückzugeben. Er muß sie nicht für so gefährlich gehalten haben als andere Häretiker, denn er sagt im Eingange: Novatianos non comperimus praedamnatos, ut iis quae petiverunt crederemus minime largienda.

Die Erbfähigkeit der heidnischen Tempel war dagegen gegenüber den Synagogen der Juden und den Kirchen der Christen sehr beschränkt, denn sie umfaßte nur einzelne Tempel, während sie sich bei den Juden auf alle Synagogen, bei den Christen auf die ganze Kirche, das venerabile concilium, wie Constantin im Gesetze vom Jahre 321 sagt, erstreckte, wofür der Herr Verfasser weniger richtig den Ausdruck katholische Corporationen gebraucht hat.

Die erbfähigen Tempel der Heiden lernen wir aus ei-

nem Fragmente Ulpian's kennen *). Deos heredes, sagt Ulpian, instituere non possumus praeter eos quos senatus consulto, constitutionibus principum instituere concessum est, sicut Jovem Tarpejum, Apollinem Didymaeum, sicut Martem in Gallia, Minervam Iliensem, Herculem Gaditanum, Dianam Efesiam, Matrem Deorum Sipylensim quae Smyrnae colitur, et Caelestem Salinensem Carthaginis.

Auch das Gesetz über die Sonntagsfeier, das gleich darauf vom Herrn Verfasser besprochen wird, war keineswegs eine Gunstbezeugung, die den Christen ausschließend zu Theil wurde, denn die öffentliche Feier der heidnischen Feste hörte damit nicht auf, noch wurde die Feier des Sabath's untersagt. Allerdings griff Constantin die sacra privata an und erließ hierin manche Verbote, wir können aber dem Herrn Verfasser nicht beistimmen, wenn er meint, der Götzendienst sei hiemit in seinem Innersten getroffen worden **). Denn die innerste Lebenskraft des heidnischen Cultus bestand ja nicht in den sacra privata, sondern wurde von den sacra publica gebildet, die als Staatseinrichtung bestanden, weil die heidnische Religion selbst ein Bestandtheil der Staats-Verfassung war.

Im zweiten Bande hat der Herr Verfasser namentlich die Vorgänge auf dem Concil zu Nicäa ausführlich dargestellt. Auf die Akten, die uns von demselben vorliegen, ist er wiederholt zu sprechen gekommen. Zuerst bemerkt er S. 52, daß die zwanzig Canones, welche wir mit voller Ge-

---

*) Man vergl. Böcking corpus juris romani antejustinianei. Bonnae 1825. T. I, p. 145.

**) Constantin, en faisant revivre contre elles d'anciennes prescriptions légales tombées en désuétude, se procurait l'avantage de frapper l'idolâtrie au coeur, sans altérer les lois de l'empire.

wißheit besitzen, nicht im Stande seien die Tradition zu entkräften, welche fast alle wichtigen Regeln der kirchlichen Disciplin bis auf die Zeit des Concils von Nicäa zurückführe, denn die Zahl und Beschaffenheit der Beschlüsse des Concils sei der Gegenstand zahlreicher Controversen gewesen.

Später S. 66 spricht er von den 84 Canonen, welche nach einer arabischen Handschrift dem Concil angehören sollen. Zuletzt hat er in einer eigenen Erläuterung (éclaircissement B. S. 426 bis 430) den Stoff wieder aufgenommen und seine Erörterung mit den Worten beschlossen, daß die Frage über die Akten und Canonen des Concil's in der Concilien-Geschichte von Hefele zwar sehr gut besprochen, aber doch ohne Lösung geblieben sei. Es ist jedoch hiebei zu bemerken, daß Hefele sowohl in seiner früheren Abhandlung über die Akten des ersten Concil's zu Nicäa, welche bereits im Jahre 1851 in der Tübinger Quartalschrift erschien, wie in der später (1855) erschienenen Geschichte der Concilien sich nur über die Zahl der Canones mit Entschiedenheit dahin geäußert hat, daß die 80 oder 84 arabischen Canones nicht nicänisch seien und das Nicänum überhaupt nicht mehr als 20 Canones aufgestellt habe, keineswegs aber behaupten wollte, daß alle Verordnungen des Concils in diesen zwanzig Canones enthalten seien, sondern gleich bei dem ersten Einwurfe, der hinsichtlich der Osterfeier gemacht wurde, diesen Einwurf nicht an sich hinsichtlich der Vollständigkeit der Verhandlungen, vielmehr nur hinsichtlich der Zahl der Canones zurückweist. Prof. Hefele bemerkt nämlich an beiden Orten, daß die Alten nur von einer Verordnung, nicht von einem Canon des Nicänum's über die Osterfeier sprechen, eine Verordnung darüber habe aber die Synode allerdings gegeben, wie noch jetzt das Synodaldekret (Socr. I. 9) ausweise.

Von den Einwürfen, welche der Herr Verfasser hier neuerdings zur Sprache bringt, sind wohl die Aussage Theo-

doret's, Papst Julius habe die Appellation des Athanasius kraft eines kirchlichen Gesetzes angenommen, und die Stelle im Schreiben dieses Papstes selbst, in welchem gesagt ist, die Nicäner Bischöfe hätten mit Recht gestattet, daß die Beschlüsse einer Synode von einer späteren wieder geprüft werden dürften, die bedeutendsten. Hefele hat zu dieser Stelle bemerkt, es sei hier nicht gesagt, daß die Nicäner Väter einen Canon in der erwähnten Sache erlassen hätten, sondern wohl nur gemeint, sie hätten durch ihr eigenes Beispiel die Prüfung älterer Synoden erlaubt, indem sie selbst die arianische Sache wieder vornahmen, obgleich sie bereits zu Alexandria entschieden war. Die Aussage Theodoret's, deren Hefele nicht erwähnt, ist wohl aus einer Verwechslung der Synode von Nicäa mit der von Sardica entstanden.

Eine solche Verwechslung hat nicht bloß, wie man bisher bei der Entscheidung des Papstes Zosimus in der Sache des Apiarius angenommen hat, dadurch entstehen können, daß die Canones von Nicäa und Sardica ohne Unterscheidung an einander geschrieben waren, und letztere mit fortlaufender Zahlenreihe gleichfalls als nicänische Canones aufgeführt wurden, sondern wurde auch dadurch begründet, daß sardicensische Canones ohne Verbindung mit den nicänischen Canones in alten Handschriften als nicänische bezeichnet werden. Dieß ist der Fall in einer gegenwärtig auf der Staats-Bibliothek zu München befindlichen Handschrift, welche Amort dem achten Jahrhunderte zuschreiben wollte, wie in einer Freisinger Handschrift, welche dem folgenden Jahrhunderte angehört. In beiden ist neben der ersten Synode von Nicäa und der von Sardica noch eine dritte vorhanden.

In beiden finden sich nämlich zweiundzwanzig größtentheils sardicensische Canones unter der Ueberschrift: incipit concilium Nicaenum XX. episcoporum, qui in graeco non habentur, sed in latino esse inveniuntur tantummodo. Die-

ses von Amort in seine elementa juris canonici (Augustae Vindelicorum 1787. 4. T. II. p. 247) aufgenommene Aktenstück hat bisher keine Beachtung gefunden, obgleich es die Verwechslung der beiderseitigen Synodalbeschlüsse von Seite eines Mannes wie Papst Zosimus noch einfacher erklärt, als die oben erwähnte mangelhafte Beschaffenheit der Handschriften. Hinsichtlich der Zahl der Canonen des Concils von Nicäa dürfte die gepflogene Untersuchung mit der Arbeit Hefele's erschöpft seyn, wohl aber ergibt sich andererseits, daß die Verordnungen des Concils, wie die über die Osterfeier, die über Meletius und seine Anhänger, nicht alle in amtlicher Ausfertigung auf uns gekommen sind.

Als Legaten des Papstes auf dem Concil werden die Priester Vitus, Vincentius und der Bischof Osius von Cordova angeführt. Wir möchten dagegen auf die Beiträge zur Kirchengeschichte von Frohschammer verweisen (Landshut 1850 8.), in welchen in einer eigenen Abhandlung über den Vorsitz auf dieser Synode mehr als wahrscheinlich gemacht ist, daß Vitus und Vincentius, die beiden römischen Priester, zwar als Legaten des römischen Bischofes bei dem Concil von Nicäa gegenwärtig gewesen seien, nicht aber den Vorsitz führten, dagegen Osius, Bischof von Cordova, zwar den Vorsitz, nicht aber in der Eigenschaft als römischer Legat geführt habe.

LV.

Der Roman: „Eritis sicut Deus“ *).

Schon der Umstand, daß in diesen Blättern von dem genannten Romane die Rede ist, wird genugsam andeuten, daß man es bei ihm nicht mit einem gewöhnlichen literarischen Produkte dieser Art, wie sie für das gemeine Lesebedürfniß zu Dutzenden erscheinen, zu thun habe, sondern daß er von anderer Art und anderem Gehalte sei, und ein höherer Zweck ihm zu Grunde liegen müsse. In der That verfolgt dieser Roman kein anderes Ziel als dieß, die Hegelisch-pantheistische Philosophie in ihrem Einfluß auf das Leben zu charakterisiren, in ihrer Wirkung und Modifikation in verschieden gearteten Naturen darzustellen. Insbesondere aber schildert er uns das Ringen eines tieferen, ursprünglich religiös gestimmten Frauengemüthes mit der Weltanschauung der Hegel'schen Philosophie, das Unterliegen desselben, das Entwurzeln einer anima naturaliter christiana aus allem religiösen Glaubensgrund und die endliche Errettung derselben. — Alles, nach dem Bekenntniß des Verfassers, vom Standpunkte eines gläubigen Protestanten.

Wer den großen Einfluß der pantheistischen Philosophie in der Gegenwart kennt, einen Einfluß, der sich nicht nur

*) Eritis sicut Deus, Ein anonymer Roman. 3 Bde. 2. Aufl. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. 1855.

auf die gesammte Wissenschaft, insbesondere auf die Theologie erstreckt, sondern, zumeist durch die belletristische Literatur, auf die ganze Weltanschauung des größeren Theiles der Gebildeten in negativer, den Glauben zerstörender Weise, der wird ein solches Unternehmen nicht anders denn als ein zeitgemäßes betrachten, und es als sehr dankenswerth erachten, daß es mit so viel Einsicht und Geschick zu Ende geführt ward, wie es im genannten Roman geschehen.

Um eine Vorstellung von der Behandlungsweise des Themas zu ermöglichen, wird es nothwendig seyn, uns die Hauptpersonen und den Verlauf der Geschichte selbst zu vergegenwärtigen.

Der Verfasser beginnt damit, uns zwei Mädchen, eingetreten in's jungfräuliche Alter, vorzuführen, und nach ihren Eigenthümlichkeiten in einem Zwiegespräche zu kennzeichnen. Es handelt sich dabei vorzüglich um ihre weitere Ausbildung, um die Mittel und Wege dazu, und unter Anderm insbesondere darum, ob man mit Ehren wohl die großen deutschen Dichter der Neuzeit, Göthe und Schiller lesen könne und dürfe. Die Eine, Leonore, eine geschäftige, praktische Natur, nimmt das etwas leichter, die Andere, Elisabeth, die eigentliche Heldin der Geschichte, von tieferem, sinnenden Gemüthe, ist in dieser Beziehung ängstlicher, obwohl sie von ihrem Vater, einem ernstgesinnten Philologen, der sie bei seinem Tode als Doppelwaise zurückgelassen, schon vielfach vorbereitet worden für solche Lectüre, da sie durch ihn sogar mit seinen Klassikern einige Bekanntschaft gemacht, und selbst die mythologischen Darstellungen ihr nicht fremd geblieben waren. Dennoch hat sie kein rechtes Zutrauen zu den gefeierten Dichtern. Ueber Schiller äußert sie: „Er ist so ernst in seinem Streben, so würdig, daß er wohl den meisten Menschen zusagen muß. Aber eines unter seinen Gedichten kehrt mir das Herz im Leibe um, und das sind seine Götter Griechenlands. Ich kann jenes Gedicht gar nicht lesen, ohne daß

mich ein Krampf faßt — ich weiß nicht, ist es Ingrimm oder ein Krankheitsgefühl — ein Schreien in meiner Seele um meinen Gott, dem solches Unrecht geschieht.“ Auch bei Göthe, an dessen Lectüre sie sich mit Zagen gewagt, und der sie durch Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheit so sehr anspricht, findet sie neben all dem Schönen doch wieder Manches, was ihr nicht so ganz gefällt, ja manchmal nehme das Schöne selbst unvermerkt eine Wendung, vor der sie erschrecke, die sie verwirre und ängstige. „Auch Shakespeare“, bemerkt sie, „ist mir ein Wunder voller Geheimnisse, voller Herrlichkeiten. Aber vor Kurzem sagte einmal ein Mann, vor dessen Urtheil ich Respekt habe: man hätte allen Grund, den Frauen übel zu nehmen, wenn ihnen Göthe und Shakespeare gefielen. Du kannst dir denken, wie ich erschrack, und wie es mich seitdem quälte, daß sie mir eben doch gefallen.“

Das Unglück führt sie bei solchen Bedenklichkeiten mit einem fanatisch-pietistischen Pfarrer zusammen, der in das Haus ihres Oheims und ihrer Tante gekommen war, und der auf ihre schüchterne Anfrage hierüber in roher und verletzend anzüglicher Weise sich hierüber ausläßt, kurzweg die Dichter verwerfend und verdammend. Beide Mädchen fühlen sich, wie zu erwarten, vielmehr gekränkt, statt belehrt oder gewarnt, und sind geneigt zu bestimmter, entschiedener Opposition gegen die Ansichten und Urtheile des unverständigen Fanatikers und schlechten Menschenkenners, mochte ihnen auch immerhin ihr Gefühl sagen, daß doch auch einiges Wahre in seinen Aussprüchen enthalten sei. In solcher Stimmung war Elisabeth, als, nachdem ihre Freundin, die nur auf Besuch bei ihr gewesen, sie bereits wieder verlassen, das Geschick den Helden der Geschichte, Robert Schärtel, in ihre Nähe führte.

Er ist ein junger Philosoph aus Hegels Schule, im Vollbewußtseyn der Höhe seines philosophischen, absoluten Standpunktes, und vor Allem Aesthetiker, der nach manchen

grob sinnlichen, jugendlichen Verirrungen sich auf Reisen begeben hatte nach Italien und Griechenland zu literarischen und ästhetischen Zwecken, und nun zurückkehrend an einer kleinen deutschen Universität aufgetreten war, mit Begeisterung und Beifall die Sache der Hegel'schen Philosophie und Weltanschauung verfechtend.

Diesem jungen Manne ist Elisabeth bei ihrer äußerlichen und innern Vortrefflichkeit bald ein Gegenstand hoher Aufmerksamkeit und Theilnahme. Mit ebensoviel Freiheit und Liebenswürdigkeit, als mit weiser Zurückhaltung weiß er gegen den zelotischen Prediger die Kunst und die Dichter zu vertheidigen und zu empfehlen, und die schönsten, geistreichsten Bemerkungen über Gedichte und Kunstwerke vorzubringen. Elisabeth ist ganz entzückt hierüber und athmet wieder auf, nachdem sie kurz zuvor in so drückende Stimmung versetzt worden war. „Leonore"! schreibt sie an ihre Freundin, „Es wird Licht, Licht, Licht! Heute habe ich Dinge gehört, neue, herrliche, wundersame; heute habe ich angefangen zu leben! Ja, freilich, ich darf Göthe lieben, darf Shakespeare lieben, du darfst auch deinen Schiller lieben, ich darf meinen Don Juan (Oper) wieder hervorziehen. Alles, Alles, was Kunst heißt, darf ich ehren! O, wie weichen doch die Schatten von meinen Augen! wie thöricht war ich, mir das helle Tageslicht nehmen zu lassen! Nein, jetzt weiß ich, daß mein Gott nicht darüber böse ist, daß mir das Schöne gefällt, daß er mich darum nicht gleich dem Satan übergeben will, weil ich mein Herz nicht auf so grelle und schneidende Weise los machen kann von allen höheren, schöneren Lebensgütern! O, wie leuchtet das Leben jetzt vor mir auf! Wie mit einem Zauberschlag ist Alles anders geworden!"

Kein Wunder, daß Elisabeth dem jungen, freien Philosophen und Aesthetiker alsbald herzlich gut ist, und binnen wenigen Tagen ihr Geschick sich dahin entscheidet, daß derselbe bei seiner Abreise sie als seine Braut zurückläßt, mit der

Hoffnung scheidend, bald sie als Gattin heimholen zu können. Das geschieht auch, doch nicht ohne daß Elisabeth vor ihrer Abreise dahin noch ein großes Leid zu erfahren hatte. Ihr durch den Philosophen geweckter freierer Sinn und Widerspruchsgeist gegen ihre Tante veranlaßte sie, in einer Anwandlung von Koketterie zuletzt noch gegen deren Willen einen Privatball zu besuchen, um sich noch einmal der Welt zeigen zu können. Durch eine unselige Verwicklung der Verhältnisse wurde sie aber daselbst die Veranlasserin eines unglücklichen Duells, das einem jungen Offizier, dem einzigen Sohn einer Wittwe, der bisher selbst die Hoffnung ihres einstigen Besitzes hegte, und als ihr Rächer gegen einen Zudringlichen auftrat, das Leben kostete. Elisabeth ist auf's schmerzlichste erschüttert, und sucht in tiefster Demüthigung die unglückliche Mutter des Getödteten zu beschwichtigen und zu versöhnen; allein vergebens; diese bleibt unversöhnlich und stößt den Fluch über sie aus. Dazu kam noch ein Brief von ihrer Freundin, der ihr Andeutung gab über die Stellung ihres Verlobten zum christlichen Glauben; daß man denselben zwar als liebenswürdigen Charakter kenne, aber zugleich als einen Mann, der ganz auf dem Boden des modernen Wissens stehe und daher — kein evangelischer Christ mehr sei. Das vermehrt noch ihren Kummer und innern Kampf. Indeß ihr Verlobter kommt an, und weiß sie bald über all' dieß zu beschwichtigen, und sie reisen beide als beglückte Gatten in die neue Heimath, die kleine Universitäts-Stadt ab, wo durch das Neue der Verhältnisse und durch das Glück der Veränderung der Gedanke an diese unglücklichen Ereignisse bald in den Hintergrund gedrängt wird.

Von da an beginnt nun für Elisabeth ein ganz neues Leben und Treiben. Das Haus ihres Gatten ist der Versammlungsort und Mittelpunkt der Jünger Hegels, in welchem sie manche gemeinschaftliche Berathung pflegen, und zu freier Geselligkeit sich vereinigen. Hier bespricht man die beste

Art und Weise, die neue „absolute" Philosophie und Welt-Anschauung zu verbreiten, Ausschreitungen einzelner Jünger derselben zu begegnen, und die bisherige Weltanschauung, die Theologie und den Glauben an einen persönlichen Gott zu bekämpfen und zu vernichten. Elisabeth erfährt zwar bei solchen Gelegenheiten Manches nebenher, so daß sie nach nicht allzu langer Zeit zu der Ueberzeugung kommt, es stehe bei dem gewöhnlichen christlichen Glauben nicht Alles so ganz richtig, als sie bisher meinte. Doch ist ihr Gatte durchaus nicht gewillt, sie in die eigentlichen Geheimnisse der absoluten Philosophie einzuweihen. Er will sie vielmehr aus gemüthlichen und ästhetischen Gründen auf der Stufe der „Vorstellung" erhalten, nicht zu der Höhe des „Begriffes" erheben. Manche Anfechtung und manchen Spott von Seite seiner Freunde hat er wohl darum zu erfahren, da er gerade da seine absolute Wahrheit, die doch für Alle gelten muß, nicht zur Geltung bringen will, wo man es am ersten erwarten sollte von einem so begeisterten Vertheidiger und Propagandisten derselben. Doch er beharrt auf seinem Entschlusse. Elisabeth's Fragen selbst weiß er durch seine dialektische Kunst zu umgehen, und seine Gedanken mit ihren Anschauungen möglichst auszugleichen, und räth ihr auch geradezu ab, darüber zu grübeln. „Ich wünsche Elisabeth", sagt er nach einem Gespräch über ihre Frage: ob denn Philosophie und Theologie weit auseinander gehen? „ich wünsche keinen Philosophen aus dir zu bilden. Es ist mein Wunsch, daß du über solche Dinge nicht viel grübelst, daß du die einfache Wahrheit der Bibel hinnehmest und stehen lassest, wie sie steht. Du hast darin das Wahre, hast das in der Form des Glaubens, was ich in der Form des Wissens habe, und wir kommen in höherer Weise immer wieder zusammen, wenn auch unsere Wege sich manchmal zu trennen scheinen. Ich bin nun einmal der Meinung, daß sich für Frauen der Begriff ebensowenig paßt, als für die Männer die Nadel. — Wie kommst

du eigentlich auf diese Fragen?“ „Ein von dir neulich hingeworfenes Wort, daß die Frauen eigentlich katholisch seyn sollten, machte mir Skrupel“, erwiedert Elisabeth. „Nun, dieß warf ich im Scherz hin; es hat aber doch eigentlich einen Sinn; denn der Protestantismus hat nicht mehr einen ganz unmittelbaren, sondern schon einen reflectirten Glauben, und eine Protestantin steht somit schon mit einem Fuße in der Reflexion. Nun bleibe immerhin mit einem Fuße darin stehen, hüte dich aber, auch den andern hineinzusetzen.“ Der Philosoph kennt jedoch seine Elisabeth noch nicht recht; sie ist ein zu tiefes, wahrhaftes Gemüth, als daß sie sich so leicht über die von der ihren so verschiedene Anschauungsweise ihres Gatten beruhigen konnte; es gährt Manches in ihrer Seele fort, und sie wird bald von ernstlichen Zweifeln gequält, wie aus ihren Briefen und Tagebüchern hervorgeht.

Es war in der Gesellschaft und Umgebung, in welcher sich Elisabeth befand, auch nicht anders möglich. Lauter Jünger der absoluten Philosophie, welche je nach eigenthümlichem Naturell und Begabung sie auffaßten, und verschieden widerspiegelten; der Eine als allzeit gewandter, formalistischer Dialektiker, alle Räthsel im Himmel und auf Erden lösend, der Andere als ungeschlachter, frivoler Lüstling, Rechtfertigung seines Lebens in ihr suchend, vor Allem in der Maxime, daß „Alles Einerlei sei;“ ein Anderer, ein in sich unklarer und von ihrer Absolutheit unbefriedigter Kopf, findet in ihr Stoff zur Ironie über sich selbst, über die Philosophen und diese Philosophie. Noch ein Anderer findet im Verlaufe der Geschichte in denselben philosophischen Grundsätzen Rechtfertigung dafür, seine seit Jahren geführte Ehe zu trennen, seine bisherige Gemahlin heimzuschicken und eine andere zu nehmen, die in seine Ideen einzugehen, zum philosophischen Bewußtseyn sich zu erheben vermag. In dieser Letzteren wird uns auch eine „absolute“ Philosophin geschildert, die längst nach diesem, den Männern vorbehaltenen philosophischen

Wissen geschmachtet, von unserm Helden aber, seinen Grundsätzen gemäß, stets mit ihren Fragen abgewiesen ward, bis endlich ein neuer Professor ankam, in dem sie schon früher den Magnet ihres innern Lebens gefunden, und der sie nun in alle Höhen und Tiefen seiner Wissenschaft einführte.

Bald kommt ein neuer Factor in dieses literarische Treiben und Familienleben, und bringt auch die Kunst zur Geltung. Robert stellt eines Abends seiner Elisabeth einen jungen Künstler vor, den er bereits in Rom kennen gelernt und lieb gewonnen, von dem er auch bereits öfter mit Begeisterung für seine körperliche Erscheinung sowohl, als seine sonstigen Eigenschaften und Vollkommenheiten gesprochen, so daß sie, ohne seinen Namen zu hören, alsbald erräth, wer er sei. Der junge Maler hinwiederum findet in Elisabeth unverhofft, was er eigentlich seit seiner Kindheit gesucht, das lebendige Vor- oder Nachbild einer Madonna von Perugino, für die er seit Jahren, als für das eigentliche Ideal seiner Seele, geschwärmt. Kein Wunder, daß er vom ersten Augenblicke an eigenthümlich bewegt und ergriffen wird. Robert, als Aesthetiker entzückt von des Malers schöner Gestalt ebenso, wie von seiner Kunst, weiß ihn bald zu bereden, zu bleiben, um seine Philosophie zu studiren, statt zu gleichem Zweck an die Universität nach München zu gehen, wo ohnehin die wahre Philosophie nicht gelehrt würde. Er gestattet ihm freundschaftlichst Zutritt in sein Haus, obwohl ihm nicht entgangen war, welchen Eindruck Elisabeth auf ihn gemacht; ja, er äußert sich gegen ihn sogar hierüber in sehr liberalen Andeutungen. Indem der junge Künstler in die philosophischen Geheimnisse eingeweiht wird, werden ihm vor Allem seine künstlerisch-christlichen Ideen oder Träumereien von dem Philosophen zerstört, und er an die Gegenwart mit seiner Kunst angewiesen. Dem jungen Künstler ist es zwar schmerzlich, seine schönen Illusionen, seinen christlichen Jugend-Glauben zerstört zu sehen, doch weiß er sich bald zu fassen. Die

Zerstörung seiner Ideale hatte nach kurzem Schmerze seinem Streben auf einmal ein ganz anderes Ziel gegeben, und er trat wieder frei und offen auf. Robert meinte, seine Philosophie, das freie Wissen, habe diese Aenderung und Fassung bewirkt. Er war zu wenig Menschenkenner, um zu errathen, was in der Seele des jungen Mannes nach seinen philosophischen Aufklärungen, die demselben sein Ideal zerstörten, und ihm Elisabeth nun in ganz anderem Lichte erscheinen ließen, vorgegangen war.

Das Leben wird nun in diesem Kreise noch bewegter, genußreicher, d. h. reicher an ästhetischen Spielereien. Denn der junge Maler ist nicht bloß ein begeisterter Künstler, er ist auch ein unvergleichlich erfinderischer Gesellschafter, und weiß zudem auch Andere zu Kunstgenuß und Kunstübung anzuregen. Namentlich das in Elisabeth schlummernde Talent für Landschaftsmalerei findet Anregung und Ausbildung. Um selbst noch mehr ästhetischen Genuß zu haben und ästhetische Bildung zu verbreiten, weiß die kleine Gesellschaft, unter Beihülfe einer ehemaligen berühmten Theater-Sängerin, die Oper „Romeo und Julia“ aufzuführen, wobei auch der Maler und Elisabeth mitwirken; ebenso wird des Sophokles Antigone, „diese großartige Dialektik des Fatums“, gegeben und werden auch wohl Tableaux dem Publikum vorgeführt.

Dieses Treiben wird, nach einiger Unterbrechung durch Reisen während der Ferien, noch weiter fortgesetzt und mehr und mehr weiß sich der junge Künstler in Elisabeth's zweifelvolle und unter dieser Umgebung erkrankende Seele einzuführen und zu befestigen. Robert, der dialektische Formelheld und an der Aeußerlichkeit vorwiegend klebende Aesthetiker, ist noch immer entzückt über den schönen, gewandten, in den schönen Künsten so ausgezeichneten jungen Mann, ist noch immer voll Liberalität gegen ihn. Und als er bereits halb und halb seine Absichten durchschaut, findet er es noch an der Zeit mit Elisabeth ein Experiment zu machen und ihr „Tri-

stan und Isolde“ vorzulesen, so das Feuer schürend, statt es zu hemmen. Endlich ist die rechte Zeit gekommen und scheint das Ziel erreicht werden zu können. Der Maler fordert Elisabeth geradezu trotzig von Robert, fordert ihn auf mit ihm vor ihr zu erscheinen, damit sie selbst erkläre, welchen von beiden sie wahrhafter liebe, und wer daher nach des Philosophen eigenen Ansichten wahrhaft ein Recht an sie habe. Es kommt zwar nicht bis dahin. Der Künstler wird aus dem Hause gewiesen; Robert söhnt sich vollständig mit seiner Gattin aus. Indeß weiß jener mit Hülfe der schon erwähnten intriguanten Philosophin durch Vorspiegelungen Elisabeth aus der Stadt in ein entlegenes Haus zu locken, um nochmal den Versuch zu machen, sie zu bewegen, dem bisherigen Gatten den Abschied zu geben, der sie ohnehin nicht zu würdigen verstehe, und ihm zu folgen, ihm, der nicht eigentlich ein Künstler, sondern ein Freiherr aus Franken sei und in weit glücklicheren äußeren Verhältnissen sich befinde, als Robert, ihr Gatte. Elisabeth widersteht aber standhaft, wenn auch mit erregter, gefolterter Seele, und die Scene endet mit einer Ohnmacht, ja mit Scheintod Elisabeth's. Der junge Mann verläßt in tiefster Erschütterung bald die Stadt, und Elisabeth's bedenklicher Zustand nach dem Wiedererwachen macht es räthlich, sie auf einige Zeit zur Wiederherstellung ihrer Jugendfreundin, die inzwischen mit einem Pfarrer sich verehelicht, in Obhut und Pflege zu geben.

Unterdessen aber trat in Robert's Stellung an der Universität ebenfalls eine Krisis ein. Er ward ungeachtet der eifrigen Bemühung einer „finstern Gegenpartei“ zum Professor ernannt und die freie Philsophie hatte in ihm den Sieg errungen. Seine Antrittsrede war aber darum auch so verletzend, so die Gegner zum Kampf auf Leben und Tod herausfordernd und stellte seine Persönlichkeit so stolz und trotzig hin, daß diese Gegner auf's Aeußerste gereizt, Alles gegen ihn aufboten. Indessen hätten sie doch nichts erreicht, wenn

nicht andere Mächte gegen ihn wirkend eingetreten wären. Die „absolute" Philosophin nämlich, die Nichte des Präsidenten, hatte sich auf der Höhe ihres Bewußtseyns schon längst für die allein würdige Gattin eines Professors gehalten, der leider schon mit einer solchen versehen war. Sie hatte es durch ihre Künste dahin gebracht, daß derselbe seine erste Gattin aus der Schweiz entlassen und heimgeschickt hatte zu ihren Bergen. Allein die Verstoßene war nach einiger Zeit wieder gekommen und gerade da, als es sich ernstlich um die Vermählung der Philosophin handelte. Robert, sowohl aus Mitleid als aus Besorgniß für den guten Ruf der Philosophie, ließ es sich beikommen, bei seinem Collegen für die „Schweizer-Bäuerin" zu sprechen, um ihn zu vermögen, sie mit ihrem Kinde wieder an- und aufzunehmen. Die Philosophin weiß dieß zwar zu vereiteln, ist aber nun zu ergrimmt gegen Robert, als daß sie nicht hätte an ihm Rache nehmen sollen. Was alles Geschrei, alle Entrüstung und Anklagen der Gegner Robert's nicht vermocht, das bringt sie bei dem Präsidenten zu Stande, und so wendet sich durch eine eigenthümliche ironische Dialektik die freie Philosophie in einer Schülerin gegen einen Haupthelden derselben.

Robert wird seiner eben errungenen Professur an der Universität enthoben und an eine gelehrte Vorbereitungs-Anstalt in eine andere Stadt versetzt. Dorthin kommt nun auch Elisabeth, nachdem sie wieder hergestellt war. Der Philosoph findet bald Gesinnungsgenossen und Freunde daselbst, insbesondere an einem Advokaten, der ein Volksblatt redigirt, das mit wildem Fanatismus um jeden Preis den Kampf führt gegen die Tyrannen, die Pfaffen und den Adel, und den Deutschkatholicismus in aller Weise zu fördern sucht. Diese deutschkatholische Bewegung wird im dritten Bande unseres Roman's in ergötzlicher und mitunter schneidender Weise geschildert in Scenen ganz aus dem Leben gegriffen. Robert ist zwar auch dafür, aber sie genügt ihm doch nicht,

ist seinem Standpunkte nicht angemessen; Gemeindemitglied mag er darum nicht werden.

Elisabeth lebt unterdessen möglichst zurückgezogen; der stille Kampf ihres religiösen Gemüthes, ihres Glaubens an den persönlichen Gott mit den Ansichten ihres Gemahls, dessen Gott ein bloßer Begriff, die in Begriffe gefaßte Natur und Geschichte ist, dauert fort. Vergeblich sucht Robert sie zu beruhigen, sie mahnend auf dem Standpunkt der Vorstellung zu bleiben, der „grauen Grübelei" zu entsagen und ihn dagegen in seinem Begriffsreiche ungestört zu lassen. Es ist ihr nicht möglich, sich so zufrieden zu geben. Sie ist von Ungewißheit und Zweifel gequält und wenn sie in Augenblicken innerer Angst und tiefen Schmerzes religiöse Tröstung sucht, fühlt sie mit Schrecken, daß der feste, zuversichtliche Glaube an einen persönlichen Gott ihr bereits entschwunden sei. Da nimmt das Verhalten des Philosophen selber zu ihr eine entscheidende Wendung. Robert ist durch diese Stimmung und hartnäckige Opposition Elisabeth's in dieser Beziehung sehr gereizt; er beschränkt ihre religiösen Uebungen, namentlich ihren Kirchenbesuch so viel als möglich, und ist ergrimmt, als er erfährt, daß sie eine Missionspredigt besucht. Da er sie einmal antraf, wie sie eben ihr Söhnchen kleine Gebetlein hersagen läßt, verhöhnt er sie bitter darüber. Es kommt endlich die Krisis. Er bietet Alles auf, die Sache zur Entscheidung zu bringen, ihren Glauben „an den Mann da oben in den Wolken" ganz zu vernichten, theils um sie selbst aus ihrem beängstigenden, sie verzehrenden Gemüthszustand zu befreien, theils um ihrer Opposition gegen seine Weltanschauung ein Ende zu machen, die so peinlich war. Da die Gründe nicht zum Ziele führen wollen, werden Drohungen, sie zu verlassen, zu verstoßen, zu Hülfe genommen. Das scheint gewirkt zu haben. Sie entsagt dem Glauben an einen persönlichen Gott, verwünscht die Erziehung durch ihre Eltern, die sie in denselben eingeführt, sie will mit tiefster Seele entwurzelt seyn aus dem

göttlichen Reiche des Jenseits. Sie will sich nur mehr auf ihren Gemahl stützen, ganz auf ihn nur vertrauen; er soll ihr Gott seyn. Das „Eritis sicut Deus“ hat sich in sofern erfüllt.

Aber es dauert nun nicht lange mehr, so ist ihr ganzes geistiges Wesen in sich zusammengebrochen, nachdem es seinen höheren Halt verloren. Bald darnach nämlich wird, vorzüglich durch die schon erwähnte intriguante Philosophin ihrem Gemahl ihre Treue verdächtig, indem die Aehnlichkeit ihres Knaben mit dem Maler boshaft gedeutet wird. Roberts gereizter Zustand bedarf nicht viel; er macht ihr bittere Vorwürfe und verläßt sie im Zorne, um nach der Universitätsstadt zu reisen und Gewißheit zu erlangen. Hier wird er nun allerdings bald von ihrer Unschuld völlig überzeugt und eilt, um sein Unrecht wieder gut zu machen. Aber es ist nun zu spät. Elisabeth war in einem traurigen Zustand zurückgeblieben. Sie konnte nicht eigentlich sagen, daß sie unschuldig sei, obwohl sie vor den Menschen unschuldig war; das Geschick strafte sie hart für die feine Sünde, deren sie sich schuldig wußte. „Aber sie erinnerte sich endlich, daß die Modernen dadurch sich helfen, das Schuldbewußtseyn überhaupt von sich abzuweisen, die Versöhnung sich selbst zu bringen, und da es eben Tag war und nicht Nacht, so schaute sie nach und nach die Dinge um sich wieder heller an und sagte zu sich selbst: Was Anderen möglich ist, das wird doch wohl auch dir möglich seyn! Hast du ja doch noch deinen Schatz hier in der Wiege, laß dir die Freude daran nicht verbittern! Bist du nicht eine Närrin, daß du das Gericht des Nichts fürchtest, weil du in Gedanken gesündigt hast? Nimm es auf mit dem Nichts, du bist ja Etwas, du lebst, du athmest und dein Kind lebt und athmet auch. Läßt Robert sich überzeugen, nun gut — läßt er sich nicht überzeugen, so wirst du darum nicht sterben und dein Kind auch nicht.“ — „O ich kann auch stark seyn“, rief sie fast lachend, „ich kann ja mein Kind selbst be-

wahren, ich brauche keinen Gott und keine Idee, um mir mein Kind zu erhalten." Mit fast wahnsinnigem Entzücken betrachtete sie dasselbe. Ihr ganzes geistiges Wesen war sonach krankhaft in die Liebe zu ihrem Kinde concentrirt, nachdem ihr alles Andere entschwunden.

Aber auch diese Stütze, an der sie sich noch aufrecht hielt, sollte alsbald brechen. Ihr geliebtes, vergöttertes Kind ward ihr nach Hause gebracht, schwer, wenn auch nicht gerade tödtlich verwundet. Bei einer Versammlung zur Zeit der deutschkatholischen Bewegung war unser Philosoph einmal von einem Schmied, einem rohen Trunkenbolde, als ein „Mann von Fach" befragt worden, ob man sich denn darauf verlassen dürfe, daß es nichts sei mit der Hölle nach dem Tode? In dem Unmuthe, der diesen gerade über Elisabeth's Kirchenbesuch erfüllte, erwiderte er. „Ja, die Hölle das sind die nichtsnutzigen Weiber, die scheinheiligen, lügnerischen, ungehorsamen, eine andere Hölle gibt's nicht." Der Schmied war damit zufrieden und bald darauf verbreitete sich die Kunde, er habe sein Weib erschlagen. Die eben ausbrechende Revolution von 1848 macht es ihm möglich, sich eine zeitlang dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, doch entging er ihr nicht. Dieser von Doctor Schärtel über die Hölle belehrte Schmied war es, der, als er auf seinem Gange zum Gefängniß das Kind desselben mit seiner Wärterin sah, ingrimmig einen Stein darnach warf und es gefährlich verwundete. Elisabeth ward in tiefster Seele zerrüttet, als ihr das verwundete Kind gebracht wurde, obwohl sie äußerlich in keinen auffallenden Zeichen den Schmerz kund gab. In krankhafter Sorgfalt ist sie immer nur mit ihrem Kinde beschäftigt, will allein bei ihm wachen, es neben sich ruhend haben, und wird endlich selbst vom Schlaf überwältigt. Robert findet sie so; als er aber nach dem Kinde sucht, findet er es bei ihr todt, erstickt, erdrückt von der Mutter. Elisabeth wird wahnsinnig. Aus abgebrochenen, verwirrten Reden ging hervor, daß ein schwe-

rer Traum in der verhängnißvollen Nacht sie geängstigt hatte. Ein Ungeheuer (ohne Zweifel das Fatum, das sie sich immer als solches gedacht) hatte sich herangewälzt, um sie und ihr Kind zu erdrücken. Im Schrecken hierüber hatte sie sich wahrscheinlich gewendet und das Kind erdrückt. Elisabeth's Wahnsinn ging zu Zeiten in Raserei über. Robert weihte ihr die aufmerksamste, zärtlichste Sorgfalt. Nach schwerer Krankheit erholte sie sich zwar wieder körperlich, blieb aber in einem Zustand geistiger Abgestorbenheit. Ihr Wesen hatte seine Wurzel nur noch im Wirklichen, sinnlich Greifbaren. Alles Ideelle, alles Ferne, alles Geistige war wie aus ihrem Geiste weggestrichen. Aller Zauber war weg von ihr, sie war nur mehr eine Maschine.

Robert, der nun freilich ihr Herz nicht mehr mit dem persönlichen Gott, „mit dem Manne über den Wolken“, zu theilen hatte, brach nun erst in vergebliche Selbstanklage aus. „Warum, o warum habe ich dieses zarte Gemüth nicht sorgfältiger geschont, warum das nicht vor ihr verborgen, was ihr zu wissen nicht frommte? Schmach über den Thoren, daß er nicht strenge die Schranke im Auge behielt, die das Weib vom Manne trennt, und vergaß, daß das dem Weibe Gift seyn kann, was dem Manne süße Arznei ist“? Er versuchte Alles, um Elisabeth wieder zum geistigen Leben zurückzurufen. Er machte sogar den Versuch, den religiösen Glauben wieder in ihr anzufachen. Er wandte das Gespräch auf Christum, auf seine großartige Erscheinung in der Welt, auf den Segen, der durch ihn auf uns übergegangen sei, und las aus der Bibel ihr vor. Elisabeth hörte zwar zu, am Ende aber sagte sie eintönig: „Ich weiß wohl, wie das zu nehmen ist, und daß das nicht dein Ernst ist.“ „Doch! rief er mit Wärme, es ist mein Ernst. Ich sehe jetzt erst, wie nothwendig für gewisse Gemüther unter gewissen Umständen eine lebendige Hoffnung werden kann, und warum sollte dir die Rückkehr zu dieser Hoffnung versperrt seyn? Fühlst du denn keine Sehnsucht,

keinen Zug zum Worte Gottes und zu seinen trostvollen Verheißungen"? Elisabeth war ganz bleich geworden und saß tief versunken wie in einer Art Erstarrung da. Endlich sagte sie: „Nein, es ist Poesie! ich habe keinen Glauben daran." Robert schlug sich vor die Stirne. „Und selbst wenn es Poesie wäre, rief er fast wild, kannst du dir doch Trost daraus holen! Ist doch die ächte Poesie immer im Besitze der Wahrheit, ist die Wahrheit selbst und schließt alle Kraft des Trostes in sich, wenn das Gemüth ihn nur erfassen will! Hast du nicht so oft früher die reinigende Kraft aller Poesie anerkannt?" „Kraft"? sagte Elisabeth, „ja für Gesunde und Halbkranke; wer vom Blitze getroffen ist, der steht von der Poesie nicht wieder auf."

Unser Philosoph mußte nach und nach jede Hoffnung verlieren, seine Elisabeth wieder hergestellt zu sehen, und der lange und tiefe Schmerz darüber lastete schwer auf ihm. Allmählig indeß richtete er sich wieder auf, seine Freunde suchten ihn zu zerstreuen und zuletzt wurde ihm sein so fade und geistlos gewordenes Weib geradezu lästig, um so mehr da sich an ihr, seit sie aus dem Gebiete des religiösen Glaubens entwurzelt war, etwas Finsteres, zugleich etwas Stürmisches, Kleinliches, Widerspenstiges kund gab. Er dachte daran sich ihrer zu entledigen, und hatte schon mit dem Vorsteher einer Irren-Anstalt die nöthigen Unterhandlungen in Betreff ihrer Aufnahme gepflogen, als eine neue Katastrophe der Sache eine andere Wendung gab. Elisabeth hatte den Glauben an einen persönlichen Gott verloren, zum Gott ihres Gemahls konnte sie sich nicht erheben, er machte ihr Grauen; sie wollte diesen Gott daher nur in ihrem Gemahl verehren, der sollte ihr ganz die Stelle Gottes vertreten; sie schreibt ihm übermenschliche Kraft zu, da er eines Gottes nicht bedurfte, und in seiner eigenen Stärke sich so sicher fühlte. Da kommt ihr durch Zufall eine vergiftete Pastete und vergifteter Wein zu, und in einer Anwandlung von Ueberreizung oder Verrücktheit kommt

ihr der Einfall, den Versuch zu machen, ob ihrem Gemahl in seiner Kraft wirklich nichts schaden könne, ob er wirklich so Herr über Alles sei und sein Götterbewußtseyn ihn behüte. Sie läßt ihn das Vergiftete verkosten. Doch kaum ist es genossen, so löst sich der Bann, der auf ihr ruhte, und indem sie es ihrem Gatten noch zuruft, daß er Gift genossen, rennt sie in die Nacht hinaus, ohne zu wissen wohin. Der Philosoph, so gewarnt, gebraucht geeignete Gegenmittel und kommt mit einem Fieber davon, bei dieser sarkastischen Wendung, die seine Philosophie in ihrer praktischen Dialektik gegen ihn durch sein Weib genommen hatte. Elisabeth selbst war bis in eine Vorstadt gekommen und an einem Häuschen neben dem Kirchhof niedergesunken. Die Bewohner trugen sie in ihre Stube. Sie war in der Wohnung eines armen Mannes, dem sie einst, da sie ihn von dem so volksfreundlich sich gebährdenden Advokaten Wolf mit schnöder Erbarmungslosigkeit behandelt sah, im Drange ihres gefühlvollen Herzens in seinem Elend helfend beigestanden. Es ward ihr freundliche Pflege zu Theil. Der Pfarrer suchte ihr Trost zu spenden, Hoffnung zu erwecken. Ohne Erfolg wie es schien; als aber die vollen, mächtigen Orgeltöne aus der nahen Kirche herüberbrausten, da ergriff unendliches Heimweh die arme Elisabeth und sie ließ es willig geschehen, daß sie nach der Kirche gebracht wurde, an einen Ort, wo sie ungesehen blieb. Das Lied und die Predigt drang mächtig und milde in die Tiefe ihrer Seele. Der Pfarrer sah auf den ersten Blick, daß seine vor Kurzem noch so verstörte, sturmesmüde Pilgerin in einem sicheren Hafen angekommen seyn mußte. Sie bat um eine Privatbeichte, die ihr auch alsbald bewilligt wurde, und nachdem sie die Absolution erhalten und in des Pfarrers Wohnung gebracht ward, verschied sie mit gläubiger, getrösteter Seele.

Das ist der Verlauf der Geschichte. Sie ist allerdings einfacher Art; nicht wie in historischen Romanen ein Gewebe großer, vielverschlungener Ereignisse und spannender Verhält-

nisse. Aber sie genügt zur Darstellung eines reichen, ernsten psychologischen Gemäldes und zur Charakterisirung eines philosophischen Systems in seinem Einfluß auf das menschliche Leben. Auszüge aus Tagebüchern, Briefe und längere Zwiegespräche waren bei solchem Zwecke wohl unvermeidlich; gewöhnlichen Romanlesern werden sie lästig oder langweilig seyn. Genaue Kenntniß und richtige Würdigung der Hegel'schen Philosophie beurkundet der Verfasser allenthalben und viel Geschick in der Charakterzeichnung und psychologischen Entwicklung, wenn wir auch nicht sagen wollen, daß in jeder Beziehung der Roman mit vollendeter Kunst gearbeitet sei.

Daß übrigens ein solches Werk viele Feinde und bittere Tadler haben werde, ließ sich erwarten, da die Hegel'sche Philosophie so viele Freunde zählt und selbst die belletristische Literatur zum großen Theil tief durchdrungen hat. Diejenigen, welche die einschneidende Schärfe desselben getroffen, verfehlen daher nicht, das Buch als ein „berüchtigtes" zu bezeichnen. Ein Beispiel einer besonders parteiischen und ungerechten Beurtheilung liefert Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert"; wenn wir aus diesem einzelnen Fall ein Urtheil über das ganze literaturhistorische Werk Schmidt's uns erlauben dürften, so müßten wir es geradezu als ein völlig werthloses Machwerk bezeichnen. Schmidt findet schon den Charakter des eigentlichen Helden der Geschichte, obwohl er im Ganzen noch als ein verhältnißmäßig nobler gelten soll, zu erbärmlich, zu nichtig namentlich in seinem Verhalten gegen den Maler. Als wenn das nicht gerade der schneidendste Vorwurf gegen die Hegel'sche Philosophie seyn könnte, da doch erst zu bestimmen wäre, wer Schuld sei an solchem Charakter, ob die Hegel'sche Philosophie oder der Verfasser des Romans. Es fragt sich nur darum, ob unter dem Einfluß der Hegel'schen Philosophie und durch sie solche Charaktere entstehen können, ja müssen, wie

sie hier geschildert werden! Jeder, der diese Philosophie unbefangen zu würdigen versteht, und noch mehr — wer die Hegel'sche Schule aus Erfahrung kennt, wird die Möglichkeit und Thatsächlichkeit hievon zugestehen müssen. Dieses leere Spiel der Dialektik über alle Dinge im Himmel und auf Erden, dieses oberflächliche, an der Aeußerlichkeit haftende Aesthetisiren ist nur zu sehr in dieser Schule und auch über sie hinaus in Deutschland herrschend geworden. Der genannte Literarhistoriker vermißt sogar einen ächt christlichen Charakter in unserm Roman. Es ist richtig, daß ein solcher in bestimmter, ausgesprochener, entwickelter Gestalt nicht vorkommt in demselben. Aber es ist darauf angelegt, einen solchen am Schlusse entstehen zu lassen, da Elisabeth, die man, wie schon bemerkt, mit einigem Recht eine anima naturaliter christiana mitten in ihren Kämpfen mit der Hegel'schen Weltanschauung nennen kann, nachdem sie an dieser Philosophie geistig zu Grunde gegangen, am Christenthum wieder aufersteht. Freilich werden gerade diese Tadler eine solche Wendung der Geschichte für keine wahrhaft christliche gelten lassen wollen, da sie einen ganz andern Begriff von Christlichkeit haben! Zudem kann man ja die Hegel'sche Philosophie gar wohl charakterisiren und auch den Untergang eines tiefen religiösen Gemüthes an derselben gar wohl darstellen, ohne dazu eines großen christlichen Charakters als miteingreifendes Glied des Ganzen zu bedürfen.

Wer, ohne die Werke schweren Kaliber's, wie sie von Hegel und vielen seiner Schüler ausgingen, zu studiren, erfahren will, wie man vom Standpunkt der Hegel'schen Philosophie aus über die Dinge der Welt urtheilt, über Natur und Geschichte, Kunst und Religion, der kann es aus diesem Roman ohne zu viele Anstrengung erfahren; und wer Interesse findet an psychologischen Problemen, dem können wir dieses Werk bestens empfehlen.

LV.

Zeitläufe.

Social-politische Betrachtungen zu der Schrift des Grafen Montalembert „über die politische Zukunft Englands"; die innere Lage Englands überhaupt.

Wir kommen spät, wenn auch nicht zu spät, an die Besprechung der genannten Schrift, mit welcher der geistreiche und beredte Herr Verfasser erst das katholische Journal le Correspondant geziert hatte, und die dann in besonderer Ausgabe großes Aufsehen in Frankreich und England erregte. Weniger scheint dieß in Deutschland der Fall gewesen zu seyn; auffallender Weise fand sich dießmal auch kein deutscher Uebersetzer. Die Gründe davon scheinen in der Schrift selbst zu liegen. Sie enthält im Einzelnen vortreffliche Beobachtungen. Im Ganzen aber soll und will sie nichts Anderes seyn, als eine begeisterte Apologie des parlamentarischen Systems.

Nun aber haben sich die constitutionellen Zaubersprüchlein gegen den bösen Alp, der auf dem deutschen Bewußtseyn liegt, ganz und gar ohnmächtig erwiesen. Und was noch entscheidender ist, der ernste Deutsche scheint mehr und mehr zu ahnen, daß es überhaupt nicht länger die Fragen politischer Verfassungsorganisation sind, von welchen die Zu-

kunft irgend eines Landes abhinge, sondern vielmehr schon die ungleich colossalere sociale Frage; daß die politischen Probleme, welche zwei Menschenalter lang das Studium, die Liebe und die Zuversicht der herrschenden Meinung gewesen, jetzt zu den überwundenen Standpunkten zählen; daß der Fuß der Zeit sie bloß als Sprossen an der Leiter benützt habe, um tiefer hinabzusteigen auf den Grund der Völker-Existenz selbst. Die unermeßliche Basis der Gesellschaft selber ist es jetzt, auf welcher man sich rüstet zum Angriff, und zur Vertheidigung gerüstet haben sollte. Es fragt sich nicht mehr so fast um die politische Form der Gesellschaft, als um das Wesen der Societät. Ob die ersten Principien der Societät selber auf die Länge noch haltbar seyn werden? das ist der Knoten, und alle Wechselfälle äußerer und innerer Politik unserer Tage scheinen nur die Bedeutung weiterer Verwicklungen desselben socialen Knotens zu besitzen. Das hat Graf Montalembert zu sehr ignorirt, obgleich er auf französischem Boden steht. So mochte denn seine Schrift nahezu post festum gekommen scheinen.

Noch ein anderer Umstand konnte den Eindruck machen, als wäre sie unwichtiger für die Sache selbst. Graf Montalembert will dem napoleonischen Regiment möglichst eindringliche Vorwürfe darüber machen, daß es sich nicht mit den „freien Institutionen" der beiden vorhergegangenen Regime's umgeben habe. Zu dem Ende stellt er England neben Frankreich, und verfährt nun wie ein mißgelaunter Gemahl, der an der fremden Dame Alles liebenswürdig und reizend, an der eigenen Frau Alles abstoßend und abscheulich findet, und zwar beiden in's Gesicht — in einer Weise, wie man es sonst nur an Deutschen gewohnt war. Man mag da mitunter die Billigkeit vermissen, die Absicht zu sehr vermerken und verstimmt werden.

Auch im Allgemeinen äußert eine englische Kritik nicht ganz mit Unrecht: der Herr Graf schreibe gerade, als

wenn die Menschen für die Institutionen, und nicht die Institutionen für die Menschen gemacht wären. Hätten ihm die Letztern näher als die Erstern gelegen, so hätte er unter Anderm auch weniger verkannt, daß die Frage um die politische Zukunft Englands recht eigentlich eine Frage um die sociale Zukunft Englands ist. Es kann um die Institutionen und ihre gegenwärtigen politischen Träger bestens bestellt seyn, und dennoch um Englands Zustand bedenklich stehen. Was darüber entscheidet, ist der Zustand der englischen Societät und ihr vielleicht verändertes Verhältniß zu den Institutionen, nicht diese selbst. Ebendeßhalb, weil wir die Frage als eine durchaus sociale betrachten, kommen wir mit der Besprechung der Montalembert'schen Schrift zwar spät, jedoch immerhin nicht zu spät.

Der Herr Graf nimmt bei seiner Argumentation, die sich glänzend und hinreißend abwickelt wie immer, den Satz als zugestanden an: daß der beständige Fortschritt und der endliche Triumph der Demokratie gewiß und unaufhaltbar sei. Wird sie auch in England siegen? der Herr Graf antwortet: Ja. Aber er unterscheidet zweierlei Demokratien: eine conservative und eine wilde, wie sie sich bisher auf dem Continent manifestirt hat, und gibt nur jener erstern Aussicht in England zu triumphiren. Offenbar stehe eine große europäische Krisis bevor, der auch England nicht entgehen, in der es vielleicht ähnliche Schicksale zu bestehen haben werde, wie Frankreich in seinen verschiedenen Revolutionen; England werde in dieser Krisis nicht absolut dasselbe bleiben, wie heute, das sei gewiß; aber doch werde es sich aufrecht erhalten, und nicht in jener wilden Demokratie untergehen, die mit wahrhaft freien Institutionen jederzeit unverträglich sei, und nur immer hin und wieder falle von der Anarchie zu jener mechanischen und künstlich bureaukratischen Despotie, wie sie (das gibt der Herr Graf zu verstehen) heutzutage in Frankreich herrsche.

So behauptet der Herr Verfasser, und solches traut er England zu kraft seiner politischen Einrichtungen. „Dank den aus dem Mittelalter stammenden Institutionen, die kein Land in Europa, außer England allein, zu bewahren und fortzubilden wußte, vermochte es auch allein bis zur Stunde der Autokratie sowohl, als der Anarchie zu entgehen, während alle Völker des Continents der Einen oder der andern, mitunter auch allen beiden zur Beute geworden sind. Wird England mit diesem glorreichen Vorzug auch durch die Krisis hindurch kommen, in die es heute eintritt? das ist die Frage, und ich stehe nicht an, sie zu bejahen; denn ich sehe noch keine wesentliche Verletzung an den Principien, Gewohnheiten und Richtungen, welche die Größe und Freiheit der Nation zuwege gebracht haben."

Indem der Hr. Verfasser die realen Grundlagen der englischen Verfassung aufweist, und daneben den Ruin der entsprechenden Elemente in Frankreich andeutet, steigen die Ursachen der diametralen Verschiedenheit in dem Geschick der letzten zwei Generationen dießseits und jenseits des Kanals allerdings wie eine Art Brillantfeuer vor unsern Augen auf. Vor Allem am Adel selbst. Er hat in England eine ganz andere Stellung eingenommen, als sonst überall; er schließt sich nicht durch ebenbürtige Heirathen ab, und ist nicht exclusiv gegen die novi homines; die englische Sprache hat kein Wort weder für mésalliance, noch für parvenu. So kam es, daß der englische Adel weder dem Volke und seinen Angelegenheiten entfremdet ward, noch dem Servilismus der Höfe verfallen ist. Aber der Hr. Graf ist weit entfernt, in diesem eigentlichen Adel den einzigen, ja nur den Hauptträger der englischen Institutionen zu sehen. Im Gegentheile äußert er z. B.: wenn auch das Haus der Lords ganz unterdrückt würde, wie unter Cromwell geschehen, so wäre damit ohne Zweifel die äußere Einrichtung der englischen Constitution verwüstet, aber noch nicht ihre Wesenheit vernichtet; auch

dann noch wäre der aristokratische Geist und Charakter der Nation nicht verwischt. Ganz richtig weist hierauf der Hr. Graf die eigentliche Grundlage ihres wunderbaren Staatsbaues in der gemeindlichen Autonomie, im „Selfgovernment" nach. Hierin liegt das glänzende Vermächtniß einer eigenthümlichen historischen Entwicklung, von dem England heute noch zehrt und lebt:

„Die wahre Kraft der Aristokratie und der Nationalität Englands wurzelt in den Tausenden von Familien, welche Grundeigenthum besitzen, und in Consequenz dieses Besitzes das Land vielmehr administriren, als regieren. Sie haben es nicht, wie der alte französische Adel, unter ihrer Würde erachtet, die legislativen, administrativen und richterlichen Funktionen auf sich zu nehmen; im Gegentheile haben sie sich derselben beinahe ausschließlich bemächtigt, und sind so an der Spitze aller Entwicklungen der Societät geblieben. Leute ohne Namen und ohne Vermögen gelangen oft zu großen politischen Aemtern, manchmal sogar an's Ruder der Regierung, ganz wie in den Republiken und den absoluten Monarchien; viel schwerer und seltener aber gewinnen sie in der Provinz, oder selbst in der Großstadt eine gewichtige Stellung, wenn sie nicht Grundbesitzer geworden sind. Die Lord-Lieutenants, die Sherifs, die Friedensrichter, die Mitglieder der Grand-Jury, die Weg- und Straßen-Inspektoren, die Baubeamten, kurz Alles, was in Frankreich zur Präfektur-Beamtung gehört, zur Polizei, zur Verwaltung, zur niederen Magistratur, Alles das kommt in England nicht von Außen mit Besoldung, Budget-Belastung und Bestellung einer Regierung von Heute, welche nicht die von Gestern ist, und vielleicht auch nicht die von Morgen seyn wird — sondern Alles das liegt den Grundbesitzern des betreffenden Landstrichs ob, welche in ununterbrochener und lebendiger Continuität alle Angelegenheiten des Landes selbstständig, unentgeldlich und ausschließlich verwalten. Unberührt von jeder Hof- oder Kabinets-Intrigue, frei von jeder Chikane, von jedem Sonderinteresse und jedem servilen Streben, im Wesentlichen gesichert wider Centralisation und Bureaukratie, welche allenthalben die stehende Armee der wilden Demokratie constituirt — so lebt, wirkt und gedeiht die einzige, Dauer

und Einsicht versprechende Aristokratie, welche in Europa noch existirt. Die Stellung ist klar. Weniger klar ist vielleicht der Weg, wie es der Gentry gelang, die Eifersucht der Einen und den Haß der Andern zu überwinden. Es ist ihr gelungen, indem sie wie die Pairie, und noch mehr als die Pairie Allen zugänglich blieb. Wer immer sein Glück macht, sei es mit der Industrie oder im Handel, in der Medicin oder in der Justiz oder wie immer, strebt Grund-Besitzer zu werden; wird er es über kurz oder lang, so ist er als ächter Engländer sogleich bedacht, seiner Familie und seinem Besitz die Dauer zu sichern, und sofort wird er integrirendes Glied jener großen Körperschaft, welche das Land administrirt, überwacht und repräsentirt, und welche sich ohne Unterlaß aus allen lebendigen Kräften und allen strömenden Quellen der Societät recrutirt."

Kurz, es gibt in England keine Bureaukratie! Das ist einzig und allein der Grund seiner freien Institutionen. Diese Freiheit, den Mangel der Bureaukratie, oder positiv gesagt das vollständigste Selfgovernment hat England vor dem „jungen amerikanischen Riesen" so gut wie vor der ganzen alten Welt voraus. Ueberall sonst lagert die Bureaukratie wie ein erstickender Nebel auf der Gesellschaft; in England ist es dem Adel gelungen, ihn abzuhalten und zu verjagen. „Der Adel ist der politischen Erniedrigung und dem fürstlichen Despotismus entgangen durch die offene und muthige Praxis der parlamentarischen Regierung": so sagt der Hr. Graf. In Wahrheit aber ist er dem welthistorischen Mißgeschick seiner continentalen Collegen nicht durch seine Parlamente entgangen, sondern dadurch daß er kein öffentliches Bedürfniß zur Befriedigung an eine bezahlte Bureaukratie hinüberließ, und alle Aemter im Volksleben unabhängig und unentgeldlich selbst besorgte. Hätte die englische Aristokratie dieß nicht gethan, so wäre es mit ihrem Parlamentarismus selber bald aus und Amen gewesen, ebenso gut wie überall sonst. Zu früher und gelegener Zeit, sagt der Hr. Graf, habe die englische Noblesse ihre feudalen Rechte dem Volke gegenüber aufgegeben; man wisse nicht recht, wann und wie

dieser heilsame Verzicht sich gemacht habe; aber die historische Forschung könnte keine würdigere Aufgabe finden, als hier zur Aufhellung beizutragen. Allein noch interessanter als der Nachweis der negativen That in der Resignation auf die Privilegien des Feudalismus wäre der Nachweis, wie die englische Aristokratie dem Andringen der Bureaukratie und des fürstlichen Liberalismus gegenüber das principiis obsta gespielt. „Soviel", fährt der Hr. Graf fort, „ist sicher, während der französische Adel seine Würde und seine Unabhängigkeit dem Königthum zum Opfer schlachtete, indem er sich hartnäckig an das verlebte System anklammerte, welches in der einzigen Nacht vom 4. Aug. 1789 endlich doch zusammenstürzte, hatte die englische Aristokratie, die Gentry, schon seit zweihundert Jahren die Bauern freigemacht, indem sie sich selbst freimachte von dem Joch solcher unhaltbaren Anachronismen." Sehr richtig; aber hätte das genügt? Ist nicht vielmehr allenthalben sonst gerade durch den Sturz der feudalen Ordnung die Bureaukratie auf den Höhepunkt ihrer Omnipotenz gelangt? Man denkt jetzt auch bei uns da und dort daran, dem Adel wieder Bedeutung und Stellung in der Societät zu verleihen; die Aristokratie selbst verräth hin und wieder die Einsicht, daß sie zu Nichts dasei, wenn sie nicht wieder Einfluß auf das Volk und das Nationalleben gewinne; warum aber lassen diese Versuche jeden Denkenden so kalt oder muthen ihn gar so fantastisch und lächerlich an? Antwort: weil man eine wirkliche Aristokratie will und doch die allmächtige Bureaukratie daneben, zwei Dinge, welche sich nothwendig ausschließen, von denen jedes absolut der Tod und die Vernichtung des andern seyn muß. Ja, um die Spitze der Komik zu erreichen, ist man z. B. in Bayern auf den Einfall gerathen, gerade auf dem Wege der omnipotenten Bureaukratie einen — nichtmüßigen Adel wieder herzustellen!

Keine Bureaukratie: das ist kurzgesagt die englische Freiheit. So wenig aber das Aufgeben des feudalen Sy-

stems an sich genügte, dieses Resultat zu erreichen, ebensowenig schließt ein anderes „Palladium der englischen Aristokratie" an sich schon die Bureaukratie von ihrer erdrückenden Usurpation des Volkslebens aus: die Primogenitur nämlich und der gefestete Grundbesitz. Nur soviel ist richtig und wird durch Vergleichung an diesem Punkte klar, daß die liberale Bureaukratie, indem sie aus einem Naturdrang die materielle Unterlage jedes Selfgovernments zermalmt, im Grunde nichts Anderes thut, als daß sie Steine klopft zum Bau einer makadamisirten Straße für den bequemen Verkehr der wilden Demokratie und des Socialismus. Einen in diesem Sinne höchst schlagenden Vergleich hat Hr. Graf Montalembert unter der Ueberschrift: „von der Testir-Freiheit" angestellt zwischen der englischen und der französischen Politik hinsichtlich der Besitzverhältnisse, ungefähr wie folgt:

„Wenn frühzeitige Billigkeit und ein immer menschlicher und väterlicher Einfluß der englischen Aristokratie ein legitimes Gewicht bei den Landbevölkerungen verschafft haben, so darf man sich doch über das Mittel nicht täuschen, durch welches sie selbst bei ihrer Macht erhalten worden ist. Es ist nichts Anderes als das Recht der Erstgeburt, welches auf die Testir-Freiheit gründet und die Untheilbarkeit des Familien-Grundbesitzes zur Folge hat. Hierin liegt das wahre Palladium der englischen Aristokratie und durch die letztere der freien Verfassung, welche in der englischen Societät hergebracht ist. Es wäre übrigens ein großer Irrthum, wollte man in dieser Einrichtung bloß eine ausschließlich adelige Garantie erblicken nach Art der Majorate und Fideicommisse Frankreichs, Spaniens und Deutschlands. In England verschwinden diese Specialitäten in der großen Institution, welche den Familiengeist und die Beständigkeit des Besitzes nicht etwa nur in einem engen Kreis des hohen Adels, sondern in allen Klassen der Gesellschaft hält und trägt. Sie besteht vor Allem in dem freien Verfügungsrecht eines jeden Familienvaters als des Schöpfers oder Erben seines Patrimoniums. Denn jeder Familienvater kann eine Substitution verfügen ohne irgend eine Dazwischenkunft, ohne jede Bewilligung der Regierungs-

Behörde. Nicht um ein Privilegium
um ein gemeines Recht, geboren aus
gemeinschaftlich für alle Klassen der
Primogenitur ruht, wie Jeder weiß,
Freiheit, welche bei den wahrhaft frei
Römer waren und heute noch die A
sind, stets respektirt ward. Während
väterlichen Willen und der Familien=
trägt, sondern gleichheitliche Theilung
der Verlassenschaften despotisch befiehlt,
in Ermangelung einer väterlichen Verf
testen Sohn zum ausschließlichen Abin
nen Grundbesitzes macht. Aber es l
kommene Freiheit, über sein Gut nach
verfügen, es gleichheitlich unter seine
auch Einen oder mehrere zu bevorzug
vorausgesetzt, daß ihm nicht durch d
Testators die Hände gebunden seien, in
nießer seines Besitzes ist. Nun aber
stiren (und zwar mit Substitution); e
achten, von diesem Bürgerrechte nicht
Dieses Recht ist es, was den befestigte
hinwiederum das Palladium der englis
pelte Bollwerk, wodurch sie bis zur
gegen die monarchische Omnipotenz als
Demokratie. Das Princip dagegen,
poléon der französischen Gesellschaft
schrankenlose Zerstückelung der Erbgüte
kung der absolut gleichheitlichen Erbt
Werkzeug, das der Despotismus jema
Widerstandskräfte zu zermalmen und
tiven Lebensmächte zu pulverisiren. „
in Neapel ein, und was immer sich
vernichtet seyn in wenigen Jahren"" –
leon's I. an Joseph Bonaparte vom
Völker mögen an England lernen, daß
Consequenz und die Garantie der all

begreifen auch jene Federhelden sehr wohl, welche bei uns in Frankreich sich gleich sehr ereifern für die absolute Monarchie wie für das System des Code civil. Möchte dieselbe Einsicht doch auch diejenigen leiten, welche treu und vertrauensvoll den liberalen Hoffnungen anhängen! Es ist nur der Despotismus, dem das Recht der Primogenitur, d. i. die durch Testir-Freiheit hergestellte Schranke gegen die unbegrenzte Theilbarkeit des Grundbesitzes, widerstrebt. Als England dem unglücklichen Irland den Stempel der Knechtschaft aufdrücken wollte, ward durch ein Gesetz der Königin Anna von 1701 verordnet, daß die liegenden Güter papistischer Erblasser zu gleichen Theilen unter die Söhne vertheilt werden müßten, ausgenommen wenn der Aelteste Protestant wurde, in welchem Falle er als ausschließlicher Erbe eintrat. Als die Engländer hinwiederum anfiengen, ihrer Behandlung Irlands sich zu schämen, da war es der erste Akt der stufenweisen Emancipation der Katholiken, daß im J. 1778 jenes Gesetz abgeschafft und auch für die irischen „„Papisten"" die Würde und Selbstständigkeit des Eigenthums wiederhergestellt ward. Solange diese Legislation aufrecht steht, kann man über die Zukunft Englands beruhigt seyn; es wird den Sturm nicht eher ernstlich über seinem Haupte brausen hören, als bis eine Wendung in der öffentlichen Meinung sich gegen das System der Substitutionen kehren wird."

Man sieht, wie und warum wir in dem verehrten Grafen die seltene Erscheinung eines liberalen Gegners des Code Napoléon vor uns haben. So gewiß dieser Code der Triumph des bureaukratischen Doktrinarismus ist, ebenso gewiß mußte er vor Allem im Erbrecht auf die Vernichtung jeder Unterlage eines Selfgovernments ausgehen. Andererseits ist aber auch die Thatsache nicht zu verkennen, daß wir in Deutschland immer noch Länder hatten und haben, wo ein in den Wirkungen dem englischen gleiches Erbrecht herrscht, und doch sind dieselben nicht weniger um alles Selfgovernment gekommen und in der bureaukratischen Omnipotenz untergegangen, als alle andern. So kommen wir wieder darauf zurück: was an dem englischen Volksthum einzig in seiner Art

dasteht, das Alles gründet nur allein in seiner Freiheit von der Bureaukratie Dabei verstehen wir den Ausdruck „Bureaukratie“ in seinem doppelten Sinne, ebensowohl von dem System der mechanischen Staatsomnipotenz an sich, als von ihren Trägern: den unabsehbaren Schaaren salarirter Beamteten und stehender Heere. Während jene Alles regierende Bureaumacht sich täglich ohnmächtiger erweist gegenüber den eigentlichen Leiden der Zeit, bläht sie sich innerlich immer mehr zu einem ungeheuren Beamten-Heere auf, unter dessen Druck die Societät erstirbt, wie die grüne Trift unter den Freßzangen asiatischer Heuschreckenschwärme. Diesen unnatürlichen Zuständen droht der Continent zu erliegen; das englische Volksthum ist ihnen noch nicht verfallen, weil es seine natürliche Autonomie gerettet hat.

England ist bis jetzt frei geblieben von der Bureaukratie, aber nicht von dem eigenthümlichen Uebel der Zeit an sich; denn es leidet eher mehr als weniger wie sonst alle Welt an der socialen Frage. Der schrankenlose Industrialismus hat hier dieselben socialen Henkersdienste gethan, wie auf dem Continent der politische Liberalismus. Ja, die Lage Englands ist in soferne noch bedenklicher als die continentale, weil hier die Bureaukratie doch nahe daran ist, als abgewirthschaftet in ihrer ganzen ekeln Blöße erkannt zu werden, während sie sich in England erst noch als die einzige Retterin anbieten kann. Hr. Montalembert hat auch die beängstigenden Symptome einer drohenden Beschwörung des Teufels durch Beelzebub nicht übersehen, und in der That drängt sich in England mehr und mehr eine Richtung hervor, welche die kranke Societät durch Bureaukratie kuriren möchte. Es ist auch leicht begreiflich, daß es der socialen Auflösung gegenüber oberflächliche Geister geben mag, welche allen Ernstes mehr auf die General-Drillordnung einer Staatskaserne vertrauen, als auf die freie, ungebundene und regellose Thätigkeit autonomer Gewalten.

„Man muß die Regierung stärken", sagte Lord Grenville in der drohendsten Zeit der französischen Revolution, „aber man muß sich vor Allem hüten, von der Regierung zu verlangen, daß sie Alles in Allem sei." Wirklich ist es in England noch keiner Regierung eingefallen, „Alles in Allem" seyn zu wollen; weit entfernt von dieser Anmaßung, welche dagegen die scheinbare Stärke und die wirkliche Schwäche Frankreichs ausmacht, ist das Gouvernement in England vielmehr immer nur beflissen gewesen, sich alles vom Leibe zu halten, was nicht zum eigentlichen politischen Gebiet gehört. Jetzt aber gibt es bereits demokratisch-radikale Geister und Liberale, welche England aus dieser Bahn herausreißen wollen, auf den Weg des Verderbens. Der Herr Graf hat mit Schrecken gesehen, wie Locke King im vorigen Jahre vom Parlament eine Revision des Gesetzes über die Erbfolge verlangte. Er fürchtet in der „Administrativ-Reform-Agitation" mit allem Recht die Tendenz, die Zahl der Aemter zu vermehren und bezahlte, nach dem Belieben der Regierung ernannte und wieder absetzbare Beamten für die Funktionen zu bestellen, welche bislang von unabsetzbaren oder unabhängig gewählten Würdeträgern ohne Entgeld versehen wurden. So würde die Verantwortlichkeit der öffentlichen Gewalt in's Unbegrenzte vermehrt, und die Regierung niedergedrückt, wie überall sonst, unter dem Gewicht unbefriedigter Wünsche, grollender Unzufriedenheit und ohnmächtigen Servilismus. „Ein Volk von Aemterjägern ist das schlechteste der Völker, es gibt keine Schmach, die es sich nicht gefallen ließe." Von solcher Stimmung findet Montalembert auch in der Literatur des „freien England" schon die schmutzigsten Spuren. Er vergleicht die Romane Skotts und Dickens, und sieht, wie weit es mit der Alteration im Geiste Englands bereits gekommen, namentlich bezüglich der Gereiztheit gegen die höheren Klassen; freilich stammte der eine der beiden englischen Lieblingsschriftsteller aus einem alten Hause, der andere war Mitarbeiter eines

schlechten Journals. Neben Dickens ist Carlyle ein viel bewunderter Schriftsteller; er producirt sich ohne Scheu als geistreicher Bewunderer despotischer Gewalt. Und er ist nicht der einzige dieser Art; Montalembert getraut sich schon eine ganze Sammlung von „Seufzern über die Freiheit Englands" zusammenzubringen. Radikale Tagblätter wie Daily News und Examiner empfehlen offen und unumwunden den „aufgeklärten Despotismus" als die förderlichste Regierungsform für England. Mehr als Ein demokratischer Schriftsteller ermuntert die Krone zur Abschüttelung der parlamentarischen Fesseln. Man adressirt sich damit insbesondere an den Prinzen Albert und interpretirt eine seiner Reden über den orientalischen Krieg als indirekte Zustimmung. Kurz, es gibt in England bereits eine ganze Schule bureaukratischer und continental-demokratischer Tendenz. Was aber das Bedenklichste ist: das persönliche Maß des Talents, Charakters und Gewichts der englischen Staatsmänner ist augenscheinlich gesunken. „Darin", sagt der Hr. Graf, „liegt das sicherste Symptom von den Fortschritten des demokratischen Geistes, der heutzutage hauptsächlich in dem Verfall persönlicher Größe und unabhängiger Kraft hervortritt; unverkennbar ist auch in England die Alleinherrschaft der alten Ideen und ebenso die Werthschätzung der alten Institutionen im Abfall begriffen; mit andern Worten: der ausgeprägt aristokratische Charakter der englischen Freiheit und Societät geht einer Umprägung entgegen." Sehr wahr! bemerkte uns ein patriotischer Engländer darüber. Graf Montalembert verliert zwar, wie gesagt, deßhalb die Hoffnung noch nicht. Aber soviel ist doch klar, daß das Land mit seiner unumgänglichen „Administrativ-Reform" hart an dem Abgrund der continentalen Bureaukratie hin zu balanciren hat, und der leiseste Fehltritt dabei tödtlich ist.

„Die Bewegung, welche sich unter dem Namen der Administrativ-Reform begreift, ist das Zeichen einer gefährlichen Richtung

im englischen Volke. Sonst war die Zahl der öffentlichen Aemter beschränkter als jetzt; der vom Staate ernannte und bezahlte Beamte erschien wie eine förmliche Ausnahme im Volk, das seiner immensen Mehrheit nach eine solche Stellung weder schätzte, noch beneidete, weder verlangte, noch bedurfte; gerne ließ man die kleine Zahl solcher Beamtungen an sich vorübergehen als ausschließliche Apanage für die Clienten der Aristokratie, oder die Emporkömmlinge der politischen Welt. Jetzt ist es anders geworden, so gut wie in Frankreich. Die Ausdehnung des Schulunterrichts über die Massen entfremdet eine Menge von Individuen ihren Standesverhältnissen, und hat Schaaren von Aspiranten für die bureaukratische Beamtung geschaffen, während andererseits die langsamen, aber unverkennbaren Fortschritte der administrativen Centralisation eine namhafte Vermehrung der Beamtenstellen herbeigeführt haben. Es sind und werden immer viel mehr Concurrenten seyn, als erledigte Stellen; die Masse der Einen wie der Andern aber ist im Anschwellen begriffen. Hierin liegt die größte Gefahr der englischen Gesellschaft. Das Uebel ist bei Weitem noch nicht so groß, wie bei den Nationen des Continents, aber auch England steht schon an der abschüssigen Bahn. Es ist höchste Zeit für seine Staatsmänner, zu erkennen, daß der allgemeine und maßlose Andrang zu den öffentlichen Aemtern die schlimmste sociale Krankheit ist. Durch sie verbreitet sich in dem ganzen Körper der Nation ein käuflicher und serviler Hang, welchem der böse Geist des Parteiwesens und der Anarchie nur allzu nahe liegt, was immer für Vorsichtsmaßregeln man auch dagegen treffen möge."

Welche erschütternden Zeugnisse bieten die continentalen Staaten für die Wahrheit dieser Worte! Wie aber, wenn die englischen Staatsmänner nicht etwa, oder doch nicht bloß, aus liberalisirendem Doktrinarismus, sondern durch die veränderten socialen Umstände selber unwiderstehlich gedrängt, der ohnmächtigen Staatsallmacht des Continents näher und näher rückten? Graf Montalembert selbst scheint soetwas andeuten zu wollen. Zudem schreibt man dem jetzigen Whigministerium auch noch spontane Neigung nach dem bureaukratischen Wesen zu, und zwar nicht mit Unrecht. Bereits ist durch Uebernahme der Polizei in

den Städten, und hinsichtlich des
gleichen Centralisation angebahnt. A
sich auch hier mit dem Zwang neuer
Denn einerseits muß unter dem wider
Fabrikstädte durch den schrankenlosen
türliche Autonomie ersticken, andere
keine Kirche, welche die Schule rec
merston selbst ist übrigens auch der
er an Sympathien für die contin
rire. Einen sehr übeln Eindruck
vielbesprochene Ernennung des alte
Wensleydale für seine Person, un
Oberhauses auf Lebenszeit, bei
vorgebracht. Das Haus der Lords
den höchsten englischen Gerichtshof
des Motivs, daß es dem Hause
sehr gebreche, verfügte die Krone
an Parke. Die Ernennung wäre
stand unterlegen, wenn die neue
seyn sollen, wie alle andern Sitze
gleich der Ernannte keine Nachkom
seinem hohen Greisenalter haben
Würde also weder weitere Folgen
dere Dotation erfordert hätte: wo
eine Ernennung auf Lebenszeit. Ei
Haus der Lords von seiner Selbst
auf das Niveau der übel berühmte
deten Senate des Continents hera
alembert meint. Die Erblichkeit de
ben und der Krone das Recht revi
benszeit zu schaffen, das (sagt er)
„im vereinigten Interesse des demo
monarchischen Prärogative Bresche
der Freiheit und der Aristokratie Er

Keine Bureaukratie! mit diesen zwei Worten ist Alles zusammengefaßt, was England vor den politischen Zuständen der übrigen Welt voraus hat. Graf Montalembert nennt noch andere Palladien seiner politischen Freiheit, vor Allem seine Universitäten und Collegien. Wer da in's Auge faßt, wie anderwärts die höchsten geistigen Interessen an ein casernement intellectuel verrathen sind, das wie die Draht-Puppe nach jeder souverainen Grille, ja nach den Wechsel-Fällen eines cultusministeriellen Portefeuille's sich drehen und wenden muß: dem möchte allerdings das Herz bluten bei des Hrn. Grafen begeisterter Schilderung von den englischen Heim-Stätten der Bildung und, was noch mehr ist, des autonomen Lebens der englischen Nation. Freilich stellen sich auch schon die klösterlichen Gebäude dieser Schulen äußerlich und innerlich als ein ächtes Stück übriggebliebenen Mittelalters dar. Fernab von den großen Städten, ihrem lähmenden Dunst und Servilismus gelegen, frei wie Gottes Natur ringsum, autonome Corporationen, die ihre Reihen selbst ergänzen, in stolzer Unabhängigkeit aus alter Tradition sich selbst Gesetze und Rechenschaft gebend, keinen andern Vorschriften unterthan, als jeder andere Sohn Englands — empfangen sie von der Regierung weder Mandat, noch Salar. So erziehen sie denn auch keine Bureaukraten. Gewänne aber einmal die Staatsomnipotenz auch in England ihren Lauf, könnte dann alles Unterrichtswesen im Lande noch einen Augenblick länger andere Zwecke haben, als für die Bureaukratie unterthänigst ergebene Sklavenseelen herzustellen? Die Zustände des Continents geben nur allzu laut Antwort. Und leider strebt auch in England jetzt die ganze ministerielle Richtung dem System der officiellen Examina und Staatsconcurse zu!

Der Hr. Graf führt ferner als die wahren Säulen der englischen Freiheit die Achtung vor der fremden Meinung an, und die „unbeschränkte Publicität". Niemals herrscht eine Majorität in England der Art, daß nicht die Minorität ihre

Meinung und ihren Widerspruch g
gen könnte. Die englische Publicität
auf in der sogenannten Preßfrei
wohl auch schon Preßfreiheit und P
wahre Publicität; denn wo diese h
Verhältnissen herrschen, sie ist nicht
Gewohnheit der Freiheit. Kein Ge
garantiren, sie muß Volkssitte sey
Gesandte in London 1656 seinen V
von dem Regime Cromwell's geben
und gut nach Hause: „dieser Mens
vongejagt, er spricht und lügt ga
alembert freut sich des witzigen A
gewisse continentale Nebenbeziehung
meint er, sei das Widerspiel, die w
mein geworden, so verwachsen mit
gen mit allen Traditionen des Volk
bens, daß es aller menschlichen V
Ehre der Menschheit alle Revolutio
allen neuen Formen des politischen
Aber das heißt denn doch wohl nur
reaukratie! Denn diese Form des
Preßfreiheit nie anders verstanden,
genen Freiheit vor der Presse, und
ren nie etwas Anderes, als Verbot
Gott und die Kirche, die Familie u
les vermag sie an die Kritik der P
nicht sich selber!

Um die Eine Frage also han
England von der Bureaukratie be
nicht? Das Parlament ist nur ei
nicht ihr Wesen, nur ihr Organ,
sequent wird Graf Montalembert d
Wie aber nun? Mit dieser Frage g

biet, wo wir im entschiedensten Widerstreite zum Hrn. Verfasser stehen. So tief hat er die englische Freiheit begriffen, und so oberflächlich erscheint uns die Applikation. Er empfiehlt das parlamentarische System für alle continentalen Länder, namentlich für sein Vaterland Frankreich. Gibt er auch die Mittel an zur Herstellung der wesentlichen Grundlage desselben, d. i. zur Entfernung der bureaukratischen Staats-Omnipotenz, oder setzt er deren Unterdrückung auch nur voraus als Conditio sine qua non? Wir finden weder das Eine noch das Andere. Was verlangt also der Hr. Graf, wenn nicht einen bloßen Schemen statt des naturwüchsigen Organismus; ein Organ der Autonomie ohne Autonomie; eine äußere Form der Freiheit ohne den Inhalt der Freiheit! Das ist es immer noch, wovon er das Heil erwartet. Parlamentarismus und bureaukratische Omnipotenz sollen sich in die Regierung theilen, und dabei soll doch nicht jener verrufene Schein-Constitutionalismus, wobei der erstere nur das Deck-Mäntelchen der letztern, und die letztere hinwiederum Partei-Waffe des erstern ist, herauskommen, sondern gesundes politisches Leben! Wie viel Mühe gibt man sich jetzt in Preußen, Bureaukratie und Autonomie und Constitutionalismus miteinander zu verquiken, und mit welchem Erfolg? Ist der Erfolg ein anderer, als daß der bureaukratische Mechanismus nur immer ungeheuerlicher und widernatürlicher anschwillt, immer complicirter, verwickelter und verwirrter sich gestaltet? Auch wir lieben die „Freiheit", aber ihr Wesen, nicht ihren parlamentarischen Schein, mit dem wir nur allzu traurige Erfahrungen gemacht haben, und noch machen. Der Freiheit Wesen aber heißt vor Allem: keine Bureaukratie!

Wir hätten uns gerne beflissen, anzunehmen, daß auch der Herr Graf die Sache also verstehe, aber er selber macht uns am Schlusse noch den Versuch zur Unmöglichkeit. Er stellt da mit bestechendem Glanz der Rede eine politische Vergleichung zwischen England und Spanien vor unsere Au-

gen. England im J. 1510 so schwächlich und elend, Spanien damals so mächtig und glücklich, nahe der Universal-Herrschaft; England hinwieder 1800 so mächtig und glücklich, die eigentliche Weltmacht unter den Mächten, Spanien 1800 so schwächlich und elend — der Gegensatz ist allerdings schlagend! Aber was beweist er? Spanien benützte die Zeit seiner Blüthe zur Einführung der bureaukratischen Omnipotenz. Ob jetzt nicht auch England die Zeit seiner Blüthe ebenso benütze, ist keineswegs entschieden, vielmehr täglich zweifelhafter. Der Hr. Graf sagt von der neuesten Geschichte Spaniens seit 1812: „Trotz der Verirrungen, Excesse und Verbrechen, welche bis zur Stunde die schwere Wiedergeburt eines lange mißkannten Volkes begleiteten, ist doch diese Probe weder so lange, noch so schmählich wie die Periode, in der Spanien herabsank von einer Isabella der Katholischen bis zu einem Godoy." Wie der Hr. Graf zu dieser Behauptung kommt, wissen wir nicht. Wer die Physiognomie des spanischen Volkes vor fünfzig Jahren mit der heutigen vergleicht, wird nicht im Zweifel darüber seyn, ob das größere Maß der Schmählichkeit der Zeit zukomme, in welcher bloß der bureaukratische Despotismus auf Spanien lastete, jedenfalls gemildert durch einen warmen Katholicismus, oder der Zeit, in welcher die religiöse Einheit manigfach gestört ward, und jene Bureaukratie auch noch in parlamentarischer Uniform einherstolzirte. „Auch Spanien", sagt der Hr. Graf, „mit seinen Cortes, seinen Fueros, seinen Municipalitäten hat einst vollständig dieselbe Freiheit besessen, wie England." Sehr wohl! sagen wir, und wenn Spanien diese Freiheit wieder erreicht, so ist sie durch seine dreihundertjährigen Leiden nicht zu theuer erkauft. Mußte ja auch England seine Freiheit retten durch eine mehrhundertjährige Geschichte voll von Schmach und unerhörter Niedertracht, von Blut und Greueln ohne Gleichen. Aber meint denn auch der Hr. Verfasser wirklich jene Freiheit Spaniens, seine alten

„Cortes, Fueros und Municipalitäten"? Nichts weniger als das! „Zur Seite der nationalen Unabhängigkeit", sagt er, „pflanzte auch die politische Freiheit ihr Banner auf an dem unüberwindlichen Strande von Cadix." Also jene Constitution von Cadix, der unheilvolle Abklatsch des französischen Jakobinismus, sie ist der Ausdruck der politischen Freiheit Spaniens? Der Hr. Graf nimmt keinen Unterschied an zwischen diesem eingeschwärzten französischen Parlamentarismus und der wahren englischen Freiheit, zwischen dieser parlamentarisch maskirten Bureaukratie und den alten Cortes, Fueros und Municipalrechten der spanischen Königreiche?

Wir halten dafür, daß nichts unumgänglicher sei, als dieser Unterschied, und werden deßhalb von gewissen französischen Politikern regelmäßig als „Absolutisten" ausgegeben. Wir glauben, daß Spanien von dem verzerrten Schein der Freiheit, der es seit fünfzig Jahren äfft, wieder hindurchdringen müsse zum Wesen der Freiheit, zu demselben Wesen der Freiheit, welches England heute noch besitzt. Unter jener Scheinfreiheit war es, daß Spanien in alle die Uebel versank, die Hr. Graf ja auch selbst für England so sehr fürchtet. Ein ungeheures Beamtenheer statt der Autonomie, Preß- und Rede-Frechheit statt der wahren Publicität, egoistische Parteien selbst in der Armee, die sich um die Ausbeutung des Landes reißen, wie die streitenden Bettelbuben um den morschen Strick, statt der Achtung vor der fremden Meinung, kurz, „ein Volk von Aemterjägern, für das keine Schmach existirt, welche es sich nicht gefallen ließe" — wie der Hr. Graf selber sagt. Dieß sind die Früchte der „politischen Freiheit von Cadix"! Spanien wird nicht zurückkehren zu seiner wahren Freiheit, ehe es Cadix radikal überwunden hat, aber auch Madrid; d. i. die französische Fälschung der Autonomie sogut, wie die bureaukratische Centralisation aus der Zeit Philipps II. Wir müßten an Spanien verzweifeln, wenn wir ihm die Fähigkeit dazu nicht mehr zutrauen könnten.

Dasselbe gilt uns von Deutschland. Nicht ohne schmerzliches Erstaunen sehen wir dann und wann auch unter uns die uralten landständischen Verfassungen auf Ein Niveau setzen mit den gegenwärtigen Constitutionen. Als ob nicht diese Scheinwesen gleichsam nur die gespenstischen Schemen jener ächt germanischen Institutionen wären, welchen die anwachsende Bureaukratie allmählig das lebendige Blut des Selfgovernments ausgesaugt hat? Für jetzt ist es freilich soweit gekommen, daß wir um diese Schemen noch froh seyn müssen, weil sie doch wenigstens hie und da die souveraine Willkür schrecken. Aber das Wesen, den Inhalt der Freiheit werden wir erst dann wieder haben, wenn wir einmal keine Bureaukratie mehr haben, und sie zu ertödten, das wäre die große Aufgabe einer künftigen Reichsverfassung, ebenso wie in Spanien. Werden wir den Grafen Montalembert in Ansehung seines eigenen Vaterlandes erst einmal mit Rathschlägen gegen die, nirgends höher als dort gestiegene, bureaukratische Centralisation hervortreten sehen, dann werden wir sagen, daß er endlich mit dem Wesen der Freiheit umgehe, und mit der rechten Waffe auftrete gegen seine imperialistischen Gegner. Dann kämpft und ringt er wirklich um die Substanz jener Freiheit und jener Institutionen, von welchen er so schön sagt: sie seien durchaus nichts specifisch Englisches, sondern nur die Entwicklung jener Verfassungs-Zustände, welche das Christenthum den germanischen Stämmen eingepflanzt, und deren im Mittelalter ganz Europa sich erfreut habe, nur mit Ausnahme des byzantinischen Reichs, dem die unheilbare Corruption des Cäsarismus für immer immanent geblieben!

Doch kehren wir zurück zu den Ansichten des Hrn. Grafen über die politische Zukunft Englands. Spanien ward durch die Ungenügsamkeit seiner auswärtigen Politik im Innern vergiftet, und ging zu Grunde. England löste Spanien als Weltmacht ab, und eben jetzt steht es auf dem Gipfel

seiner Expansion. Dabei hat England vor allen andern Ländern den eigenthümlichen Vortheil, daß es eine Insel ist, und die Oceane zum Wahlplatz seiner Expansion vor sich sieht. Man mag ahnen, wenn auch nicht berechnen, wie außerdem die weltherrschende Stellung längst schon auf sein Inneres zurückgewirkt hätte. Soviel ist aber richtig, daß die specifische Triebfeder der englischen Weltherrschaft nicht nur die äußere Politik Englands total demoralisirt hat, sondern endlich auch eine Vergiftung im Innern vorliegt, von der es sich nun eben fragt, ob sie der edlen englischen Freiheit nicht absolut tödtlich seyn werde?

Jenes treibende Princip ist der übermäßig angewachsene Industrialismus. Graf Montalembert läugnet eigentlich weder die Eine, noch die andere seiner endlichen Wirkungen. Er sagt selbst: eben wegen der unläugbaren Demoralisation der Politik Englands nach Außen sei es so schwer, die Vorurtheile zu bekämpfen, welche auch die Billigdenkenden gegen dieses Volk überhaupt hegten. Was aber die inneren Zustände betrifft, so ist er von ihrer Unhaltbarkeit gleichfalls selber überzeugt, und von den unaufhaltsamen Fortschritten der Demokratie zu einer radikalen Umbildung Englands, nur daß er vertraut, diese Demokratie werde eine conservative seyn, nicht die wilde des Continents, welche immer nur die Anarchie zum Ausgangs-, die Despotie zum Endpunkte hat. So bestimmt sind Hrn. Montalemberts dunkle Ahnungen über die schließlichen Wirkungen des zügellosen Industrialismus auf die Eingeweide des Landes, daß er sich bereits nach kriegerischen Bundesgenossen der Aristokratie im Falle einer allgemeinen Revolution der städtischen und industriellen Bevölkerungen umsieht. Die Yeomanry, glaubt er, werde es seyn, die rüstigen Schaaren der Freeholder und Pächter in Waffen zu Fuß und zu Pferd, deren bäuerliche Interessen die Gentry solidarisch mit den ihrigen erhalten habe. Aus dieser angelsächsischen Bauerschaft, meint er, wür-

den überhaupt die rechten Männer kommen, wenn einst die Stunde des entscheidenden Kampfes schlage.

Aber auch auf die Bourgeoisie selber setzt er seine Hoffnungen. Er ist voll Bewunderung ihrer Leistungen in Indien und Amerika, welche beide eigentlich Schöpfungen jener mächtigen Mittelklasse seien. Sie sei auch bestimmt, die Aristokratie zu ersetzen, wenn deren Zeit vorbei seyn werde. Dieß ist indeß doch nur eine hingeworfene Aeußerung des Herrn Grafen. Er muß wohl selber fühlen, wasfür ein Element damit zur Herrschaft käme, und wasfür andere Elemente sich der Bourgeoisie bei ihrer Thronbesteigung unfehlbar an die Ferse hängen würden. Er recurrirt daher abermals auf die Aristokratie, und berathet sie zur selbstthätigen Anbahnung einer neuen politischen Zukunft Englands.

Vor Allem soll sie die alten parlamentarischen Parteien (Whigismus und Torysmus) aufgeben, welche sich allerdings ohnehin schon überlebt haben. Dann soll sie ihre Reihen öffnen, und so viel als möglich aus der Bourgeoisie sich verstärken, noch geflissentlicher, als mit den besten Kräften aus dem Volke bisher schon geschehen. So ausgerüstet soll sie mit aller Macht auf die Lösung der socialen Frage sich werfen. „L'oeuvre de vieille politique est achevée", seufzt Hr. Montalembert ahnungsvoll. Allein die englische Aristokratie sei einst, am Ausgang des Mittelalters, als die Feuerwaffe und das Aufkommen stehender Heere der militärischen Geltung des Adels ein Ende gemacht, die einzige gewesen, welche ihre neue Mission auf dem bürgerlichen und politischen Felde begriffen, und aus dem Schiffbruch fünfhundertjähriger Institutionen alles Rettungswürdige gerettet habe. Sie werde auch heute wieder so thun, wo eine ähnliche Umbildung der Gesellschaft bevorstehe, wie vor vierhundert Jahren, neue Interessen und neue Probleme aufgestanden seien — die großen Fragen von der Arbeit, von den Pflichten des Eigenthums, von den industriellen Bevölkerungen, kurz das ganze

ungeheure Gebiet, welches man unter dem Namen der socialen Frage zusammenfaßt. Der Hr. Graf behauptet: die herrschenden Klassen Englands seien auch bereits auf's eifrigste in diese Frage eingegangen, ihre Hingebung sei im Steigen, und nirgends geschehe überhaupt mehr in der Armensache, als in England. Er preist auch außerdem einen großen und unverkennbaren Aufschwung, sowohl in sittlicher, als religiöser Beziehung, welchen England nicht nur in den höhern Klassen, sondern auch im Allgemeinen seit der Zeit Georg's III. genommen, bloß mit Ausnahme der Arbeiter-Klassen, und namentlich der städtischen, bei welchen leider eine fast absolute religiöse Gleichgültigkeit und Unwissenheit mit der Zunahme dieser Population gleichen Schritt gehalten habe. Dennoch glaubt der Hr. Graf, auch diese Volksschichten dürften noch immer der Hoffnung seyn, „daß die Aristokratie ihr natürlicher Alliirter gegen die Auswüchse des Industrialismus seyn werde."

Graf Montalembert schaut demnach die Mittel und Wege, durch welche England der Bureaukratie, und also dem Verlust seiner Freiheit entrinnen müßte, durchaus rosenfarben an. Es fragt sich nur, ob dieß auch wirklich die natürliche Farbe der Personen und der Dinge ist. Den Eindruck kann man von vorneherein kaum abwehren, daß der Hr. Graf sich seine persönlichen Beobachtungen fast ausschließlich in den feinen Empfangssälen der englischen Noblesse geholt, und hier oft nicht einmal hinter die Gardinen geschaut, geschweige denn hinabgestiegen sei unter jene furchtbaren Massen, welche die eigentlichen Proponenten der Lebensfrage Englands sind: des socialen Problems. Jener Adel soll im freudigsten religiösen Aufschwung begriffen, und über Hals und Kopf mit der socialen Frage beschäftigt seyn. Anderwärts behauptet man im Gegentheile: der Rationalismus greife in den höhern Regionen mehr und mehr um sich, selbst am Hofe der Königin und bei dieser selbst, ebenso wie in den untern Schichten der

Materialismus; was aber sociale Organisation betreffe, so habe die Aristokratie hiefür gar kein Gefühl; man müßte denn die versuchte Lösung der socialen Frage in der überreich bezahlten protestantischen Propaganda, und den verschwenderisch ausgestreuten Almosen für Armenanstalten und „Lumpenschulen“ erblicken wollen, die dann von bezahlten Subjekten meist in einer Weise verwaltet werden, deren Skandal schon mehr als einmal Europa staunen gemacht hat. Konnte der Hr. Graf davon irgend eine Wirkung erwarten, wenn er jene zwanzig Millionen Abspiranten einer socialen Reform, wie sie England zählt, recht in's Auge gefaßt hätte? Und wenn er noch dazu das Eine Hauptmoment nicht so ganz übergangen hätte, daß England keine Kirche hat, welche eine von der herrschenden Aristokratie verschiedene Realität wäre, und auf deren Beistand in der socialen Frage es rechnen könnte? „Die anglikanische Kirche ist heutzutage gewissermaßen eine Pflanzschule für Katholiken, ihr Sturz würde nur die ohnehin schon dichten Reihen der Rationalisten und Socinianer anschwellen.“ Sehr wohl! Aber was soll inzwischen aus der Societät selber werden? Der Hr. Graf thut unseres Erachtens nicht wohl daran, daß er auch hierin Frankreich so sehr hinter England zurückstellt. Die sociale Frage dießseits des Kanals hat wenigstens die Kirche für sich; sie ist schon darum ungleich weniger verzweifelt, als jenseits des Kanals, wenn sie auch dießseits mehr Lärm und Rumor macht. Man wird mehr Geschrei und Unruhe im Hause verspüren, wenn ein Kind am Zahnweh leidet, als wenn ein Greis an der Herzwassersucht unrettbar dahinsiecht. Besonnene Engländer schütteln auch selber zu den rosenfarbenen Beobachtungen des Hrn. Grafen sehr bedenklich den Kopf. Hören wir z. B. die Aeußerungen einer sehr geachteten protestantischen Zeitschrift:

„Da wir gerade von den modernen Revolutionen sprechen, können wir nicht umhin, eines kleinen Buches zu erwähnen, wel-

ches für England von Interesse seyn muß. Es hat in wenigen Wochen zwei Auflagen erlebt, und kann auch deßwegen als keine gewöhnliche Erscheinung angesehen werden. Die Frage, welche, nach Hrn. v. Montalembert, den Continent ganz besonders beschäftigt, ist die Zukunft Englands. Wird England in diesen stürmischen Zeiten seine Verfassung hindurchbringen, oder wird es die Schicksale Europas theilen, und in den allgemeinen Strom der Verwirrung hineingezogen werden? Diese Frage zu beantworten, hat Hr. v. Montalembert in einem kleinen Bande von 300 Seiten unternommen *), und wir müssen ihm für den Tribut, welchen er unserm National-Charakter zollt, unsern verbindlichen Dank bezeugen. Wir haben, wie er glaubt, alle Aussicht, gänzlich ohne Schaden zu entrinnen, und wenn selbst die Demokratie uns zuletzt mit sich fortreißt, so sind wir ein Volk von soviel gesundem Sinne, sogut in die Selbstregierung eingeübt, daß wir nicht nöthig haben, zuerst noch eine schreckliche Krisis durchzumachen. Herodot erzählt eine Geschichte von einer Anzahl Personen, deren Jeder glaubte, daß sein eigenes Unglück das größte sei, das ihn treffen konnte, und bereit war, seine Bürde mit der seines Nachbars zu vertauschen. Der Versuch wurde gemacht, und es ist unnöthig zu sagen, daß Jeder zuletzt froh war, das wieder zu nehmen, was er mitgebracht hatte, und damit als ein weiserer Mann nach Hause zu eilen. Etwas von der Art möchte mit den Politikern des Continents der Fall seyn, welche gegenwärtig in England gewisse besondere glücklichen Zustände sehen, die sie selbst vergebens zu erlangen suchen. Sie vergessen ihre eigenen Vortheile; sie sehen nicht, oder wollen nicht sehen, daß wir auch unsern Antheil an der gemeinschaftlichen Schwäche der Menschheit haben. Das Buch von Hrn. v. Montalembert ist mehr edelmüthig, als weise, und obschon wir mit seinen Schlußfolgerungen zufrieden sind, und für unsere politischen Aussichten gute Hoffnung festhalten, so ist es gewiß nicht auf die Gründe hin, welche hier für unsere Ermuthigung vorgebracht werden. Er glaubt an die Macht der Institutionen mit einer Verehrung, welche wir nicht ganz theilen. Er schreibt, als ob die Men-

*) De l'Avenir politique de l'Angleterre. Par M. le Comte de Montalembert. Seconde édition. Paris 1856.

schen für die Institutionen, und nicht die Institutionen für die Menschen gemacht wären, und überschätzt, nach unserer Ansicht, den Geist der Selbstaufopferung in unsern höhern Ständen. Die englische Aristokratie, wie Hr. v. Montalembert sie schildert, war niemals edler, niemals patriotischer, niemals uneigennütziger, als in unsern Tagen. Es mag so seyn; aber die Anzeichen von allem Dem sind weniger augenscheinlich, als wir wünschen möchten. Ein anderes wichtiges Element fehlt in seiner Berechnung. Da sind auf diesen Inseln über 20 Millionen menschliche Wesen, den arbeitenden Klassen angehörend, welche auf die Zukunft des Landes vermuthlich auch einigermaßen einwirken werden. Welches der Zustand dieser Menschen seyn mag, sowohl materiell als moralisch, davon weiß Hr. von Montalembert nichts. Sie haben für ihn keine Existenz, außer die, Gegenstand des aristokratischen Wohlwollens zu seyn, und der Glaube, die Ueberzeugungen, die Hoffnungen, die Aussichten, die Wünsche dieser wimmelnden Masse von Menschen sind in dem Problem, wie es uns hier dargelegt ist, nicht unter die Factoren aufgenommen. Vielleicht wird es mehr zu unserm Glücke dienen, wenn wir mit aller unserer Energie an der Erfüllung unserer Pflichten, wie jeder Tag sie uns bringt, arbeiten, und es lassen, uns selbst unnütz zu beunruhigen mit den unerforschlichen Geheimnissen des morgigen Tages *)."

Fügen wir dieser sorgenvollen Antwort auf die glänzenden Complimente nur einige faktischen Bemerkungen aus unsern gesammelten Notizen bei! Ohne Zweifel wird in der bevorstehenden socialen Welttragödie England die Hauptrolle spielen; es hat uns schon lange interessirt, zu beobachten, wie die Elemente dort sich vorbereiten auf das furchtbare Spiel. Wir haben in allen Dingen das Gegentheil von dem vermerkt, was Graf Montalembert vorstellt. Er hofft auf den Mittelstand, den städtischen und den ländlichen; aber wenn irgendwo, so gibt es gerade in England keinen Mittelstand mehr, sondern nur Plutokratie und ihre Leibeigenen. Er redet von einem religiös-sittlichen Aufschwung; ge-

*) The Westminster Review. April 1856. p. 618 — 619.

wisse Skandale in den höhern Ständen, und andererseits Verbrechen aus roher Leidenschaft mögen seit Georg III. wirklich weniger geworden seyn; dafür ist aber eine Massen-Demoralisation eingetreten, die einem allgemeinen Kriege Aller gegen Alle mit den feigsten Waffen des Meuchelmörders, Diebes und Betrügers gleicht. Endlich: das herrschende Capital, oder wenn man lieber will, die Aristokratie, sucht jetzt nachzuholen, was die etablirte Kirche unverantwortlich versäumt hat, aber in einer Weise, die das Uebel unter den obwaltenden Umständen unfehlbar verschlimmern und gefährlicher machen muß.

Was den „Mittelstand" betrifft, so vertheilte er sich in England, wie in allen christlich romano-germanischen Staats-Bildungen, auf Stadt und Land. Der städtische Mittelstand hat sich aber jetzt verwandelt in die Macht des Capitals und in Sklaven des Capitals. Mit einem Worte, der Gewerbe-Stand ist in England dahin. Mitteninne zwischen den Trägern des immensen Reichthums oder der Plutokratie und ihren leibeigenen Bürgern schwankt auf einer schmalen Linie, ungewiß, ob es rechts oder links hinfalle, das Genus der sogenannten „englischen Krämer" oder Shopkeeper. Soll man in ihnen jenen bürgerlichen Mittelstand erblicken, der immer die festeste Grundlage für jede conservative Staatsform mitbildete, und namentlich für jede Autonomie? Diejenigen bürgerlichen Elemente aber, welche bereits fixirt sind in der Sklaverei des Capitals, fließen fortwährend nach unten ab, und schwellen die specifisch englische Massen-Armuth an. Für die eigentliche Bourgeoisie bleibt sonach nichts übrig, als jene Träger des Capitals. Darum erschrecken wir, wenn wir hören, daß die Aristokratie in der Bourgeoisie aufgehen, und von dieser abgelöst werden solle. Denn das wäre nichts anderes als die vollendete Plutokratie. Ob aber die natürliche oder widernatürliche Entwicklung in England nicht nothwendig darauf hindrängt, das ist eben die Frage. Materiell ist

die Plutokratie bereits ausgewachsen, sie scheint auch noch formell auftreten zu müssen. Die Vortheile der Industrie haben sich mehr und mehr ausschließlich in den Händen Weniger concentrirt, alle Andern sind nur ihre Arbeitskraft. Keine Societät ist schon so scharf, wie die bürgerliche Englands, in zwei absolute Theile auseinander gegangen: ungemein reich und blutarm. Wie arm, das beweist die Thatsache, daß die Zahl der an die öffentliche Unterstützung Verfallenen, der Bettler in England, zu Frankreich und Deutschland sich verhält wie 3 zu 1.

Dazu erwäge man, daß die industrielle Bevölkerung Englands drei Viertel, die agrarische bloß Ein Viertel der Gesammtpopulation beträgt. Auf das Landvolk, die rüstigen und tapfern Yeomoe hat Graf Montalembert seine Hoffnungen gesetzt, sie sollen, wenn alle andern Stränge brechen, herbeieilen und der Aristokratie die englische Freiheit und Autonomie retten helfen vor der Anarchie und der Despotie. Aber ach! auch der bäuerliche Mittelstand, die Zierde Alt-Englands, ist in traurige Trümmer zerfallen und existirt kaum mehr. Die Schrankenlosigkeit der Industrie und des Handels hat an ihm ebenso gethan wie an dem städtischen Mittelstand. Nur der Kunstlandbau konnte endlich noch die Concurrenz mit dem Freihandel aushalten. Damit ist das Capital auch über den Bauer Herr geworden. Der selbstständige Bauer verschwand, aufgezehrt vom Latifundium. Neun Zehntheile des englischen Bodens sind in den Händen der großen Grundbesitzer, d. i. des Capitals. Der freie Bauer ist zum Pächter geworden, der die schwersten Lasten zu tragen hat; so verdrängte der reichere Pächter den ärmeren und dieser sank in die große Masse der ländlichen Taglöhner hinab. Solcher Labourers, die auch keine Kuh mehr im Stalle haben, zählt England 900,000. Pächter nur mehr 125,000, die nach Abzug aller Zinsen und Lasten bei dem größten Fleiß nicht über den Lebensunterhalt gewinnen. Das ist

Englands ganze Yeomanry. Alles andere Landvolk ist zum ländlichen Proletariat herabgesunken. Auf diesem Wege hat sich z. B. das Latifundium des ganzen schottischen Hochlandes bemächtigt; da wo einst die romantischen Klane der Ohnehosen-Häuptlinge wie die alten Ritter und ihre Knappen hausten, hat das Capital in wenigen Jahrzehnten aufgeräumt. Als die tapferen Hochschotten einmal zu hungernden Labourers deprimirt waren, fand man, daß es überhaupt vortheilhafter sei, das Land in Schaftriften und sogar in Wildgehege umzuwandeln. Die Herzogin von Sutherland allein trieb um 1820 an 3000 Pächterfamilien aus, und ließ ihren Grundbesitz von mehr als anderthalb Millionen Morgen durch 130,000 Schafe beweiden. Die Umwandlung erwies sich als sehr profitabel. Seitdem sind die alten Klanmänner, einst der Kern der englischen Armee, verhungert oder ausgewandert. Der Rest reicht gerade noch hin, um für die grundbesitzenden Geldmänner des Unterlandes — Wildhüter abzugeben auf dem Ackerland ihrer Ahnen. So ist der englische Bauernstand überhaupt in der Umwandlung in ein ländliches Proletariat begriffen, das der Plutokratie nicht gewogener seyn dürfte als das eigentlich industrielle. Darum beschäftigt auch das Schicksal der schottischen Hochlande die Presse eben jetzt nicht wenig.

Man sagt wohl: es gebe keine demokratischere Aristokratie und keinen aristokratischern Pöbel als in England. Aber davon handelt es sich gar nicht mehr. Popularität oder nicht Popularität der Aristokratie ist gar nicht die Frage. Capital und kein Capital — das sind die Mächte, die sich feindlich gegenüber stehen, und ihr Ringen ist es, was die Massen-Demoralisation über das Land verbreitet.

Wie oft hat man sonst die deutschen Katholiken auf die blühende Prosperität Englands und andererseits auf den „Verfall" Spaniens, Italiens ꝛc. verwiesen, um dem Protestantismus den social-politischen Ehrenkranz zu reichen! Jetzt

aber wird endlich offenbar, um welchen Preis jene „Prosperität" erreicht ist. Es sind durchaus protestantische Zeitungen, welche seit etwa einem Jahre unaufhörlich lamentiren über den unerhörten Verfall der öffentlichen Moral in England, und thatsächliche Beweise in Menge dafür beibringen. Erst vor ein paar Monaten hat die Kreuzzeitung aus der englischen Criminalstatistik wahrscheinlich gemacht, daß England „die tiefste Stufe der Sittlichkeit in Europa einnehme, während die preußische Rheinprovinz bekanntlich an der Spitze steht." Dabei fallen nicht weniger als mindestens eilf Procent auf jugendliche Verbrecher unter siebzehn Jahren; ja, in dem einzigen Jahre 1849 kamen 4000 schon bestrafte Kinder zum zweiten-, dritten- und selbst viertenmale vor die Assisen. Bezüglich der Rückfälligen überhaupt hat man berechnet, daß in den vierzig Jahren bis 1849 ihre Zahl um 400 Procent, der Populationszuwachs nur um 65 Procent zunahm. Das mögen Aeußerungen der bittern Noth und Massenarmuth seyn. In dieselbe Kategorie gehören zum Theil auch noch jene entsetzlichen Entdeckungen, daß es in England fast zu einer Erwerbs-Spekulation geworden, die nächsten Angehörigen, auch die eigenen Kinder in die Lebensversicherungs- und Leichenbestattungs-Gesellschaften aufnehmen zu lassen und dann die Versicherten aus dem Wege zu räumen, um die oft nur wenige Pfunde betragende Prämie zu gewinnen. Darum sprachen die „Times" vor Kurzem von einer grassirenden Pest des heimlichen Giftmords, wie sie kaum von der untergehenden Heidenwelt gekannt worden sei; darum wollten endlich jene Versicherungs-Gesellschaften Prämien auf Verwandte gar nicht mehr einschreiben.

Noch gräulicher aber als diese Demoralisation aus Noth erschien die seit zwei Jahren plötzlich wie epidemisch gewordene Demoralisation aus unersättlicher Gier. Wir wollen nicht die Fälle immenser Betrügereien aufzählen, wie sie Schlag auf Schlag an Männern des unbeschränktesten Vertrauens

zu Tage kamen; man behauptet, die kaufmännische Solidität Englands, sonst in sprüchwörtlichem Ansehen, sei jetzt völlig im Verruf. „Wir kommen nicht aus den Criminalgeschichten, Unterschlagungen und Selbstmorden heraus“, schrieb vor wenigen Tagen noch die Allg. Zeitung aus London. Damit keine Klasse der Societät uncompromittirt bleibe, fiel im vorigen Winter auch noch eine grauenhafte Beleuchtung auf das Treiben des eigentlichen Restes der ehemaligen Mittelklasse. „Eine parlamentarische Commission belehrte uns, daß 99 unter 100 Londoner Shopkeepers verfälschte, wo nicht vergiftete Waaren verkaufen.“ In denselben Tagen äußerten die „Times: „Der Mord in seinen gewaltsamsten und in seinen hinterlistigsten Gestalten ist reif im Lande und die entsetzlichsten Enthüllungen von Betrügereien unter unsern Handelsklassen, die tausenderlei raffinirten Formen, welche das Verbrechen in den Händen gewöhnlicher Uebelthäter angenommen hat, das Alles sind Zeichen, welche für die Nothwendigkeit einer scharfen Repression sprechen“*). Wir erschracken über diese Worte; sie klangen uns wie ein Abschied des autonomen Selfgovernments und wie ein Willkomm bureaukratischer Centralisation. Wo freilich einmal solche Massen-Demoralisation eintritt, da muß fast nothwendig das freie und unbehülfliche Amt der Autonomie unzureichend und der mechanische Druck der Bureaukratie unumgänglich erscheinen. Man erwäge nur, daß auch die Strafrechtspflege in England bis heute autonom ist; nach dem Grundsatz: wo kein Kläger ist, da ist kein Richter, verfolgt in England kein Staatsanwalt von des Staates wegen die Verbrechen.

Es ist wahr, daß man noch ein spätes Abendroth englischer Autonomie in dem regen Bemühen wohlmeinender Privatleute erkennen muß, dieser furchtbaren Massen-Demo-

*) Kreuzzeitung vom 10. Jan. 1856: vergl. dieselbe vom 29. Nov. 1855 und 28. August 1856. — Allg. Zeitung vom 27. Dec. 1855, 21. Nov. 1856.

ralisation durch Schulen abzuhelfen. „Der untrügliche Weg zur Besserung sei eine sorgfältigere Erziehung und Bildung", sagte jüngst noch der Bischof von Manchester bei einem solchen Schul-Meeting. Es gibt bekanntlich kein Land in der alten Welt, wo das Schulwesen so sehr im Argen läge wie in England. Man kennt hier keinen Schulzwang und dieß ist gut. Wenn aber nach der neuesten Statistik drei Viertel der Kinder in England keinen regelmäßigen, zwei Siebentel gar keinen Unterricht genießen, wenn z. B. in Manchester von 65,000 Kindern 30,100 nicht einmal eine Sonntags-Schule besuchen und es in London noch schlimmer aussieht, so deutet dieß im neunzehnten Jahrhundert denn doch auf ein unglaubliches Helotenthum. Unter der Miliz in Suffolk von 1854 konnte nur ein Drittel der Rekruten ihren Namen unterzeichnen, und unter den Krimtruppen wußte nur je der fünfte Mann ein Brieflein nach Hause selbst zu schreiben. England und Wales zählten damals gegen 45,000 Volks-Schulen, darunter etwa 30,000 Privatschulen; von 14,000 Lehrern und Lehrerinen waren im J. 1851 nicht weniger als 708 selber genöthigt, ihren Namen mit einem Kreuze zu unterzeichnen. Sind diese Daten schon arg, so gibt es doch auch in andern Ländern, z. B. in Italien, Gegenden, wo der Schulunterricht häufig nicht genossen wird; um so mehr bemerkt man aber an diesen Ungeschulten oft eine gewisse natürliche Bildung und gesunden Blick; auch bei uns in Deutschland erinnern sich gewiß noch Viele gar manches ehrwürdigen und stattlichen Bauern voll Einsicht und Verstand, der doch weder lesen noch schreiben konnte. Was man dagegen von England in dieser Beziehung weiter vernimmt, namentlich aus den officiellen Angaben Sir J. Pakingtons im Parlament: das übersteigt weit allen Mangel an Schulbildung und reicht in ganz andere Sphären hinein. In den Londoner ragged schools oder Lumpenschulen fanden sich im J. 1853, laut Angabe des Reverend Clay, unter 3000 Knaben und

Mädchen 1588 in solcher äußersten moralischen [illegible]an gedacht; Unwissenheit, daß sie von der Existenz Gottes, ja [illegible]unfähig men „Gott" auch nicht die leiseste Ahnung hatten. S[illegible] Pakington bezeugte im März 1855 öffentlich vor dem Parlament: in den untern Volksklassen könnten nicht allein die wenigsten lesen, schreiben und rechnen, sondern Tausende und abermals Tausende seien gänzlich unbekannt mit allen Begriffen von Tugend und Laster und wüßten weder vom Namen Gott und Christus, noch den der Königin Viktoria; ja in Einem Jahre hätten sich in einem einzigen Gefängniß 1300 Personen gefunden, die auch nicht die geringste Kenntniß von den Monaten im Jahre hatten und denen sozusagen alle Zeiteintheilung völlig fremd war.

Da muß man wohl fragen: was denn die etablirte Kirche mit ihren ungeheuern Reichthümern dreihundert Jahre lang gethan hat? Sie hat nicht nur nicht Schule gehalten mit dem Volke, sie hat auch nicht Kirche gehalten mit ihm, sonst wäre eine so unerhörte Verkommenheit doch unmöglich. Wenn es wirklich nichts Demokratischeres gibt als die englische Aristokratie, so gibt es doch gewiß nichts ausschließlich Aristokratischeres als ihre Kirche. Sie amtirte für die bezahlenden bessern Klassen, und würdigte das arme Volk keines Blickes. Jetzt freilich wäre es ihr unmöglich, wenn sie auch die Volksbildung nun in die Hand nehmen wollte; denn schon im J. 1853 zählten die Dissenters von den 28.000 Kirchen und Kapellen in England und Wales fast die Hälfte zu den ihrigen, und eben die Sekten-Zersplitterung ist auch das unübersteigliche Hinderniß eines allgemeinen National-Schulwesens. Denn der Sekteneifer geht, wie Pakington klagt, soweit, daß die bloße Befürchtung, die Kinder der einen Sekte möchten den Katechismus einer andern Sekte lesen, hinreichend war, dem Lesenlernen selbst die größten Hindernisse in den Weg zu legen. Aber was hat denn jene reichste aller „Kirchen", die in Wahrheit so reich ist wie alle andern Kir-

ralisation du ... ...kommen — was hat sie vorher
zur Be... ... heute noch in ihren Tempeln? Erst
s... ...wir in der „Kreuzzeitung" einen Lon-
... Hunderttausende englischer Kohlenar-
...in England selber als eine Art heidni-
...eschlechtern weder mit Bibel noch Fibel bekann-
...enschenstamm angesehen"! Als jüngst einer der zahl-
reichen Bildungs-Vereine von dem anglikanischen Erzbischof in Dublin eine Rüge erhielt, daß er sich ganz wie eine eigene Kirche mit selbstständigen bischöflichen Rechten in einer Weise gerire, die höchstens als Nothstand in heidnischen Ländern zulässig wäre — da gab der Verein zur Antwort: „dieß passe in soferne auch auf England, als die von einem wahren Heidenthum besessenen Regionen seiner Bewohner von den Dienern der constituirten Kirche, deren ein Theil dem Nichtsthun ergeben, der andere zum Papstthum geneigt, der dritte mit Arbeiten überladen sei, nicht erreicht würden"*).

Es ist auch höchst bezeichnend, daß die großen Eiferer für englische Schulbildung Sir J. Pakington und Frau Jamieson niemals an die „Kirche" appelliren; es ist immer nur die „öffentliche Meinung", das Gouvernement, die Legislatur, woher sie Hülfe erwarten, niemals die etablirte Kirche. Ohne sie bemühen sich edelmüthige Privaten, das niedere Volk Englands der Barbarei und dem Heidenthume zu entreißen, in derselben Zeit, wo man berechnet, daß von den beiden jüngst emeritirten Bischöfen von London und Durham der Eine 15 Millionen Franken, der andere nahezu 8 Millionen Franken während ihrer Amtszeit bezogen hätten. Dennoch traten sie nur unter der Bedingung in den Ruhestand, daß das Oberhaus ihnen eine Pension bewilligte, welche die höchste Besoldung der Civilbeamten, die Minister eingeschlossen, übersteigt. Und zudem wundern sich die „Times" noch über die zuvor unerhörte Erscheinung, daß ein Bischof in Pension

*) Berliner Protest. K.-Z. vom 1. Sept. 1856.

gehe. Noch vor 30 Jahren hätte Niemand daran gedacht; wenn ein Bischof bettlägerig oder kindisch oder sonst unfähig geworden, so habe seine Frau oder sein Sohn oder sonst Jemand der Art mit Unterschrift und Siegel die Diöcese regiert, die Ordinationen aber irgend ein müßig herumlungernder Colonialbischof versehen, so daß man in jener Zeit z. B. allgemein zu sagen pflegte: Madame So und So habe nicht weniger als sieben Jahre lang eine Diöcese verwaltet. Also spricht man von dem Episcopat der etablirten Kirche; indeß ist das niedere Volk Englands in neue Barbarei und neues Heidenthum versunken.

Die englischen Katholiken mit ihren Almosen und spärlichen Mitteln haben sich zahlreiche Schulen angelegt; im Herbste 1853 wurde deren Inspicirung von Seite der Schul-Raths-Commission Ihrer Majestät vorgenommen; der Bericht fiel glänzend aus, sowohl hinsichtlich der Erfolge dieser Schulen, die nicht nur unterrichteten, sondern auch wirklich erziehend wirkten, namentlich der Ordens-Schulen, als auch hinsichtlich ihrer Ausbreitung; in Liverpool allein empfangen gegen 15,000 arme Kinder regelmäßigen Unterricht. Was haben Anglikaner und Dissenters dem an die Seite zu stellen? Antwort: die kolossale Propaganda wider — Rom und die unerhörte Versunkenheit des eigenen armen Volkes! Außerdem prägt die etablirte Kirche auch noch die allgemeine Verzerrung des englischen Social-Politismus an ihrem eigenen Klerus aus. Während die Prälatur fürstliche Einkünfte percipirt, unterhält eine fromme Dame in London seit vierunddreißig Jahren einen „Verein zur Bekleidung armer frommer Geistlichen"; sie sammelt neue und abgetragene Kleider, Schuhe, Leinwand ꝛc., und vertheilt dieselben unter die oft in bitterer Armuth schmachtenden Vicare und Curates; ihr Jahresbericht für 1852 enthielt eine lange Reihe geistlicher Danksagungsschreiben über den Empfang alter Kleider für die Kirchendiener selbst, ihre Frauen, Söhne und Töchter.

Was wird aber unter allen diesen Umständen der beste Erfolg in Verallgemeinerung eines Schulunterrichts, der noch dazu nicht zugleich religiöse Erziehung ist, bewirken? Wird er den gähnenden Abgrund zwischen den zwei Volksklassen Englands: Arm und Reich, verengern und ausfüllen, oder wird er nicht vielmehr das bittere Gefühl, die neidische Scheelsucht, die verzehrende Gier verstärken? Ferner: es ist vielfach bezeugt, daß die altberühmte „Christlichkeit" Englands im Begriffe sei, eine traurige Veränderung zu erleiden; in den höhern Klassen fresse der banale deutsche Rationalismus, in den niedern der gröbste Materialismus krebsartig mehr und mehr um sich. Hat man anderwärts vielleicht die Erfahrung gemacht, daß der profane Unterricht ein Specificum gegen diese Geistes-Epidemien sei, oder das Gegentheil? Fassen wir aber die Sache auch von der andern Seite. Wie wahr ist es, was Graf Montalembert sagt: „die Ausdehnung des Schulunterrichts über die Massen entfremde eine Menge von Individuen ihren Standesverhältnissen." Sie schafft sofort die unabsehbaren Heere derer, die Unterhalt und Beförderung vom „Staate" fordern. Bald sind die Aspiranten nicht mehr der Beamtungen, sondern die Beamtungen der Aspiranten wegen da. Ebendeßhalb scheint es, daß England zu keiner unglücklichern Zeit hätte genöthigt werden können, das nachzuholen, was es an der Volksbildung Jahrhunderte lang versäumt hat, als eben jetzt. Während die Massen-Demoralisation von Oben mehr und mehr Staatsdiener zur Repression und Präventive zu heischen scheint, liefern jene Besserungsversuche durch die Schulen von Unten entgegenkommendes Material dazu. Wo endlich Beides in der Mitte zusammentrifft, da ist die leibhaftige Bureaukratie fertig. Die Staats-Concurse und Beamten-Examina gehen voran, der Schulzwang wird folgen. Dann gute Nacht Englands edle Freiheit!

Daß England an dem Vorabend einer entscheidenden

Krisis stehe: das ist auch Montalembert's tiefste Ueberzeugung. Wir hätten von ihm eine gründlichere Untersuchung der Principalfrage gewünscht: ob es auch wirklich die socialen und sittlichen Bedingungen zu ihrer glücklichen Ueberwindung noch besitze? Von dem Entscheid hängt Alles ab. „Times" haben vor Kurzem noch, hoch herabsehend auf Napoleon III. und Frankreich, das stolze Wort gesprochen: wir sind die einzige und prädestinirte Weltmacht, in allen Welt-Theilen thront unsere Weltherrschaft, wir sind die erste christliche, aber auch die erste muselmanische Macht, Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen sind daran, unsere universale Oberherrschaft zu consolidiren vom Mittelmeer und vom Ocean bis in das Herz Asiens! Sehr wahr. Aber eben jetzt haben sich auch von allen Seiten die specifischen Feinde dieser Weltmacht offen aufgestellt; wird sich die Widerstandskraft von Innen heraus als unerschöpflich bewähren? Das ist die Frage. Spanien stand einst auf derselben Höhe; sein gewaltiger Arm ward ihm nicht von Außen abgeschlagen, sondern er verdorrte von Innen heraus. Und was England jetzt vor dem Spanien von damals voraus hat, das Alles wird durch Einen Umstand aufgewogen, den auch noch das Spanien von heute durch seine Kirche vor England voraus hat: es laborirt nicht an dem socialen Problem.

Noch sind die frischen Kohlenminen Amerikas und Rußlands nicht in übermächtiger Concurrenz gegen England aufgetreten, und doch ist schon unverkennbar, daß die englische Societät einer Lösung der socialen Frage zutreibt, welche unter allen die entsetzlichste ist. Gelingt es dem Geist der realen Kirche nicht, den Social-Politismus wieder für sich zu erobern, so ist überhaupt als endliches Resultat der socialen Alleinherrschaft des zügellosen Subjektivismus nur Eine Alternative abzusehen. Entweder der französische Social-Demokratismus, oder die Wiedereinführung und Durchführung der weißen Sklaverei! Die Anglo-Amerikaner im Süden

der Union predigen die letztere zum Theil bereits aus Princip. Man betrachte aber die sociale Physiognomie Englands, den Kampf zwischen Capital und Arbeit, die schlechtverschleierte absolute Plutokratie und sage: ob irgendwo die Gesellschaft faktisch so nahe ebendazu vorbereitet wäre, wie hier! Wie aber dann, wenn der feige Mob vor oder nach seine Natur verändert?

LVI.

Pape's Schneewitchen *).

Als Herr Pape vor zwei Jahren zum erstenmale als Dichter auftrat, da wurde er von unserem seitdem leider verstorbenen Freund J. W. Wolf mit einer wohlgemeinten Kritik in diesen Blättern eingeführt. Seitdem hat sich der Dichter sichtlich abgeklärt und plastischer gerundet; wir werden dadurch nur bestärkt in dem Princip, daß es namentlich für Anfänger immer von entschiedenem Nutzen ist, rechtzeitige Wahrheit zu hören.

Wie Graf Pocci das Volksmärchen vom „Gevatter Tod", die Idee durch geistreiche Folie erhöhend, dramatisirte, so hat Pape einen gleich populären Stoff seinem Epos zu Grunde gelegt, die handelnden Personen aber historisch kostümirt. Bei Pocci drängt sich, von Act zu Act in engeren Fugen kreisend, der gewaltige Ernst des Gedankens unaufhaltsam in

---

*) Jos. Pape: Schneewitchen vom Gral. Epos in 12 Gesängen. Münster 1856. Bei Fr. Cazin. 188 S. 12. 1 Thlr. 10 Sgr.

die Seele, bis er am Schlusse selbst unverhüllt herausschaut; Pape dagegen läßt seinen räthselhaften Sinn lieber durchschimmernd ahnen und errathen, statt ihn fest umschrieben hinzustellen.

Der Inhalt des „Schneewitchen" ist folgender: Der Vogt von Niederland war, um von Gott einen Erben zu erflehen, gen Compostella gefahren; in sehnsüchtigem Leid sitzt seine Gattin Walburga im hohen Thurmgemach, all' ihre Sehnsuchtspein in einen Mantel wirkend; da gewahrt sie eines Tages das rückkehrende Kreuzfahrersegel; hastig das köstliche Gewand aus den Händen werfend, ritzt sie sich mit einer Nadel die Hand, daß die Blutstropfen in den frischen Schnee fallen. Und die Gute gedachte des Wunsches, um den ihr Herr die Meerstraßen gefahren war: daß Gott ihr ein Kindlein gewähre, roth wie diese Tropfen, und wie der Schnee so weiß. Der Herzog aber hat Gäste mitgebracht, die er zu Compostell gefunden, den alten Lesemeister Albertus Magnus von Köln und dessen Pflegling, das „Kind des Grafen", das ihm geheimnißvoller Weise von Engelshand zur Pflege übergeben war. Abends singt ein Sänger im Saale vom heiligen Gral und dessen Tempel, die Macht der Töne faßt den Albertus, er sinnt die ganze Nacht schlaflos darüber nach, bis ihm ein Gesicht das herrliche Münster zeigt, das bald entstehen und den König empfangen soll, der kein anderer sei als sein Pflegling, die Ersehnte der Herzogin aber, Schneewitchen, sieht er neben dem Könige auf dem Throne. Beim Abschiede verspricht Albertus dem erhofften Kinde ein Pathengeschenk; nach Köln zurückgekehrt, wo er dem kriegs- und streitlustigen Bischof Konrad den Grafensohn zu ritterlichem Handwerk in die Pflege gibt, schmiedet er unter Lobgesängen mit Thomas von Aquin den leuchtenden Spiegel, ein Sinnbild der aus himmlischem Lichte stammenden Kunst und Wissenschaft. Indessen kommt die Kunde von Schneewitchens Geburt und dem Tode ihrer Mutter; Alber-

tus übersendet sein Geschenk und denkt einzig wieder an sein Münster, dessen Bild ihm lebendig vor der Seele steht. Da erscheint wirklich eines Tages der Bischof, vor er zum Kampf ausreitet „einem bösen Nachbar die Morgenruh' zu stören"; er hat beschlossen, ein hehres Münster zu Köln zu bauen und wendet sich deßhalb an seinen Freund, den aller Weisheit kundigen Lesemeister. Da ist der Stein von Alberti Herzen abgewendet, er sucht den Meister Gerhard in der Steinmetzen Hütte auf; zehn Jahre lang zeichnet dieser unter Alberts Rath und Beistand, bis endlich das Bild des Graltempels auf dem Pergamente steht. Zur Feier der Grundsteinlegung des Münsters werden viele Gäste entboten, auch der Vogt von Niederland kommt mit Schneewitchen, die ein schönes Mägdelein geworden, daß sie wie der Ostertag im Mai vor den anderen Frauen steht; wo überall sie einherfährt, springen die Blumen aus der Erde, die holde Maid zu schauen, selbst die Fische im Rhein geleiten ihres Schiffes Lauf und umtanzen ihr Bild im Wasser. Es ist das eine der schönsten Stellen der Dichtung, mit sichtlichem Einfluß der Gudrun, wo bei Horand's allbekanntem Singen auch die ganze Natur Theil nimmt. Hier zu Köln wird das Liebesband zwischen ihr und dem Grafensohne geknüpft. Der Vogt will hie verbleiben und baut sich einen Palast; altes Sehnsuchtleid nach seiner Gemahlin nagt an seinem Herzen, denn er trägt den Zaubermantel, jenes Gewebe, welches Walburga unvollendet gelassen, Schneewitchen aber wieder gefunden und unbewußt, welchen Zauber sie hinwebe, vollendet hatte. Da hört er die Kunde von der schönen Tochter eines „weisen Meisters" zu Salern, in deren Anschauen alles Leid heile. Er zieht hinüber und holt in der stolzen Fausta die böse Schwiegermutter in's Haus. Sie hat den sehnsuchtssiechen Herzog mit bösen Listen bethört, Schneewitchen muß ihr die Schleppe tragen und die Zwietracht, von ihr angefacht, erhebt im kaiserlichen deutschen Lande, dessen Königin sie werden

will, ihr Haupt. Die Schönheit des Grafensohnes reizt ihre Liebe, deßhalb entbrennt sie in tödtlichem Haß gegen Schneewitchen, die, selbst ihres Lebens bedroht, auf Anrathen des Albertus mit dem Geliebten über den Rhein nach den sieben Bergen entflieht, wo goldgrabende Zwerge hausen, die dem Grafensohne zu Dank verbunden sind. Nachdem Schneewitchen hier in Sicherheit gebracht, eilt er von dannen, sein Volk gegen die Ränke der Bösen zu schirmen und ihre Partei niederzuwerfen. Indessen hat Fausta durch den Wunderspiegel erfahren, wo die Schönste im Lande verweile, mit teuflischen Ränken sinnt sie auf ihr Verderben. Hiezu sucht sie zuerst den hl. Thomas von Aquin zu gewinnen, der ihre Absicht erräth und zu Schanden macht; nun weiß sie einen Mönch zu födern, derselbe überbringt auch, unter dem Titel als wäre es ein Geschenk ihres Geliebten, einen Gürtel dem Schneewitchen, aber es ist der Gürtel der Venus, der dem reinen Kinde den Tod bringt. Zwar weiß Albertus Rath, auch das zweitemal, wo mit der Hochmuthskrone, die Lucifer vor dem Falle trug, das arme Kind berückt wird; zum dritten aber geht Fausta selbst und bringt Schneewitchen mit einem Apfel vom Baume der Erkenntniß in den Todesschlaf. Nun ist ihres Herzens Wuth gestillt, sie freut sich sogar über die Siege des Grafensohnes, in der Meinung, daß er sie als die Schönste nun auf den Thron erheben müsse. Da kommt Bischof Konrad aus dem Felde zurück, Albertus meldet ihm die vorgefallenen Frevel, wie Fausta Ritter, Bürger und Mönche verführt. Der Bischof sendet mit drohenden Worten ihr ein Büßerhemd; sie benützt es nur, neuen Grimm in den Herzen ihrer Anhänger anzufachen und mit Lügenmähren die Stadt zum Aufstand zu reizen. Die Steinmetzen allein stehen in Treue zu ihrem Bischof, der nur zu bald durch den dämonischen Famulus Fausta's, den Anguis Mali, gemeuchelt wird. Nun führt Fausta den Sturm gegen Alberti Kloster, der allein noch die Pforten bewacht, seine Schüler sind längst

schon zu Fausta übergelaufen (Thomas war nach Italien gegangen); mit brechendem Herzen liefert er die Schlüssel des Klosters aus, das in Brand gesetzt wird. Trostlos geht er am Rheine, da treffen ihn die Zwerge, die Todesmähre von Schneewitchen anzusagen; aber diesesmal kann nur der Grafensohn helfen. Die Zwerge finden ihn endlich, wie er siegreich zu Aachen gekrönt wird; der eilt auf hohem Rosse in das Siebengebirge, erweckt die Braut und zieht gen Köln. Froh vernimmt Fausta seine Wiederkehr, da sie Schneewitchen für todt hält; nun gilt es ihren Gemahl aus der Welt zu schaffen, dieser sitzt, im Zaubermantel eingehüllt, beständig in Einsamkeit, dem alten Schmerze nachsinnend; Anguis Mali soll ihn ermorden, der Dolch springt an den Edelsteinen ab; seines Weibes Ränke durchschauend eilt er zu Schneewitchen, die ihm mit dem kaiserlichen Bräutigam unter zahllosen Schaaren Volks begegnet. Fausta erkennt ihren Irrthum, sie wird von ihren Buhlen an den Rhein gehetzt und Anguis Mali stürzt sich mit ihr in die Wasser. Die Verführten wenden sich reuevoll zu Albertus zurück. Schneewitchen aber wird im vollendeten Chore des Kölner Domes mit dem Kaiser getraut. Nun ist der Fluch, der auf den Landen lag, gesühnt und die deutsche Herrlichkeit vom Todesschlaf erweckt!

Das wie der „treue Eckart" desselben Dichters im Nibelungentypus gehaltene Werk macht einen schönen wohlklingenden Eindruck. Ueber die Zulässigkeit einzelner Erfindungen wollen wir mit dem Dichter nicht rechten. Trotz manchen dem rigorosen Tadel leicht zugänglichen Einzelnheiten, zieht sich doch durch das Ganze ein schöner tieferer Sinn, der freilich mehr räthselhaft errathen werden will, statt fest umschrieben ausgesprochen zu werden. Herr Pape beurkundet einen bedeutenden Fortschritt; wird sich sein Wollen und Können ganz ausgeglichen haben, so steht von ihm sicherlich ein vollendetes Kunstwerk zu erwarten, zu dem wir ihm dann eine andere Form, etwa die modern epische oder die dramatische, rathen möchten.



